Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:
Jacob Frohschammer, Albert, König von Sachsen, Karl Stauffer-Bern.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 67. Bandes.

October. — November. — December.

1893.

Mit den Portraits von:
Jakob Frohschammer, Albert, König von Sachsen, radirt von Johann Lindner in München und Karl Stauffer-Bern, radirt von Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe.

Siebenundsechzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1893.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVII. Band. — October 1893. — Heft 199.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jakob Frohschammer.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Oktober 1893.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Jakob Frohschammer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Prof. J. Frohschammer

Werde, die Du bist!

Von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

In der Irrenanstalt des Doctor Behrend, in der Nähe Berlins, machte eine alte Frau — sie mochte nah an sechzig sein — Aufsehen. Sie hatte feine, interessante Gesichtszüge, starkes graues Haar und große grünlich graue Augen. Niemals starrten diese Augen in's Leere. Entweder schienen sie, erloschen für die Außenwelt, innerlich etwas zu schauen, oder sie waren emporgerichtet, bald mit dem Ausdruck eines leidenschaftlichen, irrenden Suchens, bald mit Entzücken sich an einen Gegenstand festsaugend. Die Augen einer Seherin. Diese wundersamen Augen gaben dem Kopf den Charakter einer jüngeren Frau.

Sie verhielt sich meist schweigsam. Zuweilen aber fing sie an zu reden, dann war es, als hielte sie Zwiesprach mit übernatürlichen Wesen. Unermeßliche Melancholie oder dithyrambische Verzückung athmeten ihre Worte. Sie sprach tiefsinnige und erhabene Gedanken aus, in einer Form, die an Nietzsches Zarathustra erinnerte.

Man hätte glauben sollen, daß diese alte Frau eine große Dichterin gewesen und daß ein Uebermaß geistiger Erregung die Gehirnstörung bewirkt habe. Das Gegentheil war der Fall.

Der Nervenarzt, der sich für diese merkwürdige Form von Irrsinn interessirte, zog Erkundigungen über ihr Vorleben ein. Was er erfuhr, setzte ihn in das höchste Erstaunen und war in keiner Weise angethan, das Räthsel ihres Wesens zu lösen.

Alle, die die Gattin des Geheimen Kanzleiraths Schmidt gekannt hatten, stimmten darin überein, daß sie eine gute, brave, etwas beschränkte und

philiströse Hausfrau gewesen, unwissend und völlig im Familienleben aufgehend. Sie hatte zwei Töchter, die längst verheirathet waren. Ihr Verhältniß zu den Kindern war jederzeit ein überaus herzliches gewesen. In den letzten acht Jahren hatte sie in aufopfernder Weise ihren gelähmten Mann gepflegt. Nach seinem Tode mochte sie sich etwas vereinsamt gefühlt haben. Sie war zum Besuch bei ihren verheiratheten Töchtern gewesen. Keiner der Anverwandten hatte die geringste Excentricität an ihr bemerkt, nur war sie ihnen etwas schweigsamer und in sich gekehrter als sonst vorgekommen, was in der Trauer um den Gatten und in ihrer Vereinsamung eine ausreichende Erklärung fand.

Dann hatte sie allerdings, ziemlich plötzlich, und von ihren Töchtern gemißbilligt, ganz allein größere Reisen unternommen, trotz ihrer beschränkten Mittel. Bald nach ihrer Rückkehr war der Irrsinn zum Ausbruch gekommen.

Die Kranke nahm wenig Nahrung zu sich, sie magerte zusehends ab, so daß schließlich die großen flimmernden Augen in dem bleichen Gesicht unheimlich wirkten. Es war, als wenn die Seele allmählich den Leib verzehrte, verzehren wollte.

Eigenthümlich war, daß diese alte Frau mit einer gewissen Zärtlichkeit an dem Costüm hing, das sie trug, als man sie in die Anstalt brachte: Ein schwarz wollenes Kleid, das den Schnitt aus dem Zeitalter Marie Antoinettes hatte. Das volle graue Haar, an den Spitzen leicht gelockt, fiel ihr fast bis auf die Schulter. Im Laufe der zwei Jahre, die sie in der Anstalt zubrachte, war es weiß geworden. Als man ihr das Haar aufstecken wollte, litt sie es nicht. Dasselbe geschah, als man ihr für das abgetragene Kleid ein neues, von anderem Schnitt reichte. Sie war nicht zu bewegen, es anzuziehen. Man mußte ihr ein Costüm genau nach dem Schnitt des alten anfertigen lassen.

Man hatte beobachtet, daß sie allsonntäglich, wenn in der kleinen Capelle die Orgel zu spielen begann, einen welken Myrtenkranz aus ihrer Commode nahm; der Arzt vermuthete, ihren Brautkranz. Sie schmückte sich mit dem Kranz und blieb, die Hände gegen die Brust gedrückt, die Augen mit einem gespannten Ausdruck auf die Thür gerichtet, mitten im Zimmer stehen, bis die Orgel verklang. Dann legte sie, den Kopf leise schüttelnd, den Kranz zurück, verhüllte ihr Gesicht mit einem schwarzen Schleier und nahm den ganzen Tag über keine Speise zu sich.

Einige Male war sie von ihren Töchtern besucht worden. Sie waren beim Anblick der Mutter ebenso verwundert wie betrübt gewesen. Sowohl im Ausdruck als in den Zügen fanden sie sie völlig verändert und vermochten kaum, sich in eine kindliche Beziehung zu dieser fremdartigen Erscheinung hinein zu denken.

Die Kranke, als sie ihre Töchter sah, schien sich auf etwas zu besinnen. Allmählich gerieth sie in eine Unruhe, die sich so steigerte, daß der Arzt den Besuch abkürzen mußte. Als die Töchter ein zweites Mal kamen und

Google

sich dieselbe Erregung bei ihr kund gab, bat er die jungen Frauen, ihre Besuche für einige Zeit einzustellen, entließ sie aber mit der Hoffnung für die Wiederherstellung der Mutter.

Seit zwei Jahren nun beobachtete Dr. Behrend, im Interesse der psychologischen Wissenschaft, mit intensiver Spannung dieses seltene Beispiel eines gestörten Geistes, bei dem die Störung gewissermaßen ein neues Individuum geschaffen hatte. Sie fühlte das Interesse, das er an ihr nahm, und oft heftete sie ihre Augen minutenlang auf ihn, wie mit einer forschenden Frage, einem düster schmerzlichen Erstaunen.

Eines Tages kam ein junger, süddeutscher Arzt, ein Studiengenosse des Irrenarztes, in die Anstalt, um dieselbe zu besichtigen. Dr. Behrend erzählte ihm von seinem interessanten Fall und willfahrte gern dem Collegen, als dieser den Wunsch aussprach, die Patientin zu sehen.

Gerade an dem Tage — es war ein Sonntag — vollendete die Kranke ihr sechzigstes Lebensjahr. Die Töchter hatten Blumen geschickt, das ganze Zimmer duftete davon.

Als die beiden Aerzte eintraten, war sie dabei, die Blumen über den Fußboden hinzustreuen. In das weiße Haar hatte sie den verdorrten Myrtenkranz gedrückt. Mit den spitzen bräunlichen Stielen und den welken Blättchen zwischen denen nur hie und da noch ein paar todte vergilbte Blüthen schwankten glich er einer Dornenkrone. In der Hand hielt sie eine vertrocknete Passionsblume.

Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes. Als die Greisin den fremden Arzt erblickte, überzog eine tiefe Röthe ihr Gesicht. In ihre schattenhafte Erscheinung kam pulsirendes Leben, in ihre Augen flackerndes Licht.

„Johannes!“ und sie streckte dem Fremden beide Hände entgegen. Ihre Stimme klang weich und voll.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest. Wenn ich Deine Myrte trage, sehe ich in die Ferne. Ich sehe Dich.“

Sie berührte mit der Hand den welken Kranz. „An jenem Tag, als Du mir die Myrte gabst, hast Du Dich mir verlobt. Komm! Komm! Die weiße Opferflamme brennt in der güldenen Schale, Du weißt, in der Höhle auf Capri. Wir dürfen ihn nicht warten lassen, den Silberhaarigen. Hörst Du das metallne Singen aus der Tiefe? Die Sirenen! das blaue Meer, sie tragen's als Juwel an der Brust. Sie singen mit blutrothen Lippen. Sie singen das Brautlied. Und ich küsse Deine Seele.“

Die letzten Worte hatte sie halbsingend gesprochen. Sie küßte die welke Blume in ihrer Haud, und langsam, ohne ihn anzusehen, schritt sie auf ihn zu.

Doctor Behrend, peinlich von der Scene berührt, und in der Besorgniß, daß etwas Ungehöriges geschehen könne, ergriff die Irre am Arm und sagte hart und laut, wie er sonst nie zu ihr sprach:

„Besinnen Sie sich, Frau Schmidt, vergessen Sie nicht, daß Sie eine alte Dame sind.“

Google

Die Kranke schauderte und sah erst ihn, dann den fremden Arzt an. Eine unheimliche Veränderung ging in ihrem Gesicht vor. Fluchtartig irrten die Augensterne in ihren Kreisen. Allmählich schienen die Züge zu erstarren. Wie ein brennendes Scheit, das plötzlich in sich zusammen sinkt und Asche wird, so brach ihr Körper zusammen. Sie wäre zu Boden gestürzt, wenn Doctor Behrend sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Eine tiefe Ohnmacht umfing sie.

Man brachte sie zu Bett. Als die Ohnmacht in Schlaf übergegangen war, kehrte Doctor Behrend zu seinem Collegen zurück. Er versicherte ihm, daß die Kranke noch niemals einen ähnlichen Anfall gehabt. Von erotischem Wahnsinn habe sich bisher bei ihr keine Spur gezeigt. Er würde annehmen, daß sie den Collegen mit ihrem verstorbenen Gatten identificirt, aber dieser habe Eduard geheißen.

„Und ich heiße Johannes," entgegnete der Fremde in trüber Verstimmung.

„Höchst sonderbar! Und daß sie sich einbildete, Sie zu kennen."

„Sie kennt mich. Ich traf sie vor drei Jahren auf Capri. Mir fiel damals ihre eigenthümliche Erscheinung auf. Sie trug dasselbe Kleid, oder ein ähnliches wie heut."

Ob er näher mit ihr bekannt geworden, forschte Doctor Behrend.

Durchaus nicht. Er erinnere sich nicht, mit ihr gesprochen zu haben. Obgleich sie im Hotel Pagano ihm gegenüber gesessen, habe sie sich nie in die Unterhaltung gemischt, doch sei es ihm vorgekommen, als ob sie aufmerksam auf Alles, was er gethan und gesprochen, geachtet habe. Wenn er ihr aber auf Spaziergängen begegnet, so sei sie ihm ausgewichen.

Doctor Behrend bat ihn, Alles mitzutheilen, was er über sie in Erfahrung gebracht.

„Es ist nicht viel," antwortete der junge Arzt etwas zögernd.

„Sie hatte ein scheues Wesen, als ob sie um Entschuldigung bäte, daß sie überhaupt da sei. Merkwürdig war, wie verschieden sie aussehen konnte, bald wie eine hinfällige Greisin, und dann wieder schien sie eine kaum Vierzigjährige.

Einmal traf ich sie unten am Meer, an der kleinen Marine. Sie hatte ihren jungen Tag. Sie bückte sich hinab zum Wasser und murmelte mit lächelnden Lippen vor sich hin. Da sah sie mich und wurde roth wie vorhin. Ich habe immer ein peinliches Gefühl, wenn ich eine alte Frau erröthen sehe. Ich wollte sie ansprechen und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß sie plötzlich ganz alt und hinfällig wurde. Fremd, fast böse, blickte sie und wandte sich mit einer zuckenden Bewegung der Arme ab. Sie wollte augenscheinlich nicht gestört werden, und so ging ich weiter.

Ein ander Mal bemerkte ich sie auf einem der Felsen, die aus dem Meer emporragen, nicht eben hoch. Sie stand hoch aufgerichtet, mit den Armen nach hinten das Felsstück umklammernd. Ihre Blicke schweiften über

Google

das Meer mit dem Ausdruck, den Menschen haben, die mit der Welt fertig sind, und die auf dem Sprung stehen, eine andere aufzusuchen. Ich blieb stehen, in einer Art Bangigkeit, sie könne sich hinabstürzen wollen. Ich hielt sie für eine Dichterin, die incognito bleiben wollte. Mir kam der Einfall, ihr irgend eine Art Huldigung darzubringen. Sacht stieg ich hinter ihr an dem Felsen empor und warf ihr einen Myrtenstrauß, den ich frisch gepflückt hatte, vor die Füße. Sie schien nicht verwundert und blickte sich nicht um, lächelte nur und drückte den Strauß an ihre Brust. Sie hatte in diesem Augenblick die Physiognomie eines jungen Mädchens, und ich bedauerte lebhaft, daß sie keins war.

„Der Zufall ist zuweilen grausam. Als ich später in den Vorraum des Speisesaales trat, wo sich die Gäste zu versammeln pflegen, näherte sich mir mein Tischnachbar, ein Herr, der für witzig galt, und fragte mich, ob ich vorhin unser vis-à-vis auf dem Felsen bemerkt hätte, die „reine Sappho aus den Fliegenden Blättern". In einer Anwandlung jener niedrigen Feigheit, die uns zuweilen gegen bessere Einsicht zum Echo fremder Lieblosigkeit macht, antwortete ich: „Ja, ich habe „die Großmutter Psyche" gesehen." Kaum war mir der häßliche Spott entschlüpft, so beschlich mich die unheimliche Empfindung, als stände sie hinter uns. Und sie stand hinter uns. Sie erinnerte mich in jenem Augenblick mit den geöffneten Lippen und den großen, starren und entsetzten Augen an eine Medusa. Wie geistesabwesend trat sie einen Schritt zu mir heran, griff mit einer mechanischen Bewegung nach der Passionsblume, die ich in der Hand hielt, und ging hinaus. Ich war fest entschlossen, auf irgend eine Art gut zu machen, was ich gefrevelt. Es war mir nicht vergönnt. Ich sah sie nicht wieder. Am andern Morgen war sie abgereist. Und daß ich sie nun hier wiederfinde — peinlich ist es für mich, sehr peinlich.

„Es trifft Sie kein Vorwurf," beschwichtigte ihn Doctor Behrend, und mit einem leichten Achselzucken setzte er hinzu: „Anachronismus des Herzens. Nichts Seltenes bei bejahrten Frauen mit allzu sensiblem Nervensystem."

Der Fremde verließ die Anstalt, nachdem er den Irrenarzt gebeten, ihn von dem ferneren Schicksal der Greisin in Kenntniß zusetzen.

Als Doctor Behrend die Kranke wieder aufsuchte, war sie erwacht. Sie hatte die Fenster weit öffnen lassen. Sie bedeutete die Wärterin, sie mit dem Arzt allein zu lassen. Sie athmete langsam und tief, als tränke sie lebensgierig mit intensivem Bewußtsein die letzten Tropfen aus dem Becher der Zeit. Ihre Nasenflügel zitterten leise. Das Gesicht war ganz durchgeistigt, jede Falte war daraus verschwunden, wie es sonst erst nach dem Tode zu geschehen pflegt.

Noch ehe sie sprach, wußte der Arzt, daß ihr Geist wieder gesund war. Sie reichte ihm die durchsichtige Hand. „Ich danke Ihnen für all Ihre Sorgfalt und Theilnahme, und daß Sie mich still haben gewähren

Google

lassen. Hier in Ihrer Anstalt war ich weniger irre als während meines ganzen früheren Lebens. Großes habe ich gedacht, Herrliches geschaut. Träume und Visionen sind ja auch Leben. Wie dem Siegfried ward mir der Vögel Sprache kund.

Sie zeigte auf ein Buch, das auf ihrer Commode lag. Er brachte es ihr.

Ich habe nach dem Tode meines Mannes angefangen, ein Tagebuch zu schreiben. Ich bitte Sie, es zu verbrennen. Sie sind Psychologe. Möchten Sie erfahren, wie und warum mein Geist gestört wurde, so lesen Sie es, bevor Sie es vernichten. Niemand sonst soll es lesen.

Er nahm das Buch aus ihrer Hand.

„Ich möchte nicht begraben sein," sagte sie nach einer Pause. „Verbrannt. In Flammen emporlodern — in Flammen! Das will ich."

Und wieder nach einer Pause: „Viele Frauen sterben am Kreuz, ob nur um todt zu sein, wie der arme Schächer, ob für die Andern, wie unser Heiland?"

Ihre Augen blickten weit hinaus, groß und glänzend, und blieben am Firmament hängen, als ob sie von oben eine Antwort erwartete. Dann senkten sie sich langsam und nahmen den Ausdruck seherischer, in's Innerste schauender Verzücktheit an. „Ja — für die Andern — die andern Frauen."

Sie bewegte leise die Lippen. Der Arzt meinte, sie betete, und ging still hinaus.

Wissenschaftliche Neugierde und persönliches Interesse an der Sterbenden trieben ihn, das Tagebuch sofort zu lesen. Hier sein Inhalt.

* * *

Ich muß schreiben — ja — ich muß! sonst — — was sonst? Ich weiß es nicht. Bin ich herzkrank? oder kommt es vom Hirn? das innere Nagen, diese Empfindung des Verblutens, Erlöschens, und dann wieder die wirbelnde Unruhe. Krankheit ist es. Was für eine Krankheit?

Schreiben muß ich, ich kann ja mit Niemandem sprechen. Und könnte ich es, ich thäte es nicht, nein, nie, um keinen Preis. Lachen würde man, lachen über die alte Frau, die froh sein sollte, daß sie das liebe Leben hat.

Ein alter Mann, das ist ein Mensch, der nicht mehr lange lebt, dessen Tage gezählt sind, aber er lebt! Eine alte Frau aber, die arm ist und Wittwe, die ist so gut wie todt. Wozu lebt sie noch! Ob das an mir frißt, daß ich noch da bin, ohne zu wissen, wozu?

Ja, ich muß schreiben, damit ich nicht verrückt werde. Lebte ich dreihundert Jahre früher, ich würde denken, ich wäre besessen. Wovon? von dem Teufel? Es ist doch nichts Böses in mir.

Ist es der Tod? schüttelt mich der wilde Schauder der Natur vor dem Ende? Nein, ich fürchte das Ende nicht. Es ist nichts Grinsendes, Furcht-

Google

einflößendes, das mich aufreibt. Etwas Starkes ist's, wundersam Drängendes, etwas, das an's Licht will. Geburtswehen? was will geboren werden? ich weiß es nicht.

Nur ruhig, ruhig! ich schreibe ja, um ruhig zu werden.

Warum will ich eigentlich nicht verrückt werden? Giebt es nicht Wahnvorstellungen, berückende, schöne? Wenn ich mir nun einbildete, ich wäre — — Fort! fort! ich will sie ja loswerden, diese Verworrenheiten, die schwarzen Schatten und auch die leuchtenden Erscheinungen.

Kalt und nüchtern will ich prüfen, wie das kam, das ich so geworden bin. Eine Art Nekrolog will ich von mir schreiben. Ich bin ja am Ende. Es kann nichts mehr kommen. Ich will einfach das Leben von Agnes Schmidt erzählen, die 54 Jahre alt ist und seit zwei Jahren Wittwe, mit einem Einkommen — Lebensversicherung und Pension eingerechnet — von 2500 Mark.

Erzählenswerthes in meinem Leben? giebt es das? Und was wäre das?

Ich habe lange dagesessen mit der Feder in der Hand und mich besonnen. Nichts, nichts!

Bin ich wirklich Agnes Schmidt? ganz sicher Agnes Schmidt? Ich war es ganz bestimmt, bis mein Mann starb. Und nun, allmählich ist mir, als schwände Agnes Schmidt immer mehr aus meinem Gesichtskreis, in weite Fernen hinaus, ein Schatten, der vor mir her ist, und der Schatten wird immer fahler, dünner, und an seine Stelle —

Ruhig! ruhig! Ja, wie kam das! Es war doch von jeher Alles so in fester, schöner Ordnung gefügt. Ein so einfaches, gut und ganz ausgefülltes Leben, das meine.

Ich will mit dem Anfang anfangen, mit dem Kinde Agnes. Ein braves Kind, ein sanftes und ein hübsches Kind. Ich habe meinen Eltern keine Sorge gemacht. Ich that, was man von mir verlangte. Sie zogen mir aber den Bruder vor, und wenn ich später weder Musik noch Zeichnen noch Sprachen oder sonst etwas lernte, so war es, weil dem Bruder Alles, was gespart werden konnte, zu gute kam. Jetzt weiß ich, warum man mir den Bruder vorzog; weil er der Sohn war und ich nur die Tochter. Und der Sohn machte den Eltern viel Kummer, den größten, als er starb, kaum zwanzigjährig. Ich glaube bestimmt, die Eltern hätten es weniger bitter empfunden, wenn ich gestorben wäre. Ich konnte doch nichts dafür. Seitdem wurde ich noch braver, ich hatte auch kaum Zeit und Gelegenheit, anders zu sein. Das Gehalt meines Vaters — er war Kanzleirath — war klein. Die Muttter und ich, wir hielten getreulich Alles zusammen. Kaum zwölfjährig half ich schon in den Stunden, die mir die Schule freiließ, im Haushalt, in der Küche, bei der Wäsche. Ich that auch Alles recht gern; es fiel mir gar nicht ein, daß es anders hätte sein können. Alle Mädchen, die wie wir in einfachen Verhältnissen lebten, thaten so ziemlich dasselbe. Ich war heiter, zufrieden und kerngesund. Die Privatschule, in die man

Google

mich schickte, muß dürftig gewesen sein. Ich habe nie richtig orthographisch schreiben gelernt, und auch sonst nichts Rechtes. Und doch verdanke ich dieser Schule hier und da eine Sonntagsstimmung, wenn wir die Classiker lasen. Einmal mußte ich ein Schiller'sches Gedicht declamiren. Ich that es mit glühenden Wangen und so pathetisch, daß die ganze Klasse lachte. Ich schämte mich, that es nie wieder und leierte von da an die Gedichte herunter wie die Andern auch. Ich bin wohl immer scheu und empfindsam gewesen.

Aehnlich erregte es mich, wenn Nachts der Mond auf mein Lager schien. Ich stand auf, stieg auf einen Tisch, der am Fenster stand, und sah herzklopfend hinaus in die silberne Traumwelt. Einmal fiel der Tisch um. Es gab großen Lärm im Hause. Ich wurde gestraft und erfuhr, daß ich etwas sehr Böses gethan hatte. Und wenn der Mond mich wieder locken wollte, dann zog ich die Bettdecke über den Kopf. So lehrte man mich erkennen, was gut und böse ist.

Ich träumte oft, daß ich fliegen könnte, weit, weit fort, und so hoch, wie der Himmel ist. Ich ärgerte mich dann, wenn ich aufwachte. Es war so wunderschön gewesen, das Fliegen. Meine Mutter war gewiß eine brave Frau. Ich weiß nicht mehr viel von ihr. Doch erinnere ich mich, daß sie streng auf Ordnung und Schicklichkeit hielt. Was die Andern thaten, das war für sie das Richtige. Es würde sie beunruhigt haben, wenn mein Kleid einige Centimeter länger oder kürzer gewesen wäre als das der übrigen Schulkinder. Wir kleideten uns nach dem Kalender, nicht nach dem Thermometer. Die Mutter lebte eigentlich nur für den Vater. Der war wohl etwas verkümmert. Von mir nahm er kaum Notiz. Er wußte nicht, was er mit mir reden sollte. Ich glaube, er hielt Söhne nur für rechte Kinder. Mädchen müssen doch wohl untergeordnet sein, da Eltern immer enttäuscht sind, wenn ihnen Töchter anstatt Söhne geboren werden.

Ab und zu, an Sonntagnachmittagen durfte ich lesen. Als ich herangewachsen war, las ich unsinnig gern die Romane von der Marlitt. Marlitt'sche Romane und an Festtagen Apfelkuchen mit Schlagsahne, das waren die Extrafreuden der Tochter des Kanzleiraths.

Als ich noch sehr jung war, bewarb sich ein junger Beamter, der im Bureau meines Vaters arbeitete, um mich. Meine Eltern meinten, er wäre tüchtig und rechtschaffen und den Ansprüchen, die ein einfaches, mittelloses Mädchen machen könne, angemessen.

Er gefiel mir, eine Verlobung gefiel mir noch mehr. Was mich aber unwiderstehlich lockte, war die Vorstellung von dem weißen Atlaskleid mit der Schleppe, von dem Myrtenkranz und dem Schleier.

Die Ehe lag noch in so weiter Ferne. Was sie sei, und was sie für Anforderungen an das Weib stelle, darnach fragte ich nicht, und Niemand belehrte mich darüber.

In gelassenem Frohsinn flossen die vier Jahre meines Brautstandes dahin. Während dieser Zeit war ich noch viel beschäftigter als früher. Ich

Google

nähte meine ganze Ausstattung selbst, wie es sich gehörte. Ich lernte kochen und schneidern, um für alle Fälle gerüstet zu sein, wie meine Mutter sagte. Und Abend für Abend kam mein Bräutigam, Eduard Schmidt, und ich schnitt und belegte ihm die Butterbröte, und er kam mir so recht gescheut vor, weil er soviel wußte, wovon ich keine Ahnung hatte.

Ich hatte Eduard wirklich lieb. Ich glaube, jeder Mensch muß irgend Jemand lieb haben; für mich war es Eduard.

Eines Tages aber war Hochzeit. Nach einer kurzen Hochzeitsreise bezogen wir eine kleine Parterrewohnung in der Philippstraße. Die Zimmer lagen nach Norden. Die Sonne schien nicht hinein.

In der ersten Zeit unserer Ehe war ich weniger heiter und zufrieden als im Brautstand. Ich hatte auch Eduard weniger lieb. Ich bin wohl kalt und scheu von Natur, und mein innerstes Wesen sträubte sich gegen Vieles, was zur Ehe gehört. Als ich ihm zwei Kinder geboren, sah Eduard ein, daß für einen noch größeren Zuwachs der Familie sein Gehalt nicht ausreichen würde. Und von da an lebten wir friedlich und gut mit einander, in einer wolkenlosen Ehe, die dreiunddreißig Jahre währte.

Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, meine ich, daß er ein ehrenwerther Mann war, ganz Bureaukrat. Er hatte jederzeit die Ansichten, die ihm als Beamter zukamen, nicht aus Liebedienerei, sondern aus ehrlichem Pflichtgefühl. Er war meiner Mutter so wahlverwandt wie möglich. Daß er, von seiner Superiorität mir gegenüber überzeugt, etwas eigenwillig und streng in seiner Anforderung an mich war, that dem Frieden unserer Ehe keinen Abbruch. Ich machte ihm nie Opposition, richtete vielmehr Alles ganz so ein, wie er es wünschte. Er hatte sich im Interesse der Seinigen hoch in der Lebensversicherung eingekauft. Da mußte ich fleißig die Hände rühren, damit wir auskamen. Ich that, was ich konnte, es war auch wirklich nicht zu viel. Alle jungen Frauen, die unbemittelte Beamte geheirathet hatten, thaten dasselbe, und ich that es gern. War ich doch von Jugend auf daran gewöhnt.

Gegen Abend war ich immer bereit, mit Eduard spazieren zu gehen. Nur ging er meistens so schnell, daß es mich etwas anstrengte. Vor dem Schlafengehen spielte er gern Karten. Ich spielte nicht gern Karten, freute mich aber, daß ich ihm den kleinen Dienst leisten konnte. Und dann war ich so müde und schlief so gut. Ich war gesund, mein Mann war glücklich und zufrieden, meine Töchter Grethe und Magdalene gediehen. Herzige muntere Kinder, die ich von ganzem Herzen liebte, die aber dafür sorgten, daß ich tüchtig schaffen mußte.

Und ein Tag war wie der andere. Wie auf Rollen glitt mein Leben dahin, schnell, schnell. Nur wenn ich ein paar Stunden hinter einander an der Nähmaschine sitzen mußte, das machte mich nervös. Dann hatte ich zuweilen eine merkwürdige Empfindung: ein rieselndes Zittern in den Nerven. Der Faden riß, die Nadel fiel mir aus der Hand, und ich horchte auf, als

Google

müßte etwas geschehen, was, hätte ich nicht sagen können. Ein vages Erstaunen über die Frau, die da an der Nähmaschine saß und so emsig stichelte, ein plötzliches Michfremdfühlen in der lieben gewohnten Umgebung. Doch das ging immer schnell vorüber.

Ich entbehrte eigentlich nichts, als daß ich so wenig zum Lesen kam. Ich las so gern. Ich tröstete mich aber damit, daß, wenn meine Mädchen groß oder verheirathet wären, dann würde ich Zeit, soviel Zeit haben zum Lesen, ganze Nachmittage und Abende.

Und sie wurden groß, und ich konnte weniger als je lesen; denn nun gingen sie in Gesellschaften, und wir mußten die Einladungen erwidern. Das Herrichten der Toiletten, das Sorgen um die Mahlzeiten nahmen mich völlig in Anspruch. Das war auch die Zeit, wo mir oft das Herz schwer wurde, um meiner Mädchen willen. Das eine Mal ängstigte ich mich, Magdalene könne sich mit einem Ausländer, dessen Charakter keine Garantie für eine gute Ehe bot, verloben. Das andere Mal quälte mich die Vorstellung, daß der junge Fabrikherr, der Grethe schon so lange den Hof machte und dem ihr Herz gehörte, vielleicht nur ein leichtfertiges Spiel mit ihr triebe. Drei Jahre dauerte dieses Bangen und Unbehagen, eine Zeit, in der ich ganz in den Leiden und Freuden meiner Töchter aufging. Schließlich wendete sich Alles zum Guten. Grethe heirathete den jungen Fabrikherrn und Magdalene einen Amtsrichter. Betrübend war es für mich, daß keine von Beiden in Berlin blieb.

Ich wunderte mich im Stillen etwas, daß sie gerade diesen Männern ihre Neigung geschenkt hatten, war aber doch froh, sie gut versorgt zu wissen.

Heiterer als je sah ich in die Zukunft. Grethe und Magdalene wollten uns oft in Berlin besuchen, und ich wollte alljährlich einmal mit Eduard zu ihnen kommen.

Und wir würden reisen. Eduard versprach es mir. Bisher hatten wir nur ab und zu in der Nähe von Berlin auf vier Wochen eine Sommerfrische gehabt, in Misdroy oder im Harz, wohin wir regelmäßig das Dienstmädchen mitnahmen, um selbst zu wirthschaften. Das hatte in dem kleinen Badeorte manches Belästigende mit sich gebracht. Ich hatte immer doppelte Arbeit gehabt. Und wenn Nachmittags Spaziergänge unternommen wurden, war ich schon müde und blieb am liebsten zu Haus. Und begleitete ich ab und zu die Meinigen, meine Gedanken blieben doch zurück bei dem Dienstmädchen, bei dem Abendessen. Auch mußte ich mich anstrengen, mit den Andern Schritt zu halten.

Nun sollte Alles anders werden. Wir hatten jetzt Geld genug. Weit, weit fort wollten wir reisen, in die Schweiz, nach Tirol, vielleicht bis nach Oberitalien. Es sollte nicht sein. Wenige Wochen nach der Verheirathung der Töchter erkrankte Eduard. Er genas nicht mehr. Ein Rückenmarksleiden entwickelte sich, das ihn acht Jahre an's Krankenbett fesselte. Acht Jahre lang pflegte ich ihn. Mit dem liebevollen Eigensinn des Kranken nahm

Google

er von Niemand, außer mir, auch nur die kleinste Handreichung. Er aß nur, was ich ihm selbst bereitete, und war doch unzufrieden, wenn ich das Krankenzimmer verlassen mußte. Armer, armer Eduard! Nie war jede Stunde meines Lebens so ausgefüllt, als während dieser langen Krankheit.

Von einer Reise zu meinen Töchtern konnte keine Rede sein. Ab und zu kamen sie wohl auf einen Tag nach Berlin. Es war aber Alles so traurig im Hause, und ich hatte so gar keinen Augenblick Zeit für sie, daß ich nicht wagte, ihnen zuzureden, länger zu bleiben oder häufiger zu kommen. Die Fabrik von Grethes Mann lag in der Nähe von Magdeburg, und Magdalenes Mann war Amtsrichter in einer kleinen hannoverschen Stadt.

Im Laufe der acht Jahre schenkten sie mir vier Enkel. Ich lernte sie nicht kennen.

Meine Schwiegersöhne sah ich nur ganz flüchtig, wenn sie in Begleitung ihrer Frauen dem armen Kranken einen kurzen Besuch abstatteten. Ich war so ungeschickt, verstand auch so gar nicht, mich herauszureißen und etwas zu ihrer Zerstreuung zu thun.

Eduard starb. Ich habe innig um ihn getrauert. Unfaßlich war's mir in der ersten Zeit, daß er nicht mehr da war, ich ihn nicht mehr pflegen sollte. Bei Tage lief ich ruhelos durch die Zimmer, immer aufhorchend, ob er mich rufen würde. Oft, wenn ich Nachts erwachte, stürzte ich an sein Bett. Still, leer Alles um mich her.

Meine Töchter hatten mich vom Begräbniß aus gleich mit sich nehmen wollen. Ich hatte sie gebeten, erst einige Zeit vergehen zu lassen, bis ich gefaßter geworden. Sie sahen es ein und ließen mich. Ich mußte versprechen, so bald als möglich zu kommen.

Einige Wochen noch hatte ich mit dem Ordnen des Nachlasses zu thun, dann war ich fertig mit Allem. Ich war müde von dem schweren Tagewerk der letzten Jahre, ich durfte mich ausruhen. Warum kam die Ruhe nicht? Sie kam nicht. Und nun fing es an, ganz allmählich, das Seltsame, das Nagen, das Grübeln, das Schreckliche.

Ich saß stundenlang und that nichts und dämmerte so hin. Dann lief ich von der Wohnung auf die Straße und wieder zurück von der Straße in die Wohnung. Ich hatte solche Unlust, zu meinen Töchtern zu reisen. Die Schwiegersöhne kannte ich so wenig, die Enkel gar nicht. Und zu mir konnten sie nicht kommen. Grethe erwartete ihr drittes Kind, Magdalene konnte im Haushalt nicht einen Tag entbehrt werden. Sie wußten ja auch, ich war wohl, mir ging nichts ab. Mir geht ja auch wirklich nichts ab. Oder — was denn?

Ich hatte meinen Töchtern geschrieben, ich würde im Frühjahr kommen, im Frühjahr aber schrieb ich, daß ich erst im Herbst reisen würde. Jederzeit wäre ich herzlich willkommen, haben sie geantwortet.

Es war Alles so gut in meinem Leben gewesen. Kein großer Kummer hatte mich heimgesucht. Selbst Eduards Krankheit war ein sanftes, all-

Google

mähliches, fast schmerzloses Erlöschen gewesen. Er hatte sich zuletzt noch so gefreut, als er den Titel Geheimrath erhielt. Ihn zu pflegen hatte mir wohlgethan. Nun konnte ich lesen, lesen, so viel ich wollte. Und ich lese, Romane wie ich sie früher liebte, in der Art der Marlitt. Sie gefallen mir nicht mehr, ich lese oft mechanisch, ohne zu wissen, was. Es ist mir so gleichgültig, was darin steht, aber so gleichgültig.

Ich machte feine Stickereien für die Kleider meiner Enkelchen. Grethe und Magdalene bedankten sich sehr schön dafür, ich las aber zwischen den Zeilen, daß diese Art der Stickerei nicht mehr Mode sei. Und ich sollte meine armen, alten Augen schonen, schrieben sie. Meine armen, alten Augen sind doch aber ganz gesund. Ich habe das Sticken aufgegeben.

Was nun? Ich begieße die Blumen, die Wasser genug haben, ich wische Staub von den Möbeln, auf denen kein Staub mehr liegt. Ich bleibe oft mitten im Zimmer stehen und sehe mich um, was ich thun könne. Wie häßlich mein Zimmer ist! So viel gehäkelte Deckchen! Ich nehme die gehäkelten Decken ab und lege sie wieder hin. Ich bin täglich auf den Kirchhof gegangen und habe die welken Blätter von den Blumen auf Eduards Grab gepflückt. Als ich merkte, daß diese Kirchhofgänge nur Gewohnheiten waren, gab ich sie auf.

* * *

Gestern fiel mein Blick zufällig in den Spiegel. Ich erschrak. Mein Gott, ich war ja eine alte Frau. So viel Falten und Runzeln. Seit wann war ich's denn? wie schnell das kommt. Ich hatte bisher nie an mein Aeußeres gedacht. Und wie dürftig, geschmacklos mein Anzug war! Das schwarz wollene Kleid mit der langen Taille, den engen Aermeln und der schwarz seidenen Schürze darüber, der kleine, altmodische, weiße Kragen mit der großen Porzellanbrosche, auf der Grethes Bild gemahlt war, aber ganz unähnlich. Und das schwarze Filetnetz über meinem glattgestrichenen, grauen Haar. Häßlich und alt! das war ich.

Ich stehe oft lange, lange am Fenster und sehe die Menschen vorübergehen. Sonderbar, Keiner weiß, daß ich hier oben stehe und ihm nachsehe. Und Keiner weiß vom Andern, Keiner von Keinem.

Wußte ich denn viel von Eduard? Was wußte ich denn? Daß er gern Rührei mit Schinken aß und daß ich ihm die Taschentücher immer nach der Nummer in den Schrank legen mußte, sonst wurde er böse.

Und er — was wußte er von mir? Von mir war ja nichts zu wissen. Wir waren beide rechtschaffene Leute, die ihre Pflicht thaten.

Und diese angstvolle Unruhe nun, als hätte ich ein böses Gewissen? Wem that ich was zu Leide? Oder ist es doch, weil Eduard starb? Im Anfang ja, da überfiel mich oft die schaudernde Verwunderung darüber, daß er todt war. Nun aber sind mir fast seine Gesichtszüge entschwunden. Gewaltsam will ich meine Gedanken zu ihm hindrängen, sie finden nicht,

Google

woran sie sich klammern können. Ich will an Grethe, an Magdalene denken. Aber es sind nur die Kinder und die jungen Mädchen, deren Bilder mir vorschweben. Ihr Frauenleben kenne ich ja nicht. Ich betrachte die Photographien meiner Enkel, die ich nie gesehen; die Vorstellung, daß es die Kinder meiner Töchter seien, vermag nichts über mich.

Ich suche nach Erinnerungen aus meiner Kindheit, aus meinem Eheleben — nichts. Ich lese Eduard's Briefe — nichts. Die Briefe meiner Tochter — nichts! nichts!

Aber etwas muß doch sein, irgend etwas.

Ich gebe es auf, mich zu beschäftigen. Ich nähe nichts mehr. Ich esse, was das Mädchen mir gerade vorsetzt. Ich begieße die Blumen nicht mehr. Sie vertrocknen. Immerzu. Ich vertrockne ja auch. Wenn Bekannte von früher mich besuchen, und sie sprechen von Wirthschaftsdingen, so wird es mir schwer, ihnen zuzuhören, und ich begreife nicht mehr, daß früher meine Gedanken an dem Wenden alter Stoffe, und an der Ausnutzung von Fleischresten hingen. Wenn sie wiederkommen, die Bekannten, lasse ich mich vor ihnen verleugnen. Ich will allein sein.

Es ist etwas in mir wie ein vages Erinnern an Weitentlegenes, das vor langer, langer Zeit gewesen, vielleicht nur Träume, die ich einst geträumt und vergessen habe.

Mignon, die hatte Italien nie gesehen und sehnte sich dahin mit allen Fibern ihres Herzens. Das Heimatsgefühl lag ihr im Blut. Bin ich auch so eine alte Mignon, die — — Ja, ich suche, wo ich daheim bin. Komische Vorstellung: eine alte Mignon mit einer großen Porzellanbrosche und — —

Ich habe gefunden, wo ich daheim bin, daheim sein muß — bei meinen Kindern. Dahin gehöre ich. Ich schreibe nicht mehr. Ich will meine Enkel kennen lernen. Magdalene war immer so herzig und sinnig. Zu ihr kann ich vielleicht von meinen zerrütteten Nerven sprechen. Sie weiß wohl Rath. Morgen schon reise ich. Ich *freue* mich darauf, sehr freue ich mich.

* * *

Acht Wochen später.

Ich schreibe doch wieder. Es ist nur schlimmer geworden. Vier Wochen war ich bei Grethe, und nun bin ich schon einen ganzen Monat bei Magdalene. Ich kenne jetzt die Art des Wahnsinns, zu der ich Anlage habe: Verfolgungswahn. Meine Töchter, meine Schwiegersöhne, meine Enkel, liebe, treffliche, frohe und glückliche Menschen alle, und doch — doch — ich möchte, ich wäre erst wieder fort, zu Hause. Es ist Alles so handfest bei ihnen, so nüchtern taghell.

Es machte mich gleich im Anfang nervös, daß meine lieben Kinder mich noch immer „Mämmchen" nennen. „Mutter," ein schönes Wort „Mämmchen" ist, als nähme man die Mutter nicht ernsthaft, nur so wie eine

Google

drollige Alte, als verpflichte es zu nichts. Und Eugen und Heinrich, meine Schwiegersöhne, sagen Mamachen zu mir. Große, erwachsene, fremde Männer nennen mich Mama. Es ist wohl Sitte so. Grethe und Magdalene, waren das wirklich noch ganz meine Töchter? Sie gehen allerwege in die Fußtapfen ihrer Männer. Sie sprechen mit ihren Worten, sie hören mit ihren Ohren, sie haben ihre Ansichten und Gewohnheiten angenommen.

Es ist gut, sehr gut, daß es so ist. Aber sie sind doch nun ganz neue Menschen geworden, und ich bin fast befangen ihnen gegenüber. Mein schlankes Lenchen ist jetzt stark, Grethe aber hat sich zu einem echten, rechten Weltkind entwickelt, und so klug ist sie. Ich staune ihre Klugheit an. Sie schüchtert mich etwas ein, und Heinrich, ihr Mann, der schüchtert mich auch ein. Und er hat doch soviel Wohlwollen für mich, immer ist er um meine Gesundheit besorgt. Wenn er mit Grethe einen Spaziergang oder einen Besuch machte, so meinte er, das sei nichts für Mamachen, Mamachen bleibt gewiß lieber bei den Enkeln. Er erlaubte auch nicht, daß ich mich der Abendluft aussetzte. Und da sie meist im Freien aßen, zog ich es dann vor, eine Stunde früher mit den Kindern zu Abend zu essen. Er will immer nicht glauben, daß ich noch ganz kräftig und gesund bin.

Ich merkte, Grethe war es oft peinlich, wenn ich mich so viel in den Hinterzimmern aufhielt. Ich beruhigte sie darüber, ich wäre am liebsten bei den Kindern. Es war nicht ganz so. Ich bin nur lieber bei den Kindern als — — Ich kann trotz aller Gegenversicherungen das Gefühl nicht los werden, daß ich meine Schwiegersöhne ein wenig in ihrer häuslichen Intimität beeinträchtige, vielleicht nur deshalb, weil ich ihre Schwiegermutter bin und auch alt und eine arme Beamtenwittwe.

Anfangs kam ich Abends öfter in Grethes Wohnzimmer und las da die Zeitung. Das Papier knitterte etwas. Ich sah, es machte Heinrich nervös. Könnte ich ihnen nur wenigstens etwas leisten!

Meinem Lenchen, die in einfachen Verhältnissen lebt, wäre es gewiß angenehm, wenn ich die Kinder etwas beaufsichtigte oder das Einkochen der Früchte, das ich früher so gut verstand. Ach, ich bin so unlustig geworden zu Allem und auch gleich müde. Als ich neulich zu einem Kindergeburtstag einen Kuchen backen wollte, da mißrieth er, und die Kinder fielen mit Neckereien über mich her. Sie tanzten wie kleine Wilde um mich her und sangen den Gassenhauer: „Wir brauchen keine Schwiegermama.“ Und alle lachten, die Erwachsenen auch, und es war auch wirklich so sehr drollig und doch — doch — Ich heiße hier immer nur die Schwiegermutter, und ich bin doch als Mutter da.

Ist es nicht auch drollig, wenn die Kleinen mich bei der Mutter anklagen: das Großmämmchen hat sich Cakes genommen, oder das Großmämmchen hat sich in Deinem Spiegel gesehen, Muttchen. Und Walterchen will nicht, daß ich bei Tisch Erdbeeren bekomme, weil dann für sein Kinderfräulein keine übrig bleiben.

Google

Wie sich Alle immer darüber amüsiren. Ich nicht. Stumpf bin ich geworden, stumpf. Ich habe nicht einmal mehr Sinn für die naiven Schelmereien der Kleinen. Ich hatte mir eine Großmutter anders gedacht, die Kinder wahrscheinlich auch. Sie mögen mich nicht besonders gern. Das ist ganz natürlich. Ich bin nicht lustig, bringe ihnen nichts mit und weiß keine Märchen. Blos weil ich ihre Großmutter bin und alt; das ist doch kein Grund, mich lieb zu haben. Sie spielen oft Krieg. Ich muß zuweilen den Feind vorstellen, den sie niederstechen. Und sie stechen und hauen mit ihren hölzernen Spießchen so tapfer auf mich ein, daß es mir ernstlich weh thut, ich lache aber und thue, als fände ich es reizend, sonst mögen sie mich noch weniger leiden, die herzigen Tollköpfe. Als ich neulich Walterchen etwas verbot, sagte er: „Dir gehorche ich nicht, Du bist ja nur eine Wittwe!" Weises Kind. Eine Wittwe, das heißt: Dein Mann ist todt. Du bist mit ihm begraben. Die indische Wittwenverbrennung hat doch einen tiefen Sinn — noch heut und nicht nur in Indien.

Ich bin keine Persönlichkeit. Ich bin Niemand, darum kann mich auch Niemand lieb haben, und auch meine Kinder — kaum — kaum.

Ab und zu habe ich Grethe einen Rath in Bezug auf häusliche Einrichtungen geben wollen. Sie meinte aber, das sei zu meiner Zeit so gewesen, jetzt sei Alles rationeller geworden. Oder sie antwortete gar nicht, nickte mir nur freundlich zu und dachte wohl: wozu dem alten Mämmchen erst lange widersprechen. Und Magdalene, die hat immer dieselbe Einwendung: „Aber Eugen sagt —" Und Eugen sagt wirklich — St! Schwiegermutter!

Einmal hatte ich bei Grethe über ein Naturheilverfahren bei Kinderkrankheiten gesprochen. Da stand Heinrich auf und sagte: „Bitte, Mama, nur nichts Medicinisches." Und am Tage darauf redeten wir von Mädchen-Erziehung. Da stand er auch auf und sagte: „Nur nichts über Erziehung, dann noch lieber Medicinisches." Ich weiß nicht mehr, was ich reden soll, und werde still und einsilbig; nur so das Allereinfachste sage ich, über das Wetter, über das blühende Aussehen der Kinder, und ich sage das nur so mechanisch, damit man mich nicht für mürrisch und unzufrieden halten soll.

Ich ertappe mich zuweilen, daß ich laut mit mir selber spreche. Thun das vielleicht alte Leute so häufig, weil Andere sie nicht hören mögen?

Ein ander Mal, als bei Grethe Gesellschaft war, hatte ich mir ganz feine, neue Handschuhe angezogen, um ihr Ehre zu machen. „Thu mir den Gefallen, Mamachen," sagte Heinrich, „und ziehe die Handschuhe aus, man sieht dann gleich, daß Du zur Familie gehörst." Einen Augenblick fuhr es mir durch den Sinn: hat er den Hintergedanken, daß ich in meiner dürftigen Erscheinung, als gebetener Gast, compromittirend bin? Für eine Mutter oder Schwiegermutter ist man nicht verantwortlich. Die muß man hinnehmen, wie Gott sie giebt. Ich bereute gleich diesen Gedanken.

Er lobte seinen Gästen gegenüber laut meine Herzensgüte, wie ich acht Jahre so treu meinen Gatten gepflegt u. s. w. Das war mir entsetzlich

Google

peinlich und verletzte mich wirklich. Und wieder dachte ich: Lobt er Dich etwa, wie eine Art Entschuldigung für Deine sonstige Kümmerlichkeit. Ich sage es ja — Verfolgungswahn!

Wenn ich von meinem Spaziergang heimkomme und ein besonders feiner Besuch ist bei meinen Kindern, so gehe ich die Hintertreppe herauf, leise, damit mich Niemand hört. Es ist unbequem für sie, das alte Mämmchen dem Gast erst vorstellen zu müssen, und darnach weiß man nicht, was man mit ihr anfangen soll. Es bedrückt mich, daß ich so unbeholfen bin, so würdelos im grauen Haar. Die Paar Höflichkeitsphrasen, die ab und zu ein Besuchender an mich richtet, irritiren mich. Sie brauchen ja nicht mit mir zu reden. Sie sollen es nicht.

So herzlich war mein Grethel beim Abschied und Heinrich so wohlwollend freundlich, wenn auch etwas zerstreut. Die Kinder bliesen eine Fanfare — allerliebster Einfall — oder — Humor, altes Mämmchen! Humor!

Magdalene macht soviel Umstände mit mir. Sie hat sich um meinetwillen ihres Teppichs beraubt. Neulich klagte sie über kalte Füße. „Wozu hast Du denn Deinen Teppich?" fragte Eugen. Sie gab ihm einen Wink. Und dann merkte ich, daß sie Mittags nicht wie sonst ihr Glas Wein trank. Sie spart es sich am Munde ab, um es mir zu geben. Es entfuhr ihr neulich, so unwillkürlich.

Magdalene ist, wie ich war. Ich sehe mich bei ihr wie in einem Spiegel. Sie nimmt auch oft von einer Speise nichts, damit ihr Mann recht viel davon haben soll. Nur verfährt sie bei Allem praktischer. Sie weiß es so einzurichten, daß ihr Mann dahinter kommt, wenn sie ihm ein Opfer bringt. Ich war immer in Angst, er könne es merken. Und Alles thut sie rascher, munterer und bewußter, als ich es that. Und ihr Mann — den liebt sie ganz anders, als ich Eduard liebte, ganz anders.

Er ist lustig, der Eugen, recht zu Scherzen aufgelegt. Meine beiden Schwiegersöhne, unerschöpflich sind sie in Schwiegermutter-Anekdoten. Eugen wundert sich immer so in seiner spaßhaften Art über meinen Appetit. Was Mamachen essen kann! beneidenswerth! Heinrich wunderte sich übrigens auch darüber. Er hielt lebhaften Appetit geradezu für eine Schwiegermuttereigenschaft.

Es scheint wirklich, daß ich unnatürlich viel esse. Es war mir peinlich. Ich gab mir eine Zeit lang Mühe, wenig zu essen, das gilt ja auch für zuträglicher. Neulich mußte ich aber doch wohl zu wenig gegessen haben, vielleicht hatte es auch irgend einen anderen Grund, ich fühlte mich sterbensschwach und hatte eine Ohnmachtsanwandlung. Ich bat Magdalene um ein Glas Rothwein und, wenn es keine Umstände mache, um ein wenig Fleisch. Wie Eugen sich darüber amüsirte. Er kam gar nicht aus dem Lachen heraus. Eine Krankheit, die mit Rothwein und Beefsteak geheilt würde, solch eine Krankheit wünsche er sich auch. Und er erzählte es Jedem, der kam, und erregte viel Heiterkeit damit.

Google

Sie leben in einfachen Verhältnissen, haben aber keine Sorgen, und doch sagte Eugen neulich: „Mamachen hat es gut, die kann so aus dem Vollen wirthschaften." Er findet es unrecht, daß ich so allein in Berlin hause, sie hätten doch das hübsche Fremdenzimmer. Es wäre auch nicht verständig, wenn eine einzelne alte Dame für sich allein fast 3000 Mark ausgäbe. Wozu z. B. die große Wohnung von drei Zimmern u. s. w.

Magdalene wies ihn zurecht. Ich hätte doch das Geld, um es mir für meine alten Tage angenehm und bequem zu machen.

Natürlich, er wolle ja auch, daß Mamachen es auf's Beste habe, und er mache wahrhaftig keinen Anspruch auf Lenes Antheil an der Lebensversicherungsrente. Wenn er mir aber jährlich 1500 Mark zurücklegte — er hätte Gelegenheit, das Geld gut anzulegen — so könnte ich mir für das Ersparte ein Extravergnügen anthun, reisen oder Aehnliches. „Und dann kannst Du mir auch ein Wiegenpferd kaufen," rief das Walterchen dazwischen, so groß, wie's gar kein's giebt." Ich sollte mir die Sache überlegen, meinte Eugen, mein Ausbedingestübchen sei immer bereit.

Es war wirklich nur ein Stübchen, ein ganz kleines. Ich hatte ein Gefühl der Angst, er könne ein positives Versprechen von mir verlangen, und das wollte ich nicht geben.

Als ich neulich Abend meine Freude über den Duft der Lindenblüthen äußerte, sagte er: „Fasse Dich nur, Mamachen," und er sagte es so komisch, daß wieder Alle lachten.

Neulich waren wir ausgefahren, die Pferde scheuten und bäumten sich hoch auf. Ich geberdete mich ängstlich. „Gottes Wille geschehe," sagte Eugen lachend, um mir die Angst wegzuscherzen, „wenn Dir etwas Menschliches zustoßen sollte, Mamachen, Deine Töchter sind ja versorgt, Du hast zwei reizende Schwiegersöhne" u. s. w.

Solche Scherze machen mich immer traurig.

Am traurigsten war ich vor einigen Tagen, als ich von einem plötzlichen, heftigen Uebelsein befallen wurde und Magdalene den Arzt holen ließ. Eugen hörte so merkwürdig gespannt auf den Ausspruch des Arztes. Warum denn? Zu leben, wenn Einer wünscht, daß man todt wäre — schrecklich! schrecklich! Aber er wünscht es ja gar nicht. Ich bin nur — ich habe nur —

Neulich hörte ich durch die offene Thür, wie ein Herr zu meinem Schwiegersohn sagte: „Wie? Lebt die Mama Schmidt noch? ich habe doch nie von ihr sprechen hören." Was hätten sie auch von mir sprechen sollen!

Humor, Mämmchen! Humor!

Ich bin böse auf mich, daß Eugens Scherze mich erregen. Ich war doch früher sanft und anspruchslos. Verliert man diese Eigenschaft im Alter?

Trefflich sind meine Schwiegersöhne, und ich bin ihnen innig dankbar, daß sie meine Töchter so glücklich machen. Aber fort muß ich, ja, ich muß! Ich bin nicht mehr unruhig, aber ich werde täglich stumpfer. Wie Einem

Google

Hände oder Füße einschlafen, so schläft etwas Geistiges in mir ein. Alles Blut aus dem Gehirn entweicht. Ich muß es bewegen, bewegen! In's Freie! in's Freie!

Vielleicht sind Kinder nur eine Episode im Leben einer Frau, und sie hören auf, Töchter zu sein, wenn sie Mütter geworden sind. Es ist fast ein Anachronismus, daß sie noch eine Mutter haben. Sie leben auch in einer andern Zeit, in einem andern Kreis. Darum ist die Mutter bei ihren Kindern nicht am Platz.

Nein, von meiner Nerven-Ueberreiztheit hätte ich eher zu jedem Fremden als zu meinen Kindern sprechen können. Sie würden gleich denken, ich wäre auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Hätten sie ganz Unrecht?

Morgen reise ich ab. Ich freue — — was wollte ich denn da schreiben? ach Gott!

* * *

Wieder daheim. Nun wird's besser werden, viel besser. Ich bin nicht mehr wie eingeschlafen. Ich bin wach, beinah unternehmungslustig. Ich gehe viel aus, ich gehe in Galerien, in's Theater. Ich lese, ja, hauptsächlich lese ich. Ich hatte in der Zeitung Bücher erwähnt gefunden, russische, französische, skandinavische, die einen geistigen und sittlichen Umschwung bedeuten und das Leben schildern sollten, wie es wirklich ist. Wie es wirklich ist? wäre das der Mühe des Schilderns werth? Ich habe in diesen Büchern gelesen, tagelang. Stellenweise fesselten sie mich bis zu krankhafter Aufregung, bis zu schaudernder Ergriffenheit. Dann wieder verstand ich nicht mehr. Wollte ich einen Gedankengang festhalten, er zerfloß wieder. Ich nahm mir auch nicht die Zeit, Seite für Seite aufmerksam zu lesen, ich blätterte nur in den Büchern. Ich habe ja keine Zeit. Ich will den Geist des Ganzen fassen, im Fluge. Ich bin wie gehetzt von Etwas, das immer hinter mir her ist — was? Tod, Geistesverwirrung, oder was sonst?

Eine Völkerwanderung von Ideen, Stimmungen, Gedanken stürzt über mich her. Wie? Diese Schriftsteller verwerfen, was bisher für unumstößlich galt — Sitten, Anschauungen, Glauben, Moral! Es wäre auch nicht wahr, daß die Frau ein untergeordnetes Geschöpf ist, vorausbestimmt für niedere Lebensfunctionen! Was soll mir das! jetzt! was! Ich werfe die Bücher fort und nehme sie wieder auf, allmählich verstehe ich sie besser, und langsam, langsam thut sich mir eine neue fremde Welt auf, wie aus Abendnebeln Sterne tauchen. Und dann wieder habe ich die seltsame Vorstellung, als hätte ich all' die neuen Gedanken, die in den Büchern stehen, schon einmal gehabt, als hätten sie irgendwo verborgen in mir geruht.

Wenn der Glaube an Seelenwanderung nun doch kein leerer Wahn wäre!

Google

Die Bücher lese ich besonders gern, wo Frauen, von feurigem Idealismus getrieben, Heroisches, Hingebendes vollbringen. Ob ich eine solche Frau hätte werden können, wenn — Und ich war zeitlebens Magd!

* * *

Ich habe etwas Neues in mir entdeckt — Eitelkeit. Ich habe nie gewußt, was Eitelkeit ist. Ich hatte mich so jung verlobt. Eduard hatte keinen Sinn für Aeußeres. Er bemerkte gar nicht, ob ich gut oder schlecht aussah. Der einzige Maßstab für meine Kleidung war ihre Billigkeit und Dauerhaftigkeit gewesen, und ob die Stoffe sich wenden ließen. Reizende und annuthige Costüme fallen mir jetzt auf der Straße in die Augen. Vielleicht ist mein Sinn für Schönes auch geweckt worden durch die vielen Bilder, die ich sehe. Muß ich denn so garstig sein? Ich habe mir ein Kleid von feiner schwarzer Wolle angefertigt, das lang und faltig über die Füße fällt, mit einem Tuch über den Schultern, ganz, wie ich es auf einem Bilde von Marie Antoinette gesehen hatte. Mein graues Haar, das stark ist und ziemlich kurz, ließ ich frei auf die Schulter fallen. Ich dachte auch daran, mir eine Blume, eine unscheinbare, vorzustecken. Ich versuchte es mit einem kleinen Veilchentouffe. Ich warf es gleich wieder fort. Es sah albern aus, als wollte ich jünger erscheinen. Nur das nicht!

Wenn ich nun so in der Dämmerung — es muß dämmerig sein — durch das Zimmer gehe, an dem Spiegel vorbei, dann sehe ich aus, als wäre ich jemand, irgend jemand Anders als die gute Frau Schmidt und gar nicht mehr alt, und mein Herz klopft, und ich blicke um mich, als wollte ich — wenn ich nur wüßte, was? Ich muß zuweilen in mich hineinlachen, als hätte ich Agnes Schmidt überlistet, die fremde Person, die ich sein wollte. Gehe ich bei Tage aus, so ziehe ich meine alten Kleider wieder an und habe dann die Vorstellung, daß ich verkleidet bin, und wenn mich irgend eine alte Bekannte grüßt, wundere ich mich beinahe, wieso sie mich erkannt hat.

Abends laufe ich oft ohne Hut auf die Straße. Nur ein Tuch um den Kopf. Ich habe jetzt immer einen Zug, mich von allerhand freizumachen. Ich weiß selbst nicht recht, wovon. Auch von den gehäkelten Deckchen, die sind nun alle fort. Ich habe so viel Blumen, als ich nur konnte, gekauft, starkduftende. Wenn ich dann die Augen zumache, und es duftet so stark, so träume ich all die Märchen nach, die ich in meiner Jugend nicht lesen durfte.

Ich hatte früher nie Bildergalerien besucht. Anfangs ging ich betäubt, verwirrt durch die Säle. Erst allmählich fingen die Bilder an, auf mich zu wirken, einzelne wenigstens, vor denen ich immer wieder stehen bleibe, zumeist vor Böcklin. Ich liebe die klare Märchenpracht, das Uebernatürliche seiner Farben, die goldenen Bäume, die purpurnen Gewänder, den strahlenden Aether, die seligen Blumen. Ja, in diese Natur gehören Götter, Priester

Google

und Traumgestalten. Selbst seine Thiere haben einen mystisch träumerischen Zug.

Warum hat Böcklin nicht Lohengrin gemalt in dem Nachen, den die Zauberschwäne ziehen? Warum nicht den Leichenzug Siegfrieds über die Haide hin, Musik ist seine Farbe, bald Schalmeienklang, bald ein Requiem oder ein Choral. Ich komme dahinter, mich fesselt und bewegt nur, was abseits vom Wirklichen liegt. Eine Spannung auf dämmernd Fernes, auf Wunderbares. Oder greife ich vielleicht zu solchen Erregungen, wie der Proletarier zum Alkohol, weil er substantielle Nahrung nicht haben kann? Will ich Rausch?

* * *

Ich mache weite Spaziergänge. Früher ging ich nur aus, um Besorgungen zu machen. Nun aber gehe ich wirklich spazieren, langsam, durch den Thiergarten. Das Wetter ist seit Tagen schon trüb und regenschwer. Luft und Himmel grau, immer grau. Die noch grünen Blätter verschossen, schwarzfleckig. Der Boden bedeckt mit bräunlichem und schmutziggelbem Laub, dazwischen abgebrochene, morsche Zweige. In der Luft etwas Modriges. Die feuchte, schwere Erde scheint die Blätter in sich zu saugen. Sie nährt sich ja davon. Das ist nun mein Loos auch, so abzusterben in Muffigkeit und Grämlichkeit, aufgesogen — —

In einem abgelegenen Theil des Thiergartens ist ein kleiner, wirrer, eingezäunter Garten, ich glaube mit einem Gärtnerhäuschen darin. Neulich war die Thür offen. Ich trat ein. In einer Ecke stand ein morsches Bildwerk von Sandstein, ganz von späten wilden Rosen eingehüllt, rothe Rosen, purpurrothe. Ich bog die Rosen auseinander, um zu sehen, was das für eine Bildsäule war. Sie hatte keinen Kopf. Die Säule war ganz roth gesprenkelt, als wäre Blut aus dem kopflosen Rumpf daran niedergeträufelt, und davon flammten die Rosen so roth.

Mir war, als wüßte ich, wem der Kopf, der auf der Bildsäule fehlte, gehörte, und ich hätte es nur vergessen. Ich suchte nach dem Kopf in den Gebüschen. Und jedes Mal, wenn ich wieder an die Stelle komme, suche ich unwillkürlich nach dem Kopf. Und unwillkürlich taste ich nach meinem Kopf. Aber der ist noch da. Nur nicht so recht fest.

Im Thiergarten ist's jetzt so trübe. Ich wollte einen Blick in's Weite, Freie, fernab von der Stadt und von den Menschen. Felder und Wiesen wollte ich.

Von meiner Wohnung ist es nicht weit, bis man auf die Chaussee kommt, die nach Wilmersdorf führt. Dahin ging ich. Ja, freies Feld! Auf der einen Seite grünlich graues Erdreich, mißfarbige Sandflecken, von kurzen Gräsern durchwachsen, ab und zu ein Büschel Kraut oder ein Kieferstrauch, in der Ferne eine Reihe dünner Bäumchen.

Google

Auf der andern Seite, ich weiß nicht, waren es Felder oder Bauplätze oder Ablagerungsstellen für allerhand. Eine fade Luft. Kein frischer Hauch. Gerümpel über das ganze Feld hin verstreut, zerbrochene Gießkannen und alte Stiefel, Düngerhaufen, ein paar Leinewandlappen, Ziegelsteine. An einer andern Stelle Gestrüpp von Kartoffeln und ein Stück Lattenzaun, daneben lila Abhub von verfaulenden Kohlköpfen. Eine Laube aus Brettern, lose zusammengeschlagen, mit etwas schwärzlich, schmutzigem Zeug behangen, dahinter eine Sonnenblume. Ein verkrüppelter Baum, unter dem ein morscher Karren stand. Ein Arbeitswagen mit abgezehrten Gäulen, der die letzten Kartoffeln und Kohlköpfe auflud. Braunes Gestrüpp, graues, schwärzliches Gestrüpp, Nebeldunst. In der Ferne die Hinterhäuser von Miethskasernen.

Entnervt, mißmuthig schlenderte ich die öde, langweilige Straße dahin.

Ein seltsamer Wagen kam mir langsam entgegen, ein kleines Wohnhaus auf Rädern, mit Fenstern auf allen Seiten. An den Fenstern weiße Gardinen und braune Kinderköpfchen, die lustig herauslugten. Zigeuner waren es, die von Ort zu Ort fuhren. Ein kaum erwachsenes, junges Ding kam zu mir herangehüpft und bettelte — nein, sie bettelte nicht, sie redete mir mit schelmischer Anmuth zu, ihr etwas zu schenken. Wohin sie führen, fragte ich. Sie lachte und sagte: „Weiter." Ob sie keinen bestimmten Wohnsitz hätten? Sie lachte wieder. In dem Kasten da würden sie geboren, darin heiratheten sie, kriegten Kinder, und darin stürben sie, immer unterwegs.

Und dieses Mädchen, das eine Art Ballkleid mit Volants trug, vom Kehricht aufgelesen, tanzte vor mir her, in blühender Lebenslust, in jeder Bewegung Schönheit und Anmuth. Nichts Dumpfes und Stumpfes in diesen Zigeunern. Ob es die unbändige Freiheit ist, in der sie leben, der sie diese geschmeidige Grazie, die fröhliche Sicherheit ohne Menschenfurcht verdanken? Ob das das Richtige ist? immer weiter, von Ort zu Ort, jede Nacht wo anders schlafen, heut auf luftigen Höhen, morgen im Dunkel des Waldes, auf breiten sonnigen Ebenen, am Ufer der Flüsse, im Schoß der Berge!

Es hat mitunter etwas Schreckliches die Vorstellung, immer auf einem, einem Punkt bleiben zu müssen, während es Millionen schönere Punkte giebt. Sie nie zu sehen! Armselig sind wir organisirt. So ganz ohne Flügel.

Unwillkürlich ging ich, so schnell ich konnte, weiter — weiter!

Ich kam in die Nähe des Grunewalds, wo am Rand eines dürftigen Kiefernwäldchens eine Reihe Wirthshäuser stehen. Leute aus dem kleinen Bürgerstand pflegen da einzukehren.

Vor dem Gehölz war eine Wiese, von Streifen welken Kartoffelkrauts unterbrochen. Durch das dünne Gras blickte das schwarze feuchte Erdreich. Ab und zu kleine Haufen von Scherben und Kehricht; Neubauten noch mit

Google

dem Gerüst. In der Ferne die Häusermassen der Stadt. Es war Sonntag. Ich hatte nicht daran gedacht. Schlächter- und Bäcker-Equipagen mit zahlreicher Familie hielten vor den Wirthshäusern. Junge Leute tummelten sich auf der Wiese, spielten Reifen und Haschens, die jungen Mädchen mit wallendem Haar, in hellen Kleidern von grellen Farben, viel Himmelblau und Rosa. Auf einem Steinhaufen saßen die Eltern und aßen Butterbrote, die sie ihren Kobern entnahmen. Die Mütter hatten Federn oder bunte Blumen auf den Hüten, neben sich ein Häkel- oder Strickzeug. Hinter ihnen Regenschirme. Um sie herum fettige Papiere. In den Restaurants: Schnellphotographen, Schießstände, Leierkasten und Caroussels. In einem Garten producirte sich ein Bär. Trübe, schwer, vornehm hing der Herbsthimmel über der grellen Vergnügtheit.

Das unablässige Knallen der Gewehre, der Geruch des Bieres, der Leierkasten, der immer leidenschaftlicher spielte, die Carousselpferdchen, die immer wilder mit den lustigen Reiterinnen dahinsprengten, das Gekreisch über den Bären — war das nicht wüst, sinnlos! Und so nah dem Staub der Landstraße und ohne Sonne!

Was brauchen sie Sonne! Jugend ist ja Sonne. Und das Alter — seine milde, klare Ruhe nicht auch Sonne? Sonne im Winter. Sie wärmt nicht. Ich will wirkliche Sonne, südliche Sonne, Sommersonne. Ich will — Still! still! alte Mignon! In Berlin, in einer häßlichen, sonnenlosen Straße hast du gelebt, und da wirst du bleiben und sterben.

Fröstelnd, geringschätzig wandte ich mich von der kreischenden Lustigkeit ab. Hinter mir her rief ein junger Bursche: „Na, junge Frau, wie geht's?“ Ausgelassenes Gelächter.

Ich merke, daß ich zuweilen den Spott der Menschen errege, und weiß nicht, wodurch. Es irritirt mich. Ich leide unter der geheimen Angst, man könne das Widersprechende zwischen meinem Inneren und meinem Aeußeren merken. Sie haben ja decretirt, wie der Mensch in jedem Lebensalter sein soll. Darum, wenn ich Leute kommen sehe, krümme ich mich zusammen, damit ich noch älter erscheine, als ich bin. Ich gebe mir ein stumpfes Ansehen, als vegetirte ich nur so hin, wie es meinen Jahren zukommt. Der Alte ist eine liebenswürdige Vorstellung, die Alte eine unangenehme. Will man Jemand recht bitter kränken, so sagt man: Du bist ein altes Weib.

Ein alter Mann, ist er weise, kenntnißreich, gut, edelsinnig, er wird nach seinem Werth geschätzt. Gedankentiefe Sprüche, und wären sie in Runenschrift in uralten Stein gehauen, sie gelten voll nach ihrem Inhalt. Spräche und dächte aber eine lebendige alte Frau das Weiseste und Edelste, es wäre in den Wind gesprochen. Und wer freundlich über sie urtheilt, sagt: schade, daß sie nicht jünger ist.

Ist das nicht ohne Scham, daß man die edelsten Eigenschaften beim Weibe nur als eine Würze ihres jungen Leibes gelten läßt?

Google

So geringschätzig, so widerwillig blickt man auf die Alte, als wäre ihr Alter eine Schuld, die Strafe verdiente. Ihr Jungen und Jüngeren, Ihr werdet doch auch alt, und Ihr wollt alt werden, und Ihr haltet es für ein grausames Geschick, nicht alt zu werden.

Warum widersprecht Ihr Euch so?

Existirt denn der Mensch nur für einen bestimmten Lebensabschnitt? Ist die Kindheit nur Ouvertüre, das Alter nur Epilog? Nein doch. Auch die Kindheit, auch das Alter haben volles, ganzes Daseinsrecht. Ein Mensch, und wäre es auch nur ein Weib, und wäre das Weib achtzig Jahre alt, er ist in seinem achtzigsten Jahr ebenso lebensberechtigt wie in seinem zwanzigsten. Wißt Ihr denn, ob er in seinem achtzigsten nicht mehr werth ist, als er in seinem zwanzigsten war?

In der Antipathie gegen alte Frauen ist viel von der Barbarei früherer Zeitalter, von Zeitaltern, in denen auch die Krankheit als eine Schuld galt, und wo man die Alten, wenn sie nichts mehr leisteten, einfach ersäufte.

Giebt es keinen Heiligen, dem wir unsere Noth an's Herz legen können? Heilige Zukunft! Du, thu Fürbitte für uns alte Weiber!

* * *

Wie einsam ich bin. Soweit meine Gedanken reichen, kein Mensch, der für mich da ist.

Aber ich will ja einsam sein. Ich fühle mich ernüchtert, herabgezogen, sobald ich Stimmen oder Schritte von Menschen höre, und warte ungeduldig, bis sie sich in der Ferne verloren haben.

Nein, ich kann nie wieder unter Menschen gehen. Ich dämmere wieder tagelang so hin. Und plötzlich fahre ich dann mit nervösem Zittern aus meinen wachen Träumen auf. Aber ich leide ja, ich leide! Ist das der Lohn für die Bravheit eines ganzen Lebens?

War ich denn wirklich so brav und pflichtgetreu? Ich hätte ja gar nicht anders sein können! Ich war vielleicht nur deshalb so zahm, weil man mich von Kindheit an gezähmt hatte.

Ich sah einmal auf einer abseits gelegenen Chaussee, in der Nähe eines Wärterhäuschens, auf einer weiten Strecke entlang, Bäume in allen möglichen und unmöglichen Formen. Der Bahnwärter hatte in seinen Mußestunden künstliche Drahtgestelle angefertigt, in die er die Bäumchen hineinwachsen ließ. Da sah man eine Leier, einen Stuhl, eine Krone, einen Adler und zahllose, andere Gegenstände. Ich wollte darüber lachen. Ehe ich aber zum Lachen kam, wurde ich nachdenklich. Ein fertiges Gestell, in das hineinzuwachsen man die Bäume zwang. Wie vollkommen war das Kunststück gelungen. Ob Bäume, ob Menschen, das Kunststück wird immer gelingen. Dressur! Der Schäferhund und der Ziehhund, die sind auch brav und pflichtgetreu.

Google

Man hatte meine Natur an die Kette gelegt. Nun bin ich losgelassen, und ich irre in der neuen, fremden Welt umher und würde vielleicht Unheil anrichten, aber da ist schon eine neue Kette — das Alter.

Für Andere leben, das soll das Richtige, das Wahre sein. Wäre es so, und Jeder lebte für den Andern, so hätten doch auch Andere für mich leben müssen, und es wäre dann doch dasselbe und viel einfacher, wenn Jeder gleich für sich selbst lebte. Eine Mutter soll nur für die Kinder da sein! So soll ich nur leben und arbeiten für die Tochter, und die Tochter soll wieder nur für ihre Kinder da sein. Welch ein sinnloser, unfruchtbarer Kreislauf.

Hatte ich wirklich nur Pflichten gegen Andere, keine gegen mich? Waren all die Anderen mehr als ich? Wären sie's gewesen, dann — — dann freilich — —

Hatte Eduard ein Recht zu sagen: lebe für mich! Hatten es meine Eltern? meine Kinder? Hätte ich die Pflicht gegen mich erfüllt und meine Intelligenz entwickelt, so wären an meiner geklärten Vernunft meine Kinder im Denken fortgeschritten, und sie wären nicht wieder geworden, wie ich war. Unsere Pflichten! müßten sie nicht in der Richtung liegen, die uns besser, edler macht, nicht umgekehrt? dürfen sie uns auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken? Vieles, was man uns als Pflicht einprägt, ist ganz gewiß nicht unsere Pflicht, z. B. die Pflicht, dem Gatten anzugehören, auch wenn unsere Natur sich dagegen auflehnt. Und wenn das eine falsche Pflicht ist, warum nicht auch vieles Andere, das man im Namen der Pflicht von uns fordert.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, heißt's im Evangelium.

Ich darf, ich soll mich also selbst lieben? Was habe ich mir denn zu Liebe gethan? nichts, das ich wüßte.

Ich war doch aber immer zufrieden? ich? aber ich war ja gar kein Ich. Agnes Schmidt! ein Name! eine Hand, ein Fuß, ein Leib! keine Seele, kein Hirn. Ich habe ein Leben gelebt, wo ich gar nicht dabei war.

Ist das ganz wahr? Es gab doch so schöne Momente in meinem Leben, als die Kinder klein waren, so süße Geschöpfe.

Nun aber sind sie doch gar nicht mehr meine Kinder, sie sind die Frauen ihrer Männer. Sie haben sich von mir fort verloren.

Vielleicht kommt all' meine innere Noth daher, daß mein Vater Kanzleirath war und meine Mutter Kanzleiräthin, und daß ich einige Tropfen Eisen zu wenig im Blut hatte, und das ärmliche Blut konnte die Gehirnnerven nicht bewegen.

Wer und was bin ich eigentlich? Ich bin neugierig auf mich.

Es ist mir oft, als ob Funken mich berührten von irgend einem Feuer, einer Sonne, die ich nicht sehe. Ich blase in die Funken mit aller Kraft, damit sie Flamme werden. Mein Athem ist so kurz. Sie werden verglimmen die Funken. Asche.

* * *

Google

Heut hatte ich düstere Momente, Gedanken an Unheilvolles, an Tod. Die vielen Blumen im Zimmer, halb verwelkt, hauchten einen faden, abgestorbenen Geruch aus. Ich hatte lange gelesen, Alles durcheinander, Philosophisches, Naturwissenschaftliches, und hatte mich abgemartert, aus dem Chaos klare Gedankenbilder zu sondern.

Alles still um mich her. Nur das Ticken der Uhr. Es wurde dunkel im Zimmer — Nacht. Von der Straßenlaterne her fiel ein matter Lichtstreifen über den niedrigen, weißen Ofen, auf dem eine Vase stand. Er sah wie eine Graburne aus.

Ich hatte kürzlich ein Bild gesehen: ein Mensch im Sarge. Er hat den Sargdeckel gehoben und starrt mit stierem Entsetzen empor. Schauerlich! Wird er die Kraft haben, den Deckel ganz zu heben, und aus dem Sarg zu steigen, oder — er fällt — fällt — —

Solch ein Gefühl hatte ich, als läge ich im Sarge und sähe zwischen dem erhobenen Deckel hindurch ein Stückchen Himmels, ein kleines Stück, und in der unaussprechlichen Sehnsucht, den ganzen, weiten Horizont mit meinen Augen zu umspannen, stieß ich und stieß gegen den Deckel. Und ich fühlte, meine Kraft erlahmte, meine Gedanken versagten, und langsam, langsam — der Sargdeckel — er fiel — fiel — — In furchtbarer Angst sprang ich auf, ich nahm ein Tuch um den Kopf und stürzte hinaus. Ein frischer, klarer Decemberabend.

Ja, das beruhigte, der weite, große Sternenhimmel über mir. Nun wunderte ich mich fast über den Schauder in uns, heimzugehen, uns aufzulösen in's unermeßlich Ewige. Was ist denn in mir, das werth wäre, durch Ewigkeiten zu sein! Laß ruhig den Deckel fallen, alte Frau!

* * *

Draußen im Freien finde ich Ruhe. Sobald ich zwischen meinen vier Wänden bin, fängt es wieder an, das Wirre, die Empfindung, als säße der Kopf nur so locker auf. Und ich halte ihn zuweilen, ich halte ihn mit beiden Händen. Ich kann nicht denken, was und wie ich will. Es ist, als drängen Ideen, Bilder, Vorstellungen von außen auf mich ein, heiße und wilde, zu viele! zu viele! Der Raum im Gehirn ist zu eng. Sie ersticken sich gegenseitig. Ich fühle ihre Zuckungen. Todeszuckungen? Um wahnsinnig zu werden.

Wahnsinn — ist das etwas Anderes, als das Stillhalten der Ideen, Visionen, die zu uns kommen und von uns gehen, wir wissen nicht, woher und wohin, und über die wir keine Macht haben?

Ist das Wahnsinn, so war ich länger als fünfzig Jahre wahnsinnig. Immer habe ich fremdem Willen, fremder Meinung still gehalten. Nach dem Naturgesetz der Schwere fällt der Apfel bis zum Mittelpunkt der Erde, wenn er keinen Widerstand findet. So scheint es auch ein Naturgesetz, daß der Wille und die Macht der Andern über uns erst eine Grenze an unserem

Google

Widerstand finden. Ich war ein Mechanismus, den fremde Mächte in Bewegung setzten. Und nun ringe ich mich von diesem Wahnsinn los. Ich ringe, ringe um meinen Willen, um mein Selbst, um mein Ich.

* * *

Wieder seit vier Wochen nicht geschrieben. So Unerwartetes hat sich ereignet. Eine alte Verwandte, von der ich Jahrzehnte nichts gehört, ist gestorben und hat mir 10000 Mark vermacht. 10000 Mark! Eine so große Summe! Ich gebe sie Magdalenens Mann. Er kann sie so gut gebrauchen, und er hängt so sehr am Gelde. Gewiß, er würde auch dankbar sein. Vielleicht gönnte er mir dann gern die paar armen Jahre, die ich noch zu leben habe. Ja, das will ich thun. Das ist recht gehandelt.

Andern Glück bereiten, das ist das Beste. Ich habe ja sonst nichts, womit ich Glück bereiten könnte.

Acht Tage später. Nein, ich gebe Eugen das Geld nicht. Ich habe gekämpft und gekämpft. Nun bin ich entschlossen. Ich behalte es. Für mich will ich es verwenden, für mich ganz allein.

Ich will reisen, weit fort! In die weite, weite Welt! Der Druck auf meinem Gehirn wird weichen. Ich verheimliche das Geld vor meinen Kindern. Das Meer will ich sehen! Wie ich es lieben werde, das Meer, das große Meer. Und dann — dann — Italien!

Ich kenne ja nur sonnenlose Tage und lange, lange Abende bei Petroleumlicht. Nie mit offenen Augen habe ich Morgen- und Abendröthen gesehen, nie — —

Ob es sehr Unrecht ist, daß ich das Geld behalte? Will ich denn Glück? Lust? ja — ein wenig. Aber hauptsächlich will ich vorwärts — aufwärts! Die kleine Hausfrauenseele loswerden, einen Schimmer erhaschen von der großen Weltseele. Eine ethische Wanderlust ist's — — Wirklich? Es ist doch etwas Böses dabei, ich weiß es. Eine Art Rache, um des Unrechts willen, das mir geschehen. Rache? an wem? Ich that ja Alles freiwillig, Niemand zwang mich. Unkenntniß der Gesetze schützt im bürgerlichen Leben vor Strafe nicht. So, scheint es, ist es auch auf dem Gebiet des Seelenlebens. Ich kannte die Gesetze meiner Natur nicht und verstieß dagegen. Und die Strafe: lebenslänglicher Kerker? Nein, ich will hinaus! Nur ein paar Tropfen aus dem Becher, der den Durst nach Leben stillt, die letzten Tropfen.

Morgen schon — morgen.

Acht Tage später. Ich bin noch immer hier. Ja, etwas Böses ist dabei. Ich werde es nicht los. Mein Gewissen — —

Oder haben wir vielleicht nur Gewissensbisse, wenn wir etwas thun, was im Widerspruch steht mit dem, was die allgemeine Meinung für gut hält. Warum hätten wir sonst so selten ein böses Gewissen wegen schlechter Gedanken, sondern immer nur wegen schlechter Handlungen? Warum schlägt

Google

dem das Gewissen nicht, der im Duell einen Menschen tödtet, und er wußte vielleicht, daß er besser schoß als sein Gegner. Das war doch Mord. Weil die Andern es aber nicht für Mord halten, sondern für ganz erlaubt, so bleibt auch sein Gewissen stumm.

Es giebt doch aber Gewissen, die feiner und schärfer organisirt sind, und die sich von dem Collectivgewissen der großen Menge freimachen? z. B. eine Frau, die in einer erniedrigenden Ehe mit einem schlechten Manne lebt und die muthig dem Manne ihrer Liebe folgt, trotzdem sie den Gatten nicht bewegen kann, in die Scheidung zu willigen. Diese Frau hätte sicher kein schlechtes Gewissen. Aber sie würde doch immer noch mit einer sittlichen Elite übereinstimmen. Oder Charlotte Corday. Die allgemeine Meinung brandmarkte ihre That als Mord, eine fanatische Gemeinde aber spricht sie als Heldin frei.

Wenn ich aber etwas thäte, das ich für das Richtige hielte und wobei ich ganz, völlig allein stände? Z. B. wenn ich Magdalene klar machte, daß ihr Mann eine niedrige Gesinnung habe und sie verschlechtere, und ich verlangte von ihr, daß sie ihn verließe, und sie thäte es und gerieth darüber in äußere und innere Noth — würde neben der allgemeinen Verurtheilung nicht auch mein eigenes Gewissen gegen mich sein? Und das Gewissen wäre doch in diesem Falle ein falscher Name für die Sehnsucht zurück nach den Fleischtöpfen Egyptens.

Ich behalte das Geld, ich reise.

Ganz gewiß, nicht nur auf ferne Länder ist mein Sinn und Sehnen gerichtet, mehr noch, viel mehr auf ferne Gedanken, Gedanken in der Höhe. Ich sehne mich unaussprechlich nach Weisheit, nach reiner Vernunft, nach Erkenntniß. Alle Gedanken möchte ich denken, alle Gefühle fühlen. Und es ist ein Riegel vor meinem Hirn. Was für eine schaudernd erhabene Lust muß es sein, Gedanken auf Gedanken thürmen, bis sie buchstäblich die Sterne berühren und die Welträthsel.

Muß man sich wie Faust immer dem Teufel verschreiben, um zu erkennen? Warum kann man sich nicht dem Himmel verschreiben?

Kürzlich — schreibe ich es? — habe ich Champagner getrunken, heimlich, bei verschlossener Thür. Ich wollte mir Kraft, Gehirnkraft trinken.

Umsonst! Ich bleibe unten.

Denken! Ich habe ja nicht gelernt, zu denken, und das muß man doch lernen. Ich weiß ja nicht, was vor mir gedacht worden ist. Wenn ich meine, hochgekommen zu sein, bin ich immer erst da, wo Andere lange, lange vor mir gestanden haben. Ich kann nicht reden. Aber schreiben? Das Schreiben ist mir natürlich, als hätte ich von Jugend an nichts Anderes gethan. Ideen, Bilder drängen sich zu mir, in wirrer Fülle. Und doch — ich kann auch nicht schreiben, was ich schreiben möchte. Das macht, weil ich nicht einmal halb, kaum viertelgebildet bin. Ich will andere höherstrebende Worte, feiner gegliederte Sätze, sie sind da, in meinem Kopfe

Google

— eingeschlossen. Ich rüttle, rüttle — umsonst, der Riegel weicht nicht.

Und die Ideen, sie kommen in Nebel und Dunst verhüllt, vage, verschwommen, aphoristische Schatten. Sonne fehlt ihnen, Helle. Alles ist nur Intuition, Augenblicksverstand. Blitz und Finsterniß.

Wie mir, so muß einem Stummen sein, der im höchsten Affect sprechen will, sprechen, und er kann nicht, kann nicht.

Und Keiner hilft mir, Keiner. Ich bin allein.

Die Wissenden, sie haben Lehr- und Wanderjahre gehabt, sie haben Länder und Menschen erforscht, sie haben ganze Bibliotheken studirt, sie haben an den Lippen weiser Lehrer gehangen. Stufe für Stufe muß erklimmen, wer auf die Höhe will, und Führer muß er haben. Fliegen wollen ohne Flügel: Widersinn! Größenwahn!

Oder doch kein Widersinn? Könnte man absehen von Allem, was bisher gedacht wurde, und hinweg über alle Generationen bahnbrechender Geister aus dem Urgrund der eigenen Seele schöpferische Gedanken zeugen? Ich habe es versucht. Ueber den Zweck unseres Daseins habe ich gesonnen und gesonnen, und nichts gefunden als den Gemeinplatz, daß der Mensch keinen anderen Zweck hat, haben kann, als der Stein, die Pflanze, die Erde: zu werden, zu wachsen, zu vergehen.

Freilich, ja, die Pflanze ist mehr als der Stein, das Thier ist mehr als die Pflanze, der Mensch mehr als das Thier, aber nicht viel mehr, nicht viel.

Und könnte ich auch erkennen und finden, was die Besten der Zeit erkannt und gefunden, es wäre mir nicht genug, nicht genug.

Wie weit kann selbst der Klügste und Weiseste über sein Zeitalter hinausdenken? Vielleicht fünfzig, vielleicht hundert Jahre, wenn er ein Seher oder ein Genie ist.

Müßte dieses Bewußtsein nicht die Kraft der Aufwärtswollenden lähmen? Nein. Die rastlose Bewegung nach oben ist ja ein Instinct, ein sonnenhafter, eine zwingende Naturnothwendigkeit ist er, ein Gemußtes, wie der Baum in jedem Jahr einen neuen Ring ansetzen muß. Es steht gar nicht in unserer Macht, uns nicht zu veredeln, zu vervollkommnen.

Und dieser Instinct der Veredlung, der ist es, der mich forttreibt, und ich muß ihm folgen, ja, ich muß. (Schluß folgt.)

Google

Die Festigkeit der Pflanzen.

Von

J. Reinke.

— Kiel. —

I.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist auf dem Gebiete der Botanik, hauptsächlich unter dem Einfluß von Darwins Lehre, eine teleologische Betrachtung der Pflanzentheile mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Insbesondere ist durch Einführung dieser Betrachtungsweise in die Pflanzenanatomie ein bedeutender Fortschritt erzielt worden, hat sich über diese, durch beschreibende Aneinanderreihung zahlloser Einzelheiten etwas trockene Disciplin ein befruchtender Hauch verbreitet, welcher die Kenntniß von den Geweben der Pflanzen auch dem Laien interessant und anziehend erscheinen lassen dürfte. Denn nur in der causalen Verknüpfung der beobachteten Thatsachen, mag es sich dabei um causae finales oder causae efficientes handeln, empfinden wir denjenigen Grad der Befriedigung, welcher dem Naturforscher den Muth verleihen kann, auch weiteren Kreisen einen Einblick in ein Stück des Arbeitsgebietes der eigenen Wissenschaft zu eröffnen. Wenn wir also im Stande sind, nachzuweisen, daß die einzelnen, äußerlich hervortretenden Theile der Pflanze, Wurzel, Stengel, Blatt und Blüthe besonderen Verrichtungen dienen, und daß sie, um diese ihnen zukommenden Functionen auszuüben, gerade so gebaut sein müssen, wie sie uns thatsächlich erscheinen, so haben wir den gleichen Erklärungsversuch anzuwenden auf die innere Anordnung der feineren Bestandtheile dieser Organe.

Der anatomische Bau der Pflanzen enthüllt sich theilweise schon dem unbewaffneten Auge, und daher vermochten auch bereits Aristoteles und seine Schüler pflanzenanatomische Wahrnehmungen zu machen und in ihrer Lehre

Google

zu verwerthen. Wir brauchen nur das Blatt eines unserer Laubhölzer gegen das Licht zu halten, um das fein verzweigte Adernetz in heller Färbung gegen die dunkelgrüne Grundmasse sich abheben zu sehen, und wenn wir einen, vielleicht fingerdicken Zweig eines solchen Baumes durchschneiden, so zeigt uns die Schnittfläche von Außen nach Innen auf einander folgend eine bräunliche, dann eine grüne Rindenschicht, weiter den Holzkörper und ganz im Innern das Mark. Zerreissen wir den Stengel des Leins oder des Immergrüns (Vinca minor), so treten auf den Rißstellen äußerst feine, durchsichtige Fasern hervor, und sie sind es, welche bei der erstgenannten Pflanze die bekannte technische Verwerthung erfahren. Immerhin gewinnen wir damit aber nur eine ganz unvollkommene Vorstellung von der Structur der Pflanzen, und erst die Erfindung des Mikroskops hat den Ausbau einer wissenschaftlichen Pflanzenanatomie ermöglicht.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich versuchen, einen allgemeinen Ueberblick über den anatomischen Aufbau der Pflanzen und die durch die Ausbildung der einzelnen Gewebe erreichte functionelle Bedeutung desselben zu geben. Allein das Princip, um welches es sich handelt, läßt sich durch Herausgreifen eines Beispiels genügend darlegen, und ich glaube, es dürfte ein allgemeineres Interesse haben, diejenigen Einrichtungen in der Structur der Pflanzen kennen zu lernen, durch welche der Körper derselben die erforderliche Festigkeit erhält. Denn wie der Körper der Säugethiere, der Vögel und Fische durch das innere Knochengerüst, derjenige der Käfer, Bienen und Krebse durch den äußeren Chitinpanzer Halt, Festigkeit und stabile Form gewinnt, sind skelettartige Bildungen für den Pflanzenleib um so unerläßlicher, weil derselbe eine viel größere Oberfläche entfaltet, als der Thierkörper, und daher einer Gefahr der Deformirung in weit höherem Grade ausgesetzt ist, als dieser.

Die eigentlich lebendige Substanz der Pflanzen ist das Protoplasma. Name und Begriff des Protoplasma sind geschaffen von dem verstorbenen Botaniker Hugo von Mohl in einer Abhandlung des Jahres 1846; hier wird dieser, von Mohl zuerst scharf unterschiedene wesentliche Bestandtheil der Zellen definirt als „eine zähflüssige, mit feinen Körnchen gemengte, ungefärbte Masse". Aus solcher Substanz den Körper einer Pflanze in die Luft hinein bauen zu wollen, würde ein ebenso vergebliches Bemühen sein, als wenn wir dazu zähflüssigen Kuchenteig verwenden wollten. Und in den Fällen, wo der Pflanzenleib nur aus Protoplasma besteht, wie bei den Schleimpilzen, da bildet er auch wirklich kuchenteigartige Massen, die in allerlei verschiedenen Umrissen platt dem festen Substrate sich anschmiegen, das solch ein Pilz bewohnt. Bei allen höher entwickelten Pflanzen müssen aber Skelettbildungen mit dem Protoplasma sich vereinigen, um die typische Gestalt zu ermöglichen, und das wird angebahnt durch die Bildung der festen Zellwand.

Es giebt Pflanzen, die nur aus einer einzigen mikroskopisch kleinen Zelle bestehen. Diese ist dann, da sie eine rundliche Form zu besitzen pflegt

Google

und der Hauptsache nach aus Protoplasma besteht, der Gefahr der Zerquetschung aussetzt, und dieser Gefahr begegnet sie durch Ausscheiden einer festen Zellwand an ihrer ganzen Oberfläche, eines äußeren Schalenskelettes, das ihr die nöthige Widerstandskraft verleiht, wie die Schale einer Nuß dem Kern und wie das Schneckenhaus der Schnecke. Sehr selten aber begegnet man einer frei lebenden Einzelzelle, welche zu einem Faden oder einem complicirten Gebilde ausgewachsen ist und nur an ihrer Außenfläche eine Zellwand trägt: gewöhnlich ist sie durch Querwände gefächert und gekammert, und das Pflänzchen besteht nicht mehr aus einer Zelle, sondern aus einem reihenförmigen oder sonstigen Zellenaggregat. Durch diese inneren Wände, welche den aus Protoplasma gebildeten Leib der Pflanze in mehrere, beziehungsweise in viele Zellen zerlegen, wird der Anfang gemacht mit der Bildung eines inneren Skelettes, und bei den niederen Pflanzentypen, den Algen, den Pilzen und den unvollkommneren Moosen, hat es im Allgemeinen mit dieser Entwickelungsstufe eines Skeletts sein Bewenden, während bei den höheren Gewächsen mit Zunahme der Körpergröße auch anderweitige Vervollkommnungen der Skelettbildung hervortreten.

Durch die Zellwände wird der Inhalt des Pflanzenkörpers in ähnlicher Weise in Kammern zerlegt, wie der Raum eines Hauses durch die inneren Wände: eine Wand ist auch in der Pflanze stets zwei Nachbarzellen gemeinsam. Diese Zellenhohlräume sind nun von mikroskopisch kleiner Dimension, und darin ist ein zweiter Umstand gegeben, welcher der Festigkeit der Pflanzen zu Gute kommt. Es ist nämlich ein mathematisch beweisbarer Satz, von dem auch die Technik Gebrauch macht, daß bei gleicher Wanddicke ein hohler Körper um so widerstandsfähiger wird, je kleiner er ist. Je kleiner daher die Zellen sind, in welche die Protoplasmamasse des Pflanzenkörpers durch Bildung der inneren, meist rechtwinklig auf einander stehenden Scheidewände zerlegt wird, um so größer ist die Festigkeit des ganzen Gefüges; um so besser ist es gesichert gegen Zerreißen, Zerbrechen und Zerdrücktwerden. Es möchte dieser Causalzusammenhang sich nicht klarer herausstellen, als durch nochmaliges Zurückkommen auf den oben gebrauchten Vergleich. Sollte die Aufgabe gestellt werden, eine aufrechte menschliche Figur aus halbflüssigem Kuchenteig zu formen, so würde diese Aufgabe sich am sichersten lösen lassen dadurch, daß man dünne Platten einer festen Substanz zu Kammern aneinanderfügt und diese mit der zähflüssigen Masse anfüllt.

Im Pflanzenreiche wenigstens wird das gleiche Problem nur noch einmal auf andere Weise bewältigt. Die in den wärmeren Meeren in zahlreichen Arten auftretende Algengattung Caulerpa erreicht nicht nur die Dimensionen, sondern zeigt auch die Gestalt einer höheren Pflanze, sie besteht aus Stengel, Wurzel und bald größeren, bald kleineren Blättern. Dabei ist ihr Protoplasmaleib nur von einer, allerdings sehr derben, äußeren Zellwand umgeben, eine Fächerung durch innere Wände fehlt; man muß daher folgerichtig Caulerpa zu den einzelligen Pflanzen rechnen. Aber diese merkwürdigen

Google

Gewächse begnügen sich doch nicht mit der äußeren, lederartigen Wand, sondern sie sind auch mit einem inneren Skelett ausgerüstet: feine, cylindrisch-fadenförmige, solide Balken aus Zellwandsubstanz durchziehen nämlich kreuz und quer den ganzen Hohlraum, sie setzen sich fest an die äußere Wand an und sind an vielen Stellen fest untereinander verbunden, sie bilden ein inneres Fasergerüst, welches den Protoplasmakörper nach allen Richtungen durchsetzt: so werden die Caulerpa-Arten in den Stand gesetzt, den Wogen der Brandung Trotz zu bieten, und sind vor dem Zerreißen bewahrt.

Die Theile der höheren Pflanzen bestehen nicht aus homogenen Geweben mit einerlei Zellen, sondern man findet stets anatomische Differenzirungen, welche dadurch zu Stande kommen, daß die ursprünglich gleichartigen Zellen im Laufe der Entwickelung eines Blattes, einer Wurzel 2c. zu Gebilden von ungleicher Größe und Gestalt heranwachsen. Diese Gestalt und Größe der Zellen wird bestimmt durch die Zellwände, und somit müssen wir für diese nicht bloß die Aufgabe, dem Gewebe Festigkeit zu verleihen, in Anspruch nehmen, sondern sie bedingen auch weitgehende Arbeitstheilung innerhalb der Gewebe. Nehmen wir beispielsweise ein beliebiges grünes Blatt zur Hand, z. B. von einer Linde, so sehen wir die dunkel gefärbte Grundsubstanz von dem heller gefärbten Adernetz durchschnitten. Die dunkelgrünen Theile bestehen aus Zellen, die reich an Chlorophyll sind und speciell der Ernährung, der Assimilation der Kohlensäure, zu dienen haben. Für diese Zellen ist es vortheilhaft, daß sie zartwandig und nur locker miteinander verbunden, auch ziemlich groß sind. Dies sind Eigenschaften, welche der Festigkeit des Gewebes Abbruch thun. Dafür bestehen die sogenannten Adern, welche gar kein oder sehr wenig Chlorophyll enthalten und deshalb für die Assimilation, die Hauptaufgabe des Blattes, nicht in Betracht kommen, im Querschnitt aus viel kleineren, dicht aneinander gefügten Zellen mit relativ stärkeren Wänden, und diese Zellenzüge dienen in erster Linie dazu, dem Blatte die nöthige Festigkeit zu geben, das weichere, weniger widerstandsfähige Assimilationsgewebe ausgespannt zu halten, wie die Stangen das Zeug eines Sonnenschirms.

Aber gerade bei einem Blatte würde die Kleinzelligkeit allein noch nicht genügen, um dasselbe straff ausgespannt zu halten, wie es für seine Function erforderlich ist. Wir brauchen nur einen beliebigen beblätterten Sproß abzuschneiden, um zu sehen, daß bald, bei der einen Art schneller, bei der anderen langsamer, die Blätter welk und schlaff herabhängen; und doch ist ihre Kleinzelligkeit die gleiche geblieben. Es muß daher an der Straffhaltung der Blätter noch ein anderer Factor betheiligt sein, welcher die Kleinzelligkeit an Wirksamkeit übertrifft.

Das Welken tritt dadurch ein, daß die Blätter durch Verdunstung Wasser an die Luft verlieren, ohne daß es ihnen seitens des Stengels, beziehungsweise der Wurzeln, wieder ersetzt wird. Dieses Wasser ist in den Zellen enthalten, und zwar bildet es innerhalb des Protoplasma den sogenannten

Google

Zellsaft. Unter normalen Verhältnissen, wenn sich die Blätter im Zusammenhang mit Stengel und Wurzel befinden, sind Factoren thätig, welche bewirken, daß dieser Zellsaft unter hohem Drucke steht. Ein Saftdruck von fünf Atmosphären ist gar nichts Ungewöhnliches, und durch diesen Saftdruck wird die einer Kautschuk-Lamelle vergleichbare Zellwand in Spannung versetzt. Nur die im Zustande der Saftspannung befindlichen Zellwände, beziehungsweise Zellen, sind aber widerstandsfähig genug, um jenen Zustand von Steifheit zu zeigen, wie er uns an frischen Blättern und jungen, krautartigen Stengeln entgegentritt. Sobald dieser Saftdruck durch Wasserverdunstung herabgesetzt wird, beginnt das Blatt zu erschlaffen, der Blattstiel biegt sich, die Spreite hängt welk nach unten.

Von dem Festigkeitsunterschiede zwischen einer gespannten und einer ungespannten Lamelle gewähren die beste Anschauung jene kleinen Kautschukballons, die ein bekanntes und bei Kindern beliebtes Spielzeug bilden. Bläst man Luft hinein, so werden sie immer größer und fester, härter; läßt man die Luft wieder ausströmen, so werden sie ganz schlaff und weich. Da es an sich aber ganz gleichgiltig ist, ob man die Spannung der Membran hervorruft durch Hineinpressen von Luft oder von Wasser, so kann ein solcher luftgefüllter Ballon dazu dienen, den Einfluß des Saftdruckes der Pflanzenzellen auf die Festigkeit der Gewebe zu veranschaulichen.

Bei den meisten höheren Gewächsen finden wir aber noch viel weiter gehende Einrichtungen für die Herstellung der Festigkeit. Bei manchen derselben wird schon durch den Umstand darauf hingewiesen, daß bei Wassermangel die Blätter schließlich vertrocknen, ohne vorher eigentlich welk gewesen zu sein: so bei Palmen, bei baumartigen Liliaceen (Yucca, Dracaena), bei manchen Gräsern. Hier wird die Festigkeit erzielt durch innere Skelettbildungen, welche entweder ganz unabhängig vom Saftdruck der Zellen bestehen, oder aber eine besondere Verstärkung der Wirkung des Saftdruckes bilden. Die hierher gehörigen Erscheinungen sind sehr eingehender Untersuchung gewürdigt worden und bieten thatsächlich ein großes Interesse dar; ihre Kenntniß hat die Wissenschaft hauptsächlich den bezüglichen Arbeiten Simon Schwendeners zu verdanken. Wir wollen mit der Betrachtung derjenigen Pflanzentypen beginnen, bei denen dieses innere Skelett durch specifisch mechanische Gewebe, ohne wesentliche Concurrenz des Saftdruckes, zu Stande gebracht wird, es sind das in erster Reihe die Monocotylebonen, zu welchen die soeben erwähnten Beispiele gehören; aber auch viele Dicotyledonen, namentlich in ihren Stengeltheilen, schließen sich ihnen an.

Bei der Bildung dieser specifisch skelettbildenden Gewebe handelt es sich wieder um die Erzeugung von Zellwänden, aber nicht dünner, dehnbarer Zellwände, sondern um dicke, feste Zellwände, welche durch ihre Substanz allein dem Pflanzentheile Festigkeit verleihen; es ist dabei ganz gleichgiltig, ob im Innern solcher Zellen überhaupt noch Saftdruck besteht. Solche

Google

Zellen sind die Bastfasern und die Holzfasern, bei welchen zuletzt Zellsaft und Protoplasma gänzlich schwinden, so daß ihre Wirkung lediglich als eine Function der stark verdickten und sehr festen Zellwand sich darstellt. Diese Verdickung der Zellwand kommt dadurch zu Stande, daß auf die ursprüngliche, membranartig zarte Wand immer neue Schichten von Wandsubstanz seitens des Protoplasma abgelagert werden, und dabei kann der Verdickungsproceß soweit fortschreiten, daß zuletzt der Hohlraum der Zelle fast ganz verschwindet. Zugleich sind diese Zellen langgestreckt und an den Enden zugespitzt oder keilförmig zugeschärft, so daß sie als Fasern von den übrigen mehr isodiametrischen Zellen mit Recht unterschieden werden. Die Bastfasern sind in der Rinde des Pflanzenstengels enthalten, seltener und nur bei Monocotyledonen kommen sie auch in den inneren Theilen vor; zerreißt man einen Stengel vom Flachs (worauf bereits oben hingewiesen wurde), so sieht man sie als feine glashelle Fäden aus der Rinde hervorragen; bekanntlich ist Leinwand aus den Bastfasern des Flachses gesponnen und gewebt. Die Holzfasern, welche sich von den Bastfasern hauptsächlich durch größere Sprödigkeit unterscheiden, finden sich im Innern des Holzkörpers der Bäume und Sträucher und verleihen demselben die eigenartige Festigkeit, welche das Holz zu Tischlerarbeiten u. s. w. geeignet macht.

Stellen wir die Frage, warum gerade diese Fasern die eigentlichen Skelettbildner der Pflanze sind, so ist darauf zu antworten, daß sie hierzu sich sowohl durch ihre Form und ihren Zusammenhang als auch durch die Qualität des Materials, aus welchem sie bestehen, eignen.

Die Bastfasern finden sich gewöhnlich bündel- oder schichtenweise mit einander verbunden; diejenigen des Flachses erreichen die Länge von dreißig Millimeter bei einer Dicke von 0,2 Millimeter in der Mitte, während die Bastfasern von Boehmeria nivea sogar zweihundert Millimeter lang werden, aber kaum 0,1 Millimeter in der Mitte dick sind. Von der Mitte aus spitzen sich diese Fasern ganz allmählich gegen das Ende hin zu, und dabei sind sie derartig miteinander vereinigt, daß sie sich mit ihren Spitzen tief in einander einkeilen, d. h. daß eine Faser etwa auf die Strecke von einem Drittel ihrer Länge mit der nächst höheren Faser verwachsen ist. Dadurch wird ein ganz außerordentlich fester Zusammenhang erzielt. Aehnlich verhalten sich auch die Holzfasern, sie sind aber kürzer und überschreiten selten die Länge von einem Millimeter.

Ganz unvergleichlich sind die physikalischen Eigenschaften der Bastfasern; sie können fast einen unendlich hohen Grad von Geschmeidigkeit erreichen, wenigstens können wir ein Taschentuch beliebig oft nach allen Richtungen biegen und knicken, ohne daß es bricht. Ferner kommt das Tragvermögen der Bastfasern demjenigen des Schmiedeeisens ungefähr gleich, d. h. man kann ein Bündel Bastfasern von dem gleichen Querschnitt wie ein Eisendraht durch angehängte Gewichte ebenso stark belasten, wie letzteren, ohne daß eine dauernde Veränderung in der Molecular-Structur Platz greift.

Google

Dabei ist der Bast außerordentlich viel leichter als das Eisen, und nur hierdurch ist seine Verwendbarkeit zur Skelettbildung in der Pflanze möglich. Eine schwerere Substanz würde die Bäume und größeren Stauden viel zu sehr belasten. Wir können demnach also sagen, daß schon die Beschaffenheit der Substanz der Bastfasern einen gewissen Grad von Biegungsfestigkeit gegen Zerbrechen und von Zugfestigkeit gegen Zerreißen der Pflanzentheile zu Folge hat. Die Holzfasern sind zwar weniger biegsam, als die Bastfasern, stimmen sonst aber ungefähr in ihrer Festigkeit mit jenen überein.

Die Wände der gewöhnlichen Pflanzenzellen bestehen der Hauptmasse nach aus einem Kohlenhydrat, der Cellulose. Diese Cellulose ist an und für sich schon ziemlich fest bei einem specifischen Gewicht von 1,6; allein in den Bast- und Holzfasern sind chemische Modificationen der Cellulose zur Verdickung der Wände von der Zelle erzeugt worden, welche die Cellulose an Festigkeit bedeutend übertreffen und den Grund für die soeben mitgetheilten Angaben über die Festigkeit der Fasern bilden.

Neben den Fasern kommen als mechanisch wirksame oder skelettbildende Elemente in Betracht noch eigenthümliche Zellen, die den Namen Collenchymzellen führen, man könnte sie ihrer ganzen Beschaffenheit nach auch Knorpelzellen nennen. Es sind das langgestreckte Zellen von polygonalem Querschnitt, deren Wände sich aber nur an den Längskanten bedeutend verdicken, während dazwischen unverdickte Wandstreifen übrig bleiben. Sie finden sich vorwiegend in krautartig-saftreichen Schößlingen, ferner in den Blattstielen und Blattrippen der Dicotyledonen. Bei diesen Knorpelzellen kommt neben den verdickten Längsstreifen der Wand in Betracht, daß sie stets Protoplasma und Zellsaft behalten und sich immer im Zustande der Saftspannung erhalten, wodurch ihnen ein höherer Grad von Steifheit eignet, als den Bastfasern, denen sie an Tragvermögen nahezu gleichkommen. Bei diesen Zellen wirkt also Wandverdickung und Saftspannung zusammen, und darum sind sie in den Rippen der Blätter auch dem Welken unterworfen.

Wenn somit in der Beschaffenheit des skelettbildenden Materials — hohes Tragvermögen, Dehnbarkeit, geringes specifisches Gewicht — eine eminente Anpassung an die bestehenden Lebensverhältnisse, eine hervorragend nützliche Einrichtung sich zu erkennen giebt, so tritt im Skelett der Pflanzen noch ein zweites Moment hervor, welches den Bau desselben als einen äußerst zweckmäßigen erscheinen läßt, und welches uns in überraschender Weise ein Princip als das herrschende enthüllt, das Princip der Material-Ersparniß: es kommt in der Pflanze an skelettbildender Substanz nicht mehr zur Entwicklung, als für die Herstellung der erforderlichen Festigkeit unumgänglich nothwendig ist. Um dies aber hinreichend klarstellen zu können, müssen wir einen kleinen Ausflug machen von dem Gebiete der Botanik auf dasjenige der mechanischen Technik, der Ingenieurwissenschaft.

Google

Wenn ein Ingenieur oder Baumeister das Balkengerüst eines Hauses, eines Thurms, einer Brücke, das Skelett eines Schiffes u. s. w. zu construiren hat, so sieht er sich in allen Fällen vor die Aufgabe gestellt, nicht mehr von dem für die Herstellung der Festigkeit des Bauwerkes erforderlichen Materiale zu verbrauchen, als nöthig ist; einmal um überflüssige Kosten zu vermeiden; dann aber auch — und ich habe hier speciell Eisenconstructionen im Auge — um die Schiffswand, den Thurm, die Decke eines Saales nicht zu schwer werden zu lassen. Bleiben wir einmal bei dem letzten Beispiele, der Herrichtung der Decke eines großen Saales stehen, so wird hier die Festigkeit durch ein Gerüst paralleler, horizontaler Balken oder Träger erreicht, welche die Last der Decke zu tragen haben. Diese Last sucht die Balken, welche an beiden Enden durch Aufliegen auf einer Mauer unterstützt sind, durchzubiegen, beziehungsweise zu knicken; daher müssen die Balken biegungsfest construirt sein. Jeder Stab, den wir biegen, zeigt aber die Erscheinung, daß seine convex werdende Seite sich ein wenig verlängert, die concav werdende Seite sich ein wenig verkürzt; eine mittlere Schicht bleibt in ihrer Länge unverändert, sie wird die neutrale Schicht des Stabes oder Balkens genannt. Von den gedehnten Theilen sagen wir, sie befinden sich in Zugspannung, während den Theilen der concaven Seite Druckspannung zugeschrieben wird. Sowohl die Zugspannung wie die Druckspannung sind in der Nähe der neutralen Schicht am geringsten, sie wachsen auf beiden Seiten derselben gegen die Peripherie hin. Daraus folgt, daß die biegenden Kräfte in den peripheren Schichten am stärksten angreifen daß ihre Einwirkung in der neutralen Mittelschicht gleich Null ist. Wollte man daher einem horizontalen eisernen Balken einen quadratischen Querschnitt geben, so würde man eine große Material-Verschwendung begehen; man erreicht die gleiche Wirkung, wenn man das biegungsfeste Material an der Ober- und Unterseite des Balkens anhäuft, dafür in den mittleren Theilen aber verringert, und deswegen sieht man bei dem Bau jedes größeren modernen Hauses die sogenannten Doppel-T-Träger zur Anwendung kommen, welche diesen Namen erhalten haben von einem in Gegenstellung befindlichen doppelten lateinischen T, also so ⊥̄. Bei diesen Trägern befindet sich eine starke Eisenplatte an der Ober- und Unterseite, es sind die sogenannten Gurtungen, sie allein sind ausreichend, den biegenden Kräften Widerstand zu leisten. Damit sie zusammen aber einen einheitlichen Träger bilden, müssen sie durch ein dünneres, vertical stehendes eisernes Steg, die sogenannte Füllung des Trägers, mit einander verbunden sein.

Solche Balken sind an beiden Enden unterstützt, eine Durchbiegung würde also in der Mitte erfolgen. Es kommt aber principiell auf das Gleiche hinaus, wenn man die Träger nur an dem einen Ende befestigen, sie mit dem anderen aber frei in der Luft schweben lassen wollte; nur würde die biegende Kraft dann am stärksten neben dem befestigten Endpunkte

Google

sein, weil hier die Last am längsten Hebelarm angreift, im Uebrigen bleiben alle Verhältnisse ungeändert.

In dieser zuletzt bezeichneten Lage befinden sich die langen, bandförmigen Blätter so vieler Monocotyledonen, z. B. von Gräsern, Dracaenen, Yukken, Dasylirien, Pandanus, Musa u. s. w. Sie sind mit dem einen Ende am Stengel befestigt, mit dem anderen ragen sie frei in die Luft hinein, sie sind im Allgemeinen leicht bogenförmig gekrümmt, ohne sich doch allzuweit von der Horizontallinie dabei zu entfernen. Diese Blätter haben durch ihr eigenes Gewicht auch die größten Spannungen an der Ober- und Unterseite auszuhalten, und daher finden wir, daß das biegungsfeste Material ihres Innern, die Bündel und Schichten von Bastfasern, an der Ober- und Unterseite liegen, in den mittleren Gewebeschichten gewöhnlich aber ganz fehlen: in ihrer Anordnung überwiegt vollständig die Rücksichtnahme auf Biegungsfestigkeit des ganzen Organs. Daß das für die betreffenden Pflanzen von höchster Bedeutung ist, lehrt die Ueberlegung, daß die Blätter ihre Aufgabe, Kohlensäure zu assimiliren, nur gut erfüllen können, wenn sie frei in der Luft schwebend erhalten werden und nicht schlaff am Stengel herabhängen, wobei sie sich gegenseitig zudecken und von Licht und Luft absperren würden.

Um als Beispiel eine recht allgemein bekannte Pflanze herauszugreifen, möge der Mais etwas näher betrachtet werden, welcher den Typus der Gräser in einem hohen Grade von Vollkommenheit zur Darstellung bringt. Untersuchen wir ein Maisblatt auf dem Querschnitt, so finden wir, dem Gewebe desselben eingesenkt, aber dicht unter der Oberhaut gelegen, ein System von Rippen und Bastfasern, welche in ihrer Anordnung den entwickelten Principien entsprechen. Diese Bastrippen sind auf der Unterseite, wenigstens der älteren Blätter, gewöhnlich schmaler, auf der Oberseite breiter, weil die hier herrschende Zugspannung offenbar das Blatt mehr gefährdet, als die Druckspannung der Unterseite; sonst stehen sie paarweise einander gegenüber und sind verbunden durch zartwandiges, weiches Gewebe, sogenanntes Parenchym, in welchem auch Gefäße, die zur Fortleitung flüssiger Stoffe dienen, eingebettet sind.

Ein paar solcher, dicht unter der Epidermis der Ober- und Unterseite des Blattes gelegene, das Blatt der Länge nach durchziehende Bastrippen sind nur vergleichbar einem Doppel-T-Träger in Bauwerken; die Bastrippen bilden die Gurtungen, das Parenchym besitzt Festigkeit genug, um als Füllung des Trägers dienen zu können; wir können daher der Auffassung Raum geben, daß das Blatt des Mais zunächst aus einem Skelett parallel verlaufender T-Träger construirt ist, welche allseitig durch das weiche, chlorophyllhaltige, assimilirende Parenchym mit einander verbunden werden. Demnach giebt sich in dem anatomischen Aufbau eines solchen Blattes und speciell in der Anordnung seiner Skelettheile ein Princip zu erkennen, wie es der Techniker in sorgfältiger Berechnung bei seinen Bauwerken zur Anwendung bringt.

Google

Ganz ähnliche Beschaffenheit zeigt der Bau des Skelettes in den Blättern anderer Monocotyledonen, nur daß das gleiche Thema sich bei den einzelnen Gattungen und Arten in ebenso vielen, doch untergeordneten Variationen abspielt. Eine Ausnahme bilden eigentlich nur die großen Blätter der Palmen, bei welchen zum Zweck der Erzeugung eines höheren Grades von Steifheit sich auch im Innern des Blattgewebes mehr oder weniger zahlreiche Bastbündel zu finden pflegen. Noch mag hinzugefügt sein, daß solche Monocotyledonen-Blätter, die sich gewöhnlich durch Riemen- oder Schwertform auszeichnen, keineswegs immer in ihrer Stellung einen Bogen mit mehr weniger horizontaler Sehne zu bilden brauchen, sondern auch aufrecht stehen können, wie die Blätter des Wasserkolben (Typha), der Schwertlilie (Iris). In diesem Falle müssen die betreffenden Blätter aber ebensogut biegungsfest gebaut sein, als wenn sie in horizontaler Lage befestigt wären, weil sie doch immer nach einer Richtung hin Uebergewicht haben, und weil das geringste Uebergewicht hinreicht, um als biegende Last an einem langen Hebelarm zu wirken.

Wenn es sich somit zeigt, daß die skelettbildenden Rippen der Monocotyledonen-Blätter eine anatomische Stellung einnehmen, deren Nutzen so einleuchtend ist, daß es den Anschein hat, als seien sie durch die weitblickendste Intelligenz dahin gelegt, so kommt noch der Umstand in Betracht, daß für andere Gewebesysteme der Raum dicht unter der glashell-durchsichtigen Epidermis ebenso wichtig ist, wie für das mechanische. Das gilt für das grüne assimilirende Parenchym, welches nur dann, wenn es vom Lichte durchstrahlt wird, für die Pflanze seine Arbeit zu leisten vermag, und daher gleichfalls an die Oberfläche der Organe gehört. Die meisten Blätter sind so dünne Platten, daß die grünen Zellen überall Licht genug erhalten, aber es giebt auch dickere Blätter, in denen doch nur die peripherisch gelegenen Zellschichten assimiliren können. Bei solchen Blättern kommt es dann zu einer Arten von Concurrenz zwischen dem assimilirenden und dem skelettbildenden Gewebe, die auf verschiedene Weise zum Austrag gelangt. Der häufigste Fall ist der, daß dicht unter der Epidermis Bastrippen mit Zügen assimilirender Zellen abwechseln. Sind aber die Bastrippen sehr dünn und durchscheinend, so können sie sich auch dem assimilirenden Gewebe streckenweise vorlegen, endlich kommt der Fall vor, daß zwischen die Skelettstränge und die Epidermis sich noch ein paar Lagen assimilirender Zellen einschieben; kurz, es herrschen in dieser Beziehung weitgehende Verschiedenheiten bei den einzelnen Arten.

Ein anderes Gewebe, welches alle Theile des Blattes durchziehen muß, sind die saftleitenden Röhren, die sogenannten Gefäße; sie müssen sowohl an der Peripherie, als auch im Innern vorhanden sein. Hierbei entwickelt sich aber noch eine andere Wechselbeziehung. Für kein Gewebe des Blattes ist Knickung so sehr zu vermeiden, wie für die Gefäße, weil durch Knickung der Zufluß und Abfluß des Saftes gehemmt werden würde.

Google

Um nun diesen Erfordernissen für richtige Lage und Schutz der Gefäße zu genügen, sind die Bastrippen der Peripherie des Blattes häufig rinnenförmig gestaltet, mit der Convexität der Rinne nach außen gekehrt, und in der Concavität der Rinne liegen die Gefäße, so daß auch sie periphere Lage erhalten und zugleich durch den Bast noch besonderen Schutz gegen Biegung erfahren. Nicht selten findet sich auch auf der inneren Seite der peripheren Gefäßbündel eine kleinere und schwächere Bastrinne, und selbst die im Innern gelegenen Gefäße können einen Schutz durch Bastfasern erhalten, so namentlich bei den Palmen.

Bei den meisten Blättern der Dicotyledonen liegen die Verhältnisse analog, wie bei den Monocotyledonen, nur daß hier weniger Bastfasern als Stränge und Schichten von Knorpelzellen mechanisch functioniren und das Skelett zusammensetzen. Bei den Dicotyledonen haben wir im Allgemeinen eine nach Außen stärker hervortretende Berippung. Bei dem Blatte eines Apfelbaumes, einer Linde u. s. w. sehen wir eine Hauptrippe in Verlängerung des Blattstieles das Blatt durchziehen, und an diese setzen sich seitlich und fiederig die größeren Seitenrippen an; beim Ahorn, der Platane u. a. m. laufen von der Basis mehrere solcher Hauptrippen in fingerförmiger Stellung durch das Blatt, die ebensolche Seitenrippen tragen. Diese Rippen sind ihrerseits auf der Ober- und Unterseite mit inneren mechanischen Trägern ausgerüstet, und sie versehen, wie schon hervorgehoben ward, eine ähnliche Aufgabe, wie das Gestänge in einem aufgespannten Sonnenschirm. Auch im Blattstiel kann diese Bilateralität des Skelettes bestehen, allein dort kann es auch, wie z. B. bei der Roßkastanie, zu einem Bau des Skelettes kommen, welcher demjenigen der Stengel entspricht, mit denen wir uns nunmehr zu beschäftigen haben werden.

II.

Bei Untersuchung der Festigkeit des Stengels unterscheiden wir zweckmäßig zwischen solchen Stengeln, die nur Längenwachsthum besitzen, wie z. B. die Halme der Gräser, und solchen, die auch in die Dicke wachsen, wie die Stämme und Aeste der dicotyledonischen Bäume und Sträucher.

Als Beispiel eines schlank emporgewachsenen Pflanzenstengels möge ein Halm des Weizens oder Roggens als Beispiel angezogen werden. Derselbe strebt vermöge des ihm innewohnenden negativen Geotropismus in der Richtung der Lothlinie empor. Er ist belastet durch die Blätter und die endständige Blüthenähre. Aber diese Belastung ist niemals vollkommen symmetrisch um die Axe des Stengels herum vertheilt, stets ist nach einer Richtung hin ein Uebergewicht vorhanden. Dies Uebergewicht kann im Laufe der Entwickelung, z. B. durch Hervorbringen eines Blattes von der einen Seite des Stengels auf eine andere sich verschieben, und eine solche Verschiebung wird eintreten, sobald die Windrichtung wechselt, weil der Wind ganz besonders dazu beitragen wird, den Halm nach einer andern

Google

Seite zu neigen. Aus dem Allen folgt, daß der Halm ebenso wie die Blätter biegungsfest gebaut sein muß, aber auch nur biegungsfest gebaut zu sein braucht. Allein während es sich bei den Blättern im Allgemeinen nur handelt um Biegungen senkrecht zur Fläche, so kommen beim Stengel Biegungen nach allen Richtungen des Horizontes in Betracht.

Ein cylindrischer, aufrechter, biegungsfester Körper, der nicht hohl ist, wird von der Technik so construirt, daß T-Träger in die Peripherie zu liegen kommen, die durch radial verlaufende Füllungen zusammen gehalten werden. Ist der Körper dagegen hohl, so können die Träger durch peripherische Füllungen mit einander in Verbindung gesetzt werden, und ein hohles Eisenrohr von gleichmäßiger Wanddicke ist ein eminent biegungsfester Körper, weil in demselben gleichsam unendlich viele Träger mit einander verschmolzen sind, welche zugleich unter einander als Füllung dienen; eine Verstärkung kann ein solcher Körper noch in wirksamster Weise dadurch erfahren, daß demselben von Außen einzelne längslaufende Rippen angesetzt werden.

Alle diese Einrichtungen finden wir im Pflanzenstengel verwirklicht. Im Halme von Binsen, dem Blüthenschafte von Aroideen u. a. m. findet man dicht unter der Epidermis verlaufend isolirte Bastrippen, von denen je zwei und zwei, die einander gegenüber stehen, als T-Träger aufzufassen sind, während die Füllung durch weiches Parenchym, Gefäße u. s. w. gebildet wird. Im hohlen Halm der Gräser hingegen finden wir die isolirten Bastrippen durch einen geschlossenen Hohlcylinder von Bastfasern ersetzt, welcher gewöhnlich von der Epidermis durch einige Gewebeschichten getrennt ist; aber gerade bei vielen Gräsern, welche diesen Bau aufweisen, kommen dann zwischen diesem Bastcylinder und der Epidermis noch isolirte Bastrippen vor, die häufig sich unmittelbar an den geschlossenen Cylinder anlehnen. Im Innern des Stengels der Monocotyledonen sind dann gewöhnlich weiter keine Skeletttheile mehr vorhanden, als gerade für den Schutz der Gefäßbündel nöthig sind, nur bei den Palmen findet man auch im Stengel durchweg noch starke Bastkörper in der Nähe der Achse. Jedenfalls erscheint aber die Construction dieser biegungsfesten Stengel als eine ebenso rationelle wie diejenige der Blätter, vom Gesichtspunkte der Technik aus müßte sie als theoretisch correct bezeichnet werden.

Die in unseren Breiten wachsenden Bäume und Sträucher gehören alle zu den Dicotyledonen, und je höher ein Baum, je ausgebreiteter seine Astkrone, um so mehr ist dieselbe der Einwirkung der Schwerkraft und der Winde ausgesetzt. Hier bedarf es daher ganz besonderer skelettbildender Vorrichtungen, und diese sehen wir in der zweckmäßigsten Weise durchgeführt.

Wenn wir die Keimpflanzen einer Buche, wie sie massenhaft in jedem Walde zu finden sind, oder die Keimlinge eines Apfelbaums, welche man wenigstens in einer Baumschule sich immer zeigen lassen kann, betrachten, so

Google

bestehen dieselben aus der positiv geotropischen Wurzel, die sich in das Erdreich einbohrt, und dem negativ-geotropischen Stengel, der in der Lothlinie aufwärts wächst, in seiner Achse die Wurzel nach oben verlängernd. Dieser Stengel trägt bei den beiden angezogenen Bäumen, wie bei allen Dicotyledonen, zunächst zwei einander gegenüberstehende Keimblätter, die beiden Cotyledonen. Zwischen diesen Keimblättern hindurch wächst der Stengel weiter in die Höhe und bringt als seitliche Ausgliederungen immer neue Blätter hervor, welche bei der Buche und dem Apfelbaum später einzeln, nicht mehr paarweise, am Stengel stehen. Dadurch gliedert sich der Stengel in kurze Abschnitte, denen ein Blatt entspringt und die man Knoten nennt, und in längere blattlose Abschnitte, welche Glieder heißen. Ein Knoten nebst dem dazu gehörigen, d. h. darunter stehenden Stengelgliede heißt ein Stockwerk des Sprosses, wobei natürlich das unterste Stockwerk bei den Dicotyledonen immer zwei Blätter am Knoten trägt, und bei anderen Arten als den genannten Beispielen auch den höheren Stockwerken zwei oder mehr Blätter angehören können. Indem nun Stockwerk auf Stockwerk gesetzt wird, vollzieht sich das Längenwachsthum des Schößlings, jedes neue und höhere Stockwerk bildet eine morphologische Wiederholung der tieferen bis in die feinsten anatomischen Einzelheiten hinein. Durch diese im Längenwachsthum hervortretende Verkettung identisch gebauter Stockwerke von unbegrenzter Anzahl unterscheidet sich der Körper der höheren Pflanzen wesentlich von demjenigen der höheren Thiere, der Pflanzenkörper ist dadurch im Principe niemals ausgewachsen, während ein Vogel, ein Fisch, ein Frosch in seiner Entwickelung dem einzelnen Pflanzen-Stockwerke entspricht. Denn nur die Stockwerke der Pflanzen können ausgewachsen sein, nicht aber der ganze Sproß, der sich der Idee nach so lange in der Bildung immer neuer Stockwerke versucht, bis er durch eine Stockung im Wachsthum oder durch eine Neubildung, z. B. durch die Erzeugung einer Blüthe, thatsächlich zum Abschluß gelangt. Aus dem Grunde hat es auch an Stimmen nicht gefehlt, welche, von dem thierischen Individuum als morphologischer Einheit ausgehend, den Pflanzensproß für eine Kette von Individuen erklärt haben.

Ganz wie die Keimpflanzen verhalten sich im Frühjahr die einzelnen jungen Schößlinge, welche wir aus den Winterknospen der Laubbäume hervorbrechen sehen; auch sie verlängern sich, indem sie Stockwerk auf Stockwerk setzen. Der Herd für diese Neubildung ist an der äußersten, zwischen den Blättern der Endknospe verborgenen Stengelspitze gelegen, er führt seit langer Zeit in der Wissenschaft den Namen des punctum vegetationis, und das dauernde Vorhandensein dieses Vegetationspunktes bedingt den oben angedeuteten Gegensatz im Aufbau des Thier- und Pflanzenkörpers.

Der Embryo eines Thieres besteht zuerst aus kleinen, gleichartigen Zellen, die sich später zu den abweichend gebildeten Geweben differenziren und schließlich die Glieder und Organe, die Extremitäten, den Kopf, den Magen, das Herz u. s. w. hervorbringen. Damit ist die Entwicklung er-

Google

schöpft, ein Zellenherd für dauernde Neubildung von Geweben ist am Thierkörper nicht vorhanden. Bei der Pflanze besteht der aus dem befruchteten Ei hervorgegangene Embryo zunächst auch aus einer Kugel, die sich aus vielen gleichartigen Zellen zusammensetzt; dann beginnt die Kugel sich in einen länglichen Körper umzugestalten, der an den Enden ein paar Pole trägt, die wir als die Vegetationspunkte des Stengels und der Wurzel unterscheiden. Diese Vegetationspunkte bestehen immer aus einem Zellengewebe, welches demjenigen der frühesten Entwickelungsstufe des jungen Embryo entspricht, und während das Zwischenstück zwischen ihnen sich in die fertigen Gewebe von Stengel und Wurzel umbildet, bleiben die Vegetationspunkte erhalten, so lange die betreffende Wurzel und der betreffende Stengel überhaupt in die Länge wachsen. In den Vegetationspunkten findet fortdauernd Zelltheilung und damit Zellvermehrung statt, und diese Zellen werden als neuer Zuwachs an die bereits vorhandenen Stengel- und Wurzeltheile angefügt. So bilden die Vegetationspunkte halbirte Embryonen; denn könnte man einen Wurzel- und einen Stengelvegetationspunkt an einander fügen, so würde man wieder den primären Embryo einer Pflanze haben. Bei der Keimpflanze entfernen sich durch das zwischengeschaltete neue Gewebe Wurzel- und Stengel-Vegetationspunkt im Laufe der Entwickelung immer weiter von einander; ein aus der Laubknospe eines Baumes neu hervorbrechender Sproß besitzt natürlich nur einen Stengel-Vegetationspunkt.

Vom Wurzelvegetationspunkte, der niemals Blätter producirt, unterscheidet sich der Stengelvegetationspunkt dadurch, daß aus demselben in seitlicher Anlage die Anfänge der Blätter als kleine Höckerchen hervorwachsen. Zwischen diesen Blatthöckern giebt sich im mikroskopischen Bilde der eigentliche Stengelvegetationspunkt als halbkugelig oder schwach kegelförmige Kuppe zu erkennen, die sich durch Zellenvermehrung verlängert und dann wieder als seitlicher Höcker eine Blattanlage treibt: so entsteht die Kette der Stockwerke, indem diejenigen Stengelgewebe, welche zwischen zwei Blätter entfallen, gewöhnlich eine nachträgliche starke Verlängerung zu dem blattlosen Stengelgliede erfahren.

Während auf diese Weise der Sproß durch die zellenbildende Thätigkeit des Vegetationspunktes sich verlängert, tritt später das Dickenwachsthum hinzu, welches im Laufe der Jahre den Keimstengel der Buche und des Apfelbaumes in den dicken Stamm, die seitlichen Schößlinge der Krone in die mehr oder weniger dicken Aeste umwandelt. Weil dieses Dickenwachsthum in unmittelbarem Zusammenhange steht mit den auf die Festigung abzielenden Einrichtungen, so müssen wir dasselbe bei Betrachtung der Skelettbildung des Dicotyledonenstengels in Rücksicht ziehen.

Der junge Dicotyledonensproß besitzt am häufigsten dicht unter der Oberhaut eine Schicht von Knorpelzellen, die bald continuirlich verläuft, bald in einzelne Stränge sich sondert; seltener ist das Collenchym durch Bastfasern ersetzt. Dagegen treten Bastbündel sehr häufig auf in dem äußeren Theil der

Google

Gefäßbündel. Mit diesem Namen bezeichnet man complicirt gebaute Stränge, welche nicht nur die Gefäße, sondern noch verschiedene andere Gewebearten umfassen; diese Stränge durchziehen den Stengel der Länge nach und treten aus den Knoten in die Blätter hinein, wo sie in Rippen und Adern verlaufen. Auf dem Querschnitt des Stengels zeigen sich die Querschnitte der Gefäßbündel zu einem Kreise geordnet, sie bilden daher in Wirklichkeit einen aus parallelen Stäben zusammengesetzten Hohlcylinder. Jedes Gefäßbündel besteht aus einem äußeren und einem inneren Theil, welche durch eine Gewebeschicht von einander getrennt sind, deren Zellen ähnliche Eigenschaften besitzen, wie diejenigen des Vegetationspunktes, d. h. sie sind andauernd theilungs- und vermehrungsfähig; dieses Gewebe heißt das **Cambium**, während der innerhalb der Cambiumplatte liegende Theil des Gefäßbündels der Holztheil, der außerhalb derselben liegende Theil der Basttheil genannt wird.

Bevor nun das eigentliche Dickenwachsthum eines Stengels beginnt, treten die bis dahin isolirten Cambiumplatten der einzelnen Gefäßbündel seitlich mit einander in Verbindung, so daß ein geschlossener Hohlcylinder aus Cambium entsteht; dies kommt dadurch zu Stande, daß aus den Parenchymzellen, die zwischen den Gefäßbündeln liegen, durch Theilung ebenfalls Cambiumzellen werden. In diesem Cambiumcylinder findet nun die lebhafteste Zellenvermehrung durch Theilung statt, und alles nach Innen davon entfallende Zellgewebe erfährt eine Umwandlung in Holz, alles nach Außen abgeschiedene Gewebe in sogenannte secundäre Rinde, in welcher der Regel nach Bastfasern enthalten sind. Der Holzkörper besteht aus Holzgefäßen, aus Holzparenchym und aus Holzfasern, und diese letzteren sind es allein, von deren Festigkeit die Festigkeit des Holzes eines Baumstammes abhängt.

So können also in einem solchen Dicotyledonenstengel als Skelett drei in einander geschachtelte Hohlcylinder mechanisch wirksamen Gewebes auftreten: das Knorpelgewebe oder Collenchym in der äußersten Peripherie, der Bast in der secundären Rinde, die Holzfasern im Holz, wozu bemerkt sein mag, daß bei einzelnen Arten die mannigfachsten Abweichungen von diesem einfachsten Schema vorkommen. Aehnlich wie die Stengel verhalten sich übrigens auch in vielen Fällen die Blattstiele, bezüglich deren bereits auf die Blattstiele der Roßkastanie hingewiesen wurde, die einen im Querschnitt ähnlichen Bau besitzen.

Sowohl diese, einer andauernden Verdickung allerdings nicht fähigen Blattstiele, wie auch die jungen Stengel der Dicotyledonen und die mehr oder weniger schräge oder horizontal stehenden Aeste müssen natürlich biegungsfest construirt sein, da Schwerkraft und Wind sie zu knicken bestrebt sind; eine solche Construction wird durch die mehrfach in einander geschachtelten Hohlcylinder skelettbildender Zellen in vollkommenster Weise gewährleistet. Aber auch der alte Stamm einer Buche, einer Ulme, einer Linde wird auf Biegungsfestigkeit in Anspruch genommen, weil das Gewicht der Krone niemals ganz symmetrisch auf seinem Querschnitte lastet.

Google

Wir haben jetzt noch die Entwickelung eines solchen alten, vielleicht hundertjährigen Stammes aus dem einjährigen Keimstengel in's Auge zu fassen. Im letzteren hatte sich, so wurde oben dargelegt, eine geschlossene Cambiumschicht gebildet, und von diesem Cambium war nach Außen Rinde, nach Innen ein Holzcylinder abgeschieden worden. Die Zellen dieser Cambiumschicht sind außerordentlich weich und zartwandig und daher leicht zerdrückbar und zerreißbar; der Frühling ist für sie eine Zeit besonders lebhaften Wachsthums. Wenn der Knabe um diese Jahreszeit sich Flöten aus der Weide herstellen will, so klopft er so lange mit einem harten Gegenstande von Außen auf den abgeschnittenen Zweig, bis er den größeren Theil der Cambiumzellen zerquetscht hat; dann gelingt es ihm leicht, die übrigen zu zerreißen und die Rinde glatt vom Holzkörper herunter zu ziehen. Jene saftreiche Gewebeschicht zwischen Rinde und Holz ist eben das Cambium, und wiederum wird diese Cambiumschicht durch den Gärtner zerrissen, wenn derselbe ein Auge unter die Rinde pfropft oder oculirt. Alle Umbildungen von Geweben an älteren Theilen der Holzgewächse gehen von der Cambiumschicht aus, darum kann sie nicht ganz peripher liegen, sondern mußte weiter nach Innen in den Stamm hinein verlegt werden, um durch die Rinde den erforderlichen Schutz zu erhalten.

Die Wachsthums- und Entwickelungsfähigkeit des Cambiums ist aber bei den Bäumen so unbegrenzt wie diejenige der Vegetationspunkte. Nachdem im ersten Sommer eine Holzschicht, oder, auf den Querschnitt bezogen, ein Holzring gebildet worden war, gelangt im Winter das Wachsthum zum Stillstande. Im nächsten Sommer erzeugt das Cambium einen zweiten, im dritten Sommer einen dritten Holzring, und so entstehen die sogenannten Jahresringe des Holzkörpers, die man bei den meisten Bäumen mit bloßem Auge unterscheiden kann, und aus deren Abzählen sich das Alter eines Baumstammes genau feststellen läßt. Nicht nur im Stamm, sondern auch in allen Zweigen liegen derartige Cambiumschichten dicht unter der Rinde, und so wachsen auch alle Zweige in die Dicke, und das Cambium selbst rückt mit zunehmender Stärke des Holzkörpers immer weiter nach Außen, d. h. absolut, nicht relativ, denn es bleibt immer von der Rinde bedeckt, welche sich gleichfalls von Jahr zu Jahr ein wenig verstärkt. Aber in dem Maße, wie neue Zweige in der Laubkrone eines jungen Baumes entstehen, wie dieselben durch Thätigkeit der Vegetationspunkte sich immer weiter verlängern, erfährt auch die tragende Centralsäule, der Stamm, eine immer fortschreitende Verstärkung durch Anlagerung neuer Holzfasern, und ein Gleiches gilt von den Aesten, die den Armen eines sich immer mehr vergrößernden Candelabers verglichen werden können. Besäße der Baumstamm die Fähigkeit nicht, correlativ zur wachsenden Last der Krone in die Dicke zu wachsen, so würde er bald zusammenknicken müssen. Die Holzfasern aber sind es, welche ihm die nöthige Festigkeit verleihen, und diese Festigkeit können wir auch als Säulenfestigkeit bezeichnen, weil die Leistung ganz derjenigen einer tragenden

Google

Säule gleichkommt. Wenn wir aber sehen, daß ein Baumstamm normaler Weise nicht hohl, sondern solide ist, so ist zu berücksichtigen, daß er auch in Richtung der Lothlinie belastet ist, und daß er somit nicht nur auf Biegungsfestigkeit, sondern auch auf Druckfestigkeit in Anspruch genommen ist; und ein solches druckfestes Piedestal muß die widerstandsfähige Substanz auf dem ganzen Querschnitt gleichmäßig entwickelt haben, wie z. B. der Sockel für ein Standbild aus Erz.

Ein relativer Unterschied zwischen dem jungen, einjährigen Dicotyledonenspross und dem alten Stamm ist insofern vorhanden, als bei ersterem der Holzkörper im Vergleich zum centralen Parenchym einen mechanisch wirksamen Hohlcylinder darstellt, während im dicken Baumstamm dieses centrale Parenchym im Vergleich zur Masse des Holzes verschwindend gering wird, so daß wir den Stamm eine solide Holzsäule nennen können; und diese Säule verstärkt ihre Tragfähigkeit Jahr für Jahr um einen Betrag, welcher hinreichend ist, die Jahr für Jahr wachsende Last der Krone aufrecht zu halten.

Während der Stengel der Pflanzen mit seinen Auszweigungen biegungsfest gebaut ist, weil, so nehmen wir an, derselbe auf Biegungsfestigkeit in Anspruch genommen wird, braucht die Wurzel durchaus nicht biegungsfest zu sein: der Schutz des Erdreichs läßt den Angriff biegender Kräfte auf dieselben so gut wie ausgeschlossen erscheinen. Hingegen hat die Wurzel die Aufgabe, neben Zuführung der für die Pflanze erforderlichen Nährstoffe des Erdbodens der Pflanze den nöthigen Halt in der Erde zu gewähren, sie darin zu verankern. Kommt ein Sturm, welcher die Krone schüttelt und den Stengel biegt, so sucht derselbe die Wurzel aus dem Boden herauszureißen, oder vielmehr zu zerreißen, was immer bei der Entwurzelung von Bäumen geschieht. Daher muß die Wurzel Festigkeit gegen Zerreißen besitzen, sogenannte Zugfestigkeit, und in der That sehen wir den anatomischen Bau derselben danach eingerichtet. Die skelettbildenden Elemente, welche Bastfasern und Holzfasern zu sein pflegen, sind nicht peripherisch angeordnet, sondern im Innern, im sogenannten Centralcylinder, zusammengehäuft. Das zeigen z. B. die Wurzeln des Mais, das zeigen auch die jungen Wurzeln der Dicotyledonen. Die älteren Wurzeln unserer Bäume besitzen ein ähnliches secundäres Dickenwachsthum durch Thätigkeit einer Cambiumschicht, wie die Stämme und deren Aeste, und somit entsteht in ihnen ein ganz ebenso gebauter, als solide anzusehender Holzkörper wie dort.

Bei zugfest gebauten Körpern kommt es zunächst nur auf die Querschnittsgröße der widerstandsfähigen, beziehungsweise skelettbildenden Materie an; so wird ein Bündel von Bindfäden genau so widerstandsfähig sein, wie ein dickes Tau von gleichem Querschnitt. Allein eine einfache Ueberlegung lehrt, daß es für eine Wurzel doch nachtheilig sein müßte, wenn nur peripherisch gelagerte Bastfasern vorhanden wären, deren Querschnittsumme eine ausreichende Zugfestigkeit gewährt. Denn nehmen wir an, eine

Google

Pflanze entsendete nur eine Pfahlwurzel in den Erdboden, so würde der Stengel durch den Wind bald nach Süden, bald nach Norden und nach den übrigen Himmelsrichtungen gedrängt werden, und dabei jedesmal ein stärkerer Zug auf diejenige Wurzelseite ausgeübt werden, welche der Convexität der Stengelkrümmung entspricht. Liegt auf dieser Seite ein Theil der mechanischen Fasern isolirt, so wird er leichter zerreißen, biegt sich der Stengel später nach einer anderen Richtung, so wird ein auf einer anderen Seite gelegener Theil der Fasern dem Zerreißen ausgesetzt sein, während die Wurzel viel widerstandsfähiger sein muß, wenn die Fasern sich sämmtlich zu einem central gelegenen Bündel vereinigen. Und diese Tendenz zur Zusammenschiebung der mechanischen Fasern in einen axilen Strang tritt bei den Wurzeln ganz unverkennbar hervor, so daß auch das Skelett der Wurzeln in seiner Abweichung von demjenigen des Stengels und der Blätter sich möglichst rationell gebaut erweist. Aehnlich steht es mit den Stielen mancher schweren, herabhängenden Früchte, in denen gleichfalls eine zugfeste Construction deutlich hervortritt. —

Nun giebt es ferner eine Menge von Pflanzentheilen, welche gegen Druck in wirksamster Weise geschützt sind. Alle festen Frucht- und Samenschalen haben diese Aufgabe für den zarteren Kern zu erfüllen, es bedarf nur eines Hinweises auf die Haselnuß und Wallnuß. Hier besteht das den Skelettpanzer bildende Material einfach aus sehr dickwandigen, knochenharten und zuletzt austrocknenden Zellen. Von größter Wichtigkeit ist der Schutz der Cambiumschicht in den Aesten und Stämmen der Bäume gegen Druck und Zerquetschung. Hierfür genügt der Pflanze nicht die peripherische Schicht der Parenchym-Rinde, sondern der Stamm umgiebt sich dann noch mit einem Mantel aus Kork: dies ist die äußere, bräunliche Schicht der Baumrinde, welche an älteren Stämmen als Borke oft eine beträchtliche Dicke erreicht. Der Kork ist ein elastisch-federndes Gewebe, wie es Jedermann von den Flaschenstöpseln her kennt, welche aus der Rinde der Korkeiche geschnitten werden. Der Kork besteht aus luftführenden Zellen, die jedem Druck leicht nachgeben und sich dann wieder ausdehnen, jedenfalls die Wirkung von Druck und Stoß von dem Cambium fern zu halten geeignet sind. Denn ist das Cambium beschädigt worden, so stirbt es leicht ab, und der Stamm wächst an der betreffenden Stelle nicht weiter in die Dicke.

Aehnlich ist das zarte assimilirende Parenchym der Blätter durch die Epidermis, d. h. die Oberhaut geschützt. Die Epidermis muß glashell-durchsichtig sein, damit die darunter liegenden chlorophyllhaltigen Zellen vom Licht getroffen werden können. Die äußeren Zellwände der Epidermis sind aber ganz außerordentlich stark verdickt und gewähren dadurch mechanischen Schutz. Meistens sind die tafelförmigen Epidermiszellen auch am Rande ausgezackt und greifen mit diesen ihren Zacken in einander, was wiederum einen höheren Grad von Festigkeit gewährt. Die Ränder der Blätter sind aber

Google

noch speciell gegen Einreißen geschützt durch Bündel von Fasern und Knorpelzellen, welche an ihnen entlang laufen.

Ganz besondere Vorkehrungen sind für den Schutz der Vegetationspunkte gegen Druck getroffen; wird der Vegetationspunkt, der aus ganz weichem Zellgewebe besteht, verletzt, so kann die betreffende Achse sich nicht weiter verlängern, denn die Vegetationspunkte müssen ja in letzter Instanz die ganze Pflanze aus sich hervorbringen. Die Vegetationspunkte sind gleichsam der Thon, aus dem die Natur die Pflanze knetet, so daß sich die neugebildeten Theile hernach nur zu strecken brauchen, um zu Seitenzweigen, Blättern, Blüthentheilen zu werden. Hierbei wird von der Pflanze ein äußerst einfaches Mittel gehandhabt, um die jüngsten Theile gegen Verletzung zu schützen, es besteht darin, daß die jungen Blätteranlagen rascher in die Länge wachsen, als die zugehörigen Stengelspitzen, und sich dabei gegen die Stengelaxe krümmen. So kommt das schützende Laubdach der Knospe über dem Vegetationspunkte zu Stande, welches so eingerichtet ist, daß jedes ältere Blatt alle jüngeren einschließt und selbst wieder von noch älteren umwölbt wird, so daß nicht blos dem Vegetationspunkte selbst, sondern auch den jungen Blattanlagen der Schutz der älteren, gegen Druck und Stoß widerstandsfähigeren, zu Theil wird. Gegen die Zeit der Winterruhe werden dann noch die braunen Schuppenblätter gebildet, welche der schlafenden Knospe einen hohen Grad von Druckfestigkeit verleihen.

Wo immer in Zelltheilung begriffenes, zartes Gewebe an der Pflanze auftritt, da fehlt es nicht an analogen Schutzvorrichtungen. Es ist allgemein bekannt, daß die Stengelglieder der Gräser, speciell unserer Getreidearten, in einer späteren Entwicklungsperiode an ihrer Basis wachsen; hier findet sich dann eine Zone so zarten weichen Gewebes, wie es im Cambium und den Vegetationspunkten uns begegnete, und diese Stellen der Halmglieder sind gegen Abbrechen wirksam geschützt durch steife, feste Blattscheiden, die sie tutenförmig umgeben und biegungsfest gebaut sind durch eingelagerte Stränge von Bastfasern. Nur gegen Zerreißen schützen diese Scheiden die verwundbare Stelle des Getreidehalms nicht, und wohl Jeder hat einmal, an einem Getreidefeld hinwandernd, dessen Aehren eben hervortraten, solche Halmglieder ohne Mühe aus der Scheide herausgezogen; gegen solchen Eingriffe von Menschenhand sind die Pflanzen allerdings nicht geschützt.

Ein weiteres interessantes Beispiel für derartige Wechselbeziehung liefern die Vegetationspunkte der Wurzeln. Auch sie sind an der Spitze gelegen, weil aber die Wurzel keine Blätter producirt, so fehlt ihnen der Schutz der Laubknospe. Dennoch würden sie ohne druckfeste Hülle nicht bestehen können, da sie sich in den Erdboden hineinbohren müssen und hierbei oft bedeutenden Widerstand zu überwinden haben. Dafür sind sie mit einer Kappe aus festem, elastischem Gewebe bedeckt, der sogenannten Wurzelhaube, auf deren Entstehung hier nicht näher eingegangen werden kann, die aber geeignet ist, beim Eindringen der Wurzel auch in festes Erdreich als ein

Google

äußerer Panzer von lederartiger Beschaffenheit den Vegetationspunkt gegen Quetschung zu schützen. —

Die angeführten Erscheinungen dürften ausreichen, um zu zeigen, daß, wo immer es für die Pflanze nöthig wird, eine die Festigkeit erhöhende oder gewährende Einrichtung zu besitzen, diese Einrichtung durch besondere anatomische Bildungen getroffen wird. Während nach dem Principe der Arbeitstheilung in den höheren Pflanzen die Gewebe sich sondern in skelettbildende, Nährstoffe aufnehmende, assimilirende u. s. w., ließ sich für die ersteren, für die mechanisch wirksamen Gewebe der Nachweis erbringen, daß mit der Erzielung eines hinreichenden Nutzeffectes zugleich eine möglichst weitgehende Materialersparniß im Aufwande der Pflanze angestrebt wird, und daß ihre Beschaffenheit und ihre Anordnung uns deshalb im hohen Maße rationell erscheinen.

Google

Jakob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie.

Von

Bernhard Münz.

— Wien. —

Uneben und dornig war die Laufbahn des Mannes, dessen Name an der Spitze unseres Essai prangt. Er war ein Märtyrer der Wahrheit, denn er hatte nicht nur die mannigfachen Hindernisse zu überwinden, welche dem Streben nach Erkenntniß und Geistesbefreiung selbstverständlich im Wege stehen, sondern er mußte sich auch das Recht, die Möglichkeit dieses Strebens selbst erobern. Und wenn die einen Schwierigkeiten unter Mühsalen und Opfern behoben waren, so thürmten sich wieder andere auf und erforderten neue Kämpfe und Opfer. Traurig, aber wahr, sagt Frohschammer in seiner Selbstbiographie*): „Ich möchte diese kurze Autobiographie fast eine Historia calamitatum, eine Geschichte von Mißgeschicken, nennen, freilich ohne jenes romantische Moment, das die gleichbenannte Selbstbiographie Abälards so interessant macht selbst für die, welche sich um seine Theologie und Philosophie nicht im Mindesten kümmern."

Frohschammer wurde am 6. Januar 1821 in Illkofen, einem kleinen, kaum mehr als 16 Häuser zählenden Dorfe nahe dem rechten Donauufer, fast in der Mitte zwischen Regensburg und Straubing, geboren. Sein Vater besaß ein nicht ganz unbeträchtliches Oekonomie-Anwesen von einigen hundert Tagwerk Feld, Wiesen und Waldung mit entsprechendem Viehstand und den

*) Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Herausgegeben von Adolf Hinrichsen. 2. und 3. Heft. Berlin 1888.

Google

nöthigen Dienstboten. Von Dürftigkeit war also nicht die Rede, allerdings auch nicht von eigentlicher Wohlhabenheit, denn der Hof war mit schweren Abgaben belastet, und der Ertrag ward sehr häufig durch Ueberschwemmung oder Trockenheit auf dem sandigen Boden oder Hagelschlag, dann auch wieder durch sehr niedrige Getreidepreise geschädigt. Doch war sein Vater einfach und sparsam und hielt die Wirthschaft in guter Ordnung. Seine Mutter kannte er nicht, denn sie starb schon, als er zwei Jahre alt war. Seine Kinderjahre verliefen, wie es gewöhnlich bei Kindern auf dem Lande geschieht. Er verbrachte einen großen Theil der Zeit im Freien und zwar hauptsächlich auf der Weide bei der kleinen Heerde von Schafen und Kühen. Diese Idylle machte in seinem 13. Lebensjahr dem Studium Platz, für welches ihn der Vater besonders darum bestimmt hatte, weil er, wie er glaubte, ohnehin zu nichts Anderem zu brauchen sei. Er besuchte die Lateinschule und das Gymnasium zu Regensburg und bezog im Herbst 1841 die Universität zu München, um sich der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie insbesondere zu widmen. Da Baader gestorben und Schelling nach Berlin übersiedelt war, fand sein nach philosophischer Erkenntniß dürstender Geist wenig anregende Nahrung. Er entschloß sich daher alsbald zur selbstständigen Betreibung des philosophischen Studiums und wagte sich an Kants „Kritik der reinen Vernunft". Unvorbereitet, wie er war, wurde es ihm jedoch unendlich schwer, das Werk zu bewältigen. Er kam übrigens nicht weit, da er wenige Wochen nach seiner Ankunft in München von einem tückischen Nervenfieber heimgesucht wurde. Er widerstand eine Zeit lang und wollte sich lange in sein Geschick nicht fügen, aber schließlich blieb ihm doch nichts übrig, als in das allgemeine Krankenhaus zu gehen, wo die Studirenden einen eigenen Saal haben. Hier verbrachte er mehrere Wochen und war schon nahe am Auslöschen, erholte sich aber endlich doch wieder so weit, daß er in seine Wohnung zurückkehren konnte. Es dauerte indeß geraume Zeit, ehe er sich wieder den Studien hingeben oder auch nur die Vorlesungen besuchen konnte. Sobald es möglich war, ging er wieder an ein philosophisches Werk, diesmal an Schellings erste Schriften; aber auch diese boten große Schwierigkeiten für seine geschwächten Nerven. Er legte sie daher bei Seite, zumal die Semestralprüfungen in Sicht waren. Das zweite Semester wurde durch die vorgeschriebenen Vorlesungen absorbirt. In dem zweiten Universitätsjahre war dasselbe der Fall, so daß er von philosophischen Werken nur einen Theil der Geschichte der griechischen Philosophie von Heinrich Ritter lesen konnte. Es war nun die Zeit gekommen, die eigentliche Berufswahl zu treffen und das entsprechende Studium zu beginnen. Frohschammer hatte sich, wie wir gesehen, allerdings schon bei seinem Einzuge in München sein Ziel gesteckt. Die Wahl des Standes selbst war für ihn von geringerem Belange, wenn er nur seiner Herzensneigung leben konnte. Er war aber von Anfang an von seinem Vater und von der gesammten Verwandtschaft und Bekanntschaft zum Geistlichen bestimmt worden, wie es eben auf dem Lande zu geschehen pflegt, obwohl unendlich

Google

viele sonst begabte Naturen durch dieses Vorurtheil zu Grunde gerichtet werden. Daß man beim Studiren einen anderen Zweck verfolgen könne, als Geistlicher zu werden, war seinem Vater kaum faßbar; jedenfalls schien es ihm nicht angezeigt, sich wegen eines anderen Berufes in Unkosten zu versetzen. Seine Stiefmutter war natürlich derselben Ansicht, und auch die Verwandten wollten die Feierlichkeit einer Primiz nicht missen, „wenn sich auch später Niemand mehr um das erste Meßopfer und den auf diese Weise selbst Geopferten kümmert“. Frohschammer hatte nun von Jugend auf niemals einen entschiedenen Drang in sich verspürt, ein katholischer Geistlicher zu werden, — freilich auch keine Abneigung dagegen, obwohl seine Erfahrungen ganz darnach angethan waren, eine solche zu begünstigen. Er ließ die Sache stets auf sich beruhen, sprach sich niemals weder dafür noch dawider aus und wollte an sein künftiges Geschick kaum denken. Jetzt aber ließ sich die Entscheidung nicht mehr abweisen. Daß er sich der Wissenschaft hingeben wolle, das stand ihm fest; aber woher sollte er die Mittel zur Ausbildung nehmen? Daß seine Eltern dieselben nicht gewähren würden, wenn er sich nicht der Gottesgelahrtheit befleißigte, war ebenso sicher. Er selbst konnte aber bei seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit, bei seinem Hange zur Einsamkeit und Weltflucht nicht daran denken, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Auch hätte er, wenn er sogar die Mittel freier Existenz gefunden haben würde, stärkerer Nerven bedurft, um das abzuweisen, was seine Eltern beglückte, und das zu thun, was sie als großes Unglück empfunden haben würden. So entschloß er sich denn zur Theologie, welche ihn nach seiner Meinung am leichtesten in den Stand setzen konnte, die Sehnsucht seines Herzens und seines Geistes zu befriedigen. Vierthalb Jahre später, da seine Promotion zum Doctor der Theologie, welche zum Mindesten die erste der sogenannten höheren Weihen, das Subdiaconat voraussetzt, stattfinden sollte, kamen ihm noch einmal schwere Bedenken, ob er wirklich Priester werden und sich nicht lieber den rein philosophischen Studien zuwenden sollte. Er wollte sich darüber mit einem der Professoren der Geschichte berathen, traf ihn jedoch nicht an, wohl aber seinen Landsmann Reithmayr, Professor der Theologie, der ihn beredete, auf der eingeschlagenen Bahn weiter zu wandeln. Derselbe malte ihm aus, wie schwer es dem „Ausgesprungenen“ gelingen würde, in seiner hilflosen Lage philosophischen Studien ungestört obzuliegen, und stellte ihm in Aussicht, daß ihn nach der Ordination nichts daran hindern werde, mit Wohllust in ihnen aufzugehen. In ersterer Beziehung hatte er wohl Recht, in der anderen aber unterlag er einer großen Selbsttäuschung, wofern er sich nicht etwa eine bewußte Täuschung zu Schulden kommen ließ. Frohschammer unternahm indeß noch einen Versuch, ein Staatsstipendium zu erlangen. Da aber dieser trotz seiner mit dem Preise der Universität gekrönten theologischen Schrift über die Charismata der ersten Christen mißglückte, that er 1847 den verfehlten, verhängnißvollen Schritt, welcher sein Leben und Wirken zu einer tragischen

Google

Kette von Conflicten, Kämpfen und Widerwärtigkeiten machte. Nach der Ordination ward er an verschiedenen Orten der Diöcese Regensburg in der Seelsorge verwendet. Seine Bitte, sich in München in der Wissenschaft und für das Lehramt ausbilden zu dürfen, wurde von dem Bischof mit der Erklärung abgefertigt: „Ob Sie sich der Wissenschaft widmen oder nicht, das ist ganz gleichgiltig. Wenn Jeder thut, was er will, wie soll ich denn da die Diöcese regieren?" Endlich riß unserem Priester die Geduld. Gegen Ende Juli des Jahres 1848 schrieb er dem Bischof, daß er spontan auf alle geistlichen Functionen verzichten und gehen werde, wenn man ihm die erbetene Erlaubniß nicht ertheile. Hatte der Bischof ihn bisher mit der Suspension von den geistlichen Functionen bedroht, wenn er seinen Befehlen nicht gehorchen würde, so drohte er jetzt dem Bischof mit einer freiwilligen Suspension und entwaffnete ihn auf diese Weise. Es war in seiner Lage ein gefährliches, verzweifeltes Mittel, aber es half. Nach wenigen Tagen erhielt er günstigen Bescheid. Zu Anfang August schied er aus dem Seelsorgeramte und kehrte nach München zurück. Er beschäftigte sich daselbst unter Entbehrungen vorzugsweise mit religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Studien und habilitirte sich 1850 an der dortigen Universität, da die philosophische Facultät sich gegen den katholischen Geistlichen kühl und ablehnend verhielt, als Docent an der theologischen Facultät, an welcher er Vorlesungen über Dogmengeschichte, Religionsphilosophie und Pädagogik hielt. Daneben vertiefte er sich in Werke der modernen Naturwissenschaft, um wenigstens deren Resultate genauer kennen zu lernen, da eigene selbstständige Forschungen ihm nicht möglich waren. Sie wurden hauptsächlich mit Beziehung auf das psychologische Gebiet in Betracht gezogen. Wesen und Ursprung der menschlichen Seelen traten dadurch bald in den Vordergrund seines Interesses und regten ihn zu der Schrift: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generationismus" (München 1854) an, in welcher er abweichend von dem allgemein in der Theologie üblichen Creationismus oder der Ansicht, daß die Menschenseele jedesmal unmittelbar von Gott geschaffen wird, die Behauptung aufstellte und begründete, daß die ganze Menschennatur von den Eltern stamme, der Mensch nach Leib und Seele durch die secundär-schöpferische Macht des Geschlechtswesens der Menschheit entstehe. In demselben Jahre warf er in der gegen Carl Vogt gerichteten Abhandlung: „Menschenseele und Physiologie" dem Materialismus den Fehdehandschuh hin. Die erstere Schrift bezeichnet einen Wendepunkt in der wissenschaftlichen Richtung des Verfassers, den entschiedenen Uebergang von der Theologie zur Philosophie, denn nur das Historische in ihr ist theologisch, nicht die entscheidende Untersuchung selber, welche den Keim seines später ausgebildeten philosophischen Systems in sich birgt. Sie hat aber auch großen Einfluß auf sein ferneres Lebensgeschick geübt. Ein norddeutscher Naturforscher hatte sie kennen gelernt und an ihr Gefallen gefunden. Da

Google

derselbe mit König Maximilian II. in näheren Verkehr kam, machte er denselben auf die Schrift und den Verfasser aufmerksam, und da zu gleicher Zeit dessen Stellungnahme gegen den Materialismus bekannt wurde und Beachtung fand, so wurde ihm die damals an der Münchener Universität erledigte ordentliche Professur für Philosophie vom König verliehen, der ihm von da an auch stets ein besonderes Wohlwollen bezeigte. Das in Rede stehende Werk hat aber auch dadurch in das Leben Frohschammers tief eingegriffen, daß es ihn zum ersten Mal in einen peinlichen Conflict mit der römischen Curie brachte. Es wurde nämlich auf Grund einer Denunciation von jesuitischer Seite auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Döllinger erzählt hierüber in Luise von Kobells „Erinnerungen“ an ihn: „Eines Tages kam der Generalsecretär der Congregation im Auftrage des Papstes zu mir, um mich als Deutschen über die Frohschammerische Arbeit „Ursprung der menschlichen Seelen“ zu befragen. Ich erkundigte mich vor Allem, ob der Generalsecretär denn die fragliche Schrift gelesen? — „Nein, ich verstehe nicht Deutsch. Es verstehen überhaupt nur wenige diese Sprache. Indeß genügt es, daß eine bei dem Vatican angesehene Persönlichkeit das Buch anzeigt, anstößige Stellen in's Italienische übersetzt oder übersetzen läßt, und das Buch kommt nach Antrag des Referenten auf den Index.“ — „Des Referenten?“ sagte ich, „der des Deutschen unkundig ist?“ Ich wandte ein, daß herausgerissene, vom Ganzen losgetrennte Sätze oft einen entstellten Sinn haben und man auf diese Art ein sehr unrichtiges Urtheil von dieser lehrreichen Abhandlung bekommen könnte. Der Generalsecretär zuckte die Achseln: „Sono le nostre regole.“ Damit war es abgethan. Die Veröffentlichung des Verbotes ließ allerdings kurze Zeit auf sich warten, da man zuvor Frohschammers ausdrückliche Unterwerfungserklärung unter das vom Papste bestätigte Index-Decret zu erlangen versuchte, um dieselbe unter der üblichen Formel: Auctor laudabiliter se subiecit gleich mit publiciren zu können. Als Antwort auf diese schnöde Zumuthung erschien im Jahre 1858 die „Einleitung in die Philosophie“, welche nach einer Kritik der neueren Systeme der Philosophie die Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, insbesondere die Erkenntnißlehre des Thomas von Aquino und dessen Bestimmung des Verhältnisses von Philosophie und Theologie einer scharfen, einschneidenden Kritik unterzog. Drei Jahre später hielt er der culturfeindlichen kirchlichen Orthodoxie „Die Freiheit der Wissenschaft“ (München 1861) entgegen, welche die allgemeinen nothwendigen Grundsätze der wissenschaftlichen Forschung bestimmt und diese auch auf die Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche anwendet, da sie auch hier gelten müssen, wenn nicht die Wissenschaft ganz aus derselben verbannt werden soll. Die Freiheit der Wissenschaft besteht darin, daß sie nur ihren eigenen Gesetzen, nicht fremden, unwissenschaftlichen Vorschriften zu folgen hat und nur die Wahrheit als Ziel sich setzt, nicht irgend einem anderen Zwecke dient. In dem Abschnitte: „Unsere Lage“ wird die Lage

Google

der katholischen Autoren als eine schlimme, bedauernswerthe geschildert und die Forderung der Unterwerfung der Wissenschaft unter die geistliche Autorität dafür verantwortlich gemacht, daß in Deutschland die ganze nationale Literatur und Philosophie von den Protestanten herrührt, während doch der Zahl nach Protestanten und Katholiken ziemlich gleich stehen. Eine Ergänzung dieser allgemeinen und principiellen Schrift, zugleich aber auch in gewissem Sinne eine Fortsetzung des im Jahre 1868 erschienenen Werkes: „Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft" ist die Schrift: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung" (Leipzig 1869), welche von dem Rechte der Wahrheit und dem Rechte der Ueberzeugung handelt. Das Recht der Wahrheit ist ein unbedingtes, absolutes, das Recht der Ueberzeugung aber ist ein relatives und darf mit dem Rechte der Wahrheit nicht verwechselt oder demselben gleichgestellt werden. Eben weil jeder des Vernunftgebrauches fähige Mensch ein Recht hat, eine eigene Ueberzeugung und damit ein Gewissen zu haben, kann dieses Recht nur ein relatives sein, insofern die Menschen dabei urtheilen und diese Urtheile nach Verhältnissen und Geisteskräften verschieden sind. Die Intoleranz entsteht dadurch, daß ein einzelner Mensch oder eine Partei ihre subjective Ueberzeugung, als wäre sie die objective Wahrheit selbst, für allein und absolut berechtigt halten, sich also mit der Wahrheit oder geradezu mit Gott selbst gleichsam identificiren. Dadurch werden alle anderen Menschen mit anderen Ueberzeugungen für rechtlos erklärt oder geradezu als Verbrecher gegen Gott betrachtet. Auf dem Standpunkte des menschlichen Rechts muß ein Mensch dem anderen gleiches Recht auf eigene Ueberzeugung einräumen, da bei dem Urtheile über die Richtigkeit derselben immer nur Mensch gegen Mensch steht, nicht Mensch gegen Wahrheit oder gegen Gott selbst; denn auch derjenige, welcher seine Ueberzeugung auf Gott selbst zurückführt, thut dies nur kraft seines menschlichen Urtheils, das er einem anderen menschlichen Urtheile gegenüber nie für absolut oder direct göttlich ausgeben kann. Uebrigens ist es darum, weil der Einzelne dem Anderen das Recht zugestehen muß, seine eigene Ueberzeugung zu hegen, nicht nöthig, daß er die Ueberzeugung Anderer für gleichwerthig mit der eigenen hält, sondern jenes Zugeständniß erfolgt, weil der Andere als Mensch ein gleiches Recht hat, selbst eine Ueberzeugung zu besitzen, nicht eine fremde wie ein Joch sich aufzwingen zu lassen. Daraus folgt, daß der Staat als Rechtsinstitut in Verbindung mit der freien wissenschaftlichen Forschung und dem religiös-sittlichen Christenthum Christi die Verpflichtung und die Aufgabe hat, seinen Bürgern ohne Unterschied das Recht der eigenen Ueberzeugung zu sichern, Wächter der Toleranz zu sein und die Einen vor Vergewaltigung durch die Anderen zu schützen. Er hat keine privilegirte oder alleinseligmachende Religion gelten zu lassen, sondern alle Meinungen frei zu geben, sofern sie nicht den sittlichen und staatlichen Gesetzen widersprechen. Es ist ein Moment des menschlichen und bürgerlichen Rechts, seine eigene Ueberzeugung zu

Google

haben, aber auch Pflicht, dieses Recht Anderen nicht zu verkümmern, um eben dadurch dem absoluten Rechte der Wahrheit, soweit es dem Menschen möglich ist, Rechnung zu tragen. Der unerschrockene Mannesmuth Frohschammers, welcher sich ähnlich wie einst Karl Leonhard Reinhold von den beengenden Fesseln des katholischen Priesterthums zum tapferen Vorkämpfer für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen emporgerungen, steigerte die in Rom gegen ihn herrschende Erbitterung dermaßen, daß seine Bücher kirchlich verdammt und deren Lectüre allen Katholiken bei Strafe der Excommunication verboten wurde. Pius IX. selbst richtete im December 1862 an den Erzbischof von München-Freising ein apostolisches Schreiben, in welchem an Frohschammers Philosophie der Maßstab der Philosophie des Thomas von Aquino gelegt, die Freiheit der Wissenschaft als eine effrenata licentia gebrandmarkt und schließlich der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, daß der Verfasser einen Widerruf leisten werde. Da Frohschammer denselben standhaft verweigerte, wurde er a divinis suspendirt und den Candidaten und Aspiranten der Theologie der Besuch seiner Vorlesungen strengstens untersagt. Dies geschah während der Osterferien des Jahres 1863. Zu Beginn des Sommersemesters hielt der Gemaßregelte vor den Studenten einen Vortrag über diese Angelegenheit, welche unter dem Titel: „Das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik" gedruckt wurde und weite Verbreitung fand. Er war von so zündender Wirkung, daß die Studenten den Beschluß faßten, ihrem Professor eine Ovation zu bereiten. Sie beriefen zu diesem Behufe eine Versammlung; in dieser erschien der in solchem Kreise wohl noch nie gesehene Secretär der päpstlichen Nuntiatur in München, um gegen die geplante Huldigung Stimmung zu machen. Seine Mission scheiterte indeß; er konnte es nicht verhindern, daß eine mit vielen Hunderten von Unterschriften versehene Adresse Frohschammer in einem Prachtbande überreicht wurde. Dagegen sagten sich alle katholischen Gelehrten von ihm los. Unbeirrt dadurch, blieb er jedoch seiner eingeschlagenen Richtung treu und bekämpfte unermüdlich alle jene Ansprüche des Papstes, welche den großen Kirchen- und Culturkampf hervorriefen, ohne sich indeß der ihm als Halbheit erscheinenden altkatholischen Bewegung anzuschließen, wofür er die Feindschaft der Führer derselben erntete.

Doch auch das Volk der Denker hat seinem edlen Sohne sein hehres Streben nicht gelohnt. Es hat die in eine sinnige und abgeklärte Form gefaßten Früchte seines hochgestimmten, idealen Sinnes nicht nach Gebühr gewürdigt, weil er zu stolz war, sie auf dem großen Resonanzboden der Weltreclame niederzulegen. Es hat ihn mißachtet, verspottet und verhöhnt, weil er in dem grundlegenden Werke: „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" (München 1877) die Kühnheit und Originalität hatte, den schroffen Dualismus zwischen Sein und Denken, Objectivem und Subjectivem, Materialismus und Idealismus durch die Erhebung der unter dem Namen der Phantasie bekannten Seelenthätigkeit zum einheitlichen

Google

Erkenntniß- und Erklärungsprincipe des Weltalls, sowohl des Naturprocesses mit seinen Bildungen, als auch des geschichtlichen der Menschheit nebst dieser selbst, zu überbrücken. Man bewunderte oder beachtete wenigstens die logische Idee mit ihrem dialektischen Processe oder Mechanismus, man verhandelte endlos über Spinozas absolute Substanz, man hatte Interesse für die Indifferenz oder Identität des Absoluten als Grund der Welterscheinungen, man erwärmte sich für den blinden, dummen Willen, man griff vollends gierig nach dem Unbewußten als Bestimmung des Absoluten, als genösse man dabei die reifste Frucht vom Baume der Erkenntniß, — nur über die Phantasie brach man, ohne sich vorher mit ihr vertraut gemacht zu haben, schlechtweg den Stab, da sie ja schon wegen ihres Namens ein ganz unwissenschaftliches Princip, ein bloßes Phantasiren sein mußte! Doch Frohschammer ließ sich durch diese systematischen Zurücksetzungen nicht anfechten, sondern widmete sich in stiller Zurückgezogenheit mit glühender Begeisterung seinem hohen Berufe, in welchem er seine Befriedigung fand. Auf ihn können füglich die schönen anapästischen Verse des **Euripides** angewendet werden, welche die Glückseligkeit des Forschers in unverkennbarem Hinblicke auf Anaxagoras preisen:

„Glückselig der Mann, der in forschendem Drang
Nach Erkenntniß ringt, der, ferne dem Markt,
Nicht Bürgerzwist, nicht rohe Gewalt
Zu entfesseln sich müht,
Nein, der der Natur, dem ewigen All,
Wie einst es ward und durch welcherlei Kraft,
In beschaulicher Stille sein Denken geweiht.
So Gearteten naht
Kein schmählicher Frevelgedanke.“*)

Ὄλβιος ὅστις τῆς ἱστορίας
ἔσχε μάθησιν, μήτε πολιτῶν
ἐπὶ πημοσύνας μήτ' εἰς ἀδίκους
πράξεις ὁρμῶν,
ἀλλ' ἀθανάτου καθορῶν φύσεως
κόσμον ἀγήρω, τίς τε συνέστη
καὶ ὅπῃ καὶ ὅπως.
τοῖς τοιούτοις οὐδέποτ' αἰσχρῶν
ἔργων μελέτημα προσίζει.

Frohschammer gelangte zu seinem Grundprincipe des Weltprocesses durch die Belauschung des Wesens und Wirkens unserer eigenen Phantasie. Auf diesem Wege erkannte er, daß sie nicht blos das willkürliche oder auch auf Täuschung beruhende Vorstellen eines Nichtwirklichen, sondern vielmehr ihrer Etymologie entsprechend die Einbildungs-, Vorstellungs- und Erinnerungskraft, sowie die Ausbildungs-, Entwickelungs- und Schaffenskraft ist. Sie bezeichnet mit einem Worte die **Bildungskraft** überhaupt und verbindet als solche das Sinnliche und Geistige miteinander im Bewußtsein ebenso wie in der Sprache und in der Kunst, wo Geistiges versinnlicht, Sinnliches vergeistigt wird. Die Geschichte, ja selbst die Naturwissenschaft wird von ihr beherrscht. Wie einflußreich sie für Erziehung und Unterricht ist, braucht füglich nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Alle Genüsse, welche dem Menschen aus Farben, Formen, Tönen erwachsen, kommen nur durch die Phantasie zu Stande, durch welche er fähig ist, jene in der Vorstellung

*) Die angeführten Verse sind von dem Wiener Universitätsdocenten Siegfried **Mekler** verdeutscht.

Google

festzuhalten und in ein harmonisches Verhältniß zu seinem eigenen Wesen zu bringen. Nicht minder ist die politische und sociale Entwickelung durch die Macht der Phantasie bedingt, sofern die durch sie zu Gütern verklärten Dinge dem Willen Einzelner und ganzer Völker als Leitsterne dienen, zu großen Unternehmungen und unglaublichen Anstrengungen den Anlaß geben und dadurch Ursachen bedeutender Wirkungen, hoher Leistungen der Menschheit werden. Ist doch selbst die Sitte im Volke, welche ein so starkes Band der Sittlichkeit bildet, im Grunde genommen nichts Anderes als die objectiv-historisch oder social gewordene Volksphantasie mit dem entsprechenden Volkscharakter, welchem der Einzelne mit gleichsam unbewußter Wurzel seines sittlichen Wesens und Wollens sich anpaßt. Allerdings ist dies nicht die höhere, eigentliche Sittlichkeit, welche nur aus freier, bewußter, vernünftiger Selbstbestimmung hervorgehen kann; aber es ist immerhin ein Stadium des Durchganges von der bloßen Natur zum höheren, geistigen und wahrhaft sittlichen Leben der Menschheit. Wie die individuelle Phantasie, so ist der Mensch selber in gemüthlicher, moralischer und selbst intellectueller Hinsicht; und wie die Volksphantasie, so ist das Volk selbst, stark oder schwach, sittlich oder unsittlich, von Ehre bestimmt oder ohne Ehrgefühl und Zucht.

Die Phantasie ist aber auch einer der mächtigsten Hebel für die Philosophie, wie dies schon Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" und J. G. Fichte in der „Wissenschaftslehre" hervorgehoben haben, ohne allerdings ihr Wesen und Wirken zu erschöpfen. Beide Denker haben die wichtige fundamentale Bedeutung der Einbildungskraft im Erkenntnißprocesse des Menschengeistes entschieden betont und sie auch da verwerthet, wo das analytische Verfahren zum Stillstande kam und ein belebendes synthetisches Princip weiter aushelfen mußte. Kant hat bekanntlich die Grundfrage seiner Kritik, wie synthetische Urtheile a priori, d. h. nothwendige und allgemein giltige Urtheile, deren Prädicate sich weder aus den Subjectsbegriffen auf rein logischem Wege, durch Zergliederung derselben ergeben, noch auch aus der Erfahrung den Subjecten hinzugefügt werden, möglich seien, dahin beantwortet, daß der Mensch zu dem Stoffe der Erkenntniß, welchen er vermöge seiner Receptivität empirisch aufnimmt, gewisse reine Erkenntnißformen, die er vermöge seiner Spontaneität unabhängig von aller Erfahrung selbst erzeugt, hinzubringt und allen gegebenen Stoff ihnen einfügt. Kant glaubt nun diesen apriorischen Besitz der reinen Vernunft, welcher nicht aus der Erfahrung geschöpft ist, sondern vielmehr die Voraussetzung derselben bildet, in Raum und Zeit als den ursprünglichen Anschauungsformen des Geistes und in den zwölf Stammbegriffen oder Kategorien des Verstandes gefunden zu haben. An sich sind diese Begriffe leer, wie an sich das Material verworren ist. Er muß daher zur Einbildungskraft seine Zuflucht nehmen, um in die Verstandesthätigkeit Leben, Bewegung, Zusammenhang und Gestaltung zu bringen. Schon zur Zusammenfassung der Theile bei

Google

Vorstellungen und selbst bei Raum und Zeit erscheint ihm die reproductive Einbildungskraft als nothwendig, um ganze Bilder, Vorstellungen zu gewinnen. Nur durch diese Einbildungskraft sind alle Theile eines Objectes zugleich vorhanden und also überhaupt ein Wahrnehmungsobject möglich. Freilich darf sie nicht willkürlich verfahren, sondern muß einer von dem reinen Selbstbewußtsein aufgestellten, mithin ursprünglichen Regel folgen. Indem die Phantasie sich nicht nur anschauend, sondern auch intellectuell bethätigt, ist sie auch als productiv zu betrachten. Eben diese productive Einbildungskraft ist für Kant auch Bedingung der nothwendigen und allgemein giltigen Erkenntniß, sofern sie die Verbindung der apriorischen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes bewerkstelligt. Das in der Einbildungskraft die Verwandtschaft der Vorstellungen erfassende Moment bezeichnet er als „Verstand der Einbildungskraft", womit er andeutet, daß diese wunderbare und geheimnißvolle Kraft nebst dem plastischen auch ein rationales Moment in sich enthalte. Er läßt sich einmal sogar, wenn auch nur flüchtig, dahin vernehmen, daß er die Einbildungskraft geradezu als die eigentliche Grundquelle aller Erkenntniß betrachte. — Eine ebenso große oder noch größere Rolle spielt die productive Einbildungskraft bei Fichte, denn sie tritt nicht nur da, wo der dialektische Proceß des Ich und Nichtich in der „Wissenschaftslehre" in's Stocken geräth, als bildende Potenz ein, sondern sie schafft auch sowohl das Ich als das Nichtich, das Subject und das Object. Das Nichtich oder Object entsteht durch unbewußte, das Ich oder Subject durch bewußte Thätigkeit der vom Ich und Nichtich „unabhängigen Thätigkeit", welche nichts Anderes ist, als die das Ich und Nichtich zugleich in sich befassende und gestaltende Einbildungskraft. Auf ihr beruhen alle Vorgänge in unserem Geiste. Im theoretischen Gebiete geht sie fort bis zur Vorstellung des Vorstellenden, im praktischen bis zur schlechthin unbestimmbaren Idee der höchsten Einheit, die nur nach einer vollendeten Unendlichkeit möglich wäre, welche selbst unmöglich ist. Ohne Unendlichkeit des Ich, d. h. ohne ein absolutes, in's Unbegrenzte und Unbegrenzbare hinausgehendes Productionsvermögen desselben, ist auch nicht einmal die Entstehung einer Vorstellung erklärlich. Alle Realität wird blos durch die Einbildungskraft hervorgebracht. Sie ist ein subjectiver Erscheinungsproceß, der stete Fluß der zum Behufe ihres Erscheinens nothwendigen Selbstbegrenzung der absoluten Subjectivität. Auf die Thätigkeit der Einbildungskraft gründet sich die Möglichkeit unseres Bewußtseins, unseres Lebens und Seins als Ich. — Desgleichen stellen die Systeme Schellings und Hegels ein großartiges Imaginationsspiel der Phantasie mit den allgemeinen Begriffen dar, durch welches der objective Weltproceß zur idealen Realisirung gebracht werden soll. Schelling sprach es direct aus, daß die intellectuelle Anschauung, die schöpferische Einbildungskraft das eigentliche Organ der Philosophie sei. Hegel rühmte sich zwar, daß er es nur mit dem logischen Formalismus zu thun habe, welchen er mit dem absoluten Denken und Sein identificirte.

Google

Es liegt jedoch auf der Hand, daß sein ganzes Lehrgebäude nur das Werk der schöpferischen Einbildungskraft ist; denn sein dialektischer Proceß der Kategorien, seine Evolution des absoluten Begriffs durch das stetige Negiren der eigenen Negation besitzt nicht an sich Fruchtbarkeit und treibende Bewegung, sondern gewinnt sie nur aus der zeugenden Phantasie des Philosophen. Sind doch Sein und Nichts nicht etwas Wirkliches, denn jenes soll ohne alle Bestimmung sein, und Nichts vermag Nichts; Werden aber kommt immer nur durch eine Kraft zu Stande, welche entweder zum reinen Sein hinzutritt oder hinterher in jenes eingeschmuggelt wird. Hegels System läuft auf ein stetes Sichinsichunterscheiden des menschlichen Denkens hinaus, welches zu nichts Realem außer ihm führt und daher blos ein wunderbares Phantasiespiel bleibt.

Frohschammer stimmt den erwähnten Denkern darin zu, daß die subjective Phantasie die Vorbedingung der Wahrheit ist. Wahrheit bezeichnet, wie er treffend auseinandersetzt, nicht blos die formale Richtigkeit, d. h. die Uebereinstimmung des Denkens mit dem gedachten Gegenstande, sondern auch die reale Existenz, nicht blos die Denkwahrheit, die Wahrheit der Erkenntniß, sondern auch die Erkenntniß der Wahrheit, die objective, sachliche, inhaltliche Wahrheit. In dieser lassen sich wiederum sehr bestimmt zwei Arten unterscheiden, die Wahrheit im Sinne von bloßer Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit und die Wahrheit im Sinne von Vollkommenheit oder Ideegemäßheit, die Wahrheit, welche nur Realisirung der Kategorie Sein ist, und die Wahrheit, welche die Idee des Seinsollens realisirt. Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit kann Unwahrheit im Sinne von Idealität sein. So gelangt der Geschichtschreiber zur Wahrheit, wenn er durch genaue Erforschung des wirklichen Sachverhalts erkennt, daß irgend eine geschichtliche Begebenheit ein Gewebe von Lug und Trug ist; indem diese Wahrheit aber inhaltlich nur Lüge und Täuschung ist, ist sie unwahr im höheren Sinne. Der Physiker dringt zur Wahrheit vor, wenn er die Schallbewegungen der Luft, ihre Zahl, Geschwindigkeit, Dauer und Länge, sowie ihr Verhältniß zum menschlichen Ohr untersucht und möglichst exact bestimmt; den wahren musikalischen Werth der Töne, die musikalische Wahrheit hat er aber darum noch nicht erkannt. Ebenso glaubt der Chemiker die Wahrheit gefunden zu haben, wenn er das Gesetz und die Wirkung der stofflichen Verbindungen ermittelt hat, und es ist ihm dabei ganz gleichgiltig, ob diese Verbindungen in einer ästhetischen oder unästhetischen Form, in der Form der Verwesung oder der Blüthe erscheinen und wirken. Von der realen Wahrheit des Seins scheidet sich also scharf die ethische und ästhetische des Vollkommenseins, deren Erstrebung dem Dasein erst Sein, Bedeutung und höheren Werth verleiht, es zu einem menschenwürdigen macht. Beide Arten der Wahrheit aber stellen in sich eine Stufenreihe dar. Die erste Stufe der realen Wahrheit zeigt sich in den Einzeldingen, welche veränderlich und vergänglich sind.

Google

Höher stehen die durch Abstraction gewonnenen Begriffe. Noch höher rangiren die durch Induction sich ergebenden Gesetze, welche hauptsächlich das Ziel der modernen Forschung sind. In jenen kommt das ruhende, seiende Wesen der Dinge zum Ausdruck, in diesen ihr wirkendes, allgemeines Wesen; dort herrscht die Kategorie des Seins, hier die der Ursächlichkeit. Zu dieser gehören freilich, wenn die Erkenntniß vollständig und erschöpfend sein soll, auch die Final- oder Zweckursachen. Die Ideegemäßheit bildet den Uebergang von der realen zur idealen Wahrheit. Auch diese hat ihre Stufen. Von dem ästhetischen Eindrucke der stofflichen Welt, besonders der Krystalle, schreiten wir fort zu den Organismen, welche desto vollkommener sind, je mehr sie an die Idee ihrer Gattung oder Art heranreichen. Im Thiere erhebt sich schon die Organisation zur Lebendigkeit, zur Beseeltheit mit Empfindung, Sinnesthätigkeit und Selbstbewegung. Aber erst der Mensch in seiner Geschichte realisirt die Idee vollkommen. Das Wirkliche ist nicht als solches schon das Vernünftige, das Sein ist nicht als solches schon das Vollkommensein, denn es giebt überall Unvernünftiges und Unvollkommenes, das eben durch warme, begeisterte und werkthätige Hingebung an die Ideen des Guten, Wahren und Schönen überwunden werden soll.

Die verschiedenen Arten der Wahrheit verhalten sich zu einander wie Grund, Mittel und Zweck. Fundament und Norm ist die ewige, unveränderliche, nothwendige Wahrheit in Form von Kraft und Gesetz im Sein und Denken; die ideale Wahrheit ist der Zweck, welchem die empirische als Mittel dient. Diese Stufenreihe begegnet uns sowohl in der Natur und Geschichte als auch in der Wissenschaft, welche den real-idealen Proceß des Objectiven dialektisch nachbildet. Die Normen und das Ziel der Wahrheit sind die Erkenntnißobjecte der Philosophie, das rein Thatsächliche beschäftigt die sogenannten empirischen und positiven Wissenschaften. Die Philosophie legt als Erkenntnißtheorie den Grundstein zu dem stolzen Heiligthume der Wissenschaften und ist zugleich als Wissenschaft von den Ideen und deren Realisirung in der Natur und dem geschichtlichen, bewußten Wirken der Menschheit, in welcher Eigenschaft sie im Grunde genommen auch die Erkenntnißtheorie als Wissenschaft von der Idee der Wahrheit und deren Verwirklichung in sich schließt, die krönende Kuppel desselben. Sie steht über der Natur- und Geschichtsforschung als deren Wegweiserin, aber auch als deren Vollendung da; sie sitzt als Erkenntnißwissenschaft, Naturphilosophie, Philosophie der Geschichte, Ethik, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie u. s. w. über die Ergebnisse derselben zu Gerichte, prüft sie auf ihre Identität oder Angemessenheit an die Vollkommenheit und ergänzt sie hierdurch zu einer Gesammt-Weltauffassung. Diese Weltanschauung danken wir der Phantasie. Ohne sie wäre die erkenntnißtheoretische, formale Wahrheit unmöglich, da wir durch sie Objecte innerlich nachbilden, durch sie unterscheiden, vergleichen, verbinden, trennen und schließen. Den in der Tiefe der Welt, insbesondere in dem dunkeln Grunde der Menschennatur

Google

ruhenden idealen Schatz aber fördert sie allein an's Tageslicht; sie ist die eigentliche Quelle der Ideen, welche nicht aus der Außenwelt geschöpft, sondern durch sie nur aus dem Schlafe geküßt werden. Der also entfesselte Drang, das Dasein nicht blos als daseiend anzustarren und für das materielle Interesse zu verwenden, sondern nach geistigen und idealen Gesichtspunkten zu deuten, zu verstehen und zu verwerthen, findet durch sie seine Befriedigung und Erfüllung. Vor Allem verdankt ihr die Gottesidee ihren Ursprung. Wie alle geistige Bethätigung des Menschen mit der Thätigkeit der Phantasie beginnt, so auch die Religion. Durch die Phantasie wurde das Daß der Gottheit oder die Idee, daß eine höhere, übersinnliche Macht über der grob sinnlichen Aeußerlichkeit der Natur walte, in das menschliche Bewußtsein gebracht, wie auch die Natur in ihren Causalverhältnissen zunächst nur durch die Phantasie erklärt ward. In der Bestimmung des Wesens und der Wirksamkeit der Gottheit, ihres Was und Wie hat die Phantasiethätigkeit freilich zu großen Ungereimtheiten und Phantastereien geführt, welche die Menschen und Völker Jahrtausende hindurch in der Form von Symbolen, Sagen, Lehren, Gesetzen und Gebräuchen gefangen hielten und nur allmählich unter schweren Kämpfen von dem kritischen, sichtenden Verstande hinweggefegt wurden. Diese Illusionen sind unvermeidlich, weil die menschliche Natur so geartet ist, daß in ihr die Phantasie als die herrschende Macht wirkt, so lange die Geisteskräfte nicht entwickelt sind, und die Entwickelung derselben selbst nur durch sie beginnen kann. Aller Fortschritt ist in den Rahmen der Zeit gebannt. Langsam und stetig muß Alles vor sich gehen, so ihm Daseinsberechtigung innewohnen, Dauer zukommen soll. Frühgeburten sind selten lebensfähig. Der Lenz, welcher vor der Zeit sich einstellt, muß immer nach kurzem Gefechte dem widerhaarigen Winter das Feld räumen. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Die Erde ist das Erzeugniß vieler Jahrtausende und der ununterbrochenen Wirkung und Gegenwirkung der Elemente. „Eile mit Weile," so lautet auch die Devise, welche auf dem Programm der menschlichen Geistesentwickelung geschrieben steht. Diese stürzt nicht in gewagten Sprüngen vorwärts, sie weist keine plötzlichen, unvermittelten Häutungen auf, sondern geht schrittweise und bedächtig ihren Weg. Die gerade Linie ist für sie nicht unbedingt die kürzeste. Wie der vollkommenste Organismus, der Mensch, vor der Geburt allerlei sehr problematisch erscheinende Metamorphosen durchzumachen hat, ehe er sich zur bestimmten, deutlichen, vollkommenen Menschennatur, zur Geburtsreife durchringt, so wird der gleichsam organisirte und plastisch gebildete geistige Gehalt des Bewußtseins beständig umgeformt und ersetzt. Demgemäß erfährt die Religion mannigfache Umwandlungen und Umwälzungen, ehe sie an der Zinne der Vergeistigung und der Verinnerlichung anlangt, unter der Gottesidee den realen Inbegriff aller übrigen Ideen in absoluter Vollendung oder die absolute Idee der Vernunft versteht. In engster Wechselwirkung mit dem Gottesbewußtsein steht die Moral. Die Gottheit wird für den

Google

Menschen zu dem, was er nach Maßgabe seines inneren Gehaltes aus ihr zu machen versteht; andererseits empfangen Individuen und Völker von der Gottheit die Richtung und suchen sich zu ihrem Ebenbilde auszugestalten. Die Religion steckt dem Willen Ziele, welche ihm den Impuls geben, sich gegen die bloßen Naturtriebe aufzulehnen und damit über das bloße Naturleben zu selbstständiger, sittlicher Lebensthätigkeit hinauszuwachsen. Aus dieser krystallisirt sich dann immer bestimmter die sittliche Idee des Guten heraus, welche wiederum auf die Reinigung und Läuterung des Gottesbewußtseins zurückwirkt. Nicht minder hängt mit der Religion die Kunst zusammen. Sie fängt freilich nicht mit der Realisirung der Idee des Schönen an, sondern hat ursprünglich gleich der vorherrschend naturalistischen Religion, in deren Dienst sie steht, einen primitiven Charakter. Gleichwohl wird durch das Streben, dem Göttlichen Ausdruck zu geben, die Geisteskraft angeregt, die Einbildungskraft gesteigert und von dem Hauche der Unendlichkeit berührt, und daraus geht nach und nach die Idee des Schönen hervor, welche dann in der Kunst ihre selbstständige Darstellung findet. Aehnlich äußert sich die Idee der Wahrheit oder die Wahrheit als Idee zunächst nur in der platonischen Liebe zur Wahrheit, in dem Wahrheitsgefühle, in dem Bewußtsein, daß es eine auf absoluten Werth Anspruch habende Wahrheit gebe. Das Was aber, die Verwirklichung dieser Idee der Wahrheit in der wirklichen Erkenntniß wird erst nach mühsamen Anstrengungen errungen. Das geistige Leben theilt eben, wie gesagt, das Schicksal der Natur. Wie in dieser die niederen Organismen der Idee des Organismus noch wenig entsprechen, aber doch schon gewissermaßen den Keim der Wahrheit desselben enthalten, welche in den höheren Stufen immer mehr realisirt wird, so daß sämmtliche Organismen, wenn auch nicht alle in gleichem Grade, als aufsteigende Stufen einer Reihe Wahrheit enthalten, so besitzen auch die unvollkommenen Gebilde der Phantasie einigen Wahrheitsgehalt und finden ihre relative Berechtigung darin, daß sie eben Stufen für die allmähliche Erringung eines immer höheren Grades der Wahrheit werden. Das Wesen der Ideen ist mithin zunächst an sich unbestimmbar und kann nur als eine eigenartige Triebkraft mit eigenartiger Tendenz und Zielstrebigkeit bezeichnet werden. Im Sinnlichen, Endlichen dagegen, sowie in Verbindung damit im erkennenden, bewußten Geiste erscheinen und offenbaren sich diese Ideen, treten aus ihrem Ansich und ihrer Unsichtbarkeit heraus durch Bethätigung theils schon in der Natur, wie dies bei der Idee des Schönen der Fall ist, theils und insbesondere durch Bethätigung und Entwickelung im Menschengeiste. Mit der objectiven und subjectiven Realisirung und Offenbarung dieser Ideen entwickelt sich zugleich der Menschengeist selbst, er gelangt immer mehr zu klarem Bewußtsein seiner selbst, zur Erkenntniß seines Wesens und Berufes und erfüllt so seine eigene Idee, welche die Entwickelung der verschiedenen Ideen in sich schließt. So ist die Phantasie trotz aller Irrthumsfähigkeit das Organ der höheren, idealen Wahrheit.

Google

Das Streben nach der Einbildung des Idealen in das Reale und der Ausbildung von jenem in dieses ist übrigens selbst da, wo es in einer Täuschung befangen ist, Wahrheit, während derjenige, welcher im Besitze der wirklichen Wahrheit ist, dieselbe doch nicht besitzt, wenn er sie blos mechanisch festhält, ohne von ihr beseelt und durchdrungen zu werden. Unter diesem Gesichtspunkte hat die subjective Wahrheit mehr Werth als die objective, weil sie über das Leben ein Meer von Licht ausgießt, ihm eine höhere Weihe ertheilt, es über den Streit und Hader der niedrigen Regionen emporhebt und uns nach dem täglichen Kampfe um's Dasein eine Erholung verschafft, welche gleichbedeutend ist mit unserer Wiedergeburt. Die subjective Wahrheit erfrischt und verjüngt, die platte Objectivität läßt uns kalt. Drastisch und mit kaustischem Witz hat Goethe sie die „alte Schwiegermutter Weisheit" genannt. Erst wenn sie aus den kühlen Abstractionen des nüchternen Verstandes in die concrete Phantasie aufgenommen ist, wird sie für den Menschen lebendig, wobei freilich die kritische Analyse nicht versäumt werden darf. Wie beim Einzelnen, so vollzieht sich auch in der Menschheit überhaupt dadurch ein intellectueller Entwickelungsproceß. „Die Wahrheit des Werdens besteht," wie Frohschammer sehr feinsinnig sich ausdrückt, „in dem Werden der Wahrheit, insofern der große Werdeproceß der Welt das Werden der Wahrheit zum Ziele hat. Diese ist freilich erst dann erreicht, wenn Denken und Gedachtes sich vollkommen decken, letzteres selbst aber nicht blos Realität hat, sondern auch seiner Idee gemäß ist.

Nach dem Gesagten bringen wir nur die Vernunft als das Vermögen der Ideen auf den Lebensweg mit. Die Ideen sind nicht etwa als apriorisches Besitzthum im menschlichen Geiste vorhanden, sondern nur als Anlagen, nicht etwa actuell, sondern potentiell. Sie sind Bethätigungsweisen der auf das Ideale gerichteten Bildungskraft des Geistes, haben aber doch ideale Realität an sich. Wer das leugnet, nimmt dem menschlichen Dasein Fundament, Ziel und Zusammenhang und setzt es zu einem sinn- und zwecklosen Spiele blinder Kräfte herab. Ebenso wenig wie die Ideen sind die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit und die die Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit bestimmenden Kategorien, von denen Sein, Ursächlichkeit und Möglichkeit die wichtigsten sind, dem Geiste angeboren. Sie sind nicht feststehende, starre Formen, sondern Modificationen des denkenden Geistes, constitutive Momente seines rationalen Wesens, besondere Arten der bildenden Denkthätigkeit, mithin Producte der Phantasie. Die ihnen allen zu Grunde liegende Hauptkategorie ist das Wesen der Einbildungskraft selbst, aus welchem unmittelbar das Bewußtsein von Ursächlichkeit, Sein und Möglichkeit hervorgeht. Durch Wechselwirkung mit der objectiven Welt und die dadurch angeregte Selbstkraft und Selbstbeobachtung offenbart sich die Phantasie an sich und vor sich selber.

So stellt sich uns denn der Weltweise als Dichter dar. Giordano Bruno, der philosophische Genius Italiens, ist entschieden im Rechte, wenn

Google

er das große Wort gelassen ausspricht: Non est philosophus nisi qui fingit et pingit. Ein trauriger Denker fürwahr ist, wer nicht dichtet; ja noch mehr, er ist eigentlich gar kein Denker. Er wandelt und weidet, um mit dem Olympier Goethe zu sprechen, in dem dunklen Genusse und den trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Nothdurft. Wir müssen indeß über Frohschammer hinausgehen, um der Phantasie volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn wir den Forscher in seiner Werkstätte inmitten seiner Gedankenarbeit belauschen, so sehen wir, daß er ohne die schauende, intuitive Phantasie nicht über die herkömmlichen Anschauungen hinauskommen, über das unmittelbar zu seinen Füßen ausgebreitete Sein nicht emporsteigen kann; er ist ohne sie nicht im Stande, sich zu einem originellen, selbsteigenen Gesichtspunkte emporzuringen, den Dingen eine neue Seite abzugewinnen. Sie ist das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Facultäten unzugänglich sind. Alle folgenreichen Erfindungen und Entdeckungen sind Dichtungen. Es erhellt dies zur Genüge daraus, daß sie nicht sogleich mit dem Rüstzeuge der Wissenschaft angethan erscheinen, sondern erst allmählich mit demselben versehen werden. Sie treten zunächst als Vermuthungen auf und werden nach und nach durch Beobachtungen und Versuche zur Gewißheit erhärtet. Großen, bahnbrechenden Ideen haften bei ihrem Entstehen manche Lücken an, welche im Laufe der Zeit ausgefüllt werden. Es sind Sprünge an ihnen bemerkbar, und nur langsam werden die fehlenden Mittelglieder ergänzt, wenn anders sie überhaupt ganz und völlig ergänzt werden können. Die Wahrheit offenbart sich als ein dünner, schwacher Lichtschimmer, bevor sie in ihrer vollen Glorie erstrahlt. Sie thut es Anfangs der lieblichen Galatea gleich, deren neckisches Benehmen Virgil also schildert:

> Aepfel wirft Galatea nach mir, das schelmische Mädchen,
> Flieht zu den Weiden zurück, doch wünscht sie vorher sich gesehn.

Indem der Menschengeist also den Beweisgründen vorauseilt, ihnen in kühnem Fluge unvermittelt das Ergebniß vorwegnimmt, verräth sich die Phantasie. Vollends giebt sie sich zu erkennen, wenn der Menschengeist in jähem Schwunge das Banner von Ideen aufpflanzt, welche im Hinblicke auf die dünn gesäeten Beobachtungen und Erfahrungen noch lange nicht spruchreif sind, wenn er es prophetisch Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden zuvorthut, wie wir dies schon bei den ältesten griechischen Denkern wahrnehmen können. Finden wir doch die Keime der Theorie Darwins in der Lehre Anaximanders von Milet, wonach die frühesten thierischen Organismen ihre Lebensweise geändert haben, nachdem die Bedingungen andere geworden waren, und die Menschen aus Thieren anderer Art entstanden sind. Bei Empedokles hinwiederum begegnen wir dem Gedanken, daß die Natur alle möglichen Combinationen durchprobirte, bis ein lebensfähiges und endlich auch ein fortpflanzungsfähiges Geschöpf zu Stande kam. Sobald dieses vorhanden war, erhielt es sich von selbst, während jene früheren Bildungen

Google

untergingen, wie sie entstanden. Heraklits Lehre von dem steten Flusse aller Dinge, in welcher Hegel die Grundzüge seiner eigenen Weltansicht niedergelegt sieht, stimmt in ihrem Kerne so genau mit gegenwärtig herrschenden und allgemein anerkannten physikalischen Lehren überein, daß ein zusammenfassender Ausdruck der letzteren sich mit dem Aristotelischen Berichte über die Doctrin jenes Philosophen nahezu wörtlich deckt. Diese ist selbstverständlich nichts Anderes und kann nichts Anderes sein als eine Verallgemeinerung aus der Erfahrung, — aber eine Verallgemeinerung von so genialer, weil das Wesentliche aus einem unzergliederten und darum vielfach irreleitenden Beobachtungsmaterial sicher herausgreifender Art, wie nur wenige andere Grundlehren der alten Naturphilosophen. Und aus der Atomistik Demokrits ist die moderne Atomenlehre hervorgegangen.

Der Verstand ist an die strengen Gesetze der Logik gebunden; nüchtern und bedächtig im Vollbewußtsein derselben, schreitet er an sein Werk; er strebt unbedingter Wahrheit nach, und da sollte er von dem Baume der Erkenntniß eine unreife Frucht, wie es die Hypothese ist, pflücken können? Dem Verstande ist es gegeben, zu erkennen, aber nicht zu ahnen; er besitzt die Fähigkeit, zu erforschen, aber nicht zu errathen; er geht den Dingen systematisch und planmäßig zu Leibe, er bewältigt sie aber nicht blitzartig und im Handumdrehen. Indem die Hypothese sich demgemäß als solche durch ihren Charakter als eine Schöpfung der Einbildungskraft kundgiebt, zeigt sich die Dichtung als die Vorstufe und Triebfeder der Wahrheit. Die wissenschaftliche Thätigkeit ist immer nur eine kritische, zügelnde, sichtende, prüfende; sowie es an das geistige Aufbauen geht, tritt die frei schaffende plastische Gestaltungskraft in ihr unweigerliches und unbestreitbares Recht. Forschen ist Stückwerk, Kunst ist Ganzwerk. Das kühle Denken hat die Theile in der Hand, die Phantasie schlingt um sie das geistige Band. Indem sie ohne Zuhilfenahme der Erfahrung dem sogenannten Gesetze der Totalität gemäß als Sinn für Identität, um uns eines von Bain gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, unter den verwickeltsten Bedingungen Uebereinstimmungen entdeckt, unter den fremdartigsten, ja sogar widerstreitendsten Hüllen gemeinsame Grundverhältnisse zu Tage fördert, entfesselt sie den Verstand und fordert ihn heraus. Sie schafft ihm den belebenden Funken, an welchem er sich entzünden, die Idee, an welcher er sich messen und den Meister erproben kann.

Welch' große Rolle das freie, bewegliche Geisteswalten in der Entwickelung der Wissenschaft spielt, wollen wir an einigen Leuchten der Naturwissenschaft darthun. Alexander von Humboldt fällt, da er die außerordentlichen Himmelserscheinungen im Tycho-Kepler'schen Zeitalter in Betracht zieht, über Kepler folgendes Urtheil: „Wenn ich in diesen Betrachtungen über den Einfluß der unmittelbaren Sinnesanschauung Kepler vorzugsweise genannt habe, so war es, um daran zu erinnern, wie sich in diesem großen, herrlich begabten und wunderbaren Manne jener Hang zu phantasiereichen

Google

Combinationen mit einem ausgezeichneten Beobachtungstalente und einer ernsten strengen Inductionsmethode, mit einer muthigen, fast beispiellosen Beharrlichkeit im Rechnen, mit einem mathematischen Tiefsinne vereinigt fand, der in der „Stereometria doliorum“ offenbart, auf Fermat und durch diesen auf die Gründung der Rechnung des Unendlichen einen glücklichen Einfluß geübt hat. Ein solcher Geist war recht vorzugsweise vor Allen dazu geeignet, durch den Reichthum und die Beweglichkeit seiner Ideen, ja durch die Wagnisse kosmologischer Ahnungen, Leben um sich zu verbreiten.“ Von Newton, welcher der Sage nach dem herabfallenden Apfel die Idee vom Grundgesetze des Planetensystems dankte, erzählt Whewell, daß sich bei jeder Untersuchung, die er anstellen wollte, in der untersten Tiefe seines Geistes eine verborgene Quelle öffnete, von welcher sich sogleich ein Strom von Ideen und Ansichten und Suggestionen ergoß, daß er mit scharfem Blicke alle die Gegenstände, welche dieser Strom mit sich führte, bemerkte und die wahren, für seine Zwecke geeigneten Ereignisse hastig und mit fester Hand aus der Menge herausgriff, während er alle übrigen, ohne von ihnen gestört zu werden, vorbeirauschen ließ. Um mit einem berühmten Physiker, der in unsere Zeit hineinragt, abzuschließen, so läßt sich John Tyndall über seinen Freund und Vorgänger an der Royal Institution, über Michael Faraday, dem es kaum Jemand in der Zahl seiner fruchtbaren Entdeckungen gleich gethan hat, in der ihm gewidmeten Gedenkschrift also vernehmen: „Vermischt mit mancherlei Dunklem und Verwirrtem zeigen sich zuweilen Blitze wunderbarer Einsicht und Aeußerungen, welche weniger das Ergebniß des Nachdenkens als das einer plötzlichen Offenbarung zu sein scheinen. Ich will mich hier auf ein einziges Beispiel dieses Ahnungsvermögens beschränken: Wheatstone hatte durch seine höchst sinnreiche Erfindung eines schnell rotirenden Spiegels bewiesen, daß die Elektricität Zeit braucht, um einen Draht zu durchlaufen, indem der Strom die Mitte des Drahtes später erreicht, als die beiden Enden desselben. Faraday sagt: Wenn die beiden Enden des Drahtes in Wheatstones Versuchen unmittelbar mit zwei großen der Luft ausgesetzten isolirten Metallflächen verbunden wären, so daß die durch den ersten Inductionsact erzeugte Elektricität, nachdem der Bogen für die Entladung geschlossen ist, im ersten Augenblicke aus dem Innern des Drahtes auf seine Oberfläche übergehen und sich hier sowie in der Luft über den umgebenden Leitern vertheilen könnte, dann wage ich vorauszusetzen, daß der mittlere Funke noch mehr als früher verzögert werden würde . . . Das war nur eine Prophezeiung, denn der Versuch war nicht gemacht worden. Sechzehn Jahre später jedoch, beim Eintritt der rechten Bedingungen, war Faraday im Stande, zu zeigen, daß die Beobachtungen von Werner Siemens und Latimer Clark über die unterirdischen und unterseeischen Drähte großartige Erläuterungen des Princips seien, welches er im Jahre 1838 ausgesprochen hatte. Die Drähte und das umgebende Wasser wirken wie eine Leidener Flasche, und die von Faraday vorausgesagte Verspätung des Stromes

Google

wird in jeder Depesche, welche durch ein solches Kabel geschickt wird, ersichtlich. . . Faradays Einbildungskraft war immer thätig, um die möglichst ausgedehnten Anwendungen von den gewonnenen Versuchsergebnissen zu machen. Ich kenne Niemand, dessen Geist bei der Berührung mit einer neuen Wahrheit gleiche Kraft und Schnelligkeit des Generalisirens gezeigt hätte. Zuweilen habe ich die Wirkung seiner Versuche auf seinen Geist mit der eines sehr entzündlichen Stoffes verglichen, welchen man in einen Schmelzofen wirft; das Hinzukommen jeder neuen Thatsache entwickelte augenblicklich Licht und Wärme darin. Das Licht entsprang dem Geiste und half ihm, weit über die Grenzen der Thatsachen hinauszusehen, die Wärme aber entsprang dem Gemüthe und trieb ihn an, den neu geoffenbarten Bereich ganz zu erobern... Infolge dieses weiten Umblicks, welchen ihm seine lebhafte Phantasie verlieh, erhob er sich von den kleinsten Anfängen zu den erhabensten Zwecken."

Es ist Aufgabe der Wissenschaft, die Dinge im weitesten Sinne in ihrem Zusammenhang zu erfassen, ihre Beziehungen zu einander, deren es gar viele und verschiedene giebt, klar zu stellen. Einem der Lösung harrenden vielverschlungenen Knäuel kann aber füglich nicht gleich von vornherein ziel- und zweckbewußt begegnet werden; in der träumerischen Verlorenheit erst wird der Ariadnefaden gefunden, welcher durch das Labyrinth der Natur geleitet. Durch das Spiel der Phantasie nur kommt man zum Ende, indem sich in demselben eine die vorhandenen Vorstellungselemente zu einem in sich harmonischen Accorde verschmelzende Verbindung ergiebt, an welche das Denken unverweilt anknüpft, um sie auszubauen und zu vertiefen. Erst aus der innigen Durchdringung des Bewegungsdranges und des Hemmungsvermögens, aus der geistigen Paarung der Dunkelheit und der Klarheit gehen lebendige Neubildungen hervor. Das Meßbare und das Unmeßbare sind stets auf einander angewiesen. Ungebundenheit und Gebundenheit fordern und ergänzen sich gegenseitig, wie Strömung und Gegenströmung des elektrischen Fluidums. In jedem Manne von Geist müssen die Seelen Don Quixotes und Sancho Pansas wohnen. Erstere, um vorwärts zu schreiten, die betretenen Wege zu verlassen, Anderes und Besseres als die gewöhnlichen Menschen zu leisten; letztere, weil die Originalität zu nichts führt, wenn sie nicht durch gesunden Sinn, richtiges Urtheil und Erkenntniß des Wirklichen erleuchtet wird. Darum, weil sie nicht Don Quixotes Kühnheit und Gestaltungskraft besaßen, sind gar viele bedeutende Gelehrte an großen Entdeckungen und Werken vorüber gegangen, ohne sie auszuführen. Aber viele arme Thoren haben an Chimären ihr Sinnen verschwendet ohne Nutzen für sich und die Menschheit, weil ihnen Sancho Pansas hausbackene Weisheit gefehlt hat. „Ich bin vor allen Dingen ein Mann des Handelns," sagte Ferdinand von Lesseps in seiner akademischen Antrittsrede, fügte aber nichtsdestoweniger gleich hinzu, er habe dennoch einen großen Respect vor den Träumern: nichts werde wirklich, was nicht vorher ein Traum gewesen; die Einbildungskraft sei ein guter Hebel für die schwer beweglichen

Google

menschlichen Dinge, und je entfernter das Ziel, desto höher müsse gezielt werden. Wenn aber all unser Wissen mithin nichts Anderes ist als eine aus Blüthen duftiger Phantasie gereifte Frucht, wenn der Denker nothgedrungen Dichter ist, bevor der Denker in ihm zur Erscheinung kommt, dann mögen wir ruhig und getrost behaupten, daß es nicht Philosophen schlechthin, sondern einzig und allein nur Dichterphilosophen giebt.

Die in der Entwickelung der Menschheit eine so hochbedeutsame Stellung einnehmende Phantasie betrachtet Frohschammer als ursprüngliche, primäre Kraft, als Grundprincip unseres Wesens; denn sie läßt sich weder aus der unorganischen Natur, noch aus unseren übrigen Seelenfähigkeiten ableiten. Von den physikalischen Kräften weicht ihre Wirksamkeit ab, sie schaltet frei mit ihnen, ja spottet ihrer. Phantasie und nothwendiger gesetzlicher Naturlaut sind so verschieden, daß jene in ihrer willkürlichen Thätigkeit als das gerade Widerspiel dieses erscheint. Andererseits hinwiederum setzen die Sinne, das Gedächtniß und Bewußtsein, der Verstand, das Gemüth, der Wille und die Vernunft die Phantasie voraus, nicht umgekehrt. Sie ist es, welche vermöge ihres sinnlich-geistigen Charakters alle übrigen Seelenkräfte durchdringt, ihnen Leben und freie Bewegung verleiht und sie zur Einheit des psychischen Organismus vereinigt. Nur das Organisationsprincip in dem Weltall ist ihr vergleichbar, denn es bildet und gestaltet objectiv und real in ähnlicher Weise, wie sie subjectiv und formal; es ist sinnlich-geistiger Natur und wirkt plastisch und teleologisch, aber ohne Bewußtsein und Wille. Frohschammer legt ihm daher den Namen der objectiven oder Weltphantasie bei.

Daß in der Natur eine Weberin waltet, welche gleichsam in die festen, fundamentalen Langfäden der allgemeinen nothwendigen Gesetze die Querfäden einschlägt, um das unendlich mannigfaltige Weltgewebe zu spinnen, bezeugen allenthalben die organischen Bildungen und die lebendigen Wesen. Jene bekunden mehr das Ideale im Sinne des Aesthetischen durch plastische Darstellungen, Formen und Farben, diese dagegen tragen in ihrer reichen, complicirten Gliederung, welche der Selbsterhaltung und Fortsetzung der Art im Kampfe um's Dasein angemessen ist, vorherrschend die Zweckmäßigkeit zur Schau, obwohl ästhetische Momente bei den Thieren eben so wenig fehlen, als teleologische bei den Pflanzen. Die Differenzirung der Geschlechter vollzieht sich in ähnlicher Weise. Bei dem männlichen Geschlechte überwiegt das teleologische Moment, bei dem weiblichen das plastische. Die Generationspotenz stellt in ihrer Bethätigung bei der Zeugung den Höhepunkt des teleologischen und plastischen Wirkens in der Natur dar, sie bethätigt die höchste Zweckmäßigkeit in unbewußtem Wirken und selbst die Tendenz nach ästhetischer Gestaltung, sofern Pflanzen, Thiere und Menschen zur Zeit der Geschlechtsreife ihren schönsten Schmuck anlegen, alle Pracht der Farben und Formen, allen Wohllaut der Stimme und die Reize des Seelenlebens entfalten. Wenn dagegen von materialistischer Seite betont wird, daß in der Natur an sich nur wirkende Ursachen sich bethätigen, Zwecke und Zweckmäßigkeit daher nur

Google

von dem Menschen selbst in die Natur hineingetragen, von ihm erdichtet seien, so müssen wir erwidern, daß der Mensch gerade von dem mechanistischen Standpunkte aus als Product oder Resultat des Naturprocesses selbst, als Moment der Natur, ihres Wesens oder Wirkens aufgefaßt werden muß. Was er denkt und thut, ist Gedanke und That der Natur selber in ihm und durch ihn. Wenn der Mensch nach Zwecken denkt, urtheilt und handelt, so ist dies eben ein Denken, Urtheilen und Handeln der Natur. Also ist die Natur selbst dem zweckmäßigen Wirken nicht dem Wesen nach fremd, da sie gerade in ihrem höchsten Gebilde zu diesem Denken und Handeln kommt. Desgleichen bewegt sich der Materialismus auf einer schiefen Ebene wenn er behauptet, daß alle organischen und lebendigen Wesen nichts Anderes in sich enthalten und bei der Analyse aufweisen als chemische Stoffe und physikalische Kräfte, und daß es demnach nicht als absolut unmöglich bezeichnet werden könne, daß sie ein paar hunderttausend millionen Male durch den allmächtigen und doch dabei blinden Oberhexenmeister Zufall mit Naturnothwendigkeit aus ihnen hervorgegangen seien. Es ist eben nicht Alles, wofür in der Natur die sachliche Möglichkeit vorhanden ist, auch für sie in formaler Beziehung möglich. Es kann Manches in der Natur durch deren Stoffe und Kräfte von einer höheren Intelligenz und Willenskraft geschaffen werden, was von der Natur selbst nicht hervorgebracht werden, aus ihrem eigenen gesetzlichen Verlaufe nicht entstehen kann. Dahin gehören alle Werke der menschlichen Kunst und Wissenschaft. Schon irgend ein einigermaßen complicirtes technisches Werk, wie z. B. die Uhr, kann die Natur für sich allein nicht verfertigen, obwohl sie den materiellen Stoff und die physikalischen Kräfte, welche dabei verwendet werden, ganz in sich enthält. Sind denn aber auch die einfachsten Naturthatsachen und Naturphänomene, die wir als Thatsachen hinnehmen müssen, wie z. B. Schwere, Anziehung, Abstoßung, Magnetismus und Elektricität und dgl., begreiflicher als die Zwecktendenz in der Natur? Materiell ist nur der Stoff; die Kraft hingegen ist immateriell und alles Dynamische ein ebenso unerklärliches Wunder, wie das Uebersinnliche. Insbesondere sind es die Thatsachen der Fortpflanzung, welchen gegenüber das materialistische Erklärungsprincip für den Unbefangenen sich als durchaus unzulänglich erweist. Ueberblicken wir doch eine Reihe jener Bedingungen, welche sich die Hand reichen mußten, um eine Fortpflanzung zu ermöglichen. Die Abkapselung der Samen, die Absonderung der Zeugungsstoffe ist die erste schlagende Thatsache. Was hätte sie aber genützt, wenn nicht auch für eine geeignete Vereinigung der männlichen und weiblichen Keimstoffe gesorgt worden wäre? Es mußte sich ferner fügen, daß die Brunst bei den Thieren gerade in dem Zeitpunkte eintrete, welcher dem Zwecke und den Umständen entspricht. Es mußte sich weiterhin fügen, daß die im Leibe gebildete Frucht in zweckmäßiger Weise an das Tageslicht befördert, ausgestoßen werde und ebenso das junge Thier dann aus dem Ei oder der Verpuppung hervortrete, wenn die nöthige Wärme und Weide

Google

dafür vorhanden ist, wie die Raupe just dann auskriecht, wenn die Pflanze, welche ihr zur Nahrung dient, sich belaubt hat. Es versteht sich ganz und gar nicht von selbst, daß genau zu derselben Zeit, wo die reife Frucht aus dem Mutterleibe ausgestoßen wird, die Mutterbrust Milch abzusondern beginnt, um das Neugeborene damit zu nähren. Ebenso wenig versteht es sich von selbst, daß an derselben Brust sich Zitzen bilden, an welchen das Kind saugen kann. Und welcher Zufall veranlaßt den Vogel, sein Ei nicht einfach fallen zu lassen, sondern auch zu bebrüten? Und was würde das Sitzen des Vogels über dem Ei nützen, fände sich nicht an seinem Bauche eine federleere Stelle, von welcher er die Federn zurückschlägt, und die er in manchen Fällen selbst durch Auszupfen von Federn am Bauche herstellt? Die Federn würden als schlechte Wärmeleiter die Wärme des Körpers von den Eiern abhalten und das Brüten erfolglos machen. Sind es wirklich nur glückliche Zufälle, daß im Innern des weiblichen Leibes neben dem Eierstocke auch ein Eileiter sich findet, um die vom Eierstocke sich lösenden Eier aufzufangen und weiter zu schaffen, daß das Ei beim Durchgange durch diesen Leiter genau so viel Eiweiß aufnimmt, als nöthig ist, um den Dotter und das Küchlein im Ei zur Reife zu bringen, und daß der Keim genau jene Stellung einnimmt, welche ihn der unentbehrlichen Lufteinwirkung in jeder Lage des Eies aussetzt?

Es sei mir gestattet, noch ein einen etwas größeren Raum in Anspruch nehmendes Beispiel anzuführen, weil die Zahl der zu einem Zwecke zusammenwirkenden Mittel hier eine so ansehnliche ist, daß die Annahme eines zufälligen Zusammentreffens derselben absurd erscheint. Mein Gewährsmann ist M. Ballerstedt, welcher in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" von 1886 Folgendes berichtet: „Die Oxalisarten O. corniculata und O. stricta erheben sich nur wenig über den Erdboden, und da sie obendrein, auf bebautem Lande wachsend, von den umstehenden Culturpflanzen in fast allen Fällen hoch überragt werden, so würden die Aussichten für weitere Ausbreitung der ziemlich schweren Samenkörner äußerst ungünstige sein, wenn nicht durch besondere Einrichtungen für Aushülfe gesorgt wäre. Diese bestehen der Hauptsache nach darin, daß jedes Samenkorn von einer zur Zeit der Fruchtreife stark elastischen Haut umhüllt wird, durch deren Zerreißen und Zusammenschnellen das Samenkorn weithin fortgeschleudert wird. Wenn diese Einrichtung schon an und für sich eine merkwürdige ist, so wird sie es noch weit mehr durch die begleitenden Nebenumstände, durch die die Natur ihren Zweck in ausgiebigster Weise zu erstreben sucht. Der Same bildet annähernd ein von der Seite her stark zusammengedrücktes Ellipsoid. In der Ebene der beiden größeren Axen des Ellipsoids zieht sich rings um die Frucht herum eine tiefe Furche, vorn mit scharfen, hinten mit stumpferen Rändern. Die scharfen vorderen Ränder zerschneiden die elastische Haut, wenn völlige Reife eingetreten ist, die hinteren haben den Zweck, ein Umschlagen des Samenkorns nach den Seiten hin zu verhindern, da so das Samenkorn hinten mit breiter Basis einen Widerhalt findet. Da Vorder-

Google

und Hinterrand des Samenkorns stark gekrümmt sind, so liegt die Gefahr vor, daß, wenn die Haut nicht ganz gleichmäßig von der Mitte des vorderen Randes aus zerreißt, der Same nach unten oder oben hin umschlägt und so entweder in der Spaltöffnung des Fruchtknotens hängen bleibt, oder doch nur in geringe Entfernung geschleudert wird. Um ein derartiges Umschlagen des Samenkorns zu verhindern, ziehen sich auf beiden Seiten desselben von vorn nach hinten breite und tiefe Furchen, denen sich die elastische Haut ganz genau anpaßt, wie man an der völlig losgelösten Haut leicht erkennt. Diese nach vorn gerichteten erhabenen Streifen auf der Innenseite der Haut wirken wie Schienen, zwischen denen der Same beim Beginn seiner Bewegung hingleiten muß, und sichern ein Vorschnellen des Samenkorns geradeaus nach vorn. Aber mit alledem ist die Erfindungskunst der Natur noch nicht erschöpft. Damit die elastische Kraft des Häutchens voll zur Geltung komme, gilt es, noch weitere Bedingungen zu erfüllen. Zunächst finden wir den bis 2 cm langen, fünfseitig prismatischen Fruchtknoten, in dem in fünf Verticalreihen die sehr zahlreichen Samenkörner neben einander geordnet liegen, und der sich in fünf Längsspalten öffnet, stets senkrecht stehen. Nur so werden nach allen Seiten hin im weitesten Umkreise die Samenkörner geschleudert. Stände er geneigt, etwa gar wagerecht, so würde ein Theil der Samenkörner unnütz gegen den nahen Erdboden, ein anderer Theil gerade in die Höhe geschleudert werden und an den Wurzeln der Pflanze wieder niederfallen. Außerdem muß, damit beim Ausschleudern der Samenkörner der günstigste Erfolg erzielt werde, der Fruchtknoten möglichst hoch und möglichst frei stehen. Diesen beiden Bedingungen wird in eigenthümlicher Weise Rechnung getragen. Für die Entwickelungszeit des Fruchtknotens ist es wünschenswerth, daß er nicht über das Laubwerk hinwegrage, um Schutz zwischen demselben zu finden. Während der Blüthezeit ist darum der Stiel der zwei- bis fünfblüthigen Dolden kurz und verlängert sich bei fortschreitender Entwickelung der Fruchtknoten, bis er annähernd seine volle Höhe erreicht hat. Bis dahin stehen die Aestchen der Dolde mehr oder weniger aufrecht; behielten sie diese Stellung bei, so würden bei weiterem Wachsthum des Doldenstieles die Fruchtknoten sich über das Laubwerk erheben. Aber noch müssen sie wohl des Schutzes bedürfen, es beginnen deswegen die Aestchen der Dolde, die durch Gelenke mit dem Doldenstiel verbunden sind, sich in den Gelenken nach unten umzubiegen, so daß die Fruchtknoten die eigenthümliche in der Figur angegebene Stellung einnehmen. In dieser Stellung verharren sie bis zu ihrer völligen Reife; tritt diese bei einem der Fruchtknoten ein, so richtet sich das zugehörige Doldenästchen in seinem Gelenke gerade in die Höhe, und der Fruchtknoten steht nun möglichst frei und ragt bei O. corniculata über alle anderen Pflanzentheile hinweg."

Der Materialismus steht aber auch der Frage nach dem Ursprunge des Lebens rathlos gegenüber, nachdem die moderne Naturwissenschaft nachgewiesen hat, daß die vermeintliche Entstehung von organischen Gebilden,

Google

Pflanzen oder Thieren aus bloßen Elementarstoffen, ohne Samen oder Keime schon vorhandener Organismen auf einer Täuschung beruht. Zuerst wurde dies bezüglich der Entstehung von Fliegen aus faulenden Stoffen dargethan. Der italienische Naturforscher Redi stellte durch genauere Beobachtung fest, daß die Fliegen, welche im faulenden Fleische zu entstehen scheinen, aus den Eiern stammen, welche von den Fliegen, die sich auf demselben sammelten, abgesetzt waren, und daß da, wo dies aus irgend einem Grunde nicht stattfinden könne, auch keine jungen Fliegen entstehen. Swammerdam fand, daß auch die Insecten, welche aus den sogenannten Galläpfeln hervorgehen, nicht von selbst oder aus der Substanz derselben sich bilden, sondern ebenfalls aus Eiern oder Maden stammen, welche von Fliegen in dieselben gelegt werden. Malpighi erhob diesen Thatbestand zur vollen, unumstößlichen Gewißheit. Der Nachweis gelang zuletzt sogar von den Entozoen oder Eingeweidewürmern und von den Infusorien. Und wie die Urzeugung durch Beobachtung der Naturvorgänge nicht entdeckt, vielmehr als irrthümlich nachgewiesen werden konnte, so ist es auch bisher durch das Experiment noch niemals gelungen, wirkliche Organismen künstlich herzustellen und hierdurch wenigstens die Möglichkeit der generatio spontanea in der Natur offen zu lassen. Es ist also auch auf dem Standpunkte der Naturforschung zulässig, ja nothwendig, zur Erklärung der Entstehung der Organismen ein eigenthümliches Gestaltungsprincip anzunehmen. Eine Zeit lang schien der Urzeugung der 1857 bei der Grundlegung des ersten transatlantischen Kabels heraufgebrachte Urschleim, der Häckel'sche Bathybius (Bathybius Haeckelii Huxley) das Wort zu reden. Er ward als völlig structurloses Klümpchen einer eiweißartigen Kohlenstoffverbindung beschrieben, welches sich indeß gleichwohl selbstständig bewegen, ernähren und fortpflanzen, also individuell bethätigen kann. Man glaubte sich die Urzeugung desselben vor Allem darum leichter erklären zu können, weil ihm noch jede eigentliche Organisation, jeder Unterschied ungleichartiger Theile fehle, so daß alle Lebensfunctionen von einer und derselben gleichartigen und formlosen Materie vollzogen werden. Da ähnliche einfache Kohlenstoffverbindungen in unseren chemischen Laboratorien bereits künstlich hergestellt werden können, so sah man durchaus keinen Grund gegen die Annahme vorliegen, daß auch in der freien Natur sich Verhältnisse finden, unter denen ähnliche Verbindungen entstehen können. Dies lautet sehr verlockend; allein die Prämisse trifft nicht zu. Der Gallertschleim, welcher meilenweite Strecken des tiefsten Meeresgrundes überzieht, ist beileibe kein formloses, aber lebendiges Protoplasma, er hat sich vielmehr als ein harmloser Gypsschlamm entpuppt. Bestände er aber auch stellenweise wirklich aus Protoplasma, so wäre das Räthsel des Lebens durch sein Vorkommen doch nicht gelöst, da die neueste Forschung schlagend nachgewiesen hat, daß nur in wirklich gestaltetem, innerlich differenzirtem Protoplasma das Leben entstehen, sich erhalten und fortpflanzen kann. Das lebendige Protoplasma

Google

ist keine chemische Verbindung, sondern ein moleculare Structur besitzender Körper, welcher aus einem höchst complicirten und subtilen Gemenge der verschiedenartigsten organischen und unorganischen Stoffverbindungen besteht und überdies aus acht verschiedenen Proteinstoffen (Eiweißverbindungen) zusammengesetzt ist, die verschiedenartig vertheilt sind. Eine künstliche Herstellung desselben im Laboratorium ist deshalb eine höchst schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe. Wenn es aber auch der Chemie gelingen sollte, ein künstliches Protoplasma zu erzeugen, würde dasselbe neben den erforderlichen chemischen und physikalischen Eigenschaften auch den Bildungstrieb, welcher dem lebendigen Protoplasma der Pflanzen- und Thierzelle innewohnt, besitzen, mit einem Worte würde es lebendig sein? Gewiß nicht, es würde ein gestalt- und lebloses Protoplasma darstellen.

Die Vertheidiger der generatio aequivoca oder spontanea halten ihre Sache gleichwohl noch nicht für verloren; sie berufen sich darauf, daß durch die vorgenommenen Untersuchungen nur dargethan sei, daß eine Entstehung von Organismen durch Urzeugung thatsächlich nicht stattfinde, aber nicht, daß sie gar nicht stattfinden könne oder einmal stattfinden konnte. Es sei also immerhin noch nicht die Unmöglichkeit derselben erwiesen, und sie könne immerhin unter besonderen Naturverhältnissen uranfänglich stattgefunden haben. Ja, sie müsse einmal stattgefunden haben, da es der geologischen Forschung zufolge eine Zeit gab, in welcher auf der Erde die Bedingungen des organischen Lebens noch nicht erfüllt waren. Wollte man über den Uebergang aus dem Anorganischen in's Organische zur Tagesordnung übergehen, so wäre man genöthigt, zum Wunder einer übernatürlichen Schöpfung seine Zuflucht zu nehmen, was gegen alle Principien der natürlichen, wissenschaftlichen Forschung verstoßen würde und also unwissenschaftlich, unstatthaft, unvernünftig wäre. Allein gerade diese Motivirung ist unwissenschaftlich, weil sie sich nicht auf sichere Gründe und Beweise stützt, sondern dem Vorurtheile, der Voreingenommenheit und Engherzigkeit entspringt. Die Wissenschaft überhaupt und die Naturwissenschaft insbesondere darf und kann nicht von vornherein bestimmen, welcher Art die Ursachen für gegebene Wirkungen seien oder sein müssen, sondern sie muß sie so nehmen, wie sie sich offenbaren oder als nothwendig erscheinen. Selbst vor der Annahme einer übernatürlichen Ursache darf sie nicht zurückschrecken, wenn genügende oder geradezu zwingende Gründe für eine solche vorhanden sind. Indem sie es über sich bringt, die Urzeugung um jeden Preis zum Dogma zu erheben, kommt sie methodisch auf eine Stufe mit der Theologie zu stehen, welche im Gegensatze zu ihr ein für alle Mal an der kindlich-naiven Darstellung der Genesis festhält und an derselben nicht rütteln läßt, weil dies rationalistisch wäre und die Religion in das Gebiet des Natürlichen herabziehen würde. Der Naturalismus der modernen Naturwissenschaft begegnet sich mit dem Supranaturalismus der Theologie darin, daß er die Natur a priori construirt. Nach den

Google

Grundsätzen inductiver Forschung aber müssen die Principien und angenommenen ersten Grundsätze stets von Neuem geprüft und nach den Thatsachen gestaltet, entweder befestigt oder aufgehoben werden; nicht jedoch dürfen umgekehrt die Thatsachen nach ihnen gedeutet oder vielmehr umgedeutet und damit falsch begriffen werden. „Aber hiermit," wendet unser Philosoph gegen die in Rede stehende Methode treffend ein, „mischt sich selbst vor lauter Besorgniß um die Wissenschaft ein unwissenschaftliches Vorurtheil ein; denn wenn Thatsachen dafür sprechen sollten, daß die Organismen nur durch göttliche Thätigkeit in ihrem Entstehen zu erklären seien, so müßte die unbefangene Naturforschung diesen Thatsachen gemäß entscheiden und die Theorie demgemäß gestalten. . . . Daß die unorganischen Natur-Stoffe und -Kräfte in der Urzeit organisch zu schaffen oder zu zeugen vermochten und also eine Fähigkeit besaßen, welche sie später verloren haben, ist eine beliebige, durch nichts begründete Annahme, um aus einer Verlegenheit zu kommen. Eine Annahme, die überdies sehr bedenklicher Art ist für die Zuverlässigkeit der Naturerkenntniß und der Naturgesetzmäßigkeit selbst. Denn wenn die Materie mit ihrem gesetzmäßigen Wirken eine solche Umwandlung erfahren konnte im Laufe der Zeit und durch Aenderung der Verhältnisse, so müßte das feste Fundament aller Naturforschung, die feste Ueberzeugung von der Beharrlichkeit, Unveränderlichkeit und gesetzlichen Nothwendigkeit der Natur-Kräfte und -Gesetze selbst schwankend werden; damit aber auch die Sicherheit des Naturerkennens und Wirkens selbst. Wenn so fundamental-wichtige Kräfte der Materie verloren gehen konnten, dann können auch noch andere verloren gehen, welche sie jetzt besitzt, und die Eigenschaften des Stoffes und der Kräfte der Natur sind dann unzuverlässig!"

Ebenso wenig wie das Leben selbst lassen sich die psychischen Eigenschaften, Kräfte und Thätigkeiten aus rein materiellen Vorgängen erklären, weil zwischen jenen und diesen nicht blos überhaupt eine Verschiedenheit, sondern eine ausgesprochene Unvergleichbarkeit, eine entschiedene Incommensurabilität besteht. Die Frucht eines Molecularvorganges kann ebenso wenig psychischer Art sein, als die Wirkung einer psychischen Function sich in einem Molecularvorgange äußern könnte. Zwischen Ursache und Wirkung muß zum Mindesten eine im Principe bestehende Verwandtschaft walten. Dazu kommt, daß in dem Momente, in welchem die seelischen Vorgänge auf einen mechanischen Stoffwechsel zurückgeführt werden, nicht minder als unter der Herrschaft eines Fatums jedes Streben zu einer Illusion herabsinkt, die Selbstherrlichkeit und Freiheit des Willens und mithin die Zurechnungsfähigkeit und Selbstverantwortlichkeit eine Lüge wird. Die Ethik stürzt in Trümmer und mit ihr das auf der Abschreckungstheorie aufgebaute Strafrecht. In markiger Weise schildert Johannes Scherr die der Moral von Seiten des Materialismus drohende Gefahr, da er in der „Menschlichen Tragikomödie" in den Schmerzensschrei ausbricht: „In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen" Mode geworden,

Google

den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der Seele zu schmeicheln mittelst der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Producte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Geistesgestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wenn erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird, — ja, es ist recht verwunderlich, daß diese schöne Theorie nicht auch schon von irgend einem „wissenschaftlichen" Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewendet und also an dem „grausen" Zaren, wie er bei Lermontow heißt, eine der jetzt so beliebten „Rettungen" verübt wird." Es giebt freilich Naturforscher, für welche der mein Fassungsvermögen übersteigende, mir die Haare zu Berge treibende Gedanke an eine solche Rettung gar nichts Erschreckendes und Beängstigendes hat, nach deren Ansicht es nur des zur Befreiung von althergebrachten Vorurtheilen erforderlichen Aufwandes an Muth und Entschlossenheit bedarf, um die Willensfreiheit für eine phantastische Idee, ein Wahngebilde auszugeben. So sagt Emil Du Bois-Reymond zu Ende seines den „Sieben Welträthseln" gewidmeten Vortrages kalten Blutes: „Mit unserer siebenten Schwierigkeit also steht es so, daß sie keine ist, wofern man sich entschließt, die Willensfreiheit zu leugnen und das subjective Freiheitsgefühl für eine Täuschung zu erklären, daß sie aber andernfalls für transcendent gelten muß." Diese Herren haben jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie, welche die Erfahrung allein gepachtet zu haben glauben, haben jene Erfahrung außer Acht gelassen, welche uns mit laut vernehmbarer Stimme zuruft, daß der Wille im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes sich nach dem inneren Wesen des Wollenden richtet und ein klar umschriebenes Object des Wollens voraussetzt, mithin von dem Verstande abhängig ist. Wie die Ethik, so muß auch die Logik der materialistischen Weltanschauung zum Opfer fallen, da in dem Rahmen der harten, unerbittlichen Naturnothwendigkeit für einen Imperativ kein Raum ist. Wenn, wie Carl Vogt in seinen „Physiologischen Briefen für die Gebildeten aller Stände" bemerkt, „die Gedanken etwa in demselben Verhältnisse zum Gehirne stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren", dann sind sie folgerecht dem Normativ der Logik gänzlich entrückt. Wir haben fortan kein Recht, auf unsere Gedankenarbeit mit Stolz und Be-

Google

friedigung zurückzublicken, denn sie ist nicht unser, wir leihen ihr nur unseren Namen. Was wir geworden, sind wir nicht durch uns geworden; was wir geleistet, haben wir nicht selbstthätig geleistet; was wir geworden und was wir geleistet, mußten wir durch die Mechanik der Gehirnatome werden und leisten. Die Fürsten im Reiche der Wissenschaft haben nicht selbst ihre Aeonen überdauernden Meisterwerke geschaffen, die Gesetze der Materie haben sie vielmehr gemacht. Sie selbst haben an ihrer Unsterblichkeit gerade so viel Antheil, wie, mit Respect zu sagen, an dem Urin, den sie ausscheiden, und an allen anderen Absonderungen des Körpers. Müßte aber nicht auch zufolge der Identität von Materie und Geist ein normaler Stand der Hemisphären des großen Hirnes unbedingt und unfehlbar die schönsten Geistesblüthen treiben und die edelsten Triebe zeitigen? Gleichwohl ist der Geistesfrühling erfahrungsgemäß, wenn auch an den normalen Zustand des Gehirns geknüpft, nicht schon mit ihm gegeben. Und die Section der scheußlichsten, bestialischsten Verbrecher hat schon öfter ein nach jeder Richtung regelmäßig gebildetes Gehirn bloßgelegt. Der kühne Vergleich Vogts richtet sich durch sich selbst. Eben darum, weil die Ausscheidung der Leber sich uns als Galle, die Ausscheidung der Nieren sich uns als Urin präsentirt, darf über die functionelle Verknüpfung von Geist und Gehirn nicht hinausgeschritten, der Gedanke nicht zu einer Secretion des Gehirns gestempelt werden. Der Materialismus trägt übrigens als solcher den Keim seiner Selbstzerstörung oder wenigstens der Zerstörung alles Unterschiedes von Wahrheit und Unwahrheit, von Wahn und sicherer Erkenntniß in sich, denn er vermag nicht einmal den gröbsten Aberglauben als unberechtigt darzuthun. Wenn Alles blos Product des Mechanismus wirkender Ursachen ist, so sind Aberglaube und Wissenschaft als Erzeugnisse von gleicher Herkunft und Art zu betrachten, und jener hat so viel Recht und Nothwendigkeit des Seins, wie diese. Beide sind gleichberechtigt und dürfen sich in gleicher Weise geltend machen. So führt der Materialismus zum geistigen und moralischen Nihilismus. Nicht an der Schule, welche die Natur entseelt, ist es darnach, emphatisch auszurufen, daß da, wo, um mit Schiller zu sprechen, „Schaffendes Leben auf's Neu' giebt die Vernunft ihr zurück," die Wissenschaft aufhört. An denen, welchen das Schöne und Gute nicht am Ende, sondern am Anfange liegt, ist es vielmehr, gegen diejenigen, welche in der Materie eine Panacee erblicken, im Namen der Wissenschaft Front zu machen.

Die objective Phantasie ist keineswegs ein metaphysisches, über- oder außerweltliches Wesen, sondern der Welt immanent. Sie trägt die Fülle der Formen ideell in sich, um sie unter Mitwirkung der Naturgesetze zu verwirklichen: jene Formen sind aber nicht fix und fertig in ihr enthalten, sondern als lebendige Möglichkeiten, wie die Melodien und Harmonien in einem Instrumente, und sie werden durch die eigenthümlichen Naturverhältnisse, welche gleichsam die Function des Spielenden üben, hervorgelockt, in die Wirklichkeit gezaubert. Die objective Phantasie kommt aus der verborgenen

Tiefe des Universums, drängt in unendlichen Gestaltungen zur Offenbarung und bildet sich zur bewußten Geistigkeit fort. Ihrem Ursprunge und Wesen nach ist sie Eins und gleichartig, entfaltet sich aber von Stufe zu Stufe und kommt durch eigene Macht in Raum und Zeit und durch raumzeitliche Verhältnisse, durch Veräußerlichung und Verinnerlichung im Weltprocesse zur Selbstrealisirung, wie das allgemeine Gravitationsgesetz in der äußeren Welt zur Realisirung und mechanischen Offenbarung kommt. Im ersten Stadium des Weltprocesses ist sie noch in unbestimmter Allgemeinheit als homogenes Organisationsprincip thätig, sie wohnt dem Weltstoffe etwa so inne, wie das Formprincip dem Samen der Pflanze; ihr Streben ist aber von Anfang an darauf gerichtet, sich durch verschiedene Stadien hindurch auf dem Wege der Besonderung in immer neue und entwickeltere Formen zur Vollkommenheit auszugestalten. Sie beginnt gleichsam an der Peripherie in Mineralien und Pflanzen sich zu individualisiren, von diesen unbewußten Gestaltungen steigert sie sich zur Innerlichkeit, Empfindungsfähigkeit und Sinnesthätigkeit in dem Thierreiche, welche ihre erste Selbstoffenbarung ist, und wird endlich in der Menschheit ganz subjectiv, selbstständig und frei.

Demnach ist die ganze Welt eine Schöpfung der objectiven Phantasie, von welcher man gewissermaßen sagen kann, was Aristoteles von dem Nous in den beiden Formen als thätiger und leidender Verstand behauptet, daß er die Fähigkeit sei, einerseits Alles zu machen, andererseits Alles zu werden. Sie schafft und bildet aber nicht wie ein Künstler oder Demiurg etwas ihr Aeußerliches aus einem ihr äußerlichen Material, sondern, wie sie diesem und dieses ihr immanent ist, so geht sie schaffend in ihre Gebilde ein und entfaltet sich in ihnen individualisirend, bis sie in dem selbstbewußten persönlichen Menschengeiste sich selbst gewinnt. Und zwar faßt sie immer eine Dreiheit von Momenten in sich: das Stoffliche, woraus gebildet wird, die Kraft, welche bildet, und die Norm, nach welcher sie bildet. Diese sind nicht Einerlei, wohl aber eine reale Einheit. Doch sind die beiden ersten Momente nur Mittel für das dritte. Frohschammer stellt die Dreiheit auch mit seinen drei Kategorien: Sein, Ursache und Möglichkeit in eine Parallele und bezeichnet sie als Ursein, Urkraft und Urwesen; jene beiden bewirken, daß überhaupt etwas ist, dieses bestimmt das Was, die Wesenheit der Dinge. Der Stoff ist von jeher neben dem Formprincipe vorhanden, und zwar zugleich mit den ihm innewohnenden Gesetzen. Er ist das Bewegliche, welches zur Anwendung der ewigen Wahrheiten dient und selbst Wahrheit ist, allerdings nur im Sinne von Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit. Er ist selbst nicht wirkungsfähig, sondern giebt nur die reale, sachliche Möglichkeit dazu. Jedenfalls muß er aber eine ewige Bedeutung haben oder wenigstens für die zeitliche Entwickelung als unbedingt nothwendig erachtet werden. Sein dunkles Wesen ist freilich dem Lichte des Bewußtseins unverständlich; gleichwohl dient er ihm als „dunkler Grund, von dem es sich klar und

Google

bestimmt abhebt, als dunkles Scheidungsmittel der unendlichen bewußten Individualitäten und als Mittel des Verkehrs, das zur Gestaltung, zu Symbolen dient, worein sich das Geistesinnere legt, um äußerlich zu erscheinen und Anderen sich zu offenbaren. Ja dient sogar auch als dunkler Schoß, in welchem der Funke des Geistes ruht; ähnlich wie der Feuerfunke im Steine, um durch Contact oder Reibung mit anderen sich zu befreien und zur Erscheinung zu kommen; oder auch ähnlich, wie eine unendliche Fülle von Bewegungscombinationen in der Natur ruht, die sich als musikalische Idee-Realisirung in Harmonien offenbaren können im Laufe des Weltprocesses." So ruht der ganze Weltproceß auf ewigem, ebenso rationalem als idealem Grunde: Alles ist aus der Idee und realisirt sie gemäß den physikalischen und logischen Gesetzen. Das Ursprüngliche ist eine Synthese, und Alles schreitet in Synthesen fort.

Vor dem Forum dieser Weltauffassung kann die Darwin'sche Transmutationstheorie oder die Lehre von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreiche durch den Kampf um's Dasein, natürliche Auslese, Vererbung und Anpassung keine Gnade finden. Wohl kann sich auch unser Philosoph im Hinblicke auf die in dem großen Gedenkbuche der Erde niedergelegten Documente, deren Veröffentlichung der geologischen und paläontologischen Forschung vorbehalten blieb, der Descendenztheorie oder der Annahme, daß im Laufe des Naturprocesses durch den Naturproceß selber eine allmähliche Entwickelung und Vervollkommnung der Arten stattgefunden habe, nicht verschließen, zumal er — freilich im Gegensatze zu der Theodicee im „Mysterium Magnum", auf welches wir noch später zurückkommen werden — an der biblischen Auffassung von der unmittelbaren Schöpfung sämmtlicher Pflanzen und Thiere durch einen Machtspruch Gottes auszusetzen hat, daß es mit der Gottheit, je höher und reiner sich ihr Begriff in der Menschheit entwickelt habe und noch weiter entwickele, durchaus unvereinbar sei, daß die lebenden Wesen von ihr direct in's Dasein gerufen und darauf angewiesen wurden, sich gegenseitig zu verfolgen und zu vernichten, um selbst leben zu können, oder daß Wesen direct von der göttlichen Macht und Weisheit geschaffen wurden, deren ganzes Dasein darauf gegründet ist, Andere zu quälen und zu peinigen, indem sie sich von ihnen ernähren, wie dies bei dem schmarotzenden Ungeziefer der Fall ist. Nichtsdestoweniger sträubt er sich gegen Darwins einseitige Betonung der äußeren Einflüsse, gegen seine Motivirung der Umwandlung der Arten durch ein blos äußerliches Geschehen, durch mechanische Umgestaltung im Drange der Naturverhältnisse und durch Anpassung an dieselben. Er betrachtet seine epochemachenden Forschungen und Entdeckungen als ein allerdings bahnbrechendes Moment innerhalb der Descendenzlehre, welches die Mittel und Wege beleuchtet, durch welche die allgemeine Bildungskraft im Zusammenwirken mit den Naturverhältnissen den Naturproceß vollführt. Zunächst stellt Darwin kein bestimmtes Princip und Gesetz der Erklärung der ursprünglichen Ent-

Google

stehung der organischen Bildungen auf, da er die Generatio spontanea als eine unerweisbare und noch dazu aller Causaldeutung widersprechende Hypothese ablehnt. Er muß daher von je vier bis fünf Arten im Pflanzen- und Thierreiche ausgehen, — einer Annahme, deren Inconsequenz er selbst nicht verkennt, da er nach seinem Geständnisse eigentlich von einem einzigen Urorganismus ausgehen sollte, der dann allerdings eher einen principiellen Charakter haben würde, als mehrere ursprünglich verschiedene niederste und einfachste Organismen. Damit verliert er aber ein klares, sicheres Fundament, denn wenn die Organisation einmal als gegebene unerklärt angenommen wird, so ist grundsätzlich nicht abzusehen, warum nicht auch die Vielheit und Verschiedenheit derselben als ursprünglich vorhanden angenommen werden soll. Immerhin zeigt diese Voraussetzung verschiedener Urtypen, daß Darwin sich keineswegs mit den äußeren Verhältnissen und deren Einwirkungen bescheidet. Für seine Annäherung an die Evolutionslehre spricht auch der Umstand, daß er durch eine äußere oder innere Affection des Reproductionssystems der physischen und physisch-psychischen Organismen auf irgend eine nicht näher bestimmbare Weise Modificationen des Nachwuchses entstehen läßt, welche im Kampfe um's Dasein sich befestigen und durch Vererbung erhalten, allenfalls auch fortgebildet werden können. Außerdem hebt er als einen wichtigen Factor für die allmähliche Umwandlung der Arten die sogenannte Correlation der Theile hervor, unter welcher er die innige Beziehung der einzelnen Organe im Organismus zu einander versteht, die es mit sich bringt, daß die Aenderung des einen Organs auch eine Aenderung des anderen und dadurch eine bedeutende Modification des Ganzen zur Folge hat. Dieses Gesetz nennt er selbst gleich der Affection des Reproductionssystems bei der Erzeugung geheimnißvoll, und er knüpft daran die Bemerkung, daß derlei spontane Abänderungen nicht so sehr von den äußeren Bedingungen, als vielmehr von der Constitution des Organismus abhängen. Kann jedoch unter dieser, wenn sie der Naturmechanik, der „Dysteleologie", wie Häckel, der Statthalter Darwins in Deutschland, sich in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" auszudrücken beliebt, gegenübergestellt wird, etwas Anderes gemeint sein, als das teleologisch-plastische Gefüge des Organismus? So verblüffend auch diese Auslegung auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist sie doch nicht verwunderlich angesichts der Thatsache, daß Darwin in der „Entstehung der Arten"*) von einer Abstammung aus einigen wenigen erschaffenen Formen spricht und seiner Freude darüber Ausdruck giebt**), daß sein System „eine erhabene Vorstellung von der Gottheit" gewähre. Büchner selbst kann nicht umhin, die Thatsache, daß Darwin von einer Schöpfung redet, ein „Loch in der Theorie" zu nennen, und hat dennoch die Stirne, in seinen „Sechs Vorlesungen über Darwins Theorie"

*) Uebers. von Bronn, S. 499.
**) S. 514.

Google

in den panegyrischen Ruf, in welchen auch Häckel einstimmt, auszubrechen: „Darwins Buch verbannt aus der Wissenschaft das Ungewöhnliche, Plötzliche und Uebernatürliche und setzt an dessen Stelle das Princip allmählicher, naturgemäßer Entwickelung auf Grund bekannter und auch heute noch wirksamer Naturkräfte." Aber auch diejenigen Wendungen Darwins, welche von der Natur wie von einem vernünftigen Wesen reden, müssen, wie Friedrich Kirchner in seinem zum ersten Mal in Deutschland unserem Philosophen die gebührende Beachtung schenkenden Buche: „Ueber das Grundprincip des Weltprocesses*) sehr richtig bemerkt, entweder als baare Münze angenommen werden, was er sich allerdings verbittet, oder sie sind nichts Anderes als schale, hohle, inhaltslose Phrasen. So läßt er sich in der „Entstehung der Arten"**) folgendermaßen vernehmen: „Der Mensch kann absichtlich nur auf äußere und sichtbare Charaktere wirken, die Natur fragt nicht nach dem Aussehen, außer wo es zu einem Zwecke nützlich sein kann. Der Mensch wählt nur zu seinem Nutzen, die Natur wählt nur zum Nutzen des Wesens, das sie pflegt. Man kann figürlich sagen, die natürliche Züchtung (natural selection) sei täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt, eine jede, auch die geringste Abänderung ausfindig zu machen; sie zurückzuweisen, wenn sie schlecht, und sie zu verbessern, wenn sie gut ist." Uebersetzen wir diese Worte in die nüchterne Sprache der exacten Forschung, wobei wir nur Darwins eigene Definition der Natur benützen wollen, so lauten sie: Der Mensch wählt zu seinem Nutzen, die vereinte Thätigkeit und Leistung der mannigfachen Naturgesetze wählt zum Nutzen des Wesens, welches sie pflegt. Aber seit wann haben die gesammten Wechselbeziehungen der Atome Vernunft zum Wählen? Und wenn es auch von der unbewußten Natur heißen mag, daß sie das Schlechte vernichtet und das Gute erhält, so kann doch nicht von ihr ausgesagt werden, daß sie es verbessert. Wenn Darwin ferner***) sich die Bemerkung entschlüpfen läßt: „Man könnte sagen, die Natur habe Sorge getragen, durch rudimentäre Organe und homologe Gebilde uns ihren Abänderungsplan (sic!) zu verrathen, welchen wir außerdem nicht verstehen würden," so meinen wir, daß ein exacter Forscher sich nicht so ausdrücken dürfte, sollen nicht schön klingende Redensarten, welche leeres Stroh dreschen, an die Stelle von Wahrheiten treten. Und wie der Meister, so sprechen auch die Schüler von einem nisus formativus. Häckel giebt dem Gedanken eines „inneren Bildungstriebes", einer „unbewußt schöpferischen Naturkraft" Ausdruck, und sogar Büchner gesteht „Formanlagen der Materie" zu, unter deren Anleitung die Natur einem bewußtlosen und in ihr selbst gelegenen Bildungstriebe folgt.

(Schluß folgt.)

*) S. 126.
**) S. 96.
***) a. a. O., S. 513.

Google

Die Friedensbestrebungen unserer Zeit.

Von

Carl Gareis.

— Königsberg i. Pr. —

Armeevergrößerung, militärische Ausbildung auch des letzten waffenfähigen Mannes, Erreichung größtmöglichster Kriegsbereitschaft und Schlagfertigkeit der Nation, Vervollkommnung der Geschütze und Geschosse, des Pulvers und aller Handwaffen, der schwimmenden Panzerkolosse und ihrer unheimlichen kleinen Feinde, der Torpedos, intensivste Vertretung der wirthschaftlichen Interessen der Nation im Kampf mit dem Ausland bis zum ausgesprochenen Zollkriege — dies sind die Gedanken der Politiker in unseren Tagen, und wir wollen vom Frieden sprechen! Fast möchte es scheinen, als könnte man sich kein unzeitgemäßeres Thema wählen, als das unserige. Aber jeder Krieg endet mit einem Frieden, und jeder Kampf hat den Keim des Friedens in sich, des Friedens, dem stets eine längere Dauer als dem Streit zukommt. Nach Frieden sehnt sich jedes sinnige Gemüth, der Orientale — von Christus an bis heute — weiß keinen besseren Gruß als den Wunsch des Friedens, und der Asche der geliebten Todten wünschen wir noch den Frieden nach.

Den Todten den Frieden! Aber den Lebendigen — ziemt nicht ihnen der Kampf, wie die ganze Natur den Kampf zeigt, vom Kampfe lebt und in steten Kämpfen die Wesen sich weiter entwickeln läßt?

Feindlich stehen sich die Meinungen über den ethischen, wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Werth oder Unwerth des Krieges gegenüber. Wer erinnert sich nicht des Briefwechsels, in welchem sich einer der größten Feldherren der Welt mit einem der hervorragendsten und humansten gelehrten Förderer des Völkerrechts über diese Frage (1881) unterhielt! „Der ewige

Google

Friede ist ein Traum," schreibt in diesem Briefwechsel Graf Moltke an Bluntschli, „der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens." Aber freilich: man kann auch dem Historiker Franz Rühl nicht ganz Unrecht geben, wenn er in seiner Rede über Kant und den ewigen Frieden (Königsberg 1892) meint, das menschliche Leben sei mannigfaltig und unglücklich genug, um auch bei ununterbrochenem Friedensstande der Staaten untereinander jene Eigenschaften des Gemüthes zur Entwickelung und Bethätigung gelangen zu lassen, um derentwillen der Krieg für wünschenswerth gehalten wird.

Die Theorie von der Wohlthat des Krieges hat übrigens nicht etwa blos auf militärischer Seite ihre begeisterten Vertreter. Bekannter ist kaum ein dichterisches Lob des Krieges, „des Bewegers des Menschengeschicks" als das Schiller'sche: „Denn der Mensch verkümmert im Frieden, . . . aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Muth." Auch der hellenisch-eirenischen Natur Goethes entringen sich Worte vom Kriegslobe; denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen, die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen. Auf philosophischer Seite ist es vor Allem Lasson, der die Unentbehrlichkeit und Wohlthätigkeit des Krieges hervorhebt (Lasson, Das Culturideal und der Krieg, 1868), unter den juristischen Schriftstellern ist keiner, der diese Eigenthümlichkeiten des Krieges heller beleuchtete, als der Bearbeiter des Kriegsrechts in dem größten deutschen völkerrechtlichen Sammelwerke (in v. Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts) Lueder, der preisgekrönte Verfasser des Hauptwerkes über die Genfer Convention. In geradezu begeisterten Worten preist Lueder die fördernde Wirkung des Krieges für Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe und die Cultur überhaupt, ja er kommt zu dem Schlusse: „Diejenigen Völker aber, welche die wenigsten Kriege aufzuweisen haben, stehen deshalb auch am weitesten in der Cultur überhaupt oder der Entwickelung gewisser Seiten derselben zurück. Nord-Amerika ist ein Beispiel dafür, welche Nachtheile aus langem Frieden und dem blos dem friedlichen Geschäft und Gewinn gewidmeten Leben erwachsen." (Lueder, 1889, a. a. O. IV, S. 204). Vergl. auch Lueder, Recht und Grenze der Humanität im Kriege. 1880. Aehnliche Aeußerungen über wohlthätige Wirkungen des Krieges finden sich bei Ratzenhofer (1881), Kießling (1885), Calvo (1885), Frary, Fiore nebst zahlreichen Anderen, Historikern, Philosophen und Juristen, welche Lueder zusammenstellte und zuerst ausgab. Derf. 1889, S. 195—221. Ja, man kann Eugen Schlief nicht Unrecht geben, wenn er in seinen gleich nachher ausführlicher zu erwähnenden Ideen über den Frieden in Europa (1892, S. 169) ausspricht: „Was Deutschland angeht, so stand in jener Epoche

Google

(in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts) die bekannte ‚historische Schule‘ mit der offen eingestandenen Begeisterung für den Krieg, als Institut des Völkerrechts, in höchster Blüthe; hier war der Anklang, den jene Institute (die internationalen Friedenscongresse und Aehnliches) fanden, vielleicht geringer als in irgend einem anderen Lande Europas.“

Noch größer als die Zahl der positiven Verehrer des Krieges dürfte die Zahl sein, die den sogenannten ewigen Frieden für unmöglich oder aus positiven Gründen für nicht wünschenswerth, weil für schädlich halten und sich deshalb mit dem Kriege befreunden, die schlimmen Wirkungen desselben in den Kauf nehmend.

Daß ein Krieg nämlich auch schlimme Wirkungen hat, wer wird dies leugnen können! Es kann nicht die Aufgabe der Menschen sein, das Unglück zu pflegen, zu fördern und für durchaus wünschenswerth zu halten deshalb, weil sich im Unglück diejenigen Eigenschaften der Menschen gesteigert entwickeln, welche zur Ertragung des Unglücks nothwendig oder nützlich sind: das wäre ein unheimlicher und peinlicher circulus vitiosus! Freilich können die günstigen Wirkungen des Krieges das Unheil reichlich aufwiegen, das die Kriegsfurie, vom Jammer gefolgt, über Länder und Menschen aussät, reichlich ersetzen den Kriegsschaden nicht blos für das Ganze, das Vaterland und die Zukunft desselben, sondern sogar auch für die Einzelnen, die dem Tode entronnen und jähem Verderben. Aber nicht ohne tiefen Sinn ist es, daß die Germanen für den Krieg, ein Wort, welches Kampf, Streben und Streit bedeutet, die frömmere Bezeichnung Orlog (das urlingi oder urlac), d. i. das von den Nornen Ausgelegte, das Urgesetzte, das Schicksal, gebrauchten, nicht blos, weil des Krieges Ausgang nie ganz in der Menschen Hand liegt, θεῶν ἐν γούνασι κεῖται, sondern weil nicht der Mensch zum Kriege, sondern der Krieg wie ein Verhängniß an den Menschen herantritt. So halten auch wir ihn begründet in der Weltordnung, wie auch vielen andern Gutes und Liebes und Schönes befehdenden, ja vernichtenden Dingen eben darin Raum geschaffen oder gelassen ist, die nach andern Seiten hin auch günstig wirken können oder müssen. Und es scheint wirklich, daß der Optimist Recht hat, welcher behauptet, kein Uebel der Welt sei ohne alle gute Folge.

Diametral entgegen jener Theorie von der Wohlthat des Krieges und jener kampffreudigen Partei stehen die Bestrebungen der Friedenspartei, der Friedensligen, der Friedenscongresse, freilich mit bedeutenden Unterschieden im Einzelnen, denn unter den Männern des Friedens wandeln auch solche, welche nicht den freundlichen Palmzweig, sondern den knotigen Knüttel schwingen diese sind von den Uebrigen wohl zu unterscheiden, zur Klarstellung der Sache Allen vorweg zu erwähnen; sie sind es, von denen Eugen Schlief in seinem bedeutenden Werke: „Der Friede in Europa“ (Leipzig, Veit und Comp. 1892, S. 168) sagt: „Namentlich die Vertreter jener Umsturzbestrebungen, welche nicht nur die gegenwärtig allenthalben gegebene Art

Google

der politischen Organisation, sondern den ganzen geschichtlich herausgebildeten, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Organismus der Welt über den Haufen werfen wollen, beeilten sich leider nur allzu oft, ihre Hebel bei der Frage nach der Friedfertigung Europas einzusetzen und damit derselben in Wahrheit nur allzusehr zu schaden, denn dieser Umstand hat mindestens ebenso sehr, wie der Einfluß der gewaltigen Realpolitiker, deren Ansehen gerade in der fraglichen Zeit besonders hoch stand, dazu beigetragen, dem Probleme selbst die Popularität, namentlich in den besseren und wohlgesinnteren Kreisen, zu entziehen, welche es doch seiner Natur nach unstreitig verdient." In diesem Zusammenhang gedenkt Schlief (a. a. O.) der in Genf in den sechziger Jahren errichteten „allgemeinen Friedensliga", welche im Jahre 1867 einen „Friedenscongreß" veranstaltete, von dem Schlief sagt: er verlief ohne jedes praktische Ergebniß und schadete der Sache, welcher er nützen wollte, mehr, als er ihr genützt hat, denn er endete mit einer „solennen Prügelei" seiner Theilnehmer; in Paris that sich dann im Jahre 1872 eine „Alliance de l'ordre et de la paix" auf, von der aber sehr wenig bekannt geworden ist; und in allerneuster Zeit entstand eine „Association internationale de l'arbitrage et de la paix", welche besonders in London ihren Sitz hat, aber auch in allen andern Staaten Europas Anhang sucht und gefunden hat." Uebrigens reichen die „Friedensgesellschaften" bis in die Zeit zurück, und dies ist bezeichnend, in welcher die Welt aufathmete nach der definitiven Beseitigung des kriegswilden ersten Kaiserreiches in Frankreich und die Politik der „Heiligen Alliance" sich zur völkerweidenden Pentarchie auszugestalten suchte; so ward 1816 eine Friedensgesellschaft in London gegründet, welche sich die Herbeiführung von Schiedsgerichten in völkerrechtlichen Streitigkeiten zur Aufgabe setzte, ein Ziel, welches sich auch die Friedensgesellschaften in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (1826), die in Genf 1830 gegründete Friedensgesellschaft, sowie das im Jahre 1841 in Paris errichtete Comité de la société de la morale chrétienne und die zwischen den Jahren 1842 und 1851 in London, Brüssel, Paris, Frankfurt a. M. und zuletzt wieder in London abgehaltenen „Friedenscongresse" steckten. Es ist unbekannt, ob die „Alliance universelle de l'ordre et de la civilisation" ihren im Juni 1872 zu Paris gefaßten Beschluß, die auf die internationalen Streitfälle bezüglichen Documente zu sammeln und die Fälle selbst populär darzustellen, ausgeführt hat. Dem im September 1873 von der Friedens- und Freiheitsliga in Genf gefaßten Beschluß, als das wirksamste Mittel zur allgemein gewünschten Einführung der internationalen Schiedssprüche den Abschluß von Verträgen zur Vermittlung zwischen zwei oder mehreren Staaten zu empfehlen, steht, wie Bulmerincq (Handbuch d. V. R. IV S. 51) richtig betont, das große Bedenken entgegen, daß hierdurch der entscheidende Schiedsspruch für unanwendbar erklärt und der nicht erzwingbaren Folgeleistung einer Vermittlung (Mediation) der Vorzug vor dem Schiedsgericht gegeben werde.

Google

Ganz anders als die erwähnten, von Schwärmern verschiedener Art besuchten Friedenscongresse traten die „interparlamentarischen Congresse" auf, Versammlungen, zu welchen nur Parlamentsmitglieder der verschiedenen Staaten eingeladen waren und Zutritt hatten (London 1890, Rom 1891), und sonach war auch ihr Wirken ein anderes, ein eindrucksvolleres als das der „unparlamentarischen". In London ward von jenem parlamentarischen Congresse wesentlich gefordert, die Staaten sollten wenigstens in ihre „weniger wichtigen" Verträge die Schiedsgerichtsclausel aufnehmen, in Rom trat man 1891 dieser Forderung, sie näher präcisirend, bei, warf mancherlei nicht zur internationalen Friedenssache Gehöriges mit in die Discussion und plante ein „interparlamentarisches Friedenscomité" sowie die Bildung eines internationalen Schiedsgerichtshofes — Beides Dinge von höchst zweifelhaftem Werthe, sofern man dabei die Stellung der Regierungen außer Auge ließ; immerhin sind diese letzteren nicht zu unterschätzen, sie erreichten und erreichen zwar nichts unmittelbar Praktisches, aber sie machen Stimmung für alle diejenigen Bestrebungen der Staaten, welche darauf abzielen, an Stelle kriegerischer Lösung von Streitfragen internationaler Art die friedliche Ausgleichung treten zu lassen; man könnte vielleicht sagen, sie wirken ähnlich, wie die deutschen Schützen-, Sänger- und Turnerfeste in den fünfziger und sechziger Jahren vor 1866 wirkten: sie lösten die deutsche Frage nicht, hielten aber den Gedanken der deutschen Einheit hoch und machten weite Kreise des deutschen Volkes empfänglich für die Idee der Einigung.

Schiedssprüche statt der Schlachten, Schiedsgerichte statt der Heere sollen die Völkerstreite entscheiden — das ist es, was jene Congresse anstreben. Es darf nicht übersehen werden, daß in der That dieses ein Weg ist, auf welchem die Kriege vermindert werden können, und daß wirklich die Regierungen bis zu einem gewissen Grade geneigt sind, in einzelnen Fällen diesen Weg zu beschreiten. Die Bahn hierzu haben aber den Staatshäuptern und den Regierungen, welche sich namentlich in den letzten zwanzig Jahren sehr häufig entschlossen, völkerrechtliche Streitfragen einem Schiedsspruche zu unterwerfen, nicht jene Friedenscongresse geebnet, sondern die juristischen Schriftsteller; bis auf Hugo Grotius, den wissenschaftlichen Begründer des modernen Völkerrechts, reichen die Aeußerungen der Völkerrechtsliteratur zurück, welche den Weg zum Schiedsgerichte weisen und das Wie der Entscheidung rechtskundig zu regeln versuchen. Jedes Hand- oder Lehrbuch des Völkerrechts giebt hiervon Kunde und nennt die Reihe glanzvoller Namen der Männer, die sich von Grotius an mit der Regelung des schiedsrichterlichen Progresses der Staaten eifrig und verdienstvoll beschäftigen; man vergleiche die Nachweisungen bei Bulmerincq (a. a. O. S. 56ff.), bei Rivier (Völkerrecht 1889 S. 350), die neuesten Schriften von Revon (l'arbitrage international, Paris 1892) und Dreyfus (desselben Titels und Datums), über die Rivier im Centralblatt für Rechtswissenschaft (XII. 210ff.) kürzlich berichtet hat. (Vergl. auch Gareis' Institutionen des Völkerrechts, Gießen

Google

1888 § 78). Das „Institut für Völkerrecht" (institut de droit international), eine sich durch Cooptation ergänzende akademische Vereinigung von Theoretikern und Praktikern des Völkerrechts aus Ländern der ganzen Erde, hat gleichfalls das Verdienst, den Gedanken schiedsrichterlicher Entscheidungen der internationalen Streitfälle gefördert zu haben, insbesondere dadurch, daß es 1875 zu Haag einen von seinem Mitgliede L. Goldschmidt (Berlin) ausgearbeiteten und auf das Sorgfältigste begründeten Entwurf eines Reglements für den schiedsrichterlichen Proceß angenommen hat. (Revue de droit international Bd. VI. S. 421 ff. Annuaire de l'institut de droit international. Bd. I. S. 126 ff.)

Die Staaten zu veranlassen, alle ihre Streitigkeiten einem Schiedsgerichte zu unterbreiten, oder wenigstens möglichst viele derselben, und sie anzuhalten, dem Spruche dieses Gerichtes sich zu fügen, — das ist es, was nun noch angestrebt wird mit allen erdenklichen Mitteln juristischer und politischer Art, das ist es, was — ich will sogleich hier meine eigene Meinung verrathen — niemals gänzlich erreicht werden wird, noch — meine ich — auch kann und soll, was aber sicher des Strebens aller Besten werth ist; es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie Lorimer eine internationale Gesetzgebung und sogar eine internationale Zwangsvollstreckung (mittels international einzuschwörender Truppencontingente!!) zu jenem Zwecke befürwortet, Ideen, die ganz unpraktisch sind, weil sie mit der unumstößlichen Souveränität der Staaten schlechterdings unvereinbar sind; ferner wie E. de Laveleye in juristisch viel correcterer Weise einen Völkergerichtshof gewissermaßen im Anschluß an die Bluntschli'sche Idee der Codification des Völkerrechts, also durch Verallgemeinerung des völkerrechtlichen Vertrages überhaupt und des Schiedsvertrages insbesondere, empfiehlt; noch auch kann hier auf die detaillirten Vorschläge eingegangen werden, welche der Moskauer Professor des Völkerrechts Graf Kamarowski zur Begründung eines aus vier Departements zusammenzusetzenden permanenten Gerichtshofs, welcher über alle Fragen des internationalen Rechts (auch des internationalen Privatrechts) entscheiden solle, ausgearbeitet hat, — eine gute Kritik der Gedanken Lorimers, Laveleyes und Kamarowskis giebt Eugen Schlief in einer nun des Näheren zu besprechenden, zunächst an diese drei Schriftsteller anknüpfenden völkerrechtlichen Studie: Der Friede in Europa (1892). Schlief referirt und kritisirt aber nicht blos, sondern conferirt auch selbst positiv; die Eigenart seiner Construction liegt darin, daß er die Grundlage untersucht, auf welcher ein allgemeines obligatorisches, schiedsgerichtliches Verfahren unter den europäischen Staaten aufgebaut und durchgeführt werden könne, und als solche Grundlage das „natürliche Staatensystem" der europäischen Staaten erkennt.

Wie nämlich der einzelne Staat oder der Staat an sich dadurch gebildet wird, daß instinctiv — mit Naturgewalt — die Menschen zusammentreten, zusammenstehen und diese ihre natürliche Vereinigung unter dem

Google

gleichzeitigen Einflusse der Rechtsidee neben dem Associationstriebe organisiren, so bilden thatsächlich und naturgemäß die europäischen Staaten eine Gesellschaft, einen Staatsverein, welcher nicht eine willkürliche, aus Zweckmäßigkeitsgründen gewollte Schöpfung, sondern ein natürliches Product der durch die bisherige Culturentwickelung bedingten Sachlage selbst ist — Schlief nennt diesen Staatenverein das europäische Staatensystem; an irgend einem Punkte ihrer Entwickelung wird den Staaten bewußt, daß sie unter der Ordnungsidee (Rechtsidee) stehen und durch diese natürlich an einander gebunden sind, bei und trotz aller Souveränität des einzelnen; sind die Staaten zu diesem Bewußtsein gelangt, so wird nicht etwa das Staatensystem erst entstehen — dieses besteht dann schon lange, heute schon — wohl aber wird es sich dann constituiren, juristisch consolidiren, das vorher instinctive Zusammen- und Rechtsleben wird von da an, wie analog bei einer prämeditirten Staatenbildung, als Rechtsleben declarirt: es findet ein Abkommen statt, welches, wie Schlief meint, nicht als ein beliebiger völkerrechtlicher Vertrag, sondern als „der Völkerrechtsvertrag" aufgefaßt werden muß, nämlich als die „begriffliche Grundlage des internationalen Rechts überhaupt" gelten soll und „der aber nicht in der Willkür oder dem Belieben der Contrahenten, sondern in der Rechtsidee selbst seinen Ursprung hat," — ich würde vorziehen, statt dieser zwischen Vertrag und Nichtvertrag oscillirenden Erörterung positiv zu sagen: an einem bestimmten Zeitpunkte werden und müssen mit Naturnothwendigkeit die Staaten sich zufolge der gewachsenen Kraft der Rechtsidee entschließen — und zwar jeder für sich, selbstständig und in dauerndem Fortbesitze seiner Souveränität — materiell und auch formell anzuerkennen, daß ihr Verkehr und Zusammenleben unter der Herrschaft der Rechtsidee stehe und daß somit jeder Streit unter ihnen rechtlich ausgetragen werden müsse — dies mein Wort für Schliefs Gedanken. Wenn es dann so weit gekommen ist, daß die Staaten Europas die Herrschaft des Rechts über sich anerkennen, und wenn die äußeren Verhältnisse der Staaten, insbesondere ihre Gebietsausdehnung feststehend geworden sind (Erforderniß der Stabilität, von Schlief ausführlich erörtert), so hat das formell grundlegende Abkommen, der Völkerrechtsgrundvertrag sozusagen, hauptsächlich die Bedeutung, das Streitverfahren zu regeln, in dem die Staaten ihre völkerrechtlichen Differenzen zum Austrag zu bringen haben werden. Schlief giebt die Grundzüge dieser Proceßregelung an, indem er acht Fragen aufstellt und beantwortet.

Wie müßte sich der in diesem Streitverfahren urtheilende Gerichtshof äußerlich gestalten? Richter sind alle europäischen Culturstaaten („zwergenhafte Gebilde" sind ausgeschlossen), die wechselnde Präsidialmacht beruft das Gericht, welches nicht permanent versammelt sein soll, sowie ein Staat dies verlangt; will der beklagte Staat den Rechtsweg nicht beschreiten, und ebenso, wenn keiner der streitenden Theile sich dem Rechte fügen will, so müßte dies nach Schliefs Meinung den ganzen übrigen Welttheil unter die Waffen

Google

rufen, und mit völliger Sicherheit müßte der widerspenstige Staat unterliegen, wie ein Verbrecher von der für das Recht streitenden Staatsmacht unterworfen wird. Daß alle Staaten das Schwert ziehen und den Kampf um's Recht größten Stils unzweifelhaft gemeinsam und siegreich führen, kann phantastisch, zu idealistisch, zu optimistisch gedacht genannt werden, aber es ist consequent gedacht, nämlich wenn wirklich alle Staaten in der Wahrung des internationalen Rechts eine oder die erste Culturaufgabe des staatlichen Lebens erblicken; dann nämlich werden sie beim flagranten Völkerrechtsbruch mit derselben Gewißheit einschreiten, wie jeder einzelne Staat gegen große und kleine Verbrecher in seinem Gebiete mit seiner Strafrechtspflege einschreitet, ja, wie jeder anständige Mensch, wenn er die physische Kraft dazu hat, verbrechen- oder fluchtverhinderrd einschreitet, wenn er auf frischer That wahrnimmt, wie ein Anderer eine Nothzucht oder einen Taschendiebstahl zu begehen sich unterfängt. Die Folge und Folgerung ist nicht auffallend, es frägt sich nur, ob jemals im Verkehr der Staaten untereinander die Rechtsidee zu jener starken Herrschaft gelangen wird, wie sie sie im Verkehr der Einzelnen innerhalb eines jeden einzelnen Staates, — wohl hauptsächlich eben wegen der Macht dieses selbst — regelmäßig ausübt. Schliefs Staatensystem setzt aber überall dieses voraus, und trifft diese Voraussetzung zu, so ist die Durchführbarkeit seiner weiteren Vorschläge kaum erheblich zu bezweifeln.

„Wie ist der international entscheidende Gerichtshof zu constituiren?" frägt Schlief weiter und faßt die Antwort dahin, daß unter dem Einfluß der zwingenden Kraft der politischen Moral, die für den Staat viel mächtiger zu sein scheint, als die subjective Moral für jeden Einzelnen, die europäischen Staaten selbst die unabhängigen Richter, die streng objectiv-rechtlich entscheidenden Mitglieder ihres Völkerrechtsgerichts sein werden; es soll jedoch nicht allen Staaten nur Eine Stimme oder jedem die gleiche Stimmzahl, sondern nach der Bedeutung, Macht u. s. w. der Staaten dem einen mehr, dem anderen weniger Stimmen im Gerichtshofe zustehen. Schlief weist auf verschiedene Möglichkeiten der Stimmenbewerthung hin, vor Allem auf folgende: Die vollkommen „zwerghaften Gebilde" scheiden wie erwähnt aus; Serbien, Griechenland, Bulgarien, Dänemark und die Schweiz (d. h. die Mächte dritten Ranges) haben je eine, zusammen also fünf Stimmen, die Mächte zweiten Ranges: Holland, Portugal, Rumänien, Belgien und Schweden, Norwegen je 2, zusammen also 10, und die Mächte ersten Ranges: Spanien, Italien, England, Frankreich, Oesterreich, Deutschland und Rußland je 3, zusammen 21 Stimmen. Man wird über die Bewerthung im Einzelnen und über die Ausschließung der Türkei, welcher Schlief keinerlei Berechtigung, im europäischen Völkerconcerte mitzuwirken, zugesteht, streiten können.

Die weiteren Fragen sind verhältnißmäßig einfach zu beantworten. Bezüglich der Vertretung der richtenden Staaten im Gerichtshofe wird eine

Google

Einrichtung vorgeschlagen ähnlich dem Bundesrath des deutschen Reiches, nur mit wechselndem Sitze. Die Competenz des Gerichtshofes soll sich auf alle völkerrechtlichen Streitsachen erstrecken, selbst auf „Bagatellsachen", schließt aber die Bestellung besonderer Schiedsgerichte für einzelne Streitfälle ebenso wenig aus, als durch die Competenz der ordentlichen Gerichte eines Landes Schiedssprüche ausgeschlossen sind. Die Verhandlung soll öffentlich sein, die Abstimmung der Gerichtsmitglieder ebenfalls öffentlich, aber nach Bericht und constitutioneller Instruction derselben durch die Regierung, stattfinden. Die Appellation ist ausgeschlossen, eine Execution des Richterspruches ist nicht besonders vorzusehen: gegen den sich nicht fügenden Staat tritt der Kampf aller anderen ein; die Staaten verpflichten sich in dem Völkerrechtsgrundvertrage, die contumacia wie den Friedensbruch als casus belli für sich alle aufzufassen und demgemäß einzuschreiten, — man sieht: ganz ohne Krieg kommt die Menschheit auch nach Schliefs Vorschlägen nicht aus, er bleibt die ultima ratio, auch hier heißt es also: das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte!

Auf die wesentlich positiveren Fragen, insbesondere die Art, wie sich Eugen Schlief die Lösung der orientalischen Frage vorstellt, soll hier nicht eingegangen werden, ebenso wenig hat es Sinn, hier über Einzelheiten zu streiten. Daß ich mit manchen Anschauungen Schliefs, z. B. mit seiner Auffassung der Bismarck'schen Politik, nicht einverstanden sein kann, geht aus meiner völkerrechtlichen Publication hervor und braucht hier nur erwähnt zu werden, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß die Meinungsverschiedenheit im Einzelnen und selbst in großen Fragen nichts an der Werthschätzung des Schlief'schen Buches ändert: es steht auf der Höhe der Zeit, die humanen und juristischen Bestrebungen, das Verhältniß der Staaten untereinander juristisch und friedlich zu gestalten und diese Gestaltung zu sichern. Darum lehnt sich die Betrachtung der „Friedensbestrebungen unserer Zeit"*) an das Schlief'sche Werk an und findet in der Schilderung des Schlief'schen Systems ihren Abschluß.

---

*) Der Friede in Europa. Eine völkerrechtlich-politische Studie. Von Dr. jur. Eugen Schlief. Leipzig. Verlag von Veit & Comp. 1892. XVI und 511 Seiten in 8. —

Google

Ein Realist des Rechts.

(Rudolf von Ihering.)

Von

Ernst Mamroth.

— Breslau. —

„Nur der Irrthum ist das Leben" und dann ein großes Fragezeichen dahinter, so schrieb mir Rudolf von Ihering vor acht Jahren unter die Zueignung einer kleinen Broschüre, die gerade aus dem Druck kam, als ich mich von ihm verabschiedete. In der That, sein Leben war recht eigentlich ein Kampf gegen dieses Schiller'sche Kassandra-Wort und, da es bekanntlich mehr der Irrthümer als der Wahrheiten giebt, sein Schaffen fast durchweg ein herzhaftes, ehrliches Streiten. Der Titel seiner in weiteren Kreisen wohl am meisten bekannt gewordenen Broschüre war zugleich das Motto seines Lebens: „Der Kampf um's Recht."

Was aber die Hauptsache war, er kämpfte nicht um Worte, wie nur zu häufig die moderne juristische Polemik, auch nicht um eigenen wissenschaftlichen Ruhm und Ehre. Wenn er die Stimme erhob und die scharfgeschliffene Feder ansetzte, so geschah es wirklicher Lebensinteressen wegen, und da sich die menschliche Interessensphäre aus einer unendlichen Fülle einzelner ineinandergreifender Momente zusammensetzt, so war ihm nichts zu klein, aber auch nichts zu groß und zu hoch, um darüber nachzudenken und zu seiner Begründung oder für seine Gestaltung das Wort zu nehmen. Ein von österreichischen Gerichten abgeurtheilter Fall nächtlicher Ruhestörung eines Gelehrten durch die musikalische Tanzunterhaltung des Stubenmiethers dictirte ihm einen trefflichen Aufsatz über das „Nachbarverhältniß" (Jahrbücher für die Dogmatik ꝛc. Bd. XXIII); aus den Zehn- und Zwanzigpfennigstücken, die in die allzeit offenen Hände der Kellner und Kutscher fließen, prägte er das lautere Gold einer kleinen Broschüre über „das Trink-

Google

geld", und als die Bestrafungen der ersten unglücklichen Opfer der „Unübertragbarkeit der Eisenbahnretourbillets" ruchbar wurden, da erhob er in einem geistvollen Aufsatze in der „Gegenwart" lauten Protest gegen diese Auffassung. Die „Jurisprudenz des täglichen Lebens" nannte er selbst eine zuerst in den sechziger Jahren und dann vielfach von Neuem aufgelegte kleine Sammlung von Rechtsfragen, die, an Vorfälle des gewöhnlichen Lebens anknüpfend, dem Juristen die reichste Anregung bieten und dem Laien eine überraschende Vorstellung davon gewähren, wie jede seiner alltäglichen Handlungen unter den Gesichtspunkt einer rechtlichen Erheblichkeit fallen. Welchen Contract gehe ich mit der Theaterdirection ein, wenn ich mir ein Billet löse? Bin ich zum Schadenersatz verpflichtet, wenn ich auf einem Balle meiner Tänzerin die Schleppe abtrete? Darf ich einen fremden Hut benützen, den ich in einem Restaurant aus Versehen mit dem meinigen vertauscht habe? Dies einige Proben aus den hunderten mit Geist und Geschmack ausgewählten Fällen.

Die vornehme zünftige Wissenschaft hat oft die Achseln gezuckt über Ihering, und dies und noch ein Anderes, worauf ich später zu sprechen komme, mag auch die Ursache gewesen sein, warum es verhältnißmäßig rasch still geworden ist über ihn in der Presse, nachdem man den rastlosen Kämpfer zur ewigen Ruhe gebettet hatte. Erst die Veröffentlichung maßloser Angriffe gegen den Todten rief als Reaction einige Entgegnungen seiner Freunde hervor.

Im Allgemeinen aber hat man wohl die Daten seines Lebens gewissenhaft zusammengetragen und den üblichen Nekrolog über dem frischen Grabe gesprochen, nirgends jedoch, soweit ich sehe, auch nur annähernd dem deutschen Volke zum Bewußtsein gebracht, was es besessen und was es verloren an Rudolf von Ihering.

Ein Einziges habe ich vielfach als Charakteristicum seines Schaffens aussprechen hören, und das war falsch. Man pflegt ihm nachzurühmen, er habe die Rechtswissenschaft „populär" gemacht, und meint damit doch nur, daß er über populäre Dinge geschrieben hat. Als ob man nicht über einen ganz gemeinen Schnupfen sehr unpopulär wissenschaftlich und über das wissenschaftliche Problem der Zellenbildung sehr populär schreiben könnte!

Von allen Wissenschaften eignet sich die Rechtswissenschaft am allerwenigsten zu populärer Behandlung. Ihre im abstracten Denken wurzelnden Begriffe, ihre Ansprüche an die Bildung einer streng logisch ineinandergreifenden Gedankenreihe widerstreben nun einmal dem Fassungsvermögen der großen Menge. Eine Frage „populär" behandeln, heißt aber sie dem „populus", der Allgemeinheit, verständlich machen. Ihering hat dies auch niemals angestrebt, er hat, wie nur jemals ein Geistesaristokrat, gewußt, daß man das Volk nicht mit Caviar speist, und ist sich klar darüber gewesen, daß er das Publicum für seine Werke nur unter einer vorgebildeten Minderheit zu suchen habe.

Google

Aber allerdings so eng hat er den Kreis nicht gezogen, daß er nur für Juristen und nur Juristisches schreiben wollte. Das ließ die Vielseitigkeit seines Geistes und die nichts Menschliches sich fremd wähnende Mannichfaltigkeit seiner Interessen nicht zu.

Die Grenzen der Facultäten hatten für ihn keine Heiligkeit, und sogar ein paar Novellen sollen nach kürzlich veröffentlichten Briefen zu seinen Jugendverirrungen zählen.

Merkwürdig, wie sehr das Milieu, in dem er lebte und arbeitete, diese Individualität wiederspiegelte! In der Mitte seines Arbeitszimmers ein offener Flügel mit einem Heft Beethoven'scher Sonaten auf dem Pult, auf der Chaiselongue in der Ecke ein aufgeschlagener, offenbar gerade aus der Hand gelegter, neuer Roman, ich glaube von Spielhagen, und am Fenster der Arbeitstisch bedeckt mit ehrwürdigen Folianten und einer Unmasse einzelner Zettel, Notizen und Vorarbeiten zum „Geist des römischen Rechts", — das war das eigenartige Stillleben, das ich vorfand, als ich zum ersten Male in seinem Arbeitszimmer auf den Abwesenden wartete.

Die zünftigen Juristenkreise haben ihm seine Eigenart viel verdacht. Sie haben ihm unwissenschaftliche Schreibweise vorgeworfen, weil er an die Stelle eines verstaubten, langweiligen, geheimnißvollen Juristendeutsch einen vornehmen, fesselnden und dabei krystallklaren Stil setzte, und sie haben „Zersplitterung" genannt, was Vielseitigkeit war, und worin recht eigentlich seine große Bedeutung liegt. Das war's ja gerade, was ihn befähigte, über das Jus hinaus mitten in's Leben hineinzugreifen. Nicht wie ein einsamer isolirter Thurm mit Winkeln und Ecken und geheimnißvollen Schlupfwinkeln sollte sein System des Rechts in die Welt hineinragen, sondern ein schlichtes, aber festes und wohlgefügtes Haus sollte es werden, das mitten unter den anderen zum Wohnen einlädt und sicher auf grundwasserfreiem Bauplatz steht. Und deshalb griff er nicht nach luftigen abstracten Begriffen, sondern nach der Realität des Tages. Erlebtes, nicht Gedachtes, wirkliche Thatsachen und Beobachtungen waren seine Bausteine, und so vom Einzelnen zum Ganzen, vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, schuf er — ein Kind seiner realistischen Zeit — für das Recht ein neues gigantisches System, ein System, das nur einmal seines Gleichen gefunden, als Darwins unerbittlich zermalmendes Causalitätsgesetz dem Jahrhundert den Stempel aufprägte.

Ihering nannte sein System den „Zweck im Recht", und die beiden Bände, die diese Aufschrift tragen, nicht sein „Geist des römischen Rechts" sind das eigentliche Werk und Facit seines Lebens. Leider bieten sie nur ein Bruchstück des gewaltigen Ganzen, und wenn in der Hauptsache der Grund dafür darin liegt, daß Ihering in schon vorgeschrittenem Alter an ein Werk ging, das groß genug war, die Schaffenskraft eines ganzen Menschenlebens zu erschöpfen, so trägt doch einen Theil der Schuld auch die Art, wie er arbeitete. Er selbst beklagt dies oft und schreibt zum zweiten

Google

Bande an Glaser und Unger, von denen er sich schwer getrennt hatte, als er, durch den „Wunsch und das Bedürfniß nach geistiger Sammlung bestimmt“, das geräuschvolle Wien mit dem stillen Göttingen vertauschte: „Leider ist selbst trotz der geeigneten Lebensatmosphäre, die ich hier vorfand, mehr als ein Decennium vergangen, bis der zweite Band das Licht der Welt erblickt hat, — vor mir steht noch der dritte und die Vollendung des Geistes des römischen Rechts, eine Mahnung, die schwer auf mir lastet und die mich immer von Neuem die langsame Art meines Arbeitens schmerzlich empfinden läßt.“ Die „langsame Art“ seines Arbeitens — das ist kaum der richtige Ausdruck. Er arbeitete nicht langsam, sondern die Arbeit wuchs riesengroß unter seinen Händen, theils weil er meist unbegangene Wege ging, auf denen ihm Schwierigkeiten und Hindernisse begegneten, die er nicht erwartet, theils weil ihm völlig die Fähigkeit kleiner Geister fehlte, auf Treu und Glauben etwas für richtig anzunehmen, nur darum, weil es bisher als richtig gegolten hatte. Ich weiß nicht, wie er sich zu Nietzsche verhalten hat, aber eine Verwandtschaft der beiden Geister ist nicht zu verkennen. Wie Nietzsche, hat er nicht die mindeste Hochachtung vor Worten, mit denen die nachbetende Indolenz der Zeiten unverstandene und unklare Begriffe zu conserviren pflegt. Er ging stets bis auf den Grund, und dadurch kam er, es trivial auszudrücken, vom Hundertsten in's Tausendste. Die größten seiner Werke lassen dies auf's Deutlichste erkennen.

Den „Geist des römischen Rechts“ hat er wohl selbst ursprünglich als sein Lebenswerk betrachtet. Aber im dritten Bande desselben, in dem er, abweichend von der herrschenden Meinung, den Begriff des Rechts im subjectiven Sinne nicht auf den Willen, sondern auf das Interesse gründete, sah er sich genöthigt, zur Rechtfertigung und Verwerthung dieses Gesichtspunktes den Zweck in's Auge zu fassen. Statt aber auf der Grundlage dessen fortzuarbeiten, was Andere schon über den Zweckbegriff geforscht und geschrieben, ging er selbst daran, das Problem ab ovo zu lösen. Er packte die in einem Menschenalter gesammelten Materialien für den „Geist des römischen Rechts“ vorläufig zusammen und ging guten Muths an ein völlig neues Werk, den „Zweck im Recht“. Aber als er dieses soweit gefördert hatte, daß ein erster Band von 570 Seiten vorlag, da lief ihm der Begriff des Sittlichen in den Weg. Ihn wollte er in einem neuen Capitel begründen, allein wiederum erwuchs zu einem Ganzen, was er sich nur als Theil vorgestellt hatte. „Eine Frage rief die andere hervor“ — berichtet er selbst — „und wenn ich meinem Grundsatz treu bleiben wollte, keiner einzigen Frage, deren Beantwortung durch den Zusammenhang des Ganzen geboten war, auszuweichen, so blieb mir keine Wahl, ich mußte meinen Weg bis zu Ende fortsetzen. Von der Sittlichkeit ward ich zurückgeworfen auf die Sitte, ich mußte Rede und Antwort stehen, wie letztere sich von der Moral unterscheide, und wie sie zu ihrem Theil die Aufgabe, welche das Recht und die Moral in der sittlichen Weltordnung zu be-

Google

schaffen haben, unterstütze und fördere, und von der Sitte mußte ich erst die verwandte Erscheinung der Mode abheben, die ihrerseits mich wiederum nöthigte, ihren Gegensatz zur Tracht zu bestimmen." Und so entstand ein zweiter Band vom „Zweck im Recht" von 716 Seiten, der eigentlich ein eignes neues Werk ist über „Sittlichkeit und Sitte" und der doch nach der Anlage des Ganzen nur ein Capitel des „Zwecks im Recht" sein sollte, wie dieser nur ein Abschnitt im „Geist des römischen Rechts".

Ein unerbittliches Schicksal hat den soweit gezogenen Faden hier jäh durchschnitten. Er ist zu fein und complicirt gesponnen, als daß eine fremde Hand ihn weiter führen sollte. Und so ist uns, richtig verstanden, nicht eines Werkes Torso zurückgeblieben, sondern drei Fragmente; denn auch die dritte Abtheilung über Sittlichkeit und Sitte ist nicht vollendet.

In dem ersten Fragment ist Ihering noch ganz Jurist, in den beiden anderen viel mehr Philosoph. Als Dilettant auf diesem Gebiet ist er, wie er selbst schreibt, an die neue Aufgabe herangetreten, als ein Meister hat er sie gelöst. Denn wenn er seine Untersuchungen auch nicht zu Ende geführt hat, so ist doch aus dem, was er uns gegeben, und aus dem Vorwort, mit dem er es begleitet, das gewaltige Princip des Ganzen klar genug, um überzeugend zu wirken und Fundament für eine neue Lehre zu werden.

Der im eminenten Sinne realistische Grundgedanke des Werkes — ich halte mich im Nachstehenden so weit wie möglich an Iherings eigene Worte — besteht darin, daß der Zweck der Schöpfer des gesammten Rechts ist, daß es keinen Rechtssatz giebt, der nicht einem Zweck, einem praktischen Motiv seinen Ursprung verdankt. In dem Zweck steckt der Mensch, die Menschheit, die Geschichte; kein Handeln ohne Wollen, kein Wollen ohne Zweck. Der Wille ist die schöpferische Kraft in der Welt, aber der Hebel dieser Kraft ist der Zweck. Der ursprünglichste Zweck beschäftigt sich nur mit dem eigenen Ich, und da man beim Menschen die ausschließliche Willensrichtung auf das eigene Selbst den Egoismus nennt, so ist der Egoismus die erste Triebfeder alles Handelns. Aber auch die Natur, die Welt, die Menschheit, die Gesellschaft erreichen ihre Zwecke nur durch den Egoismus des Einzelnen. Wodurch? Dadurch, daß sie denselben bei ihren Zwecken mitinteressirt, daß sie ihm eine Prämie aussetzt für den Fall, daß er thut, was er soll: die Lust, und eine Strafe androht, wenn er nicht thut, was er soll, oder thut, was er nicht soll: den Schmerz.

Beide hinweggedacht oder mit einander vertauscht, den Schmerz auf die Ernährung und die Lust auf das Sterben gesetzt, — und das Menschengeschlecht wäre mit der ersten Generation untergegangen. Der ursprünglichste Zweck der Menschen war, sich selbst zu erhalten, die „physische Selbstbehauptung"; die Sorge für den kommenden Tag aber schuf als zweiten Zweck den der „ökonomischen Selbstbehauptung". Sie wurde zum praktischen Motiv des „Vermögens", d. h. des auf Gewinnung und Aufspeicherung der erst in Zukunft nöthig werdenden Unterhaltungsmittel gerichteten Strebens,

Google

und der Zweck des physischen und ökonomischen Egoismus zusammen trieb weiter zum „Recht“, denn ohne Recht keine Sicherung des Lebens und keine Sicherung des Vermögens. So entstanden die ersten subjectiven Rechte, d. h. Formen, in denen das Recht im objectiven Sinne diesen beiden Interessen seinen Schutz gewährt.

Je mannichfaltiger deshalb die Gestaltung menschlicher Interessen wurde, desto mannichfaltiger gegliedert gestaltete sich das Recht, denn wie die Organe der Lebewesen sich den Zwecken anpassen, für die sie die Natur bestimmt hat, so bildet sich auch das Recht nach dem Grundgesetz einer Art generatio aequivoca aus sich selbst heraus zur Befriedigung derjenigen menschlichen Zwecke, für die es gebraucht wird. Wo also Bedürfniß für einen Rechtsschutz vorhanden ist, da entsteht auch ein Recht, und wo umgekehrt ein Recht besteht, da wird die Forschung auch einen Zweck finden, dem er sein Dasein verdankt.

Und wenn der Zweck die Quelle alles Rechtes gewesen, so bildet die Zweckmäßigkeit die Aufgabe eines jeden Rechtes. Nicht um seiner selbst willen ist das Recht da, sondern als Mittel zur Verwirklichung der menschlichen Zwecke. Und nicht die haarscharf logische Anwendung starrer abstracter Rechtssätze, sondern die Anpassung der Rechts an die realen Lebensverhältnisse ist wahre Jurisprudenz. Das „fiat justitia, pereat mundus“ hat keinen Raum in diesem System, denn Zweck der Gerechtigkeit ist es ja gerade, die Welt zu erhalten.

Da aber die Zwecke des Rechts nicht immer klar genug auf der Hand liegen, um dem kurzsichtigen Auge des Einzelnen erkennbar zu sein, so bedarf es treibender Kräfte, die die Verwirklichung der Rechtszwecke ermöglichen und bedingen. Solche Triebfedern sind in erster Reihe die egoistischen Hebel jeder socialen Bewegung: Lohn und Zwang, in zweiter aber die ethischen: Pflichtgefühl und Liebe. Den beiden Letzteren gemeinsam ist der Begriff des „Sittlichen“. Er tritt da ein, wo das Leistungsvermögen des niederen Egoismus erschöpft ist, er dient zur Verwirklichung der Rechtszwecke, wo Lohn und Zwang ihre bestimmende Wirkung versagen. Aber sieht man recht zu und geht man den Zwecken nach, denen der Begriff des „Sittlichen“ im Recht entstammt und die er verfolgt, so findet man, daß er nichts Anderes ist, als eine Art höherer Egoismus, desjenigen nämlich, der nicht mehr das kleine individualistische „Ich“ als Mittelpunkt ansieht, sondern der das Individuum als Theil der menschlichen Gesellschaft erfassen und der begreifen gelernt hat, daß das Individuum seinen eigenen Zwecken auch dient, wenn es zur Verwirklichung derjenigen Rechtssätze mitwirken hilft, deren Zwecksubject die menschliche Gesellschaft in ihrer Gesammtheit ist.

Gelangt die Ihering'sche Theorie in consequenter Verfolgung dieser Gedanken zu der Schlußfolgerung, daß alle Rechtssätze und Rechtseinrichtungen ohne Ausnahme praktischen Motiven ihren Ursprung verdanken, daß sie lediglich Niederschläge der historischen Erfahrung sind, daß kein angeborenes Rechts-

Google

gefühl den Menschen verhindert, zu morden und zu rauben, sondern nur die Erfahrung, daß dabei ein Gemeinleben nicht bestehen kann, daß die Idee des Eigenthums, der Ehe, des Staates gerade so gut ein historisch gewordenes Zweckproduct ist, wie die Vorstellung eines Kochtopfes, eines Schiffes und einer Dampfmaschine, so mußte sich ihm das Verhältniß der objectiv sittlichen Ordnung und des subjectiv sittlichen Gefühls gerade umgekehrt darstellen, wie der herrschenden Theorie. Ihr ist die dem Menschen immanente Sittlichkeit die Quelle, aus der die gesellschaftliche Rechtsordnung erwächst. Nach Ihering haben praktische Zwecke die Rechtsordnung hervorgebracht und das Gefühl praktischer Unentbehrlichkeit sie erhalten. Erst aus dieser durch den praktischen Zweck geschaffenen Welt heraus hat sich — als Product — das subjectiv sittliche Rechtsgefühl gebildet. Er hat einsehen gelernt, daß die drei gesellschaftlichen Imperative, auf denen alle Ordnung beruht: Recht, Moral und Sitte, nothwendig sind zur Erhaltung des Individuums und der Gattung, und nun es zu Kräften gekommen ist, erhebt es selbst seine Stimme, „um dasjenige, was es in der Welt gelernt hat, an der Welt zu verwerthen, den Maßstab, den es ihr auf dem Wege der unbewußten Abstraction allgemeiner Grundsätze entlehnt hat, auf sie selber zur Anwendung zu bringen, d. h. die Anforderung zu stellen, daß sie die Principien, welche sie bisher nur unvollkommen erkannt hat, vollkommen durchführe — es ist das Kind, das, wenn es herangewachsen, die Mutter nach ihren eigenen Lehren meistert".

Daß diese Auffassung bei den Vertretern der transcendenten Idealität des Rechts auf heftigen Widerstand stoßen mußte, ist selbstverständlich; auffällig ist aber, daß auch die congeniale Erfassung Kohlers in Iherings Werk nur „die letzte bemerkenswerthe Erscheinung des Positivismus einer Rechtswissenschaft" erblickt, „die ohne genügende philosophisch-historische Vertiefung die Welträthsel des Rechts zu lösen versuchte". Gegen solche Beurtheilung wollte sich Ihering verwahren, wenn er seine Kritiker in der Vorrede zum zweiten Bande bat, zu den Ansichten, die er vertritt, erst Stellung zu nehmen, wenn das Werk fertig vorliegt. Er sieht es voraus, daß er mißdeutet werden würde, besonders bezüglich seiner Zurückführung des Sittlichen auf den Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Utilitarismus. „Man wird ihn mit dem abgestandenen, öden, individuellen Utilitarismus verwechseln," schreibt er, „und mich schlankweg zum Utilitaristen im letzteren Sinne stempeln, bis im dritten Bande die Partie über die ethische Selbstbehauptung und den ethischen Idealismus zeigen wird, daß noch Niemand bisher die Fahne des ideal Sittlichen, wenn auch nicht so hoch gehoben, so doch auf so festem Grunde befestigt hat wie ich." Mich dünkt, das sollte als Leitfaden auch für die Beurtheilung des Torsos gelten, um so mehr, als schon dieser auch mit dem Begriffe der Göttlichkeit sich so auseinandersetzt, daß ihm nicht wohl der Kohler'sche „Kampfruf gegenüber der Verkehrung unserer höchsten Bestrebungen" zu gelten brauchte. „Ich erkenne Gott als letzten Grund alles

Google

Sittlichen an" — schreibt Jhering im neunten Capitel — „so wenig ich mir die Welt ohne Gott zu denken vermag, so wenig die sittliche Weltordnung ohne ihn. Aber ein Anderes ist, ob Gott letzter Grund oder Schöpfer des Sittlichen, oder ob er Zwecksubject desselben sei. Dies ist er nicht, denn dies hieße behaupten, daß er in seinem Dasein bedingt sei durch die Verwirklichung des Sittlichen von Seiten des Menschen — eine Behauptung, die mit der Vorstellung eines höchsten Wesens unvereinbar ist."

Lassen sich so mit ganz weiter Zusammenfassung die großen grundlegenden Gesichtspunkte des Werkes sammeln, so ist es hingegen völlig unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes eine annähernde Vorstellung von der unerschöpflichen Fülle der Gedanken zu geben, die im Einzelnen, sei es als Belege für die Richtigkeit des Systems, sei es als beiläufige Anregungen, das Buch durchsetzen. Dicke Folianten könnten die juristischen Kärrner schreiben, wenn sie die Schnitzel sammeln wollten, die bei diesem Bau eines Königs im Reiche der Wissenschaft abfallen. Ueberall blitzt und funkelt es von neuen Wahrheiten, überraschenden Wendungen, geistreichen Einfällen.

Ein vollständiger juristischer Mikrokosmos aller menschlichen Verhältnisse wird aufgedeckt, weite Ausblicke auf neue Bahnen der Wissenschaft werden eröffnet, und zwar nirgends in abstracten Deuteleien und spitzfindigen Tifteleien, sondern überall klar und deutlich und concret, immer das wirkliche Leben vor Augen, realistisch im eigentlichen und besten Sinne dieses viel mißhandelten Wortes.

Sein Bekenntniß aber zum Glauben an eine realistische Behandlung des Rechts hat Jhering in noch einem anderen Buche abgegeben, das an wissenschaftlicher Originalität wohl in der Literatur aller Zeiten nicht seines Gleichen hat. „Eine Weihnachtsgabe für das juristische Publicum" hat er es genannt und „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" betitelt. Zur Waffe seiner unerbittlichen Logik gesellt sich hier noch die Pritsche des Humors, und beide schwingt er, daß es eine wahre Lust ist, zuzuschauen, wie die Hiebe sausen und treffen. Besonders in dem einen Abschnitt, den er „Im juristischen Begriffshimmel" überschreibt, wetterleuchtet es nur so von Witz und Humor — man denke Witz und Humor in der Jurisprudenz! Wie ein großes Aufräumen in der Putzstube des heiligen römischen Rechts kommt mir der Aufsatz vor. Drinnen im hohen Saale des ehrwürdigen Gebäudes liegt der Staub und der Moderduft von Jahrhunderten; langsam und leise hat er sich herabgesenkt auf die kostbaren prächtigen Möbel, daß ihr Glanz vergilbt und ausgezogen ist und kaum mehr die wirklichen Formen erkennbar geblieben. Und nun zieht ein neuer Herr in das alte Schloß, der jung ist und dessen kräftige Lungen die Staubatmosphäre verabscheuen. Da geht's denn an's Ausklopfen und Lüften: Fenster auf und die Sonne herein! Hei, wie der Staub da fliegt und hinauswirbelt, als stäubte man den Puder aus alten Perrücken und Zöpfen. Und wie Alles plötzlich ein ganz anderes Gesicht erhält in dem Zimmer, Vieles verschlissen

Google

und morsch und zernagt von der Zeit, und Anderes hinwiederum doch jetzt erst erkennbar in der Schönheit und Kraft seiner Bildung und Form.

Ein Traum giebt dem ganzen Aufsatz den Rahmen. Der Verfasser erblickt im Traum seine Seele, die ihr Erdendasein beendet hat, auf der Wanderung nach der ewigen Wohnstätte aller abgeschiedenen Geister. Als Seele eines Mannes, der auf Erden ein Professor des römischen Rechts gewesen, geleitet Psychophoros, der Seelenführer, sie in den juristischen Begriffshimmel. Aber erschreckt prallt sie zurück, denn stockdunkel ist es hier. „Ganz natürlich," belehrt sie ihr Führer, „denn die Sonne ist ja der Quell alles Lebens, aber die juristischen Begriffe vertragen sich nicht mit dem Leben, sie haben eine Welt für sich nöthig, in der sie ganz für sich allein existiren, fern von jeglicher Berührung mit dem Leben." Und in der That nur die Augen des juristischen Theoretikers vermögen in dieser Finsterniß etwas zu erkennen, weil er sich schon auf Erden daran gewöhnt hat, „in's Dunkel zu sehen. Je dunkler der Gegenstand, den er behandelte, einen desto höheren Reiz hatte er für ihn." So findet denn die näher getretene Seele hier alle diejenigen zusammen, die auf Erden der unerschütterliche Glaube an die Herrschaft der juristischen Begriffe und Abstractionen gegen die Versuchung, sich um die praktischen Folgen derselben zu kümmern, vollständig gesichert hat. Und auch alle die Instrumente, deren sie sich auf Erden bedient haben, sind in himmlischer Vervollkommnung vorhanden: Die Haarspaltemaschine und die Kletterstange der juristischen Probleme, der Constructionsapparat und die Interpretationspresse, auch ein Eliminator für unbequeme Rechtssätze, eine dialektische Bohrmaschine und am Ende ein anatomisch-pathologisches Begriffscabinet ist da. Der Seele des romanistischen Professors aber wird es angst und bange in dieser Wüste der reinen Vernunft. Hier ist ihres Bleibens nicht, und fort eilt sie, bis sie wieder im Licht ist und atmosphärische Luft athmet, wo sie wieder wirkliche Dinge sieht, Bäume und Wälder, grüne Auen und Häuser, ja selbst ganz gewöhnliche Kneipen und Kegelbahnen. Da erst durchdringt sie wieder ein Gefühl des Behagens, der Freiheit und des Lebens, und „hier wohnen" — erläutert der Seelenführer — diejenigen Geister, die auf Erden Juristen und doch auch praktische Menschen waren.

Als Gegenstück zu diesem Phantasma folgt ein anderer Aufsatz „Wieder auf Erden", und unschwer erkennt der Leser, daß der Zweck des „Scherzes" im ersten Abschnitt nur war, den „Ernst" des zweiten um so wirksamer zu machen. „Wie soll es besser werden?" ist der letzte Theil des Buches überschrieben, und klar und scharf formulirte Reformvorschläge zeigen, daß Jhering nicht nur zu kritisiren und niederzureißen weiß, sondern in vorderster Reihe auch steht, wo es neues Leben auf den Ruinen des zusammengebrochenen Alten zu erzeugen gilt.

Traurig, daß uns dieser Mann, der an der Grenze menschlichen Lebens noch in der Vollkraft seines Schaffens stand, genommen wurde, doppelt

Google

traurig, daß er uns jetzt genommen wurde, wo wir uns im deutschen Reiche zu einem gesetzgeberischen Werke rüsten, das die menschlichen Rechtsverhältnisse des bürgerlichen Lebens für Jahrhunderte zu regeln und zu gestalten bestimmt ist. Seit fast zwanzig Jahren ist die Elite der deutschen Juristenwelt mit der Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich beschäftigt. Wie es kam, daß Jhering nicht unter ihnen saß, ist mir unbekannt. Sollte er nicht selbst vielleicht — anderer Arbeiten wegen — zunächst abgelehnt haben, so gehört dies zu den Unbegreiflichkeiten, an denen unser öffentliches Leben so reich ist. Vielleicht auch, daß man befürchtete, er werde mit allzu kecker Hand überall da zugreifen, wo sich Gesetz und Recht „wie eine ewige Krankheit" fortgeerbt, und er werde deshalb ein bequemer Mitarbeiter nicht sein. Das konnte wohl stimmen, aber daß er wie kein Anderer am Platze gewesen wäre, wo es galt, frische Legirungen zu finden, um aus altem kostbarem Metalle neue gangbare Münze zu prägen, steht mir über allen Zweifel fest.

Der erste Entwurf des großen Werkes ist vor einer Reihe von Jahren veröffentlicht worden. Jhm ist das Urtheil eines wissenschaftlichen Meisterwerkes und eines für das Leben unbrauchbaren Gesetzbuches gesprochen worden. Unverkennbar trägt es die Züge der geistigen Physiognomie Windscheids. Nicht besser hätte man für das Gelingen des großen Vorhabens sorgen können, als wenn man zum Nachfolger Windscheids im Vorsitze der Commission Jhering gewählt hätte. Dann wäre ein Werk zu schaffen gewesen, das eminente wissenschaftliche Gründlichkeit mit neuen befruchtenden Jdeen verband, die das wirkliche Leben kannten und seine bestimmenden Momente zielbewußt erfaßten. Nun sind die beiden Großen von uns gegangen, und nichts Unfruchtbareres, als die in letzter Zeit mehrfach gemachten Versuche, den Einen am Anderen zu messen. Die Unterschiede beider Männer in Bezug auf Schaffensart, in Bezug auf die Ziele, die sie sich steckten, wie auf die Mittel, mit denen sie ihren Zielen nachstrebten, sind viel zu grundsätzliche, als daß man darüber hinaus einen quantitativen gemeinschaftlichen Werthmesser für ihre Bedeutung fände. Aber Eines vermag man charakterisirend doch wohl mit Berechtigung zu sagen: der Tod Windscheids bedeutet den schwersten Schlag für die juristische Wissenschaft, der Tod Jherings einen unersetzlichen Verlust für das deutsche Rechtsleben überhaupt.

Google

Frau Lätitia.

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

Ich heirathete im Alter von dreizehn Jahren Charles Bonaparte, welcher ein schöner Mann war, groß wie Murat.

„Mit zweiunddreißig Jahren wurde ich Wittwe, und Charles starb fünfunddreißig Jahre alt, als Opfer von Magenschmerzen, über die er sich oft beklagte, besonders nach dem Essen.

„In meiner neunzehnjährigen Ehe ward ich Mutter von dreizehn Kindern, wovon drei jung starben und zwei bei der Geburt.

„Als ich Familienmutter geworden, widmete ich mich gänglich der Leitung meines Hauses und verließ es blos, um in die Messe zu gehen. Ich halte es für die Pflicht jedes wahren Christen, täglich die Kirche zu besuchen, doch glaube ich nicht, daß die Kirche von einer Mutter verlangt, sie solle den größten Theil des Tages außerm Hause verbringen.

„Meine Gegenwart war nöthig, um meine Kinder, so lange sie klein waren, im Zaume zu halten.

„Meine Schwiegermutter und mein Mann waren so nachsichtig gegen sie, daß sie beim leichtesten Schrei, beim geringsten Verweise, den ich ertheilte, zu ihrem Schutze herbeieilten und sie mit Liebkosungen überhäuften. Ich, für meinen Theil, war streng oder nachsichtig, wie es der Anlaß erheischte. Darum gehorchten mir meine Kinder, liebten mich und haben mir auch seither zu jeder Zeit Liebe und Ehrfurcht erwiesen.

„Von allen meinen Kindern das muthigste war Napoleon" — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist zum ersten Male, daß die Welt sie selbst so sprechen hört: — die Mutter des Imperators, Frau Lätitia Bonaparte. Und deutlicher als

Google

es jede Charakteristik vermöchte, lassen diese schlichten Eingangsworte ihrer persönlichen Erinnerungen die merkwürdige Gestalt dieser Frau vor uns auferstehen, von der ihr Sohn sagte, sie habe ihm Alles gegeben, was ihn groß gemacht. Die rührende Naivetät jener unbeholfenen Sätze, der kindlich fromme Glaube, der daraus spricht, und daneben der eiserne Lakonismus, der unbeugsame Stolz, die selbstbewußte Härte, das strenge Pflichtgefühl — sie geben ein eigenthümliches Bild, das Bild einer italienischen Kleinstädterin und einer antiken Römerin zugleich.

Sie war bereits die „corsische Niobe", nach dem schönen Dichterworte Carduccis, als jene Erinnerungen niedergeschrieben wurden. Sie hatte die Größe und den Fall ihres Hauses gesehen und zwei Generationen desselben beweint. Fast neunzigjährig, blind, in Trauerkleidern vor dem Spinnrocken steif aufgerichtet — so saß sie im Salon des Palazzo Rufficini zu Rom da, über Vergangenem brütend, als lebende Reliquie einer großen Zeit, zu der die Gläubigen gepilgert kamen. Zwei solcher gut Gläubigen waren es, die sie im Jahre 1834 aufsuchten: Baron Larrey, ein treuer Diener des todten Kaisers, der ihn als Leibarzt jahrelang auf seinen Feldzügen begleitet hatte, und sein Sohn. Der Letztere, der nach der Gelegenheit suchte, seine ererbte Ergebenheit für das entthronte Geschlecht zu bethätigen, wollte dies wenigstens mit der Feder thun: — er hatte die Absicht, die Biographie der Kaiserinmutter zu schreiben, und war gekommen, um hierfür die Hilfe der Greisin selbst in Anspruch zu nehmen. Er hat erzählt, welch tiefen Eindruck er empfing, als er sie im großen menschenleeren Saale, von den Büsten und Portraits ihrer todten Kinder und Enkel umgeben, erblickte, bewegungslos und die Hände auf dem Schoße gefaltet, das Haupt auf die Brust gesenkt, die classisch strengen Linien des Profils, die gebieterische Stirn, die gerade Nase, die zusammengepreßten Lippen, das breite willenskräftige Kinn von gespenstischer Aehnlichkeit mit den Zügen des großen Todten von St. Helena.

Sie kam seinem Begehren freundlich entgegen, dictirte einen Theil ihrer Erinnerungen ihrer Gesellschafterin und erzählte Anderes mündlich. —

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seither verflossen, und heute erst wird dieses Material nebst Allem, was der unermüdliche Biograph inzwischen gesammelt, der Oeffentlichkeit übergeben. Es kam eine Zeit, während welcher Baron Larrey dem Hause Bonaparte in anderer Weise dienen konnte: er wurde Leibarzt Napoleons III. und Chefarzt der Armee, wie sein Vater es bei Napoleon I. gewesen, und sah wie sein Vater nochmals das Glück und nochmals den Sturz der Dynastie. Seine Stellung bei Hofe machte es ihm möglich, für sein Werk eine Menge der intimsten Details aufzuspeichern, und als es mit dem Hofe vorbei war, fuhr er fort, daran zu arbeiten.

Merkwürdigerweise ist ihm Niemand bisher zuvorgekommen. Die Literatur über die Napoleoniden füllt ganze Bibliotheken, aber es giebt darunter kein Buch, das der Ahnfrau des Geschlechtes gewidmet wäre.

Google

Allerdings haben sich die Biographen ihres Sohnes mit ihr beschäftigen müssen, aber es geschah dies stets nebenbei, und diese mehr oder minder flüchtigen Skizzen, die da von Frau Lätitia entworfen wurden, geben zusammengenommen nichts weniger als ein einheitliches Bild. Während die Einen uns in ihr eine Art von corsischer Bäuerin erblicken lassen, starrköpfig und geizig, mit ihrem Fassungsvermögen nicht über Ajaccio hinausreichend und zeitlebens ebenso unfähig, ihren Sohn zu verstehen, wie eine Henne, die zufällig ein Entenei ausgebrütet, — haben die Anderen das Haupt der Kaiserinmutter mit einer Aureole umgeben, in der die einzelnen Züge verschwimmen. So ist sie viel genannt und wenig bekannt gewesen und geblieben. Ein immer tieferes Dunkel der Vergessenheit breitete sich mit der Zeit über diese mächtige Gestalt, die einzige, welche in der Geschichte ihres Geschlechtes ebenbürtig neben der gewaltigen Figur des Imperators dasteht.

Pierre Loti, Frankreichs jüngster Akademiker und größter lebende Poet, hat die Eigenthümlichkeit dieses Looses lebhaft empfunden, als er bei einer Durchreise durch Ajaccio dem Napoleonischen Familienhause einen Besuch abstattete. „Für mich," — so erzählt er in einem seiner jüngsten Bücher — „bildet den unheimlichen Hauptgegenstand des Ortes ein verblaßtes Portrait der Madame Lätitia in ihrem Zimmer. Ein farbloses Pastell in einem einst vergoldeten Rahmen, unter trübem Glas: ein bleiches Gesicht auf dunklem Hintergrunde. Sie ist ihm ähnlich: sie hat dieselben gebieterischen Augen und dasselbe plattgedrückte Haar an den Schläfen. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist von einer erstaunlichen Eindringlichkeit; — man glaubt das Gesicht einer Todten zu sehen, die entsetzt über das ewige Grabesdunkel verstohlen den Kopf zum Rahmen dieses Bildes hinaussteckt, um zu sehen, was die Lebenden machen, was aus dem Ruhme ihres Sohnes geworden —

— — — — — — — — — — — — — —

Arme Frau! Neben ihrem Portrait auf der alten wurmstichigen Commode ist unter einem Glassturz eine „Krippe von Bethlehem" mit elfenbeinernen Figuren zu sehen, welche wie ein Kinderspielzeug aussieht; ihr Sohn dürfte ihr dieses Geschenk von einer seiner Reisen mitgebracht haben. — Es wäre wohl interessant, zu erfahren, wie die Beiden zu einander standen, wie sehr sie einander zugethan gewesen: er mit seiner tollen Ruhmesgier, sie mit ihrer ewigen Strenge, Trauer und mit der unerbittlich klaren Voraussicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Arme Frau! Sie ist in der That von tiefer Grabesnacht umgeben, und der schwache Schimmer, der vom Glanze ihres Sohnes auf sie fällt, reicht kaum aus, um ihren Namen in der Erinnerung einiger Weniger festzuhalten. So hat denn dieser Mann sich die Unsterblichkeit erkämpft, wie die alten Sagenhelden, und seine Mutter ist, ehe ein Jahrhundert verflossen, vergessen. — — Kaum zwei oder drei verstreute Portraits, wie dieses hier, dessen Züge sich bereits verwischen, bewahren die Spur ihres Daseins." —

— — — — — — — — — — — — — —

Google

Loti sollte mit diesen beredten Worten nicht Recht behalten. Nach einem ganzen Menschenalter hat die rührende Pietät eines treuen Anhängers ihrer Familie der Frau Lätitia doch ein Denkmal aufgerichtet. Es ist ein ganzes Leben, das an diese Arbeit gewendet wurde, und sie ist auch darnach gerathen. Aus den Blättern dieses Buches weht uns ein Hauch jener andächtigen Stimmung entgegen, welche den Sohn des Napoleonischen Veteranen überkommen haben mag, als er vor fast sechzig Jahren zum ersten Male der Frau gegenüberstand, die den „großen Kaiser" geboren. Wir dürfen von diesem Biographen kein realistisches Portrait erwarten. Aber er hat uns Alles gegeben, woraus wir uns selbst ein solches entwerfen können: außer den eigenhändigen Aufzeichnungen Madame Lätitias und ihrer ganzen Correspondenz eine fast unübersehbare Fülle von neuen und von bereits bekannten Einzelheiten, Anekdoten und Documenten. Mit tiefem Staunen blicken wir in die merkwürdigen Gesichtszüge, die daraus hervortreten, auf die fremdartige Erscheinung, die hier wieder in's Leben gerufen wird.

* * *

Es giebt ein Buch, das sie uns theilweise zu erklären vermag. Das sind die Meisterwerke Prosper Mérimées, die corsische Erzählung „Colomba". Ob Mérimée, der ein häufiger Gast der Tuilerien zur Zeit des zweiten Napoleonischen Kaiserreiches war, an die Gestalt der ersten Kaiserinmutter dachte, als er die Heldin seiner Geschichte schuf, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich hat er keine andere Absicht gehabt, als einen Typus festzuhalten, der ihm auf seinen Reisen durch Corsica öfter begegnet sein mag, eine wunderliche Menschenblume, wie sie nur aus dem steinigen Boden dieses Eilands hervorsprießt. — Dieses junge Mädchen, das seinen älteren Bruder mit unbeugsamer Energie zur Blutrache treibt, diese jungfräulich scheue und schüchterne Colomba, welche in ihrem Taubengemüth Mordpläne birgt, deren zarte Hand mit der Nähnadel umzugehen, aber im geeigneten Moment auch ein Gewehr loszudrücken versteht, diese eigenthümliche Vereinigung von weiblichem Liebreiz und männlicher Kraft, die uns bald bezaubert, bald Grauen einflößt — das ist die echte Landsmännin Lätitias. Und ungefähr ebenso wie uns Mérimée seine Colomba geschildert, sah auch Lätitia Ramolino aus, als sie mit dreizehn Jahren Charles Bonaparte heirathete: — eine frühreife classische Schönheit, von vollendetem Ebenmaß der Gestalt und der Gesichtszüge, eine in's Leben übersetzte antike Statue. Wenn wir ihr Portrait aus jener Zeit betrachten, so überrascht uns das ruhige Kraftbewußtsein, das aus den großen Kinderaugen spricht. Es entspringt bei diesem von der Natur begnadeten Geschöpfe einer idealen Gesundheit. Nachdem sie in neunzehnjähriger Ehe dreizehn Mal Mutter geworden, ist Lätitia noch immer die schönste Frau Corsicas. Als Greisin hat sie einmal ihre Lebensphilosophie in folgenden Worten zusammengefaßt: — „Ich bin immer mit Appetit von Tisch aufgestanden und habe mich bei jedem Unglück sofort in

Google

Gottes Willen gefügt." Diese beiden Züge gehören bei ihr zu einander. Der gute Appetit und die Selbstbeherrschung, die Kraft des Magens und die Kraft der Seele stammen bei ihr von derselben Ursache her, von einer eisernen Constitution und von stählernen Nerven.

Dies ist es auch, was ihrer geistigen Physiognomie von frühester Jugend auf in unseren Augen etwas Unweibliches verleiht. Wir sind an ein solches Kraftübermaß bei einer Frau in unserer modern engbrüstigen Welt nicht gewöhnt. Ein unbeugsamer Wille, Kühnheit gegenüber der physischen Gefahr, rasche Entschlossenheit, stoische Härte wider sich selbst und Andere, Zielbewußtsein, Selbstständigkeit — sind für unsere Empfindung „männliche" Züge.

Darum erscheint uns Frau Lätitia wie Eine, die nicht vor hundert, sondern vor zweitausend Jahren gelebt hat. Sie erscheint uns wie ein Kind jener Zeiten, deren Phantasie die erzgerüstete Pallas Athene und die streitbare Amazone gebar, in welchen Gesundheit eine Tugend war und schöne Frauen muthig lebten und starben mit classischen Sprüchen aus Tacitus und Cornelius Nepos auf den Lippen.

Wie eine antike Heldin erscheint sie uns und ein wenig auch wie eine Wilde, wie die Tochter eines Häuptlings in einem schottischen Clan, von Jugend auf gewohnt, einem Häuflein von Getreuen in einem abgelegenen Erdwinkel zu gebieten, mit den scharfen Instincten eines Naturkindes begabt, mit naiven Pflichtbegriffen und naivem Aberglauben und mit einem unausrottbaren Mißtrauen gegen die fremde Welt im innersten Winkel ihrer Seele.

Von solcher Art ist die Frau, welche Napoleon bekanntlich inmitten eines Krieges zur Welt gebracht hat, an dem sie selbst als Mitkämpferin theilnahm.

Beim Ausbruch des corsischen Aufstandes wider die französische Regierung war Charles Bonaparte mit seiner siebzehnjährigen Frau vor dem Insurgentengeneral Pascal Paoli erschienen, gefolgt von einer treuen Schaar von Anhängern seines Hauses, Alle auf ihren kleinen corsischen Gebirgspferden reitend, die Büchse auf der Schulter; man glaubt eine Scene aus einem Walter Scott'schen Roman zu lesen. Und Signora Lätitia war auch später nicht von der Seite ihres Mannes gewichen; durch Moräste und Wälder, auf steile Berge hinauf und mitten in den Kugelregen hinein war sie den Insurgentenschaaren gefolgt, bis sie die Mutterwehen zwangen, ihre kriegerische Laufbahn zu unterbrechen.

Von alledem erwähnen ihre Aufzeichnungen, wie wir gesehen, kein Wort. Charakteristisch wie ihr Thun und Sprechen ist für diese Frau auch ihr Schweigen. Sie verschmäht es, dessen zu gedenken, was sie für bloße Pflichterfüllung hält. Es war nöthig, und es wurde gethan; wozu auch weiter davon sprechen?

Sie erwähnt auch weiter nicht, wie nach mehr als zwei Jahrzehnten, als sie bereits Wittwe geworden, derselbe General Pascal Paoli, der das

Google

nunmehr mit Frankreich versöhnte Corsica an England ausliefern will, sich an sie, die junge Frau, mit der Bitte um Beistand wendet, wie sie ihm denselben stolz verweigert und darauf mit ihrer Familie und ihren Anhängern der Vendetta der aufständischen Bauernschaft überliefert wird. In der Nacht wird Signora Lätitia plötzlich geweckt und sieht ihr Zimmer voll Bewaffneter. Beim Scheine einer Fackel erkennt sie in ihnen zu ihrer Beruhigung treue Anhänger ihres Hauses. Sie sind gekommen, sie zu retten, ihre Flucht zu beschützen. Kein Augenblick ist zu verlieren, schon sind die Schaaren Paolis im Anrücken. — Und nun wird diese hilflose Frau im Angesichte der Gefahr sofort zum Oberhaupte ihrer Umgebung. Ohne die Fassung zu verlieren, weckt sie ihre jungen Kinder — die älteren Söhne, Joseph und Napoleon, sind damals bereits in Frankreich — und wandert mit ihnen und mit ihrer Escorte in die Nacht hinaus. Man zieht bei Fackelschein durch dichtes Waldgestrüpp und über Berge, und Frau Lätitia ist es, die ihrer Schaar Befehle ertheilt, die ihr Trost zuspricht, als man von einem hohen Gipfel herab die Häuser der Familie Bonaparte und ihrer Anhänger in Flammen stehen sieht, die ihren Muth aufrecht hält, wenn dicht neben ihnen eine Truppe ihrer Verfolger im Gebüsch vorbeizieht.

Diese Momente wiederholen sich mehrmals, und auf einen Wink der „Madama" versteinert das Häuflein der Flüchtigen sofort in lautlosem Schweigen. Bis in ihr spätestes Alter erinnert sich Frau Lätitia an einen solchen Augenblick der höchsten Spannung und gedenkt mit Rührung — des braven Gebirgspferdes, das damals ihre Kinder trug und mit vollstem Verständniß der Lage regungslos stehen blieb, bis die Gefahr vorübergezogen war. —

* * *

Es ist begreiflich, daß einer solchen Mutter das „unerschrockenste" ihrer Kinder — so heißt Napoleon in den Aufzeichnungen Frau Lätitias — besonders an's Herz gewachsen war. Mit naivem Stolz erzählt sie uns allerlei Episoden aus der frühesten Jugend ihres Zweitgeborenen, in denen dieser Zug hervortritt. Zum Charakterbilde des Imperators fügen diese Anekdoten aus der Kinderstube nichts Wesentliches hinzu; wohl aber charakterisiren sie die Frau, die sie vorbringt. Man bemerkt, wie Frau Lätitia, obwohl sie die Ruhmesgeschichte ihres Sohnes aus nächster Nähe gesehen hat, sich dennoch darüber nicht klar ist, was einen modernen Feldherrn von einem Helden des Alterthums unterscheidet und wie sie im Stillen geneigt ist, es seiner persönlichen Tapferkeit zuzuschreiben, daß er alle Heere Europas geschlagen. In den Augen dieser Insulanerin blieb der Aufstand ihres Landes und der Guerillakrieg, an dem sie selbst theilgenommen, der Typus aller Kriegführung, und ein siegreicher Feldherr stellt sich ihr dar als Einer, der tollkühn in die feindlichen Reihen hineinsprengt und die Seinigen durch sein Ungestüm mitreißt.

Google

In Wirklichkeit ersehen wir aus der mütterlichen Erzählung, daß Napoleon ein wilder und ungezogener Junge war, so wild und ungezogen, daß die verzweifelten Eltern eines Tages, als er fünf Jahre alt war, auf die Idee kamen, — ihn in ein Mädchenpensionat zu stecken, damit das „ewig Weibliche" besänftigend auf ihn wirke und ihn von seinen Jähzornanfällen curire. Der Versuch mißlang vollkommen. In den ersten Tagen allerdings vertrug er sich ausgezeichnet mit seinen Gespielinnen und faßte sogar zu einer derselben, der kleinen sechsjährigen Giacominetta, eine zärtliche Neigung, aber als er ob dieses innigen Verhältnisses von den anderen eifersüchtigen Kameradinnen Sticheleien zu hören bekam, da entbrannte er in gewaltigem Zorn, griff nach einem Stock und trieb die ganze entsetzte Schaar, den Gegenstand seiner Gefühle mit darunter, in die Flucht.

Für derlei Beweise von „Unerschrockenheit", mochten sie damals ihr geheimes Wohlgefallen erregen oder nicht, hatte Frau Lätitia keine Nachsicht. „Ich war zänkisch und boshaft," erzählte Napoleon selbst auf St. Helena, „ich fürchtete Niemand, schlug den Einen und kratzte den Andern. Zum Glück war ich leichtfüßig; sonst hätte mir Mama Lätitia bald meine Launen ausgetrieben. Sie hatte eine strenge Art zärtlich zu sein; sie sah uns nichts nach." Bis in seine letzten Tage hinein verfolgte den großen Verbannten die Erinnerung an gewisse Augenblicke, wo er trotz aller Behendigkeit der mütterlichen Strenge nicht zu entwischen vermochte, und mit Rührung und geheimem Schrecken gedachte er der Feigen und Trauben des väterlichen Gartens, des Verbotes, das sie ihm unzugänglich machte, und der Folgen, die eine Uebertretung dieses Verbotes jedesmal seitens der unerbittlichen Signora Madre nach sich zog.

Die Rollen von Vater und Mutter waren im Hause Bonaparte vertauscht, wie uns schon die Eingangssätze der Aufzeichnungen Frau Lätitias errathen ließen. Ausgezeichnet illustriren dieses Verhältniß auch zwei wenig bekannte Briefe, die zwischen Napoleon und seinen Eltern gewechselt wurden, als Ersterer sich bereits in der Kriegsschule zu Brienne befand. Er beklagt sich — in seiner gewohnten rücksichtslos schroffen Manier — über Geldmangel, der ihn seinen reicheren Collegen gegenüber in eine peinliche Situation bringt.

„Mein Vater!" — so heißt es im Brief — „wenn Sie mir nicht die Mittel zu einem würdigeren Auftreten verschaffen können, so lassen Sie mich nach Hause zurückkehren und zwar sofort! Ich bin es müde, den Bettler zu spielen — —"

Die Antwort auf dieses an den Vater gerichtete Schreiben übernimmt Frau Lätitia.

„Du bist mir das liebste unter meinen Kindern" — schreibt sie — „aber noch ein solcher Brief, und ich will Dich nicht mehr kennen. Wo hast Du gelernt, daß ein junger Mann in diesem Tone zu seinem Vater sprechen darf? Danke dem Himmel, daß Dein Vater nicht zu Hause war,

Google

als der Brief ankam. Ich will ihn vor ihm verbergen, da ich hoffe, daß Du bereuen wirst, ihn geschrieben zu haben — —"

Wer merkt hier nicht die unschuldige Komödie, die zwischen dem nachsichtigen Vater und der strengen Mutter verabredet wurde, da Jener es offenbar nicht über's Herz bringen konnte, die strafenden Worte zu schreiben? Frau Lätitia verräth sich selbst gleich im nächsten Satz, der hinter dem mütterlichen Zorn die väterliche Milde errathen läßt!

„Weder die naseweisen Lehren, die Du uns zu geben gewagt hast, noch Deine Drohungen sind es, die uns bewegen, Dir eine Anweisung von dreihundert Francs zu schicken — — —"

Diese Schlußwendung dürfte übrigens die Wirkung der vorangegangenen strengen Worte wesentlich gemildert haben. —

Immerhin war Lätitia die einzige Person im Hause, die dem selbstbewußten, wenig zum Gehorsam geneigten Sohne gegenüber diesen Ton anschlagen durfte. Sie war auch die Einzige, welche in richtigen Momenten bestimmenden Einfluß auf ihn übte. Auf ihren Rath verzichtet er nach Beendigung der Kriegsschule auf seine ursprüngliche Absicht, zur Marine zu gehen, und tritt in die Armee ein.

Nach dem Tode Charles Bonapartes sind Lätitia und Napoleon die beiden Häupter der Familie. Ein Bild von Devéria dem Aelteren hat uns eine Scene erhalten, die uns nebst der daran geknüpften Anekdote dies Verhältniß wiedergiebt. Lätitia und ihre Kinder haben sich um das Todtenbett des Großonkels, des Archidiakons Fesch, versammelt. Die Gestalt der Mutter dominirt auf der einen Seite des Bildes, umgeben von den Töchtern, die sich an sie drängen, gleichsam ihren Schutz suchend in dieser erschreckenden Nähe des Todes. Auf der anderen Seite bildet der junge Napoleon den Mittelpunkt der Gruppe. Der Sterbende weist auf ihn, indem er die Hand des älteren Bruders Joseph erfaßt, wobei er zu diesem nach der Ueberlieferung die ahnenden Worte spricht: „Du bist der Aelteste des Hauses, aber der da wird sein Haupt sein!"

Die beiden Chefs der Familie behandeln einander mit einer achtungsvollen Grandezza, unter der nur manchmal die Herzlichkeit des natürlichen Verhältnisses durchbricht. So hat Napoleon eines Tages, da er als junger Offizier auf Urlaub im Elternhause weilt, einem Landmädchen, das ihm ein Geschenk von ihrem Vater überreicht, in splendider Laune allzu reichlichen Lohn gegeben. Die sparsame Frau Lätitia, deren Augen überall hin sahen, macht ihm deshalb Vorwürfe. Statt der Antwort faßt er die zürnende Mama um die Taille; tanzt mit ihr in rasendem Tempo um den Hof herum und läßt sie nach einem herzhaften Kuß ganz verblüfft über diesen respectwidrigen Uebermuth stehen.

Solche Zwanglosigkeit kommt indeß, wie bemerkt, im Verkehre zwischen Mutter und Sohn nur selten vor. In ihren Briefen und Gesprächen sieht man vor Allem zwei Personen, von denen jede den Werth der anderen zu

Google

würdigen weiß, weil sie an ihr gerade diejenigen Eigenschaften bemerkt, die sie an sich selbst am höchsten schätzt. Sie schenken einander volles Vertrauen und betrachten sich als gute Bundesgenossen. Lätitia beräth mit ihrem Sohne, als dieser auf den Posten eines Bataillonscommandanten der corsischen Nationalgarde aspirirt, den Plan der Wahlcampagne und setzt sich mit ihrem persönlichen Einflusse und all ihren Geldmitteln für diese Candidatur ein. Napoleon, der sonst um diese Zeit von sehr geringer Mittheilsamkeit ist, setzt seiner Mutter unverhohlen den Plan seiner militärischen Carrière, seine hochfliegenden Absichten und Erwartungen auseinander, in sachlicher Weise, in einem Tone, wie man ihn einem zuverlässigen Kameraden gegenüber gebraucht, dessen Verständniß man erprobt hat und von dem man einen brauchbaren Rath erwartet.

Diese beiden Geister fühlen sich einander ebenbürtig, und dies dauert fort, als Frau Lätitia vor dem Aufstande Paolis, wie es früher erzählt wurde, fliehen muß und unter dem Schutze ihres Sohnes, der behende Stufe nach Stufe erklimmt, in Frankreich lebt. Vor seiner Abreise zur italienischen Armee, deren Commando ihm übertragen wurde, spricht Napoleon zur Mutter die Abschiedsworte: — „Stirb mir nicht, gute Mutter, sonst hätte ich Niemand meines Gleichen mehr auf der Welt!" — —

Nun aber kommt die lange Zeit, während deren die Gestalt Lätitias auf dem glänzenden Hintergrunde, den ihr das Schicksal ihres Sohnes anweist, gleichsam verändert erscheint. Es ergeht ihr wie einer gewaltigen Statue von Meisterhand, die aus einer schlichten Nische, für die sie geschaffen worden, plötzlich in ein grell beleuchtetes Schaufenster versetzt worden wäre.

Sie ist Kaiserin-Mutter. Der officielle Titel, den sie sich seines stolz einfachen Klanges wegen gewählt, ist „Madame Mère" — „Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Mutter". Ihr Sohn hat ihr ein Jahreseinkommen von einer Million angewiesen. Der Prunk des glänzendsten Hofes der Welt umgiebt sie. Alles, was kriecherische Demuth, sklavische Lobhudelei zu ersinnen vermag, wird ihr dargebracht. Muß sie doch einmal sogar in der Kirche hören, wie der predigende Bischof, sie, die fromme, italienische Kleinstädterin, der Jungfrau Maria an die Seite stellt, da sie gleichfalls der Welt einen Heiland gegeben hat.

In Wirklichkeit kümmert man sich jedoch wenig um sie. Sie flößt keine Furcht ein. Man weiß, daß sie an den Intriguen des Hofes nicht theilnimmt, sich nicht mit Politik beschäftigt und ihren Einfluß zu Niemandes Gunsten geltend macht. So erlaubt man sich denn manchmal im Geheimen, sie lächerlich zu finden. Ueber ihren corsischen Accent wagt man es nicht zu lachen: den hat sie mit dem Imperator gemein. Aber man spottet über ihren Geiz, der allmählich sprichwörtlich wird. Diejenigen, die sie besuchen, erzählen lachend von der ärmlichen Bewirthung, die ihnen zu Theil geworden. Ein General (Beugnot), der ihr einmal als Reisemarschall

Google

zugetheilt worden, weiß Unglaubliches zu berichten: er ist von Frau Lätitia bei der Rechnung einfach übervortheilt worden.

Auch Napoleon fühlte sich von solchen Zügen unangenehm berührt. Gewöhnlich machte er seinem Unmuth hinter ihrem Rücken Luft. Er beklagte sich vor den Brüdern öfters darüber, daß die Mutter sich keine Mühe geben wolle, ordentlich französisch zu lernen, und daß sie trotz seiner Bitten ihn vor Leuten hartnäckig Napolione nenne. Manchmal machte er ihr auch in's Gesicht Vorwürfe. Er schilt sie wegen ihrer Sparsamkeit und fordert sie einmal kategorisch dazu auf, ihre jährlichen Revenuen von einer Million ganz zu verausgaben.

Und doch ist ihr Verhältniß dasselbe geblieben. Zwischen Sohn und Mutter besteht noch immer dieselbe Zärtlichkeit. Allerdings eine Zärtlichkeit, welche bei diesen beiden Gewaltnaturen eigenthümlich gefärbt ist und sich manchmal in ganz curioser Weise äußert. Bei einem Diner, an welchem der Kaiser nicht theilnimmt, erzählt Frau Lätitia den Gästen, sie habe Napoleon in seiner Jugend oft mit Ohrfeigen tractiren müssen, damit er in die Messe gehe. „Vorgestern" — fügt sie hinzu — „sagte ich ihm: — „Jetzt ist es wohl nicht mehr nöthig, Dir Maulschellen zu geben, um Dich in die Kirche zu bringen?" — „Nein" — sagte er — „jetzt ist es an mir, Dir welche zu geben." — Und er gab mir eine." —

Die Mutter ist die einzige Person welche dem Beherrscher der Welt ein hartes Wort zu sagen wagt. In der Nacht, in welcher die unheilvolle Hinrichtung des Herzogs von Enghien vollzogen wir, ist die Familie bei Napoleon versammelt, und während die Anderen mit schüchternen Vorstellungen hervortreten, verurtheilt Frau Lätitia den Gewaltact in den schärfsten Ausdrücken. „Du reißest hier einen Abgrund unter unseren Füßen auf" — sagt sie ihrem Sohn, „und Du wirst der Erste sein, welcher hinein fällt." Schweigend und mit gesenktem Haupte hört Napoleon die strafenden Worte; schließlich durch die mütterlichen Mahnungen erschüttert, schellt er, um den Hinrichtungsbefehl zu widerrufen, — allerdings zu spät.

Dieser Einfluß Frau Lätitias wird von ihren andern Kindern öfters in Anspruch genommen. Sie ist diejenige, welche zwischen ihnen und dem Kaiser vermittelt. Sie vertritt die Interessen beider Theile, weist einerseits zu weit gehende Wünsche zurück und bewegt anderseits zum Gewähren. Ihre Correspondenz giebt ein lebendiges Bild dieser immerwährenden Thätigkeit. Diese Briefe sind ein eigenthümliches Gemenge von steifem Hofceremoniell und vertraulicher Plauderei. Wenn sie an Napoleon gerichtet sind, so kommt es vor, daß sie mit „Eure Majestät" beginnen und mit „Deine gute Mama" schließen. — „Addio mio caro figlio, ti abbraccio come ti amo" — ist gleichfalls eine Schlußformel, welche Frau Lätitia sich manchmal nicht enthalten konnte hinzuzufügen, nachdem sie das Vorhergehende französisch geschrieben.

Google

Eine Angelegenheit wird in diesen Briefen immer wieder behandelt. Es ist der ewige Schmerz Frau Lätitias, der Punkt, in welchem ihr Einfluß gänzlich versagte: das Zerwürfniß zwischen Napoleon und seinem Bruder Lucien, hervorgerufen bekanntlich durch eine Mesalliance des Letzteren. Die unermüdliche Ausdauer, die von der Mutter aufgewandt wird, um die entfremdeten Brüder einander näher zu bringen, der Scharfsinn, womit sie die Schwächen Beider zu diesem Zwecke auszunützen weiß, die tausendfachen Triebfedern, die sie in Bewegung setzt, die beredten Worte, die sie jahrelang verschwendet, all dies ist wirklich bewunderungswürdig. Schließlich erlebt sie es, daß Napoleon auf seinen Bruder eifersüchtig wird und ihr vorwirft, sie liebe Lucien mehr als ihn. „Ich liebe immer dasjenige meiner Kinder am meisten, welches am unglücklichsten ist," antwortet Frau Lätitia.

Solche Worte zeigen deutlich, daß sie mit der Größe ihres Glückes nicht kleiner geworden. Sie ist dieselbe geblieben, die sie war, in ihren Vorzügen und Schwächen. Ihr Geiz, die Engherzigkeit, die sie manchmal bewies, die Menschenscheu, welche sie mitten im glänzenden Treiben ihrer Umgebung einsam bleiben ließ, sie lassen sich Alle auf ein merkwürdiges gemeinsames Moment zurückführen: sie traute der Zukunft nicht. Auf die Bemerkungen, die sich ihre Intimen manchmal über ihre Sparsamkeit erlaubten, antwortete sie in ihrem corsischen Französisch mit den eigenthümlichen Worten: „Je coumoule pour l'avenir — Ich sammle für die Zukunft." Als Napoleon sie aufforderte, ihre Million in jedem Jahre auszugeben, erwiderte sie ihm: „Gut, wenn Du mir zwei Millionen jährlich giebst." Es muß für den Imperator, dem die ganze Welt zu Füßen lag und dessen Glück keine Grenzen zu kennen schien, ein eigenthümliches Gefühl gewesen sein, dicht an seiner Seite die alte Frau zu wissen, deren argwöhnischer Blick in unsichtbare Fernen spähte und dort Unheil wahrnahm, wo die Anderen nichts als neuen Glanz und Ruhm sehen konnten.

* * *

Sie sollte Recht behalten. Der Augenblick kam, in welchem Napoleon als ihr „unglücklichstes Kind" auf den größten Antheil an ihrer Mutterliebe Anspruch machen durfte. Und von diesem Augenblicke an steht die Gestalt Frau Lätitias wieder in ihren mächtigen Umrissen da, aller Welt sichtbar.

Sie zaudert keinen Augenblick, ihrem Sohne nach Elba zu folgen. Eine merkwürdige Heiterkeit strahlt um diese Zeit aus ihrem Wesen. Sie will heiter sein, um den Gedemüthigten an sich aufzurichten, und da sie will, kann sie es auch. Vielleicht ist es auch mehr als Selbstbeherrschung, wenn ihre damaligen Briefe Ruhe und Frohsinn athmen. Sie ist vielleicht im Stillen glücklich, ihren Sohn so ganz für sich zu besitzen, wie sie ihn zur Zeit des Glückes nie besessen. Jeden Abend darf sie nun mit ihm eine Partie Reversi spielen. Tagsüber, wenn sie nicht beisammen sind, sitzt sie vor ihrem Stickrahmen und blickt von Zeit zu Zeit auf das Arbeits-

Google

tischchen, wo zwischen den Wollknäueln das Bild Napoleons und ringsherum die Portraits der übrigen Kinder liegen.

„Eines Abends, als wir in Porto Ferrajo waren," — so erzählen hier ihre Aufzeichnungen — „schien mir der Kaiser fröhlicher als gewöhnlich. Er lud mich und Pauline (seine Schwester) zu einer Partie Écarté ein. Einen Augenblick später stand er auf, verließ uns und schloß sich in seinem Cabinet ein. Da ich sah, daß er nicht zurückkam, ging ich ihn rufen, aber der Chambellan sagte mir, daß er in den Garten hinuntergegangen sei. Ich erinnere mich, daß es in einer der schönsten Frühlingsnächte war; der Mond schien zwischen den Bäumen hervor, und der Kaiser spazierte allein mit hastigen Schritten die Gartenalleen entlang. Plötzlich blieb er stehen, lehnte sein Haupt gegen einen Feigenbaum und rief halblaut: ‚Und ich muß es doch meiner Mutter sagen!' — Bei diesen Worten trat ich vor und sagte ungeduldig: ‚Wohlan, was hast Du denn heute Abend, daß Du so nachdenklich bist?' — Der Kaiser bedeckte die Stirn mit der Hand und sagte nach einem Augenblick des Zögerns: ‚Gut, ich muß es Dir sagen, aber ich verbiete Dir, davon zu sprechen, mit wem immer es auch sei.' — Er lächelte, küßte mich und sagte: ‚Ich theile Dir also mit, daß ich diese Nacht abreise' — ‚Wohin?' — ‚Nach Paris. Aber vor Allem bitte ich Dich um Deine Ansicht darüber.'

‚Dann laß mich einen Augenblick vergessen, daß ich Deine Mutter bin.' Ich dachte nach und sagte schließlich: ‚Der Himmel wird es nicht zulassen, daß Du durch Gift oder in unwürdiger Ruhe stirbst, sondern mit dem Degen in der Hand, wie es Dir zukommt.'" —

So urplötzlich wurde das Idyll wieder zum Drama, und mit diesen unbarmherzig großen Worten entläßt die Mutter ihren Sohn in den letzten Kampf. Sie hat sich nicht krampfhaft aufgerafft, die eiserne Kraft ihres Gemüthes bleibt auch in den nächsten Tagen dieselbe. Wie sie naiv im entscheidenden Moment Worte gefunden, die einer antiken Römerin zu gehören scheinen, so kämpft sie auch weiter jede Schwäche nieder. Nur in einem einzigen Briefe an ihren Sohn Lucien erwähnt sie dessen, daß ein Spiel im Zuge ist, wobei das Schicksal ihrer Familie den Einsatz bildet. Auch hier drei Worte blos: — Les affaires vont bien — Es geht gut. —

Es kommt endlich ein Augenblick, wo auch diese eiserne Frau zusammenbricht. Ein einziger Augenblick in ihrem Leben! Als der schöne Traum der hundert Tage ausgeträumt ist und Allen klar geworden, daß es nun für immer vorbei ist, vollzieht sich der Abschied zwischen Mutter und Sohn ganz anders als in der „schönen Frühlingsnacht" zu Porto Ferrajo.

Ein Augenzeuge dieser Abschiedsscene, der Schauspieler Talma, hat sie beschrieben:

„Der Kaiser gab kein Zeichen von Schwäche" — so erzählte der Tragöde am nächsten Tage der Vorleserin der Königin Hortense — „der Frau Mutter aber rollten zwei große Thränen über die Wangen hinunter.

Google

Sie sprach nichts als die Worte: ‚Adieu, mein Sohn!‘ und der Kaiser erwiderte nichts als: ‚Adieu, Mutter!‘ Darauf küßten und umarmten sie sich.“

Zum ersten Mal überwältigte der Schmerz die Constitution Frau Lätitias. Sie ward krank. —

* * *

In Rom kamen ihr allmählich die Kräfte wieder. In der heiligen Stadt sollte auch der dritte Abschnitt ihres Lebens verfließen, die lange, hoffnungslose Zeit des Exils. Sie wählte diesen Ort, als hätte sie die Empfindung gehabt, daß diese Stätte ehrwürdiger Trümmer, welche von einer großen Vergangenheit erzählen, am besten für sie passe, die nun selbst zur Reliquie einer verschwundenen Heldenzeit geworden.

So lange der Verbannte auf St. Helena lebte, galt ihm natürlich vor Allem ihr Denken und Handeln. Ihr großer Schmerz ist, daß sie nicht zu ihm darf und daß ihre Briefe an ihn nach langen Wanderungen öfters verloren gehen. Sie bietet ihm Alles an, was sie hat, jene ziemlich bedeutenden Ersparnisse, die ihr Geiz während der Jahre des Glanzes aufgehäuft. Als ihr Jemand bemerkt, daß sie sich dadurch zur Armuth verurtheile, erwidert sie: — „Was macht dies? Wenn ich nichts habe, will ich einen Stab nehmen und für die Mutter Napoleons betteln gehen.“ Wie sie selbst mit ihren Gedanken unaufhörlich auf St. Helena weilt, so heischt sie dies auch gebieterisch von den übrigen Gliedern ihrer Familie. Sie fühlt sich durch jede Regung von Lebenslust bei irgend einem von ihnen verletzt. „Vergeßt nicht, daß wir einen Unglücklichen in der Familie haben“ — heißt es immer wieder in ihren Briefen.

Sie ist jetzt übrigens wieder unbestritten der Chef des Hauses, und ihr ältester Sohn Joseph nennt sie auch einmal so in einem seiner Briefe. In dieser Eigenschaft ist sie auch nicht sparsam mit Verweisen aller Art.

Der brennende Haß, den sie gegen „den Verräther Murat“ empfindet, macht, daß sie dessen Frau, ihre Tochter Caroline, mit immer neuen Vorwürfen verfolgt. Als diese ihr schüchtern entgegnet, sie hätte doch ihrem Manne nicht befehlen können, erhält sie von Frau Lätitia die lakonische Antwort: „Wenn Du ihm nicht befehlen konntest, so konntest Du ihn bekämpfen!“ — Der Ton, den sie ihren übrigen Kindern gegenüber anschlägt, ist manchmal nicht minder herb. In einem Briefe heißt es: „Habet Charakter! Ich kann Euch nicht von dem meinen geben!“ In einem anderen protestirt sie entrüstet gegen die Absicht eines Enkels, eines Sohnes Luciens, einer angekauften Villa den Namen „Villa Bonaparte“ zu geben. — „Der Name Bonaparte“ — schreibt sie an Lucien — „paßt nicht für einen kleinen Garten (un piccolo giardino). Rathe Deinem Sohne ein bischen mehr zu denken und weniger zu sprechen!“

Und merkwürdig! Während diese alte Frau bei dem Gedanken an ihren unglücklichen Sohn immer strenger und härter wird, verklären sich in

Google

der Erinnerung des Verbannten auf St. Helena ihre Züge zu immer milderer Weichheit. Er gedenkt ihrer immer wieder, wird nicht müde, sie vor seiner Umgebung zu preisen als das Wesen, dem er am meisten verdankt und das ihm im Leben am nächsten gestanden, und als die liebevollste, zärtlichste aller Mütter. „Sie pflegen mich gut," — sagt er eines Tages wehmüthig zum Arzt Antommarchi — „aber wenn meine Mutter hier wäre, sie würde dies noch ganz anders können." Und die Augen mit der Hand bedeckend, murmelte er die kindliche Klage: — „Ach, Mama Lätitia! Mama Lätitia!" — —

* * *

„Mein Leben endigt mit dem Tode des Kaisers" — so lautet der Schlußabsatz von Frau Lätitias Aufzeichnungen. — „Von diesem Augenblicke angefangen, verzichtete ich auf Alles, für immer. Keine Besuche, keine Gesellschaften mehr, — auch kein Theater, welches früher in Augenblicken der Melancholie meine einzige Zerstreuung war. Meine Kinder und Neffen haben mich immer gebeten, in's Theater zu gehen; ich habe immer „Nein" gesagt und ihre Einladung als Beleidigung betrachtet. Sie haben niemals wie ich die Tiefe der Erniedrigung begriffen, in die sie der Tod des Kaisers gestürzt hat." —

Die verhängnißvolle Nachricht erhält sie volle dritthalb Monate, nachdem ihr Sohn auf St. Helena den letzten Athemzug gethan. Sie bleibt starr ohne Bewegung sitzen — wie versteinert. Dann schickt sie Alle von sich und will Tage lang Niemand von den Ihren sehen, selbst nicht ihre Kinder, die sie zu trösten gekommen sind. Sie hat die Scham ihres Schmerzes — wie jene antiken Heroen, welche ihr Antlitz mit dem Gewande verhüllten, wenn sie weinten oder wenn sie starben.

Auch diese Wunde vernarbt schließlich. Nicht nur die natürliche Heilkraft dieses gesunden Organismus, auch der Balsam des Glaubens trägt dazu bei. Lätitia ist gläubig geblieben, wie sie es als Kind war. Der Trost, den ihr die Kirche spendet, beruhigt sie. Der frommen Kleinstädterin aus Ajaccio mag es auch nicht wenig geschmeichelt haben, daß ihr dieser Trost von keinen geringeren Händen gereicht wird, als von denen — des Papstes. Die Statthalter Christi sind ihr freundschaftlich gesinnt, sie darf sogar Briefe mit ihnen wechseln. In einem dieser Briefe findet sie ein rührend schönes Wort; sie nennt sich „die Mutter aller Schmerzen".

Sie sorgt für ihr Seelenheil und möchte auch gern für das ihres großen Sohnes sorgen. Curiose Zweifel beginnen sie zu quälen. „Glauben Sie, Eminenz, daß Napoleon im Paradiese ist?" frägt sie ängstlich einen ihr bekannten Bischof. „Ich glaube wohl, Madame," erwidert die skeptisch veranlagte Eminenz, „aber ich habe darüber noch keine Gewißheit."

Im Allgemeinen lebt Frau Lätitia, wie sie es selbst sagt, in der Vergangenheit. Ihre einzige Zerstreuung ist der mehrstündige Morgenspaziergang. Sie hat sich ein eigenthümliches Ziel dafür erkoren: die

Google

Ruinen des Colosseums. Tag für Tag findet sie sich dort ein, und die Cicerones zeigen sie von Weitem den Fremden, wie sie in ihren Trauerkleidern in Gedanken verloren stundenlang dasitzt. Manchmal wird sie ehrfurchtsvoll angesprochen. Sind es französische Laute, die an ihr Ohr klingen, so erhellen sich ihre Züge; sie hört von ihrem Sohne sprechen und ist glücklich. Manches solche Gespräch ist uns bewahrt worden. So erzählt der ältere Dumas irgendwo von einer jungen Dame seiner Bekanntschaft, welche nach Italien gereist war, um drei Dinge zu sehen: den Carneval von Venedig, einen Ausbruch des Vesuv und — Madame Mère. Sie sah Frau Lätitia im Colosseum und war ganz hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Greisin. Diese junge Dame ist später Mutter eines Mannes geworden, den es gleichfalls nach kaiserlicher Größe gelüstete: des Generals Boulanger.

Aber auch diese Spaziergänge nahmen ein Ende. Eines Tages stolpert Frau Lätitia und fällt. Die Achtzigjährige zieht sich dabei eine Verletzung zu, welche sie für den Rest ihres Lebens an's Zimmer fesselt. Und als wäre es daran nicht genug, stellt sich um dieselbe Zeit plötzlich ein Augenleiden ein, das nicht weichen will und aller Kunst der Aerzte Hohn bietet. Es dauert nicht lange, und Frau Lätitia ist ein Krüppel und — blind.

Doch sie ergiebt sich weder dem Alter noch dem Gebrechen. Die Jahre, die sie noch zu leben hat, verbringt sie, wie wir es zu Anfang beschrieben, vor ihrem Spinnrocken, in der ewigen Trauerkleidung steif aufgerichtet und mit den erblindeten Augen vor sich hin starrend, aber jugendlich frisch am Geiste, wie sie es nur je gewesen, und alle Besucher durch die Klarheit ihres Urtheils und die Treue ihres Gedächtnisses verblüffend.

Daß auch ihre Seelenkraft und ihr Stolz dieselben geblieben, soll sich zeigen. Es wird ihr mitgetheilt, daß man zu ihren Gunsten das Gesetz durchbrechen will, das ihre Familie aus Frankreich verbannt. Sie antwortet mit einem Briefe an den Abgeordneten Sapey, in welchem es zum Schlusse heißt: „Was könnte mir Frankreich noch bieten, das nicht durch die Ungerechtigkeit der Mächtigen vergiftet wäre, die meiner Familie ihren Ruhm nicht verzeihen können? Man lasse mich in meinen Leiden meinen Charakter rein zu Grabe tragen und denke nicht daran, daß ich mein Schicksal von dem meiner Kinder jemals trennen könnte.“

Einen tiefen Schmerz und eine große Freude hat das Schicksal noch dieser Frau vorbehalten, für welche die Rechnung des Lebens bereits abgeschlossen zu sein scheint: — den Tod ihres Enkels, des Herzogs von Reichstadt, und die Nachricht von der Wiederaufrichtung der Statue Napoleons auf der Vendômesäule. Endlich aber versiegte auch diese unerschöpfliche Lebenskraft. Am 2. Februar 1836 als Sechsundachtzigjährige stirbt Frau Lätitia oder vielmehr sie schlummerte ohne eigentliche Krankheit und Todeskampf in's Jenseits hinüber.

Der Maler Jean Gigoux war um diese Zeit nach Rom gekommen, um das Portrait von Madame Mère zu malen, und mit einer Empfehlung

Google

von ihrer Tochter, der Ex-Königin Caroline, versehen. „Vor dem Palais Rinuccini angekommen", — erzählt er — „war ich erstaunt, unten Niemand zu finden außer einem Lastträger. Auch auf der Treppe war Niemand, der mich geleitet hätte, desgleichen Niemand im Vorzimmer und in den beiden ersten Salons. Alle Thüren standen weit offen. Im dritten Zimmer endlich, einem ungeheuren Raum, fand ich mich vor einer Todten, die prachtvoll aufgebahrt war. Sie lag auf einem Paradebett von schwarzem silberbordirtem Sammt, dessen vier Ecken mit großen silbernen Adlern geziert waren. Ich hatte nichts dergleichen erwartet, denn in Rom sprach man noch gar nicht von diesem Ereigniß. Ich war daher sehr erstaunt, aber der schöne Kopf der Todten fesselte meine Blicke so sehr, daß mir keine Zeit blieb, mir von meinen Empfindungen Rechenschaft abzulegen. Ich hatte nie von einem so schönen Gesicht geträumt. Der Tod hatte keine andere Spur darauf zurückgelassen als die Unbeweglichkeit. Die Züge waren ganz die ihres Sohnes mit etwas Eigenthümlichem dabei, wovon nur die wunderbarsten antiken Statuen einen Begriff zu geben vermögen — —"

Google

Hinnerks Glück und Ende.

Eine Seegeschichte.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

Ja, wem das Glück wohl will, dem kalbet der Ochse! so sagt man.
Solch ein Günstling des Glücks war Hinnerk Janssen, der Fischer
Im Neuharlinger Siel. Einst fuhr er mit andren Schaluppen
Aus auf den Schellfischfang. Sie hielten sich nah an der Küste,
Obgleich dort es dem Fisch nicht anzubeißen beliebte.
Hinnerk sprach unmuthig zuletzt zu seinen Genossen:
„Wer nicht wagt, nicht gewinnt!“ und fuhr hinaus auf die Hochsee.
Und dort wimmelt es also von Fischen, daß man mit Eimern
Wohl sie schöpfen gekonnt aus dem Meer, und die Angel verschmähend,
Warf er das Fangnetz aus, und es riß von der Menge der Fische.
Aber das Wetter war heiß, und eh' man nach Bremen und Hamburg
Konnte versenden den Fisch, war unterwegs er verdorben.
„Hinnerk, Dir bleibt nichts übrig, als daß Du die Fische zum Düngen
Ausverkaufst.“ „Oho,“ sprach Hinnerk, „das wollen wir sehen!“
Und so fuhr er nach Norderney, wo, gelockt von der Wärme,
Zahlreich, früher als sonst, schon die badenden Gäste erschienen.
Also hatt' er die Ladung verkauft in wenigen Stunden
Und ein Geld gelöst, daß das Herz ihm lachte im Leibe.
Darauf ging er vergnüglich am Strand und sagte im Stillen:
Einer rieth mir, ich sollte die Fische zum Düngen verkaufen,
Und ein Anderer rieth, sie wieder in's Meer zu werfen.
Zeig' ich im Siele das Geld (und er ließ in der Tasche es klimpern),
Reden sie wieder gewiß von Hinnerks rasendem Glücke,
„Aber das Glück ist da“ — für Jeden, man muß es nur greifen,

Google

Wollt' er noch sagen, doch endete nicht den Gedanken. Er hörte
Plötzlich Geschrei in der Ferne und Rufen. Was mag das bedeuten?"
Doch er erspähte sofort mit dem scharfen Gesichte die Lage.
's war ein badender Knabe zu weit in's Wasser gegangen
Und von der Strömung erfaßt. Denn es läuft ein Strom um die Insel,
Immer am Ufer entlang und mündet zuletzt in die See aus.
Wenn man geräth in den Strom, so bedarf es gewaltiger Kräfte
Und Anstrengung, um wieder zurück zu gelangen an's Ufer,
Und schon führte der reißende Strom in's Weite den Knaben.
Rathlos liefen die Wärter und Diener am Strand durch einander.
War doch das Rettungsboot nicht zur Stelle, und ehe das flott ward
Und herausgerudert, war lange der Knabe verloren.
Hinnerk hatte sofort sich des Wamms und der Stiefel entledigt,
Und so lief und sprang er hinein in das glitzernde Wasser.
Schon war das Schreien des Knaben verstummt, und er stöhnte nur matt noch:
„Helft mir! Ich kann nicht mehr." Da rief ihm Hinnerk von fern zu:
„Tritt doch Wasser, mein Sohn!" D'ran hatte der schwimmende Knabe
Gar nicht gedacht in der Angst. So kam denn Hinnerk ihm näher,
Bis er den Knaben erreicht' und mit mächtigem Schlage die Strömung
Tapfer durchbrach. Bald hatten sie Grund: „So! Kannst Du noch gehen?"
„O, ja wohl!" sprach fröhlichen Muths der gerettete Knabe.
Als sie zum Karren gelangt, rieth Hinnerk ihm: „Reibe Dich tüchtig,
Mach' auch nicht viel Wesens davon, sonst ängst'gen die Eltern
Sich nachträglich um Dich." Doch unermeßlicher Jubel
Scholl vom Strand, als Hinnerk erschien mit dem prächtigen Knaben.
Nämlich es war ein Prinz und des Königes einziger Sprößling,
Ein merkwürdiges Glück! so mußt' er nun selbst sich gestehen,
Da er gefeiert sich sah als Lebensretter des Prinzen.
Und schon kam ein Hoflakai zu Hinnerk gelaufen:
Allergnädigst der König begehre sofort ihn zu sehen,
Um für die Rettung des Prinzen gerührtesten Dank ihm zu sagen.
Hinnerk erwog sich den Fall und sagte nach kurzem Bedenken:
„Nein, das geht nicht an, ich kann zum König nicht kommen,
Denn ich kann doch vor ihm nicht erscheinen mit triefenden Kleidern
Und Klumpstiefeln." „Ihr könnt ja wechseln die Kleider." „Unmöglich,
Lieber, ich hab' hier nichts, als was ich trag' auf dem Leibe,
Denn mein Gottstischrock liegt drüben im Harlinger Siele.
Also entschuldiget mich, Herr Hofrath!" Wegen der schönen
Rothen und goldnen Livree hielt Hinnerk Johann für ein großes
Thier bei Hof. Der Lakai kam eilig schon wieder gelaufen.
Hinnerk solle nur kommen so, wie er gehe und stehe.
Hinnerk scheute gar sehr, an den Hof zu gehen. „Ich weiß ja,
Daß bei Hofe ich bin wie ein Fisch auf trockenem Sande
Und mich tüchtig blamire." „Doch da es der König befohlen,
Müßt Ihr gehorchen. Und seid kein Narr! Der König wird huldreich
Euch belohnen mit Gold." „Wie wär' es — ich mache den Vorschlag —
Wenn ich bleiben darf, wo ich bin, und mir schickte der König
Einen Luggedor in Papier gewickelt." „Das ist doch,

Google

Sagte der Hoflakai, „für unseren König zu wenig."
„Nun, meintwegen auch zwei." „Macht doch nicht Fisimatenten!
Lasset die Majestät nicht warten!" Er mußte sich fügen.
„Das wird all mein Tag' nicht gut gehn!" sprach er mit Seufzen.
Und so ging er zu Hof wie ein armer Sünder zum Galgen.
„Sagt, vor dem Könige muß man sich bücken?" so fragt' er beklommen
Seinen Begleiter. „Natürlich. So tief zur Erde wie möglich,"
Spricht der Lakai und öffnet die Thür und läßt ihn hineingehn,
Wo schon wartet der König, der glückliche, dankbare Vater.
Hinnerk, als er betrat den getäfelten Boden, der glatt war
Ganz wie des Winters 'ne Glitsche, er stand unsicher auf seinen
Plumpen Stiefeln nnd wäre beinahe von selber gefallen.
Aber sobald er versuchte, sich möglichst tief zu verneigen,
Schlug er der Länge nach hin, und mühsam sich wieder erhebend,
Dacht' er im Stillen bei sich: „Wär' ich nur lebendig von hier fort!"
„Hab' ich es Euch nicht gesagt, so wandt' er sich um zum Lakaien,
Daß am Hof ich pass' wie die Sau im Hause des Juden?
Nein, Ihr könnt mit mir nicht Ehr' einlegen bei Hofe."
Hinnerk wurde getröstet vom König mit freundlichen Worten:
„Lieber, beruhiget Euch! Die gewandtesten Herren und Damen
Gleiten beim Hofball aus und liegen zusammen am Boden;
Für sie selbst ein Verdruß, doch die Anderen lächeln darüber.
Hinnerk, Du hast um mich, um das Welfenhaus und das Reich selbst, —
Denn ein Mittelreich, so darf man Hannover wohl nennen —
Ein unsterbliches Lob Dir verdient." „Herr König," versetzte
Hinnerk bescheiden darauf, „Ihr macht zu viel aus der Sache:
Denn ich wußte ja nicht, noch ahnt' ich, der stattliche Junge
Sei ein Prinz und Erbe des Thrones. Ich hätte dasselbe
Einem Schusterjungen gethan. Es verstand sich von selber.
Was mich aber verdrießt und jeden vernünftigen Menschen,
Ist, daß das Boot zur Stelle nicht war. Ihr kleidet und nähret
Eure Bedienten so gut, sie lungern herum wie die Herren,
Diese Müßiggänger und Tagediebe, und wollen
Nicht einmal die Schuldigkeit thun? Das ist doch abscheulich!
Majestät, Ihr solltet dazwischen fahren, so dünkt mich."
„Soll auch künftig geschehen," entgegnete gütig der König:
„Doch heut' bin ich zu froh und zu dankbar, Jemand zu strafen,
Heut will nur ich belohnen, Dich, Hinnerk Janssen, am meisten.
Du sollst treten in Dienst beim Könige, wackerer Fischer.
Niemand soll als Du beim Baden den Prinzen bedienen."
Hinnerk war nicht entzückt und kratzte sich hinter den Ohren.
„Badewärter? Das wird doch nicht gehen. Ich hab' 'ne Schaluppe,
Was soll werden damit?" „Die kannst Du so lange vermiethen.
Sind acht Wochen ja nur, so lange der Hof auf der Insel
Weilt zur Badezeit. Was ist das aber? Das Wasser
Steht ja rings um Dich her. Dir triefen noch immer die Kleider.
Geh' und wechsle sie gleich. Du könntest ja sonst Dich erkälten."
Hinnerk lachte. „Das sind wir gewohnt, wir Fischer. Wir werden

Google

Sechsmal naß und trocken des Tags. Das achten wir gar nicht;
Doch, Herr König, Ihr seid Landratte und könnt das nicht wissen."
„Wenigstens stärke Dich dann durch Trank und Speise. Du sollst heut
Schlechter nicht essen als ich." So ward denn Hinnerk zu einem
Sauberen Tische geführt und bedient, wie der König befohlen.
Hinnerk mundete herrlich die Schildkrötsuppe. Er hatte
Schon drei Teller geleert und forderte noch sich den vierten,
Als ihm die Diener bemerkten: „Es giebt, Herr Janssen, noch mehr heut."
Hinnerk ergötzt' es gar sehr, daß die aufgeblas'nen Lakaien,
Die er Müßiggänger und Tagediebe gescholten,
Ihn als des Königes Gast als Herrn nun mußten behandeln.
Neben ihn ward ein Stoß von Tellern gestellt; doch er sagte:
„Hört, was sollen denn alle die Teller?" Ihm wurde die Antwort:
„Nun, für jedes Gericht, und es giebt sehr viele Gerichte,
Muß man serviren ja doch auf einem besonderen Teller."
„Nein, ich bin daran nicht gewöhnt," entgegnete Hinnerk,
„Ich muß Alles verzehren auf ein' und demselbigen Teller,
Sintemal selbiges Essen gelangt in den nämlichen Magen."
Nun, sie mußten sich richten nach seinem Befehle. Er aß denn
Tapfer drauf los, so viel er nur mochte. Beim dritten Gerichte
Stöhnt' er bereits und sprach mit Seufzen: „Da sagen die Menschen:
Besser, es platze der Magen, als daß man verderben die Kost läßt.
Aber ich kann nicht mehr." Herr Janssen erhob sich, die Tafel
Aufzuheben; doch sprach ein Lakai: „Hier ist noch 'ne Schüssel,
Welche der König befahl, zum Schluß Euch anzuempfehlen."
„Und was ist's?" „Das wissen wir nicht. Ein verdecktes Gerichtchen."
Als nun Hinnerk das Tuch wegnimmt, was liegt in der Schüssel?
Eine Rolle mit Gold, wohl hundert Pistolen. „Der Tausend!"
Ruft mein Hinnerk erstaunt. „Das soll ich haben, für jene
Paar Minuten? Wenn so mit Geld umgehet der König,
Greift er gar bald auf die Naht!" Die Lakaien platzten vor Lachen.
„Freilich, es herrscht bei Hof sehr große Verschwendung, das weiß ich.
Will nicht brennen das Feuer, so nimmt von der herrlichsten Butter
Herr Hofkoch sich ein Pfund und schmeißt es hinein in die Flammen.
Hätt' ich zu sagen allhier, ich wollt' Euch anders kuranzen!"
Hinnerk Janssen, er stand nunmehr im Dienste des Königs.
Stets, wenn der Prinz sich badete, fuhr er hinaus mit dem Kahne
Kaum zehn Schritte davon; denn es könne ja wollen das Unglück,
Daß ein Krampf im Beine befalle den Prinzen. Der Vater
Konnte nunmehr sich völlig beruhigen über den Liebling,
Treulich gehütet von Hinnerk, der hoch in des Königes Gunst stand.
Dieser ergötzte sich sehr an Hinnerks Geplauder, das harmlos
Immer erschien, doch hatt' er den Schalk im Nacken. Er flocht oft
Mutterwitz und Erfahrung hinein, und es sagte der König:
„Wenn ich Andere frage, so weiß ich schon meistens die Antwort;
Wenn ich mit Hinnerk spreche, so kann ich nicht wissen im Voraus,
Was er für drolliges Zeug vorbringt. Er geniret sich gar nicht,
Nimmt kein Blatt vor den Mund und lieset mir oft die Leviten."

Google

Immer am Tag, wo Hinnerk das Leben des Prinzen gerettet,
Ward er geladen in's Schloß und ließ es vortrefflich sich schmecken.
Aber beharrlich verschmäht' er am Tische des Königs die Fische,
Denn sie mochten ihm wohl zu gemein und gewöhnlich bedünken.
So saß Hinnerk im Schoße des Glücks. Bei guter Besoldung
Legte er jährlich zurück, und sauberer wurde sein Häuschen
Im Neuharlinger Siel. Auch hatt' er von Neid und von Mißgunst,
Da hochmüthiges Wesen ihm fern lag, wenig zu leiden.
Als nun erwachsen der Prinz, so beschäftigte Hinnerk sich wieder
Nur mit Fischen allein, und als ihm seine Schaluppe
Alt geworden und leck, so ließ sein gnädiger König
Ihm in Emden erbauen ein hübsches und größeres Fahrzeug.
Hinnerk war nicht ein Mann, der stets nur thut wie die Andern
Und ausfährt zur gewöhnlichen Zeit, am gewöhnlichen Orte,
Und dann wartet darauf, daß sich einstelle der Häring,
Sondern er sah sich um nach den Gründen, wo stehen die Fische.
Wenn auf dem Meer nichts war zu fangen, so stellt' er die Netze
Auf im Watt und macht' auch dort sehr glückliche Fänge.
Einmal gewann er im Watt solch' eine unglaubliche Beute,
Daß sein mitgenommener Korb nicht faßte die Schollen,
Und was that er? Er streifte die Oberhosen vom Beine
Nähte sie unterhalb zu und füllte sie an mit den Fischen,
Und so trug er sie heim auf der Schulter, als schleppte er eine
Halbe Leiche vom Strande nach Haus, und es lachten die Leute.
Hinnerk Janssen weiß sich immer zu helfen! so sprach man.
Ließ kein Fisch sich fangen, verschmäht er auch nicht die Garneelen.
Immer sprach man von Hinnerks Glück, doch erwähnte man selten
Seine Betriebsamkeit und sein umsichtiges Wesen;
Aber es wechselt das Glück und blieb ihm nicht treu bis zum Ende.
Gleich nachdem er erhalten die prächtige, neue Schaluppe,
Schon auf der dritten Fahrt, vor den Augen des Harlinger Sieles,
Gleich vornan in der Harl ist Hinnerk zu Grunde gegangen,
Denn ein dunkeler Schwalk zog bald sich am Himmel zusammen,
Und schon grollte der Donner und zuckten die Blitze. Noch eh' er
Hatte die Segel gerefft, kam eine gewaltige Böe,
Und im Nu war gekentert das Schiff. Ein trefflicher Schwimmer,
Hätt' er gerettet sich wohl, doch sah man, wie seine Genossen,
Mann und Junge, an ihn sich klammerten, und in die Tiefe
Zogen sie Hinnerk herab. So verlor er das Schiff und das Leben.
Weder das Glück noch die Klugheit vermag uns Menschen zu schützen,
Ueber uns waltet zuletzt unsträflich ein göttlicher Wille.

Google

Der Antheil der Frauen an der Weltausstellung in Chicago.

Von

Anna Simson.

— 3. Z. Chicago. —

I.

Der geistige Antheil.

Draußen im Jackson-Park fluthet der mächtige Strom industriellen und geistigen Lebens, der seinen Ausdruck in den Milliarden von Gegenständen findet, die eine vieltausendjährige Civilisation von der ganzen bewohnten Erde hier zusammenfließen ließ. Weit ab davon und doch in engem Zusammenhange inmitten der geschäftigen City Chicagos wogt eine zweite, nicht minder machtvolle Strömung des ringenden und schaffenden Menschengeistes auf und ab. Diese leitet ihren Ursprung aus den viel dunkleren, unbekannteren Regionen der Gedankenwelt her und tritt durch die während des ganzen Sommers in ununterbrochener Reihenfolge tagenden Weltcongresse in die Erscheinung. Seit unvordenklichen Zeiten laufen diese beiden Ströme getrennt nebeneinander in gleicher Richtung vorwärts so wie hier. Durch Ergüsse in das gegenseitige Gebiet schwellen sie ihre Wässer abwechselnd an und kräftigen sich zu neuem, fruchtbarem Schaffen. Sie suchen sich unausgesetzt zu vereinigen, finden sich aber selten zusammen. Geschieht es, so scheint für den Augenblick der Höhepunkt des Strebens erreicht, um im nächsten wieder zur Trennung zu führen. Diese beiden Ströme bezeichnen Praxis und Theorie, Wirklichkeit und Ideal.

So großartig und weltumfassend wie die Ausstellung, ist auch die ihr zur Seite gehende lange Reihe von Congressen gedacht. Was sind sie anderes als das Bemühen, die sich fliehenden Mächte Wirklichkeit und Ideal in Einklang zu bringen, für Praxis und Theorie einen Ausgleich zu finden. Sie sind nicht Jedermanns Sache, und doch gehören sie hierher, haben ihren berechtigten Platz neben der Ausstellung. Diese illustrirt augenfällig den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, in Technik, Handel und Wandel, in Krieg und Frieden, in Benutzung und Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte. Die Congresse ziehen das Facit der Summe aller dieser Erscheinungen und haben es darauf hin zu prüfen, was dadurch zur Verbesserung des Looses der Menschen und zur Veredlung der Menschheit beigetragen worden ist, ob es ihr zum Segen oder zum Fluche gereichte. Dort die Dinge, hier der Mensch; dort die Materie, hier der Geist. Eine ganze Reihe brennender socialer Fragen drängen sich dabei in den Vordergrund. Alle sollen eine möglichst genaue Feststellung ihrer Tragweite, ihres heutigen Standpunktes erfahren. Alle harren der Beantwortung, alle wollen womöglich ihre Lösung finden, und wenn nicht das, so doch von bedeutenden Vertretern aus verschiedenen Ländern und Volksklassen Hinweis auf Mittel und Wege, wodurch die allgemeine Wohlfahrt zu fördern sei. Als letztes schönes Ziel winkt die Harmonie der Interessen und der ewige Friede.

Google

Erscheint dieses Ideal auch unerreichbar, wer wollte es zu schmähen wagen? Selbst das Spötteln will nicht mehr verfangen. Es ist so Vieles anders geworden und besser in der Welt, warum nicht auch darauf hoffen?

Vielleicht nach keiner Richtung werden die Columbische Weltausstellung und die ihr parallel laufenden Congresse eine gleich intensive Fernwirkung ausüben, als in Bezug auf die Frauenfrage. Nicht etwa durch die ausgestellten Arbeiten und sonstigen Leistungen, wären sie noch so bedeutend, noch so hervorragend, was sie keineswegs sind. Weit weniger noch durch alle Worte und Reden in- und außerhalb der Congresse, wäre selbst mit Engelzungen gesprochen worden, obgleich mancher prophetische Blick in die Zukunft gethan wurde. Nein, einzig und allein durch das Gewicht der Thatsache, daß sich die Betheilignng der Frauen bei der Ausstellung wie bei den Congressen gerade so vollzogen hat, wie es geschehen ist.

Die Wirkung dieser Thatsache erfährt keine Förderung und keine Schmälerung durch die Beurtheilung von den verschiedensten Standpunkten. Sie bildet in sich das stärkste Ferment zur Aenderung und Ausgestaltung bisheriger Zustände und Verhältnisse. Dieses Ferment wird sich mächtiger erweisen als irgend ein anderes bisher, es sei denn das Christenthum in seiner ersten Form als solches zu nennen. Man mag das Ganze der Erscheinung im Princip verdammen und bekämpfen, oder es befürworten, einen Vorzug oder einen Mißstand darin erkennen, es als ein Glück für die Frauen und die ganze Menschheit ansehen, oder für ihr Unglück; man mag Einzelnes an den Vorgängen besonders loben oder scharf tadeln — und zu letzterem bietet sich reichlich berechtigter Anlaß — das Resultat wird davon unabhängig sein und einen Fortschritt in der Weltgeschichte bedeuten.

Daran ändert auch nichts der Hohn und Spott einer Anzahl Scribenten, die stets ihren schalen Witz an Erscheinungen üben, die sie nicht begreifen können oder wollen, die sich selbst um so geistreicher und interessanter vorkommen, je mehr sie Alles lächerlich machen und herunterreißen. Nach dieser Richtung hin ist von Journalisten in Bezug auf Chicago überhaupt reichlich gesündigt worden. Erst jetzt bricht sich allmählich eine gerechtere und einsichtsvollere Beurtheilung Bahn, die leider zu spät kommt, um die durch jene verschuldeten Nachtheile auszugleichen.

Bei Gelegenheit der Einweihung des Staatenhauses von Indiana auf der Ausstellung hörte ich den Expräsidenten der Republik Mr. Harrison die Worte aussprechen: Er bekenne, sich geirrt zu haben, als er geglaubt, nur in New-York wäre eine würdige Weltausstellung zu schaffen gewesen. Er sei damals glücklicherweise überstimmt worden, denn nun müsse er es aussprechen, nicht irgendwo in Amerika, und nirgends in der ganzen Welt hätte zu Stande gebracht werden können, was Chicago geleistet.

Harrison hat Recht. So viel auch von allen Seiten gemäkelt worden, so viel Menschliches der Ausstellung und den Congressen anhaften mag, das Endurtheil kann und wird schließlich doch nur so und nicht anders lauten. Die Leute in Chicago haben freilich gesprochen wie einst die Juden beim Thurmbau zu Babel: Kommt, laßt uns einen Thurm bauen, der höher ist als Alles, was bisher gewesen, breiter, als die Welt je gesehen, und prachtvoller, als irgendwo auf Erden zu finden. Auch ihre Sinne schienen sich schließlich beim Fortschreiten des gewaltigen Baues zu verwirren, denn sie hatten nicht alle Factoren in Berechnung zu ziehen vermocht, die sich bei der Ausführung hindernd in den Weg stellten. Unter der Hand war ihnen das Geschäft in seiner Großartigkeit doch ein wenig über den Kopf gewachsen, und manchmal schien es wohl, als hätten die verantwortlichen Leiter ihn dabei ganz verloren. Sie hatten mit den Menschen und mit den Elementen zu kämpfen; was Wunder, wenn auch sie anfingen, in verschiedenen Sprachen zu reden, daß keiner den anderen mehr verstand. Besonders drängte sich dies Urtheil zur festgesetzten Eröffnungszeit auf, wo nichts fertig war und Alles aussah, als wenn nichts vorbereitet wäre. Die Bewältigung des ungeheueren Frachtverkehrs scheiterte schon allein an der Endlichkeit von Zeit und Raum, wie an dem Mangel von Arbeitskräften und ge-

Google

währte ein Bild heilloser Unordnung und Verwirrung, bei der Niemand mehr aus und ein wußte, weder die Frachtstücke aufzufinden waren, noch die dazu gehörigen Begleitpapiere. Daß gleiche Mißverhältniß zwischen Plan und Ausführung herrschte überall.

In der That schien es jedoch nur so. Man hat sich mit ein wenig Zeit schließlich durchgefunden, der Organisationsplan muß demnach gut gewesen sein. Nachdem sechs weitere Wochen in's Land gegangen, steht die Ausstellung vollendet da, das Werk lobt seine Schöpfer in tausend Zungen und stimmt ein in den Ruf, daß nie und nirgends Großartigeres und Herrlicheres bisher geleistet sei.

Einzig und allein in Chicago war es auch möglich, bei der Organisation eine so weit gehende Betheiligung der Frauen in Aussicht zu nehmen. In ganz Amerika hätte man keine zweite Frau gefunden, mit gleichen Vorbedingungen, an die Spitze zu treten, und Willens, diese große Arbeit und Verantwortlichkeit zu tragen, wie Chicago sie in der Person von Mrs. Bertha Honoré Palmer besaß. Man nennt sie die Königin von Chicago, wie Chicago die Königin des Westens heißt. Stellung, Geist, Reichthum, Energie und Thatkraft vereinigen sich in ihr. Des Wortes und der Feder gleich mächtig weiß sie ihren Gedanken jederzeit den klarsten Ausdruck zu geben und ihn mit der Anmuth zu umkleiden, welche ihr selbst eigen ist. Dazu gesellt sich ein außerordentliches Organisationstalent, ein weiter freier Ausblick in das Leben und in die Zustände der Frauenwelt, umfassende Bildung, gereifte Erfahrung und jene ungezwungene Gewandtheit im Verkehr mit Menschen jeden Standes, wie sie nur durch Uebung und Gewohnheit von Jugend auf in großangelegten Verhältnissen erworben wird.

Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, die Gattin eines der Direktoren des Weltausstellungs-Comités, konnte Mrs. Palmer die Bedingungen stellen, unter welchen ihre Mitwirkung nur zu haben war. Ihre Vorschläge wurden von der Nationalregierung in Washington genehmigt, ihre Forderungen bewilligt und durch Congreßbeschluß in dem Board of Lady Managers zum ersten Male eine Behörde von Frauen geschaffen, der die Aufgabe zufiel, alle mit der Columbischen Weltausstellung verbundenen Fraueninteressen zu wahren. Dieser Behörde verlieh der Congreß vollste Selbständigkeit des Handelns, es wurden bedeutende Summen zu uneingeschränkter Verwendung überwiesen und Mrs. Palmer zur Präsidentin ernannt. In diesem Board of Lady Managers sind alle Einzelstaaten der Union durch Frauen vertreten, welche ihrerseits wiederum die Organisation in den betreffenden Landestheilen zu leiten hatten. In dem National Council of Women of the United States ist bereits eine treffliche Organisation vorhanden, die sich über das ganze Land spinnt und die hervorragendsten Frauen in sich begreift, gleichviel welcher Richtung sie angehören, welchen Glauben sie bekennen, welche Bestrebungen sie verfolgen, wenn nur Tüchtiges von ihnen auf irgend einem Gebiete geleistet wird. Diese Vereinigung bildete für die Columbische Weltausstellung die bequeme Handhabe zur schnellen Mobilmachung aller geistigen wie materiellen Kräfte und wahrlich, die Frauen Nordamerikas haben nach beiden Richtungen Staunenswerthes geleistet. Selbst einige der Staatengebäude auf dem Ausstellungsplatze verdanken ihrer Initiative zur Beschaffung der Mittel die Entstehung, und in jedem Gebäude ist ihre Mitwirkung sichtbar.

Doch es galt, nicht nur das Land, es galt, die Welt zu organisiren, und damit begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Mrs. Palmer erwähnt dieselben in ihrer Ansprache bei der Einweihung des Frauengebäudes am 1. Mai. Sie freut sich, so viele Mitarbeiterinnen aus fernen Ländern begrüßen zu können, nachdem ein langer, oft mühseliger Weg voll Hindernisse, drohender Gefahr des Scheiterns aller Pläne, aller Hoffnungen, das Ziel doch endlich erreichen ließ. Mit Friedenspalmen in den Händen habe man nahen müssen, um nicht in den Beweggründen verkannt zu werden. Bald sei indeß die Erscheinung zu Tage gekommen, daß die menschlichen Interessen die gleichen, wie verschieden auch Rasse, Regierung, Sprache, Temperament und äußere Bedingungen. Dieselben socialen Probleme bewegen die Gemüther in allen civilisirten Ländern, und die

Google

ganze Welt ist an ihrer Lösung betheiligt. Ueberall hat das XIX. Jahrhundert ähnliche Verhältnisse geschaffen und verrottete Zustände aus früheren Zeiten übernommen. Nichts aber gleicht der Ungerechtigkeit, die überall der Frau begegnet, sobald sie auf eigenen Erwerb angewiesen ist. Sie muß nicht nur schwer ihr Brot verdienen, sie hat dabei noch gegen die öffentliche Meinung anzukämpfen. Da kommen die Männer und sagen, sie werden dadurch ihrer natürlichen Sphäre entrückt, welche allein das Haus sei. Schon das kennzeichnet sie als fremden Eindringling und entwerthet ihre Arbeit. Könnten die Augen jener Idealisten nur sich öffnen, die stets den versittlichenden Einfluß der Frau auf das Haus im Munde führen und an uns die Frage richten, ob wir sie durchaus daraus vertreiben wollen. Gewiß nicht die Frau, die so glücklich ist, in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten ihren Beruf finden zu können, wie jene sie im Auge haben, die nur auf die Wenigen, die Begünstigten, den Blick richten, nicht auf die größere Zahl des „schwächeren Geschlechtes", deren Leben sich nicht so ideal vollzieht, die nicht in einem Hause wohnen, in dem sie als Königinnen herrschen, von kräftigem Männerarm in Liebe vor der Berührung mit dem rauhen Leben geschützt. In der Wirklichkeit ist es anders. Die Frau muß arbeiten oder darben. Schulter an Schulter muß sie mit ihrem Manne in Fabriken und Gewerben dem Verdienste nachgehen, um ihre Familie zu erhalten, diejenigen ungerechnet, die dies auch mit dem faulen und lasterhaften Ehemanne zu thun gezwungen sind. Andere wollen die Concurrenz der Frau nicht, weil sie den Mann beeinträchtigt. Schöne Theorien, durch welche drei Viertel der Frauen geopfert würden. Logischer ist es, Polygamie einzuführen, die Wittwen sich verbrennen zu lassen und die überzähligen Mädchen gleich nach der Geburt zu ertränken, wie es der Osten thut. Mögen jene Sentimentalisten erst das Mittel ausfindig machen, alle hilflosen Frauen zu erhalten, daß sie den Kampf mit dem Leben nicht aufnehmen müssen. Solche Theorien sind schöne Redensarten den Frauen im eleganten Salon gegenüber, die des Schutzes nicht bedürfen. Man schweige damit, bis sie ohne Scham und Erröthen ob ihrer Unwirksamkeit und Schwäche auch in den Fabriken und Werkstätten auszusprechen sind.

Wollt Ihr durchaus die Frauen von ihrem Piedestal heruntersteigen sehen, auf welches sie die Jahrhunderte gestellt haben, so fragen jene Schwärmer? „Ja, tausend Mal ja," antwortet ihnen Mrs. Palmer. Sie bekennt, an die Piedestaltheorie überhaupt nicht zu glauben, da ihr nie ein Beispiel davon begegnet sei. Und fände man ein solches nach langem Suchen, dann würden wir diese Frau auffordern, selbst herunterzusteigen, um zu helfen, ihren ärmeren Schwestern beizustehen. Freiheit und Gerechtigkeit für Alle sind mehr werth als Piedestals für Wenige. Ist es nicht auch ein natürlicheres und schöneres Verhältniß in der Ehe wie unter Freunden, Seite an Seite zu stehen, damit die guten Eigenschaften einander ergänzen und unterstützen? Die im Frauengebäude vorgeführten Leistungen sollen nicht so aufgefaßt werden, als bedeuten sie an sich Großes, weil von Frauen herrührend. Industrie, Kunst, Handel und Wissenschaft war seit Alters her in den Händen der Männer, und diese sind es, durch welche die besten Ideen, Untersuchungen, Erfindungen, Wissenschaft, Kunst und Literatur zum reichen Erbtheil des Menschengeschlechts gemacht worden sind. Trotzdem haben einzelne Frauen alle widerstrebenden Umstände zu besiegen gewußt und der Menschheit wesentliche Dienste geleistet.

Als die ersten Aufforderungen zur Mitarbeiterschaft, in die fernen Länder geschickt wurden, lächelten die schon designirten Commissare der einzelnen Staaten fast alle mit Achselzucken und erklärten, daß die Frauen bei ihnen nichts thun und nicht geneigt sein würden, bei dem Werke zu helfen. In vielen Fällen sprachen sie es aus, es sei nicht Sitte des Landes, daß die Frauen sich öffentlich betheiligten. Ihre Frauen begnügten sich mit Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten, führen spazieren u. s. w. Sobald aber diese Damen die kurz das Wesentlichste darlegende Botschaft erhielten, machte sich sofort die Freimaurerei des weiblichen Geschlechtes geltend. Sie begriffen die Tragweite und unterzogen sich willig der Arbeit und Mühe, bildeten Comités und waren nicht so herz- und gedankenlos, um dem Loose ärmerer Mitschwestern nicht Erleichterung schaffen zu wollen.

Google

Bis in den fernsten Osten fand der Ruf Wiederhall. Ja selbst aus den Ländern, wo die Frauen erst zu begreifen anfangen, daß wo anders ihrem Geschlechte die Bahn der Erziehung und des Unterrichts bereits offen steht, kamen rührende Briefe voll Dank und zugleich voll Trauer, daß ihre Betheiligung unmöglich sei.

Es sind nur einige wenige Züge aus der geistvollen Ansprache, welche den furchtlosen Muth und die großherzige Empfindung dieser bedeutenden Frau kennzeichnen, wodurch sie alle Schwierigkeiten überwand, alle Hemmnisse besiegte. Sie scheute selbst die Reise nach Europa nicht, um in den westlichen Staaten an Fürstenhöfen und bei einflußreichen Frauen für ihre Pläne Beistand zu werben, denn sie wußte, daß Alle folgen, wenn erst Einige vorangehen. Befähigte Mitarbeiterinnen standen ihr zur Seite, obgleich sie jederzeit mit unermüdlicher Arbeitskraft die oberste Leitung in der Hand behielt.

Für die Weltcongresse wurden von den leitenden Behörden der Ausstellung Auxiliary Committees geschaffen, die sich gleichfalls vielverzweigt über das Land ausdehnen. Das Hauptquartier ist in Chicago unter der Präsidentschaft von Mr. Charles C. Bonnay. Einer dieser Beiräthe ist aus dem Board of Lady Managers gebildet und Mrs. Chas. Henriton hat als Vicepräsidentin die Leitung. Die Comités der Männer und Frauen arbeiteten gemeinsam, wo es gewünscht ward, und getrennt, wenn die beiderseitigen Interessen dies vorwiegend erforderten. In jedem einzelnen Congresse sind besondere Frauenversammlungen vorgesehen, aber auch Rednerinnen für die allgemeinen Sitzungen.

Ein eigenes Gebäude ist diesen Congressen bestimmt, das später Kunstzwecken dienen soll, der Memorial Palace of fine Arts. Die Behörden Chicagos gaben 400000 $, denen seitens des Ausstellungs-Comités 200000 $ hinzugefügt wurden, unter der Bedingung, daß der Bau bis zum Beginn der Congresse fertig zu stellen sei. Acht Säle sind für Sitzungen vorgesehen, davon sechs für drei- bis siebenhundert Personen und zwei große Hallen, deren jede dreitausend Menschen faßt. Auch dieser Bau theilte das allgemeine Schicksal, nicht fertig geworden zu sein, und bietet nur provisorische Einrichtungen, die sich unter fortwährendem Hämmern, Sägen, Hobeln und allem beim Bau unvermeidlichen Lärm vervollständigen. Die beiden Hallen sind in primitivster Weise von Holz aufgeführt. Man kann froh sein, daß bisher weiteres Unglück nicht geschehen als der Durchbruch einiger Gallerietufen während des ersten Congresses, wobei außer einem Beinbruch dreißig bis vierzig Damen Contusionen erlitten.

Freilich, solchem Ansturme waren diese Holzgerüste nicht gewachsen, wie er in den Tagen vom 15.—21. Mai sich zeigte, wo mit dem Congreß für Frauenfortschritt der Reigen eröffnet wurde. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelte es innerhalb und außerhalb des Gebäudes. Es gab Tage, wo nicht Hunderte, sondern Tausende umkehren mußten, wo jeder der acht Säle um die Hälfte mehr Zuhörer barg, als ihm zukamen, und Räume und Reden improvisirt wurden. Drei Mal am Tage wiederholte sich dies, denn die Sitzungen fanden um 10 Uhr, 3 Uhr und 8 Uhr statt. Vornehmlich waren die Abendversammlungen gesucht, wo die Männer einen großen Theil der Zuhörerschaft bildeten. Jede Schätzung versagt, allein kaum dürfte die Ziffer mit hunderttausend Zuhörern in diesen sieben Tagen zu hoch gegriffen sein. Es muß sich erst zeigen, ob nur einer der Congresse bis zum Herbste so allseitiges Interesse und so ungetheilten Beifall findet.

Die Eröffnung am 15. Mai galt der gesammten Reihe der Congresse und gleichzeitig der Einweihung der Räume, besonders der beiden großen Auditorien, der Washington und Columbus-Hall. In letzterer sollte die Feier stattfinden, das Publikum schwoll jedoch derart an, daß es in die gegenüberliegende Washington-Hall überfloß und sie gleichfalls ausfüllte. Um die Erschienenen nicht zu enttäuschen, geschah, was kaum wo anders geschehen wäre als in Amerika, der Akt wurde wiederholt. Sämmtliche Redner gingen nach Schluß in die andere Halle und unterzogen sich der Aufgabe, dort ihre Reden zum zweiten Mal zu halten.

Google

Die Feier begann mit Gebet. Professor Swing ist jedoch in jeder Beziehung ein Fortschrittsmann. Er dankte Gott für die zunehmende Entfaltung und Freiheit im Lande, für die Ausdehnung gleicher Rechte auf Alle, für die Ausbreitung der Wissenschaft und ließ auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen, den Fortschritt zu Gunsten der Frauenbewegung zu würdigen. In glänzender Rede erging sich der Präsident Mr. Bonnay. Er feierte den allgemeinen Frieden als Förderer von Wissenschaft, Intelligenz, Moral, Werken der barmherzigen Liebe, Fortschritt der Industrie und des menschlichen Glückes. Dies seien die Mächte, unter welchen fortan die Kämpfe auf friedlicheren Schlachtfeldern auszufechten sind. Bei Einführung von Mrs. Palmer als der Präsidentin des Frauen-Beiraths für die Congresse hebt er den Fortschritt der Frauen in diesem Jahrhundert hervor. Derselbe sei nicht eine Herabwürdigung der Frauen, wie Manche meinen, sondern Förderung, Erleuchtung, Verfeinerung des Mannes. Im philosophischen Sinne bedeutet die Hebung des weiblichen Geschlechtes, daß Liebe für Macht einsetzt. Jemehr die erstere fortschreitet, je höher entwickelt sich die Cultur. Aus diesem Beweggrunde habe man auch den Frauen-Beirath gebildet, und kein Wort des Lobes reiche aus, mit welchem hohen Grade von Befähigung, von Unterordnung unter den allgemeinen Plan, im Einklange mit den Vorschriften diese Frauen an der Seite der Männer-Comités gearbeitet haben.

Mrs. Palmer gab nur kurz die Gesichtspunkte für die Congresse an, da die eigentliche Ansprache der Vice-Präsidentin Mrs. Henrotin zufiel. Gleichgewandte Rednerin, widmete sie jedem Einzelcongresse ein Wort und betonte die Gemeinsamkeit der Interessen für die höchstgestellte Dame wie für die Arbeiterin, denn Beiden würden als Frauen gesetzliche und wirthschaftliche Rechte vorenthalten. Als sie von dem Congreß für das Stimmrecht der Frauen sprach und Elisabeth Lady Stanton, Harriet Beecher Stowe, Julia Ward Howe, Lucy Stone, Susan B. Anthony nannte, jene großgesinnten Frauen, deren Leben voller Selbstverleugnung und muthigem Auftreten die heutigen Frauen ihre Stellung verdanken, da bricht lauter Beifall bei jedem einzelnen Namen aus, denn es sind die Schutzheiligen der Freiheitsbewegung für die Sklaven und für die Frauen seit nun fünfundvierzig Jahren.

Ihr folgte Mrs. May Wright Sewall, die als Chairman die allgemeinen Versammlungen zu leiten hatte, unfraglich die eleganteste und gewandteste Rednerin in der langen Reihe ungewöhnlicher Kräfte.*) Mrs. Sewall wies auf die Verkettung günstiger Umstände für das Zustandekommen dieser Weltcongresse hin und auf die Nationalregierung als deren hauptsächlichste Förderin. „Allein hinter dieser, sie umgebend, durchdringend, unsichtbar, und doch unwiderstehlich sie leitend, steht der Zeitgeist, „jenes Weltprincip, dem allein die Entscheidung anheimgegeben ist, ob die rechte Stunde gekommen für jedes Geschehniß, für Niederlage oder Sieg jeder Idee."

Es ist dabei im Auge zu behalten, daß die Nationalregierung hier wirklich hinter den Comités steht, welche die Vorbereitung zu leiten hatten. Für die Frauencongresse lag die Arbeit in den Händen von Mrs. Sewall und der Schriftführerin Mrs. Foster Every in Philadelphia. Die schließliche Einladung ging gleichmäßig für alle Congresse von Washington aus.**)

Mrs. May Wright Sewall führte in diesen Congreßtagen den Vorsitz bei den allgemeinen Verhandlungen abwechselnd in der einen und in der anderen Halle und trat auch selbst für die ihr am Herzen liegenden Bestrebungen als Rednerin ein. Ganz Außerordentliches leistete sie als Präsidentin. Mit voller Beherrschung des Gegenstandes der Tagesordnung, verband sich ein Gedächtniß, dem nie die kleinste Einzelheit verloren

*) Sie lebt in Indianapolis, wo sie mit ihrem Manne gemeinschaftlich ein großes College für junge Mädchen leitet, das gleichzeitig Pension ist.

**) Auch für die Congresse waren in allen fernen Ländern Frauen-Comités geschaffen und thätig.

Google

ging, nie ein Name oder eine Thatsache in den Vorgängen fehlte. Ein feiner Tact ließ sie stets das rechte Wort zur rechten Zeit finden, um die engen Grenzen einer streng geregelten Geschäftsordnung fest inne zu halten. Es stand ihr aber auch zur Verfügung, wenn die Zuhörer in Betracht kamen. Ihr Auge sah, ihr Ohr hörte Alles, was in dem entferntesten Winkel des Saales vorging. Bei einem in seinen Eigenschaften und in seiner Stimmung uncontrolirbaren Publicum, das manchmal in qualvoller Enge zusammengepreßt saß und stand, war es gewiß nicht leicht, lautlose Stille während der Reden zu erzwingen. Jeder Versuch einer Störung durch Bewegung und Zwiegespräche fand sofort eine Correctur, die nichts Verletzendes hatte und mit liebenswürdiger Wendung an das Anstandsgefühl appellirte. Meist genügte alsdann eine Geberde, das Aufheben oder leichte Niederschlagen des hölzernen Hammers, der in Amerika die Stelle der Glocke vertritt. Noch vor jenem bösen Zwischenfall des Durchbruchs der Tribüne unterließ Mrs. Sewall nie, vor Schluß aufmerksam zu machen, daß man Stauungen vermeide, und gab dafür bestimmte Anweisungen. Dicht hinter der Bretterwand dieser Hallen laufen die Schienen des Centraldepots der Illinoisbahn und werden Züge rangirt. Mitten in der schönsten Rede kommt eine Locomotive angepustet, bleibt vor dem Fenster stehen, faucht und pfeift, bis sie weiterdampft und eine andere sie ablöst. Das bringt fortwährende Unterbrechungen, denn oft muß der Redner warten, bis wieder Ruhe eintritt, und es ist nicht leicht, dabei selbst die Ruhe zu bewahren. Das Publicum nahm aber solche Störungen mit merkwürdig gutem Humor auf und füllte bei einem späteren Congreß eine besonders lange nothgedrungene Pause mit dem Absingen eines patriotischen Liedes aus, da der Lärm in der That für Ohren und Nerven unerträglich war. Ein besonders starkes Geräusch draußen könnte aber leicht eine Panik innen erzeugen, die schlimm endet.

Mrs. Sewall zur Seite standen eine große Anzahl Ehrenpräsidentinnen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Schulung der Frauen zur Leitung von Versammlungen in Amerika bereits sehr verbreitet ist, denn alle entledigten sich ihrer Aufgabe mit großem Geschick, Würde und Ruhe. Es ist nicht natürliche Begabung allein, sondern wirkliche durch Uebung erlangte Schulung. Ebenso tritt bei Frauen wie bei Männern die Kunst des Vortrages mehr in den Vordergrund als bei uns, weil hier das Reden gelehrt und gelernt wird. In jedem Augenblick waltet die bestimmte Absicht vor, dem Gedanken die vollendetste Form und Gestaltung zu geben und ihn so zum Ausdruck zu bringen, daß die Zuhörer davon gepackt werden, seine Wirkung voll zur Geltung kommt. Manchmal fehlen freilich auch die Goldmünzen der Gedanken, nur Worte reihen sich an Worte, indeß der geschickte Tonfall der Stimme, die angelernte Beherrschung des Organs und der Ausdrucksweise treten an die Stelle und sichern den Erfolg. Jeder Redner hat hier etwas vom Schauspieler, der sich über seiner Rolle vergißt und darin aufgeht, der gelernt hat, sich von ihr fortreißen zu lassen, das Feuer der Erregung, die starre Ruhe, warme Empfindung, Zorn, Entrüstung, jede Gemüthsbewegung in seiner Stimme zu modelliren, oft die eine unvermittelt an die Seite der anderen zu stellen. Es imponirt und blendet, bei Männern und Frauen gleichmäßig. Selbst im Gespräch tritt eine außerordentliche Wortgewandtheit hervor. Man lernt aber sehr bald die Schulen unterscheiden. Natürlich muß die Gabe der Beredsamkeit überhaupt vorhanden sein, sonst läßt sich nichts herausbilden. Ist ein Redner originell, so macht er schnell wiederum selbst Schule.

Der Congreß für den Fortschritt der Frauen spaltete sich in acht Einzelcongresse: Erziehung, Industrie, Literatur und Kunst, gemeinnützige Bestrebungen und Werke der Barmherzigkeit, moralische und sociale Reformen, Religion, bürgerliche Gesetze und Regierung, Wissenschaft und Philosophie. Jeder dieser Einzelcongresse zerfiel wieder in Commissionen und Unterabtheilungen, die oft die Generalversammlungen der nationalen und internationalen Gesellschaften, Verbände und Vereine einschlossen. An jedem Tage fanden bis zweiunddreißig Sitzungen statt, und jede hatte ihr eigenes Publicum in reicher Anzahl, ohne die zuströmenden Gäste. In einzelnen

Google

dieser Versammlungen begnügte man sich nicht mit Sprechen. Es wechselten Gebet, Ansprachen, musikalische Vorträge, Einzel- und Chorgesang, Berichte und Reden, welche sich auf Zweck und Mittel des Vereins bezogen. Solche Programme entfalteten vorzugsweise die Vereine und Verbände mit ausgesprochen religiösem Charakter. Es zählten dazu Eastern Star, der die weiblichen Angehörigen der Freimaurerlogen mit ihren Erziehungs- und Unterstützungszwecken umfaßt, Christian Temperance Union, die verschiedenen Missionsgesellschaften, die Jungfrauen-Vereine zu gegenseitiger Förderung und zu Hilfszwecken aller Art, wie andere mit ähnlichen Tendenzen. Einer derselben, Womans national Indians Association, führte die Kinder der indianischen Schule vor, die auf der Weltausstellung eingerichtet ist, welche Lieder sangen. Vorträge erläuterten die Erziehungsarbeit unter den Indianern. Einer von diesen Vorträgen hatte den Titel: Des Indianers Gestern und Heute, ein anderer faßte die Zukunft in's Auge. Als Antwort darauf erörterte ein Häuptling der Rothhäute Chauncey Yellow Robe vom Stamme der Sioux die Erziehungsfrage vom indianischen Standpunkte. Allein man würde irren, wenn man sich denselben noch im Federschmuck und Indianercostüm vorstellen wollte. Er unterschied sich durch nichts in der Kleidung von den anderen Gentlemen, die zugegen waren, und ebenso wenig die Kinder, als durch Hautfarbe, Haar und Augen.

Den Löwenantheil des Interesses nahmen allerdings die Congresse für das Stimmrecht in Anspruch. Einmal, weil diese Frage gegenwärtig mehr als je im Vordergrunde steht, dann aber auch, weil sich alle Parteien und alle Schattirungen darin zusammenfinden. Ob Juden, Katholiken, Methodisten, Unitarier ihre Sitzungen hielten; ob Kleiderreform, Kindergarten, Kochschulen, Gewerkvereine, Mäßigkeitszwecke, Frauenstudium, Hebung socialer Uebel, Erziehung, bürgerliche Gesetzgebung und Anderes auf der Tagesordnung stand, an irgend einer Stelle berührten sich diese Interessen mit der Forderung des Stimmrechts. Den Einen ist es Grundlage für alle Reformen, den Anderen das Mittel zur Erreichung ihrer bestimmten Zwecke und Ziele. In beiden Fällen ist jeder Gedanke an Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung bei dieser Forderung ausgeschlossen. Man glaubt im Gegentheil zur Erhaltung derselben dadurch in höherem Maße beizutragen, macht daraus ebenso eine Frage der sittlichen, ja der göttlichen Ordnung, wie der rechtlichen und wirthschaftlichen Nothwendigkeit. Das Stimmrecht bedeutet für die Frauen in diesem Lande in der That das Bezeichnete. Sie müssen es sich erringen, sei es auch nur als eine der vielen Menschenklassen in dem großen Völkergemisch, das durch Einwanderung sich in jedem Jahre mehrt, und sie werden es erhalten. Die besten Verbündeten finden sie nunmehr in den Staaten, die den Frauen bereits das Wahlrecht zum Staatencongreß verliehen haben, unter welchen Wyoming diesen Schritt zuerst gethan. Im Februar d. J. brachte Hon. J. D. Hurd folgende Resolution vor die dortige zweite Kammer, die einstimmig angenommen wurde. Erwiesen sei, daß Besitz und Ausübung des Stimmrechts durch die Frauen in Wyoming während des letzten Vierteljahrhunderts nichts Uebles erzeugt hat, wohl aber mancherlei Gutes gestiftet, daß es in hohem Grade dazu beigetragen, Verbrechen, Armuth und Laster aus dem Staate zu verbannen und zwar ohne jede drückende Zwangsmaßregel, daß es friedliche und geordnete Wahlen gesichert, eine gute Regierung und einen bemerkenswerthen Grad von Civilisation und öffentlicher Ordnung geschaffen hat. Wir weisen mit Stolz auf die Thatsache hin, daß nach kaum fünfundzwanzig Jahren Frauenstimmrecht nicht ein Bezirk in Wyoming mehr eines Armenhauses bedarf, daß unsere Gefängnisse fast leer und Verbrechen, mit Ausnahme von Staatsfremden begangenen, fast unbekannt sind. Als Resultat der Erfahrung fordern wir alle civilisirten Staatsverbände auf, ihre Frauen stimmberechtigt zu machen. Es möge beschlossen werden, eine authentische Copie dieser Resolution durch den Gouverneur des Staates an die maßgebenden Körperschaften jedes Staates und Territoriums in diesem Lande und an alle Körperschaften in der ganzen Welt zu senden und die Presse aller Orten zu ersuchen, die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf diese Resolution zu lenken."

Google

Als gerade eine Rednerin aus Wyoming diese Zustände des Weiteren ausführte und im Vergleich zu anderen Staaten mit Zahlen belegte, auch hervorhob, daß Ehescheidungen nach und nach fast gänzlich aufgehört haben, trat ein Zwischenfall von dramatisch packender Wirkung ein. Die hohe Gestalt des Exgouverneurs Hoyt von Wyoming wurde im Hintergrunde des Saales bemerkt, in den er soeben durch Zufall getreten. Man nöthigte ihn auf die Plattform, und er bestätigte nicht nur das soeben Gesagte, sondern gab noch weitere Einzelheiten über die Vorzüge des Frauenstimmrechts.

Susan B. Anthony mit ihren greisen Gefährtinnen Lucy Stone, Julia Ward Howe und Julia Beecher Hooke, die Schwester der Verfasserin von Onkel Toms Hütte, erschöpften dies Thema allseitig und wurden dabei von jüngeren Kräften wie May Wright Sewall, Reverend Anny Shaw, Martha Strickland, Mary Stephenson und Anderen wirkungsvoll unterstützt. Susan B. Anthony, mit scharf ausgeprägten geistvollen Zügen, erörterte zumeist die praktische Seite in schlagender Beweiskraft mit sarkastischer Würze, die nie ihres Eindrucks verfehlte, und einen ähnlichen Ton schlug Mrs. Beecher Hooke an. Die Anderen mit klaren guten Augen in den lieben Hausmütterchengesichtern betonten mehr die sittliche Seite des Stimmrechts. Diese alte Garde zwischen siebzig und fünfundsiebzig Jahren hat sich treu das Ideal ihrer Jugend im Herzen bewahrt und brachte es auch auf diesem Congreß zum Ausdruck, erwarb sich neue Lorbeeren zu den alten. Neben der geistigen Kraft und Frische war nicht minder die physische zu bewundern, denn meist mußten die Reden sofort in einem anderen Saale wiederholt werden.

Die fünfte dieser alten Vorkämpferinnen für Rechte, die jetzt theilweise des Kampfes schon lange nicht mehr bedürfen, Lady Elisabeth Cady Stanton, hatte nicht selbst erscheinen können, aber ihr Sohn war anwesend. Von ihr wurde eine gediegene Abhandlung am ersten Tage vorgelesen, welche in kurzen Zügen eine Entwickelung des Antagonismus der Geschlechter durch alle Zeiten giebt. Sie schließt mit den Worten eines alten treuen Genossen und Beistandes, der auch in den Congreßtagen seine Stimme hören ließ, Wendell Phillips: „Das Erste, was wir von sächsischem Blute in der Geschichte hören, sind jene Worte des Tacitus in seinem Germanien, welche lauten: „In allen ernsten Angelegenheiten beriethen sie mit ihren Frauen.“ Wenn einst das kräftige Sachsenblut jüdischen Aberglauben und östliche Vorurtheile ausgestoßen haben wird, alberne Sitten und Sophistereien der Büchergelehrsamkeit mit den Füßen zertreten, dann wird ein neuer Tacitus erstehen, der von den sieben Hügeln antwortet: „In allen ernsten Angelegenheiten berathen wir mit unseren Frauen.“ Auch Cady Stanton sieht in den Ehren, welche den Frauen durch die Mitarbeit an der großen Ausstellung in der Königin des Westens geworden, das ermuthigendste Zeichen für die Bewegung.

Beiden zum Brechen vollen Hallen mußte auch hintereinander Genüge geleistet werden, als die berühmtesten Schauspielerinnen über die Bühne und die Frauen sprachen. Frau Janauschek war nicht erschienen, aber die mit deutscher Bildung ausgestattete Polin Helene Modjewska gab in der vornehmen Ruhe des Vortrages vielleicht die größte Kunst der Rede an diesem Abend, während sie am anderen Tage für ihre russischen Schwestern, denen unter dem Drucke ihrer Regierung auch hier das freie Wort nicht gestattet sei, voll Feuer und Begeisterung eintrat. In ihrem Vortrag gab sie eine Geschichte der Frauen in der dramatischen Kunst, wobei sie zumeist auf die deutsche Entwickelung der Bühne Bezug nahm. Clara Morris kam aus St. Louis in einem Extrazuge von Locomotive und Salonwagen des Directors, den die Verwaltung gratis zur Verfügung gestellt hatte, da sie nur einen Abend abkommen konnte. Sie und drei ihrer Colleginnen sprachen wirkungsvoll und hinreißend über die sittlichen Pflichten der Frau auf der Bühne und im Leben, ihren Einfluß, ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Leiden und Freuden.

Nicht weniger anziehend und bemerkenswerth erschienen die farbigen Rednerinnen. Sie sprachen über die Heranbildung des Negervolks, behandelten aber auch andere Fragen, vornehmlich über Erziehung und Religion, besonders Missionsarbeit.

Google

Ueberall ließ sich erkennen, daß innerhalb gewisser Grenzen die ausgedehnteste Freiheit gestattet war, wenn nur mit dem vollen sittlichen Ernst verhandelt wurde, denn schließlich fanden die in Zielen und Mitteln scheinbar am weitesten auseinandergehenden Bestrebungen doch ihre Einheit in dem gemeinsamen Brennpunkte der allgemeinen Nächstenliebe, die Unglück und Elend mindern will, Unwissenheit ausrotten und Glück befördern. Allumfassend und erschöpfend sind alle diese Congresse geplant. Keiner aber wird die Dimensionen annehmen, wie dieser erste. Aus ihm entstand ein Ungeheuer mit hundert Köpfen, von denen mancher doppelt heranwuchs, wenn man ihn abgeschlagen glaubte. Der Vorzug der Ausdehnung und Freiheit erwies sich als Nachtheil. Die bedeutenden Sitzungen mußten wiederholt werden, fragwürdige Verhandlungen nahmen unnöthig Zeit und Kraft in Anspruch. Die Ueberfülle des herbeiströmenden Materials konnte keine genügende Sonderung erfahren, so kam leichte und schwere Waare nebeneinander auf den Markt. Zusammengehöriges wurde auseinandergerissen, einander Fernliegendes in enge Verbindung gebracht. Auch hier erwiesen sich Zeit und Raum als unzulänglich. Wie es mit dem Stoff erging, so mit dem Menschen. Allgegenwart ist uns nicht beschieden, hier wäre sie die Voraussetzung gewesen, um auch nur eine einzige Frage in ihrem Zusammenhange mit den andern zu erfassen, ihr auf den Grund zu gehen, sich eingehende Belehrung zu verschaffen. Was immer nur Wahres und Treffendes über irgend welchen Gegenstand zu sagen war, von wenigstens einer Seite geschah es sicher und zwar in einer Ausdrucksweise, daß der Inhalt durch die Form noch an Werth gewann. Andererseits wäre auch manches Wort, manche Rede ohne Nachtheil für die Kennzeichnung des Fortschrittes der Frauen besser unterblieben. Alte Schlagwörter machten sich breit, lange akademische Abhandlungen über allbekannte Zustände nahmen die Zeit in Anspruch. Eine klärende Debatte konnte darum nicht Correctur und Ausgleich widerstrebender Ansichten bringen. Nirgends kam es zu einer Sichtung, zu einem anderen abschließenden Resultat als dem rauschenden Beifall des Publicums, welches alle Aeußerungen gleichmäßig damit bedachte. Freilich blieb dadurch auch jede Schärfe fern. Kein Mißton störte die Harmonie, so verschiedene Instrumente zusammen erklangen. Man mußte sich an den reichen Einzeleindrücken genügen lassen und auf Klärung des Urtheils verzichten.

Es ist dies gerade im Interesse der Frauen lebhaft zu bedauern. Man wird nicht verfehlen, ihnen daraus den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen, die in die Breite geht und nicht in die Tiefe. Dies ist der Grund nicht, man hat nur Unmögliches möglich machen wollen. Nachträglich gedenkt man eine solche Klärung herbeizuführen. Die Bearbeitung des Materials soll bedeutenden Frauen aller Länder übertragen werden, sobald es erscheint. Das kann erst spät geschehen, denn die Nationalregierung läßt die Verhandlungen sämmtlicher Congresse nach stenographischen Aufzeichnungen und überwiesenen Schriftstücken drucken. Dieser erste Congreß wird etwa fünfundzwanzig Bände im Format der Encyclopaedia britannica umfassen, wie Mrs. Sewall mittheilte. Aus allen diesen Congressen geht demnach eine stattliche Bibliothek hervor, die den Standpunkt der Gegenwart für gesellschaftliche Fragen so erschöpfend und umfassend behandeln wird, wie es noch nie geschehen, aber man kann billig zweifeln, daß sich Viele durcharbeiten werden.

Ein guter Gedanke ist es, daß im Frauengebäude in der Ausstellung jeden Vormittag von elf bis zwölf Uhr Vorträge gehalten werden, die sich mit dem Material der Congresse decken oder bereits dort gehalten worden sind. Sie finden große Theilnahme bei dem Publicum, und selten ist der Saal nicht ganz ausgefüllt mit Hunderten von Zuhörern aller Stände, jeden Geschlechts und Alters. Die Menschen tragen somit manchen Gedanken nach Haus, der ihnen sonst fern gelegen, und hier und da fällt doch ein Samenkorn auf den richtigen Boden.

Seitdem ist wöchentlich ein anderer Congreß dem ersten gefolgt, alle haben eine große Betheiligung seitens der Frauen erfahren, und auch dem folgenden wird es daran nicht fehlen. Hier fällt die Gegensätzlichkeit weg, die auf dem Congreß für Frauenfortschritt begreiflich stark im Vordergrunde stand; hier begegnen sich beide Geschlechter auf

Google

dem bereits erworbenen Boden, stehen Schulter an Schulter, arbeiten zusammen wie gute Kameraden, zollen sich gegenseitige Achtung. Vielleicht litt der Preßcongreß noch ein wenig unter der Nachwirkung des erdrückenden ersten, da der Abstand an der Betheiligung allerdings ein hervorstechender Zug war und wiederum nur die Frauensitzungen, sowie die allgemeine Versammlung, in der Mrs. Palmer und Mrs. Henrotin die Delegirten und fremden Gäste vorstellten, eine Ausnahme machte. Im medicinischen Congreß trat die anerkannte Gleichberechtigung auch auf der Rednerliste merkbar hervor. Mehr noch war dies bei den Mäßigkeitsbestrebungen der Fall, die wiederum große Theilnahme im Publicum fanden. Die noch in Aussicht stehenden Congresse ändern an diesem Gesammtbilde nichts, und auf ihre Verhandlungen einzugehen, wird man mir gern erlassen. In Hinblick auf die fünfundzwanzig gesprochenen Druckbände möchte ich jetzt schon Lessings Widmung an den Leser etwas verändert für mich in Anspruch nehmen:

Hast Du in diesen Blätter nichts gefunden,
Was Dir gefiel,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Erzielen die Congresse sonach für das eigene Land den Haupterfolg, so ist die Fernwirkung doch auch nicht zu unterschätzen. Kann man bei jeder internationalen Zusammenkunft, deren Vertretung nicht der Staat sichert, die Frage aufwerfen, wo sie sind, die Vertreter aller Nationen, die herbeigerufen wurden, um an den Verhandlungen theilzunehmen, durch persönliches Erscheinen ihr Interesse zu bekunden, durch Begegnung und Kennenlernen engeren Zusammenhang herbeizuführen, so ist es auch hier der Fall. Immer werden Zeit und Umstände nur Wenigen persönliche Theilnahme gestatten. Hier ist sie überdies größer als je zuvor. In Europa ist jedes Land vertreten, darunter Deutschland und England am zahlreichsten. Dennoch ist darauf nicht das Hauptgewicht zu legen, sondern auf die überall, auch in den entferntesten Ländern, vorher angeknüpften Beziehungen, die das Interesse wachgerufen haben und auch fernerhin den Zusammenhang wahren werden. Das Weitere kann man getrost der Zukunft überlassen und jenem Walten des Zeitgeistes, das die Stunde für jegliches Geschehniß bestimmt, während inzwischen Chamissos Worte sich bewahrheiten:

Ein jedes Band, das noch so leise
Die Seelen aneinander reiht,
Wirkt fort in seiner stillen Weise
Auf unberechenbare Zeit.

Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Amerika. Eine allgemeine Landeskunde. In Gemeinschaft mit Dr. E. Deckert und Professor Dr. W. Kückenthal herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit 180 Abbildungen, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Leipzig und Wien 1893, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Am frühen Morgen des 12. October 1492 war es, als die spanischen Schiffe unter ihrem genuesischen Führer Christoforo Colombo das langersehnte Land in Gestalt einer niedrigen Koralleninsel der Bahamagruppe in Sicht bekamen. Nach seiner Meinung war es die Ostküste Asiens, die man entdeckt hatte, und ein volles Menschenalter verging, ehe man, lange Zeit nach dem Tode des Entdeckers selbst, die Ueberzeugung gewann, daß man es mit einem neuen Welttheile zu thun habe. Seitdem sind vier Jahrhunderte dahingegangen, und Amerika, das dieses Ereigniß jetzt in der großartigen Weltausstellung zu Chicago feiert, steht damit im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Es war zu erwarten, daß die schon vorhandenen Monographien, Handbücher und Reisewerke über Amerika durch eine stattliche Reihe neuer Arbeiten vermehrt werden würden, man kann aber nicht behaupten, daß die Mehrzahl dieser Erscheinungen eine werthvolle Bereicherung der einschlägigen Literatur bedeute; es fehlt ihnen namentlich die so wichtige Uebersichtlichkeit und Einheitlichkeit des Stoffes, während sie an Nebensächlichem und Zufälligem so Vieles bieten, daß sie eher verwirrend, als belehrend wirken.

Eine löbliche Ausnahme hiervon bildet das vorliegende wissenschaftlich höchst gediegene Werk, ein Theil der „Allgemeinen Länderkunde“, von der bereits zwei Bände, „Afrika“ und „Asien“ umfassend, erschienen sind. Zur Bewältigung des gewaltigen Stoffes, der in die Entdeckungsgeschichte Amerikas, den Aufbau des Erdtheils, seine Bodengestalt und Bewässerung, seine Pflanzen- und Thierwelt, seine menschliche Natur- und Culturbevölkerung einführt und die Entwickelung und Zustände aller Staaten und Colonien und endlich die alle amerikanischen Länder umgürtenden Verkehrsformen durch lichtvolle Schilderung dem Verständniß nahe bringt, haben sich drei namhafte Gelehrte vereinigt. Sievers hat Südamerika, Deckert Nordamerika und Kückenthal Grönland und den Arktischen Archipel bearbeitet. Auch die äußere Ausstattung ist gediegen und reich. Die vortrefflichen Abbildungen sind meist Originale, nach Photographien in Holzschnitt

Google

ausgeführt, die Tafeln in Farbendruck von künstlerischer Vollendung und die Karten, physikalische und politische, getreu und übersichtlich. Die Sprache der Verfasser ist einfach und klar; doch dürfte eine Wortbildung wie Volksdichtigkeit (z. B. Seite 236) statt Volksdichte endlich auszumerzen sein.

Ganz besonderes Interesse beanspruchen die Darstellungen der amerikanischen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt. In diesen Verhältnissen sind in den letzten Jahrhunderten große Veränderungen eingetreten. Man kann z. B nicht mehr behaupten, daß die Llanos, wie früher, ein reines Grasland wären; die berühmte Schilderung des Landschaftscharakters der Llanos, die Humboldt gegeben hat, paßt zur Zeit nur noch auf die Gebiete am Apure, die übrigen haben ein mehr parkartiges Aussehen angenommen, und außer den Baumgruppen heben sich jetzt hier und da am Wege vereinzelte Gehöfte aus der Ebene ab. Beachtenswerth ist ferner die geographische Verbreitung der Thiere, welche auf den Antillen vorkommen, weil daraus geschlossen worden ist, daß Westindien einst zwar mit Südamerika, niemals aber mit Nordamerika zusammengehangen hat, und daß auch die Verbindung mit Südamerika, bevor noch größere Säugethiere herüberwandern konnten, gelöst worden ist. Einer der ärgsten Feinde einer durchgreifenden

Der Titicacasee.
Aus: Sievers, Amerika. Bibliographisches Institut. Leipzig.

Google

Civilisation auf den Antillen ist die Lanzenschlange, deren Biß unbedingt tödtlich ist: sie findet sich ebenso in dem tiefen, feuchten Dunkel der Wälder, wie in den Zuckerrohrfeldern und sonstigen Plantagen auf begangenen Wegen und sogar inmitten der Dörfer und Gehöfte. Am auffälligsten ist die Veränderung, welche mit der Bevölkerung der neuen Welt vor sich gegangen ist. Während in Asien und Afrika, trotz mancher Verschiebungen und Vermischungen im Einzelnen, noch diejenigen Völker leben, die vor alten Zeiten dort ansässig gewesen sind, bietet Amerika jetzt ein gänzlich anderes Bild als zur Zeit der Entdeckung dar. Die amerikanische Rasse hat vor den einwandernden Europäern

Der Victoriafall des Iguassu.
Aus: Sievers, Amerika. Bibliographisches Institut. Leipzig.

das Feld räumen müssen und ist theils ganz zurückgedrängt, theils ausgerottet, überall aber in politische Abhängigkeit gebracht worden. In Nordamerika haben die germanischen Stämme die amerikanische Urbevölkerung weniger aufgesogen, als vielmehr bis auf geringe Reste ausgerottet; in Südamerika, in Mexico und Westindien haben die Romanen nach Vernichtung einer großen Zahl von Amerikanern sich mit dem immer noch bedeutenden Reste stark vermischt. Noch mannigfacher wurde die Mischung durch die eingeführten Afrikaner und durch die noch einwandernden Asiaten. Wir verweisen aber hiermit auf die Lectüre des in jeder Beziehung zu empfehlenden Werkes selbst.

H. J.

Google

Die Lanzenschlange.
Aus: Sievers, Amerika. Bibliographisches Institut. Leipzig.

Julian der Abtrünnige.

Geschichtlicher Roman in drei Bänden von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1893.

Eine Frucht jahrelanger Studien und ernster Forschung über das tiefste philosophische Problem, die Frage der sittlichen Weltordnung, legt Dahn in diesem gereiften Werke vor, dessen Stoff seit jeher Dichter und Historiker gereizt hat. Seit D. Fr. Strauß in einem allerdings nicht ohne moderne Seitenblicke auf Friedrich Wilhelm IV. abgefaßten Vortrag Julian den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren genannt, ist dieses Wort ein geflügeltes geworden. Strauß erblickte die Romantik Julians in seinem ohnmächtigen Unterfangen, eine alte Zeit wiederherzustellen, die weltgeschichtlich überwunden war; und in diesem Sinne hat auch Ibsen in Kaiser und Galiläer den Stoff behandelt mit einer für den an historische Wahrheit gewohnten Leser abstoßend wirkenden Modernität. Ein Vergleich des nordischen „Realisten“ mit dem deutschen „Idealisten“, wie die abgeschmackten Schlagworte lauten, böte eine Fülle fruchtbarer Gesichtspunkte; eine kurze Anzeige muß auf das Eingehen hierauf verzichten, das Eine aber darf hervorgehoben werden, daß der deutsche „idealistische“ Dichter das Problem anders und tiefer gefaßt hat: sein Julian ist nicht ein Versuch, die Idee des „dritten Reiches“ gewaltsam in den antiken Stoff zu zwängen, sondern die Ausarbeitung eines menschlichen Problems, das zu allen Zeiten der Kernpunkt philosophischen Denkens war und darum historische Wahrheit gestattet,

Google

ohne lebendigsten Antheil auszuschließen; es ist die Tragödie alles idealen Strebens, die sich in der Gestalt Julians historisch objectivirt.

Dahn begleitet Julian von der Mondnacht an, in der sein Geschlecht auf Befehl des neuen Imperators Constantius vernichtet wird, bis zum letzten Ausruf: „Du hast gesiegt, Galiläer,“ biographisch; der Stoff gliedert sich ihm daher organisch in die drei Abschnitte, die den drei Bänden entsprechen: „Die Jugend“, „Der Cäsar“, „Der Imperator“. Die namentlich im zweiten Bande ausgedehnt verwendete Briefform gestattet, historisch weit Auseinanderliegendes künstlerisch zusammenzurücken, und bietet überdies ein vortreffliches Mittel, Julian mit Zügen, die seinen Schriften und seinem Stile fein abgelauscht sind, zu charakterisiren. Ueberhaupt muß hervorgehoben werden, daß auch nach der Seite künstlerischer Composition „Julian“ die volle Reife des Künstlers zeigt.

„Der Geist einer erhabenen Natur hat diesen Jüngling geleitet von der Wiege bis zum letzten Lebenshauch“ — so charakterisirt Ammianus Marcellinus treffend den Kern von Julians Wesen, den edlen Idealismus, der Schwächen wie Eitelkeit nicht ausschloß, Gefahren wie Schwärmerei einschloß. Wir sehen den Jüngling als schwärmerisch-asketischen Christen im Kloster; durch Lysias, den Scheinchristen, in Wahrheit den glühenden Verehrer des Heidenthums (eine frei erfundene Figur) lernt er für Plato und Plotin schwärmen, dann baut er sich seine eigene Mystosophie auf, eine wunderliche Symbolisirung des antiken Glaubens. Aber er muß erleben, daß Niemand daran glaubt, als er selbst; das Christenthum siegt und raubt ihm durch den Wahnsinn des Fanatismus die Liebe seiner Mutter, das Vertrauen seiner Schwester; sein innigster Freund, Jovian, fällt vom Heidenthume ab; sein Lebensglück ist mit dem frühen Tode seiner Gattin geflohen, sein Lebensziel, die Antike zu erneuern, sieht er gescheitert, der letzte Halt, den er hat, der Glaube an seinen Beruf, die politische Größe Roms zu erneuern, bricht mit der Niederlage durch die Perser zusammen. Wie Julians fester idealer Glaube an den Sieg des Sonnengottes, der Idee, zerschmettert wird, so des Lysias Glaube an die Sterne, so des Alamannenkönigs Chnodomar Glaube an Donar; die Scene, wo Chnodomars Schwert zerspringt, an das sich durch eine Traumerscheinung Donars all sein Hoffen knüpft, und die grauenhafte Wirkung der Erkenntniß, daß es keine Asen gebe, ist, wie die ganze Schilderung der Alamannenschlacht, von ergreifender Wirkung. Es ist die Tragödie menschlichen Strebens und Glaubens, die sich in den verschiedensten Gestalten vor uns abspielt; und wo ist der feste Pol in der allgemeinen Vernichtung des Glaubens? Endet die Tragödie mit achselzuckender Skepsis? Das einzig Bleibende ist das Begreifen der Nothwendigkeit, das Erfüllen der Eigenart ohne den Glauben an einen endlichen Sieg des Guten, das Heldenthum des Merovech, des Vertreters der Germanen. In diese Gestalt hat Dahn seine heroisch-tragische Weltauffassung niedergelegt, dieselbe, die König Teja im „Kampf um Rom“ vertritt; aber hier klingt sie freudiger, Teja gehört einem untergehenden Volke an, Merovech einem aufstrebenden; er weiß, auch sein Volk wird einst fallen, aber noch ist diese Stunde fern; der Urenkel des Bataverhelden Claudius Civilis führt die Germanen über den Rhein und wird der erste Frankenkönig. —

Den Einzelheiten eines so großen — äußerlich wie innerlich großen — Werkes kann eine kurze Anzeige nicht gerecht werden, sie kann nur aufmerksam machen auf die reichen künstlerischen Schönheiten der wunderbar vielgliedrigen und doch zu einem durchaus einheitlichen Punkte führenden Composition, deren sicher gezogene Linien die Hand des reiffsten Meisters zeigen, und die vollendete durch keine Episoden, keine Nebenscenen gestörte Harmonie der Wirkung. Wenngleich Dahn auch in diesem historischen Roman frei erfundener Personen nicht entrathen kann — und der Dichter hat keinen Grund, auf solche zu verzichten — so dürfte den Anhängern antiquarischer Treue doch kein Anlaß gegeben sein, über Unhistorisches zu klagen; aber auch die andere Seite fehlt nicht, die dem historischen Romane allein Berechtigung als Dichtwerk giebt, der menschliche Antheil an den historischen Persönlichkeiten, und dieser ist hier vielleicht noch größer als in verschiedenen anderen Werken Dahns; wie er selbst seinem eigenen Entwickelungsgange Vieles entnommen — welcher Leser, der Dahns „Erinnerungen“ kennt, würde nicht in dem Lichtgottverehrer Julian den jugendlichen „Sonnenritter“ erkennen, der später sich zu der Philosophie Merovechs läuterte? — so wird der denkende Leser ein erschütterndes Abbild seiner selbst und des menschlichen Lebens in dem tragischen Schicksal Julians erblicken. In der wahrhaft genialen Weise, wie über das mit Schwächen behaftete Individuum sich das tragische Bild der Menschheit erhebt, ähnlich wie in Cervantes' unsterblichem Werke, erblicken wir die tiefste Bedeutung dieses wunderbaren Werkes. O. J.

Google

Bibliographische Notizen.

Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit" von Rudolf Steiner. Weimar, Herm. Weißbach. 1892.

Den Verf. dieser an Kürze und Verdienstlichkeit manche Druckbogenladungen überragenden Schrift hat, wie ich vermuthe, eine fleißige Autodidaxis soweit geführt, als eine solche zu führen pflegt. Mit folgerungssicherer Selbstständigkeit entlarvt er viele Grundlagen von Erkenntnißtheorien (zumal bei Kant) als dogmatische Voraussetzungen (S. 7 ff. 17 f.) und bemüht sich im ersten Schritt seines eigenen Weges erfolgreich, das zu beschreiben, auf dessen Grund das Erkennen erst beginnen kann, das „Gegebene". Der zweite Schritt muß nun eine darein eingreifende Denkthätigkeit sein. Hier liegt der Mittelpunkt des ganzen gestellten Problems, und hier verläßt unsern Verf. die Kraft seiner Schule: was jenen Ursprung einer erkennenden Bearbeitung des Gegebenen ermöglicht, das sind die — „Begriffe und Ideen" (S. 27); was aber diese sind, was also der eigentliche Keim des menschlichen Erkennens ist, bei dem erst die großen Fragen nach unserm realistischen oder nichtrealistischen Verhältniß zur Außenwelt beginnen und den wir schon glaubten, durch Steiner's bisher so sichere Führung zu erfahren, darüber belehren uns — eine vierzeilige Anmerkung von jener Beiläufigkeit, wie sie wohl nur einem Autodidakten möglich ist, und die späteren Synonyma „Kategorien" (S. 35) und „Gedankenformen" (S. 42). — Der dritte Schritt, der eigentliche Erkenntnißact, ist die Wiederherstellung der so gestörten Einheit, die Synthese der beiden ersten Elemente (S. 29 ff).

Derselbe Autor, der sich an einem entscheidenden Punkt so sehr der Description überhebt, und der ebenso beiläufig (S. 35) das Object des menschlichen Bewußtseins selbst" (vielleicht: „das menschliche Bewußtsein selbst als Object"?) vom übrigen Weltinhalt" unterscheidet, überschätzt ein ander Mal diese Thätigkeit: „Die Beschreibung des Denkens ist zugleich die Wissenschaft des Denkens. In der That war auch die Logik nie etwas Anderes als eine Beschreibung der Denkformen, nie eine beweisende Wissenschaft". (S .29 f.) Derselbe Autor hält uns ferner einerseits für unfähig, „selbst wenn uns die ganze übrige Farbenscala gegeben wäre, auch nur eine Farbennüance bloß vom Ich aus zu ergänzen" (S. 43), was sogar Hume trotz der daraus folgenden Erschütterung seiner empiristischen Ideenlehre für möglich hält („Untersuchung", Leipzig 1893 S. 20, wo leider in Zeile 7 nach „wenige" das selbstverständliche „nicht" ausgefallen ist), und verkündet andrerseits seine erkenntnißtheoretische Grundlegung als das Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit". Er glaubt schließlich, daß er „alle einseitigen Weltanschauungen überwunden" habe (S. 45), und „daß aller Streit der Weltanschauungen" von einer Verkennung der „Natur des Wissens selbst" komme (S. 46). Alle diese Sprünge scheinen wieder Kennzeichen des Philosophirens auf eigene Faust zu sein. Indem wir uns aber gegen dieses abweisend stellen mußten, thun wir es keineswegs gegen Steiners Gesammtleistung; sie dürfte eines würdigen Platzes neben ihren derzeitigen Genossinnen sicher sein und zeigt, was der Autor auf anderen Wegen zu leisten im Stande wäre.

H. S.

Elektrische Bibliographie. Unter ständiger Mitwirkung der Elektrotechnischen Gesellschaft zu Leipzig herausgeg. v. Dr. Georg Maas. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. (Arthur Meiner.)

In monatlichen Heften soll die gesammte literarische Production des In- und Auslandes, soweit sie in Beziehung zur Elektrotechnik steht, unmittelbar nach dem Erscheinen, unter Verzicht auf jede Kritik, wissenschaftlich geordnet weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Wp.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam. Von Theodor Löwe. 2. Auflage. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Ein Königstraum. Schauspiel in fünf Aufzügen von Theodor Löwe. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam erscheint uns als eines der merkwürdigsten Bücher unserer Zeit — merkwürdig eben, weil es dieser Zeit angehört, der Epoche der Nervosität, der pathologischen Probleme, diesem fin de siècle mit seiner Vorliebe für das Abnorme, Gesuchte, Ungesunde. Man glaubt sich in die idyllischen Tage des Schulmeisterlein Wuz zurückversetzt beim Lesen dieser einfachen, zu Herzen gehenden Geschichte, die ein

Google

ganzes Menschenleben, das sich in den bescheidensten Verhältnissen abspielt, schildert. Eines armen Dorfschusters Sohn ist der Held der Erzählung, ein nach den Höhen des Wissens strebender Mensch, den aber Noth und Armuth in die alte Lebenssphäre zwingen und der — eine mehr contemplative, denn active Natur — sich mit heiterer Resignation in das Unvermeidliche fügt. Mit Meisterschaft ist nun die Entwickelung dieses Innenlebens geschildert, wird veranschaulicht, wie dieser schlichte, gemüthvolle Mensch in der harten Schule seines Lebens, in den schweren Schicksalsschlägen, die ihn treffen, zu einem Philosophen heranreift, der sich in Freud' und Leid im Einklang fühlt mit dem All, ähnlich dem Anzengruber'schen Steinklopferhans, der seine Lebensanschauung in die Worte zusammenfaßt: „Es kann Dir nix g'schehn; Du gehörst zu dem All und das All zu Dir, es kann Dir nix g'schehn." Mit vollendeter sicherer Kunst ist ein Grundton das ganze Buch hindurch festgehalten, das auf uns eine Wirkung übt, wie der wehmüthige Frieden eines leise verdämmernden Sommertages. Eine stille Innerlichkeit, die uns unmerklich mehr und mehr in ihren Bann zieht, durchdringt das Buch von Anfang bis zu Ende. Nur ein wahrer Dichter, der das Resultat ernster Gedankenarbeit in die warme Farbe lebendiger Empfindung zu kleiden vermochte, konnte ein solches Werk schaffen, konnte mit den einfachsten Mitteln so tiefgehende Wirkungen erzielen.

In noch höherem Grade lernen wir Theodor Löwe als tiefen Denker kennen in dem sowohl in der Conception wie in der Durchführung imponirenden Drama „Ein Königstraum", das in seinem philosophisch-ethischen Kerne mit Ludwig Fuldas — übrigens wesentlich später als Löwes Schauspiel entstandenen — Talisman eine gewisse Verwandtschaft hat. Den gedanklichen Stoff dieses Schauspiels dramatisch zu bewältigen, das war eine Aufgabe, an die nur ein seiner Kraft bewußter Poet sich heranwagen, und die nur ein, mit solchem Wollen ein ebenbürtiges Können vereinender Dichter so lösen konnte. Wir vermögen nicht zu beurtheilen, ob das Werk, dessen Hauptrolle dem Schauspieler eine sehr schwierige, aber für einen echten Künstler gewiß nicht undankbare Aufgabe stellt, von der Bühne herab völlig den mächtigen tiefen Eindruck macht, wie bei der Lectüre; jedenfalls glauben wir, daß nur bei der letzteren die eigenartigen Schönheiten dieses gedankentiefen Werkes voll erfaßt werden können; auf unmotivirte theatralische Effecte hinzuarbeiten, liegt Löwe gänzlich fern, dazu ist er ein zu ernster, strenger Künstler. Sich selbst genug zu thun, nicht den Beifall der Menge um jeden Preis zu erzwingen, ist sein Streben, in erster Linie war es ihm um die Erzeugung eines Kunstwerkes, in zweiter erst um die eines Theaterstückes zu thun. Die Diction des Werkes ist dem Charakter des Stoffes angepaßt; voll Schwung ohne Bombast, voll majestätischer Würde und voll lichter Klarheit bei aller philosophischen Tiefe. Die herbe Schönheit dieser Jamben, deren stolzer Flug durch die schwere Gedankenfracht nicht gehindert wird, hat oft Shakespeare'schen Zug; und an den großen Briten erinnert auch das zeitweilige Spielen mit Worten, das Hin- und Herwenden gewisser Begriffe. Hie und da scheint uns der gedankliche Kern zu deutlich durch die poetische Umhüllung zu schimmern — doch derlei kleine Mängel können uns nie vergessen lassen, daß wir das Werk eines hochbegabten Dichters vor uns haben, von dem noch Bedeutenderes zu erwarten ist.

O. W.

Der Liebe Lust und Leid. Novellen von Helene von Benicky-Bajza. Berlin, J. Gnadenfeld & Co.

Die zum Theil sehr phantastisch geschriebenen kleinen Erzählungen bilden durchaus keinen Werthmesser für den gegenwärtigen Stand der ungarischen Literatur; mit ähnlicher Dutzendwaare wird der Büchermarkt in Deutschland aus eigenen Mitteln genugsam überschwemmt, es erübrigt sich wahrlich, derartige Erzeugnisse aus fremden Literaturen zu übertragen. mz.

Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Zwei gut geschriebene Dorfgeschichten, die zwar nicht neu in ihren Motiven sind, aber lebenswahr in ihrer Charakteristik, spannend und ergreifend und deshalb zur Lectüre empfohlen werden können. mz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58[20] R.
Mühlbrunn .	40 =
Schlossbrunn	41[8] =
Theresienbrunn	47[1] =
Neubrunn . .	47[3] =
Marktbrunn .	34[5] =
Felsenquelle .	47 =
Kaiser Karls-Qu.	33[4] =
Kaiserbrunn.	39[1] =

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Google

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERR

Apollina

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-W

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Fla
Krügen :—

15,822,000 in 188

17,670,000 „ 189

“*Die Beliebtheit des Apolli*
Wassers ist begründet dur
tadellosen Character desselbe
THE TIMES, 20. *Septembe*

THE APOLLINARIS COMPANY, L

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Go gle
CALIFORNIA

Band 67. — Heft 200.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1893.

17. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

November 1893.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Albert, König von Sachsen.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Google

Google

Albert König v. Sachsen.

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau

Google

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVII. Band. — November 1893. — Heft 200.

(Mit einem Portrait in Radirung: Albert, König von Sachsen.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Google

Google

Die Feuertaufe.

Festspiel zur Feier des 50jährigen Offizier-Jubiläums Sr. Majestät des Königs Albert.

(22. October 1893.)

Von

Franz Koppel-Ellfeld.

— Dresden. —

Personen:

Ewald Weber, Feldprediger bei der Sächsischen Brigade.
Michael Bloß, Militär-Roßarzt.
Zobel, Feldwebel im Regiment „Prinz Georg“.
Carl Walther, Hornist bei den Schützen.
Seidel, Unteroffizier bei der Sächsischen Artillerie.
Koch, Unteroffizier eines Preußischen Infanterie-Regiments.
Kränkel, Unteroffizier eines Baierischen Infanterie-Regiments.
Erster Soldat (Schütze), Zweiter Soldat (Pionier), Dritter Soldat (Artillerist) — Sachsen.
Eine Ordonnanz.
Anna, die Marketenderin.
Florian Hempel.
Hanna, seine Frau.
Dina, seine Tochter.

Ort: Auf den Düppeler Schanzen. Zeit: 13. April 1849.

Bis zur Verwandlung (am Schluß) stellt die Bühne die Tenne (Hauptwohnraum) eines Schleswig'schen Gehöftes dar, welches durch das Gefecht arg mitgenommen worden ist. Haupteingang im Hintergrund halb offenes, zusammengeschossenes Thor mit Ausblick auf eine Windmühle, Schanzen, Haideland und See (Alsensund). In der Tenne hat sich eine Feldwache von Soldaten verschiedener Contingente und Waffengattungen, sowie eine fliegende Cantine der Marketenderin etablirt. Tische und Bänke, zusammengesetzte Gewehre, allerlei Kriegsgeräth. Soldaten aller Waffengattungen ab- und zugehend, an Tischen und hinter den Eingängen im Hintergrund, sowie an den Seiten, nach welchen hin man das Lager der Feldwache fortgesetzt denken muß.

Google

Erster Auftritt.

Zobel. Bloß. Seidel. Koch. Kränkel. Anna. Zuletzt eine Ordonnanz.

Koch.

Nun hört das Schießen aber gänzlich auf —

Bloß.

Es ist nur 'ne Generalpause — ich wette drauf.

Anna.

Ich trau' dem Landfrieden auch nicht recht.
Das ist nun heut' schon das dritte Gefecht.
In der Früh' um viere ging's erste los.

Seidel.

Und aber wie!

Koch.

Na — curios.

Zobel.

Das war ein Donnern, das war ein Blitzen —
Wie krachten die Mörser und Haubitzen!

Anna.

Bis um 8 Uhr — da scholl es: Victoria!

Seidel.

War auf der ganzen Schanze kein Däne mehr da.

Kränkel.

Ein Sieg wie zum Frühstück zurecht gemacht!

Seidel.

Ja, Bruder Baier, das hab' ich auch gedacht.
Aber der Soldat denkt — und der Generalstab lenkt;
Eh' man ein'n Happen konnt' genießen,
War schon wieder ein mörderisch' Schießen.

Zobel.

Die Dänen, als hätt' sie das Meer ausgespie'n,
Sah man in hellen Haufen herzieh'n.

Kränkel.

Jetzt ging's erst tüchtig herüber, hinüber;
Von meiner Compagnie blieben nicht Viel' über;
Bin notabene vom Regiment von der Tann —:
Von uns stellt ein Jeder seinen Mann.

Google

Anna.

Ja, ja — wenn Ihr erst anfangt zu raufen,
Nachher laßt Ihr Euch nicht einmal Zeit zum Verschnaufen.

Kränkel.

Das Draufgeh'n und Dreinhau'n wäre schon ganz nett,
Nur immer än frischen Trunk wenn 'mer hätt'.
Wer alleweil austheilt, nimmt auch gern 'was ein,
Und der Soldat lebt nicht vom Blut allein
Im Schlachtgewühl. Ich sag' Euch: bei mir
Thut Wunder der Tapferkeit ein Glas Bier.

Seidel.

Da bin ich anders — daß ich's nur gesteh',
Den richtigen élan macht mir der Kaffee.

Koch.

Wenn die Kugeln pfeifen und die Hiebe wettern,
Da lob' ich mir's, einen Gilka zu schmettern!

Anna.

Schließlich trinkt Ihr eben, was Ihr kriegt,
Und wenn Ihr auch nichts habt — es wird doch gesiegt!

Bloß.

Die Mutter hat Recht — und steht auch noch
Das Gefecht in der Schwebe — wir siegen doch.
Aerger kann's nun schon nicht mehr kommen,
Als wie wir zuletzt das Gehöft hier genommen.
Ehr' Euch Allen, aber uns Sachsen
War der „tappere Landsoldat" freilich nicht gewachsen.
Spie auch herüber vom Alsensund
Tod und Verderben der Geschütze Mund,
Das erste und das dritte Bataillon
Vom Regiment Prinz Georg sprach ihnen Hohn —
Das Gehöft an der Düppeler Windmühle hier
Das nahmen und das halten wir.

Zobel.

Und wie der Moment uns zusammengeschnei't
Preuß', Baier, Kurhesse und was Ihr seid —
Uns Sachsen seid Ihr nun zugesellt
Und meinem Commando unterstellt.
Wie das Gefecht sich auch mag erneuen,
Sich concentriren oder zerstreuen —

Google

Wir stehn in Reserve hier und als Wache,
Das will etwas heißen, das ist eine Sache.
Ich hoffe, Ihr wißt das Vertrauen zu schätzen,
So das Commando in Euch thut setzen.
Wir stehen hier auf 'nem Ehrenposten,
That auch ein theures Blutgeld kosten.

Koch.

Ich kenne die Düppler Position
Vom vorigen Jahr' her als Freischärler schon.
Haben uns Tage lang hier herumgeschlagen
Und keinen Erfolg davongetragen.
That Papa Wrangeln höllisch verdrießen,
Daß er nicht konnt' Alles in Grund und Boden schießen.
Damals schon sagten wir: Ja, bei Düppel
Und am Alsensund,
Da liegt der Knüppel
Beim dänischen Hund.

Zobel.

Um so größer ist heut' die Ehr'.

Seibel.

Unberufen! Wenn's nur schon Abend wär'!

Zobel.

Das Gehöfte nimmt uns kein Däne mehr!

Kloß.

Ein Gehöfte kann man's kaum noch nennen;
Um 5 Uhr sah ich's schon lichterloh brennen.
Stehen ja nur noch die durchlöcherten Mauern,
Thut mir leid für den Schleswiger Bauern.

Anna.

I wo! — Der fragt nichts nach dem alten Gerempel,
Ist ein guter Sachse mit Namen Hempel.

Zobel.

Ein Landsmann?

Anna.

Aus Dresden hierher verzogen,
Treibt Handel — das Glück war ihm gewogen,
Ist ein gemachter Mann geworden,
Hat Hof und Feld hier allerorten.

Google

Ich kannt' ihn schon vor zehn, zwölf Jahr',
Wie er noch Kammerdiener bei Prinz Johann war.

Zobel.

Hat er Weib und Kind?

Anna.

Und was für ein Kind!
Ein Prachtmädel, wie man wenige find't,
Eine Rosenknospe, Milch und Blut —:
Ich glaube, sie ist dem Schützen gut,
Dem Walther; der hat im Quartier gelegen
Bei Hempels — na — Gott geb' seinen Segen!

Zobel.

Wenn ihn nur die Eltern auch geben.
Und die Frau?

Anna.

Ich sag' Euch — in meinem Leben
Hab' ich so was von braver Frau nicht gesehn.

Zobel.

Na, na —

Anna.

Ihr werdet es schon verstehn —
Daß ich nicht übertreib', wenn Ihr erst wißt,
Daß sie unseres Herrn Feldpredigers Schwester ist.

Zobel.

Alle Achtung! Ist sie halb nur so wie der,
Dann gebührt der Dame die höchste Ehr'.

Anna.

Und so was von Güte — mit vollen Händen
Vertheilt sie an Alle Liebesspenden,
Ich sag' Euch Branntwein, Bier und Wurst.

Seidel.

Da wir grad' davon reden — ich hab' Hunger und Durst.
Die Essensstunde ging heute auch vorbei
Ohne Speck und obligaten Erbsenbrei.
Um zwölf Uhr, na, ich sag' Euch Mutter,
Da faßten blos die Kanonen ihr Futter.

Anna.

Ach Gott, ich hab' nur noch Dünnbier und Brot —

Google

Bloß.

Immer her damit, muß doch in der Noth,
Wie's Sprichwort sagt, sogar mit Fliegen
Sich der Teufel selbst begnügen.

Koch.

Was Dünnbier und Brot nur? Nicht einmal Grütze?

Seidel.

Das wär' auch das Letzte, worauf ich mich spitze. —

Kränkel.

Dünnbier?! Prrr!! Da krieg' ich gleich 's Schütteln.

Ordonnanz (meldend von links).

Herr Wachtmeister — 's sind Frauen da mit Lebensmitteln —

Bloß.

Was —?

Seidel.

Lebensmittel — Frauen?

Kränkel.

Das müssen Engel sein —

Anna.

Das sind die Hempels —

Koch.

Sie leben hoch!

Zobel.

Laß sie herein!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Hanna und **Dina** mit ein paar Mägden und Knechten, die Tragkörbe tragen. (von links).

Hanna (von links).

Ist's erlaubt, nur so da hereinzubringen?
Wir wollten Euch was zum Imbiß bringen.

Zobel.

Und thatet für uns die Gefahr nicht scheuen?

Hanna.

Wenn's gilt, unsern Schützen Beistand zu leihen?

Zobel.

Das nenn' ich brav.

Google

Anna.

Na, was hab' ich gesagt?

Anna. (Zu den Mägden und Knechten):

Das setzt hier ab. Und dann unverzagt
Das Andere unter die Mannschaft vertheilt.

(Mägde und Knechte verlieren sich nach links und rechts.)

(Zu Zobel:) Das ist für die Herren. Wenn's beliebt.

Zobel.

Ihr verweilt,
Bis zum Dank auf Euer Wohl wir trinken? . . .

Anna.

Kinder schaut her —! (Macht einen Korb auf.)

Kränkel.

Ha, Eier und Schinken!

Koch.

Kümmel und Portwein, Würste und Klöße —

Seidel.

Delicate und von Ueberlebensgröße . . .

Bloß.

Wie Kinderköpfe; Backobst und potz Wunder —
Sprotten, Spickaal und Riesenflunder!

Kränkel.

Und Bier vom Faß! — Kinder, laßt Euch nieder —
Nützt die Gefechtspause
Zu festlicher Jause!
Und dann, Bruder Danske: wollen wir wieder?

Zobel.

Will's den Damen belieben, sich zu bequemen,
In uns'rer Mitte Platz zu nehmen?

Hanna.

Was meinst Du, Dina? Ist Dir's nicht graulich?

Dina.

Ach nein — ich find' es beinah' ganz traulich.

(Sie setzen sich Alle.)

Koch.

Bravo, bravo! Es leben die Damen —!

Google

Zobel.

Mit Verlaub, das besorg' ich in Eurem Namen.
Ihr Wohl! (trinken) Und Dank für die Liebesgaben,
Wie wir sie so noch nie empfangen haben!

Hanna.

Sollt' auch eine besondere Festfreude sein,
Kämpft heut unser Prinz nicht in Euren Reih'n?

Zobel.

Prinz Albert — Ja! Und Gottes Segen
Ueber ihm in Pulverdampf und Kugelregen!

Hanna.

Amen! Wenn ich ihn nur mal sehen könnt'!
(Alle essen und trinken).

Zobel.

Das kann sich machen, wenn's Gefecht zu End'.

Hanna.

Ihr denkt, das geht von Neuem an?

Zobel.

Die letzte Arbeit ist heut noch nicht gethan.

Hanna.

Ach und mein Mann, um den Prinzen zu sehen,
Hörte nicht auf mein Bitten und Flehen.
Hing sich an meinen Bruder an.

Zobel.

Er kam wohl nicht in die Schußlinie 'ran.

Hanna.

Er sagte, er müsse den Prinzen begrüßen.

Dina.

Wo der Prinz ist, darf man doch nicht hinschießen?

Bloß.

Heilige Einfalt — dahin schießen sie erst recht.

Dina.

Das find' ich von den Dänen aber recht schlecht.

Hanna.

Des Prinzen Leben muß man doch in Acht nehmen:

Google

Zobel.

Der Höchstcommandirende wird darauf Bedacht nehmen.
Doch Prinz Albert, der hat Soldatenblut —
Hört, was er sagte — die Geschichte ist gut.
Ich hab' sie vom Oberst. War Kriegsrath drüben
Im Schloß zu Gravenstein.
In des Prinzen Beisein
Ward die Ordre de bataille vorgeschrieben.
Da bat der Prinz um tüchtige Verwendung.
Drauf der General: „Ich kenn' meine Sendung —
Wird sich Alles schon machen und geben,
Soweit sich's verträgt mit der Schonung für Dero Leben,
Wie wir bei Prinzen das so gewohnt sein."
Drauf der Prinz: „Excellenz — ich will nicht geschont sein,
Ich bin Soldat, bin unter Kameraden —
Ein bischen Gefahr wird mir nichts schaden!"

Hanna.

Wie ein Held gesprochen!

Kränkel.

Das nenn' ich Schneid!

Bloß.

Sucht Euch so einen Prinzen weit und breit!

Seidel.

Ja — und das waren nicht leere Worte,
Heute hat er's bewiesen am Orte;
Hat verdient sich Sporen und Degen
Als Kamerad im Kugelregen.
Flog her und hin von Compagnie zu Compagnie,
Und wie er so kam zu meiner Batterie
Da fiel mir 'ne Geschichte vom Schießstand ein.
In Pirna war's, kann ein Jahr her sein,
Da that ihn beim Uebungs-Scheibenschießen
Das viele Fehlen ein bischen verdrießen.
Ich hatte Glück — schoß nicht daneben —
Schwapp — hat er mir 'nen blanken Thaler gegeben! —
Und heute früh erkannt' er mich wieder,
Hält an und winkt mir vom Pferd hernieder:
„Mach's so wie in Pirne, und wenn Alles vorüber,
Kommst Du in's Hauptquartier hinüber

Google

Und bringst mir pflichtschuldige Meldung hin,
Wie viel Thaler ich Dir heut schuldig bin.“

Dina.

Das hat er gesagt? Ach, der Prinz ist lieb!
Gott mach' ihn fest gegen Schuß und Hieb!

Hanna.

So jung noch und schon so dienstgeübt
Der jüngste Lieutenant —

Zobel.

Hauptmann, wenn's beliebt,
Ich sah ihn als Lieutnant schon exerciren
Im Kadettenhaussaale stramm marschiren.

Bloß.

Ich war dabei, wie er zur Welt gekommen.

Alle (durcheinander).

Wie? Was? Hat man je so 'nen Prahlhans vernommen?

Bloß.

's ist so. Ich erzähl' Euch, wenn Ihr nämlich schweigt,
Wie Prinz Johann die Geburt mir sogar angezeigt.

Alle (wie oben).

Ne so was! Bruder, das laß einmal hören!

Bloß.

Die reine Wahrheit — ich kann sie beschwören.
Es war an der Mittwoch — dreiundzwanzigsten April —
Eine rechte Frühlingsnacht lau und still,
Ich stand auf der Wache im Prinzenpalais
Vor den Zimmern der Prinzeß Amalie.
Plötzlich tritt aus dem dunkeln Corridor
Eiligst eine Mannsgestalt hervor.
Ich ruf: Halt wer da? der aber kehrt sich nicht dran,
Schiebt mich bei Seite — da war's der Prinz Johann.
Ich hatte gar nicht Zeit, erst zu präsentiren,
Ließ ihn ohne Parole und Feldgeschrei passiren.
Potz Wetter! denk' ich, das setzt Arrest —
Nun, paßt einmal auf, jetzt kommt das Best'!
Kaum hatt' ich vom Schreck mich erholt — herrjeh —
Da steht auch schon vor mir ein Lakai in Livree,

Google

Hat eine Kanne voll Wein in beiden Händen
Und sagt: „den läßt der Prinz Euch senden,
Er that ihn selber für Euch einschenken —
Ihr sollt an die Wache von heut Abend denken!
Es ward ein Prinz geboren soeben —
Trinkt!“ „Prosit,“ ruf' ich — „der Prinz soll leben!“

Alle.

Prosit! Prost!

Hanna.

Das war ein herrlich Erlebniß.

Bloß.

Ich war auch über die Allerhöchste Begebniß
Vor Freude ganz außer Rand und Banden
Hätt' die ganze Nacht gleich Wache gestanden —
Ich war meines Zeichens damals Schmied,
Und wie man in Allem gern den Finger Gottes sieht,
Dacht' ich mir: wenn's eine Vorbedeutung wär'
Für des Prinzen Leben und Carrière:
Mög' er nur vor die richtige Schmiede gerathen,
Im Feuer sich stählen zu Heldenthaten,
Sei stets seiner Weisheit das Glück auch beschieden,
Das Eisen, so lang es warm ist, zu schmieden!

Dritter Auftritt.

Vorige. Feldprediger **Weber,** Trompeter **Walther** (verwundet am Arm) und **Hempel** (von der Mitte) treten ein. **Weber** (hat die letzten Worte von Bloß gehört, lebhaft auf ihn zuschreitend, ihm die Hand drückend, und dann die Damen begrüßend:)

Weber.

Das walte Gott. Hab Dank, Kamerad;
Hast gesprochen wie ein deutscher Mann und Soldat.

Hanna.

Gott sei Dank, daß Ihr da seid! Bist doch unverletzt?

Hempel.

Dank des Herrn Schwagers Führung — bis jetzt.

Hanna.

Aber was hat denn der Walther, der blutet ja —

Dina.

Hilf Himmel! (Wollte unwillkürlich zu Walther hineilen.)

Google

Hempel.

Was ist Dir?

Dina.

Ach, nichts, Papa.

Hanna.

Sie kann halt kein Blut sehen.

Hempel.

Hat sie auch nicht nöthig.

Dina.

Es macht mir gar nichts; ich bin gern erbötig,
Herrn Walther gleich selbst den Verband anzulegen.

Walther.

Ach Fräulein — diese Sorge um meinetwegen.

Hempel.

Ist rührend, doch würd' ich zum Doctor Euch rathen.

Bloß.

Ich bin zwar nur Roßarzt, doch lasset den Schaden
Mich einmal besehn.

Walther.

'S ist 'ne Hautschramme nur.

Bloß.

Ein Streifschuß — und von Gefahr keine Spur.

Hempel (zu Hanna bei Seite).

Was bringst das Mädel unter's Kriegsvolk daher?

Hanna.

Sie blieb nicht zurück — Gott, sie liebt ihn so sehr!

Hempel.

Larifari! Der Kopenhagener hat mein Wort. —
's kann gleich wieder losgehen, Ihr müßt schleunigst fort.

Weber.

Was schiltst Du, Schwager, die Frau? Mir dünkt's,
Mit Deinem Patriotismus, Freund — da hinkt's.

Hempel.

Wie so??

Google

Weber.

Kannst ruhig über's Herz es doch bringen,
Deinem einzigen Kind fremden Mann aufzuzwingen.
Gehörst zu den Deutschen, die sich in der Fremde geniren,
Deutsche zu sein, auf alles Deutsche raisonniren —
Kann man's da den Fremden verdenken,
Daß sie uns Alles eher als Achtung schenken?!
Dürfen ungestraft jeden Deutschen beleid'gen,
Der nicht dran denkt, sich zu vertheid'gen.
Im Gegentheil mit unterwürfigem Sinn
Sagt: Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin.

Hempel.

Herr Schwager — ich will nicht hoffen?

Weber.

Nicht von Eurer Person,
Ich red' leider Gottes von der halben Nation.
Doch das wird sich bald ganz anders machen,
Und die zuletzt lachen, werden am besten lachen,
Denn nun haben wir endlich, was wir brauchen — den Krieg,
Und der Krieg das bedeutet für uns den Sieg.
Zur Liebe können wir die Welt nicht zwingen,
Aber Furcht und Achtung vor uns erringen.

Hempel.

Herr Schwager, ist's Euer Amt, den Krieg zu predigen?

Weber.

Wenn er's einzige Mittel, sich der Schmach zu entledigen.

Hempel.

Welcher Schmach . . .?

Weber.

Daß wir das größte Volk könnten sein
Und machen uns selbst doch nur schlecht und klein!
Das kommt von den schwächlichen Friedenszeiten,
In denen man ein Capua uns that bereiten . .
Und macht's uns vergessen, daß unsre Ahnen
Jene trutzigen Helden, die blonden Germanen —
Wir müssen uns wieder auf uns besinnen,
Daß es gilt, ein Vaterland zu gewinnen,
Das uns Alle vereint. Dazu hilft kein Frieden,
Dazu kann der Krieg die Hand nur bieten.

Google

Hempel.

Der Krieg ist am schönsten, wenn er vorbei.

Zobel.

Nur der Krieg macht uns einig, groß und frei!

Hempel.

Ich hab' stets gehört nur von Kriegesnöthen.

Bloß.

Das hat auch sein Gutes: die Noth lehrt beten.

Weber.

Und weckt aus schlaffer Genußsucht Jeden. —
Ja den Philister selber läßt sie erkennen,
Daß er was Höheres sein eigen muß nennen.
So rühmen's die Völker in allen Zungen,
So haben's die Seher und Sänger gesungen.

Hanna.

So denkt mir aus frühester Kinderzeit
Ein Lied, es sangen's die Landwehrleut':

„Habt Ihr das große Wort gehört,
Das Wort der neuen Zeit?
Ein Engel kam vom Himmel her
Und gab uns Schwert und Schild und Wehr
Und rief uns auf zum Streit.

Wer nicht für König, Vaterland,
Wer nicht für Hof und Herd
Als tapfrer deutscher Landwehrmann
Mit Schwert und Lanze fechten kann,
Der ist der Schande werth . . .

Ist's werth, daß ihm kein goldnes Korn
Auf seinem Acker reift
Und daß ihm jeder Bube droht
Und frech nach seiner Kinder Brot
Und seiner Braut ihm greift."

Hempel.

Aber Frau, wie kannst Du Dich so hinreißen lassen!?

Zobel.

Herr Hempel, ich spreche, ohne zu spaßen,
Mische mich nicht in Ehezwist, — bin weit davon,
Aber Ihrer besseren Hälfte meine Gratulation!

Google

Walther.

Und das lassen Sie sich sagen: der kleinliche Neid
Der Stämme hört auf — geht's zum blutigen Streit.
Hier am Alsensund, wie am Ufer des Rheins,
Da schmettert die Trompete: Ihr Deutschen, seid Eins!
Rümpfen Sie ruhig über mich die Nase —
Ich bin Trompeter: ich weiß, was ich blase!

Seidel.

Ihre Frau brachte uns Liebesgaben
Und that uns durch liebe Worte erfreu'n;
Von Ihnen hörten wir nur Nörgelei'n,
Ist das Alles, was Sie für uns Liebes haben?

Kränkel.

Das kann nicht lieben, das kann nicht hassen —,
Nur einen Philister kann der Krieg so kalt lassen.

Koch.

Der Krieg dauert so lang, bis Einer unterliegt,
Haben wir Sie nun endlich klein gekriegt?

Hempel.

Und wenn Ihr mir gleich den Kopf abschlagt,
Der Krieg ist vom Uebel — Gott sei's geklagt!
Seht Euch doch mein Gehöfte hier an,
Wie das ausschaut — ich bin ein geschlagener Mann!

Weber.

Geht, macht Euch nicht schlechter, als Ihr seid.
Und lernt verstehen die Zeichen der Zeit.
In schwülen Hindämmerns thatlosen Stunden
War dem Volke der Glaube an sich selbst schier entschwunden.
Da blitzt es auf — o Wettersegen,
Wie leuchtet der Himmel im Feuerregen,
Und furchtbar aus der Donnerwolke
Spricht Gottes Zorn zu seinem Volke:
„Ich will Dich lehren, Deine Brüder Brüder nennen,
Ich will Dich lehren, Deine wahren Führer erkennen.
Drum hab' ich den Feind erweckt Deinem Herd,
Ermanne Dich, rüste Dich, greife zum Schwert!"
Und sieh', da fällt's wie mit Schuppen von den Augen
Mit einem Mal Allen, die noch was taugen, —
Von Gau zu Gau geht der Ruf in der Runde,
Und da fehlt kein Glied im ganzen Bunde,

Google

Und wo die Fürsten voranzieh'n, die Banner tragen —
Wie die Herzen ihnen all' da entgegenschlagen!
Und wie Alle in ihrem angestammten Herrn
Ihren Führer erblicken, ihren Hort, ihren Stern!
Das ist der Krieg, wie er uns sich verkündet
Und Fürsten und Völker auf's Neue verbindet.
Und glaubet nur, daß einmal die Stunde
Ersehnter Einheit uns auch schlägt
Und daß vom schwäbischen Meer bis zum Sunde
Fürsten und Völker in neuem Bunde
Huldigen dem, der die Kaiserkrone trägt!

Zobel.

Solch' Wunder wirkt der Krieg und andere mehr:
Er schafft uns ein großes deutsches Heer.
Das will sagen ein Fels der Ordnung und Zucht,
Wie Ihr umsonst in der Welt ihn sucht.
Da finden sich, ohne zu irren und zu wanken,
Millionen Seelen in einem Gedanken;
Da schlagen, was sie sonst auch bewegen mag,
Millionen Herzen in einem Schlag.
Das ist nur ein Wille, der Wille allein,
Soldat, nur Soldat, aber guter Soldat zu sein.
Das kennt, wenn Alles den Umsturz droht,
Nur der eisernen Mannszucht heilig Gebot . . .
Und droht die Sündfluth, und bricht sie herein —:
Ein Damm ist's, der ihr Stand hält allein,
Das ist, wie ich im Geist sie vor mir seh',
Die herrliche große deutsche Armee!

Hempel.

Das ist ganz schön, Ihr habt leicht prahlen,
Wer soll denn aber das Alles bezahlen?

Hanna.

Pfui Mann —!

Bloß.

So denken alle Krämerseelen!

Weber.

Thu' doch Deinen Kopf nicht damit quälen!
Glaubt mir, er ist besser, als er spricht,
Er sieht nur die Sach' nicht im richt'gen Licht.

Google

Hast Du erst gesehen das Reich sich erneuern,
Wirst Du ganz gern Dein Scherflein beisteuern!
Du bist ja im Herzen ganz sächsisch-loyal,
Gieb' Dich doch, wie Du bist, einmal.
Wozu denn Dein besseres Ich verhehlen?
Ich hab' Dich durchschaut — Laßt mich's erzählen.
Heut früh, als das Gefecht schon angefangen,
Da trug mein Schwager ein lebhaft Verlangen,
Den Prinzen, den als Kind er gekannt, zu sehen.
Gut, sag' ich, Du brauchst nur mit mir zu gehen.
Von einer Höhe am Satruper Wege
Uebersah'n wir das Gelände und Gehege:
Wie Hochwasser im März, die fluthend wachsen,
Kamen brausend gezogen die Baiern und Sachsen
Und nach deutschen Volkes uralter Sitte
Auf hohem Roß, in seines Volkes Mitte,
Umflattert von des Sachsenlandes Zeichen
Weiß wie Schnee und Grün, wie die deutschen Eichen,
Ritt der Königssohn aus dem Hause Wettin
Stolz gegen den Feind über's Blachfeld hin.
Der Tambour schlug, und wie zur Parade
Marschirten die Schützen auf sandigem Pfade.
Von den Strandbatterien auf Alsen her
Summten die Geschütze dumpf und schwer;
Die Salven rollten, es pfiff in die Glieder,
Reihenweis' sanken die Tapfern nieder.
So mancher Offizier
Mußt' da runter von sein'm Pferd,
So mancher brave Schütze
Mußt' küssen die Erd' . . .

Walther.

Ich blies zur Attaque, und sie sangen das Sturmlied:

„Jeder muß heut zu sich sagen:
Weil ich Sachse bin,
Will ich kämpfend Alles wagen,
Alles geben hin.
Attaquirt im vollen Trabe
Auf die Feinde los.
Fallet Ihr, so ist im Grabe
Euer Nachruhm groß,

Google

Wenn von Euch und Eurer Pflicht
Selbst der Feind mit Ehrfurcht spricht:
Sachsen fochten hier,
Das bekennen wir!

Weber.

Ja, so sprach auch ich zu mir:
Wir Sachsen fochten hier!
Und als mein Schwager den Angriff sah,
Wunderbar, das sah ich, ihm da geschah,
Höher schwoll ihm der Lebensmuth,
Die Pulse flogen, es fiebert' das Blut,
Da war er stolz auf den Prinzen, seinen Herrn,
Und hatte uns Alle auf einmal furchtbar gern.
Und nun Hand auf's Herz, alter Knabe,
Sag', ob ich mich wirklich getäuscht in Dir habe!

Hempel.

Warum soll ich die Liebe zum Prinzen nicht eingestehn?
Das war ein Anblick für Götter — man mußte es sehen.

Hanna.

Und bist Du dem Prinzen nahe gekommen,
Hat er Dich erblickt, Deinen Gruß vernommen?

Hempel.

Wenn ich so weit vorgedrungen wär',
Dann hätt' ich jetzt wahrscheinlich nicht die Ehr',
Mich hier in so lieber Gesellschaft zu finden . . .
Denn wo wir standen — bei Satrup hinten,
Gedeckt von dem Reventlow-Hofgemäuer,
Da war's schon gar nicht mehr recht geheuer —
Ja wohl, Dein Mann war auch im Feuer.

Hanna.

Nun wirst Du nicht wieder so tollkühn sein!

Hempel.

Das heißt, einmal möcht' ich so recht mitten hinein
Und dabei sein, wenn im Carrière, die Zügel verhängt,
Der Prinz wie ein Kriegsgott daher kommt gesprengt. —

Dina.

Ach, das möcht' ich auch sehn' — wie schaut er denn aus?

Google

Hempel.

Ich sag' Euch schneidig — ein paar Augen hat er
Einen Schnurrbart — so — und einen Henri quatre —
Den Raupenhelm auf, den Säbel in der Faust —,
So kam er bei den Schützen angesaust —
Das war ein Hurrah! — das war ein Leben,
Sie thaten ihn schier aus dem Sattel 'rausheben.

Walther.

Sie hoben ihn 'raus — und das kam ihm zu Gute.
Der Prinz ritt die „Stella", die Schimmelstute;
Den Dänen stach in die Augen die Couleur;
Sie zielten auf einmal höllisch her.
Und eh' man's denkt, reißt 'ne Granate — schwapp!
Dem Schimmel den Schweif vom Leib halb ab.
Das ficht den Prinzen wenig an,
Eins, zwei, drei ist er oben, nimmt den Gaul heran,
Ruft: Kameraden, wir müssen über den Graben!
Mir nach! Wir müssen die Schanzen haben!
Das war ein Moment —, wie's auch platzte und krachte —,
Daß Einem das Herz im Leibe doch lachte.
Und da setzten wir freudig das Leben ein —:
Es ist doch schön, Soldat zu sein!

Dina.

Ein Held zu sein! Aber gesticulirt
Doch nicht zu heftig, Ihr seid ja blessirt.

Walther.

Das sollte sich wohl der Mühe verlohnen,
Mich wegen der Lappalie da zu schonen!
Das würde den Prinzen nicht abhalten,
Auf dem Schlachtfeld als Samariter zu walten.
Er kam von Einem zum Andern geritten,
Wo Verwundete stöhnten, wo Sterbende litten,
Hatt' Worte des Trostes für Jedermann —
Und sah sich den Aermsten nicht erst drauf an,
Ob's ein Sachse oder ein Däne wär' — . .

Hanna.

Das macht seinem Herzen alle Ehr'.
Es ist der echten Helden Art,
Daß Stärke sich mit Milde paart.

Google

Dina.

Drum sind die Schützen so brave Soldaten
Im „Schützenlied“ da wird ihnen gerathen:
„Doch, Brüder, selbst in Gefahren
Vergesset nimmer die heilige Pflicht,
Erniedrigt Euch nie zu Barbaren
Und mordet die Wehrlosen nicht.
Den Blutenden pflegt, den Gefangenen schont
Und reicht ihm vertraulich die Hand.
Dann ehrt man als edle Sachsen
Euch selbst in Feindes Land.“

Zobel.

Das heiß' ich gesprochen wie ein Kamerad!

Hempel.

Mir steht der Verstand still — in der That —
Wo hast denn Du diese Kenntniß her?

Dina.

In seinem Büchlein, da steht noch mehr . .

Walther.

„Liederschatz des Sächsischen Soldaten.“
Ich erklärte dem Fräulein den Text und die Daten.

Dina.

Wir haben jeden Abend darin gelesen.

Hanna.

Ich bin natürlich dabei gewesen.

Hempel.

So was passirt mir in meinem Haus!
Aber Punctum — streu Sand drum — die Sach' ist aus!
Ihm werd' ich zu 'nem andern Quartier verhelfen.

Weber (ihn bei Seite nehmend).

Sei klug, heul' lieber doch mit den Wölfen.
Wie wär's denn, denk nur, Du hätt'st im Quartier
'nen schmucken, leichtlebigen Cavalier,
Und sie hätt' sich vergafft —? den kenn' ich gut,
Ein kreuzbraver Junge, ein treues Blut;
Und dabei wohlhabender Leute Sohn.

Hempel.

Ich will nichts hören; mein Wort hat schon
Der Kaufmannssohn aus Kopenhagen.

Google

Weber (ihn unmuthig stehen lassend).
Da soll doch gleich das Wetter dreinschlagen!
(Es fallen rasch hintereinander ein paar dumpfe Kanonenschläge.)

Alle (auffahrend).
Holla! Achtung! 's geht wieder los!

Hempel.
Hier eingeschlossen mit Weib und Kind!

(Pause.)

Bloß (der hinausgesehen, nach vorn).
's ist nichts! Ein Paar Schreckschüsse blos.
(kommt zurück) Vom Brückenkopf drüben — daher weht der Wind.

Seidel.
Die Dänen sind richtige Wasserratten.
Allemal, wenn wir dachten, daß wir sie hatten,
Wupp dich! waren sie in's Wasser gehuppt,
Und sofort hat sich 'ne Strandbatterie entpuppt.

Koch.
Sie haben uns doch verhöhnt: „Ihr habt uns nichts an,
Weil der Hund den Fisch nicht beißen kann."
Na, bei Eckernförde kriegten sie Eins auf den Mund,
Da hat den Fisch gebissen der Hund —
Da haben den Moment richtig abgelauert
Die Nassauer und haben ihm's Naß versauert,
Das Linienschiff schossen sie frei in die Luft,
Und der Fregatte zerfetzten sie tüchtig die Kluft.
An die Charwoche werden die Herren denken,
Da der Danebrog sich mußt' in Demuth senken.

Zobel.
's war am fünften, am Gründonnerstag,
Da ich in Seegard im Hauptquartier lag.
Und am Charfreitag Nachmittags um Vier,
Da brachten sie die Trophäen in's Hauptquartier —
Ich stand Prinz Albert auf ein paar Schritte nah —
Und es hat mich durchzuckt, wie ich die Augen sah,
Die Seine Hoheit dazu machte.
's war, daß ich bei mir im Stillen dachte:
Gott soll mich strafen,
Den lassen die Trophäen nicht schlafen!

Google

Bloß.

Habt Ihr in Seegard des Prinzen Quartier gesehn?
Na, meiner Treu' — das muß ich gestehn —
In eine Nußschale von Haus ließ er sich einquartieren
Zusammen mit vier preuß'schen Offizieren . .
Es konnte Keiner kein Glied recht rühren,
Doch jeden Abend war Assemblée,
Die Kameraden geladen vom Prinzen zum Thee;
Das heißt, der Thee, der gab nur den Namen,
Die Herren auch Grog und zu essen bekamen —
Es wurde überhaupt zwanglos soupirt —
Sitzplätze aber wurden nicht reservirt.
Und wer sich setzen wollte dabei,
Dem wurde gesagt: „Na, dann sind Sie so frei —
Und vergessen Sie nicht vor allen Dingen,
Ihren Stuhl sich selber mitzubringen.

Weber.

Frei und gemüthlich, ein herzlicher Ton,
So war's in Bonn bei dem Prinzen schon —,
Allwo er die Jurisprudenz studirt
Und Examen rigorosum mit Glanz absolvirt.
Da mußten die Professoren besonders zu loben
Seines gesunden Menschenverstandes schlagfertige Proben:
Wo den Kopf sich zerbräch' manch armer Tropf,
Träf' der Prinz den Nagel gleich auf den Kopf.

Zobel.

Und die Bescheidenheit, die höchste aller Gaben,
Die ziert ihn: er will eben voraus nichts haben.

Anna (vortretend).

Ja, davon kann ich Euch was zum Besten geben
Aus des Prinzen frühestem Lieutenantsleben.
Anno dreiundvierzig gegen Septembers End'
Rückt' ich in's Manöver mit dem Leib-Regiment.
Der Prinz macht' die Felddienstübung mit,
Marschirt' durch die ganze Lausitz in Schritt und Tritt,
Und auch sein Mentor, der würd'ge Herr von Langenn,
Ist wacker ausschreitend mitgegangen.
In Radeburg trat dann der Prinz Johann
Das Commando über uns're Abtheilung an
Und schlug eine Schlacht, die er auch gewann.

Google

Am Vorabend lag Prinz Johann zu Zschorna im Quartier,
Und so erzählt ein Augenzeuge mir —
Prinz Albert, der in der Nähe auf Feldwach' postirt,
War nach Zschorna zum Futterfassen commandirt.
Und wie er sich dorten meldete jetzt,
Hatten Hoheit Vater sich grad' zum Souper gesetzt.
's gab Rebhühner, feiste, braun, duftig und fein,
Königliche Hoheit luden den Prinzen ein,
Mit zu speisen. Doch der denkt an seine Soldaten,
Ließ die Rebhühner Rebhühner sein —
Salutirt und spricht: „Zu Befehl, danke, nein —
Muß zurück auf Wache zu den Kameraden!"

Walther.

Das wissen die Kameraden aber auch,
Und darum weht der Begeisterung Hauch
Durch Aller Herzen, die an ihm hangen
Und mit ihm zu leben und sterben verlangen.

Zobel.

Die Kameradschaft thut das Soldatenleben
Mit echtem Heiligenschein umgeben —
Beim Ausmarsch aus Dresden im Kasernenhof dort
Rief's der König uns zu als letztes Wort:
„Prinz Albert wird im Felde unter Euch weilen,
Will Gefahr und Strapazen mit Euch theilen,
Wie jeder Soldat in Euren Reih'n:
Laßt ihn Eurer Kameradschaft empfohlen sein!"

Bloß.

Wo Kameradschaft so von Königen geehrt,
Da fühlt der Soldat erst seinen Werth.

Walther.

So war's von je in unserm Königshaus —
Prinz Johann sprach es als Dichter aus,
Kennt Ihr sein Gedicht, „Kameradschaft" geheißen?
Das hohe Lied der Kameradschaft müßt' man's heißen.

Hanna.

Das Schönste, was in Eurem Liederschatz steht,
Ich kann es auswendig — Will seh'n, ob's geht:
„Wie herrlich ist's, wenn Waffenbrüder
Im Glück und Unglück Hand in Hand

Google

Als Freunde unverzagt und bieder
Zum Kampfe gehn für's Vaterland.

Denn nur, wo Ringen Kraft begehret,
Wird Männertugend offenbar,
Und Kameradschaft wird bewähret
Nur in der Stunde der Gefahr.

Drum eilt, Ihr Brüder, fest umschlossen,
Auf der betret'nen Heldenbahn,
Und nehmt auch mich als Kampfgenossen
In Euren tapfern Reihen an!

Erhebt zum Himmel auf die Hände,
Ein Gott vernimmt den großen Schwur,
Und nahte auch der Welten Ende:
Es löst der Bund im Tod sich nur."

Dina (schwärmerisch).

„Es löst der Bund im Tod sich nur."
Ach, Herr Walther, wären wir doch Kameraden —

Walther.

Wir sind's, und „Gott vernimmt den Schwur."

Hempel (scharf verweisend).

Mädel, was zischelst Du mit den Soldaten?

Weber

(der bei den Soldaten gesessen und geschrieben, plötzlich aufspringend):

Hurrah! Ich hab's . . .

Zobel.

Was habt Ihr gemacht?

Weber (vortretend mit einem Blatt Papier).

In aller Eile zu Papier gebracht,
Ein Weihelied, das ging mir im Kopf herum.
So 'was muß heraus, sonst macht's Ein'n dumm.
Vom heutigen Tag werden Geschichtsbücher schreiben,
Der darf nicht unbesungen bleiben,
Damit's einst heißt: „Der dies Lied erdacht,
Hat den Sturm auf Düppel mitgemacht,
Es war der Feldprediger lobesam" . . .
Und nun hört zu, wie er's fertig bekam,

Google

Zu singen nach bekannter Weise
Erst Solo und dann der Chorus im Kreise:
(er liest vom Blatt,)

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Diesmal ist Dein Schmerzensschrei
Tief in's deutsche Herz gedrungen,
Deine Noth ist jetzt vorbei.
Deutsche Krieger stammverwandt
Sandte Dir das Vaterland.

(Ein Soldat, Sänger, nimmt ihm das Blatt weg.)

Erster Soldat.

Das ist gut, das wollen wir lieber gleich singen.
Ich fang' an, den Refrain müßt Ihr bringen.
(Singt.)

Preußen, Bayern, Hessen schickte
Muth'ge Krieger aus zum Belt,
Aber mit uns Sachsen rückte
Stolz ein Königssohn in's Feld.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Hilfreich grüßt Dich Sachsenland.

Chor: :,:

Zweiter Soldat (Sänger, hat das Blatt genommen, singt.)

Als unnehmbar galt die Schanze,
Düppels seebeschirmte Wehr,
Bis im blut'gen Schwertertanze
Wir uns machten drüber her —
Unser Prinz voran, Hurrah,
Zeigt als junger Held sich da.

Chor: :,:

Dritter Soldat (Sänger, wie oben, singt).

Ueberall im Kugelregen,
Wo's am ärgsten knallt und kracht,
Hat der Prinz, der tapf're Degen,
Der Soldaten Muth entfacht.
Richtet ruhig unverwandt
Manch' Geschütz mit eigner Hand.

Chor: :,:

Erster Soldat (wie oben, singt).

Als nun plötzlich in die Flanken
Fiel der Feind mit Uebermacht,
Uns're Schaar gerieth in's Wanken,

Google

Wer hat sie zum Steh'n gebracht?
Heil, Prinz Albert, Heil Dir, Held,
Siegreich hieltest Du das Feld!

Chor: :,:

Dina
(nimmt auch das Blatt und singt.)

Aus dem Regen in die Traufe,
Falscher Däne, kamst Du da,
Das war Alberts Feuertaufe,
Hurrah hoch — Victoria!
Heil, Prinz Albert, Heil Dir, Held,
Von der Elbe bis zum Belt!

Chor: :,:
(Plötzlich heftiger Kanonendonner und Gewehrfeuer in der Ferne.)

Zobel.

Achtung! Auf die Schanzen! Alle Mann unter's Gewehr!
(ab in die Mitte.)
(Die Soldaten stürzen auf ihre Posten.)

Vierter Auftritt.

Vorige (ohne Zobel).
(Bloß, Koch, Seidel und Kränkel gehen ab und zu nach den Ausgängen, etwas zu erspähen.)
(Weber ebenso.)

Weber.

Das hört sich an wie eine ernste Affaire.

Koch (unter der Thür hinten).

Noch kann man nichts sehen vor Pulverdampf . .

Kränkel.

Auf der ganzen Linie entbrennt der Kampf.

Walther (will fort).

Sind die Schützen dabei?

Bloß (ihn aufhaltend).

Ihr bleibt!

Dina (sich an ihn anschmiegend).

Ich beschwör' Dich —

Hempel (streng zu Dina).

Mädel — bist still doch!

Hanna.

Dina, hör' mich.

Google

Weber.

Seid ruhig, hier seid Ihr gut aufgehoben —

Hempel.

Hätt'st den Tag nicht sollen vor dem Abend loben —

Weber (zu Koch und Kränkel).

Seht Ihr noch nichts?

Koch.

Sind sächsische Bataillone . .

Kränkel.

Jetzt rücken sie vor.

Bloß.

Hui! Das war nicht ohne!

Koch.

Das war ein Pulverwagen, der ging in die Luft.

Hanna und Dina.

O Gott!

Seidel.

Das heißt man Pulver verpufft.

Kränkel.

Jetzt seh' ich ganz deutlich die Plänklerketten —

Koch.

Und feurige Schlangen von Bajonetten.

Anna.

Der Tanz ist los, die Kanonen spielen auf —

Seidel.

Und der Teufel sä't Erbsen auf den Tanzboden 'nauf.

Bloß (unter der Thür hinten).

Dort ist der Prinz, das ist sein Schimmel —
Was ist das? Die Unsern geh'n zurück —

Walther.

Hilf Himmel!

Weber.

Die Sachsen? Nicht möglich, 's wär' zum Rasendwerden!

Walther.

So will ich nicht länger leben auf Erden,
Weg mit der Binde — Trompete heraus . .

Google

Dina.

Was willst Du beginnen?

Walther.

Ich muß hinaus,
Sturm blasen, daß die Mauern von Jericho wanken,
Und sterben, ich hab' keinen andern Gedanken!

Dina.

O könnt' ich mit!

Hanna.

Dina, Deine Eltern! bedenk, wo wir sind —

Dina.

Verzeihung — ich lieb' ihn!

Hempel (wüthend).

Pflichtvergessenes Kind!

Weber.

(Zu Hempel:) Laßt doch das Schelten! (Zu Walther:) Du bleibst hier . . . Zurück!

Walther (zu Dina):

Leb wohl, Deine Lieb' war mein letztes Glück —

Bloß (wie oben).

Der Prinz ist im tollsten Kampfgewühl,
Das Gefecht drängt hierher nach der Düppler Mühl'.

Walther.

Bahn frei! Wer seinen Fürsten im Stich läßt in Kampf und Noth,
Ist kein Sachse, kein Soldat, kein Patriot!

(Stürzt ab in die Mitte.)

Dina (überwältigt).

Mutter, ich überleb's nicht — es ist mein Tod.

Weber.

Soll der Bursch' uns beschämen? Er hat ja so recht!
Ihm nach! Wer geht mit?

Alle (außer Hempels).

Ich! Ich! Wir Alle! fort in's Gefecht!

(Ab mit Weber durch die Mitte.)

Hempel.

Wenn ich da zurück blieb — wär' ich wirklich schlecht.

(Ab durch die Mitte.)

Google

Fünfter Auftritt.

Hanna. Dina. Anna.

(Das Gefecht muß während dieses Auftritts hörbar sein.)

Hanna (ihrem Mann erstaunt nachrufend).

Mann, bist Du von Sinnen? Was willst Du denn dort?
Rennt man von Weib und Kind so fort?!

Anna.

Hören Sie — Ihr Mann ist sonst der Hübschste nicht grad',
Aber daß er jetzt mitmacht', na, das ist doch 'ne That!

Hanna.

Ich glaubt' es nicht, hätt' ich's nicht selber gesehn,
Es wird ihm doch kein Unglück geschehn? —

Anna.

Es wird schon nicht so dichte 'rangehn.
Behalten Sie den Kopf jetzt nur hübsch oben.

Dina (verzweifelnd).

Ach, Mutter, die Angst! Dies Schießen und Toben! —
Wo sind Alle die Lieben
Auf einmal geblieben?
Dort sind sie, wo Tod und Verderben wüthen — . . .
Ach, wenn ihn nicht Gottes Engel behüten —
Wenn sie ihn bringen in's Herz getroffen,
Die Lippen blaß, die Augen starr, offen . . .

Hanna.

Sei ruhig, Kind, laß uns stark sein und hoffen.

Anna.

Glauben Sie denn, daß Sie die Einzigen sind?!
Hat Jeder 'ne Mutter, Braut, Weib oder Kind!
Und bangen nicht selber im Königshause
Jetzt Vater und Mutter für den Sohn da draußen?

Hanna.

Ja, ja, ich fühl' es, wie recht Du hast,
In der Bauernhütte, wie im Palast
Dieselbe Liebe, dieselben Schmerzen —
Und einen Gott vor Augen und im Herzen! —
Herr Gott, laß uns auf Dich vertrauen,
Allein auf Deine Hilfe bauen,

Google

Beschütze, die kämpfen in heißer Schlacht,
Von Kugeln umsungen, vom Tod umkracht,
Herr, steh' ihnen bei zu dieser Frist!
Wenn Du in Sturm und Wetterschein
Im gerechten Streite für sie bist,
Dann muß der Sieg mit ihnen sein.
Schütz' jeder Mutter theuren Sohn,
Der für's Vaterland kämpft, für Altar und Thron —
Und den als Hoffnung Aller unserm Volk Du gegeben,
Deine starke Hand halt' über sein Leben,
Laß Dein Angesicht leuchten über ihn,
Herr, schütze den Sohn aus dem Haus Wettin!

(Das Schießen hat nachgelassen, man hört Trompeten „das Ganze avanciren" blasen.)
(Anna rennt nach dem Ausgang, horcht hinaus und wendet sich dann freudestrahlend zurück.)

Anna.

Horch, horch! Das sind die Unsern — Traratata!
Die Töne kenn' ich — „das Ganze avanciren" mit Hurrah!
Gott sei's getrommelt und gepfiffen: Victoria!

(geht wieder nach hinten.)

Hanna.

Dir, Allmächt'ger, Dank!

Dina.

O Göttermelodie!

Hanna.

Siehst Du uns're Lieben? siehst Du sie?

Anna.

Da kommen sie schon Alle wieder. Sie bringen ihn.

Dina (entsetzt).

Todt?!

Anna.

I wo! Lebendig — Frau Hempel — Ihren Mann
Auf den Schultern getragen hoch voran!
Da sind sie schon . . Willkommen — Hurrah!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Weber, Zobel, Seidel, Walther. Koch und Bloß tragen Hempel jubelnd herein und setzen ihn vor seiner Frau ab.

Weber (noch halb unter der Thür).

Immer 'ran, immer 'rein. Mit Juchheirassasa!
Da sind wir . . die Sieger von Düppel sind da!

Google

Hanna (voll freudigen Staunens).

Geliebter Mann!

Dina!

Vater!

Hanna.

Erkläret mir!

Walther.

Den Helden des Tages — wir bringen ihn hier.

Dina (zu Walther).

O Walther! Du lebst!

Walther.

In meine Arme!

Hempel (zu Dina).

Immer stürz' Dich hinein!

Du bist seine Braut.

Dina (umarmt ihn).

O Walther! Dein!!

Hanna.

Welches Glück, aber nun weiß ich noch immer nicht recht —

Weber.

Ich will mich kurz fassen. Also mitten in's Gefecht
Rief der Trompeter hier und fort mit Hurrah
Und — hast Du nicht gesehen — waren wir dem Prinzen ganz nah.
Unser Walther schien's auf den Heldentod angelegt zu haben —
Da war kein Verhau, kein Knick, kein Graben,
Ueber den er nicht blasend hinübergesetzt . . .
Aufschaut der Prinz und winkt ihn heran zuletzt:
„Hast wie Keiner zum Sturm und zum Sieg geblasen —,
Willst denn jetzt noch partout Dein Leben lassen?"

Walther (einfallend).

Ich: „Hoheit mir liegt nichts mehr am Leben;
Der Vater von mein' Schatz will sie einem Dänen geben."

Weber (wieder aufnehmend).

„Was für'n Landsmann der Rabenvater?" Der Prinz drauf fragt.

Hanna (zu Hempel).

Mann?! „Rabenvater?"

Google

Hempel.

Ja, so hat der Prinz gesagt.

Walther (wie oben).

„Hier der Dresdner.“

Weber (wie oben).

„So ein schlechter Sachse?“ hat der Prinz gefragt.

Hanna.

Mann?! „Schlechter Sachse?“

Hempel.

Ja, so hat der Prinz gesagt.

Weber.

Und weiter: „Das sollt' ich doch kennen das Gesicht,
Ist das unser alter Kammerdiener nicht?
Der Hempel? der ist so aus der Art geschlagen?“

Hanna.

Mann?! Aus der Art geschlagen?“

Hempel.

Ja, so that der Prinz sagen.

Weber.

Und der Prinz: „Wenn es noch der Kammerdiener Hempel wär',
Dem sagt' ich: das Mädel kriegt der Trompeter — der!“

Hempel (endlich sich aufraffend).

Da rief ich: „Hoheit so lang er noch 'nen Athemzug thut,
Ist der Hempel Dero Diener mit Gut und Blut.“
Da lacht er gnädig und sagt: „Also ohne zu spaßen,
Der Trompeter hat sich das Mädel erblasen.
Auf Wiedersehn zur Hochzeit!“ — und ist auf und davongejagt.

Hanna.

Mann! „Wiedersehn, Hochzeit?!“

Hempel.

Ja, so hat der Prinz gesagt.

Alle (durcheinander).

Der Prinz hat's gesagt. Hurrah — Hochzeit und Sieg!

Zobel.

So stiftet den schönsten Frieden stets der Krieg.
Jetzt entfalten die Unsern das Siegespanier . .
Und singen: Herr Gott, Dich loben wir.

(Es ist dunkel geworden. In der Ferne Choral: Nun danket alle Gott.)
Es bemächtigt sich Aller eine andächtige Stimmung. Sie haben sich unwillkürlich in die Ecke vorn rechts zusammengedrängt, die Frauen knien nieder, der Feldprediger steht ganz ungezwungen, eine feierliche Haltung annehmend, mitten unter ihnen. Alle haben unwillkürlich den Blick nach dem Ausgang im Hintergrund und nach Oben gerichtet.

Google

Die Verwandlung,

welche die letzte Scene, beziehentlich die Apotheose einleitet, muß sich so geräuschlos wie möglich und von der eintretenden Dunkelheit begünstigt auf offener Scene vollziehen. Zunächst tritt Nacht ein, nur die Gruppe rechts vorn muß zu erkennen sein.

Weber.

Alles Glück und Heil kommt aus Gottes Händen,
Er vermag zum Guten Alles zu wenden:
Ihm lasset uns danken, Ihn lasset uns loben.
Er hat heut einen Helden aus der Taufe gehoben —,
In Gefahr und Noth beschirmt sein Leben,
Dem wird er auch ferner seinen Beistand geben.

(Begeistert, ergriffen:)

Ja, Gott hat Großes mit ihm vor,
Mir erschließt sich im Geist der Zukunft Thor,
Mir ist, als säh' ich das Nahe verschwinden
Und dürft' Euch als Seher das Ferne verkünden!

(Während dieser Worte hat die Verwandlung begonnen. Die ganze Bühne ist in Dunkel gehüllt. Im Hintergrund, Mitte in der Höhe, erstrahlt ein Licht, das nach und nach in die Glorie übergeht.)

Der die Feuertauf' heut empfing hier am Belt,
Sein Kriegsruhm wird erfüllen die Welt.
In des Unglücks, wie in des Glückes Tagen
Wird er glorreich Sachsens Banner tragen —
Und nahet der schicksalentscheidende Schlag
An All-Deutschlands großem Ehrentag,
Wird der Herr der Herrschaar'n mit krieg'rischen Ehren
Vor allen Fürsten ihn verklären!

(Das Licht am Himmel hat sich zur Glorie entfaltet.)

Mir ist, als säh' ich auf die heimischen Auen
Aus offenem Himmel herniederschauen
Die Geister der Tapfern, die für's Vaterland starben
Und sich ewigen Nachruhm erwarben . . .,
Wie aus der Cherubim und der Engel Reigen
Sie segnend herab sich dem Helden neigen
Und verschwebend im goldenen Himmelsglanz
Ihm winken mit der Unsterblichkeit Kranz!

Unter der Himmelsglorie, die von rosigen Wolken umsäumt fortleuchtet, ist im Hintergrund das Städtebild von Dresden in magischer Beleuchtung sichtbar geworden. Tageslicht fällt zugleich auf den Vordergrund, welcher als eine Terrasse der „Albertstadt" sich durch einen Vorsprung links von den Casernenbauten charakterisirt. Ein Triumphbogen wird daselbst sichtbar mit der Büste des Königs, vor welcher während des Folgenden die Veteranen Kränze niederlegen.

Und auf Erden schallt es tausendtönig:
Sieger, Feldmarschall und König!

Google

Es nahen, die unter Deinen Fahnen,
Würdig ihrer tapfern Ahnen,
Den Feind bekämpften im blutigen Feld,
Es grüßen Dich, huldigend, König und Held,
Des Sächsischen Heeres Veteranen!

Hierauf wird die ganze Bühne mit einem Schlag so hell wie möglich, und man sieht sie in ihrer ganzen Breite und Tiefe von Soldaten aller Waffengattungen in geschlossenen Gliedern angefüllt.

Hell klingen die Cymbeln, laut tönen die Psalter,
Heil König Albert, Friedens-Erhalter,
Der Sachsenland schützet mit starker Hand —!
Die Armee, des Friedens Unterpfand,
Die Du geschaffen, die köstliche Wehr —
Hell grüßt Dich jubelnd Dein muthig Heer.
Die seit fünfzig Jahren Du nennst Kameraden,
Stolz grüßen den Kriegsherrn die sächs'schen Soldaten,
Der in Freud' und Leid treu zu ihnen stand —
Mit Gott für König und Vaterland!!

Alle:

Hurrah! Hurrah! Hurrah!!

Während des Hurrahrufens wirbeln die Trommeln, die Fahnen werden geschwenkt, die Soldaten rücken geschlossen so weit als möglich vor, und Alle, die auf der Bühne sind, stimmen die Sachsenhymne an, zu deren Schluß der Vorhang langsam fällt.

Google

Jakob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie.

Von

Bernhard Münz.

— Wien. —

(Schluß.)

Auch im Besonderen ist gegen Darwin Manches einzuwenden. So verursacht die Fortdauer der niedrigsten Organismen einige Schwierigkeiten. Wenn der Kampf um's Dasein und die natürliche Zuchtwahl schon unermeßliche oder wenigstens sehr lange Zeiträume dauert, dann ist es schwer zu begreifen, daß es noch primitivste Lebewesen giebt, daß sie nicht allmählich durch günstige Veränderungen der Natur in andere und höhere Arten umgewandelt worden sind. Es müßte denn angenommen werden, daß immer neue niederste Organismen durch Urzeugung oder auf irgend eine andere Weise in der Natur entstehen oder daß diese Protisten durch irgend eine gesetzliche Schranke in ihrem primitiven Zustande erhalten werden. Beides nimmt Darwin nicht an, und so bleibt die Schwierigkeit bestehen. Wenn ferner die organischen und lebendigen Wesen mit vortheilhaften Abänderungen kraft dieser sich erhalten und allmählich neue Arten begründen, während die anderen ganz oder theilweise zu Grunde gehen, so ist nicht zu verstehen, daß gar viele mit ihrem Dasein unzuträglichen Eigenschaften, ohne äußerliche Anpassung an ihren Aufenthaltsort, ohne entsprechende Waffen gegen ihre Feinde, sich behaupten, ja oft besser gedeihen als Wesen ohne diese nachtheiligen Eigenschaften, daß beispielsweise die Bienen, deren Stachel einen Widerhaken hat, der sie hindert, denselben wieder ungefährdet aus der gestochenen Wunde zu entfernen, diejenigen, welche von diesem Mangel frei sind, an Zahl übertreffen. Ueberdies zeigen sich an den Organismen manche Eigenschaften, welche, wie die morphologische Symmetrie der Blätter und der Stengel mit bestimmten Knotenpunkten, mit der Erhaltung und Förderung

Google

ihres Daseins nicht das Geringste zu thun haben, demgemäß nach Darwins Bekenntniß aus dem Kampfe um's Dasein schlechterdings nicht abgeleitet werden können und daher ein anderes Erklärungsprincip fordern.

Bei dieser Gelegenheit mag des hochinteressanten Umstandes gedacht werden, daß schon der erste Band der von Frohschammer im Jahre 1862 gegründeten philosophischen Zeitschrift: „Athenäum", welche zur Wahrung der Rechte der Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche dienen, zugleich aber auch dem materialistischen Dogmatismus wissenschaftlich begegnen sollte, eine ausführliche Darstellung und Kritik der Darwin'schen Theorie aus der Feder unseres Philosophen enthielt. Es war dies die erste eingehende Würdigung des Darwinismus in Deutschland, wo derselbe damals noch neu war. Die Parteien begannen eben Stellung zu nehmen, oder, richtiger gesagt, die schnell anwachsende Partei der „deutschen Darwinianer" war noch in der Bildung begriffen, und die Reaction, welche gegenwärtig hier den bedrohtesten Punkt der alten Weltanschauung erblickt, war noch nicht recht im Harnisch, weil sie die Tragweite der großen Frage und die innere Macht der neuen Lehre noch nicht recht begriffen hatte. Die Abhandlung kam auch Darwin selbst zu Gesichte, welcher sich bemüßigt fand, dem Verfasser für die Anerkennung, die er ihm trotz strenger Kritik zu Theil werden ließ, in einem Briefe*) seinen Dank auszusprechen. Besonders hob Darwin auch hervor, daß Frohschammer seine Lehre ganz richtig aufgefaßt und dargestellt habe, was angesichts des von manchen späteren, in die Breite gesponnenen Darstellungen erhobenen Anspruches, als ob durch sie erst das wahre Verständniß des Darwinismus gewonnen worden wäre, festgehalten zu werden verdient.

Die der Transmutationslehre anhaftenden Schwierigkeiten finden ihre Ausgleichung und Lösung in der objectiven Phantasie, welche, wie wir bereits oben gesehen haben, in der Natur als organisirendes Princip wirksam ist und vornehmlich als Generationspotenz sich bethätigt. Sie ist es, welche in unendlicher, unerschöpflicher Productionskraft mit den niedrigsten, einfachsten, unvollkommensten Organisationen beginnend, diese organischen Bildungen nach immanenten Bildungsgesetzen und nach den allgemeinen Gesetzen und Verhältnissen der Natur in fortdauernden Differenzirungen hervorbringt und im Entwickelungsprocesse der Natur in immer complicirteren teleologischen und plastischen Gestaltungen äußerlich und innerlich zu immer größerer Vollkommenheit erhebt, wobei sie aber doch auch mit einer gewissen Freiheit oder Willkür in vielerlei seltsamen Gestaltungen physischer und psychischer Art und selbst in abenteuerlichen Formen neben teleologisch reichen und ästhetisch schönen Formen verfährt. Sie individualisirt sich zunächst in den Pflanzen und noch entschiedener in den Thieren, in denen sie schon einiger-

*) Darwins Brief wurde auf dringendes Ersuchen der Autographensammlung C. Halms, des Directors der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, einverleibt und nach dessen Tod bei der Versteigerung um 25 Mark verkauft.

Google

maßen lebendig, selbstständig oder Seele wird. Diese Seele erscheint aber in den niedersten Thieren noch fast ganz als organisches Princip wie in den Pflanzen, so daß Zoologen und Botaniker sich viele derselben wie Fangbälle zuwerfen. Versenken wir uns in die mikroskopische Lebewelt der Gewässer, in jene Welt, welche Häckel freilich in viel zu großem Umfange als das Reich der Protisten bezeichnet hat, so treten uns Schaaren von Organismen entgegen, bei deren Anblick nicht allein der Laie, sondern auch der erfahrenste Naturforscher in bangem Zweifel ist, ob er Thiere oder Pflanzen vor sich hat. Die wesentlichen, charakteristischen Unterschiede zwischen Pflanzen und Thieren sind eben nach den eigentlich ausgebildeten Formen, nicht nach den niedrigsten, noch unentschiedenen Gebilden zu bestimmen, in welchen die allgemeine Weltphantasie noch in einer gewissen Indifferenz ihres Wirkens verharrt. So kommt den höher organisirten Thieren eine psychisch-physische Innerlichkeit zu, welche sich in der Empfindung und Sinnesthätigkeit, dem Triebe und Instincte, sowie auch durch Intelligenz, Willen und Affecte kundgiebt. Die Empfindung kann nicht begrifflich definirt, sondern nur aus eigener Erfahrung erkannt werden, weil sie ihrem innersten Wesen nach dem Subjecte angehört, ein Erlebniß desselben ist. Sie ist für das Lebendige ein Wahrnehmen seines eigenen physisch-psychischen Zustandes, und zwar nach der jeweiligen Beschaffenheit desselben, des Seinsollens oder Nichtseinsollens.

Wie schon aus der Etymologie der Empfindung erhellt, findet das Individuum in ihr sich selbst innen; ja erst mit ihr kommt die Natur überhaupt zur Selbstgewahrung. Die Natur wird ihrer selbst inne, indem sich Individuen empfinden. Eine psychische Dämmerung bricht durch die Empfindung an, wie zuvor die physische durch das Licht. Die Wesen, welche Empfindung haben, handeln und bewegen sich nicht nach bloßen Reizen und blos mechanischen Ursachen, sondern lassen sich von den Motiven der Lust und des Schmerzes wie von einem inneren Lichte oder vielmehr Helldunkel leiten. Die Empfindungsfähigkeit wurzelt demnach in dem idealen Charakter der Natur und in der objectiven Vernunft; sie ist durch die teleologische Einrichtung des Organismus und seine plastische Formgebung bedingt. Die Förderung derselben wird als angenehm, die Hemmung als unangenehm empfunden. Was für den Verstand das Unlogische, das ist für die Empfindung der Schmerz, d. h. die Störung des harmonischen, ideegemäßen Wesens des Organismus. Das Empfindende selbst aber ist eigentlich das plastische Moment, welches nach innen gewendet die Form des innerlichen Bewegens und Erregens, die Form des psychischen Abbildes der teleologisch-plastischen Aeußerlichkeit und ihres Zustandes ist. Es ist daher als die lebendig und innerlich gewordene reale, objective Idee des Organischen zu bezeichnen, in welcher sich die äußerlichen Zustände wiederspiegeln. Daraus ist ersichtlich, wie maßgebend die Empfindung von Lust und Schmerz für die Entwickelung des einzelnen Organismus und der Natur im Großen ist. Sie ist der Antrieb für die Einzelwesen und daher auch für das Ganze der

Google

Natur, ihre Idee in der Darstellung zu wahren und zu fördern, das Störende hingegen zu fliehen und zu bekämpfen. Also leistet die Unlust der Vervollkommnung der ganzen Natur Vorschub, gleichwie das Unlogische den Menschengeist entflammt, es durch rastlose Forschung zu überwinden und die Wahrheit zu erkennen. Sie spornt die Thiere an, die Schranken zu durchbrechen, die Sphäre ihrer Existenz zu erweitern und die Organe ihrer Thätigkeit zu vervollkommnen. Indem das Naturwesen z. B. die Unvollkommenheit seiner Sehkraft mit Unbehagen empfand, strengte es sich an, schärfte die Kraft durch Uebung, vollzog mit Eifer die nach und nach erprobten Bewegungen, Nerven- und Muskelspannungen, welche ein besseres Sehen beförderten, und wirkte damit wieder auf die Ausgestaltung und Ausbildung des Organs selbst zurück. Diesem aus der Unlust hervorgehenden Drange verdanken auch Bewegungs- und Hantirungsorgane ihre Vervollkommnung. Der menschliche Fuß und die menschliche Hand sind für die Zwecke des Menschen zu dem entwickelt worden, was sie sind.

Die berufensten Naturforscher der neuesten Zeit stehen vor der Empfindung wie vor einem Räthsel. Sie gestehen ein, daß die mechanische und materielle Erklärung bei der Empfindung versage, denn der Mechanismus bleibe eine nur unbewußte und äußerliche Bewegung, ohne je innerlich werden zu können. Um nun aber die Entstehung der Empfindung zu erklären, ohne gleichwohl die Einheit des Wesens des Daseins verlassen und neben der Materie noch ein anderes, ein ideales oder psychisches Princip annehmen zu müssen, haben sich Männer, wie Zöllner, Preyer, Nägeli, Häckel u. A., entschlossen, der Materie selbst eine Empfindungsfähigkeit beizulegen, welche unter bestimmten Umständen, bei gewissen Combinationen aus der bloßen Anlage in die Wirklichkeit übergehen soll. Sie haben jedoch dabei übersehen, daß der hylozoistische Atomismus den Monismus geradewegs ausschließt. Wenn auch den Atomen Empfindung zukommt, so sind Atome und Empfindung doch immerhin von einander verschieden. Sie bilden eine Einheit, aber keine Einerleiheit. Die Atome haben Empfindung, aber sie sind füglich nicht selbst Empfindung, sie sind nicht in jedem Sinne identisch mit ihr; und die Empfindung ist nicht als solche Atom, sondern eine Eigenschaft desselben. Der Hylozoismus ist mithin nur eine andere Form des Dualismus. Ferner wäre durch die Empfindungsfähigkeit der Materie noch immer nicht die Organisation und das Leben selbst erklärt. Es bedürfte noch eines Formprincips oder eines teleologisch wirkenden Bandes, um die einzelnen empfindungsfähigen materiellen Theilchen in die rechte Verbindung mit einander zu bringen und sowohl die Auslösung der latenten Empfindung zu erwirken, als auch die eigenthümliche Art des lebendigen Organismus, welchem sie eigen sein soll, zu bestimmen. Preyer z. B. setzt daher*) der Hypothese von empfindungsfähigen materiellen

*) Vgl. die Zeitschrift „Kosmos“ 1877 (October-Decemberheft).

Google

Atomen auch noch die einer besonderen „Anordnung" derselben zur Seite und macht hierdurch die Sache nur noch verwickelter. Für das wahre Verständniß der Natur muß also zur Naturwissenschaft noch die Philosophie hinzukommen, welche mit einem Grundprincip ihr Auslangen findet und das Gebiet der Ideen, das ideale Moment in der Natur zum Gegenstande der Forschung erwählt. Auf dem Standpunkte dieser Philosophie stammt die Empfindung nur von innen her durch die immanente Bildungspotenz, welche sich in der Wechselwirkung mit der Aeußerlichkeit, mit den Lebensverhältnissen erschließt. Als sinnliche Vermittler zwischen dem subjectiven Innenwesen des Leibes und dem Zustande des Leibes selber wirken die sensiblen Nerven, welche zugleich wie physisch-psychische Fühlhörner der Imagination nach außen hin zur Orientirung im Sinnlichen, wie nach Innen zur Wahrnehmung der Beschaffenheit des organischen Daseins dienen. Sie sind gleichsam die Tasten der innerlich gewordenen Weltphantasie, welche von den körperlichen Zuständen angeschlagen werden und dann harmonisch oder disharmonisch in den Empfindungen von Lust und Schmerz in verschiedenen Graden und Nüancen erklingen. Da die Materie als solche ganz empfindungslos ist, ergeht es ihnen ähnlich wie dem Raume, welcher an sich immateriell und doch Daseinsbedingung alles Materiellen, an sich ohne Bewegung und doch Bedingung aller Bewegung, an sich ohne Richtung und Entfernung und doch Grundbedingung aller Richtungen und Entfernungen ist, mit einem Worte die reale Möglichkeit der Offenbarung aller Eigenschaften des Räumlichen in sich enthält.

Die Empfindung unterscheidet sich von der Vorstellung dadurch, daß sie sich auf keinen objectiven Gegenstand bezieht, sondern stets subjectiv bleibt, die sinnliche Leiblichkeit und deren ideegemäße oder ideewidrige Beschaffenheit zum Inhalte hat. In Bezug auf das Bewußtsein kann man das Empfinden als die erste, noch in der Sinnlichkeit bleibende, mit ihr unmittelbar einheitliche Bethätigung der Bewußtseinspotenz betrachten; aber doch nur als das erste Aufflackern des Bewußtseins, aus welchem später das reine Bewußtsein hell aufleuchtet. Mit dem Gefühle hat die Empfindung die Subjectivität gemein, doch können sie auch entgegengesetzte Klangfarben an sich tragen, da bei schmerzlicher Empfindung freudiges Gefühl vorhanden sein kann und umgekehrt. Lehrt doch die Erfahrung, daß durch innige Gefühle der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung die schrecklichsten körperlichen Qualen überwunden, ja mit frohem Muthe erduldet werden können. Zudem bezeichnet das Gefühl im Gegensatze zur Empfindung den geistigen Zustand, die innerste Stimmung und Erregung des Seelenwesens.

Der Empfindungsfähigkeit der lebenden Wesen entsprechen nothwendig die Sinne. Sie schließen einerseits das Individuum von der Außenwelt ab und ermöglichen andererseits seinen Verkehr mit derselben, ohne daß es aus sich herauszugehen oder sich aufzugeben braucht. Außer der individuellen Bedeutung haben die Sinne auch eine allgemeine Bedeutung für die Natur

Google

als solche, als Ganzes, als einheitliches Wesen, denn sie sind die Organe ihrer Selbstwahrnehmung. Durch das Auge sieht, durch das Ohr hört sie sich selber. Indem die Sinne nicht blos aufnehmen und wiedergeben, sondern auch schaffen und umschaffen und hierdurch die Natur um das ganze Gebiet der Empfindungsqualitäten bereichern, geben sie sich als Schöpfungen der objectiven Phantasie zu erkennen. Sie „gehen aus dem Zusammenwirken der Phantasie als objectiven Princips im Uebergange zur Phantasie als subjectivem Princip hervor, bilden also wesentlich ein Vermittlungsorgan zwischen objectiver Realität und subjectivem Bewußtsein". Vor ihnen mußte sich aber zuerst ein innerer und allgemeiner Sinn bilden, der zugleich die Quelle der Empfindung und des Bewußtseins wurde. Dieser Allgemeinsinn war das Sinnende, das Sinnlich-Geistige, das zunächst im Interesse des leiblichen Befindens und dann auch aus psychischem Drange nach außen strebte, um sich eben durch die Bildung der Sinne reicher und schärfer zu individualisiren. Diese forderte vor Allem specifische Nerven, welche zur Auffassung der objectiven Reize geeignet sind, ferner eine psychische Function, welche sie in Farben, Töne u. s. w. umwandelt und so dem Bewußtsein zuführt. Jedenfalls können die Sinne nicht von außen her durch objective Einwirkung der Sinneserreger auf die äußere Form der Organismen entstanden, gleichsam angebildet, angefügt sein. Nicht minder abenteuerlich ist die Hypothese, daß die Sinne sich von innen durch die specifischen Functionen gebildet und gleichsam allmählich angesammelt haben. Das Auge konnte so wenig aus dem Sehen entstehen, als das Bewußtsein aus Bewußtseins- oder Vorstellungsacten, da diese vielmehr jenes schon voraussetzen. Demnach erklärt Frohschammer den Ursprung der Sinne aus der Tendenz der allgemeinen Gestaltungskraft, ihr objectives rationales und ideales Wesen in ihren Schöpfungen wahrzunehmen und ästhetisch zu genießen. Dasselbe Moment in der Natur, welches nach schöneren Formen, Farben u. s. w. strebt, sucht auch Gesicht, Gehör, Geruch u. s. w. zu bilden, um sich selbst zu gewinnen und zu genießen. Da nun die Sinne mit ihrer eigenthümlichen Structur und Function gleich den Naturdingen der Vermählung der objectiven Phantasie mit den der Materie innewohnenden Gesetzen entsprossen sind, so haben sie gerade von dem Standpunkte der objectiven Natur aus Zuverlässigkeit. Sie offenbaren nicht etwa nur die Erscheinung der Dinge, sondern auch ihre primären Eigenschaften, ihr Ansich. Und was den Schein betrifft, so ist er doch wohl durch ein ganz bestimmtes Substrat der Außenwelt, durch bestimmte auf uns wirkende Schwingungen des Aethers, der Luft veranlaßt. Damit ist der Gegenfüßler des Sensualismus, der erkenntnißtheoretische Idealismus, gerichtet.

Die Triebe und Instincte sind physisch-psychischer Art und zwar jene vorherrschend physisch, diese vorwiegend psychisch; Beide sind auch vorherrschend Eigenthümlichkeiten der Art und als solche dem Individuum besonders zur Erhaltung und Förderung, Fortpflanzung und Ausbildung der Art angehörig.

Google

Unter dem Triebe ist das aus der Gesammtheit der organischen Gliederung hervorgehende Streben der lebenden Wesen nach ihrem Wohlbefinden als Individuen und als Glieder der Gattung zu verstehen. Er ist zugleich causa efficiens und causa finalis, da das treibende Gesammtbedürfniß des Organismus sich in ihm ausspricht. Er ist also nur möglich durch eine lebendige Idee des Ganzen, die objective Phantasie. Der Instinct besteht in der Fähigkeit, ohne Unterweisung, Abrichtung und Erfahrung den Trieb zu befriedigen. Er ist die teleologische Steigerung des Triebes, die „lebendig gewordene, und wenn noch nicht bewußte, so doch objectiv urtheilende und rational und psychisch-teleologisch wirkende Gestaltungskraft". Darwin denkt sich die Entstehung der Instincte so, daß sie rein empirisch stattgefunden habe, indem durch Thätigkeit und Anpassung allmählich erworbene Fertigkeiten und Erfahrung sich befestigen und vererben, also in der Zeugung sich fortpflanzen und dadurch angeboren werden. Dieser Annahme liegt wohl eine gewisse Wahrheit zu Grunde, sie bietet jedoch für sich allein keine vollständige und erschöpfende Erklärung. Setzt doch das instinctive, oft keineswegs einfache und naheliegende, sondern im Gegentheil sehr complicirte Verfahren so vieler Thiere ein Kennen und selbst gleichsam ein Vorherwissen von Naturverhältnissen voraus, das unmöglich mechanisch dem psychischen Wesen eingebildet und als Begabung dann fortgepflanzt werden kann. So suchen die Vögel rechtzeitig ein milderes Klima auf, ohne erst durch Kälte dazu getrieben zu werden, also ohne die Nöthigung der Erfahrung abzuwarten, und sie finden ohne Führung den richtigen Weg dahin. Vögel und Insecten treffen eine verständige Auswahl des Futters, das sie ihren Jungen verabreichen. „Die Sandwespe," berichtet Schröder von der Kolk*), „gräbt Löcher in den sandigen Boden und bringt eine Spinne oder ein Räupchen hinein, die sie nicht getödtet, sondern nur durch Einführen des Stachels nach einer bestimmten Stelle des Nervensystems betäubt und gelähmt hat, wodurch ihrer Fäulniß und Vermoderung vorgebeugt wird; dann aber legt sie in jedes solches Loch ein Ei, und das daraus schlüpfende Junge findet sogleich seine Nahrung. Die Holzwespe bringt neben das Eichen in der Zelle eine Art von Teig, der für sie keine Nahrung ist, wohl aber der aus dem Ei kommenden Larve vortrefflich zusagt." Von dem Schmetterlinge einer unserer Blattraupen erzählt derselbe Verfasser**): „Derselbe hängt zu Anfang des Sommers seine Eier nur ganz locker an die Blätter der Bäume, und es kriechen bald Räupchen aus, die sich im August einspinnen und auch wieder in Schmetterlinge verwandeln. Die neue Zucht legt später die Eier auch wohl wieder auf Blätter, die aber natürlich im Herbste abfallen würden. Deshalb umspinnt jetzt der Schmetterling das ganze Blatt nebst dem Stiele, so daß es nicht

---

*) Seele und Leib, S. 170.
**) a. a. O., S. 59.

Google

abfallen, ja selbst nicht durch einen starken Sturm abgeweht werden kann, weshalb auch manche Blätter den ganzen Winter hindurch hängen bleiben. Der Schmetterling verfährt also im Herbste anders, als seine Vorfahren im Frühjahre. Dieses Abfallen der Blätter konnte aber der Schmetterling doch nicht voraussehen, da er es noch nicht erlebt hat, und das Umspinnen kann er auch nicht von seinen Eltern erlernt haben, denn diese haben im Frühjahre nichts Aehnliches gethan." Dieses außerordentlich zweckmäßige und nützliche Verfahren wird nur dann begreiflich, wenn die Instincte von innen, aus der subjectiv werdenden Phantasie stammen, wenn sich in ihnen ein allgemeines, dem bildenden und schaffenden Naturprincipe innewohnendes Lebensgesetz offenbart. Die über die einzelnen Individuen übergreifenden Fähigkeiten oder Fertigkeiten werden mittelst der Nerven in die organische, teleologisch-plastische Potenz aufgenommen, wodurch eine psychische Bereicherung entsteht, welche sich dann durch die organisch-psychische Organisation vererbt. Der enge Zusammenhang zwischen Instinct und Einbildungskraft zeigt sich unserem Philosophen darin, daß junge Thiere besondere Organe, Hörner, Zähne u. dgl. als Waffen schon gebrauchen wollen, bevor sie dieselben noch besitzen. Diese Organe existiren demnach schon in ihrer Phantasie, und von dieser geht der Gebrauch sowie die Organbildung selber aus. Aehnlich beobachten wir an dem männlichen Hirschkäfer, daß er sich für die ihm erst während der Ruhezeit wachsenden Hörner oder Zangen im Voraus eine Höhlung gräbt.

Außer dem Instincte, welchen man als gebundene Intelligenz der Art bezeichnen kann, kommt den höher organisirten Thieren auch noch eine freie, individuell entwickelte Intelligenz zu. Sie sind einer Abrichtung fähig, sie können Erfahrungen sammeln, durch dieselben an Klugheit zunehmen und als Individuen urtheilen, mithin sich schon einigermaßen selbstständig aus der Art erheben. Sie besitzen sogar bis zu einem gewissen Grade das Vermögen der Abstraction. Diese kann sich allerdings nicht zu der von dem menschlichen Verstande geübten Abstraction, welche zwar von den einzelnen Dingen und Arten der Dinge ausgeht, aber dann ganz frei im Denken sich bewegt und mit den Begriffen selbstständig waltet, versteigen; denn die selbstständige Schöpfung von Gedanken im Bewußtsein macht einen Hauptunterschied zwischen Menschen und Thieren aus, in dem Mangel derselben ist die Ohnmacht der Thiere zur Sprachbildung und wissenschaftlichen Forschung begründet. Indeß ganz unfähig für die Erkenntniß des Allgemeinen sind die Thiere nicht, wenn sie dabei auch, wie beim Urtheilen, an die unmittelbare Gegenwart und Einwirkung der Dinge gebunden bleiben uud demzufolge zu keiner Verallgemeinerung und Theorie gelangen können. Sie sind im Stande, nicht blos die Individuen, sondern auch die Arten zu unterscheiden. Ein Hund z. B. wird an vielen Thieren und Menschen ganz gleichgiltig vorübergehen; sobald aber ein anderer Hund, also ein lebendiges Wesen seiner eigenen Art in seine Nähe kommt, wird er in Bewegung ge-

Google

rathen, in ein freundliches oder feindliches Verhältniß zu ihm treten und allenthalben kundgeben, daß dieses Wesen für ihn eine ganz andere Bedeutung habe, als die anderen. Die Thiere vermögen auch die Arten der ihnen gefährlichen Wesen zu erkennen und ihr Verhalten darnach einzurichten. Die Gemsen erwägen, ob sie einen Sprung wagen dürfen. Demgemäß ist den höheren Thieren ein Urtheilen nach den Kategorien der Ursache und Wirkung, der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, der Möglichkeit und Unmöglichkeit und eine Erkenntniß des Allgemeinen zugänglich, wenn auch keine vom Concreten sich loslösende Verstandesthätigkeit dabei stattfindet. Diese ist ja bekanntlich auch den Kindern und den ganz ungebildeten Menschen versagt, denn auch sie müssen ihr Denken erst am Concreten sich entwickeln lassen. Ferner können wir an den Thieren gewisse Gemüthszustände und Erregungen, wie Liebe, Treue, Freude, Trauer, Sehnsucht und Furcht, aber auch die heftigen Affecte des Zornes, des Neides und der Rachsucht constatiren. Es äußert sich mithin in ihnen die objective Phantasie im Vereine mit der, wenn auch noch schwach wirkenden subjectiven Phantasie, welche sich allmählich über das zur Seele entwickelte Organisationsprincip erhebt. Beide zusammen sind das individuell gewordene bildende, schöpferische Weltprincip.

Der Menschengeist ist sohin die höhere Potenzirung und Concentration des dumpfen Seelenlebens der höheren Thiere, und darum fühlt sich Frohschammer berechtigt, auch ihn als Schöpfung der Weltphantasie zu betrachten. Er ist nicht nicht einmal von der Gottheit in's Dasein gerufen worden, er that es nicht Pallas Athenen gleich, welche in voller Rüstung, mit strahlenden Waffen und gezückter Lanze dem Haupte des Zeus entsprungen, er ist vielmehr eine Wesensform, welche erst in langem und schwerem Entwickelungsprocesse errungen, in hartnäckigem Kampfe mit den äußeren Verhältnissen gewonnen worden ist. Dafür spricht der langsame Fortschritt der Cultur, der Erkenntniß, der sittlichen Vervollkommung und der oft tragische, grausame Gang der historischen Entfaltung der Menschheit von dem Anfange der Geschichte an durch so viele Wechselfälle, Kriege und Revolutionen hindurch. Die vorgeschichtlichen und ethnologischen Forschungen weisen eine Annäherung der niedersten Racen des Menschengeschlechts an die höchsten, menschenähnlichsten Thiere nach. Nicht minder finden sich Andeutungen, daß die frühesten Menschen mit den noch jetzt lebenden unentwickelten Menschen und Völkerschaften Aehnlichkeiten hatten, wenn sie ihnen auch allerdings nicht vollständig glichen, sofern das noch Unentwickelte, Normale mit dem in der Entwickelung Aufgehaltenen und anormal Gewordenen zwar Aehnlichkeit besitzt, aber ihm nicht gleich zu setzen ist. Auch die sprachlichen Forschungen, insbesondere diejenigen, welche die Sprachen vergleichen und deren Ursprung und Entwickelung aus einander, sowie deren Umgestaltung zu erkennen sich anheischig machen, weisen auf einen langwierigen allmählichen Fortschritt vom Einfacheren zum Complicirteren hin, — einen Proceß, dem offenbar eine analoge Entwickelung der Menschheit in geistiger, insbesondere intellectueller Hinsicht ent-

Google

spricht. Schon die einzelnen sinnlichen Dinge können nur langsam durch die Sinne nach ihren Formen, Eigenschaften und Wirkungen wahrgenommen werden. Um wie viel weniger können allgemeine Wahrheiten und Erkenntnisse plötzlich und unvermittelt in das geistige Eigenthum übergehen!

Wie das geistige Wesen der Menschennatur nicht mit einem Schlage geschaffen wurde, so kommt auch den einzelnen Menschenseelen kein göttlicher Ursprung zu; sie entstehen vielmehr auf natürlichem Wege aus dem Gattungswesen der Menschheit durch die Zeugungskraft der Menschennatur, durch die Generation der Eltern. Aber auch aus der blos materiellen Welt, aus Materie und physikalischer Kraft kann der Menschengeist weder uranfänglich hervorgegangen sein, noch bei der einzelnen Zeugung hervorgehen; denn das Wesen desselben ist nicht Stoff, noch auch blos das Ergebniß materieller Vorgänge, noch ein Kraftpunkt, sondern ein Formprincip, eine concrete, synthetische Potenz. Die Seele ist innerlich, der Kraft und Idee nach das, was der Organismus äußerlich offenbart. Ihr leibliches und geistiges Leben ist die Realisirung ihres inneren Wesens.

Durch den sinnlich-geistigen Charakter seines Grundprincips entgeht unser Philosoph dem klaffenden Dualismus von Geist und Materie, ohne sich indeß, wie wir gesehen, dem schroffen Monismus in die Arme zu werfen. Weit entfernt von diesem, hebt er im Gegentheile auf's Entschiedenste hervor, daß der Weltproceß mit einem Factor allein nicht beginnen und nicht vollzogen werden könne. Der eine müsse mindestens einen zweiten aus sich heraus setzen. Die absolute Identität des Seienden und Wirkenden sei in keinem Falle aufrecht zu erhalten. Mögen Stoff und Formprincip immerhin im tiefsten Grunde aus einer einheitlichen Wurzel herrühren, so dürfe man diese doch nicht als ein in sich vollkommen gleiches, identisches Einerlei auffassen, sondern man müsse sie mit der Potenz und Tendenz zur Entzweiung, Wiedervereinigung und Wechselwirkung ausgestattet denken; „denn das, was vollständig einerlei ist, kann nichts wirken und nichts werden. Das bloße leere Eins kann nichts produciren und nichts bilden; das Eine muß jedenfalls eine Fülle in sich bergen, und die Fülle muß verschiedene Momente in sich haben, welche bei der Entwickelung in Wirkung und Gegenwirkung sich bethätigen und dadurch Vielheit, Verschiedenheit und Entwickelung hervorbringen — verlaufend und wechselnd in Harmonie und Disharmonie, in Scheidung und Verbindung". Frohschammers Dualismus ist nicht schlimmer, als derjenige Spinozas; denn wie dieser seine beiden Attribute in der Substanz zusammenfaßt, so trägt nach Frohschammers Definition die Phantasie als geistig-leibliches Vermögen die Momente der Vereinigung und Versöhnung in sich. Sie nähert sich dem Stofflichen durch ihre gestaltende, psychisch-räumlich wirkende Potenz, indem sie die Sinnlichkeit der stofflichen Realität nachbildet und zugleich den Raum setzt; der physischen Kraft aber dadurch, daß sie eben auch die Macht des Wirkens, des Schaffens hat, formal und geistig, wie jene sinnlich und real. Und wie

Google

in dem Makrokosmos, so giebt es auch in dem Mikrokosmos nur einen relativen Dualismus, nicht einen Dualismus des letzten Princips, wie Descartes ihm huldigte, sondern der erscheinenden, wirkenden Ursachen im endlichen Dasein. In der Wurzel sind Materie und Kräfte, wie organisches Princip und Seele Eins, — wie ja auch das Ziel und Resultat ihres Wirkens in den organischen und lebendigen Bildungen fortwährend die Durchdringung zur Einheit ist; nur beim Lebensproceß kommen sie in verschiedenem Grade zur Erscheinung. Der Geist belebt den Leib und gewinnt sich doch zugleich selbst durch dessen Bildung; Leib und Seele entwickeln sich in gleicher Stufenfolge, und die Kraft und Vollkommenheit des Geistes ist durch die Vollkommenheit des Körpers überhaupt und des Gehirns insbesondere bedingt.

Der Menschengeist gleicht einem Kinde, dessen Geburt der Mutter das Leben kostet, denn in ihm giebt die objective Phantasie gewissermaßen sich selbst auf, indem sie sich verinnerlicht, selbstständig, beflügelt, subjectiv, dem Naturzwange entrückt wird. Ihr ungebundenes, bewegliches Walten im Menschen spiegelt sich sonnenklar in der Natur der Kinder und der Wilden. Die subjective Phantasie bethätigt sich zuerst unter allen Geisteskräften, ohne erst einer Anleitung oder Unterweisung zu bedürfen, wie der ungebundene Instinct der Thiere einer solchen nicht bedarf; und sie bethätigt sich ganz willkürlich, indem sie ohne Rücksicht auf Gesetz und Nothwendigkeit nach Belieben mit der Natur umspringt, ein eigenmächtiges Spiel mit ihr treibt, aus Allem Alles macht. Die so über den Naturproceß hinausgewachsene Phantasie, durch welche das ganze Wesen der Seele von der organischen Gebundenheit des leiblichen Organismus befreit wird, bildet den psychischen Organismus mit seinen geistigen Kräften aus, indem sie die objectiv und real wirkenden Kräfte und Gesetze in einem bewußten Subjecte individualisirt und der objectiv-realen Vernunft durch die subjective Erkenntnißkraft den Stempel der Subjectivität aufdrückt. Wie die objective Phantasie die Stoffe und Kräfte zu der stetig aufsteigenden Organisation verwerthet, so verwendet die subjective Phantasie vermöge der Macht des inneren Gestaltens, des Hervorbringens innerer Bilder die Erscheinungen und deren Gesetze und Bedeutung zur allmählichen Bildung des geistigen Organismus und wirkt als Einheitsprincip aller seiner Kräfte, deren Verbindung und Harmonie bei ihren Functionen sie vermittelt. Durch sie wird die leibliche oder physisch-psychische Empfindungsfähigkeit zum psychischen Vermögen der Gefühle und Affecte, die im Instincte gebundene Intelligenz und das niedere auf die körperlichen Organe beschränkte sinnliche Wahrnehmungsvermögen zum freien Erkenntnißvermögen mit der Kraft selbstständiger, von den Sinnen losgelöster Abstractionen und der Trieb zum Selbstbestimmungsvermögen nach abstracten Begriffen und Grundsätzen, also zum freien, selbstbewußten, vernünftigen Willen. Diese Dreiheit von Grundvermögen entspricht den drei Hauptarten des cerebrospinalen Nervensystems, den Empfindungs-, Sinnes- und Bewegungsnerven. Die drei geistigen Vermögen schließen selbst wieder

Google

verschiedene Momente oder Bethätigungsweisen in sich, wie dies auch bei den drei Arten der Nerven der Fall ist. Wie diese trotz der Verschiedenheit ihrer Verrichtungen unter der einigenden Leitung der objectiven Phantasie einheitlich und zweckmäßig zusammenwirken, so wird auch ungeachtet der dagegen von Herbart erhobenen Bedenken die Einheit des Geistes durch die Vielheit der Seelenvermögen keineswegs aufgehoben. Diese greifen symphonisch in einander, werden durch die subjective Phantasie umspannt und zur Einheit des Geisteslebens ergänzt. Die Ausgestaltung der Einheit des Geistes, zu dem Fühlen, Erkennen und Wollen kann selbstverständlich nur in dem Zustande des klaren Bewußtseins und Selbstbewußtseins stattfinden. Jenes ist nicht im objectiven oder erkenntnißtheoretischen, sondern im rein subjectiven psychologischen Sinne als Zustand der Seele, welcher das Wissen und Erkennen bedingt, zu fassen. Es läßt sich nicht bestimmt definiren, gleichwie die Sinneswahrnehmungen und alle unmittelbaren Acte der Seele sich nicht definiren lassen, sondern selbst gesetzt und unmittelbar erfahren werden müssen. Man versteht darunter das Licht, in welches Sinneswahrnehmungen von außen und Vorstellungen von innen eintreten und dadurch gewußt werden, d. h. das Bewußtsein im objectiven Sinne begründen. Dieses Bewußtsein stammt aus der Empfindungsfähigkeit und insofern aus der teleologischen, verständigen und idealen Beschaffenheit des lebendigen Wesens. Die Vorstufe und Grundbedingung des Bewußtseins ist das Wachsein, welches ein mehr physischer Zustand, aber immerhin der Uebergang aus der Finsterniß des Unbewußtseins in das Licht des Bewußtseins ist. Wie dieses die Blüthe der objectiven Phantasie bei ihrem Entwickelungsprocesse zur subjectiven Phantasie ist, so ist die Blüthe der subjectiven Phantasie das Selbstbewußtsein. Dasselbe bezieht sich unmittelbar nur auf das eigentlich geistige, erst mittelbar auch auf das körperliche Sein, das dann ebenfalls in das Ich, den Centralpunkt des geistigen Organismus, aufgenommen erscheint, während zuvor vom Kinde das eigene Wesen nicht als Ich erfaßt, aber dafür auch das eigene Sein noch nicht als Subject, sondern als Object betrachtet wird. Aus diesem Umstande, daß das Selbstbewußtsein sich direct nur auf den geistigen Organismus bezieht, diesen gleichsam für sich selbst beleuchtet, erklärt es sich, warum der Mensch von seinem eigenen leiblichen Organismus, seinem inneren Bau und seinen physiologischen Functionen direct so wenig weiß und nur mühsam durch objective Forschung Kenntniß davon erlangen kann. Das Selbstbewußtsein ist keine Vorstellung, sondern ein Zustand der Seele, auch nicht ein Vorgestelltes, sondern der in sich leuchtende Mittelpunkt, der Lichtträger, welcher zugleich sich, seinen Inhalt und seine Thätigkeit wahrnimmt. Es entsteht dadurch, daß das seiende und objectiv wissende Bewußtsein zum wissenden Bewußtsein des Bewußtseins wird. Dieser Werdeproceß findet etwa in der Weise statt, daß durch die freie, auf Grund des entstandenen Bewußtseins im Empfinden, Erkennen u. s. w. thätige Phantasie sich gleichsam über dem leiblichen ein höherer

Google

psychischer Organismus bildet, in welchem die physikalischen Gesetze und Formen zu logischen Gesetzen und Kategorien werden. In diesem verbinden sich Bewußtsein und die im Lichte desselben vor sich gehende Vorstellungsthätigkeit der subjectiven Phantasie zu einem neuen geistig leuchtenden Organismus. Dieser kann sich nicht mehr nach außen durch die Sinne richten, sondern nur auf den eigenen geistigen Organismus mit seinem Inhalte und muß dadurch Selbstgestaltung im Bewußtsein, Selbstbewußtsein, und Thun aus eigenem Wesen, Wille, werden, woraus das in sich selbstständige, abgeschlossene Ich oder die Persönlichkeit wird.

Eine Fortsetzung des grundlegenden Werkes ist das Buch: „Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache" (München 1883), in welchem mit möglichster Klarheit und Durchsichtigkeit dargethan wird, wie durch die Bethätigung der Phantasie in ihrer objectiven und subjectiven Bedeutung das Menschengeschlecht in die Menschheit überging und die Eigenthümlichkeiten ihres primitiven psychischen und historischen Lebens entstanden und sich entwickelten. Es ist also das Gebiet der Geschichte der Menschheit, auf welchem die Untersuchung sich bewegt. Sie geht davon aus, daß es der neueren wissenschaftlichen Forschung gemäß unvermeidlich ist, einen allmählich verlaufenden Werdeproceß auch für die Menschennatur und das Menschengeschlecht gelten zu lassen. Wenn auch bei dem Mangel aller unmittelbaren Erfahrung oder directen Beobachtung das Wie dieses Werdeganges in tiefes Dunkel gehüllt ist, so ist doch das Daß desselben, die Thatsache, daß der Mensch gleich den höheren Thieren aus dem Naturprocesse selbst, d. h. aus der Bethätigung des allgemeinen schöpferischen Weltprincips hervorgegangen sei, ebenso durch Gründe aus der Anatomie, Physiologie und Embryologie, wie aus der Psychologie, Ethnologie und Menschengeschichte unwiderleglich bezeugt. Die vergleichende Anatomie zeigt, daß der menschliche Körper dem der Thiere ganz analog gebaut sei, mit denselben Theilen nach demselben Plane, in derselben Ordnung, so daß der Unterschied zwischen den höheren Thieren und den Menschen in dieser Beziehung ein viel geringerer ist, als der zwischen niederen und höheren Thieren. Desgleichen sind die physiologischen Organe und Functionen bei den höheren Thieren und den Menschen die gleichen, nur dem Grade nach verschieden. In mancher Hinsicht, betreff mancher Sinnesorgane zum Beispiel, sind manche Thiere dem Menschen sogar überlegen, während dieser allerdings im Centralorgan, dem Gehirn, und in der Gesammtheit des Nervensystems allen Thieren den Rang abläuft In embryologischer Beziehung findet dasselbe Verhältniß statt. Auch der menschliche Embryo beginnt mit dem unscheinbarsten Keime und muß verschiedene Stadien im Mutterschoße zurücklegen, in denen er noch keineswegs einem Menschen gleicht, sondern viel Thierähnliches aufweist, so daß zwischen einem menschlichen nnd thierischen Embryo geraume Zeit hindurch kein entschiedener Unterschied erkannt werden kann, bis zuletzt die reife Menschen-

Google

gestalt sich bildet. Bei den höheren Thieren begegnen uns, wie bereits hervorgehoben wurde, Anfänge geistiger Fähigkeiten. Die Menschennatur zeigt sich leiblich und auch seelisch allenthalben von der allgemeinen äußeren Natur und den besonderen Naturverhältnissen auf's Tiefste beeinflußt, wie die Verschiedenheit der Racen, der Völker und der Individuen in ihrem Aeußeren und Inneren bekundet. Ebenso ist die Geschichte der Menschheit mit dem Naturprocesse und den Naturverhältnissen innig verflochten und vielfach von ihnen bedingt, wie denn auch die Racen und Völker durch sie ihre Modification, ihre eigenthümliche Begabung und ihre Aufgabe in der Entwickelung der Menschheit erhalten, aber auch durch sie der Verkümmerung und dem Untergange anheimfallen.

Die Analogien und Andeutungen des ganzen gesetzmäßigen Naturlaufs führen jedoch keineswegs dahin, daß der Mensch von dem Affen abstamme, wie die Gegner der Descendenzlehre im Unterschiede von Darwin*) vielfach behaupten, um sie in Mißcredit zu bringen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß das allgemeine Bildungsprincip mit seinen beiden Hauptmomenten, dem teleologischen und plastischen, die primitiven Organismen geschaffen habe, aus denen die Menschheit hervorgehen sollte. Die Erde mußte dabei vorläufig die Stelle des Mutterschoßes vertreten, in welchem jetzt der menschliche Embryo durch verschiedene Stufen hindurch sich zur vollen Menschennatur entfaltet. Die Aehnlichkeit reicht indeß hierbei nicht weit; denn der Embryo des einzelnen Menschen im Mutterschoße birgt seine Idee und die Kraft der Entwickelung schon in sich, da er aus dem Samen schon entwickelter Individuen der Gattung stammt. Bei den primitiven Organismen der Menschheit aber konnte keine Entwickelung eines schon im Keime irgendwie Gegebenen oder individuell Angelegten stattfinden, sondern die Weltphantasie mußte mit den Naturgesetzen in Wechselverkehr treten, um ein neues, höheres Wesen in's Dasein zu setzen und in ihm die objective Vernünftigkeit des Daseins, welche sich zuerst in der Empfindung findet oder wahrnimmt, zu lebendiger, individueller Realität und Idealität fortzubilden. Zu diesem Behufe schuf sie allmählich den menschlichen Organismus als Organ des bewußten Geistes mit dem entsprechenden Nervensysteme, den Sinnen und dem Gehirne, welche alle schon auf die künftige Geistesthätigkeit hinweisen, nicht zufällig entstehen, sondern für sie entsprechend gebildet werden. Wie dies geschah, ist allerdings bis jetzt nicht genauer zu bestimmen; nur das Eine scheint gewiß zu sein, daß die Menschennatur mit sehr unvollkommenen Formen begonnen habe, wie dies aus dem Anfangs-

*) Darwin verlegt nämlich in irgend einen Zeitpunkt der Vorgeschichte der Menschheit eine gemeinsame Stammform, von welcher sich dann nach der einen Seite, aufstrebend, der Mensch abzweigte, nach der anderen, in thierischer Bildung verharrend, der Affe. Darnach wären die Vorfahren des Menschen als affenähnlich gebildete, aber schon mit der Anlage zur höheren Entwickelung begabte Wesen zu denken, und so ungefähr scheint auch Kant sich die Sache vorgestellt zu haben.

Google

zustande des Embryo des individuellen Menschen deutlich erhellt. Zwei Möglichkeiten hauptsächlich lassen sich annehmen. Entweder begann die Menschheit mit einem eigenen besonderen Urorganismus oder mehreren unter verschiedenen Verhältnissen, oder aber die Weltphantasie strebte in gerader Richtung der Menschennatur in ihrer organisirenden Thätigkeit zu und brachte dabei gleich der Pflanze, welche Blätter und Zweige als Stadien und Mittel producirt, in denen sie der Blüthe, der Frucht und dem Samen zustrebt, die mannigfachen Arten der lebendigen Wesen gewissermaßen als Nebenerfolge und Realisirungsstadien hervor, bis der Mensch als Höhepunkt erzielt ward. Die verschiedenen Wandlungen des menschlichen Embryo, welche eine Abbreviatur des Entwickelungsganges der Lebensgestaltung darstellen, lassen es am wahrscheinlichsten erscheinen, daß eine bestimmte Art lebendiger Urkeime sich zur Menschheit entwickelt hat, aber durch andere lebendige Wesen als Vorstufen hindurch, die für die organisirende Thätigkeit der Weltphantasie nur Bedingungen, Mittel zur Erreichung ihres eigentlichen Zieles, der Menschennatur waren. Obwohl die Natur bei diesem Entstehungsprocesse der Menschennatur die Stelle des Mutterschoßes bei der Bildung des menschlichen Individuums annahm, so ist die Entstehung des Menschengeschlechtes selbst doch nicht der Geburt des Einzelmenschen vergleichbar, denn das Menschengeschlecht hätte sich in dem völlig hilflosen Zustande des neugeborenen Kindes nicht erhalten, geschweige denn vorwärts schreiten können. Dies setzt einen gewissermaßen thierischen oder wenigstens noch untermenschlichen Zustand voraus, in welchem die Menschen nicht nur mit großer Bedürfnißlosigkeit und Ausdauer in Zeiten der Gefahren und Entbehrungen ausgerüstet waren, sondern auch unter der Herrschaft des Triebes und Instinctes standen. Diese aller Wahrscheinlichkeit nach lange naturalistische Periode machte unter dem Zeichen der subjectiven Phantasie der Periode der Menschwerdung, der Kindheit des Menschengeschlechtes Platz.

Indeß war es nicht etwa die subjective Phantasie allein, durch welche das geistige Leben der Menschheit in den verschiedenen Richtungen begründet wurde, sondern auch die objective Phantasie hatte an dem Erwachen desselben wesentlichen Antheil, wie eine kurze Betrachtung darthun mag. Die objective Phantasie, welche sich hauptsächlich als Generationspotenz äußert, hat insbesondere dadurch für den Beginn und die Fortentwickelung des geistigen Lebens der Menschheit Bedeutung, ja fundamentale Bedeutung, daß durch sie der Geschlechtsgegensatz gebildet und in Folge dessen die Ehe und die Familie begründet ward. Diese war die Stätte, in welcher die psychische Geburt des Menschen anfing, die wichtigsten geistigen Kräfte ihre erste Anregung fanden. Zunächst wurden in ihrem Rahmen die edlen Gefühle der Zuneigung, Liebe, Hingebung, Ehrfurcht, Entsagung und Aufopferung erweckt und genährt. Mit der Gefühlsbildung ging die ethische Bildung bei den Eltern und Kindern Hand in Hand. Das innige Verhältniß Beider zu einander bestimmte sich ohne äußeren Zwang, ohne

Google

Nöthigung durch Furcht und Schrecken, vielmehr durch einen inneren Drang, dessen Befriedigung als Glückseligkeit empfunden wurde. Es ist also gerade das Haupthinderniß aller ethischen Gesinnung und sittlichen Willensthätigkeit, die rücksichtslose Selbstsucht, welche in der Familie am ehesten und entschiedensten durch das von der objectiven Phantasie geschaffene Verhältniß überwunden werden kann. Ohne dieses wäre nicht abzusehen, wie die Bildung des Gemüthes hätte beginnen können. Bewußte moralische Einwirkung, d. h. Erziehung war nicht möglich, da noch Niemand da war, der selbst erzogen worden. Auch Beispiele der Nachahmung gab es noch nicht und noch weniger sittliche Gesetze und Grundsätze, da dieselben noch der Entdeckung harrten. Die Blutsverwandtschaft war also die erste Begründerin humaner, idealer Bildung und Bethätigung der Menschen, wenn auch noch im engeren Kreise und insofern in beschränkter Weise. Dies wird schon durch den Umstand bestätigt, daß ursprünglich und noch lange Zeit hindurch die Menschen nur gegenüber den Familienmitgliedern und im weitesten Sinne gegenüber den Stammesgenossen die Nächstenliebe übten, während sie Glieder anderer Stämme nicht etwa nur als Fremde, sondern auch als Feinde, wenn nicht gar als Jagdbeute betrachteten und behandelten. In Folge dessen haben sich auch die aus verschiedenen Stämmen entsprungenen Nationen oder Völkerschaften scharf von einander abgesondert mit eigenen Nationalgöttern, besonderen Sprachen, Sitten, Gesetzen und Gebräuchen. Diese Scheidung konnte erst durch gewaltsame Unterwerfung und Eroberung theilweise beseitigt werden, wie es vornehmlich durch die Eroberungssucht der Römer geschah. Vollends aber sollte die Trennung der nach Völkern gegliederten Menschen in menschenwürdiger Weise durch den Monotheismus und die sich mit Nothwendigkeit aus ihm ergebende Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wie das Christenthum sie eindringlich lehrte, aufgehoben werden. Doch auch das Christenthum zeitigte die erhofften Früchte nicht, denn es entstanden innerhalb desselben durch verschiedene Auffassungen des Göttlichen und Uebernatürlichen neue und noch schroffere Spaltungen, so daß, wie früher nur Blutsverwandte, jetzt nur Glaubensverwandte als gleichberechtigte Mitmenschen und Kinder des Einen Gottes galten, Andersgläubige aber trotz ihres Monotheismus und trotz ihrer erhabenen Moral als Feinde Gottes, als Ungläubige und Verbrecher gebrandmarkt und aus dem Bereiche der die Rechtswohlthat der Nächstenliebe genießenden Menschen ausgeschlossen wurden.

Als Urheberin des ethischen Lebens war die Familie zugleich der Quell des religiösen Lebens. Die Religion dankt ihr, wenn auch nicht ihren Ursprung, so doch ihre erste und bedeutendste Anregung. Die Liebe und Ehrfurcht, welche hauptsächlich dem Oberhaupte der Familie gezollt wurde, hörte mit dem Tode desselben nicht auf, sondern übertrug sich auf den Verstorbenen, da die kindlichen, unbefangenen Menschen sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnten, daß theure Personen, welche eben noch lebten und denken, sprechen und wirken konnten, nun auf einmal ihr Dasein ganz und

Google

gar eingebüßt haben. Sie dachten sich das verehrte Oberhaupt noch fortlebend und fortwirkend mit denselben Bestrebungen, Neigungen und Bedürfnissen, wie früher, und richteten daher ihr Verhalten zu ihm gerade so ein, wie bei seinen Lebzeiten. Das von ihm noch Sichtbare, der leblose Leib, wurde sorgfältig aufbewahrt, da man der Meinung war, daß seine Seele zeitweise oder vollständig in denselben zurückkehre. Er wurde vor der Zerstörung und vor wilden Thieren so viel als möglich durch feste, sichere Grabhügel geschützt, an welchen Pietät ihm Opfer darbrachte. Es dürfte daher kaum unrichtig sein, die Grabhügel als die ersten Altäre oder genauer als die Vorläufer der Altäre zu bezeichnen, da aus diesem Cultus der Todten oder der Ahnen der höhere Cultus unsichtbarer göttlicher Mächte hervorging.

Aber auch die intellectuelle Bildung des Menschen wurzelt, da sie durch die Sprache bedingt ist, in dem versittlichenden Einflusse der Familie. Den Anlaß zur Auslösung der Sprachanlage boten den primitiven Menschen nicht die sie umgebenden Naturgegenstände, sondern nur die Menschen, und zwar nicht diejenigen, welche ihnen ganz fremd waren, mit denen sie keine Gemeinschaft hatten, sondern solche, mit denen sie einen intimen Verkehr pflegten, die ihnen nahe standen, ihr Gemüth bewegten und denen sie ihr Herz auszuschütten sich gedrängt fühlten. Die Sprache entsprang dem dringlichen, elementaren, unabweislichen Bedürfnisse nach gegenseitiger Verständigung und Mittheilung im Schoße der Familie. In diesem Sinne ist das Problem ihrer Entstehung schon in dem Volksspruche: „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über" gelöst. Wenn aber der Ursprung der Sprache nicht im Denken, sondern in den Gemüthserregungen zu suchen ist, dann hatten sicherlich die Mütter einen besonders wichtigen Antheil an den ersten, allerdings noch unbestimmten Anfängen der menschlichen Sprache, denn Mutterliebe kannte und kennt naturgemäß kein Maß und keine Grenze.

Nach dieser Erörterung über die objective Phantasie wendet sich Frohschammer der subjectiven Phantasie in ihrer Bethätigung der äußeren Natur gegenüber zu. Diese bestand zunächst darin, das im Geiste immanente Bedürfniß nach Erkenntniß der Ursachen des Weltgeschehens zu befriedigen. Die subjective Phantasie knüpfte hierbei nicht an eine lange Erfahrung, welche den Menschen zur Zeit ihrer Menschwerdung selbstverständlich versagt war, an, sondern übertrug, die gewaltigen Lücken der dünn gesäeten Erfahrung selbstthätig ausfüllend, ihre Art und Thätigkeit auf die Dinge selbst; sie schöpfte den Causalnexus aus sich, anstatt ihn der realen Wirklichkeit zu entnehmen. Reichlichen Spielraum gewährten ihr seltsame, auffällige, ungewöhnliche Vorgänge, aber auch solche Ereignisse, welche zwar öfter eintreten, gleichwohl aber keiner abstumpfenden Gewohnheit unterliegen und immer neu das Interesse wecken oder das Gemüth in Aufregung versetzen, wie dies bei nervösen Zuständen, Träumen, Krankheiten und insbesondere bei dem Tode der Fall ist, weil sie unmittelbar die menschliche Natur selbst

Google

betreffen. Dadurch ward für das menschliche Bewußtsein, für das Vorstellungsleben oder den Glauben der Menschen eine innere Welt geschaffen, welche in Grund und Wesen von der thatsächlichen Natur und Geschichte grell abstach und nur durch die Einbildung und für den Glauben bestand. Der Natur wurde eine Uebernatur, dem Sichtbaren ein Unsichtbares, dem Gewöhnlichen, Begreiflichen ein Ungewöhnliches, Geheimnißvolles beigefügt und zum Gegenstande der Scheu und Ehrfurcht gemacht. In Folge dessen entstand das Verlangen, diese räthselhaften Mächte in irgend einer Weise für sich zu gewinnen, um sich vor ihren Anfeindungen zu schützen. Die kindlich unwissenden Menschen legten an dieselben ihren eigenen Maßstab, anthropomorphisirten sie und suchten sie gleich den von Wünschen und Leidenschaften bewegten Menschen durch Gaben und Opfer in guter Laune zu erhalten. Unkenntniß und idealer Drang nach Erkenntniß waren es, welche sich die Hand zu dieser phantastischen Welt- und Lebensauffassung reichten.

Indem die subjective Phantasie die Zeit nicht blos als Gegenwart, sondern auch als Vergangenheit und Zukunft zum Bewußtsein brachte, hieb sie der Hydra des Stillstandes und der Versumpfung das giftgeschwollene Haupt ab und ward ein mächtiger Hebel des idealen Fortschrittes in der menschlichen Entwickelung, sofern sie die Vergangenheit wie die Zukunft der Gegenwart gegenüber in ein helleres, glänzenderes Licht stellte. Persönlichkeiten, welche in der Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben, werden von ihr in der Erinnerung erhöht und verherrlicht und üben hierdurch als begeisternde Vorbilder und Muster der Nachahmung auf die nachkommenden Geschlechter einen fördernden und veredelnden Einfluß aus. Aber auch die allgemeinen Zustände und Verhältnisse der Vergangenheit, wie nicht minder der Zukunft werden von der verklärenden Illusion als vollendet, paradiesisch vorgestellt und als Ziele vorgezaubert, deren Erreichung Vollkommenheit und Beglückung verheißt. Aus diesen beiden der Phantasie vorschwebenden Idealzuständen und ihrer Erstrebung setzt sich der historische Proceß zusammen, indem ein Theil der Menschen in der Vergangenheit sein Heil erblickt, der andere an die Zukunft sich klammert. Der letztere dringt auf Fortschritt, Aenderung und Umbildung des Bestehenden, damit es der Idee gemäßer sich gestalte; der erstere ist zurückhaltend und erwirkt wenigstens, daß die historische Stetigkeit nicht unterbrochen und mit dem Unbrauchbaren an den geschichtlichen Gebilden nicht auch die wirklichen Errungenschaften über Bord geworfen werden. Gilt dies schon für die geschichtliche Zeit, so mußten die Vorstellungen der Vergangenheit und Zukunft in der primitiven Zeit der Menschheit, wo eine Geschichte der Vergangenheit und eine verstandesmäßige Berechnung der Zukunft noch nicht möglich war und nur die freie Phantasie ihre Schwingen entfaltete, um so mehr in die Wagschale fallen.

Ferner ward der naturalistisch getrübte Charakter des durch die objective Phantasie begründeten Familienverhältnisses durch die subjective Phantasie

Google

vertieft und geläutert, so daß zur Blutsverwandtschaft eine auf Gesinnung, Gemüth und Willen beruhende geistige Gemeinschaft hinzutrat, welche in erfreulicher Weise auf die mit der Familie in engem Zusammenhange stehende sittliche, religiöse und sprachliche Bildung zurückwirkte.

Auch in praktischer Beziehung bethätigte sich die subjective Phantasie, indem sie die Menschen in den Stand setzte, Geräthschaften, Werkzeuge und Waffen zu erfinden, durch die sie sich gegen die elementaren Ausbrüche der Natur wappneten und den gefährlichen Thieren überlegen wurden, welche auf die ihnen von der Natur verliehenen körperlichen Organe angewiesen blieben. Zur Herstellung dieser künstlichen Schutzmittel bedurfte es einer teleologischen Thätigkeit, welcher die Thiere nicht fähig sind, weil in ihnen die Phantasie nicht frei ist und sich in Combinationen von noch nicht real gegebenen Zwecken und Mitteln nicht ergehen kann. In der Menschennatur hingegen wird die allgemeine Bildungskraft nach der Individualisirung in der Organisation als besondere Bildungskraft frei und ermöglicht die Verwendung der Geisteskraft zu selbstständiger freier Thätigkeit, wie sie sich zuerst in zweckmäßiger Wirksamkeit und in einer wenn auch noch schwachen Abstraction oder Bildung von allgemeinen Begriffen kundgiebt. Dasselbe Princip bethätigt sich in den Schöpfungen der Natur und in dem primitiven, wie höheren künstlichen Wirken der Menschen; dort wirkt das gestaltende Princip objectiv unter der Leitung und Verwendung der Naturgesetze, hier subjectiv unter der Leitung logischer Gesetze, welche zugleich den Gesetzen der Natur entsprechen und sie im Interesse der Menschen verwerthen. In Verbindung mit der freien Phantasiethätigkeit hat der Verstand eine untergeordnete, gleichsam dienende Rolle zu spielen; ihm kommt die Aufgabe zu, die geeigneten Mittel zur Ausführung eines Planes zu erwägen, zu beurtheilen, allenfalls auch allgemeine Regeln darüber aufzustellen und abstracte Formeln zu gewinnen; aber er ist dabei allenthalben durch das zu erreichende Ziel bestimmt, wie er ja überhaupt in seiner Thätigkeit von dem Erfahrungsmaterial oder von traditionellen Prämissen abhängig, keineswegs jedoch ein schöpferisches Vermögen ist.

Den Abschluß des Systems bildet das Werk: „Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung" (München 1885), in welchem untersucht wird, inwieweit sich die allwaltende Phantasie auf praktischem Gebiete nicht blos zur Erklärung, sondern auch in der praktischen Thätigkeit selbst verwerthen lasse. Es wird die Organisation in Betracht gezogen, welche sich die Menschheit durch die Völker in den Staatsformen und in den gesetzlichen und socialen Einrichtungen gegeben hat, und besonders die Rolle hervorgehoben, welche die Phantasie in ihren beiden Formen dabei gespielt hat und noch spielt. Das Werk gliedert sich in drei Bücher. Das erste ist dem Rechte und, da der Staat aus dem Rechte hervorgeht, auf der Idee des Rechtes seinem tieferen

Google

Wesen, seiner idealen Grundlage nach beruht, dem Staate gewidmet. Zuerst wird das Recht in seiner Idee, Grundlage, Entstehung und Entwickelung dargestellt und dann der Staat als Organisation der Rechtsidee, als Organ der Rechtsverwirklichung in Gesetzgebung, öffentlicher Ordnung und Rechtspflege, wie der allgemeinen Cultur in allen Beziehungen behandelt. In dem zweiten Buche wird auseinandergesetzt, wie die Idee der Menschheit und Humanität, d. h. der menschlichen Vollkommenheit und Beglückung, im socialen Leben verwirklicht werden könne. Das dritte Buch setzt dem Werke die Krone auf, sofern ihm die Aufgabe gesteckt ist, zu erkennen, wie die Erreichung sämmtlicher Zwecke des Rechtes und Staates, sowie die Realisirung der menschlichen Glückseligkeit im socialen Leben durch zielbewußte Erziehung der Jugend sowohl für den allgemein menschlichen Lebenszweck als auch für die besonderen eigenthümlichen Lebensberufe vorbereitet werden können. Die Erziehungs-, die Schul- und die Lehrerfrage gilt unserem Philosophen mit Recht als die wichtigste und brennendste unter all' den hier aufgeworfenen Fragen, weil ihre Lösung die der anderen zum größten Theile in sich schließt. Der Culturstaat ist an ihr wesentlich betheiligt, da es ihm obliegt, nicht allein für die materielle Wohlfahrt der Bevölkerung Sorge zu tragen, sondern noch weit mehr die in ihr schlummernden Geisteskräfte zu entfesseln und zu befreien. Die Rücksicht auf seine weltgeschichtliche Stellung, das Interesse des Volkes und der ganzen Menschheit gebieten ihm eindringlich, sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß das gesammte Volk in die Werkstätte der modernen Wissenschaft eingeführt, der Geist der Freiheit, der Idealität und Humanität zu allgemeinem klarem Bewußtsein gebracht werde. Das unfehlbare Mittel zur Herbeiführung dieses Idealzustandes ist die Schule als Stätte der freien, lediglich nur von den nothwendigen, rationalen Gesetzen des Denkens und von der Beschaffenheit der zu erforschenden Gegenstände bestimmten Wissenschaft. Wie die Techniker die Errungenschaften der neueren Wissenschaft in Erfindungen und Entdeckungen, welche mit rasender Geschwindigkeit auf einander folgen, für das praktische Leben nutzbar zu machen suchen und dadurch so Wunderbares und Erstaunliches geleistet haben, so sollen die Lehrer die Errungenschaften der Wissenschaft für das geistige und ideale Leben zur Erhöhung und Veredelung desselben verwenden. Dazu bedarf es indeß einer Zusammenfassung derselben zu einem organischen, harmonisch in sich abgeschlossenen, systematischen Lehrgebäude. Die Herstellung einer zusammenhängenden Weltanschauung ist aber wesentlich Aufgabe der Philosophie, welche die zerstreuten Ergebnisse der verschiedenen Wissenszweige nach Maßgabe ihrer inneren Verwandtschaft zur Einheit verbindet und unter ideale Gesichtspunkte bringt, — freilich nur für eine gegebene Zeit, da die Wissenschaft gleich der Natur nie still steht, sondern in immerwährendem Fortschritte begriffen ist. Aus diesem Grunde müssen sich die Lehrer, an welchen Anstalten immer sie auch wirken mögen, mit der Philosophie beschäftigen, und zwar nicht blos, um sich durch

Google

psychologische Erkenntniß die richtige Methode anzueignen oder sich durch philosophische Ethik über das wahre Ziel des menschlichen Könnens und Strebens zu unterrichten, sondern auch, um einen Einblick in die gesammte durch die moderne Wissenschaft bedingte Weltauffassung zu erhalten.

Die Ursprünglichkeit der Gedanken, die kraftvolle, kernige Polemik unseres Philosophen erinnert oft an J. G. Fichte, wie sich zuweilen auch inhaltlich unverkennbar Parallelen zwischen beiden Denkern ziehen lassen. So namentlich rücksichtlich des Gedankens, daß der Lehrstand allein berufen und befähigt sei, an der Spitze der Civilisation zu marschiren und in den Gang der Geschichte einzugreifen. Darin allein liege die Gewähr einer besseren Zukunft, daß die Philosophie zur Philosophie der That werde, leutselig in den bunten Jahrmarkt des Lebens hinaustrete, sich in den Kreisen, welche von dem Glanze der Wahrheit nicht erleuchtet sind, heimisch mache und hierdurch auf den Lauf der Geschichte Einfluß gewinne. Dagegen bäumt sich allerdings die Kirche, insbesondere die ihr Losungswort von den Jesuiten empfangende römische Papstkirche, auf. Sie verwirft zwar nicht unbedingt Wissen und Erkennen, sie läßt aber doch nur eine dünkelhafte, ausschließlich privilegirte Wahrheit zu. Sie schenkt der Philosophie wohl große Aufmerksamkeit, allein die Triebfeder dazu ist nicht die Philosophie als Selbstzweck, sondern die Erwägung, daß man auf die weiteren Kreise der gebildeten Klassen durch Philosophie, durch natürliche Vernunftwissenschaft viel mehr wirken könne, als durch die sogenannte positive Theologie, die Fachwissenschaft der Theologen. Die Philosophie wird sohin von der Kirche als Magd betrachtet und behandelt und muß der weltlichen Wissenschaft gegenüber Handlangerdienste leisten, das kirchliche Lehrsystem nach außen bewachen und allenthalben die erschütterten natürlichen Grundlagen desselben stützen und ausbessern. Nicht als freie Forschung hat sie dies zu vollbringen, sondern in strenger Unterordnung unter die kirchliche Gewalt, und sie darf dabei an die eigentlichen Dogmen nicht rühren, diese nicht einmal wissenschaftlich begründen wollen, geschweige denn sie irgendwie prüfen oder angreifen. Sie hat nur Berechtigung als Vorbereitung für die Theologie, als Dienerin der Kirche und Bekämpferin ihrer Feinde, sie kann aber nur bis zur Pforte des Heiligthums führen, darf in dieses selbst nicht eintreten; sie ist zu ewigem Stillstande verurtheilt, damit sie der Herrin nicht über den Kopf wachse. Um sie gegen alle Einflüsse der modernen Wissenschaft hermetisch abzusperren, scheute das Papstthum nicht davor zurück, ihr Licht, Luft und Nahrung gänzlich zu entziehen; von dem jesuitischen Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heiligt, durchdrungen, hat es sie zum Krüppel geschlagen, indem es in neuester Zeit die aristotelisch-scholastische Philosophie des Thomas von Aquin als die eigentliche kirchliche Philosophie proclamirte. Es ist dies ein Hohn auf die Entwickelungstheorie, nach welcher die Wissenschaft niemals etwas Absolutes nnd Abgeschlossenes darbietet. Sie ist nie und nimmer fertig, nie und nimmer im vollen Besitze der sachlichen Wahrheit im ge-

Google

schichtlichen Entfaltungsprocesse der Menschheit. Gleichwohl hat sie Anspruch auf Wahrheit, wo sie Philosophie im Sinne von Wahrheitsliebe, selbstlose Gesinnung der Wahrheit, ernstes, aufrichtiges Streben nach derselben ist; als solches ist sie, wofür wir als classischen Zeugen Lessing anrufen können, kein todtes, unfruchtbares Gut, sondern lebendige, an ihrer Vervollkommnung rastlos arbeitende, sich immer neu gebärende Wahrheit, welche erwärmt, begeistert, sich als Idee verwirklicht, in Fleisch und Blut übergeht und auf Verstand und Gemüth einen süßen, bestrickenden, nimmer versagenden Zauber ausübt. Sie lebt und webt, um mit Schiller zu sprechen, in der

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht"

und trägt so dem Menschengeiste Rechnung, welcher „keine bloße Denkmaschine, für die nur der entsprechende objective oder reale Mechanismus des Naturgeschehens von Bedeutung und erkennbar wäre, sondern Leben, Fühlen und Wollen ist". Aus alledem geht hervor, wie bedeutsam und wichtig der Beruf des Lehrerstandes ist und wie derselbe sich mit dem ganzen Rüstzeuge des modernen Wissens wappnen muß, um den Culturkampf zum Heile der Jugend und der Menschheit auszufechten.

Die Menschengeschichte lehrt uns, daß nur jene Völker in die Wagschale fallen, welche entweder eine eigene Wissenschaft und Cultur geschaffen haben, wie die alten Griechen, oder eine solche wenigstens adoptirt und verbreitet haben, wie die Römer. Die ungebildeten Völker aber konnten, so groß und gewaltig sie auch eine Zeit lang sein mochten, der Menschheit nichts Werthvolles leisten und unterlagen daher bisweilen einem einzigen wohlgeführten Stoße. Unter diesen Umständen lastet im Culturstaate die größte Verantwortung auf den Schultern des Cultus- und Unterrichtsministers, da die Realisirung der höchsten Idee oder des Inbegriffs der Ideen, der Idee der Menschheit nämlich in ethischer, intellectueller und ästhetischer Hinsicht in seine Hände gelegt ist. Sehr treffend und außerordentlich beherzigenswerth ist das Bild des Cultusministers, wie er unserem Philosophen vorschwebt: „Der Cultusminister muß vor Allem ein Culturminister sein, d. h. für Erziehung und Bildung des Volkes ein lebendiges Interesse und hohes Verständniß haben, und nicht minder Einsicht besitzen in die Bedeutung der Religion, ihr Wesen, ihre geschichtliche Entwickelung in der Menschheit und ihr Verhältniß zur eigentlichen Cultur derselben. Mit den Gesetzesparagraphen und deren Anwendung auf gegebene Verhältnisse ist es nicht gethan. Außerdem, wer wirklich an der Spitze des geistigen Lebens eines Volkes stehen und diese Stellung verdienen und zum Besten des Volkes und der Menschheit

Google

verwenden will, muß auch eine starke Gesinnung haben und von Idealen bestimmt werden. Mit bloßem Verwalten oder Beherrschen oder mit Beherrschtwerden von Furcht und Interessen, von Partei- oder Zeitströmung läßt sich die Wissenschaft nicht fördern und das Volk nicht bilden. Allerdings kann heutzutage weniger als je gefordert werden, daß er alle Gebiete des Unterrichtes und alle Wissenschaften selbst im Detail kenne, aber von der allgemeinen wissenschaftlichen Situation der Zeit, von dem herrschenden Geiste, wie er Vergangenheit und Gegenwart bestimmt, muß er Kenntniß haben. Dazu ist Kenntniß der allgemeinen Wissenschaften, ist Kenntniß insbesondere der Philosophie als Idealwissenschaft nothwendig. Diese Kenntniß ist für einen Leiter des geistigen Lebens eines Volkes oder Reiches in der Gegenwart um so nöthiger, als gerade jetzt der sogenannte platte Positivismus, das blos empirische, ideenlose Wissen und das mechanische, geistlose Fachlernen sich immer mehr geltend zu machen sucht und die Wissenschaft selbst zu bloßem Mittel praktischer Thätigkeit herabgewürdigt zu werden droht. Wenn irgendwo nach Platonischer Forderung der, welcher an der Spitze steht, philosophisch gebildet sein soll, so muß dies bei dem obersten Leiter der Bildung des Volkes und dem maßgebenden Förderer der wissenschaftlichen Forschung der Fall sein."

Die Schule ist aber auch die hauptsächlichste Handhabe zur Beschwörung der socialen Gefahr. Durch die Reinheit der Erkenntniß zur Reinheit und Lauterkeit des Wollens: Dieser Grundgedanke der Pädagogik J. G. Fichtes durchzieht wie ein rother Faden die Reformvorschläge Frohschammers. Wie Fichte eine Verjüngung und Neubelebung der Menschheit nur von einer aus dem Inneren hervorgehenden Wiedergeburt derselben erwartete, so erhofft auch Frohschammer eine gründliche Verbesserung der traurigen Lage der niederen Klassen nur von einer geistigen und moralischen Hebung derselben durch die Schule; denn nur den vernünftig denkenden und rechtschaffenen Menschen ist auch in materieller Beziehung zu helfen, den unvernünftigen und schlechten aber niemals und in keinerlei Weise. Zudem liegt, wie die dem Müßiggange fröhnenden Mitglieder der vornehmen und reichen Volksklassen eindringlich lehren, das Glück in uns, nicht außer uns. Nicht durch materielle Güter kann das sociale Leben gefördert werden, sondern nur durch ideale Güter, welche die schaffende, gestaltende Phantasie im Menschen anregen. Es handelt sich also darum, bei den arbeitenden Klassen nicht eine an der Oberfläche haftende Weltanschauung, sondern eine richtige Erkenntniß und Würdigung der Dinge allgemach großzuziehen. Dadurch wird ihre Denkungsart eine andere werden, indem sie nicht mehr auf das den höchsten Werth legen werden, was nur äußerlich und nichtig, vergänglich und flüchtig ist, dessen Entbehrung daher auch kein wahres Unglück ist und nicht Grund bitterer Klage oder gar wühlenden Ingrimms sein kann. Sie werden dagegen einsehen lernen, daß die idealen Güter des Daseins, als da sind Arbeit, Ehre und Bildung, die wahren Güter sind, welche ihnen um nichts weniger als

Google

den äußerlich begünstigten Klassen zugänglich sind, da sie Gemeingut werden können, während in Bezug auf die sinnlichen Güter diese Gemeinsamkeit und Gleichheit niemals herrscht oder aufrecht erhalten werden kann. Durch diesen Adel der Gesinnung, durch die Werthschätzung der wirklich werthvollen Dinge und die Geringschätzung der gleichgiltigen und dem Wesen nach werthlosen Gegenstände im Vereine mit der Anerkennung der Pflicht und des Rechtes auf Arbeit wird die sociale Frage ihre befriedigende Lösung finden. Wer eignet sich nun aber dazu, den Unterschied der Stände durch ihre geistige Verbrüderung auszugleichen? Die Kirche oder der Staat? Unser Philosoph ist ein entschiedener Anhänger des Staatssocialismus. Wohl wird die päpstliche Kirche nicht müde, unabläßig urbi et orbi zu verkündigen, daß sie allein im Stande sei, die kranke Gesellschaft zu heilen und vor gänzlichem Verderben zu retten. Leider fehle ihr nur die nöthige Freiheit dazu, die der Staat ihr genommen oder beschränkt habe. Hätte sie nur diese, könnte sie nur unbedingt über den Staat verfügen, dann würde die Welt sich bald vor Erstaunen nicht fassen können! Doch Frohschammer hat nicht umsonst dem Weltgerichte der Weltgeschichte gelauscht und die in leblosen Formeln erstarrte Kirche persönlich bei der Arbeit gesehen. Vestigia terrent! ruft er mit sittlicher Entrüstung aus. Die Thatsachen der Vergangenheit zeigen nur zu düster und schrecklich, wie die Kirche ihr sogenanntes Recht, die Ausübung ihrer Freiheit und ihre ganze Aufgabe versteht. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, jedes selbstständige intellectuelle Streben und jede individuelle Willensregung zu hemmen. Blinde Unterwerfung mag nun allenfalls bis zu einem gewissen Grade da am Platze sein, wo der Verstand noch gar nicht erwacht oder nicht genügend entwickelt ist, bei Kindern und Wilden. Es wäre aber, gelinde gesagt, anachronistisch, wenn die Kirche unser vorgeschrittenes Zeitalter meistern wollte. „Sollte," fragt Frohschammer tief empört, „das sociale Problem dadurch seine Lösung finden, daß die arbeitenden Klassen wieder der früheren Unwissenheit und Uncultur, dem dumpfen Aberglauben und sklavischer Unterwürfigkeit gegen privilegirte Gesellschaftsklassen überantwortet werden? Dadurch, daß ihnen durchaus verboten wird, die Vernunft zu gebrauchen, irgendwie selbst zu urtheilen? Ihnen also damit gleichsam das geistige Auge ausgerissen und weggeworfen werden oder wenigstens verbunden bleiben soll, damit sie vor Kenntnißnahme der Wissenschaft, d. h. der Ergebnisse der modernen Forschung bewahrt bleiben und kein Aergerniß und kein Zweifel bei ihnen entsteht? Es ist ja noch immer ein Hauptgrundsatz der Kirche und mehr oder minder aller Religionen und Confessionen, daß es ein ganz besonderes Verdienst sei, sowohl auf den eigenen Willen als auf die eigene Vernunft zu verzichten! . . . Die Vernunft und die Wissenschaft insbesondere ist der päpstlichen Kirche und den positiven, rechtgläubigen Confessionen verschiedener Art der Gegenstand unaufhörlicher Anfeindung, Herabsetzung und Verdächtigung, so daß man meinen sollte, das größte Uebel

Google

und Verderbniß der menschlichen Natur bestehe im Besitze und Gebrauche der Vernunft, und diese sei nicht eine Gabe Gottes, sondern des Teufels!"

Wenn auch Frohschammer die Kirche nicht für geeignet hält, die socialen Schwierigkeiten der Gegenwart aus dem Wege zu räumen, so fordert er doch keine religionsfeindlichen socialen Reformen. Weit entfernt davon, die Religion aus der Gesellschaft verbannen zu wollen, hält er sie vielmehr für ein wichtiges und hohes sociales Gut. Mit edler Wärme schildert er in dem Werke: „Ueber das Mysterium Magnum des Daseins" (Leipzig 1891), wie die reine, lautere, Liebe und Demuth athmende, gottinnige Religion, welche Jesus selbst gelehrt und gelebt hat, die höchste Stärkung in den Leiden des Lebens und die beseligendste Hoffnung im Angesichte des Todes gewährt. Trost, Licht und Heil strömen der Menschheit in der Nacht und Gefahr des Daseins aus der Idee Gottes, dem Glauben an ihn reichlich zu. Auch die Wissenschaft darf dies nicht verkennen, ob sie auch das Dasein eines persönlichen Gottes nicht wissenschaftlich begründen kann, die bisher für dasselbe erbrachten Beweise als nicht stichhaltig zurückweisen muß. Im Gegentheil, gerade darum, weil die Wissenschaft gestehen muß, daß wir auf unserem Globus im unermeßlichen All wie über einem Abgrund dahinschweben, das Wesen des Sinnlichen und des Geistigen, des Unbewußten und des Bewußtseins nicht bis auf den Grund zu erforschen vermögen, geschweige denn über den ewigen, absoluten Grund nach seiner Unendlichkeit und seinem Wesen endgiltig entscheiden können, so daß für den Glauben kein Gegenstand, kein Geheimniß mehr übrig bliebe, kann der Religion die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Der Weisheit letzter Schluß ist für die Kraft des menschlichen Geistes allenthalben Resignation in Bezug auf das Letzte, Höchste und dennoch zugleich unablässiges Streben nach Erweiterung der Erkenntniß in allen Beziehungen und in Bezug auf alle Objecte, welche sich dem menschlichen Bewußtsein aufdrängen. Demgemäß muß die Religion, wie in der den Gottesglauben in dieser unvollkommenen Welt rechtfertigenden Theodicee ausgeführt wird, mit der Wissenschaft in Eintracht zusammenwirken, um die Menschheit zu veredeln, den religiösen Haß und Glaubenshochmuth, welcher zwischen den Völkern und Religionen eine Schranke errichtet, zu beseitigen und dadurch die Religion selbst zu einem Segen für die Menschen zu gestalten. Sie muß in der Gegenwart und Zukunft ihren Inhalt den Verhältnissen der Cultur anpassen, wie sie es in der Vergangenheit, selbst im christlichen Alterthum und im Mittelalter gethan hat. Sie hat eben ihren Ursprung in dem menschlichen Naturtriebe, welcher sich durch die subjective Phantasie kundgiebt und zu objectiviren sucht. Sie ist eine Anlage im Menschen, deren Bethätigung mit den ungestaltetsten Formen begann und nach allmählicher Zerstreuung von Irrthümern und Mißbildungen aller Art im Einklange mit der fortschreitenden Geistesbildung einen sittlicheren Charakter annahm. Es erging der Gottesidee in ähnlicher Weise, wie den Ideen des Guten, Wahren und

Google

Schönen, welche ebenfalls in höchst unvollkommener Weise mit grotesken Gestaltungen begannen und durch mancherlei Wandlungen und Verzerrungen hindurch sich entwickelten, bis sie endlich zur Klarheit und relativen Vollkommenheit gelangten. Die Annahme, daß das Gottesbewußtsein ebenso auf einer eigenthümlichen Geistesanlage beruht, wie die künstlerische, wissenschaftliche und ethische Bethätigung, daß die Religion aus dem allgemeinen Weltprincipe durch die bildende Thätigkeit der subjectiven Phantasie hervorging, ist die unentbehrliche Vorbedingung für das harmonische Zusammengehen von Religion und Wissenschaft. Die Zurückführung der Religion auf eine göttliche Offenbarung entzieht jenem Zusammenklange den Boden unter den Füßen, verwandelt das alte Eritis sicut Deus scientes bonum et malum in ein Sumus sicut Deus und macht die Religion zu einer furchtbaren Geißel, einem mörderischen Würgengel für die Menschheit, zu einer Quelle der Unduldsamkeit, der Lieblosigkeit, des grausamen, verfolgungssüchtigen, pharisäischen Fanatismus und zu einem unüberwindlichen Hemmniß des intellectuellen Wachsthums. „Die Religion," ruft der wahrhaft fromme Verfasser zum Schlusse des „Mysterium Magnum" mit dem Brusttone der Ueberzeugung aus, „mit geschichtlichen Ereignissen und Einrichtungen und mit zeitweiligen Naturauffassungen innig und wesentlich verbinden und zugleich sie vor der Wissenschaft, vor der Vernunftforschung und Bildung dadurch retten und sichern wollen, daß man das Opfer der Vernunft (Sacrificium intellectus) fordert, heißt dieselbe zu Grunde richten und die Gebildeten allmählich dem Atheismus, wenigstens im Sinne der positiven Religionen zuführen. Denn wer soll oder kann schließlich an einen Gott glauben, der eine Vernunft als Höchstes geschaffen und dann den Gebrauch derselben gerade in der höchsten Angelegenheit verboten, ja das Opfer, den Verzicht auf den Gebrauch derselben, als Pflicht und höchstes Verdienst des vernünftigen Wesens anrechnen soll? Kein vernünftiges, geschöpfliches Wesen könnte ja so verfahren, wenn es vernünftig handeln wollte, wie sollte der Schöpfer von seinen vernünftigen Geschöpfen principiell solches verlangen, noch dazu nicht direct für sich, sondern für sogenannte Stellvertreter! . . . Den Menschen zumuthen, an einen Gott zu glauben, der solches thut, solches schafft und verlangt, heißt sie nöthigen, einen irrationalen Gott anzunehmen oder den Glauben daran ganz aufzugeben!" Vor dem Richterstuhle unseres Philosophen besteht nur das Christenthum Christi, welches im Gemüthe lebendig ist, sich als religiöse, fromme Gesinnung offenbart und die Gottesliebe in die werkthätige Nächstenliebe verlegt. Frohschammer liebt Gott in demselben Sinne, wie es Meister Goethe thut:

„Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun."

In Gemäßheit des theistischen Standpunktes könnte die Schöpfung der mit so vielen und so schweren Gebrechen behafteten Welt nur durch die Wirksamkeit einer von Gott ausgehenden, gleichwohl jedoch von ihm ver-

Google

schiedenen Kraft stattfinden. Eine solche Kraftbethätigung würde am meisten der Thätigkeit der subjectiven menschlichen Phantasie gleichen, deren schöpferische Macht Gebilde hervorbringt, ohne ihnen ihr Wesen mitzutheilen. Die Weltschöpfung wäre darnach als ein Werk göttlicher Imaginationskraft, die Welt selbst als eine göttliche Imagination aufzufassen, und zwar so, daß die göttliche, schöpferische Imagination ihrem realen Producte, der Welt, immanent ist und in ihr als allgemeines Gestaltungsprincip oder Weltphantasie fortwirkt, um die Gesetzlichkeit und Zweckmäßigkeit im Weltprocesse zu realisiren und sich dann in stetiger Entwickelung zur Krone der Schöpfung, zum bewußten Menschengeiste auszugestalten, welcher in bewußter Verstandes- und Vernunftbethätigung und durch selbstständiges freies Streben nach Erkenntniß und Offenbarung der Ideen der Gottähnlichkeit theilhaftig wird. Der ganze Naturlauf wäre demnach als Vorbild für die Erkenntniß des göttlichen Lebensprocesses, dagegen aber eben in dieser Erkenntniß als Nachbild des göttlichen Lebens anzusehen. Doch ist dies nicht streng wissenschaftlich zu erweisen, da die Lösung des Räthsels aller Räthsel außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt. Das große Geheimniß wird in aller Zukunft ein großes Geheimniß bleiben. Ignorabimus!

Wer fremde Leistungen anzuerkennen bereit ist, wird Frohschammer im Interesse der Wissenschaft großen Dank dafür zollen, daß er in einer Reihe lehrreicher Schriften dargethan hat, wie die Phantasie das ganze Dasein und Wirken des Menschen durchdringt. Die Erkenntnißtheorie insbesondere wird daraus erheblichen Gewinn ziehen, daß er die hohe umfassende Bedeutung der schöpferischen Phantasie für das bewußte Erkennen in allen seinen Arten und Stufen feststellte. Auch können wir nicht umhin, seinem originellen Grundprincipe das Zeugniß auszustellen, daß es allen philosophischen Forderungen zugleich Genüge leistet, für die Sinnlichkeit und Geistigkeit des Daseins zugleich ausreicht, Nothwendiges und Freies, Gesetzliches und Ungesetzliches, Wahrheit und Irrthum, Gutes und Schlechtes in der Welt erklärt und als Einheit zugleich eine unendliche Vielheit sowohl im sinnlichen Gebiete als objective Generationspotenz, als auch im Geistigen als subjective Phantasie hervorbringt. Im Angesichte dieses durch Einheitheitlichkeit und Folgerichtigkeit ausgezeichneten Systems ist es unverantwortlich, wenn Wilhelm Paszkowski in seinem Karl Ludwig Michelet zum 90. Geburtstage als Festgruß dargereichten Aufsatze: „Wie steht es jetzt mit der Philosophie, und was haben wir von ihr zu erhoffen?"*) das große Wort gelassen ausspricht: „Mit der Periode Kants und seiner großen Nachfolger scheint sich die philosophische Productivität des deutschen Geistes für eine Zeit lang erschöpft zu haben. Den Nachfolgern blieb die Arbeit des Sichtens und Durchforschens des ungeheuren Gedankenmaterials, das jene

---

*) Vgl. Philosophische Vorträge herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. N. F. 22/23. Heft. Leipzig 1892.

Google

gottbegnadeten Denker hinterlassen. Und das ist auch in reichem Maße geschehen, nicht ohne dankenswerthe Resultate zu Tage gefördert zu haben. Aber diese Arbeit drängt das Fortbilden eigener Gedanken zurück, und es ist zu der Aufstellung eines Systems, das alle Gegensätze der Früheren einigte, bis jetzt noch nicht gekommen." Auch Frohschammer ist ein König, der den Kärrnern Arbeit geben sollte und dies auch voraussichtlich thun wird, da eine wissenschaftliche Errungenschaft sich auf die Dauer nicht unterdrücken läßt. Und er ist jedenfalls ein soliderer König als Paszkowskis Vorbild Hegel, über dessen Dogma von der Identität des Begriffs und der Sache, des subjectiven und objectiven Processes, des Denkens und Seins Rückert in dem siebenten Buche der „Weisheit des Brahmanen" treffend den Stab bricht in den Versen:

„Du denkest, was Du denkst, das müsse drum so sein.
Doch denke: Denkest Du denn auf der Welt allein?
Viel andre denken auch, viel andres denken sie.
Doch anders wird das Sein durch anders Denken nie.
Es läßt sich so und so von unserm Denken fassen,
Bleibt, was es ist, und sieht dem Spiele zu gelassen."

Jakob Frohschammer ist vor einigen Monaten ein stiller Mann geworden. Er war ein unermüdlicher, idealer und schwergeprüfter Mann. Tapfer und heldenmüthig hat er für seine Ueberzeugung gekämpft sein Leben lang, darum möge er jetzt in Frieden ruhen! Dem von ihm heißgeliebten deutschen Volke aber möchten wir an's Herz legen, daß es seines edlen Sohnes stets warm gedenke und sein heiliges Vermächtniß, welches er in seinen Werken niedergelegt hat, treu wahre, hege und pflege!

Google

Der Wucher und seine Bekämpfung.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Der Kampf der Gesetzgebung und Verwaltung gegen den Wucher und diejenigen Personen, welche ihn betreiben, zieht sich durch die Geschichte fast aller Völker hindurch; Wucher und Wucherer hat es zu jeder Zeit gegeben und wird es wahrscheinlich immer geben; selbst in dem Idealstaate, wie ihn sich die socialdemokratische Lehre vorstellt, dürfte er trotz der Beseitigung des Geldes nicht unbekannt sein. Die Stellung, welche der Staat dem am Marke der Bevölkerung zehrenden Wucher gegenüber eingenommen hat, ist zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern eine wesentlich verschiedene, bald bedroht er die wucherliche Ausbeutung mit den strengsten Strafen, bald läßt er ihr freien Spielraum und verschmäht es, irgend wie dagegen einzuschreiten, bald bestraft er nur die Ueberschreitung des festgesetzten Zinsfußes, bald betrachtet er jeden übermäßigen Vermögensvortheil als einen wucherlichen; die herrschenden wirthschaftlichen und ethischen Anschauungen sind hierfür von erheblicher Bedeutung, und die Geschichte der Wuchergesetzgebung bildet insofern den Niederschlag der Ansichten und Meinungen, welche in einem bestimmten Zeitpunkte bei diesem oder jenem Volke als maßgebend galten. Ein Staat, welcher der Ansicht ist, daß ein Eingriff seinerseits in die Sphäre der wirthschaftlichen Verhältnisse unstatthaft sei, wird sich zu einer strengen Bestrafung des Wuchers nur schwer verstehen, während der Staat, der den Schutz der Armen und wirthschaftlich Schwachen als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, der Lösung derselben auch dadurch gerecht werden wird, daß er sich der Nothleidenden und Bedrängten hartherzigen Wucherern gegenüber thatkräftig annimmt. Während so das Urtheil des Rechts über den Wucher zu den

Google

verschiedenen Zeiten ein verschiedenes war, hat die sittliche Anschauung in demselben stets eine verdammenswerthe Handlung erblickt. Als ein verachtungswerther Mensch galt der Wucherer der öffentlichen Meinung Roms selbst zu der Zeit, da sich der große Freiheitsfreund Brutus nicht schämte, durch wucherische Verzinsung seines Vermögens große Reichthümer zu sammeln, verachtungswerth war der Getreidewucherer im Mittelalter, und verachtungswerth war der Geldwucherer in Deutschland auch vor der Zeit, in welcher die Gesetzgebung sich veranlaßt sah, erhebliche Strafen gegen die wucherische Verzinsung eines Darlehns anzudrohen, die sittliche Mißbilligung war also von der gesetzlichen durchaus unabhängig. Für den Inhalt des Wucherbegriffes war seit dem Schlusse des Mittelalters bis in die neueste Zeit die gesetzlich eingeführte Zinstaxe von entscheidender Bedeutung; als durch Anordnungen der Staatsgewalt die Preise im weitesten Umfang festgesetzt wurden, erschien es auch angebracht, die Vergütung für die Nutzung eines Capitals der freien Vereinbarung zu entziehen und ein für alle Mal dem Höchstbetrage nach zu bestimmen, die Ueberschreitung der Zinstaxe galt als Wucher und unterlag civil- und strafrechtlichen Nachtheilen. Mit der Beseitigung der Preistaxen, einer Folge der unter dem Einfluß der Physiokraten und der französischen Revolution erfolgten Befreiung des wirthschaftlichen Lebens von staatlicher Bevormundung, fielen auch die Voraussetzungen für die Beibehaltung des Zinsmaximum hinweg; die fast zu einem Dogma gewordene Lehre von der individuellen Freiheit der Production, des Erwerbs, des Verkehrs und des Consums ließ die Zinstaxen und damit auch die Wuchergesetze in fast allen Staaten verschwinden; in Preußen und im Norddeutschen Bunde geschah die Beseitigung in den Jahren 1866 und 1867. Die absolute Verkehrsfreiheit, die durch diese Beseitigung der früher bestandenen Schranken verwirklicht worden war, rief indessen volkswirthschaftliche Nachtheile hervor, welche der Staat auf die Dauer unmöglich unbeachtet lassen konnte; die Freiheit des Zinsnehmens wurde im praktischen Leben zu einer Wucherfreiheit, welche ihre Spitze vor Allem gegen die kleinen geschäftsunkundigen Leute richtete und thatsächlich zu einer schweren Bedrängniß für dieselben wurde; immer lauter wurden die Klagen über die Wucherer, immer bitterer die Vorwürfe darüber, daß der Staat den Wucherern seinen Arm und seine Behörden zur Verfügung stelle, um die wucherlichen Vermögensvortheile mit Gewalt einzutreiben, welche sie sich hatten versprechen lassen, in Deutschland wie in Oesterreich wurde der Wucher nachgerade zu einer öffentlichen Calamität, und in beiden Ländern sah sich die Gesetzgebung gezwungen, sich in besonderen Gesetzen mit seiner Bekämpfung zu beschäftigen; in Oesterreich geschah dies schon im Jahre 1877, im Deutschen Reiche erst 1880. Durch das Reichsgesetz vom 24. Mai 1880 wurde der Wucher wieder für eine strafbare Handlung erklärt; im Einklang mit dem früheren Rechte faßte das Gesetz nur den Wucher in's Auge, welcher bei der Gewährung eines Darlehns oder bei der Stundung

Google

einer Geldforderung verübt wird, die wucherische Ausbeutung, die bei einem anderen Rechtsgeschäfte begangen wird, z. B. bei dem Tausch, Kauf, wurde dagegen von ihm nicht berücksichtigt; da die Einführung einer Zinstaxe in der heutigen Wirthschaft unmöglich ist, so bezeichnete es als wucherliche Ausbeutung eine derartige Ueberschreitung des üblichen Zinsfußes, daß dieselbe in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung des Gläubigers steht. Durch dieses Gesetz war nur der Creditwucher, d. h. der Wucher, welcher bei einem Geschäfte vorkommt, bei welchem creditirt wird, unter Strafe gestellt; die Bestrafung des bei anderen Geschäften vorkommenden Wuchers blieb seiner Erweiterung vorbehalten.

Daß die wirthschaftlichen Wirkungen des genannten Gesetzes im Ganzen befriedigende genannt werden können, unterliegt wohl keinem Zweifel, es hat vor Allem das Gute gehabt, die Wucherer etwas einzuschüchtern und ihnen zu zeigen, daß der heutige Staat keineswegs gewillt ist, die Erlangung eines beliebig großen Vermögensvortheils zu gestatten, es hat des Weiteren der ärmeren Bevölkerung gegenüber der Bedrückung durch Personen, welche ihre wirthschaftliche Uebermacht schonungs- und gewissenlos zur Geltung brachten, einen nicht zu unterschätzenden Schutz geboten. Schon bald nach seinem Erlaß zeigte sich aber, daß seine Ergänzung in gewissen Richtungen nothwendig sei; das Gesetz trat dem Wucher nur dann entgegen, wenn derselbe bei der Gewährung eines Darlehens oder einer Stundung verübt wurde, dies wußten die Wucherer alsbald zu benützen, der Darlehenswucher wurde seltener, dafür breiteten sich andere Wucherformen in stärkstem Umfange aus. Es war insbesondere die bäuerliche Bevölkerung, die unter der wucherlichen Ausbeutung litt; in manchen Theilen des Reiches wurde dieselbe so bedeutend, daß eine völlige Verarmung des Bauernstandes constatirt werden konnte, und die ohnehin mißliche Lage des deutschen Landwirthes wurde hierdurch noch wesentlich verschlechtert. Es war ein allgemeiner Nothschrei, der aus den deutschen Gauen zu dem Gesetzgeber über die Ausbreitung des Wuchers drang, er wurde so laut und mächtig, daß die Bekämpfung des ländlichen Wuchers in die Reihe der Tagesfragen trat, deren befriedigende Lösung die Gesellschaft von dem Staat erwartete und verlangte. Einen genaueren Einblick in das Treiben des Wuchers auf dem Lande, insbesondere in die zahlreichen, von einander wesentlich verschiedenen Formen, in welche die wucherliche Ausbeutung der ländlichen Bevölkerung eingekleidet wird, erhielt man zuerst durch eine von dem Verein für Socialpolitik unternommene Enquête, die ein reichhaltiges und interessantes, wenn auch mit Vorsicht zu benützendes Material zu Tage förderte. Aus den Ergebnissen dieser Enquête sowie aus Erhebungen, welche seitens verschiedener Regierungen veranstaltet wurden, ging hervor, daß auf dem Lande der Wucher hauptsächlich als Vieh-, Grundstücks- und Waarenwucher auftrat; bei dem Kauf und Verkauf von Grundstücken, dem Kauf und Verkauf von Vieh, bei der Veräußerung von Waaren jeder Art wurde ausweislich der Berichte

Google

die bäuerliche Bevölkerung vielfach in einer Weise übervortheilt und — man darf wohl einen starken Ausdruck gebrauchen — ausgeplündert, daß ein passives Verhalten des Staates nicht länger gebilligt werden konnte; mit besonderer Vorliebe warf sich die wucherische Ausbeutung auf die Viehpacht, und es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß der Viehwucher die Bedeutung erlangt hat, welche früher dem Darlehenswucher eigen war. Für den ländlichen Wucher ist es charakteristisch, daß die verschiedenen, soeben genannten Wucherformen neben und in Verbindung mit einander auftreten; gerade in diesem Umstande liegt die große Gefahr desselben, welche ihn als eine öffentliche Calamität erscheinen läßt. Die Ausbreitung des Wuchers auf dem Lande wurde in erster Linie nicht sowohl durch den mangelhaften Zustand der Gesetzgebung, sondern durch eine ungenügende Organisation des ländlichen Credits ermöglicht; auch die geringe Geschäftskenntniß der bäuerlichen Bevölkerung und die noch vielfach vorhandene Unfähigkeit derselben, sich in den Formen des Creditverkehrs zu bewegen, sind nicht zuletzt dafür verantwortlich zu machen, daneben kann allerdings auch die Gesetzgebung, wenn auch nicht lediglich die Strafgesetzgebung, von einer gewissen Mitschuld nicht freigesprochen werden. Durch die Ergebnisse der gemachten Erhebungen war die Reichsregierung zu der Ueberzeugung gekommen, daß dem Schutzbedürfniß der ländlichen Bevölkerung nur durch eine allgemeine Ausdehnung des Wuchergesetzes genügt werden könne, und trotz mancher hiergegen sprechenden Bedenken stimmte der Reichstag diesem Vorschlage mit großer Mehrheit zu. Das Gesetz vom 19. Juni 1893 dehnt den Wucherbegriff auf alle Rechtsgeschäfte aus; des Wuchers macht sich hinfort schuldig, wer sich bei irgend einem Rechtsgeschäfte Vermögensvortheile versprechen oder gewähren läßt, welche nach den Umständen des Falles in auffälligem Mißverhältniß zu seiner Leistung stehen; zur Verhängung der Wucherstrafe wird außerdem noch verlangt, daß dies gewerbs- oder gewohnheitsmäßig und unter Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit des Schuldners geschieht. Diese Neuerung bedeutet für die deutsche Gesetzgebung einen Schritt von großer Tragweite, und es muß als fraglich bezeichnet werden, ob in ihm ein Fortschritt oder ein Rückschritt zu erblicken ist; des Wuchers kann sich in Zukunft schuldig machen jeder Verkäufer, welcher unter den gesetzlichen Voraussetzungen eine Waare zu übermäßigem Preise verkauft, z. B. der Viehhändler, welcher einem Bauern eine Kuh, die derselbe unbedingt für seine Wirthschaft haben muß, zu einem unverhältnißmäßig hohen Preise überläßt, der Vermiether einer Wohnung, der einen besonders hohen Miethzins bezieht, der Verpächter eines Grundstücks und einer Heerde, derjenige, welcher einen Tauschhandel abschließt, der Abzahlungshändler, aber auch der Arbeitgeber, welcher die Löhne seiner Arbeiter herunterdrückt u. s. w. Aus diesen Beispielen ergiebt sich die außerordentliche Tragweite der neuen Bestimmung; der gesammte wirthschaftliche Verkehr fällt unter das Wucher-

Google

gesetz, und Leistungen und Gegenleistungen werden hinfort unter dem Gesichtspunkte der Angemessenheit beurtheilt.

Der Gesetzgeber will keineswegs die Erlangung hohen Geschäftsgewinns verbieten, er hat auch mit nichten die Absicht, der Ausnützung günstiger Geschäftsconjuncturen entgegenzutreten, was er untersagt, das ist die Erzielung eines zu einer Leistung in auffälligem Mißverhältniß stehenden Vermögensvortheils durch Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit. Gegen diese Erweiterung des Wucherbegriffes, welche in der Geschichte der Wuchergesetzgebung nur eine Vorgängerin hat, nämlich in der Lehre des kanonisches Rechtes, die im Mittelalter von der katholischen Kirche vertreten wurde und in der Charakterisirung jedes Zinses als sündhaften Vortheils gipfelte, sind vor dem Erlaß des neuen Gesetzes zahlreiche Bedenken geltend gemacht worden, man hat insbesondere die Befürchtung ausgesprochen, daß durch sie der legitime Erwerb und Verkehr beeinträchtigt und erschwert, die Rechtssicherheit geschädigt und ein gewerbsmäßiges Denunciantenthum großgezogen würde; es wird von der Anwendung der neuen Vorschrift abhängen, ob diese Befürchtungen sich verwirklichen. Den Richter stellt das neue Gesetz vor eine außerordentlich schwierige Aufgabe, welcher er nur durch sorgfältiges Eindringen in die wirthschaftlichen Verhältnisse gerecht werden kann, er muß die wirthschaftliche Bedeutung der Leistung des Gläubigers mit dem Vortheil vergleichen, welchen dieser von dem Schuldner hierfür erlangt hat, und nur dann kann er zur Bestrafung schreiten, wenn der Werth des letzteren den der ersteren in auffälligem Maße übersteigt. Der Wucherer pflegt die wucherliche Ausbeutung zu verschleiern, er kleidet die ihm gewährten Vermögensvortheile in Rechtsformen ein, welche einen unmittelbaren Zusammenhang mit der von ihm gewährten Leistung nicht erkennen lassen, er bedingt sich beispielsweise für die Ueberlassung eines Darlehns nur mäßige Zinsen aus, verkauft aber zu gleicher Zeit dem Schuldner einen Gegenstand zu hohem Preise; auch diesem Gebahren entgegenzutreten, bietet das neue Gesetz die Möglichkeit, jeder übermäßige Vermögensvortheil wird von ihm als ein wucherlicher betrachtet, der sich auf die Leistung des Gläubigers irgendwie bezieht, diese Beziehung festzustellen, ist aber die Aufgabe des Richters, welcher mit freiem, durch keine Schulbegriffe und Schulmeinungen eingeschränktem Blick die mitunter so complicirten Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens zu durchdringen hat. Daß die Erweiterung des Wucherbegriffes der Rechtspflege die Mittel bietet, die ärmere Bevölkerung in ausgiebigem Maße gegen wucherliche Bedrückung zu schützen, erscheint nicht zweifelhaft, nicht nur die ländliche, auch die städtische Bevölkerung wird durch sie gegen die Uebermacht im wirthschaftlichen Leben in Schutz genommen, und es bedarf nur des Hinweises auf die Möglichkeit, vermittelst des neuen Rechtes dem Wohnungswucher, der in den Großstädten so schamlos betrieben wird, zu Leibe gehen zu können, um den Leser davon zu überzeugen, daß diese Ausdehnung der Strafgesetzgebung grundsätzlich und

Google

praktisch eine der bedeutsamsten ist, welche das Reich überhaupt vornehmen konnte. Das Gesetz hat sich aber nicht auf die Ausdehnung des Wucherbegriffes beschränkt, sondern es hat auch den Geschäftsleuten, welche Geld- und Creditgeschäfte gewerbsmäßig betreiben, die Verpflichtung auferlegt, ihren Schuldnern alljährlich einen Rechnungsauszug zu übersenden, der die Höhe und Entstehung der Schuld erkennen läßt; hierdurch will man es verhüten, daß der Schuldner Jahre lang über seine Verpflichtung im Unklaren bleibt und sich auf einmal einer Verschuldung gegenübersieht, deren Höhe er nicht begreift. Die Einführung dieser Verpflichtung bringt allerdings eine gewisse Belästigung des Verkehrs mit sich, aber dieselbe steht in keinem Verhältniß zu den günstigen Wirkungen, die sie haben kann und vermuthlich auch haben wird: gewisse Institute, welche in sich die Bürgschaft dafür bieten, daß sie den Schuldner nicht absichtlich im Dunkeln über seine Verbindlichkeiten lassen, sind von ihr befreit worden, auch der Verkehr zwischen Kaufleuten in engerem Sinne unterliegt ihr nicht, weil in demselben die periodische Verrechnung ohnehin Regel ist. Endlich hat das Gesetz den Betrieb des Viehhandels, der Viehpacht und des Handels mit ländlichen Grundstücken strengeren gewerberechtlichen Vorschriften unterworfen, welche eine weitgehende polizeiliche Controle wie auch die Untersagung des Gewerbebetriebes unter bestimmten Voraussetzungen gestatten; diese sehr bedeutungsvolle Vorschrift richtet ihre Spitze gegen eine große Anzahl von Personen, deren Geschäftsbetrieb sie insbesondere mit der bäuerlichen Bevölkerung vielfach in Beziehungen bringt: ob das Mißtrauen, das der Gesetzgeber gegen sie hegt, gerechtfertigt ist, kann dahingestellt bleiben; zweifellos sind sie nicht ausnahmslos gentlemen, andererseits dürfen sie aber nicht sammt und sonders als unreelle Geschäftsleute behandelt werden, deren Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet ist, auf welche Weise sie, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, dem Bauern das Fell abziehen können, ohne mit dem Zuchthaus Bekanntschaft zu machen.

Die Ergänzung und Ausdehnung der Wuchergesetzgebung wird zunächst ohne Zweifel abschreckend wirken, man wird seitens der Wucherer wohl einsehen, daß es in Deutschland hinfort bedenklich ist, wucherliche Geschäfte zu betreiben, so manche derjenigen Personen, deren Lebensabend durch die straffe Anziehung der Zügel der Strafgewalt verdüstert wird, dürfte die bislang mit großer Vorliebe betriebenen Geschäfte gänzlich aufgeben. Dringend muß aber vor der Meinung gewarnt werden, daß durch die Verschärfung des Strafrechts der Wucher auf dem Lande nunmehr so gut wie unterdrückt werde; die Ursachen, auf denen die Ausbreitung des ländlichen Wuchers beruht, sind wirthschaftliche, demgemäß fällt auch die Hauptaufgabe bei seiner Bekämpfung der wirthschaftlichen Gesetzgebung anheim, das Strafrecht kann diese nur unterstützen; alle Maßnahmen, welche die Hebung des Bauernstandes in wirthschaftlicher und intellektueller Hinsicht bezwecken, wirken dem Wucher unmittelbar entgegen, auf sie muß nach wie vor das größte Gewicht

Google

gelegt werden. Vor Allem ist der Organisation des landwirthschaftlichen Credits die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, es muß dafür Sorge getragen werden, daß der Bauer sich mit Leichtigkeit die für seine Wirthschaft nothwendigen Geldmittel beschaffen kann, ohne hierfür den gewerbsmäßigen Geldverleiher in Anspruch zu nehmen, für den ländlichen Immobiliarcredit ist in Deutschland wohl zur Genüge gesorgt, dagegen nicht für den Personalcredit: die Sorge für diesen muß eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung auf agrarpolitischem Gebiete genannt werden; des weiteren ist die Hebung des ländlichen Genossenschaftswesens nicht außer Acht zu lassen, durch Absatzgenossenschaften wird der Bauer von dem Zwischenhändlerthum befreit, ohne das er in manchen Gebieten des Reichs seine Producte gar nicht veräußern kann, die Bildung von unwirthschaftlichen Klein- und Zwerggütern ist zu verhüten, von Seiten des Staats oder der communalen Verbände sind Einrichtungen zu treffen, durch welche den ärmeren Landwirthen das nöthige Vieh pachtweise überlassen wird ꝛc. Endlich aber muß — und dies ist nicht die am wenigsten wichtige Maßnahme — die volkswirthschaftliche Einsicht des Bauernstandes gehoben werden, sei es durch einen mehr auf das praktische Leben hinzielenden Unterricht in den Volksschulen, sei es durch Unterweisung in den landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten. Im Gegensatze zu den repressiven Maßnahmen, die in der Erweiterung des Wuchergesetzes enthalten sind, treffen diese präventiven die letzten Ursachen der Ausbreitung des Wuchers, es kann dieserhalb von ihrer energischen und systematischen Durchführung ein wirklicher Erfolg mit Sicherheit erwartet werden. Wie wünschenswerth aber ein derartiger Erfolg ist, bedarf keiner Darlegung, der Wucher zehrt am Marke des Bauernstandes, wir sind uns aber der Bedeutung, welche der Bauernstand für Staat und Gesellschaft hat, heute mehr wie je bewußt, wir wissen heute, wie wahr das Dichterwort ist: „Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor"; beseitigen wir den das Bauernmark verzehrenden Feind, und wir werden zur Befestigung der socialen Pyramide ein gut Stück Arbeit geleistet haben.

Google

Jeanne d'Arcs seelisches Leben.

Neue psychologisch-historische Forschungen.

Von

Th. Thomassin.

— Steglitz-Berlin. —

I.

Die Hallucinationen der Pucelle, ihre Genesis und ihre Entwickelung*).

Das 15. Jahrhundert könnte von einem modernen Psychologen ein solches der Autosuggestionen und Massensuggestionen genannt werden. Letztere zeigten sich in der Begeisterung, mit welcher die Menge die Ideen Einzelner aufnahm und zu deren Verwirklichung half, erstere waren der Grund jener großen Zahl von Sehern und Seherinnen, welche die Städte Europas theils heiligten, theils, dem Volksglauben nach, durch gefährliches Einverständniß mit Fürsten der Unterwelt unsicher machten. Was unsere Hypnotiseure manchmal an ihren Versuchspersonen erzielen, das haben damalige psychische Zustände suggestibler Subjecte selbst bewirkt. Die Suggestion nun mußte sich damals wie immer nach dem subjectiven Ideenkreise richten und deshalb meist religiöse Gestalten, denen das Individuum den größten Werth beilegte, zum Gegenstande haben. Der betrachtende Mönch, die betrachtende Nonne im Kloster, sie sahen bald die Objecte ihrer fortwährenden Meditation vor Augen, weil sie innig verlangten und glaubten, sie zu sehen, und die Kraftwirkung der Vorstellungen auf die Sinne ausbildeten; die Hexe, welche, weniger orthodox veranlagt, sich mehr zu den von

*) Nachfolgende Studie bildete das Thema von Vorträgen, welche der Verfasser in der Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München gehalten hat. — Um allen Lesern dieser Zeitschrift die Abhandlung möglichst anzupassen, entschloß er sich, die Quellennachweise und insbesondere die lateinischen und altfranzösischen Citate, welche sehr zahlreich in derselben eingefügt waren, möglichst zu beschränken.

Google

der Kirche verdammten Lehren der Magie hingezogen fühlte, sie sah mehr die Gestalten, mit denen sie in Beziehung treten wollte; vielfach verwandelten sich ihr durch die Einwirkung ihres Vorstellungslebens ihre Erscheinungen in die höllische Majestät oder deren Höflinge, und das ganze schreckliche Bild der christlichen Hölle zauberte sich der armen Suggestionirten vor die Augen, wobei allerdings ihr Verbündeter, ehe er sie zum Höllenbraten auserkor, ihr angenehme Zeitpunkte am Sabbath gewährte. Hexen und Heilige, das waren die Hauptterrungenschaften der damaligen suggestiblen Zeit.

In dieselbe nun fällt das Auftreten einer Jeanne d'Arc. Ihre Gestalt kann, wenn man den Ueberblick über das damalige seelische Leben festhält, nicht mehr so wunderbar erscheinen. Allerdings war gerade sie in gewisser Hinsicht eine Ausnahme aus der Zahl der psychisch ähnlich Veranlagten, indem ihre Missionen und Offenbarungen das religiöse und politische Gebiet in hervorragender Weise vereinigten. Die Frage, ob sie eine Heilige oder Hexe sei, war deshalb bei ihr für die mittelalterlichen Kirchenrichter auch schwer zu entscheiden, denn Visionen, Offenbarungen und Missionen patriotischer und politischer Natur kamen ihnen nicht alle Tage vor. Gewisse Handlungen und Mittheilungen der Pucelle in späterer Zeit müssen jedoch zu der Ansicht führen, daß trotz des anfänglich scheinbar mehr politischen Charakters das religiöse Element in ihrer Gestalt überwog. Wollte sie ja, wie ich später noch eingehend beweisen werde, nach Beendigung ihrer Thätigkeit in Frankreich als Befehlshaberin von Kreuzheeren zur Ausrottung der Hussiten und „Sarrasins" wirken und ließ Ersteren dieses sogar in einem nicht allzu höflichen Briefe ankündigen. Die Frage nach der Natur ihrer Autosuggestionen und Hallucinationen wurde schon damals von zwei Schulen in Frankreich verschieden beantwortet. Nicht etwa aus politischer Rücksicht. Denn es ist nachgewiesen, daß viele Theologen, Inquisitoren, wie Johannes Nider in seinem Formicarium, (einer Anleitung zu Häresierecherchen), ja sogar Heilige, wie Antonius, welche sich wenig um den politischen Conflict kümmerten und zu kümmern hatten, das arme Mädchen der Hölle zuwiesen, annahmen, sie sei, wie die Rouener Richter sich so schön ausdrückten, von Satan, Belial und Behemmoth „ad decipiendos fideles" (zur Täuschung der Gläubigen) gesandt, weil ihre Ansichten und der Charakter ihrer Heiligen mit den damaligen, allein wahren Doctrinen der allwissenden Geistlichkeit, wie sie meinten, sich nicht vertrugen. Deshalb mußte auch Karl VII., sollte er nicht als Ketzer und Teufelsdiener betrachtet werden, der seine Krone dem leibhaftigen Gottseibeiuns verdankte, sich wohl hüten, sich zu den Handlungen seiner Retterin zu bekennen, indem er sie gewaltsam aus den Händen der Inquisition befreite, deren Urtheil später bei der Schwierigkeit des Falles der heilige Stuhl nicht zu opponiren wagte, so daß Calixtus III. schließlich nur durch dringende politische Rücksichten nach langem Sträuben sich bewegen ließ, seine Zustimmung zur Rehabilitation der Verdammten und ihres Königs zu geben.

Google

Nun, für uns ist Johanna kein theologisches Räthsel mehr, für uns ist sie ein Object psychischer Forschung geworden. Wie wichtig es ist, ihr Seelenleben auf Grund neuer Forschungen und eingehender Studien der Processe zu beleuchten und zu erklären, haben allerdings nur wenige der unzähligen Autoren, die über sie schrieben, vollständig erkannt. Bei uns Deutschen sind es eigentlich nur Professor Hecker und Hase gewesen, welchen es mehr am Herzen lag, die psychische Wissenschaft durch Erörterung dieses Problems zu bereichern. Aber auch sie nahmen sich ebensowenig wie die mystischen Schriftsteller verschiedener Richtung bis herab zu Guido Goerres, der sich damit begnügte, Le Brun de Charmettes abzuschreiben und mit möglichst vielen historischen Fehlern und Lügen aus der Jungfrau eine Heilige unter katholischer Beleuchtung des Uebernatürlichen zu machen, die Mühe, die Proceßacten einer tieferen Prüfung zu unterwerfen. Was Quellenforschung anbelangt, steht bei uns Dr. Eysell mit seinem als Fundgrube noch immer unentbehrlichen Werke obenan, und es ist nur zu bedauern, daß seine Geistesrichtung ihm nicht gestattete, aus seinem Material die sich ergebenden psychologischen Consequenzen unbefangen zu ziehen*). Ich muß gestehen, daß die Lösung aller bei dieser historischen Gestalt auftauchenden psychologischen Fragen vielfach mit Schwierigkeiten verbunden ist, wenn auch die Hauptsache dem tiefer blickenden modernen Forscher sofort erkenntlich wird.

Die heutige Wissenschaft hat die mittelalterlichen Erklärungen mystischer Erscheinungen unhaltbar gemacht. Das, was früher meist objectiver Einwirkung zugeschrieben wurde, ergiebt sich für uns als das Resultat subjectiver Zustände und Seelenbeschaffenheiten. Wir brauchen keine Teufel und Himmlischen mehr zu bemühen, um die scheinbar außerhalb des Sehers befindlichen Gestalten, seinen scheinbar die Beziehungen von Object und Subject habenden Verkehr mit ihnen zu erklären. Man macht uns zwar noch immer den Einwurf, der Grund der plötzlichen abnormen Umgestaltung psychischer Wahrnehmung sei für manche Fälle noch nicht aufgeklärt. Wir können aber ruhig entgegnen, daß bei genauerer Besichtigung derselben sie uns nur wieder Beweise für die neuerdings vielfach geprüfte Macht der Autosuggestion geben-Erscheinungen wachzurufen, welche den Gesetzen normalen Seelenlebens widersprechen, und wir die zur Suggestion disponirenden Ursachen bei tieferer Erforschung des Einzelfalles gleichfalls entdecken können. Dies vermögen wir auch mit Bezug auf Jeanne d'Arc festzustellen.

Gewisse Autoren, welche jetzt noch behaupten, ihre Visionen und Offenbarungen seien ohne sichtbare Veranlassung vor ihre Seele getreten, haben guten Grund, alle Quellenstudien, die sie aufklären könnten, zu vernachlässigen. Gehen sie ja auch in unserer Zeit noch darauf aus, in der Pucelle einen der auffallendsten Beweise für ihr mittelalterliches System zu finden. Man muß in der That mit größerer Blindheit heimgesucht sein oder dieselbe lieben,

*) Siehe: Eysell, Johanna d'Arc. Regensburg, Manz, 1864.

Google

wenn man die vielen Ursachen nicht sieht, welche bei Johanna zusammenwirkten, um Hallucinationen auszulösen und ihr Seelenleben umzugestalten. Giebt uns doch sie selbst im Processe die wichtigsten Aufschlüsse in dieser Hinsicht, die leider zum Theil bis jetzt auch von anderen Autoren als den orthodoxen nicht genug berücksichtigt wurden, geben uns ja solche die ihr am nächsten stehenden Personen, gewährt sie uns ja überdies ein kurzer Blick auf die Combinationen der Verhältnisse und Anschauungen, welche das empfängliche Gemüth von Kindheit an beeinflußten. Wenn ich auf ihre eigenen Aufschlüsse zu sprechen komme, so muß ich vorerst darauf aufmerksam machen, daß dieselben von ihr mit der größten Zurückhaltung, wie eine kritische Einsicht in den Verdammungsproceß*) erkennen läßt, gegeben wurden, und daß man stets berechtigt ist, anzunehmen, die Wahrheit habe ihr Zugeständniß noch übertroffen. Man kann nun aus ihren Aussagen sicher schließen, daß der Gedanke, Frankreichs Retterin zu werden, schon von Kindheit an, noch ehe ihre „fratres ex paradiso", ihre Geschwister aus dem Paradiese, sie über ihre Gottessendung aufklärten, in ihr schlummerte und daß sie sich mit demselben dann allmählich immer vertrauter machte. So sagt sie uns, sie habe schon als Kind großes Verlangen gehabt, der König möge sein Reich wieder erhalten (I. 66). Ferner erzählte sie den Richtern, sie habe von der Prophezeiung gewußt, daß eine Jungfrau aus Lothringens Marken Frankreichs Retterin werden würde, und wenn sie denselben erklärt, sie habe nicht an diese geglaubt, so kann sie offenbar nicht die Wahrheit sagen, da sie sowohl ihren Oheim Lavart wie auch ihre Gastfreunde in Vaucouleurs auf die Weissagung verwies**). Der Keim zu ihren späteren Ideen, der sich also in ihr gebildet zu haben scheint, konnte sicher durch die eigene Naturanlage zu schnellerem Wachsthum gebracht werden. War sie ja eine eigenartige Mischung der weiblichen mit der männlichen Natur. Dies scheint sich bei ihr gleichfalls, wenn man dem Zeugnisse eines Philipp von Bergamo, der berichtet, daß sie sich schon als Kind in Waffenspielen und im Reiten übte (Philippus Berg. De claris mulieribus cap. 157), vertrauen darf, schon frühe gezeigt zu haben. Gewiß ist, daß sie eine große Gewandtheit im Führen der Waffen und im Reiten schon vor Antritt ihrer Laufbahn besaß. Hierfür bürgt uns Alençon, der im Rehabilitationsprocesse aussagt, er habe einmal in Chinon mit dem Könige, kurze Zeit nach der ersten Audienz Johannas, nach dem Mittagmahle einen Spaziergang auf den Wiesen vor dem Schlosse gemacht, und plötzlich hätten sie Beide Johanna mit der Lanze in der Hand auf einem Rosse daherjagen sehen; die Fertigkeit derselben habe ihn sehr erfreut, und er habe ihr ein Schlachtroß zum Geschenke gemacht.

*) Quichérat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, Paris. 1841—50 in 8⁰. Sämmtliche Citate in den nachfolgenden Anführungen, denen kein Autorname beigefügt ist, sind auf dieses Werk zu beziehen.

**) Quichérat, Jules, Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc, Paris 1850 in 8⁰, pag. 8, wo sämmtliche diesbezüglichen Stellen der Processe sich finden.

Google

(Quich. Proc. III. 92). Sie hat auch, wie die Zeugen behaupten, über eine gewaltige Körperkraft verfügt und hatte stets mehr männliche als weibliche Art (III. 118. sq. V. 120). Ihre Kraft scheint durch die Begeisterung noch gehoben worden zu sein. So soll sie sechs Tage und Nächte hindurch in den Waffen ausgeharrt und im Reiten eine Ausdauer gezeigt haben, welche alle ihre Begleiter in Erstaunen setzte (III. 118; V. 120).

Die schließliche Ausbildung der eigenthümlichen Verbindung von Religion und Politik in ihrem Gemüthe läßt sich nun leicht einsehen, wenn man die Enthüllungen in Betracht zieht, welche sie im Processe über ihren theokratisch patriotischen Ideenkreis macht, und bedenkt, daß die Sehnsucht nach dem Uebernatürlichen und einer Rettung der Bedrängten allein durch eine Hilfe von oben, die, wie Mahrenholtz (Jeanne d'Arc. Leipzig 1890) erläutert, speciell in der Heimatgegend Johannas erwartet wurde, gerade in ihrer, in eigener Art dem Höheren zustrebenden Seele am meisten Grund zur Entfaltung fand. Für sie war Frankreich das vor Allen von Gott bevorzugte Land, sein König der Stellvertreter des Himmelskönigs, wie sie öfters bemerkt. So sprach sie am Hofe zu Chinon: „Und es sagt Euch der König des Himmels durch mich, daß Ihr in der Stadt Rheims werdet geweiht und gekrönt werden und Statthalter sein werdet des Himmelskönigs, der Frankreichs König ist (III. 103). Nach Alençon soll die Pucelle den König auch aufgefordert haben, sein Reich dem Himmelskönig zu geben, dann werde dieser ihm Gnade wie seinen Vorgängern schenken und ihn wieder in das Reich einsetzen (III. 91). Ihr Brief an die Engländer vor Orléans*), in welchem sie ebenso von Karl als dem Stellvertreter der Himmelskönigs und von Frankreich als dem hl. Königreiche (sainct royaulme) spricht, sowie der an den Herzog von Burgund, in welchem es heißt, „daß alle die, welche das heilige Reich Frankreich bekämpfen, gegen den König Jesus kämpfen" (V. 126), ferner der an die Bürger von Troyes, in welchem sie diesen verkündet, „der König werde einziehen in die guten Städte des heiligen Reiches, mit Hilfe des Königs Jhésus (IV. 287, 29)", geben weiteren Aufschluß über ihre Anschauungen. Für sie mußten also Frankreichs und seines Königs Feinde Gottes Feinde sein, und es mußte ihr naheliegen, der übernatürlichen Rettung Frankreichs zu vertrauen, die sie der Prophezeiung gemäß durch eine Jungfrau suchte, — eine Jungfrau, die sie bei ihrer Natur bald mit sich selbst identificiren konnte. Wie sie selbst andeutet, hat sie, sehnsüchtig die übernatürliche Befreiung herbeiwünschend, recht oft zu den in der Kirche ihres heimatlichen Dorfes im Bilde dargestellten Heiligen, zu Katharina, Margarita und dem heiligen Michael, dem Schlachtenlenker und Hauptbeschützer Frankreichs, gefleht, um so inständiger, als die Bedrängniß ihrer Heimat und des Reiches durch die Feinde größer wurde und schlimmere Nachrichten von der Lage des Königs kamen. Hievon berichten auch die

*) I. 55. 84. 250. V. 95.

Google

Rehabilitationszeugen, nach deren Zeugniß Johanna eine der eifrigsten Kirchenbesucherinnen ihres Ortes war. Das, was sie durch menschliche Kraft nicht zu erlangen hoffte, mußte für sie vom Himmel kommen. Die Bilder der Himmlischen, die sie stets beim Gebete sah, drückten sich tief in ihre Seele ein, und es war in der That keineswegs wunderbar, daß bei der Prädisposition, welche die Pucelle, wie ich zeigen will, sonst noch hierzu bot, sie schließlich objective Realität annahmen und mit ihr in objectiven Verkehr traten. Bei ihr vereinigten sich ja alle günstigen Bedingungen zur Erzeugung der Hallucination.

Ganz besonders ist ihre sexuelle Abnormität in Betracht zu ziehen. Ueber dieselbe haben wir mehrere Berichte von Rehabilitationszeugen. In dem Zeugnisse des „Haushofmeisters" der Pucelle, d'Aulon, kommt hierüber folgende Stelle vor (III 219): „Dit encore plus qu'il a oy dire à plusieurs femmes, qui la dicte Pucelle ont veue par plusieurs foiz nue et sceu de ses secrets, que oncques n'avait eu la secrecte maladie des femmes et que jamais nul n'en peut riens cognoistre ou appercevoir par ses habillemens, ne aultrement*). Hienach ist also oftmals von ihr nahestehenden Frauen bestätigt worden, daß sie nie periodische Regeln hatte*). Auf diesen Umstand haben vielfach die Autoren hingewiesen und betont, daß diese körperliche Eigenthümlichkeit sehr leicht krankhafte Affecte und eine Umgestaltung des Seelenlebens herbeiführte. Aehnliche Fälle kann man aus den Ausführungen Osianders (Entwickelungskrankheiten des weiblichen Geschlechts. Göttingen 1817), des Professors Busch (Das Geschlechtsleben des Weibes) und neuerer Autoren ersehen. — Daß Jeanne d'Arc stets die Keuschheit wahrte und deshalb den Namen der Jungfrau mit Recht in der Geschichte führt, ist zweifellos. Wir können dies aus zwei Berichten constatiren, von denen der eine aus Poitiers, der andere aus Rouen, also aus der Zeit vor ihrem schrecklichen Tode stammt. In Poitiers wurde sie nämlich auf Befehl ihrer geistlichen Examinatoren, welche die mittelalterliche Annahme theilten, daß eine reine Jungfrau nicht des Teufels sein könne, da dieser über eine solche keine Gewalt habe, untersucht. Es geschah dies durch Karls VII. Schwiegermutter, Yolande von Aragon, nebst den Damen von Gaucourt (Johanna von Preuilly) und von Trêves (Johanna von Mortimer). Die Prüfung erwies Johannas Jungfräulichkeit**). In Rouen geschah die Untersuchung auf Veranlassung der Beschützerin der armen Verfolgten, der Herzogin von Bedford, und hatte das gleiche Resultat wie die von Poitiers. Der Restitutionszeuge Colles (III. 162. sq.) sagt hierüber: „Deponit quod ipsa Johanna fuerat visitata

*) Er erklärt ferner, daß er mehrere Frauen sagen hörte, welche besagtes Mädchen mehrmals nackt sahen und von seinen Geheimnissen wußten, daß es niemals die geheime Krankheit der Frauen hatte und daß man niemals etwas an ihren Kleidern oder sonstwie bemerken konnte.

**) III. 102. 209 sq. V. 87.

Google

per matronas et quod inventa fuerat Virgo; et quod dictam visitationem fecerat fieri domina ducissa Bedfordiae (III. 162. sq.*). Man muß auch, wenn man den Zeugnissen gewisser Personen ihrer Umgebung, speciell den Aussagen Alençons, Thibaults und Aulons Glauben schenkt, zu der Annahme geleitet werden, daß von ihr eine eigene sittlich-erhebende Kraft auf Andere ausgegangen sein kann**).

Neben der Keuschheit pflegte Johanna wohl sehr die Tugend der Mäßigkeit. Sie that dies wohl instinctiv; begünstigte sie ja hiedurch fortwährend ihre Visionsanlage. Die Berichte, die über ihre Fasten gegeben werden, möchte man oft als Uebertreibungen zu bezeichnen geneigt sein. So wird behauptet, daß sie in den mühevollen Tagen der Erstürmung von Orléans manchmal nur eine Schnitte Brot mit etwas Wein zu sich nahm.

Ihre erste Vision hatte sie nach zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre (im Sommer 1425)***) entweder in nüchternem Zustande oder nach vorausgegangenen Fasttage. Wahrscheinlicher ist Ersteres. Johanna widerspricht sich in diesem Punkte, wie so oft im Processe. Im Verhörberichte vom 22. Februar heißt es (I. 52): „Johanna hat am Tage vorher gefastet." Später aber

---

*) Er giebt an, daß Johanna von Matronen untersucht wurde und als Jungfrau befunden wurde: und daß diese Untersuchung die Frau Herzogin von Bedford machen ließ.

**) In Alençons Aussage heißt es (III. 100): „Einmal lag der Sprechende mit derselben Johanna und Bewaffneten beisammen, und sah einmal, wie Johanna selbst sich ihre Kriegskleidung anlegte, und einmal sah er ihren Busen, der schön war; jedoch hatte der Sprechende nie ein fleischliches Gelüste nach ihr."

III. 76 sq.: „Er sagt, daß er von Mehreren, die mit Johanna vertrauter waren, gehört habe, daß sie nach ihr niemals ein Gelüste hegen konnten, wenn sie auch anfänglich den Willen hatten; jedoch konnten sie sich nie an sie wagen und glaubten, daß man keine Begierde nach ihr hegen könne; und vielmals, wenn sie von der Fleischessünde redeten und gewisse Reden führten, die Begierde erzeugen konnten, war es ihnen nicht möglich, wenn sie dieselbe sahen und ihr nahten, davon zu sprechen, sie verloren auch plötzlich die Fleischesbegierde. Und hierüber befragte er Mehrere, die manchmal Nachts mit der besagten Johanna (in einem Zelte) lagen, und sie antworteten ihm, wie er oben erklärte, indem sie gleichfalls sagten, daß sie und Andere, wenn sie in Gesellschaft des Mädchens waren, kein Verlangen nach einer Einigung hatten; und es scheint dem Aussagenden eine fast göttliche Sache zu sein." (?) —

III. 219 (d'Aulon) „Obwohl sie ein junges Mädchen, schön und gut geformt war, und er mehrmals, sowohl, wenn er ihr die Rüstung anlegen half, als auch zu anderen Malen, ihren Busen und manchmal die Glieder nackt sah, und obwohl er oftmals in ihrer Nähe und stark, jung und in vollster Kraft war, so hatte er doch keine fleischliche Begierde, eben so wenig als andere ihrer Leute, wie der Aussagende mehrmals erzählen hörte." (?) Aehnliches behaupten auch die beiden Begleiter der Pucelle von Vaucouleurs nach Chinon (II. 438; 457).

***) Nach ihrer Behauptung am 22. Februar 1431 erging der erste Ruf von Gott an sie im Sommer, als sie 13 Jahre alt war. (I. 52.) Am 27. Februar meint sie, es seien seit jener ersten Stimme wohl sieben Jahre verflossen. (I. 72.) Sie wäre also im Jahre 1411 geboren und zur Zeit des Processes nicht neunzehn, sondern zwanzig Jahre alt gewesen.

Google

erklärt der X. Artikel des Promotors, offenbar nach einer späteren Berichtigung der Pucelle: „Und damals war sie nüchtern und hatte nicht am vorhergehenden Tage gefastet." Jedenfalls war ihr Körper vor der ersten Vision prädisponirt, sowie jener z. B. des Sehers Swedenborg, in dessen Biographien ausdrücklich betont wird, daß er nur minimale Nahrung zu sich nahm.

Die Vision ist bei ihr offenbar, wie bei Anderen, vorerst in der einfachsten Form, in der des Lichtes, aufgetreten, in welchem sie dann, wie auch zumeist später, wenn sie ihre Stimmen hörte, die verschwommenen Züge eines Gesichtes schaute***).

Erst allmählich nahmen die Züge festere Formen an, diejenigen, welche ihre Phantasie und ihr Wunsch ihnen gaben. Sie sagt selbst im Processe, sie sei anfänglich ungewiß gewesen, wer die Erscheinung war. „Zuerst," lautet eine Stelle in demselben, „hatte sie großen Zweifel, ob es der heilige Michael sei, der zu ihr kam."*) Eine andere Stelle ist gleichfalls wichtig: „Sie sah ihn vielmals, ehe sie wußte, daß es der heilige Michael sei."**) Der Zweifel nun mußte sie offenbar sehr peinigen, denn ich glaube, daß die Pucelle berechtigt war, anzunehmen, ein ganz anderes Wesen als der heilige Michael habe sich das Vergnügen gemacht, ihr zu erscheinen, — eine böse, verdammte Fee nämlich. Hier komme ich auf einen Punkt zu sprechen, der gleichfalls die Entwickelung der Visionen begünstigt zu haben scheint und in dem der Grund zu suchen ist, weshalb man so sehr geneigt sein konnte, anzunehmen, Johanna sei von bösen Geistern inspirirt gewesen. Sie erzählte nämlich auf die Frage der Richter im Processe, ob ein wunderbarer Baum in der Nähe ihres Dorfes sei: „Es ist nahe genug bei Domremy ein Baum, der Baum der Damen (l'arbe des Dames) genannt wird, — Andere nennen ihn Feenbaum, — bei welchem eine Quelle ist. Ich habe sagen gehört, daß die Fieberkranken aus dieser Quelle trinken und dahin gehen, um die Gesundheit wieder zu erlangen . . . Ich bin selbst hiervon Zeugin gewesen. Ich habe auch sagen gehört, daß die Kranken, wenn sie aufstehen können, zu dem Baume spazieren gehen. Es ist dies der schöne Mai, der dem Herrn von Bourlemont gehört. Manchmal ging ich mit anderen Mädchen dahin und machte unter diesem Baume Blumensträuße und Guirlanden . . . Ich habe mehrmals von alten Leuten, die aber nicht von meiner Familie waren, sagen hören, daß die

***) I. 75. „Et raro habeo revelationem, quin ibi sit lumen." . . . („Und selten habe ich eine Offenbarung, ohne daß da ein Licht ist.") . . . „Raro eam (vocem) audit sine claritate." („Selten hört sie dieselbe (die Stimme) ohne Klarheit.") Ferner I. 86: „Interrogata qualem figuram ibi videt, respondit: quod videt faciem." („Gefragt, welche Figur sie da sehe, antwortet sie, sie sehe das Gesicht.")

*) Prima vice habuit magnam dubitationem, an esset Sanctus Michael, qui veniebat ad ipsam I. 170.

**) Vidit ipsum multotiens, antequam sciret, quod esset Sanctus Michael. I. 171.

Google

Feen an diesem Orte verkehrten. Ich hörte auch meine Pathin, Johanna, die Gattin des Maire Aubéry, erzählen, daß sie die Fee selbst sah; ich weiß aber nicht, ob es wahr ist. Was mich anbelangt, so habe ich niemals, so viel ich weiß (!), die Feen unter diesem Baume gesehen und weiß nicht (!), ob ich sie anderswo sah oder nicht . . . Ich habe die jungen Mädchen Blumensträuße an den Zweigen des Baumes aufhängen sehen und habe selbst wie die Anderen solche aufgehängt . . . Ich hörte meinen Bruder sagen, daß man in meinem Lande behauptete, daß ich die Bestimmung zu meiner That unter dem Feenbaume erhielt, aber das ist nicht wahr." („J'ai ouï dire à mon frère, qu'on disait dans mon pays, que j'avais pris mon fait sous l'Arbre des Fées, mai cela n'est pas vrai.") (I. 67. 68. 87. 88. 177. 178.) Wenn man diese offenbar mit großer Zurückhaltung gegebene Enthüllung einer Prüfung unterwirft und zugleich noch in Betracht zieht, daß Johanna, wie behauptet wurde, ihre Heiligen „Rathgeber von der Quelle" genannt haben soll, ferner selbst später zugesteht, daß sie an der Quelle einmal die heilige Katharina und Margareta gehört habe (I. 295 sq.), so wird man einsehen, daß Grund vorhanden war, sie der Annäherung an die zweifelhaften Feen einigermaßen schuldig zu halten. Dies fanden besonders die Richter, welche das Anathem über Zauberbrunnen und Feenbäume wohl kannten, und sie waren überdies zu der Annahme geneigt, daß die heimatlichen Feen mehr mit Johannas Visionen verknüpft waren, als sie selbst zugestehen oder andeuten wollte, weshalb sie auch ihre „Heiligen" in großem Verdachte hatten und so gerne über deren Aussehen, Gestalt, Kleidung, Gesichtszüge und Eigenschaften Näheres von der sehr verschwiegenen Pucelle erfahren wollten. Jedenfalls mußte der Pucelle stets der Gedanke an die Feen naheliegen, und die Sage von ihren Erscheinungen konnte sie stets auf die Möglichkeit von Visionen überhaupt verweisen und zur Genesis ihrer Hallucinationen mitgewirkt haben. So war es auch ganz leicht möglich, daß sie bei den ersten Erscheinungen bei deren Undeutlichkeit über die Natur ihrer Ursache sich nicht klar war, ja, wie gesagt, die Befürchtung hegen konnte, daß statt eines heiligen Michael oder anderer Himmlischer sich übernatürliche Wesen an sie herandrängen wollten, welche sie als mittelalterlich religiöses Mädchen nur für verkappte Bewohner der Feuer- und Schwefelregion halten durfte. Mit ihnen wollte sie sich selbstverständlich aus Vernunftgründen nicht weiter einlassen, da sie ja der Gedanke an Inquisitionsscheiterhaufen, der mit dem an den Verkehr mit zweifelhaften Geistern associirt war, unangenehm berühren mußte. Ihre Phantasie und ihr Wille suchte deshalb die verschwommenen Formen mehr nach den Bildern zu gestalten, die sie in ihrer Heimatskirche sah und vor Allem das hauptsächlichste Object der Verehrung in jener Zeit, den Beschützer Frankreichs, Sanct Michael, in ihnen zu entdecken. Anfangs fiel ihr dies schwer. Als aber die bei ihr während des ganzen Lebens hauptsächlich vorhandene Gehörhallucination durch ihr Verlangen zum ersten Male ausgelöst wurde und sie „eine fromme und

Google

gute Stimme" hörte, wurden ihre Zweifel geringer (I. 169 sq.), und sie hatte nun, wie sie ganz offen im Processe sagte, den Willen, zu glauben, daß der Sprechende der heilige Michael sei. Die diesbezügliche Stelle im Processe ist eine schwerwiegende für die Erklärung der Entstehung ihrer Hallucinationen. Sie ist aber trotzdem von den bisherigen Autoren ignorirt worden. Ich gebe sie vollständig wieder: „Interrogata, quomodo ipsa cognovit, quod ipse erat sanctus Michael, respondit, quod per loquelam suam et per idioma Angelorum. Interrogata, quomodo credidit, quod erat idioma Angelorum: respondit, quod ipsa credidit satis cito et habuit istam voluntatem de credendo illud." (I. 169 sq.: „Gefragt, wie sie erkannte, daß er der heilige Michael sei, antwortete sie, sie habe es durch seine Sprache und das Idiom der Engel erkannt. Gefragt, wie sie glaubte, daß es das Idiom der Engel sei, antwortete sie, daß sie es schnell genug glaubte und den Willen hatte, es zu glauben.") Hierzu gehört noch folgende Stelle, welche sich auf Michaels Begleitungsengel, von denen ich später sprechen werde, bezieht: „Interrogata, qualiter cognovit, quod erant Angeli: respondit quod credidit hoc satis cito et habuit istam voluntatem hoc credendi." (I. 171: „Gefragt, wie sie erkannt, daß es Engel seien, antwortete sie, daß sie dies schnell genug glaubte und den Willen hatte, es zu glauben.") Man braucht also im Falle Jeanne d'Arcs gar nicht mehr allgemein auf die Beobachtung hinzuweisen, daß der Keim der Hallucination durch den Willen ausgebildet werden kann, da man diese offene, naive Erklärung besitzt, welche auch das Vorhandensein und die Macht der Autosuggestion darlegt. Johanna kann für uns nunmehr ein neuer Beweis für die Gewalt des Willens und der Vorstellung sein, welche eine selbst von unserer modernen Psychologie nur geahnte, nicht vollständig erkannte Ausdehnung besitzen dürfte.

Die zunehmende Intensität des Wollens scheint der Jungfrau allmählich die ganze Gestalt des heiligen Michael vor die Sinne gezaubert zu haben. Leider entsprach dann dieselbe nicht ganz den theologischen Begriffen von der Herrlichkeit des Himmelsfürsten. Sie sah nämlich, wie sie einmal den Richtern, obwohl sie sonst sich nicht auf Mittheilungen über die Erscheinungen einließ, enthüllte, denselben in der Gestalt, die ihm wahrscheinlich ein wenig idealer Bildhauer in ihrer Heimatskirche gegeben hatte, in der Gestalt „d'un très vraye preud'homme", „unius verissimi probi hominis", (I. 173), wie die anticiceronischen Geistlichen in ihr Inquisitionslatein übersetzten, „eines wahren Biedermannes". Die Begleitungsengel nun, — denn es schickte sich ja nicht, daß der Himmelsfürst ohne Gefolge kam, — die sie mehrmals gesehen zu haben behauptet, konnten ihre Gestalt bei ihrer großen Anzahl — waren es ja nach ihrer Annahme mille millia Angelorum, Millionen von Engeln, was die Richter zu großer Skepsis veranlaßte, — leider nicht vollständig materialisiren. Sie erschienen ihr vielmehr, wie sie am Todestage, bei ihrem zweiten Widerrufe im Kerker erklärte, nur als

Google

kleine Miniaturbilder, was an die Engelsköpfchen in den Kirchen erinnert. Sie sagt (I. 478, sq.; I. 481), sie seien gekommen „in magna multitudine et in minima quantitate seu in minimis rebus"*). Wir haben also hier eine interessante Verkleinerung der Hallucinationsgestalten bei größerer Zahl derselben. — Ganz klar scheint sie übrigens auch den heiligen Michael selten gesehen zu haben. Wenigstens möchte man dies aus ihren ausweichenden Antworten schließen. Nachdem die Richter bereits von der Pucelle den Bescheid erhalten, sie hätte keine Erlaubniß, ihnen Näheres über das Aussehen des Himmelsfürsten zu sagen, fuhren sie dennoch zudringlich fort: „War der heilige Michael nackt?" Darauf antwortete die Angeklagte witzig: „Glaubt Ihr, Gott habe nichts, um ihn zu bekleiden?" Richter: „Hatte er Haare?" Pucelle: „Warum wären sie ihm abgeschnitten worden?" Richter: „Hatte er eine Wage?" Pucelle: „Ich weiß nichts." Schließlich antwortete sie auf eine wiederholte Frage, sie wisse nicht, ob er Haare habe. (I, 73.) Seine volle Gestalt scheint sie sich selten haben hervorzaubern zu können, und überdies wollte Michael nicht lange mit ihr verkehren, sondern sagte ihr eines Tages, er werde ihr zwei seiner Untergebenen, zwei weibliche Heilige, Katharina (nach der auch ihre Schwester getauft war) und Margareta, zu denen sie eine große Verehrung hatte, senden, die zu ihrer Führung bestimmt wären, und denen sie glauben solle, da es nach Gottes Vorschrift sei. (I. 169, 70.) Die Beiden kamen auch wirklich. Aber, wie den heiligen Michael, erkannte sie auch diese nicht sogleich, wie sie im Processe sagt, sondern erst nach längerer Anstrengung. (I. 72, 310.) Wer von ihnen zuerst kam, hatte sie in Rouen bereits vergessen. (Ibid.) Vier Wochen vor ihrem Tode gesellte sich ihnen noch eine neue Gestalt bei, von der sie fest glaubte und von der ihr die Heiligen sagten, daß sie der heilige Gabriel sei. (I. 400.) Der Vorgang der Autosuggestion hat sich also mehrmals beim Wechsel des Hallucinationsobjectes wiederholt.

Sie selbst glaubte nun fest an die Realität der Erscheinungen und die Identität derselben mit den Himmelsgeistern. Hatte sie ja dieselben, wie sie mehrmals betonte, mit den leiblichen Augen gesehen. (I. 73. I. 93.)**) Sie glaubte hieran so fest wie an das Dasein Gottes (I. 93) oder an den Erlösungstod Christi. (I. 274 sq.) Wenn sie nun die Engel und Heiligen wirklich so gut gesehen hat, daß sie sicher wußte, sie seien Heilige aus dem Paradiese, wie sie behauptet (I. 93), so muß es allerdings auffallen, daß sie, wie schon bemerkt, so energisch sich weigerte, nähere Aufklärungen zu geben. Hierfür könnte man einen Grund darin finden, daß Johanna bei ihrer Klugheit wohl geahnt haben muß, wie leicht bei Beschreibungen ihrer Visionen, die offenbar in ihrem Aussehen, wie aus der Enthüllung über den heiligen

*) „In großer Menge und in kleinster Größe oder wie kleinste Dinge."

**) Ego vidi eos oculis meis corporalibus aeque bene sicut ego video vos. (Ich habe sie mit meinen leiblichen Augen gesehen ebenso gut, wie ich Euch sehe.)

Google

Michael geschlossen werden kann, weniger den Anforderungen von Theologen an Heilige entsprochen haben, der Verdacht der Richter gegen dieselben erregt werden konnte. Es dürfte aber auch zu schließen sein, daß die Pucelle speciell die beiden Heiligen, mit denen sie am meisten verkehrte, Katharina und Margareta, nur selten in ganzer Gestalt und dann zumeist wohl nur in verschwommenen Umrissen gesehen hat, während in der Regel die Gehörhallucination bei ihr vorherrschte, die sich in den bei ihr so wichtigen „Stimmen" zeigte (welche, wie es scheint, häufig mit der Vision des Gesichtes der Heiligen verbunden waren), so daß man also die Veranlassung der Zurückhaltung auch in der Unvollständigkeit und Unklarheit der Visionen suchen kann. Allerdings weist eine Proceßstelle darauf hin, daß die Gestalten wenigstens einmal vollständig und mit größerer Klarheit vor ihr gestanden sind. Dieselbe lautet: „Gefragt, ob sie jemals die heilige Katharina und Margareta geküßt und umarmt habe, antwortete sie, sie habe Beide umarmt. Gefragt, ob sie einen guten Geruch gehabt hätten, antwortet sie, es sei gut, das zu wissen, daß sie einen guten Geruch gehabt hätten. Gefragt, ob sie bei der Umarmung eine Wärme oder etwas Anderes empfunden habe, antwortete sie, sie habe sie nicht umarmen können, ohne zu fühlen und sie zu berühren. Gefragt, an welchem Theile sie dieselben umfaßt habe, ob oben oder unten, antwortete sie, daß es sich besser schicke, sie unten als oben zu umfassen." (Sie will hier offenbar auf die Nothwendigkeit der Demuth anspielen. I. 185 sq.) Die Gestalten waren also in diesem Falle der Hallucination des Tast- und Geruchssinnes sicher vollständig ausgeprägt. Dies kann jedoch nur ausnahmsweise geschehen sein; spricht ja sonst Johanna immer mehr von den „voces Sanctorum", „den Stimmen der Heiligen" als von den Heiligen selbst. Diese Stimmen hörte sie täglich, wie sie sagt*), und sie that Alles auf Geheiß derselben**).

Die Hallucination des Gehörs war also bei ihr am häufigsten; wahrscheinlich ist, daß sie vielfach, wenn auch nicht immer, auch von der des Gesichtes derart begleitet war, daß sie das Antlitz der sprechenden Heiligen erblickte. Denn sie antwortet auf die Frage, welche Figur sie bei der Lichterscheinung und Stimme sähe, daß sie daselbst das Gesicht schaue. (I. 86.) Früher hatte sie jedoch auf die Frage, ob jene Stimme, von der sie Rath erbat, Gesicht und Augen habe, erklärt: „Das werdet ihr nicht mehr (von mir mitgetheilt) haben." Und sie fügte bei: „Es ist ein Spruch kleiner Kinder, daß manchmal Menschen gehangen werden, weil sie die Wahrheit sagen." (I. 65.)

---

*) I. 57: „Item dicit Johanna, quod non est dies, quin audiat illam et etiam bene indiget vocem." (Ebenso sagt Johanna, daß kein Tag vergehe ohne daß sie diese Stimme höre, und sie derselben auch sehr bedürftig sei.)

**) I. 133: „Totum, quod feci de bono, ego feci per praeceptum vocum mearum. (Alles, was ich Gutes that, habe ich auf Geheiß meiner Stimmen gethan.)

Google

Ueber die Entstehung der Gesichts- und Gehörshallucinationen hat uns der nordische Seher Swedenborg besser als Jeanne d'Arc aufzuklären gesucht, indem er zugleich den Beweis lieferte, daß die Visionen und Stimmen nicht objectiver, sondern subjectiver Natur sind. Ich will hier seine diesbezüglichen Erörterungen folgen lassen. In seiner Schrift vom Himmel und der Hölle (Swed. auserlesene Schriften. Frankfurt a. M. 1776 I. 66) sagt er:

„Man muß aber wissen, daß die Engel von den Menschen nicht durch die Augen des Leibes, sondern durch die Augen des Geistes gesehen werden. Die geistliche Welt wird von dem Menschen gesehen, wenn er von dem Gesichte des Leibes abgezogen und ihm das Gesicht des Geistes eröffnet wird. Alsdann weiß der Mensch indeß nichts Anderes, als daß er mit den Augen des Leibes sehe." Ueber das Hören äußert er sich: „Die Rede eines Engels oder auch eines Geistes mit dem Menschen wird so laut gehört, als das Reden eines Menschen mit dem anderen, aber sie wird nicht von denen, so dabei stehen, sondern von ihm allein vernommen. Die Ursache ist, weil das Reden eines Engels oder eines Geistes zuerst in das Denken des Menschen und hernach durch einen inneren Weg in sein Gehörwerkzeug einfließt und dieses also von innen bewegt, wogegen das Reden eines Menschen von außen herein in das Ohr kommt und dasselbe von außen bewegt. Daß das Reden eines Engels oder Geistes von innen heraus in das Ohr dringt," fügt er bei, „wurde mir auch daraus offenbar, daß es auch in die Zunge kommt und sie in leichte, zitternde Erregung bringt." (p. 269.) „Die Engel, welche mit dem Menschen reden," so belehrt der Seher uns hinsichtlich der Geistersprache (ibid. p. 266), „reden nicht in ihrer Sprache, sondern in der Sprache des Menschen, und auch in anderen Sprachen, die der Mensch inne hat, nicht aber in Sprachen, die der Mensch nicht versteht. Die Ursache, daß es sich so verhält, ist die, weil die Engel, wenn sie mit dem Menschen reden, sich zu ihm wenden und sich mit ihm vereinigen. Der Engel aber oder auch der Geist, wenn er zu dem Menschen kommt und durch die Wendung sich mit ihm vereinigt, dringt in das ganze Gedächtniß des Menschen ein, so daß er selbst beinahe glaubt, er wisse die Gedanken und die Sprache des Menschen von sich selbst, während er sie doch nur in dem Gedächtnisse des Menschen liest. Ich habe darüber mit den Engeln gesprochen und gesagt: sie meinten vielleicht, daß sie mit mir in meiner Muttersprache redeten, weil es sich also empfinden und vernehmen lasse, da doch nicht sie es wären, welche redeten, sondern ich."

Dieses Reden in der Muttersprache ihres Schützlings liebten auch die Heiligen Johannas. Sie sprachen, wie sie bemerkt, vorzüglich französisch. (I. 86.) In dieser Hinsicht waren sie sowohl den Geistern Swedenborgs, als auch denen anderer Seher und Seherinnen ähnlich.

(Schluß folgt.)

Google

Der Kommabacillus in Wasser und Eis.

Von
L. Fürst.
— Berlin. —

So unangenehm und nachtheilig eine ängstlich-übertriebene „Bacillophobie" ist, so wenig Vortheil bringt es andererseits, wenn die weiten Kreise der Bevölkerung über die bacilläre Ursache epidemischer Krankheiten nicht völlige, dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Klarheit haben.

Von Zeit zu Zeit lohnt es sich wohl, einen solchen aufklärenden Ueberblick zu geben. Der Verständige wird durch klares Wissen und Kennen nie beunruhigt, im Gegentheil. Er gewinnt gerade, weil sich ihm das scheinbar Unheimliche einer Sache mehr und mehr als eine Natur-Erscheinung enthüllt, die sich durch Mikroskop und Cultur-Ofen in ihre Elemente auflösen, sich in ihrem gesetzmäßigen Gange nachweisen läßt, die in solchen Zeiten doppelt nothwendige Ruhe und Besonnenheit. So verliert auch das Wort „Cholera", vor welchem der Unwissende in bleicher Furcht erbebt, für ihn seine Schrecken. Bietet ihm doch dieselbe Wissenschaft, die ihn aufklärt, gleichzeitig das Schwert zu ihrer Bekämpfung, den Schild zum Schutze gegen ihre tödtlichen Pfeile.

Nur der Unwissende ist waffen- und schutzlos. Er ergreift die thörichtesten Maßregeln oder legt in stumpfer Ergebung die Hände in den Schoß. Die Presse aber hat die Pflicht, helles Licht zu verbreiten, unbekümmert darum, ob es nur den Einsichtigen leuchtet, ob es auch hier und da Thoren blendet oder verwirrt. Sie kann nicht um der Letzteren willen ihre höchste Aufgabe, durch Belehrung dem öffentlichen Wohle zu dienen, vernachlässigen. Sie muß, einem Waffenschmiede gleich, das Vollkommenste

Google

an Waffen liefern; die Furcht, daß diese Waffen gemißbraucht werden könnten, darf ihn in seinem Schaffen nicht irre machen.

In einer Zeit, wie heutzutage, in welcher die Kunde von den Krankheits-Erregern keinem Gebildeten mehr ganz fremd, Vielen sogar recht vertraut ist, hätte es keinen Zweck, der Volksbildung, die ja das einzige Mittel für das Verständniß hygienischer Maßregeln und Vorschriften ist, Scheuklappen anzulegen.

Der Komma-Bacillus oder echte Cholera-Vibrio, welcher nach unseren heutigen, auf Robert Kochs Entdeckung aufgebauten Kenntnissen vorhanden sein muß, wenn die Diagnose „Cholera" gesichert sein soll, hat auf dem diesjährigen „Congreß für innere Medicin" zu Wiesbaden seitens der Referenten Rumpf (Hamburg) und Gaffky (Gießen) volle Anerkennung gefunden. Der Erstere, welchem in Folge der enormen Hamburger Epidemie eine sehr große Erfahrung zur Seite steht, ist zu dem Resultate gekommen, daß sich der Komma-Bacillus bei der Section der an Cholera Verstorbenen stets vorfand, sobald der Tod innerhalb der ersten 6—7 Tage eingetreten war. Später allerdings gelang der Nachweis nicht mehr so regelmäßig, doch fanden sich noch am 18. Tage entwickelungsfähige Exemplare. Rumpf und sein Mit-Referent erklärten es für ganz unzweifelhaft, daß der Koch'sche Komma-Bacillus das ursächliche Moment der Cholera ist, bei der er ausschließlich nnd regelmäßig vorkommt und schon während der Krankheit in den Entleerungen nachzuweisen ist. Daß die mit Letzteren den Körper verlassenden Vibrionen sofort weitere Ansteckungen bewirken können, ist unbestritten.

Wenn auf einem medicinisch-wissenschaftlichen Congresse das Urtheil der Referenten in diesem bedingungslosen Ausspruche gipfelt, so darf man es als den Ausdruck der Meinung der gegenwärtigen deutschen Aerzte ansehen und als feststehend betrachten.

Dennoch ist dem echten Cholera-Vibrio sofort ein ihm täuschend ähnlich aussehender „falscher Demetrius" erstanden, ja es sind mehrere Prätendenten aufgetaucht, die, gestützt auf ihre Familien-Aehnlichkeit, dem Cholera-Bacillus entweder die Alleinherrschaft entreißen, ihn seines Nimbus entkleiden oder die Herrschaft mit ihm theilen möchten.

Verschiedene Forscher, wie Finkler, Prior, Fürbringer u. A. fanden bei der einheimischen oder unechten Cholera (Cholera nostras), die alljährlich, zumal bei Kindern, auftritt und nicht selten tödtlich verläuft, einen sehr ähnlichen Bacillus, ebenso Vogler (Altona) bei ungefährlichen Diarrhoen einen dem Koch'schen Bacillus in Form ähnlichen, aber von ihm in Cultur und Reaction verschiedenen Vibrio. Neuerdings hat sich auch nach Weigel, Günther u. A. im Flußwasser ein solcher gefunden, der in Gestalt, Cultur und Wirkung kaum von dem Bacillus der asiatischen Cholera zu unterscheiden ist.

Google

Andererseits sind genügend viel Fälle einheimischer Cholera, welche zum Tode führten, beobachtet worden, ohne daß man — trotz des ähnlichen klinischen Verlaufes — den Kommabacillus fand. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß Jemand an einer der Cholera mindestens nahe verwandten Krankheit sterben kann, ohne daß Cholera-Vibrionen sich finden.

Die Sache liegt so, daß man trotz ähnlicher Symptome die Diagnose „Cholera asiatica“ in Folge negativen bacteriologischen Befundes nicht stellen kann. Der Fall kann dennoch ebenso schwer verlaufen, obgleich der „constante Begleiter der Cholera, das einzige concrete Merkmal zur Feststellung der klinischen und anatomischen Diagnose“ — wie sich E. Fränkel (Hamburg) ausdrückt — fehlt und obgleich, wie er sagt, „Fälle, die klinisch für Cholera anzusehen sind, bei denen aber Kommabacillen sich nicht finden, nicht zur Cholera zu rechnen sind“.

Für das schlichte Verständniß der Bevölkerung im Ganzen und Großen, welche ja doch schon sehr viel Sinn für Bacteriologie besitzt, hat dieser anscheinende Widerspruch etwas Verwirrendes. Wenn einerseits der Komma-Vibrio ein nothwendiges Attribut der Cholera ist, andererseits diese den Menschen befallen kann, ohne daß sich der Kommabacillus findet, schließlich aber auch dieser sich in den Entleerungen eines Menschen nachweisen läßt, ohne daß der Betreffende — sei es aus Mangel an Disposition oder in Folge einer auf gesunden Verdauungswegen beruhenden Immunität — sich im Geringsten krank fühlt, so sind dies noch zum Theil ungelöste Räthsel und offene wissenschaftliche Fragen.

Daß wir auch darüber Aufklärung erhalten, warum in einem Falle Tod an Cholera ohne den Vibrio, im anderen Falle der Vibrio ohne Cholera beobachtet wird, ist nur eine Frage der Zeit. Das letzterwähnte Vorkommniß ist vielleicht häufiger, als man denkt; es kommt sicher nicht so selten vor, daß Mancher den Cholera-Vibrio zufällig aufnahm und wieder ausschied, ohne in seinem Befinden gestört zu sein, während er dennoch zum Zwischenträger des Ansteckungsstoffes für Andere, mehr Disponirte wurde.

Die Sphinx „Bacteriologie“ giebt den Forschern noch manches Räthsel zu lösen. Wer wird der Oedipus sein? Wir denken: Koch und seine Schule. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß der bacterioskopischen Diagnose, welche in genau nachweisbarer Form die Feststellung der Krankheit, den positiven Befund eines sicheren Kennzeichens, ermöglicht, die Zukunft gehört. Die von Koch, Dunham, Baeyer, Rencki, Brieger, Schottelius u. A. verbesserte Methode eines schnellen Nachweises der Kommabacillen ist ein großer Fortschritt auf diesem Gebiete. Die in wenigen Minuten durch Deckglas-Trockenpräparate mit verdünnter Ziehl'scher Fuchsin-Lösung festzustellende mikroskopische Diagnose, deren einmaliger negativer Befund aber nicht genügt, wird durch ein verbessertes Culturverfahren wirksam ergänzt. Es ist dies die von Dunham angegebene Züchtung in alkalischer sterilisirter Pepton-Lösung (1 % mit 0,5 % Kochsalz), eine Methode, die

Google

schon nach 6 Stunden bei 37° eine Reincultur ergiebt, aus welcher dann bei gleicher Temperatur sich in 8—10 Stunden eine Agar-Cultur gewinnen läßt. Die dritte Errungenschaft ist die Choleraroth-Reaction einer solchen Reincultur, d. h. die Reaction der wässerigen Lösung von Indol, einem Fäulnißproduct des Eiweißes. Das Indol, welches sehr frühzeitig in peptonhaltigen Cholera-Culturen auftritt, vereinigt sich mit der gleichzeitig darin entwickelten salpetrigen Säure durch Vermittelung von concentrirter, nitritfreier Schwefelsäure in den purpurrothen Farbstoff, der zur Zeit als „besonderes Kennzeichen" im Signalement des Cholera-Vibrio gilt. Wir verdanken diese Kenntniß hauptsächlich Brieger und Salkowski.

Neuere Forschungen haben sich mit demjenigen Element beschäftigt, welches wohl am häufigsten den Ausgangspunkt und das Verbreitungsmittel der Epidemien bildet, mit dem Wasser. Daß dies in seiner Verwendung als Trink- und Gebrauchswasser, je nach seiner Herkunft aus Brunnen, Leitungen oder Flüssen, für Jedermann die größte Bedeutung hat, indem Niemand auch nur einen Tag ohne Wasser existiren kann, bedarf keiner Betonung. Jeder ist an der Forderung reinen, gesunden Wassers, an dem Verlangen nach strengsten Maßregeln gegen dessen Verunreinigung interessirt. Es ist eine gemeinsame Gefahr, gegen die Alle geschlossen vorgehen müssen und zu deren Bekämpfung jeder Einzelne beitragen kann. Die Hamburger Epidemie gab auch hierin deutliche Fingerzeige.

Jene Epidemie — ein unfreiwilliges hygienisches Experiment an der gesammten Bevölkerung einer Großstadt — hat, wie Koch darthat, den Beweis für die Bedeutung der Rolle, welche das Wasser bei der indirecten Uebertragung spielt, klar erbracht. Genau an der Grenze der Hamburger und Altonaer Wasserversorgung schnitt auch die Seuche ab, Hamburg verheerend, Altona verschonend.

Hamburg bezog sein Wasser im unfiltrirten Zustande aus der Elbe oberhalb der Stadt, wo es relativ rein war, Altona im filtrirten Zustande unterhalb der Stadt, wo die Elbe von Verunreinigungen wimmelte.

Im Uebrigen waren alle Boden- und Canalisations-Verhältnisse für beide Städte gleich. Und dennoch machte die Seuche bei der Altonaer Stadtgrenze haarscharf Halt. Sogar in einer Straße, deren eine Seite sich von Hamburg, deren andere sich von Altona mit Wasser versorgt, bot die eine Tod und Verderben, die andere das Bild guten Gesundheitszustandes. — Das gab zu denken. — Woran lag es? Koch ermittelte, daß das ursprünglich viel schlechtere Wasser Altonas durch die Filtration von Cholerabacillen befreit wurde, während das Hamburger Wasser, das unfiltrirt war, trotz der Entnahme an günstiger Stelle massenhaft Cholera-Vibrionen enthielt, die aus den Sielen und von den Kähnen stammen mochten. Das bedeutungsvolle Ergebniß war also: „Filtration reinigt das Wasser und schützt vor Cholera."

Google

Aber noch ein anderes wichtiges Resultat fand Koch, nämlich die Art, wie Leitungen zu filtriren sind. Die Filter solcher größerer Leitungen enthalten eine Sand- und Kiesschicht, welche das zu reinigende Wasser durchlaufen muß und an deren Oberfläche es die Verunreinigungen in Form einer Schlammschicht zurückläßt. Diese ist eigentlich die filtrirende Schicht. Nur wenn sie nicht unter 30 cm stark ist und wenn das Wasser mit keiner größeren Geschwindigkeit als 100 mm in der Stunde diese Schicht passirt, hält sie die Krankheitserreger zurück. Fehlt die Schlammschicht, ist sie zu dünn, wird sie zu oft und ehe sie die nöthige Mächtigkeit hat, behufs „Reinigung" der Filteranlage entfernt, so fließt das Wasser zu schnell, nur unvollkommen von Vibrionen befreit, durch die Sand- und Kieslage. Dann allerdings kann selbst filtrirtes — aber unrichtig filtrirtes — Leitungswasser Ansteckungsstoffe auf die Bevölkerung, welche das Wasser verwendet, übertragen. Allerdings muß die Schlammschicht häufiger entfernt werden, wenn sie zu schnell undurchlässig wird, was sich bei einem an Lehm oder Algen reichen Wasser zu ereignen pflegt. Eine derartige Entfernung der nicht mehr filtrirenden Ablagerungen kann schon in einem Tage nothwendig werden; gewöhnlich aber functionirt die Schlammschicht mehrere Tage bis Wochen, und erst nach solchen Zeiträumen werden die verschiedenen Filterbassins einer Leitungsanlage wechselweise zu reinigen sein.

Wie schon angedeutet, darf die Schlammschicht auch nicht unnöthigerweise entfernt werden, denn gerade sie ist die Schutzwehr. Das zeigt sich so recht im Winter, wenn sie im offenen Filterbecken an ihrer Oberfläche gefriert und rissig wird, oder wenn die Becken eben gereinigt worden sind. Sofort ergiebt dann die bacteriologische Prüfung wieder Mikroben in größerer Menge. Ueberhaupt lassen sich solche ja nicht absolut zurückhalten; die Sand- und Kiesschichten gestatten immer noch eine Ansiedelung von Mikro-Organismen, aber ihre Anzahl ist verschwindend gering und praktisch bedeutungslos. Auch ist nicht zu leugnen, daß in den Leitungsrohren einzelne Ansiedelungen längere Zeit haften und sich vermehren können, ohne regelmäßig fortgespült zu werden. Es kann dadurch eine ungleiche Vertheilung der Bacillen entstehen, so daß keimfreies und keimhaltiges Wasser abwechseln. Auch diesen Uebelstand wird die Technik wohl noch beseitigen lernen.

Die Bedeutung des Wassers als Träger und Verbreitung von Mikroben ist eine ganz eminente. Wenn 1 ccm unfiltrirten Elbwassers einige Hunderttausend Keime enthielt, 1 ccm des filtrirten Wassers aber nicht viel mehr als 100 Keime, so sprechen diese Zahlen deutlich.

Die kleine, aber schwere Epidemie in Nietleben bei Halle bestätigte Kochs Angaben. Die Trinkwasserleitung der dortigen Anstalt entnahm ihr Wasser aus der bereits von Leipzig her durch die Elster verunreinigten Saale und zwar speciell von einer Stelle, oberhalb welcher ein sehr schmutziger Bach in die Saale mündet. Das etwas verdünnte, unsaubere Wasser des Letzteren gelangte in die Filteranlage, die aber, da sie für eine

Google

so große Anzahl von Anstaltsbewohnern nicht ausreichte, mit zu großer Geschwindigkeit (170 mm in der Stunde) filtriren mußte. In Folge dessen konnten die Filter nicht mehr ein Passiren der Keime hindern, zumal die Verschmutzung eine zu häufige Entfernung der Schlammschicht nothwendig machte. Selbst in dem bereits filtrirten Wasser fand Pfuhl noch 52 410 Keime im ccm, im unfiltrirten sogar 302 400 Keime. Speciell Cholerabacillen konnte Koch noch im filtrirten Wasser dort nachweisen.

Nach diesem Befund ist es nicht gut zu verstehen, wie Hüllmann an dem bacteriellen Charakter der dortigen, offenbar von einem Hamburger Wärter eingeschleppten Epidemie zweifeln kann und geneigt ist, andere locale, insonderheit Bodenverhältnisse dafür verantwortlich zu machen. Gerade diese waren, da der Untergrund Porphyr war, nicht ungünstig, wohl aber die unhygienische Wasserversorgung, welche einem schon durch vorangegangene, mehrmonatliche Brechdurchfälle disponirten Menschenkreise zu Theil wurde.

Hamburgs neue Wasserleitung besitzt offene Filter von 7500 □ Meter Flächen-Inhalt. In Berlin sind die offenen Filter des Stralauer Werkes vier Mal so groß wie die Altonaer. Daß so große Filter-Anlagen, zumal wenn sie im Winter vereisen, schwer zu reinigen sind, ist nicht zu leugnen. Auch hier wird die Technik einen Ausweg finden. Zufällig traf im Winter 1892 in Altona eine vorübergehend ungenügende Function der Filter mit großem Reichthum des Elbwassers an Keimen, die aus Hamburg durch eine Nach-Epidemie in den Fluß gelangt waren, zusammen. Die Folge war sofort eine Nach-Epidemie in Altona. Auch die im September 1893 zu Hamburg aufgetauchten Fälle sind auf einen Defect in der Filter-Anlage, in Folge dessen Elbwasser unfiltrirt in die Leitung gelangte, zurückgeführt worden.

Man sieht aus alledem, daß der Ursprung eines Leitungswassers nicht genug beachtet werden kann. Es folgt aber auch aus den bisherigen Erfahrungen die Lehre, die Speisung einer Wasserleitung durch Flußwasser thunlichst zu vermeiden, insbesondere, wenn dieses nicht ganz einwandsfrei oder gar der Verseuchung verdächtig ist. Muß man aber solches Wasser trinken, so verlasse man sich nicht zu fest auf die Reinigung desselben durch Filter-Anlagen im Großen, sondern gehe lieber sicher und genieße das Wasser nur im abgekochten und wieder erkalteten Zustande.

Indem Koch die Zahl von 100 Keimen in einem Cubikcentimeter Wasser als die höchst zulässige Zahl bezeichnet, tritt er zugleich dafür ein, daß in Zukunft nur das reine Quellwasser für Leitungen benutzt werde, wie dies schon in vielen Städten Deutschlands der Fall ist. Auch zeigte er, wie man die oft bedenklich verunreinigten „Kesselbrunnen" durch Auffüllen mit Kies und darüber mit feinkörnigem Sand bis zum Brunnenrande und durch Einführen eines eisernen Pumprohres auf einfache Weise zu gut filtrirten Brunnen umwandeln kann.

Die Untersuchungen des Begründers unserer heutigen Bacteriologie haben damit gerade jetzt eine große Bedeutung für die Epidemiologie und

Google

das öffentliche Sanitätswesen gewonnen. Es ändert sich an diesen hohen Verdiensten nichts durch die Frage, ob nicht ähnliche Vibrionen, wie der von Cholera asiatica existiren, welche keine oder geringe pathogene Bedeutung haben. Auch hier führt nur rastloses Forschen und Streben nach der Wahrheit zur Klärung noch dunkler Punkte und damit zum Ziele.

So hat jüngst Dunbar im Hygienischen Institut zu Hamburg im Elbstrome Choleravibrionen-ähnliche Bacillen gefunden. Von 77 Wasserproben, die den verschiedensten Stellen des Flusses entnommen waren, ergaben 20 eine Vibrionen-Art, welche dem echten Komma-Bacillus zum Verwechseln gleicht — und das in diesem Juli, also in einer für Hamburg völlig cholerafreien Zeit. Die Culturen hatten „fast ganz das Aussehen einer Cholera-Colonie"; das Wachsthum geschah „sehr ähnlich"; es ergab sich „kein wesentlicher Unterschied". Auch die Thierversuche zeigten „keine durchgreifenden Unterscheidungsmerkmale", ja die Entwickelungs-Energie war sogar größer als beim Koch'schen Bacillus. Der Dunbar'sche tödtete die Versuchs-Meerschweinchen in gleicher Dosis unter ähnlichen Symptomen. Wir haben also hier die merkwürdige Erscheinung, daß sich Vibrionen, die weder in der Form noch in der Cultur und Wirkung sich wesentlich vom Kommabacillus der asiatischen Cholera unterscheiden, jetzt im Elbstrome bei Hamburg sehr verbreitet und zweifellos nachzuweisen waren, ohne daß dort Cholera auftrat. Vor dem 19. Juli dieses Jahres hat keine der über 100 Wasserprüfungen den Bacillus ergeben; seit diesem Tage ist er massenhaft vorhanden. Ist der Sommer seiner Entwickelung günstig gewesen? Ist er eine harmlose Abart, eine abgeschwächte Form des Cholera-Bacillus? Birgt er eine Infections-Gefahr oder ist er unschädlicher Natur? Wir erhalten auf diese Fragen keine Antwort. Die Zukunft muß sie uns geben; denn welche Irrthümer, welche ungerechtfertigte Maßregeln können vorkommen, wenn ein so gleichartiger, leicht täuschender Befund sich bei der Flußwasserprüfung selbst einem geübten Bacteriologen darbietet, ein Befund, welcher übrigens an die C. Fränkels im Rheinhafen zu Duisburg erinnert.

Wir sehen, es ist durchaus noch unentschieden, welche Bedeutung diese Wasser-Vibrionen haben, und wir müssen — angesichts solcher Beobachtungen — in den gesundheitspolizeilichen Schlußfolgerungen große Vorsicht walten lassen.

Verunreinigungen des Trinkwassers durch Typhus-Bacillen und durch Eiterkokken, wie sie schon wiederholt beobachtet wurden, sind dagegen viel weniger leicht mißzudeuten. Hat doch erst neuerdings Landmann (Frankfurt a. M.) in einem Brunnenwasser, nach dessen Gebrauch die umwohnenden Familien stark von eitriger Mandelentzündung und Diphtherie heimgesucht worden waren, Streptokokken (also Eiter-Keime) in erschreckender Mächtigkeit nachgewiesen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß auch die oben erwähnten Wasser-Vibrionen in irgend einer Beziehung zur

Google

Cholera stehen. Ihre eminente Aehnlichkeit mit dem Komma-Bacillus der asiatischen Cholera macht sie von vornherein verdächtig.

Wiederholt wurde beobachtet, daß Spätsommer- und Herbst-Epidemien mit Eintritt der kalten Jahreszeit erloschen. Der Volks-Instinct vertraute darauf, daß der Frost die Ansteckungsstoffe unschädlich mache und abtödte. Diese Vermuthung hat sich durch neuere Untersuchungen bestätigt; der Kommabacillus geht durch sehr niedere Temperaturen zu Grunde, während allerdings, wie Uffelmann in Rostock neuerdings durch Versuche festgestellt hat, mäßig niedere Temperatur, welche andere, mit dem Kommabacillus vorhandene Bacterien abtödtet, dadurch indirect diese erhält. Bei nur 6° Wärme des Flußwassers blieb der Cholerabacillus noch 20 Tage, im Leitungswasser noch 23 Tage, im Saalewasser noch 7 Tage am Leben. Es können also bei mäßig kühler Temperatur, wie sie z. B. der Herbst bringt, die Bacterien der Cholera asiatica noch sehr lange im Wasser genügend entwickelungsfähig bleiben, um das plötzliche Aufflackern einer Nach-Epidemie zu bewirken. Anders liegt die Sache bei wirklichem Frost. Ihm kann der Cholera-Erreger nicht widerstehen.

Dies führt uns auch auf den inneren Gebrauch des Roheises. Derselbe macht eine sorgfältige Wahl des reinsten Natureises oder eine Anwendung des aus destillirtem Wasser hergestellten Kunsteises schon an und für sich zur Pflicht, besonders aber in Zeiten epidemischer Krankheiten. Nun hat allerdings Renk in Halle a. S. nachgewiesen, daß in einem stark mit Cholerabacillen inficirten Saale-Wasser, welches 39 Stunden bei — 9,6° C. im Freien blieb und zu Eis wurde, sämmtliche Bacillen erfroren waren, und er ist zu dem Schlusse gelangt, daß in Eis, welches über 8 Tage alt ist, kein Cholerakeim mehr entwickelungsfähig bleibt. Allein trotz alledem ist es rathsam, sich nicht durch den bewußten Genuß von unreinem Eis zum Gegenstande eines Experimentes zu machen.

Jedenfalls müssen wir dem Wasser, besonders dem der Flüsse, große Aufmerksamkeit schenken und mit Genugthuung die Maßregeln verfolgen, welche von Staats wegen auf deren Reinhaltung gerichtet sind. Sind doch die Wasserstraßen, wie man jetzt als sicher annehmen darf, die natürlichen Verbreitungswege der Cholera. Man kann dem, was neuerdings W. Becher (Berlin) über die Binnenschifffahrt und ihre gesundheitspolizeiliche Ueberwachung sagt, nur beipflichten. Die strenge Controle der Flößer, welche meist aus Polen kommen und in ihrer Indolenz, ihrer ungenügenden Sauberkeit und gänzlichen Unkenntniß der Bedeutung hygienischer Vorschriften wiederholt schon zu Verbreitern der Cholera wurden, ist im Interesse des Gemeinwohles unentbehrlich.

Man wird aber auch den Schifferverkehr, obwohl man es hier durchschnittlich mit intelligenteren und besser situirten Elementen zu thun hat, einer genauen Beaufsichtigung unterziehen.

Google

Bei den Flößern sind Controlstationen und Beschränkung des Flußverkehres auf die Tageszeit geboten. Anders bei den Schiffern. Sie sind wirthschaftlich fest organisirt, haben Verständniß und guten Willen. Bei ihnen wird für gewöhnlich eine Selbstcontrole durch eine von ihnen gewählte Schiffer-Commission, der ein Arzt zur Seite steht, genügen. Auf diese Weise wird man nach dem Principe der Selbstverwaltung und der prophylaktischen Hygiene wohl ebenso viel erreichen, wie durch gesundheitspolizeiliche Maßregeln und durch Beschränkung der Fahrzeit auf die Tagesstunden. Ist ein solcher Flußsanitätsdienst gut organisirt, so wird der Binnenschifffahrt ihre wichtige Thätigkeit nicht ohne Noth beeinträchtigt. Auch der Vorschlag, die Schiffer mit Gesundheitspässen einer Tagesdauer auszustatten, damit sie, so lange Alles an Bord gesund ist, die Controlstationen ungehindert passiren können, verdient Beachtung.

An der staatlichen Stromüberwachung hat die gesammte Bevölkerung ein lebhaftes Interesse; denn Jeder fühlt, daß die Schiffer und Flößer, welche dem Ansteckungsstoffe sehr ausgesetzt sind, ihn durch Verseuchung des Flusses leicht weiter verbreiten. Ihr Schiff ist ihre Welt, auf der sie leben. Hier muß ihnen die Möglichkeit gegeben sein, die Gesetze der Gesundheitspflege zu befolgen. An zahlreichen Stellen muß den Schiffern gutes Trinkwasser zu Gebote stehen. Zweckmäßige Vorrichtungen auf jedem Fahrzeuge (desinficirbare Eimer) und an Haltestellen (desinficirte Ausgußgruben) müssen es ihnen möglich machen, das Verbot der Verunreinigung von Flüssen und Canälen praktisch durchzuführen und jede Verseuchung derselben zu vermeiden. Strenge Beaufsichtigung ihres ständigen und des nur vorübergehend angenommenen Personals, für das sie verantwortlich zu machen sind, sowie zeitweilige genaue Untersuchung der Schiffsräume in epidemieverdächtigen Zeiten ergänzen die angeordneten Maßregeln.

Wie nothwendig diese sind, weiß jeder Kenner des Binnenschifffahrt-Verkehrs. Es sei dennoch daran erinnert, daß Lubarsch 1892 im Kielwasser eines von Hamburg kommenden Schleppdampfers Cholerabacillen fand, die freilich Wittzack (Frankfurt a. M.) als nicht vom Flusse, sondern aus der verseuchten Capitänskajüte stammend ansah. Jedenfalls ist es Thatsache, daß die Fahrzeuge und ihre Bewohner häufig Träger der Cholera und Letztere oft die Einschlepper der Epidemie sind.

Man kann es nur mit Freuden begrüßen, daß das Reichsseuchengesetz die Ueberwachung des Flußverkehrs als eine seiner wichtigsten Aufgaben erfaßt hat. Die Anzeigepflicht für Erkrankungsfälle auf dem Wasser, die Beaufsichtigung des Personals, die Ausschließung Verdächtiger von der Weiterfahrt sowie die Controle der Fahrzeuge sind dadurch geregelt.

So sehen wir denn, daß man allenthalben thätig ist, um dem Wesen und den Wegen der Seuche nachzuspüren und ihr epidemisches Auftreten zu verhüten, indem man jeden Einzelfall so schnell unterdrückt, daß sich kein Herd aus ihm bildet.

Google

Selbstredend ist die Würdigung der localistischen und epidemiologischen Richtung, welche Flügge in einer neueren Arbeit mit Unparteilichkeit gegeben hat, zu Gunsten des bacteriellen Contagiums ausgefallen. Und in der That kann die Boden-Hypothese allein das Räthsel der Cholera-Verbreitung nicht lösen. Hierbei soll gar nicht geleugnet werden, daß ein durchlässiger, weicher, wechselweise durchfeuchteter und mit organischen Stoffen durchsetzter Boden, Tiefstand des Grundwassers, bestimmte Jahreszeiten u. s. w. die Cholera begünstigen. Das Wesentliche ist die directe und indirecte Uebertragung durch den specifischen Vibrio, dessen Verschleppung durch Wäsche, Nahrungsmittel und Auswurfsstoffe, vor Allem aber durch das Wasser. Die Gefahr liegt, was man den Localisten gegenüber nicht energisch genug hervorheben, der Bevölkerung nicht oft genug warnend betonen kann, in der Aufnahme durch die Verdauungs-Organe, nicht in der durch die Athmung, wie dies vielleicht bei der Malaria und dem Gelben Fieber möglich ist.

Schon jetzt kann man, wenn man jene beiden Richtungen aufmerksam verfolgt, gewahren, daß sich die Localisten der Münchener und die Contagionisten der Berliner Schule, trotz mancher Gegensätze und Kämpfe, nicht mehr so schroff gegenüberstehen. Erstere müssen die Bedeutung des Bacterienbefundes, der an die Stelle eines unbekannten Ansteckungsstoffes etwas ganz Positives gesetzt hat, und die Wichtigkeit der Wasser-Controle mehr und mehr anerkennen. Letztere aber bemühen sich von Jahr zu Jahr mehr, die öffentlichen Sanitätsverhältnisse, die Canalisation und Abfuhr, die Bodenbeschaffenheit in der Nähe menschlicher Wohnungen und die sonstigen, etwa in Frage kommenden Momente zu verbessern, soweit dies überhaupt menschlich möglich ist.

Auch hier kommt der strategische Grundsatz: „Getrennt marschiren und vereint schlagen" mit der Zeit zur Geltung. Wissenschaft und Hygiene werden aus den sich jetzt noch hier und da widerstreitenden Ansichten doch schließlich siegreich hervorgehen und das einzig zu erstrebende Ziel erreichen: das öffentliche Wohl.

Google

Werde, die Du bist!

Von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

(Schluß.)

Acht Tage später.

Am Meer! Nordsee! Starker nordischer Wind umbraust mich. Er erfrischt mir Leib und Seele.

Immer nur wandle ich am Strand entlang, weiter und weiter.

Eine Düne springt vor, ich will wissen, was dahinter liegt — wieder das Meer.

Eine neue Krümmung — weiter — weiter! immer das Meer, dasselbe, dasselbe.

Nein, doch nicht dasselbe. In der Frühe noch umschmeichelten kosend die Wellen das Land, und gegen Abend, da packten sie es mit Riesenkrallen, heulend, würgend, als wollten sie es zerfleischen, in ihrem finsteren Schoß begraben.

Das rasende Arbeiten der ungeheuren Wassermassen, was schafft es? Nichts. Nachher Alles wie vorher. Und unser Rasen? dasselbe. Nachher Alles wie vorher. Und das Meer rast doch, und wir rasen doch.

Mein Kopf wird frei, die Brust weit in der derb kräftigen Luft. Ist denn das ausgemacht, daß ich alt bin? eine Greisin? Ich bin vielleicht eine Ausnahme der Natur. So wenig Dinge sind bewiesen. Daß gerade das bewiesen ist, daß wir alt werden und sterben müssen! Aber man kann ja hundert Jahre alt werden! Und ich bin erst fünfundfünfzig. Ich habe ja noch beinahe ein halbes Jahrhundert vor mir.

Auf! Frisch! Hinaus! Wandere!

Google

Und ich wanderte frohgemuth wohl eine Stunde lang. Vor mir her ging ein junges Mädchen in rothem Kleide. Dann wurde mein Athem kürzer, meine Kraft erlahmte, ich schleppte mich nur so hin, und in bitterer Ernüchterung folgten meine Blicke dem jungen Mädchen in Roth, bis sie sich in der Ferne — ach in so weiter Ferne — verlor.

Nein, ich bin keine Ausnahme, ich werde nicht hundert Jahre alt, ich werde — — nichts werde ich. Ich bin eine angefangene Sache, die nicht fertig wird, nie.

* * *

Am schönsten ist das Meer in den Stunden, die der Nacht vorangehen. Abends, wenn die Fluth sich zurückgezogen, dann spiegeln sich die Sonnenreflexe in dem leise verrinnenden Wasser am Strand mit einem süßen, seidenweichen Schimmer von unendlicher Zartheit, bläulich oder rosig. Diese süße Lauheit in der Farbe des Wassers, die schwärmerisch zarte Tönung wirkt wie verhallende Aeolsharfen oder wie der Hauch eines Liebesseufzers auf einer Flöte.

So müßte das Greisenalter verrinnen, eine sanft hinhallende Abendandacht.

Etwas Rührendes haben die Schaumflöckchen, die die Brandung auf den Sand wirft und die nun außerhalb ihres Elements zitternd, frierend zurückbleiben, bis der Sand sie aufsaugt. So ein Meeresschaum bin ich auch, aus meinem Element gerissen, und der Sand saugt mich auf — heut — morgen. — Was ist denn noch von mir übrig? Aber ich bebe noch und friere. —

* * *

Heute in lichtloser Dämmerstunde wehte ein kalter Wind. Am Himmel dicht geballte Wolken. Grünlich nächtig das Meer. Oede und naß der Strand. Die weite Farblosigkeit nur von dem weißen Schaum erhellt. Ich fühlte die Kälte bis in's Mark. Und doch stand ich wie gebannt. Und als ich später mein warmes, freundliches Zimmer betrat, kam ich mir wie versprengt vom Weltall vor, es zog mich zurück zu dem lichtlosen Strand, hinaus in das Unabsehbare, das Riesenhafte. Und vor dieser grandiosen Lieblosigkeit, in dieser menschenfernen Weltallsstimmung verlor ich das Gefühl meiner Persönlichkeit und floß fort mit den wallenden Wogen in's Unermeßliche hinaus.

Ich habe oft das unheimliche Gefühl, daß ich nicht mehr weiß, ob ich bin und wer ich bin.

Dann spreche ich wohl ein Dutzend Mal den Namen Agnes Schmidt vor mir hin, aus Angst ich könnte ihn vergessen. Aber ich will ihn ja vergessen. Ich und Agnes Schmidt? Was haben wir gemein?

* * *

Google

Ich suche gern eine schmale, von hohen Dünen eingefaßte Stelle des Strandes auf, wo nichts ist als das Meer, das graue Meer mit den weißen Schaumkronen. Wenn ein starker Wind weht und der fliegende Sand wie etwas Lebendiges in unheimlicher Eile den Strand entlang huscht, und die graugrünen Gräser auf den Dünen zitternd ineinanderfahren, so fühle ich mich eingehüllt von der großen schwermüthigen Einsamkeit wie in ein Büßergewand.

Ich bin ja auch eine Büßende. Wessen Schuld büße ich? die meine?

Wirr stürzen in mir die Gedanken über und durcheinander. Ein Chaos, aus dem es blitzt und grollt. Bald taucht ein himmlisches Licht auf, bald sehe ich durch einen Spalt die Hölle gähnen.

Oft, wenn die Flammenstreifen am Himmel sich in dämmernd metallischem Funkeln im Wasser reflectiren, und ich halbschlummernd am Meer liege, dann weiß ich nicht, ob ich träume oder ob ich Visionen habe.

Heut war mir's, als ob ich in der Luft auf einer Strahlenbrücke stünde. Ein Zug von Genien, mit Rosen bekränzt, schwebte mir entgegen, unter süßem Gesang Blumen streuend. Ich strecke die Hand aus nach den Blumen. Da braust aus dunklem Gewölk jäh eine wilde Jagd heran. Eisigen Athem hauchen die Dämonen, und der Athem wird Sturm. Und er übertäubt den Gesang, und Blumen und Genien wirbelt er fort. Und mich auch.

Ich stürze hinab, und ich liege am Strande mit einer Wunde in der Brust. Der Sand trinkt mein Blut, und lange, röthliche Gräser wachsen hervor, scharf wie Schwerter. Und die Dämonen sind Furien geworden und bedrohen mich. — Was wollt Ihr? was habe ich gethan?

— Du hast alle Gebote gebrochen. Du hast Ehebruch begangen, Du hast Deinem Mann mit Abneigung angehört. Du hast Gottes Namen gemißbraucht, denn im Namen Gottes hast Du, ein Mensch, Dich zum Wurm erniedrigt. Du hast den Feiertag nicht geheiligt. Immer hast Du gearbeitet und nie gebetet. Du hast getödtet — Dich selbst.

Der letzte Schimmer der untergegangenen Sonne erlosch. Die Vision entschwand. Geister will ich schauen! Geister! und ich sehe nur Gespenster. Oder bin ich selbst — — ein Gespenst, das Gespenster sieht! Tollkomische Vorstellung!

Sturm! Sturm auf dem Meer! die entfesselte Wildheit thut mir wohl. Schwarze Wolken jagen über den Horizont. Plötzlich bricht eine furchtsame, blasse Sonne hervor, aber schon jagen neue Wolken hinter ihr her und löschen das zarte Licht. Die paar Bäume am Strand krümmen sich winselnd, wie Lebendiges, das gepeitscht wird. Mehr! Mehr! Ich liebe diese Posaunenklänge der Luft, das heulende Zischen, das schauerliche Aufjauchzen. Riesenseufzer, als wollten sie die Brust der Natur sprengen. In dieser dithyrambischen Wollust ist zugleich höchste Bejahung und Verneinung des Lebens.

Google

Wahnsinn und Begeisterung ist im Sturm, etwas, das hinaus will aus dem engen Kreis unseres kleinen Planeten. Ja — hinaus! hinauf!

Im Sturm am Meer ist es mir offenbar geworden. Jetzt weiß ich's. Ich weiß es bestimmt, hinaus in alle Winde ruf' ich's: Seelenmord! Wer that's? Niemand. Alle. Meine Eltern? Mein Mann? Nein. Sie sind unschuldig. Daß ich hundert Jahre zu früh geboren wurde, das ist's. Wenn meine Zeit kommen wird, dann bin ich todt, vermodert, lange schon. Zur rechten Zeit geboren werden und im richtigen Lande, davon hängt Alles ab. Daß ich in Berlin geboren wurde, damit fing mein Unglück an. In Süditalien oder in Indien, wo Palmen rauschen und die Sonne ist, die nicht untergeht, da hätte meine Heimat sein müssen.

Was hätte aus mir werden müssen? Malerin etwa? Ja, durstig, mit Inbrunst hängen meine Augen an dem Antlitz der Natur. Ich verstehe ihre sanfte und ihre wilde Sprache. Aber ich kann ja den Pinsel nicht führen.

Oder Schriftstellerin? Ich schaue, ahne, denke. Ich möchte schöpfen, schöpfen aus der Tiefe meiner Brust, da rinnt ein Quell, aber ich habe kein Gefäß zum Schöpfen, und die lebendigen Wasser verrinnen, verrinnen, und mein Herzblut mit. Ich kann weinen, bitterlich, aber ich kann die Thränen nicht schildern. Was ich empfinde, wild ist's wie das Meer, rauschend, unermeßlich, tödtlich. Ich kann es nicht sagen. Raphael, sagt Lessing, wäre, auch ohne Hände geboren, der größte Maler geworden. Mag sein. Aber er hätte mit Selbstmord oder Wahnsinn geendet. Ich stoße zuweilen einen lauten Schrei aus, ein „Wehe", als gehörte ich zum Chor einer griechischen Tragödie, aber nur wenn das Meer laut aufbrüllt, so daß Niemand ihn hört, auch ich selbst nicht. Es ist so lächerlich. Ich bin ja nur eine alte Wittwe! Das weise Kind!

* * *

In tiefer, tiefer Noth bin ich! Zu wem rufe ich? Gebet? Ja, ich möchte das Kreuz umklammern, irgend ein heiliges Symbol. Ach, ich bin nicht geboren, um zu glauben. Der Himmel ist mir zu niedrig, der Glaube zu kinderhaft, zu selbstsüchtig.

Höher, höher hinauf wächst mein maßloses Sehnen, Welten zu, wo kein morscher Leib die flammende Seele einsargt. Immer müssen! leben müssen! sterben müssen! so gerade denken müssen! Freiheit will ich! körperlose, schrankenlose!

Warum mußte ich leben, wie ich gelebt habe? weil ich ein Weib bin und weil auf uralten erzenen Gesetztafeln geschrieben steht, wie das Weib leben soll? Aber die Schrift ist falsch, falsch ist sie!

Warum hat Niemand die falsche Schrift gelöscht?

Weil man Buchstaben von Erz nicht löschen kann?

Google

So zerschmettere man die Tafeln, wie Moses auf dem Sinai that. Man zerschmettere sie!

* * *

Ich hatte wieder eine Vision.

Ich sah einen langen Zug von Schwänen über das Wasser gleiten. Ihr weißes Gefieder glühte in rosigem Abendlicht. Und die Schwäne sangen ihr Schwanenlied, so todestraurig, so herzzerfließend, daß von ihrem Singen sich's unten auf dem Grund des Meeres rührte. All die zarten, bunten Seesterne und die silberschimmernden Fische sah ich unter der Oberfläche des Wassers durcheinander gleiten, und mitten unter ihnen tauchte ein Kopf auf, der Kopf einer Todten, einer Ertrunkenen.

Grauenhaft. Schilf in dem weißen, triefenden Haar, in den leeren Augenhöhlen phosphorescirendes Licht.

Und schaudernd sah ich, der Kopf — mein Kopf. Aber nein, das war ja der Kopf, der auf der Bildsäule in dem verwitterten Gärtchen fehlte. Auch mein Kopf? Ich halte ihn, ich halte ihn mit beiden Händen, fest, fest.

Und nun wußte ich es mit einem Mal. Ja, lange schon, lange habe ich Selbstmordgedanken.

Das Meer zieht mich hinab. Der nordische Wind hat meine Nerven zu hoch gespannt, gespannt zum Zerreißen. Fort muß ich, dahin, wo milde Lüfte wehen, wo Sonne ist und der Wind an Palmen rührt.

Italien!

* * *

Acht Tage später.

In Florenz. Hier bleibe ich nicht lange. Kein Ort für mich. Blumen und Gesang und Heiterkeit und Grazie.

Ein Land für die Jugend. Abseits stehe ich da. Und doch, wenn ich zu dem herrlichen Platz von San Michele und der Kirche von San Miniato hinaufsteige — ich thue es fast täglich — und von Sonne und Schönheit durchglüht bin, dann kommt mir zuweilen der Gedanke, als könnte ich doch noch in der Welt einen Platz ausfüllen, vielleicht in einem Kloster Kinder erziehen. Bin ich aber eine Stunde später wieder in meinem Zimmer, so ist das Feuer erloschen. Es war ja nur ein Reflex der Sonne von Florenz. Ich falle kraftlos zusammen.

Ich sah ein Mädchen, das aus einem Marmorbassin Wasser schöpfte. Sie trug eine rothe Blouse und einen hellen Rock. Von höchster Anmuth war es, wie sie, auf den Fußspitzen stehend, den Oberkörper hintenüber geneigt, den hellen Wasserstrahl in einem kupfernen Gefäß auffing. Das schwarze Haar hing ihr wirr über die Stirn. Die dunklen Augen lachten. Blühendes Leben. Blühender Leib. Woran erinnerte mich nur das

Google

Mädchen? Ich trat zu ihr heran, unwillkürlich fiel mein Blick auf den Wasserspiegel, und ich sah ihr Bild neben dem meinen. Still schlich ich von dannen.

Ich weiß nicht, wieso ich mit einem Mal an meinen sechszehnten Geburtstag zurückdenken mußte. Ich trug an dem Tage ein weißes Kleid und im Haar eine Georgine.

Eduard wollte kommen. Ich war vor den Spiegel getreten, aber nur um die Blume zu befestigen, an mein Aussehen dachte ich nicht. Und nun, nach vierzig Jahren tauchte dieses Spiegelbild aus meinem Gedächtniß auf, ein Gesicht mit strahlenden, dunklen Augen, einer schweren, schwarzen Flechte und blühend rosigen Farben. Ja, jenem Mädchen vom Bassin war ich ähnlich gewesen. Eine bittere Wehmuth feuchtete mir die Augen, weil ich nicht gewußt habe, daß ich schön und jung war.

* * *

Ich wollte gleich wieder fort von Florenz, und nun kann ich mich nicht losreißen. Der herrliche Garten des Palazzo Pitti, der Boboli-Garten hat es mir angethan.

Und dieser Palast, Jahrhunderte steht er wie ein Fels in der Brandung der Zeit, und seit Jahrtausenden rauscht der Wind durch seine immergrünen Eichen.

Stein und Baum, ich beneide sie.

Sein! Sein! nur nicht Nichtsein!

Daß ich so viel Wesens um mich mache! Was liegt an dem Einzelnen!

Aber die Gattung vergeht doch so gut wie der Einzelne, es dauert nur etwas länger. Die Erde wird erkalten, und nie mehr werden Menschen auf ihr wandeln. Welcher Zeitraum ist der Rede werth, wenn man ihn an Ewigkeiten mißt!

So habe ich Recht, um mich zu weinen, daß ich nun zu spät erwacht bin, da es zur Neige geht. Das Unrecht, das man mir gethan, man hat es Allen gethan. Was in mir erlöst sein will, zugleich will es Andere erlösen. Hindert Ihr den Baum am Wachsthum, Ihr tödtet auch die Früchte, Ihr tödtet den Schatten, die Andere erquickt hätten.

Oft zähle ich in rasender Angst die Minuten. Wie wenige bleiben mir noch! Dann stirbt Agnes Schmidt. Aber ich? ich auch?

* * *

Ein vegetirendes Naturdasein ohne Intelligenz, ob das nicht wirklich das beste Glück ist? Ein Bursche ist in dem Hause, wo ich wohne, kaum achtzehn Jahre alt. Er sitzt so den ganzen Tag draußen auf den Stufen der Treppe und singt, singt wie ein Vogel in den Zweigen, immer dasselbe, dieselbe Melodie, bald in trauriger, bald in lustiger Weise. Ich sehe ihn nie betrübt oder verstimmt, immer nur mit dem Ausdruck glücklicher Heiter-

Google

keit. Und der Grund? Ein paar Gran weniger Gehirn als andere Menschen.

Ist nicht in der That der Wahnsinn viel mehr ein Stück lauterer Natur als unser abgerichteter Verstand? Der Wahnsinn läßt Eindrücke und Vorstellungen auf sich wirken, wie die Sonne auf die Pflanze wirkt, wie der Sturm auf das Meer, ohne Kritik, ohne Abwehr.

* * *

Ich bin gern auf Kirchhöfen. Unsere Gedanken ähneln da den Gedanken, die wir haben, wenn wir krank sind. Alles Nichtige schwindet. Wir werden hellsichtig. Ich liebe es, auf das zu horchen, was die Todten reden.

Auf dem Kirchhof von San Miniato aber, da bleiben sie stumm unter ihren häßlichen Gräbern, Gräbern, die an Rumpelkammern erinnern.

Kleine, rohe Gitter mit Metallringen für Blumentöpfe schließen die Grabstätten ein. In den Blumentöpfen dürftige, verstaubte künstliche Blumen, schwarze oder weiße. An den Gittern hängen Kränze, oder sie liegen auf den Gräbern, Kränze von häßlichen Perlen oder Strohblumen. Kleine, thörichte Sächelchen stehen umher, Väschen, Laternen, allerhand kindischer Trödel. Und all das Angesichts der herrlichen Apenninenkette, unter dem weiten Horizont, der Abend für Abend in purpurnem Violet eine feierliche Glorie niederstrahlt, Angesichts der edel schönen Kirche mit den dunklen Cypressen.

Wie einfach und natürlich wäre es, nur ein grüner Hügel, auf den die Sonne von Florenz scheint. Auf den Hügel, ja. Aber nicht bis zu den Todten käme sie.

Wir suchen doch im Leben immer die Höhe. Und nun — da unten — so tief unten. Kommt Gott zu uns herab? wir müssen doch zu ihm hinauf!

Ich will nicht begraben sein. Verbrannt. In Flammen!

Sie werden mich ja doch nicht verbrennen. Ich will auf meinem Grabe keine Blumen, keinen Stein, keinen Baum — nichts. Es ist so eine kindisch abergläubische Regung, als würden die Gestorbenen wissen, daß man die Blumen auf ihrem Hügel verwelken läßt, daß man ihnen am Sterbetag keinen Kranz bringt. Wir meinen, daß wir noch nicht völlig todt sind, so lange noch ein Lebender unserer denkt.

Ob die Kinder bei meinem Begräbniß singen werden: wir brauchen keine Schwiegermama?

* * *

Der Boboli-Garten — vielleicht der schönste Garten der Erde — ist ganz aus grünen Mauern gebildet. Lorbeerbäume, Cypressen, immergrüne Eichen. Auf einem hügeligen Terrain steht er. Man steigt darin auf und

Google

ab. Weltabgeschieden wandelt man zwischen diesen luftigen, Wohlgeruch ausströmenden Mauern, den tiefblauen Himmel über sich. Hier und da münden sie auf einen freien Platz, von dem man hinübersieht in die Berge, hinab in das Häusermeer der Stadt. Im Schoß der Berge Dörfer und Städte, einzelne Gehöfte bis hoch in die Berge hinauf. Im Abendlicht erglänzen sie wie funkelnde Edelsteine auf flammendem Schleier.

Das Athmen hier ist eine Lust. Der Herbstduft der Bäume vermischt sich mit dem frischen Athem, der vom Gebirge kommt.

Eigenartig in dem Garten ist auch das Ineinander von Kunst nud Natur. Ueberall Bildwerke, meist von Marmor, einige von Sandstein.

Sie stehen in Nischen und auf freien Plätzen, sie tauchen empor aus Wasserspiegeln, sie winken und locken aus grünen Verstecken, sie heben sich frei vom Aether der Luft ab.

Von einem der Plateaus abwärts zu einem Wasserspiegel, aus dem die Göttergestalt des Neptun ragt, führt eine breite, stolze Allee hochragender immergrüner Bäume. Die Bäume stehen da wie Pfeiler. Bildsäulen lehnen daran, Götter und Göttinnen, freudig und bewegt, in lieblicher Erhabenheit. Eine Allee, als führe sie zum Parnaß oder zu einem Gefilde der Seligen.

Gegen den Ausgang dieser Götterstraße zweigen sich von beiden Seiten Alleen ab, wie ich ähnliche nie gesehen; breite, aber niedrige grüne Bogengänge, die Wipfel der immergrünen Eichen engverschlungen, so dicht, daß nur golden dämmernd die Sonnenstrahlen hineinhuschen. Das grüne Dach eine Wölbung von reinster architektonischer Form, die Stämme, die es tragen, phantastische Säulen. Tempelhallen, Loggien Gottes.

An dem einen Ende dieser Tempelhallen ruht in einem Siegeswagen eine marmorne Göttin. Ihr schimmernd weißer Leib lockt. Ich ging, wohin sie lockte, und kam zu einer der schönsten Stelle des Parkes, zu einer ziemlich steil abfallenden Allee.

Da sitze ich nun träumend oft stundenlang, von Lorbeerwänden eingeschlossen. Am Fuß der Allee ein Rasenplatz mit einem Rest alten Gemäuers. Jenseits des Rasens erhebt sich das Terrain wieder sanft mit Gruppen von Laubbäumen im Herbstschmuck, von sinnverwirrender Schönheit.

Das dunkle, herbe Grün der Eichen und Lorbeerbäume erscheint nur als Folie dieser traumhaften, unaussprechlichen Farbenzärtlichkeit. Lauterste Goldtöne, die in's Grünliche, Gelbliche und Röthliche bis in's flammende Roth spielen und allmählich sanft ineinanderfließen. Ein Farbenbild, das aus Licht, Liebe, Duft und Traum gewoben scheint, ein Bild von zartester und bezauberndster Genialität, von kosendem, sphärenhaftem Liebreiz. Ein Regenbogen, der sich einmal darüber spannte, erschien hart daneben. Lautlose Stille. Nur ab und zu ein leiser Windhauch, als käme er aus geheimnißvoller Höhe und brächte selige Botschaft. Selbst das Läuten der

Google

Glocken von unten erscheint zu profan für den olympischen Charakter des Gartens.

Ich hörte einmal, wie Jemand im Park sagte: „Nichts als Bäume, das ist doch kein Garten, das ist ein verschnittener, mißglückter Wald. Wo bleiben die Blumen?"

Das ist wahr, der Boboli-Garten hat keine Blumen. Und das ist seine Eigenthümlichkeit. Nur Baum und Stein. Er braucht auch keine Blumen, er darf keine Blumen haben. Sie gehören nicht hinein. Blumen sind ein Bild der Vergänglichkeit, sie welken über Nacht, wie die Menschen auch. Darum passen auch Menschen nicht in diesen Garten, der etwas Unvergängliches hat, wie für die Ewigkeit geschaffen. Vor Jahrhunderten war er gerade wie jetzt, und nach hundert Jahren wird er noch immer so sein: ernst, groß, klassisch, einsam.

* * *

Heute schreibe ich im Garten selbst. Die Rosengluth des Himmels zittert auf dem Wasserspiegel des Teiches, und Neptun und all' die andern Göttergestalten blühen aus dem rosigen Aether hervor. Hier begreife ich, daß die Schönheit an und für sich ein Gegenstand der Anbetung sein kann, und daß jene Barbaren, die zur Sonne beteten, Recht hatten.

Unter Cypressen klagen wir anders, als unter blühenden Linden. Keine Seufzer. Kein Schrei wie am Meer. Die dunkle Cypresse weist zum Himmel. Der Schmerz wird weihevolle Traurigkeit, er wird Gebet. Ein stilles Sichverlieren wie ein Glockenton in die Luft.

In einem der kleinen Häuschen auf dem Wege von S. Michele will ich wohnen, für immer. Da will ich eingehen zum Frieden.

Ich habe eine lange Weile stillgesessen.

Vor der geklärten Schönheit hier erfaßt mich ein Staunen, ein schwermüthiges Staunen darüber, daß die Menschen meinen, sie wären das Vornehmste alles Geschaffenen.

Wie? im Weltall ist ein winzig kleiner Stern, die Erde, eine Almosenempfängerin. Ihr Licht und ihre Wärme empfängt sie von andern Planeten. Und auf diesem Stern ein mikroskopisch kleines Wesen: der Mensch.

Und in der Unermeßlichkeit des Universums mit seinen unzählbaren Sonnen und Planeten gerade dieses Geschöpfchen dasjenige, wohin alles Uebrige zielt? Dies die Krone der Schöpfung?

Unwahrscheinlich.

Verschwände die Erde und mit ihr der Mensch aus dem Weltkreis, vielleicht würde das All nicht tiefer davon berührt, als die Erde etwa von einem Erdbeben auf Sicilien.

Erlischt aber die Sonne, so stürzen todte Sterne in ewige Nacht.

Google

Und wir hilflose Creaturen, mit Augen, die weinen, mit Herzen, die brechen, mit Krankheit und Qual, wir, die wir einst nicht waren, und einst nicht sein werden, wir — das Höchste?

Ich kann's nicht glauben.

Welten muß es geben, wo keine Augen weinen, keine Herzen brechen. Wesen muß es geben ohne Jammer und Noth, Wesen, die nicht Staub sind, und die in sonniger Seligkeit ewig sind. Eine Seligkeit, wie wir sie in ekstatischen Momenten mit schauderndem Entzücken vorahnen.

Was grüble ich nur darüber? Die Sterne sind so fern, so fern.

Doch auf der Erde ist der Mensch der Gipfel der Schöpfung.

Wirklich? ist er es?

Er ist mehr als all das Tausendschöne, das Wunderholde um mich her?

Die Farbenglorie da oben, ist sie nicht ein Gedicht, groß und schön, wie kein Dichter es dichten kann?

Was wir fühlen, und wäre es jauchzende Lust, ist sie jauchzender als hier all das Strahlen und Blühen und Duften?

Während ich so dachte, fing ein Vögelchen an zu singen. Ich weiß nicht, was für ein Vogel es war. Aber die Töne durchdrangen mich und rissen mir das Herz empor. Und der Vogel, glaubt man, hat, wenn er singt, nicht Gefühl und nicht Intelligenz. Seine Kehle nur ein Instrument. Wer spielt es? Gott? wer ist Gott?

Die Schwingungen des Aethers, das Rauschen der Bäume, des Meeres das Flüstern der Gräser, die Donner der Luft nur ein mechanisches In- und Aneinanderklingen? nicht doch vielleicht eine Sprache, eine beseelte? und wir verständen sie nur nicht? Ist sie nicht mit der Musik verwandt? auch die ist wortlos und kann doch so tödtlich süß sein, so hinreißend beredt, und sie kann uns erschüttern bis zur Vernichtung.

Die menschliche Creatur ist von allen Naturgebilden am liebloseſten organisirt. Selbst das erhabenste Denken hängt von einem paar Gehirnfasern ab. Ein Faserchen reißt. Der Denker ist ein Idiot.

Zerreißen aber wilde Erschütterungen das Herz der Erde, durchrasen Orkane die Lüfte, die Natur bleibt dieselbe. Sie heilt die Wunden, die sie schlägt, und blüht fort und fort, unzerstörbar! unzerstörbar!

Aber im Hirn des Menschen entspringen die großen, weltbewegenden Ideen?

Thun sie das?

Oder empfängt sie etwa nur das Hirn in geheimnißvoller Befruchtung? und das Zeugende — nicht vielleicht mit Uebersinn geschwängerte Aetherwellen, Geisterflüsterungen, jenseitige Botschaften? — Von wem? von Gott? Wer ist Gott?

Ohnmächtig sind wir. Sterne reißen sich los, immense Welten, und schweifen als Kometen durch das All. Feuer bricht aus dem Schoß der

Berge, Wasser aus dem Urgrund der Erde. Berge thürmen sich auf Berge. Urkräfte! Riesenkräfte!

Und ich, ich ließ mich festhalten von Fesseln, dünn wie Spinnweben, in der Vorstellung, daß sie unzerreißbar wären. Eine Gefangene — in einer Berliner — Hinterstube. Ich mußte lachen bei dieser Vorstellung! laut auflachen!

Manchmal bin ich böse, daß ich so nüchtern gesund bin. Nur krankhafte Menschen sind hellsehend, fernsehend. Weil das Gefängniß der Seele, der Leib durchschimmernd geworden? die Fessel loser?

Wäre ich hellsehend!

Wenn ich etwas tief und geheimnißvoll Quellendes in mir fühle, warum werde ich mir dessen nicht klar bewußt, warum kann es nicht an's Licht?

Ich weiß, ich weiß es, es ist etwas in mir, das mehr ist als ich, etwas, das den Zusammenhang mit der Weltseele sucht. Zusammenhang mit dem flimmernd goldenen Duft da oben, Zusammenhang mit den Göttern da im rosigen Aether, Zusammenhang mit — — —

Ach, es ist ja nicht wahr — Lüge, was ich da so vage zusammenphantasirt habe. Ich belüge mich selbst. Ich dränge nur so in's Weite, Große, weil ich mich vor der Enge der vier Sargbretter fürchte. Ich klammere mich an das Universum wie an einen Nothanker. Es ist nicht wahr, daß ich mich still verlieren möchte, wie ein Glockenton in die Luft, nicht wahr, daß ich in Florenz bleiben will in einem Häuschen auf dem Weg nach S. Michele. Ich kehre nie hierher zurück. Ich will ja weiter — weiter — immer weiter! bis ich — die Weltseele — — — auch eine Phrase? vielleicht. Wir wissen ja nichts! Nur Funken! sie verglimmen — Asche!

* * *

Seit acht Tagen in Capri. Ich athme nur Duft. So voll Güte ist die Natur. Ihre zärtliche Luft liebkost die faltige Wange wie die rosige.

Von wildschöner Poesie diese Trümmer mit der üppig wuchernden Vegetation. Eine entzückend liebliche Arbeit der Natur an dem Morschen, Verfallenen.

Romantische, traumhaft verzauberte Plätze giebt's in Capri, wo nichts die Einsamkeit unterbricht als das leise Wehen des Windes in den blühenden Gesträuchen; so still ist's, daß oft der plötzliche Flug eines Vogels mich erschreckt. Unsagbar, unsagbar das süße Pathos dieser leise tönenden Einsamkeit. Wohin ich mich wende, ich bin allein in einem Urwald wilder Blumen. Kein Stein, aus dem nicht Kräuter oder Blumen sprießen. Und vor mir, neben mir, überall das Meer, das blaue, ein zerfließendes Juwel an der Brust dieser Landschaft von lieblichster Wildheit, von zarter Grandiosität.

Google

In der Ruhe erscheint das Meer schöner als der blassere Himmel. Das sanft Hinfließende des bläulichen Silbers ist von singendem Rhythmus wie die Verse Homers.

Selbst der Sturm ist hier lieblich. Die blauen Wellen mit den silbernen Köpfchen toben nur wie berauschte Nereiden. Ihr klagendes Grollen sind langgezogene Flötentöne. Sagenhaft rauschen sie an den Felsen auf. Nur die Seefalken schießen im Sturm über das tiefe Ultramarin des Wassers wie Verkündiger düster geheimnißvoller Botschaft. Ein Klingen, Sprechen, Klagen über den Wassern, als lägen in seiner Tiefe die Welträthsel.

Und daß man hier frei ist, frei wie der Vogel in der Luft! Kein abgesperrter Weg, keine Bank, kein Wächter, kein Anschlag, keine Warnung für das Publikum. Man schläft Nachts bei offenen Thüren. Verbrecher und Diebe giebt's auf dieser seligen Insel nicht. Wildwüchsig Alles, zaubermärchenhaft.

Neptun selbst scheint auf seinen Götterarmen diese Insel aus der Tiefe emporgetragen zu haben.

Ist es Göttliches auch, das meine Seele hier emporträgt?

Einmal, als ich noch klein war, sah ich in einem Berliner Schaufenster eine südliche Landschaft mit verwitterten Säulen, mit Cypressen und Palmen, und seitdem, wenn ich in die Stadt ging, machte ich immer einen Umweg, um zu dem Bilde zu kommen. So unwiderstehlich lockte es mich.

Ist das nicht unerklärlich? oder erklärt es sich so, daß — —

Es kommt vor, daß Menschen, die ganz jung in fremde Länder ausgewandert sind, allmählich ihre Muttersprache vergessen. Und nach einem halben Jahrhundert vielleicht, wenn sie im Fieber oder im Sterben sind, finden sie sie wieder, die Sprache ihrer Heimat.

Bin ich auch im Fieber oder im Sterben, und finde ich sie hier wieder, meine Heimat? War ich nur verschlagen nach Berlin in die Philipp- und in die Steglitzerstraße? Was sollte ich denn da? Agnes Schmidt! ja — aber ich?

* * *

Ich gehe auch gern durch die Gassen und Gäßchen von Capri. Von fremdartigem Reiz sind sie.

Jedes Häuschen hat seine Veranda und seine Pergola, die säulengeschmückte, und um die Säulen hängt die Rebe, die sich gar lieblich von der weißlichen Mauer abhebt. Wunderlich verzauberte Treppen. Sie führen nach oben in die leere Luft, sie führen hinunter in Höhlen, sie kreuzen, sie verschlingen sich, man sieht nicht, woher sie kommen, wohin sie gehen. Märchenhafte Winkel in den schmalen Gassen, ein schwärzliches Stück Mauer, davor ein Citronenbaum, dahinter das Meer. Und Blumen! Blumen! Blumen in Scherben, Blumen in dunklen Gefäßen. Sie wachsen aus den Mauern in tollem Geschlinge, sie klettern an schimmligem Gestein empor.

Google

Eine Straße aber giebt's, die nur ein langer, schmaler, überwölbter, steinerner Gang ist, so schmal, daß kaum zwei Menschen nebeneinander gehen können. Und dunkel ist's darin und übelriechend. Unrath in allen Ecken. Und auf diese Gänge öffnen sich Zimmer, auch Läden, in denen Eßwaaren feilgeboten werden. Treppen führen empor auf Veranden oder zu Wohnräumen. Diese Mauergänge haben wie die Tunnels ab und zu Oeffnungen, durch die das Meer blaut und köstliche Seebrise dringt. Und in diesen Höhlen leben Menschen, zufriedene, glückliche, lustige Menschen, und sie sehen den ungeheuren Contrast nicht zwischen ihrer ästhetischen Misere und der poesietrunkenen Pracht da draußen.

Warum wundere ich mich darüber? Ich blieb ja auch zeitlebens in geistiger Misere, und ganz in meiner Nähe waren Bibliotheken voller Geistesschätze.

Ein halb verwitterter Balkon in dieser düster steinernen Gasse ist ganz mit Sonnenblumen geschmückt. Zwischen den Blumen sehe ich oft ein rosiges Gesichtchen auf den Steingang hinausspähen.

In einem offenen Hausflur näht ein blasses Mädchen an einem Kleid für die Jungfrau Maria. Die nackte, bemalte Holzfigur mit dem Kind im Arm steht vor ihr. Und Mutter und Kind tragen Kronen. Das blasse Mädchen aber hustet unaufhörlich. Und nicht die Himmelskönigin und nicht das Jesukind können ihr helfen, und tragen doch Kronen. Aber sie helfen ihr doch in anderer Weise — durch den Glauben. Das kranke Mädchen wird in der freudigen Hoffnung sterben, jenseits zur Rechten der Mutter Gottes zu sitzen, weil sie ihr doch das schöne Kleid genäht hat.

Die Holzfigur in ihrer Nacktheit ist kein Gegenstand für ihre Anbetung. Die Kleider muß sie tragen, die sie selbst ihr genäht. Dann erst ist sie die richtige Himmelskönigin.

An den Kleidern für meinen Himmelskönig habe ich auch genäht und genäht. Und nun suche ich den Gott dazu, suche ihn — —

* * *

Oft wandle ich zwischen den Ruinen des Tiberius umher. An einer Stelle scheinen die Trümmer ein Garten steinerner Grabhügel, darauf Riesensträuße gelber Blumen. Gelb? nein Gold. Und nur diese *eine* Farbe, sinnverwirrend reizend. Blumen, wie von der Sonne empfangen, im Aether geboren. Und überall, ringsum das Meer.

Weiterhin führt ein schmaler Gang zwischen zwei zerbröckelten, niedrigen Mauern. Der Fußboden uraltes, römisches Mosaik. Auf den niedrigen Mauern eine Ueberfülle wilder Blumen; sie brennen in rosiger Gluth, sie flammen in Purpur, durchsummt und durchflattert von Bienen und Schmetterlingen. Die Blüthenkelche auf beiden Seiten der Mauern berühren sich oben und bilden ein Dach von Blumen. Nie haben meine Lungen süßeren

Google

Duft geathmet, nie meine Augen Liebreizenderes geschaut. Und hier, hier hat Tiberius seine Opfer in's Meer gestürzt.

Ist der Mensch wirklich so viel mehr als das Thier? Auch Tiberius? Er, das Raubthier, das zerfleischte, und die er zerfleischte waren doch auch nur Lämmer, sie ließen sich ja zerfleischen.

Ein Rieseneidechs, schillernd in smaragdgrünem Glanz, verfolgte einen Schmetterling. Er rettete sich in den Aether hinauf.

Flügel! ja Flügel!

Auch wir werden einst Flügel haben. Ob wirkliche, ob nur mechanisch entwickelte Kräfte gleich Flügeln — wer weiß es!

* * *

Menschen, schön und ergreifend wie die Insel, giebt es hier. Ich habe den Mann gesehen, den ich hätte lieben müssen, wenn ich ihm in jungen Jahren begegnet wäre, ein Mensch, den die Natur in einer Feierstunde geschaffen hat. Ich sehe ihn täglich. Als er zum ersten Mal über die Schwelle des Hôtel Pagano trat, war er ganz in weißen Flanell gekleidet und trug eine Passionsblume im Knopfloch. Seine Züge sind mild und edel, seine blauen Augen tief, crystallen klar, man glaubt die Gedanken hindurch schimmern zu sehen. Er sitzt mir gegenüber bei Tisch. Er ist wie ein Psalm. Ich höre Harfenklänge, wenn er spricht. Er ist Arzt.

Es fragte ihn Jemand, warum er immer Passionsblumen im Knopfloch trüge.

„Es blühen ja hier davon so viele," antwortete er lächelnd.

Ich weiß es besser. Er trägt sie, weil, wie man sagt, in ihrem Kelch die Marterwerkzeuge Christi versinnbildlicht sind. Er trägt sie als eine Mahnung, eine Art Ordenskreuz, ein Zeichen, daß er zu einer Gemeinde gehört, die still sich bildet. Tolstoi ist einer ihrer Ordensmeister. Er sagt es selbst, sein Ideal ist nicht das des größten lebenden Philosophen: „der Uebermensch"; es ist der „Mitmensch". Seine Religion ist Nächstenliebe.

Neulich rühmte Jemand die aufopfernde Sorgfalt, mit der er ein krankes Kind auf Capri pflegt. Er wehrte das Lob ab. Seine Nächstenliebe sei nur ein subtiler, raffinirter Egoismus. „Niemand von uns," sagte er, „wäre im Stande zu essen, aus Scham, während ein Hungriger vor ihm stände". Mache denn das einen Unterschied, ob ein Einzelner vor uns, oder Tausende und aber Tausende hinter uns ständen? Nur weil wir sie nicht sehen? Wir wissen es doch.

Wie hätte ich ihn geliebt. Aber ich habe ihn ja geliebt, ob im Traume, ob im geheimnißvollen inneren Schauen, ich weiß es nicht. Ich habe ihn geliebt als Kind, wenn ich verzückt in den Mond schaute, ich habe ihn geliebt, wenn die Poesien, die ich in der Schule las, mich durchglühten. Ich habe ihn geliebt, später, wenn bei mechanischer Hausarbeit seltsame

Google

Schauer durch meine Nerven rieselten. Es ist eine alte Liebe, so alt, wie ich selber bin. Er war mir vorherbestimmt. Und nun gehören wir verschiedenen Generationen an.

* * *

Wenn wir von Tisch aufgestanden sind, eile ich, so schnell ich kann, auf die einsame Höhe meines Lieblingsfelsens. Unter mir, auf dem Abhang Blumen und balsamische Kräuter, von allen Seiten das silberbläuliche Meer, das in der Sonne erglänzt und sich leise an dem Felsen bricht. In der Ferne die Inseln und Halbinseln des Golfs.

Ich nehme den Hut ab, mein graues Haar weht im Winde. Ich stehe aufrecht, die Hände emporgestreckt, und ob ich Verse spreche, ob ich sie nur empfinde, ob ich sie selbst dichte, ob es die Poesien Anderer sind, ich weiß es oft nicht. Ich pflücke ganze Hände voll wilder Blumen, und auf dem Wege lasse ich sie eine nach der anderen fallen. Er macht täglich denselben Weg, er wird über die Blumen schreiten.

Man erzählt, als ein römischer Held und Kaiser Capri betrat, fing eine verdorrte Eiche wieder an zu grünen. So fängt auch, da er sich zeigt, mein Herz wieder an zu grünen und zu blühen. Wieder? nein, es blüht und grünt zum ersten Mal!

Graues Haar, Falten, Runzeln! bin ich das? Nein, nein. Ich bin in mir, in mir. Ich stecke nur in einer fremden Haut.

Seltsam, daß die Haut unser Schicksal ist.

Wir haben ein glattes Gesicht. Wir lieben einen Menschen. Schön und gut.

Es zeigen sich ein paar Falten in unserem Gesicht. Wir lieben einen Menschen. Bedenklich.

Wir haben viel Falten. Wir lieben einen Menschen. Lächerlich. Verächtlich.

Oder liegt das Sonderbare darin, daß Herz, Geist und Haut nicht gleichmäßig verschrumpfen?

Kann ich dafür, daß Schätze der Liebe in meiner Brust ruhen, die nie gehoben wurden, und nun hat die Sonne, die seligste Schönheit, sie an's Licht gebracht. Eine Fluth ist über mein Herz gekommen! Nicht die Liebe für den Einen nur, die Liebe für Alle, für Alles, was so flammend beredt, so voll Frühlingskraft mich überwältigt.

Ich bin ja ein neuer Mensch. Ich bin jung. Ich habe noch nicht gelebt. Ich muß ja jung sein.

Ich habe die psychische Kraft, mich zu verwandeln. Wie jene Medien, von denen ich gelesen, die, wenn sie den Geist eines Verstorbenen citiren, in geheimnißvoller Suggestion Stimme und Gesichtsausdruck des Todten annehmen, so habe ich meine gestorbene Jugend citirt. Sie ist da, und meine Lippen lächeln mit dem Lächeln jungen Glücks, in meinen Augen ist

Google

das Licht der Jugend. Ich bin wahr und wahrhaftig achtzehn Jahr alt. Bräutlich ist mir. Nach Capri habe ich meine Hochzeitsreise gemacht, dem seligen Eiland, das ganz ein Festgemach ist für die Hochzeit zweier Seelen.

* * *

Auf meinen einsamen Spaziergängen bin ich in eine Höhle gerathen, sie heißt Matromania. Wunderbar diese Höhle mit ihren gewaltigen Wölbungen und Steinblöcken. Innen ist sie tempelartig ausgebaut, ein Rest altrömischen Mauerwerks. Einige Stufen sind erkennbar, die zu einer Art Altar führen. Hier soll Tiberius dem Sonnengott einen Knaben geopfert haben. Eine ganz enge Oeffnung führt in die Höhle hinein. Durch diese Oeffnung blickt man hinaus auf das Meer. Herrlich wirkt es von hier.

Und Tiberius sah diesen hinfließenden Strom herzerschütternder Schönheit, und es bändigte ihn nicht, es rührte ihn nicht.

Plötzlich fiel mir ein, wie, wenn hier ein kleiner Stein vom Gewölbe sich loslöste und zermalte mich, oder er fiele vor die Oeffnung, und ich müßte qualvoll verhungern!

Ja, auch die Natur kann böse sein, böse und grausam.

Und vielleicht war es das, was den Tiberius so böse, so teuflisch machte. Täglich sah er die verderbnißschwangeren Feuersäulen des Vesuvs emporlodern. Er sah Jahr für Jahr, wie das süße blaue Meer und die herrliche Erde sich aufthaten und in wilder Gier Lebendiges verschlangen. Hinter gleißnerischer Pracht, überall, überall sah er den Tod. Und das machte ihn wahnsinnig. Und er spie seine wollüstig thierische Grausamkeit der Natur wie einen Riesenhohn in's Antlitz. „Ich bin stark wie Du!“ Und bei seinen wilden Todtentänzen weinte er Thränen von Feuer.

Darum nennt man auch den feurigen Wein hier: Thränen des Tiberius.

Es war dämmerig geworden. Düster glühende Reflexe der untergegangenen Sonne fielen in das tiefe Dunkel der Höhle, und färbten die leise herabsickernden Tropfen roth, roth wie Blut. Ein Schauer durchlief mich. Meine Hände wurden eiskalt, und ich hatte die Hallucination, als fiele der Stein wirklich.

Ich saß da, zitternd, ohne die Kraft, mich zu rühren. Auf dem Altar glaubte ich eine goldene Schale zu sehen, davor ein Greis mit wallendem weißen Bart. Mit einem Stabe berührte er die Schale, eine weißliche Flamme loderte empor, und aus den Flammen entwickelte sich ein Wirrwar traumartiger Wesen, wild phantastische Fratzen und holde Lichtgestalten in zartfarbigen Schleiern, auf dem wehenden goldenen Haar grüne Kränze. Dann waren es ernste, schöne Frauen, schwarz verhüllt. Und durch all' den bunten Nebel schwirrten feurige Schmetterlinge. Auf den Säulen des Altars saßen Eulen. Halb ein Hexensabbath, halb Feentraum.

Durch den schwarzen Hintergrund der Höhle lief feuriges Zucken, ein jauchzendes Sprühen in allen Farben, blau, roth, grün. Und allmählich

Google

entwickelte sich aus dem Sprühen ein Regenbogen, ein strahlender, und er wölbte sich und schwoll, quer durch die Höhle eine Brücke bildend, die in's Freie führte. Und mit einem Male war der Regenbogen eine Schlange, eine glitzernd wunderschöne Riesenschlange, und auf die lebendige Brücke schwangen sich all' die wirren Gestalten und drängten hinaus in's Freie. Und auch ich erklomm die Brücke. Da ringelte sich die Schlange um meinen Leib, und preßt mir die Brust zusammen, und die Schlange sprach: „Ich bin ja die Sünde, die Sünde des Tiberius. Ich bin die Brücke, die zur Hölle führt."

Der letzte Sonnenreflex war verglommen. Die Hallucination verschwand. Ich stürzte hinaus aus der Höhle.

Ich meine, man ist verantwortlich für seine Träume und Hallucinationen. Habe ich gefehlt? Womit? Der Mann mit der Passionsblume — ist er es? Ist es, weil ich ihn auch jetzt noch liebe, wenn auch in besonderer Weise? Liebe im erotischen Sinne? Gott behüte mich.

So lange ich allein bin, fern von Menschen, weiß ich, daß nichts in mir ist, was das Licht zu scheuen braucht. Sobald ich aber unter Menschen komme, sehe ich mit den Augen der Anderen, denke ich mit den Gedanken der Andern, dann fühle ich mich eines lächerlichen Anachronismus schuldig, und ich schäme mich.

Sinnliche Liebe ist nur wie der Schaum auf einem Getränk. Wenn er verflogen ist, genießt man das Getränk um so reiner. Sinnliches Begehren hat oft mit der eigentlichen geistigen Individualität der Begehrenden nichts zu schaffen, und gemeinsam dabei ist Mann und Weib nur die Erregung des Blutes.

Was für eine dunkle, sonderbare Vorstellung, daß die Liebe zur Erhaltung der menschlichen Gattung da sei, wie die Befriedigung des Hungers zur Erhaltung des Leibes. Die Erregung des Blutes ist wegen der Fortpflanzung da, aber nicht die Liebe, nicht die Liebe.

Ich liebe ihn, nicht wie eine Mutter den Sohn, nicht wie eine Schwester den Bruder, nicht wie die Gattin den Gatten liebt. Freier, reiner ist, was ich empfinde, eine intime, begeisterte Genossenschaft, geboren aus der herztiefen Sehnsucht nach Mehrsein, nach einem Mehrerkennen, Mehrfinden, Weiterschauen. Das zärtliche Ineinanderschmiegen von Stimmungen und Gedanken, ja, auch sie sind eine zarte Wollust, und die Küsse, die nicht auf die Lippen geküßt werden, sondern von Seele zu Seele, auch sie sind eine Ekstase, ein inbrünstiges Erschauern der feinsten Nervendrähte, Funken von der Weltseele abgesprüht.

* * *

Was ich da von der Liebe geschrieben habe, ist das nicht öde Phantasterei und völlig unrealistisch? Für Andere vielleicht, nicht für mich.

Die meisten würden das Leben, das ich gelebt habe, durchaus realistisch nennen. Für mich war es nur ein blasses Traumbild. Das Alltagsleben,

Google

das sich so mechanisch abspielt, was wir essen, trinken und so daherreden, die physische Liebe, das alles erscheint mir schattenhaft, unwirklich. Unleugbar, unser Körper ist realistisch. Aber nur unser Körper?

Man sagt, der Mensch sei halb Thier, halb Engel. Liegt nur auf der Thierseite das Realistische? Und was wir innerlich leben, was wir in Halbvisionen schauen, was in der Tiefe unserer Brust singt und klingt, mit einem Wort, Alles, was auf der Engelseite liegt, das wäre nicht realistisch? Aber es erfüllt mich, es ist mein Schmerz und meine Lust, meine Verzweiflung und mein Entzücken. Und die Liebe, die ich meine, ist ebenso realistisch wie die Umarmung der Leiber.

Und dennoch — dennoch — Ich bin immer in Angst, man könnte hinter das Geheimniß meiner Jugend und meiner Liebe kommen. Er nicht! er nicht! vor Allem er nicht! Neulich kam er an der Stelle vorbei, wo ich saß. Er grüßte, blieb stehen, er wollte mich ansprechen. Ich gab mir ein verfallenes Aussehen und wandte mich ab. Würde er das Doppelwesen in mir verstehen? Und daß es nicht die alte Frau ist, die ihn liebt, sondern das junge Mädchen, das vor 35 Jahren 18 Jahr alt war?

Nein, ich brauche mich nicht zu schämen, die Anderen müssen sich schämen, weil sie nur das verstehen, was alltäglich geschieht, und was auf der Thierseite liegt, und weil sie nicht begreifen, daß es jedem Alter zukommt, das, was liebenswerth ist, in's Herz zu schließen.

Auch einer alten Frau? Der siebzigjährige Goethe liebte ein junges Mädchen, um ihrer Jugend und ihres Reizes willen; und Mit- und Nachwelt bewunderte darin Goethe'sche Gemüthskraft. Empfindet aber eine alte Frau tief und stark für einen Mann, um seiner Seelen-Schönheit willen, so ist sie — erotisch wahnsinnig.

Arme alte Frau, laß dich nicht, da du noch lebst, in's Todtenreich schicken. Ich liebe dich, alte Frau. Ich kenne deine geistigen Mühsale. Ich bin ja selber alt — — alt? wirklich? oder — —

Ich habe in meinen Kinderjahren eine Geschichte von Jean Paul gelesen von einem alten Menschen, der in einer Neujahrsnacht in marternder Reue über sein vergeudetes Leben verzweifelt. Und da erwacht er. Es war nur ein Traum. Er ist jung. Das Leben liegt vor ihm. Wenn ich nun auch blos träumte, daß ich alt wäre? Und ich erwachte und wäre jung, und — —

Ach ja! ach ja! Ich habe ja wieder so oft das Gefühl des Schwebens, des Fliegens wie in den Träumen meiner Kinderjahre.

* * *

Gestern bin ich wieder zu den Ruinen des Tiberius emporgestiegen. Ich fand Alles in Nebel gehüllt, Himmel und Meer eins. Lichtgrauer, undurchdringlicher Aether, nur ab und zu ein silbriges Glitzern, das gleich wieder verschwand. Die blühenden, farbigen Sträucher unten am Ufer

Google

schienen in dem traumhaften Aethermeer zu schwimmen. Säuselndes Tönen über dem Abgrund.

Als allmählich der Nebel wich, erschimmerten die Felsen in mystischem Glanz, in goldigem Grün, dunklem Purpur, welkem Braun. Hier und da ein Sonnenreflex. Schaum spritzte auf. Als ich lange hinuntersah in die quirlenden Wasser, schienen sie Form und Gestalt anzunehmen. Der brandende Schaum wurde zu weißen Leibern, aus den Lichtstrahlen entwickelte sich goldenes Haar. Die Sirenen! Und sie winken und sie locken.

Eine heiße Wehmuth machte mich weinen. Zu spät, zu spät begreife ich, wie schön die Welt ist! wie schön!

Nun erglänzt das Meer, nun blüht diese wilde Myrthe nur einen kurzen Augenblick für mich, ein Blitz, der in die Finsterniß zuckt — dann Nacht.

Weiche, schmerzlichdürstende Melancholie hüllt mich ein, wie die höchste Schönheit sie erregt, die über unser Herz und über unsern Kopf hinauswächst, und die inbrünstig zu umklammern, unser Organismus zu dürftig ist.

Zu schön! zu schön! zu weich und süß und schwelgerisch. Hierher hätte ich nicht kommen sollen. Florenz hatte mir Ruhe und Resignation gegeben, die Nordsee mir Kopf und Nerven gekräftigt. Hier aber ist Alles schmachtend schmeichelnde Liebkosung, nur Blühen und Duften und Träumen. Die Insel der Sirenen!

Was war das? Er hat mir einen Myrthenstrauß zugeworfen. Ich sah ihn wohl. Also doch ein Traum, daß ich alt bin? —

Ich habe mir aus der Myrthe einen Kranz gewunden, und den Kranz habe ich mir auf's Haupt gesetzt. Eine laue Wärme ging von ihm aus, die mich durchdrang, weil seine Hände ihn gepflückt und gehalten. Er war hinter mir fortgegangen. Und doch sah ich ihn, als ginge er vor mir her, und je weiter er sich entfernte, ich sah ihn immer gleich nah.

Ich sah ihn in die kleinen Mauergänge einbiegen, die zum Hotel führen. Eine junge Capresin kam ihm entgegen. Wie schön und anmuthig sie war. Er blieb stehen — er — — Ich griff nach dem Myrthenkranz. Er fiel zu Boden. Nun war er mir entschwunden.

Beim Nachhausegehen fürchtete ich mich vor dem Wasserspiegel, vor meinem Bild darin. Ich wollte die Illusion nicht verlieren.

Die Illusion?

Aber er warf mir doch die Myrthe in den Schoß!

O du liebster Mensch! Du Bester, du weißt's! Du weißt's!

Erwecke mich! erwecke mich!

* * *

Der Geist des Tiberius geht um! Er hat gelogen! sein Antlitz lügt! Die Passionsblume, die er trägt, ist eine Lüge. Ich habe sie ihm von der Brust gerissen. Der Duft von Capri, der berauschende, ist Gift. Das

Google

blaue Meer — ja — eine Riesenschlange, eine glitzernde, gleißende! Sirenen! Meine Liebe — Irrsinn! Ich will sie ertränken, ertränken im Meer! tief im Meer, bis sie todt ist — todt. Der Geist des Tiber!

* * *

Ich habe es nicht gethan. Wozu soviel Lärm machen. Es ist ja so wie so zu Ende. Ruhe! Ruhe, alte Frau!

Ich war ein paar Tage zu zweien. Nun bin ich wieder allein. Einsamkeit — das Leichentuch der Ueberflüssigen.

Der Mensch im Sarge, der den Deckel hebt, ein wenig hebt, das ist das Bild unseres ganzen Seins. Der Leib — der Sarg. Das brennende Verlangen, hinaus — hinauf! das ist die Kraft, die heben will, will, und nicht kann.

In Capri wäre ich? Nein, in einer Wüste. Meine Lippen brennen, mein Blut brennt — Durst — Durst!

Ich habe von dem Wein getrunken, von den Thränen des Tiberius habe ich getrunken. Ich bin jammerberauscht — berauscht! Nur Ruhe — Ruhe! Fort von hier! Wohin? gleichviel. Was habe ich ihm gethan? Eisige Schauer — eisige Schauer! Und das Hämmern da im Kopf — dumpf, dumpf und stark. Was soll zerspringen!

Das arme Weib! das arme Weib! Miserables Geschlecht! Du hast nicht daran gedacht, eine alte Frau mit Thränen der Begeisterung im Auge — Sappho aus den Fliegenden Blättern. Eine alte Frau, mit einem Herzen, das klopft, mit einem Hirn, das denkt — Großmutter Psyche. Psyche, sagte er, er weiß also, weß Art ich bin? Und doch — doch —

Auch er! er! so weise, so gütig, so fein! Auch er! Kann er nicht über den Gedankenkreis seines Zeitalters hinaus, wer kann es denn?

Es ist nicht mein Zeitalter, nicht meins! Ich hasse es! hasse es, das elende Zeitalter!

Mein Kopf! mein armer Kopf! am Fuß der Säule, der blutbesprenkelten, liegt er da? oder unter dem Wasser, über das die Schwäne ziehen? Warum haben sie mir das Herz gelassen! das Herz! es muß auch heraus! das zuckende — blutende — —

Warum mußte ich leben wie ich — — schrieb ich das nicht schon einmal — und von den ehernen Gesetzestafeln, die — — und von dem Sarg — und — man soll sie zerschmett — zermet — mein Gott — wie schreibt man das Wort? zersch — — wie schreibt man — der Deckel — haltet! haltet! — er — ich — ja — Asche — —

* * *

Hier endete das Tagebuch. Doctor Behrend fand darin nicht, was er zu finden gehofft hatte: Psychologisches Material für die Entstehung von Geisteskrankheiten. Doch war er von tief menschlicher Rührung ergriffen,

Google

als er jetzt an's Bett der Sterbenden trat. Sie saß aufrecht. Ihr Antlitz war schmal wie ein Schatten. Sie trug noch den welken Myrtenkranz. Die spitzen Stengel hatten sich in ihr Haar verwickelt. Man hatte versucht, den Kranz zu entfernen, und sie dabei geritzt. Ein Tropfen Blutes rann ihr über die Stirn. Mechanisch zerpflückte sie die Passionsblume, die auf der Decke lag. Ihre todentzückten Blicke hingen an dem Feuerball der untergehenden Sonne. Als sie jetzt mit einer Stimme, die verhallenden Harfenklängen glich, den Arzt anredete, spielte ein zartes Lächeln um ihre Lippen: „Eine Greisin, die an Geburtswehen stirbt. Ob im Tode mein Ich geboren wird? — ob ich im Jenseits werde, die ich bin?“

Und nach einer Pause hob sie noch einmal zu reden an. Jetzt schien ihre Stimme aus weiter Ferne zu kommen.

— „Ich höre das Schwanenlied, das die Sonne singt. Morgenröthe!“ Mit dem Ausdruck seligen Lauschens sank ihr Kopf leicht wie ein Hauch in die Kissen zurück. Ohne Alter, ohne Geschlecht war dieses sterbende Antlitz, in dem Tod und Schönheit sich vermählten. Die mächtig glanzvollen Augen, von dunklen Schatten umgeben, schienen durch Himmel und Erde hindurch ewige Zeiten und unendliche Räume zu durchmessen. Sie schienen zu sehen und zu verstehen, was im Diesseits nicht gesehen und verstanden wird. In ihrem Licht war ein Vergehen und Werden, ein Absterben und ein neues Leben, eine unermeßliche Traurigkeit und ein begeistertes Schauen voll erhabenen Staunens.

Höher und höher stiegen die Augensterne, bis sie allmählich hinter den breiten Augenlidern verschwanden.

Ein Marmorbild von reiner Schönheit lag sie da im Tode, mit dem Blutstropfen auf der Stirn, auf dem Haupt die dornige Myrte.

ENDE

Google

Der Antheil der Frauen an der Weltausstellung in Chicago.

Von

Anna Simson.

— z. Z. Chicago. —

II.

Der sichtbare Antheil.

Die Frauenbehörde, Board of Lady Managers, welche durch Congreßbeschluß eingesetzt worden war, hatte den umfassenden Auftrag erhalten, alle bei der Weltausstellung in Frage kommenden Fraueninteressen zu wahren. So unbestimmt der Ausdruck lautet, war derselbe doch geeignet, Alles einzuschließen, was sich im Verlaufe der geschäftlichen Entwickelung erst ergeben konnte, und bannte somit nicht die Thätigkeit im Voraus in eng gesteckte Grenzen. Die freieste Auffassung der gewährten Rechte hat denn auch durchgehend Geltung gefunden. Es ist nicht mit der einen Hand gegeben, mit der anderen genommen worden. Gewiß und ohne Frage sind auch von dieser Behörde Fehler gemacht. Sie theilt darin das Schicksal sämmtlicher anderen, die solche auch nicht vermieden haben. Angriffe und Anklagen vermochten jedoch niemals bisher, die überwiegende Anerkennung zu schmälern und der Sympathie Eintrag zu thun, welche im ganzen Lande von Anfang an das Vorgehen der Frauenbehörde begleiteten und das sichtbar vor Augen tretende Gesammtresultat mit Genugthuung begrüßen und anerkennen.

Als die Frauenbehörde an ihr Organisationswerk ging, machte sie sich zuvörderst klar, daß kein Versuch zu unternehmen sei, auf industriellem Gebiete Frauenarbeit von Männerarbeit zu trennen. Beide sind in der Industrie aller Länder in heutiger Zeit so eng verbunden und mit einander durchsetzt, daß eine Scheidung unmöglich ist. Die Vorführung des Frauenantheils könnte somit lediglich in einer Verdoppelung des Ausgestellten bestehen. Ebenso wenig wurde Sonderung für Einzelleistungen in Kunst und Kunstgewerbe gewünscht. Als Grundsatz galt, daß nur Nebeneinanderstellung männlicher und weiblicher Arbeiten auf demselben Gebiete den richtigen Maßstab gewährleisten, mit dem im Wettbewerb beider Geschlechter zu messen sei. Es war somit keineswegs eine gesonderte Ausstellung für Frauen beabsichtigt, um weibliche Arbeit und Kunstfertigkeit aller Länder nebeneinander zu zeigen und zu Markte zu bringen. Alle derartigen Erzeugnisse sollten vielmehr den betreffenden Abtheilungen, Gruppen und Klassen ihrer eigenen Nationen organisch eingereiht werden und dort als nothwendiges und unerläßliches Glied der Vervollständigung des Gesammtbildes eines Landes dienen. Trennung und Loslösung der Frau und ihrer Thätigkeit aus dem Rahmen nationaler Arbeit und Leistungsfähigkeit gedachte man nicht nur zu vermeiden, sondern wollte im Gegentheil grundsätzlich die Zusammengehörigkeit einheitlich gewahrt wissen.

Google

Dagegen lag die Absicht vor, in einem besonderen Frauengebäude Alles zu vereinigen, was Entwickelung und Stellung des weiblichen Geschlechts bei allen Völkern durch die Jahrtausende kennzeichnet. Unterstützung und Betheiligung durch Originale, Nachbildungen, Modelle und Zeichnungen ward allseitig erhofft, um diese sinnfällige Geschichte des Frauenlebens durchzuführen. Vornehmlich sollten hervorragende Leistungen weiblicher Kunstfertigkeit und geistiger Arbeit den Fortschritt der Frauen auf allen Gebieten während der letzten hundert Jahre zur Darstellung bringen. Für die Vertretung der Gegenwart stellte deshalb die Frauenbehörde den allerhöchsten Werthmesser auf. Darnach war nur bereits anerkannt Mustergiltiges aller Länder für die Galerie des Frauengebäudes zuzulassen, so daß die Annahme allein schon der Ertheilung eines Preises gleichkäme. Besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, die Frauenthätigkeit auf dem Felde helfender Nächstenliebe umfassend und übersichtlich vorzuführen. Dazu sollten Berichte, Modelle, Abbildungen und Grundrisse von Hospitälern, Wohlthätigkeitsanstalten und ähnlichen Einrichtungen dienen, welche für Frauen bestimmt sind oder Frauenmitwirkung einschließen. Ein Musterhospital mit Krankenpflegerinnen-Ausbildung, Vorführung verschiedener Kindergartensysteme in einem Kindergarten und eine Kochschule der Neuzeit waren in Aussicht genommen, diesen Bestrebungen allgemeines Interesse zuzuwenden.

In diesem Sinne mitzuwirken, ersuchte man die im eigenen Lande überall gebildeten Local-Comités, wie auch diejenigen der fernen Länder und bat, die Vorbereitungen derartig zu treffen, daß ein möglichst umfassendes und getreues Bild der gesammten Frauenthätigkeit ihres Volkes zur Darstellung gelange.

Leider hat das hier in großen Umrissen wiedergegebene ideale Programm seine Verwirklichung nicht, oder doch nur zum kleineren Theile erfahren. Die Frauenbehörde sah sich schließlich gezwungen, alle bei den Comités eingelaufenen Anmeldungen im Frauengebäude zur Aufstellung zu bringen. Damit fiel Kritik und Auswahl fort. Gutes und Schlechtes nimmt seinen Platz nebeneinander ein, und zwar in gedrängtester Enge, oft ohne genügendes Licht, da die Räume nicht zu Ausstellungszwecken vorhergesehen waren.

Konnte nun auch nicht das stolze Wort seine Erfüllung finden, der Frauenpalast sei bestimmt, den „Genius der Frau" zum Ausdruck zu bringen, so ist derselbe in der ihm aufgedrungenen Gestaltung jetzt um so mehr die Verkörperung ehrlicher Frauenarbeit in ihrer Allgemeinheit, die ihren vollen Antheil an der Entwickelung des Menschengeschlechts von Alters her in Anspruch nehmen darf. Auch das Genie der Frau kommt dabei nicht zu kurz. Sein göttlicher Funken leuchtet aus den ursprünglichen, einfachen Arbeiten uralter Zeiten und wilder Völkerschaften mit dem gleichen Strahle wie aus den großartigen Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit. Das waren sie in jenen Tagen gleichfalls. Die erste Spindel mit der Wirtel als Schwungrad, der erste Webstuhl, das Formen und Brennen der Töpfe, das Gerben der Felle mit der Anfertigung mehr oder minder vollkommener Kleidung, die Bereitung der Nahrungsmittel, es sind die Erfindungen der Frauen aus jener Zeit, wo die Männer nur Jagd- und Kriegspfaden nachgingen. Diese Seite der Frauenarbeit tritt auch in den reichen amerikanischen Sammlungen indianischer Stämme hervor und läßt sich klarer verfolgen, als bei Völkern, wo die Civilisation einen schnelleren Verlauf genommen und die Uranfänge schwerer nachzuweisen sind, die in diesem Lande historisch überliefert wurden und zum Theil noch jetzt sich vorfinden, wie bei den Klippen- und Höhlenbewohnern.

So erfüllt das Frauengebäude dennoch seinen Beruf, und jede Frau kann stolz darauf sein, was es darstellt und was es in sich birgt, selbst wenn die Einzelleistung vor der Kritik nicht Stand hält.

Von der Frauenbehörde war von Anfang an beschlossen, Frauengeist und Fähigkeit bei dieser Gelegenheit zu erproben, und soweit es sich irgend thun ließ, in Anspruch zu nehmen. In erster Reihe bei Herstellung des eigenen Gebäudes. Auch das Baufach wird nicht länger als ein Monopol für Männer in einem Lande angesehen, das seine Volks-, Hoch- und Fachschulen von Kindheit an beiden Geschlechtern zu gemeinsamer Ausbildung

Google

öffnet. Bisher zogen Hochschulen und Universitäten strebsame und geistig bedeutende Frauen vorzugsweise an, doch bringt die gleiche technische Vorbereitung von Knaben und Mädchen Begabung und Neigung bei letzteren auch für technische Berufsarten zur Entwickelung. In einigen Jahren wird man mit weiblichen Architekten und Ingenieuren zu rechnen haben, wie heute mit Aerzten, Advocaten, Pastoren, Vertreterinnen der Theorie und Praxis in Chemie und Physik. Es kommt nur darauf an, daß sie ein Feld zur Bethätigung des ergriffenen Berufes finden. Kein Land bietet dazu den gleichen Boden wie Amerika. Es soll ja nicht immer just ein Kampf bis auf das Messer werden, wer sich bei der Concurrenz als Stärkerer erweist. Raum für Alle hat die Erde, heißt es hier mehr als anderswo. In den ungeheueren Länderstrecken, die noch urbar zu machen sind und der Pioniere dazu benöthigen, oder die nur spärliche Bevölkerung aufweisen, lassen sich die aufkeimenden Bedürfnisse neuer Ansiedlungen vielfach leichter durch Frauenarbeit aller Berufszweige decken, als durch solche von Männern. Da sind nur zwei Fälle. Entweder die Frauen leisten Tüchtiges, dann wird man ihre Arbeitskraft auf dem neuen Felde in Anspruch nehmen und sie für berechtigt halten. Oder es ist andauernd Stümperarbeit, von der Niemand Gebrauch machen kann und will, dann erstehen keine neuen Nachfolger. Auch nicht jeder Baumeister ist ein Pallavicini oder ein Schlüter, und er findet doch Verwendung in bescheidenem Kreise.

Die jugendliche Architektin von dreiundzwanzig Jahren, Miß Sophie Hayden, deren Entwurf bei der für Frauen ausgeschriebenen Concurrenz für das Frauengebäude den Preis von tausend Dollars erhielt, wäre in ihrem bescheidenen Auftreten die Letzte, den Vergleich mit jenen Meistern zu beanspruchen. Auch die Ausführung dieses ihres Erstlingswerkes nach kaum beendetem Studium in Boston wurde ihr anvertraut. Als Hauptausstellungsobject der Frauenbehörde kann sich der Bau der öffentlichen und allgemeinen Kritik nicht entziehen, nun er vollendet dasteht und einen Theil des unvergleichlich herrlichen architektonischen Bildes ausmacht, das leider für so kurze Dauer geschaffen wurde, doch werth wäre, in seiner erhabenen Schönheit erhalten zu bleiben. In diesem volltönenden Rhythmus einer architektonischen Symphonie, zu der die Stilarten aller Zeiten und Völker den harmonischen Aufbau bilden, bedeutet das Frauengebäude allerdings nur eine bescheidene Klangfigur. Es fehlt das gleichmäßig durchgeführte Ebenmaß der Gliederung in den einzelnen Theilen und zum Ganzen, wie es sich imponirend in den anderen Bauten ausspricht, bei denen staunend und bewundernd zu fragen ist, wo der Schwerpunkt für diese himmelanstrebenden Kuppeln zu suchen, was diese ungeheueren, schier unabsehbaren Hallen in ihrem Gefüge zusammenhält, da dem Spinnengewebe leicht aufstrebenden Eisengeflechtes, unter dem die mächtigen Träger verschwinden, solche Kraft nicht innewohnen kann. Die Ueberfülle gewaltiger Constructionen erdrückt das Frauengebäude und läßt es an dieser Stelle unbedeutender erscheinen, als es an jedem anderen Platze sein würde. Dazu thun die in das Gebäude verlegten Ausstellungen demselben ein Unrecht an. Es wird dadurch erst zu den anderen Ausstellungsräumen gerechnet und mit ihnen in Vergleich gezogen. Der Stil ist italienische Renaissance, der zu zierlichen Säulenreihen in den beiden Geschossen reichlichen Anlaß bot und an den vier Ecken ein drittes Geschoß durch solche markirt, die indeß nur den Dachgarten in Form eines oben offenen Pavillons abschließen. In der Mitte des durch eine Stufenreihe etwas erhöhten Gebäudes liegt die Haupthalle. Dieselbe reicht zwei Stockwerke hinauf und ist mit Oberlicht versehen. Eine breite Galerie läuft im zweiten Stock um diese Halle und findet nach innen gleichfalls durch Säulenreihen ihren Abschluß, wodurch der Eindruck eines italienischen Schloßhofes erreicht wird. In diese Galerie münden die oberen Räume, die im unteren Stock die Haupthalle umgeben und daselbst die Ausstellungen der einzelnen Länder aufgenommen haben. Zu den im dritten Stock gelegenen Restaurationsräumen gehören die Dachgärten, deren freier und luftiger Aufenthalt gern zum Ausruhen aufgesucht wird. Das Gebäude entwickelt alle seine Vorzüge nach der gesellschaftlichen und gemüthlichen Seite, für die es eigentlich hauptsächlich bestimmt war. Dem tragen die Dachgärten

Google

Rechnung, wo Jeder des schönen Ausblicks und freien luftigen Aufenthaltes froh wird. Derselbe Charakter prägt sich im zweiten Geschoß aus. Dort nimmt ein großer Saal die eine Seite des Gebäudes ein, für gesellschaftliche Zwecke und Aufführungen bestimmt. Daneben befindet sich die Musterküche, die indeß nur ein Embryo geblieben ist. Sie beschränkt sich zumeist auf Herstellung einiger Gerichte aus Maismehl und dient zur Empfehlung des Materials. In der Küche haben diejenigen Ausstellungsgegenstände ihren Platz gefunden, die in das Gebiet der Speisebereitung fallen: Conserven, Fruchtwein, Bäckereien, von Frauen hergestellte und erfundene Geräthe. Dieser Theil ist indeß merkwürdig gering bestellt und steht keineswegs im Verhältniß zu seiner Wichtigkeit für die Frauenwelt. Die östliche Seite dieses Geschosses ist in einzelne Zimmer von behaglichen Dimensionen getheilt. Das erste derselben hat die Ausstellung des englischen Hospital- und Krankendienstes aufgenommen, die unten nicht Platz fand. Es ist eine Musterleistung aller zum Hospitalgebrauche in Anwendung kommenden Hilfsmittel an Material und Menschen, letztere in Modellen jeder Art Krankenpflegerinnen des Mutterlandes und der Colonien.

Daneben hat Japan ein Zimmer mit Stickereien und Gemälden und Porzellanmalerei, die der unteren Ausstellung zugehören. In der Technik durchaus Gutes leistend, müssen sie betreffs der Auffassung in ihrer Eigenart beurtheilt werden. Drei andere Zimmer sind in gemüthlicher und doch eleganter Ausstattung als Gesellschaftsräume durch die Frauen von Cincinnati, Connecticut und Californien zu allgemeinem Gebrauch gestiftet. Sie dienen diesem Zwecke von früh bis spät in ausgedehntestem Maße. Jeder kann unbeanstandet ruhen oder sich unterhalten; ein loggienartiger Vorbau gestattet zugleich den Aufenthalt im Freien. An den Wänden und rings zerstreut finden sich Ausstellungsobjecte in geschnitztem Holze, in Marmor und Bronze, Gemälde, elegante Schränke mit Handarbeiten, keramischen Erzeugnissen, Porzellan- und Glasmalereien, auf welchem letzteren Gebiete die Frauen von Cincinnati Ausgezeichnetes leisten. Es folgen Verwaltungszimmer und der Sitzungssaal der Frauenbehörde, welcher Vormittags von elf bis zwölf Uhr zu Vorträgen benutzt wird. Jeder dieser Räume birgt eine Fülle bemerkenswerther und interessanter Objecte, aber es ist auch dahin Alles verschlagen, was sonst keinen Platz gefunden, und man bedauert lebhaft, daß derartige Ausstellungsgegenstände überhaupt einen solchen erhielten. Den Amerikanern fehlt im Durchschnitt kritischer Sinn und kritischer Instinct. Es kommt wohl daher, weil Nichts sich an Systeme anlehnt, an bestimmte autoritative Gesetze bindet, sondern Alles stets eine individuelle Gestaltung sucht und findet. Gerade hier macht sich der Mangel an Auswahl und Kritik am fühlbarsten. Haarsträubend ist zuweilen, was eine falsche Rücksichtnahme nicht gänzlich beseitigt hat. Dem Gesammteindrucke ist dadurch außerordentlicher Eintrag gethan.

Der daran stoßende „Organisationssaal“ kann eine große Bedeutung in Anspruch nehmen. In origineller Weise ist der Raum mathematisch in verschieden gestaltete Abschläge getheilt, die alle zunächst von einander durch ein niedriges Gehege von blauem Stoff getrennt sind. Jede Abtheilung vertritt einen Verein, eine Gesellschaft oder Verband solcher durch das ganze Land der Vereinigten Staaten. Banner, Symbole, Flaggen, Büsten und Portraits hervorragender und um die Gesellschaft verdienter Persönlichkeiten, Pläne und Abbildungen der dazu gehörigen Gebäude, statistische und graphische Darstellungen der Leistungen und Erfolge sind verschiedentlich angebracht. Sie versinnlichen auch dem gewöhnlichen Besucher die Tragweite der sonst nur auf geistigem Gebiete arbeitenden gemeinnützigen und wohlthätigen Bestrebungen. Zugleich wird eine sehr energische Propaganda damit verbunden. Es sind stets Vertretungen vorhanden, die Erklärungen geben, Statuten und Berichte vertheilen, zur Mitgliedschaft auffordern. Die Mäßigkeits-Gesellschaften haben ihre Mitgliedsunterschriften der Absagung von geistigen Getränken zu Hunderttausenden auf Rollenpapier geklebt, und ihr massiger Umfang liegt zur Einsicht aus. Andere verbanden die Kärtchen zu Guirlanden und verzierten damit den Raum. Mehr als fünfzig Genossenschaften der verschiedensten Tendenzen sind ver-

Google

treten, darunter nur eine ausländische, L'union des femmes de France. Wie sonderbar sich auch das Einzelne giebt, die Rührigkeit und das Organisationstalent der Amerikanerinnen flößen Achtung ein, und man begreift ihre großartigen Erfolge.

Die von der Galerie zugänglichen westlichen Räume enthalten die wundervoll eingerichtete Bibliothek der Frauenschriftstellerei aller Völker, sowie Darstellungen über Thätigkeit, Erziehung, sociale Lage, Berufsarten, Einrichtungen von und für Frauen, welche Aufzeichnungen, Karten, Tafeln und Illustrationen jeder Art erläutern. Für Letzteres ist sehr wenig eingeliefert. Das Frauen-Comité in Deutschland hat einiges statistisches Material mühsam zusammengestellt, das aber unzulänglich ist und nicht zur Geltung kommt, ebenso das anderer Länder. Dagegen ist von Frankreich mit Hilfe der französischen Regierung diese Aufgabe erfaßt und in großartiger Weise zum Ausdruck gebracht worden. Allerdings kann ein derartig ergiebiges Bild cultureller Zustände eines Landes nur durch Betheiligung der Regierung und ihrer Organe erfolgen, denen ein ausreichendes Material und die Kräfte für die Bearbeitung zur Verfügung stehen oder die es sich zu verschaffen wissen. Es bleibt keine Frage offen über Erziehung, Unterricht Fortbildung, materielle und geistige Förderung in Berufsgenossenschaften und freien Vereinigungen, die nicht ausgiebige Beantwortung fände, wenigstens nicht den Versuch einer solchen. Alle Syndikate, Gesellschaften, Vereine und individuellen Bestrebungen haben einheitliche Bearbeitung erfahren, und Alles ist so einfach, klar und übersichtlich, dabei in gediegener, würdiger Ausstattung, daß Jeder mit vollem Verständniß Einblick gewinnen kann.*) Die Regierung hat auch selbst die Zusammenstellung der Werke von 376 Schriftstellerinnen mit 1145 Bänden veranlaßt, die alle Jahrhunderte einschließen. Mit Compositionen sind fünfzig Frauen vertreten; die Sängerin Marchesi allein mit fünfundzwanzig Bänden. Ihr eigenes Portrait, umgeben von dreißig Bildern ihrer bedeutendsten Schülerinnen, gehört zu der Sammlung von berühmten Frauen, zu der die Regierung gleichfalls aus Museen und Bibliotheken beigesteuert hat, was Geschichte, Literatur und Kunst darin boten, wie auch viele Handschriften solcher Persönlichkeiten. Man erkennt aus Allem, die französische Regierung hat eine Ehre darin gesehen, die Frauen Frankreichs würdig zu vertreten, und erreicht, daß sie es am besten sind.

Selbstverständlich liefern die Vereinigten Staaten gleichfalls ein reiches statistisches und graphisches Material für die ethnologische Seite der Culturzustände des Frauenlebens. In Amerika wird mehr als irgendwo Statistik getrieben und Werth darauf gelegt. Allgemeine Volkstheilnahme begleitet jede statistische Aeußerung, und es wird dieses Feld von Berufswegen und aus Liebhaberei nach allen Richtungen cultivirt. Frauenarbeit ist dabei mit einem bedeutenden Procentsatze vertreten. Die im Jahre 1888 durch das ganze Land veranstaltete Enquête über industrielle Frauenbeschäftigungen und die damit verbundenen culturellen Zustände wurde gleichfalls mit Heranziehung von Frauen durchgeführt, die sich ihrer Aufgabe vollständig gewachsen zeigten, wie die Vorrede dieser bedeutenden und werthvollen Ausarbeitung besonders betont, die aber auch das gleiche Gehalt erhielten, das Männern für dieselbe Arbeit gewährt worden wäre. Ebenso stellen Literatur, handschriftliche Sammlungen und dazu gehörige Portraits ein reiches Contingent, das allein eine stattliche Bibliothek ausmacht. Von Onkel Toms Hütte sind die Uebersetzungen in allen Sprachen gesammelt, die bald denen der Bibel gleichkommen. Illustrirte Werke aller Art bilden dazu eine Ergänzung.

Auf der Galerie selbst findet sich eine Fülle interessanter Gegenstände. Eine hervorragende Stelle nimmt darunter die Keppel'sche Sammlung von Stichen, Radirungen, Lithographien und Holzschnitten ein. Sie umfaßt drei Jahrhunderte und veranschaulicht die französische, englische und amerikanische Schule der Gegenwart betreffs der Frauenarbeit. Der älteste Stich ist nach Giulio Romano von Diana Ghisi-Italien, die meist

---

*) Die ethnologische Seite ist graphisch auf einer bedeutenden Anzahl Karten von Frankreich in ansehnlichem Maßstabe vorgeführt, welche fast alle Wände einnehmen.

Google

nach diesem Meister und nach Raphael in den Jahren 1581—1588 arbeitete. Maria von Medici, Königin von Frankreich, ist aus derselben Zeit mit einem Holzschnitt vertreten, der die Büste eines jungen Mädchens zeigt. Gertrude Rughman-Holland ist die Dritte im XVI. Jahrhundert. Das siebzehnte weist fünf Frauen auf, darunter Anna Sendrart aus Nürnberg; die Anderen sind aus Frankreich und Italien. Angelika Kauffmann und Katharina Prestel nebst drei Französinnen und drei Engländerinnen sind Vertreterinnen des XVII. Jahrhunderts, während das unsrige in der ersten Hälfte deren siebzehn vorführt, zu denen Theresa Holbein in Wien gehört. Die andern vertheilen sich auf England, Frankreich und die Niederlande.

Immerhin war es eine Seltenheit, wenn Frauen den Grabstichel führten, obwohl eine ganze Reihe derselben sich ausgezeichnet haben, die oft die Anregung dazu von Vätern oder Gatten empfingen, welche diese Kunst betrieben. In neuerer Zeit ist bereits von bestimmten Schulen zu sprechen, denen Frauen die Richtung gegeben. Miß Nichols in England, Luise Abbema in Frankreich, Mrs. Mary Nimmo Moran in Philadelphia sind hervorragende Vertreterinnen derselben, die mit vielen Genossinnen allerorts ehrenvoll genannt werden. Den Holzschnitt vertritt in Frankreich Rosa Bonheur, Miß Edith Cooper in New York. An Zahl und Leistungen steht indeß Amerika obenan. Dies gilt von den graphischen Künsten und noch mehr vom Holzschnitt, in welchem betreffs technischer Vollendung dies Land zur Zeit eine Höhe erreicht hat, die kaum noch übertroffen werden kann. —

Erlesene türkische, persische und indische Teppiche an den Wänden, mit ihren harmonisch ausgeglichenen Farbentönen, bilden eine beruhigende Abwechselung für das Auge. Darunter außerordentlich werthvolle Exemplare, deren eines mit dem Preise von 15000 Dollars bezeichnet ist. In der Mitte derselben befindet sich der Thron des Präsidenten der Republik Mexico mit wunderbar reicher und vollkommen ausgeführter Stickerei in Gold auf rothem Sammt, den kein Kaiser verschmähen dürfte. Um die eine Längsseite zieht sich oberhalb ein Carton von etwa achtzig Fuß Länge und zwei Fuß Breite, eine photographische Abbildung der berühmten Stickerei der Königin Mathilde von Frankreich aus dem X. Jahrhundert. Es ist eine colorirte getreue Abbildung, die der Municipalrath der Stadt Bayeux ausgestellt hat, wo sich diese merkwürdige Arbeit befindet. Antiquitäten an Dosen, Fächern und Nippes sind an dieser Seite aufgestellt, auch eine Sammlung von alten Büchereinbänden und Werken mit Initialen von Frauenhand. Das Werthvollste ist eine erlesene Auswahl herrlicher Spitzen aus allen Jahrhunderten und in den mannigfaltigsten Techniken. Amerika ist kein Land, das echte Spitzen producirt hat, aber es weiß sie zu würdigen und hat das Geld gehabt, sich diese Zeugen vergangener Zeiten zu kaufen, denn darin steckt ein nicht unbedeutendes Vermögen. Sie gehören dem Gewerbe-Museum in New York und reihen sich dem im unteren Geschoß zur Entfaltung gekommenen Reichthum an Spitzen ebenbürtig an.

Von den fremden Ländern hat England am meisten zu den Portraits berühmter Frauen beigesteuert, die sich an den Wänden des großen Versammlungssaales und an den Seiten der Galerie zerstreut finden. Sie beginnen mit Edith von Wilton, der Tochter König Edgars, die im Jahre 984 starb und als St. Eadgitha heilig gesprochen wurde. Aus dem frühesten Mittelalter, den Zeiten der Tudors, den Bürgerkriegen, kommen wir diesem Jahrhundert näher, und immer mehr treten Frauen hervor, die sich durch philanthropische Bestrebungen, im Erziehungswesen, in Literatur und Kunst einen Namen gemacht haben. Es sind nahezu zweihundert Portraits, deren Mittelpunkt die Königin und ihre Töchter in mehrfacher Darstellung bilden. Deutschland hat zu diesem Theile der Ausstellung keinen Beitrag geliefert, der als historisch zu gelten hätte. Die Vorführung einer Anzahl Frauen, die auf musikalischem Gebiete gegenwärtig thätig sind, durch Fräulein Anna Morsch, und dramatischer Künstlerinnen durch Fräulein Olga Morgenstern befindet sich in der deutschen Abtheilung im unteren Geschoß und hat leider keine

Google

Erweiterung erfahren. Schweden gab Bilder und Biographien von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen nebst deren Werken. Amerika ist auch hier am reichsten vertreten.

Erst das untere Geschoß entfaltet den Wettstreit der Nationen in Vorführung heutiger Erzeugnisse des Frauenfleißes.

Die von allen vier Seiten durch hohe Portale zugängliche Mittelhalle hat keine Verschönerung durch die Wandgemälde erfahren, mit denen man ihr einen besonderen Reiz zu verleihen gedachte. Sie sind durchaus verfehlt in Farbentönung und Zeichnung, ja, sie vermögen nicht einmal durch den Gegenstand der Darstellung, Apotheose und Scenen des Frauenlebens, auf das Gefühl zu wirken und dasselbe zu bestechen. Um ein Brunnenmodell in der Mitte reihen sich Bronzen und Sculpturen zwischen grünen Blattpflanzen, unter denen vorzügliche Büsten von Susan B. Anthony, Elisabeth Lady Stanton, Lucy Stone und Harriet Beecher Stowe hervorzuheben sind. Andere finden sich im ganzen Saal vertheilt.

Amerika zählt mit einem bedeutenden Procentsatz Frauen in der Bildhauerkunst. Meistens haben die im Frauengebäude vertretenen Künstlerinnen auch in der Kunstgalerie ausgestellt, und zwar im Verhältniß von eins zu fünf ihrer männlichen Kunstgenossen, deren fünfundvierzig vorhanden. Die Leistungen Einzelner zeugen von großer Begabung und genialer Auffassung, die es mit dem Durchschnitt der Künstler auf diesem Gebiete wohl aufzunehmen vermag. Eine Ariadne von Anna Whitney und die Büsten von derselben, wie auch Leif Ericson, der in Amerika hochgefeierte Nebenbuhler von Columbus, in lebensgroßer Ausführung und lebensvoller Gestaltung, erringen mehr als einen Achtungserfolg.

An den beiden Längswänden haben Oelgemälde ihren Platz gefunden, unter denselben Glasvitrinen mit alten und neuen Stickereien, Fächern, Spitzen und Alterthümern derselben Nationen, die in den Bildern vertreten sind, soweit sich dies thun ließ. Gleiche Glaskasten ziehen sich in zwei weiteren Doppelreihen durch die Halle, an deren Enden einige Schränke Abwechselung in die Monotonie bringen. Sie enthalten im bunten Völkergemisch alte und neue Stickereien aller Techniken, aller Zeiten und aus allem nur erdenklichen Material. So herrliche Wunderwerke der Nadel darunter vertreten sind, die bis zum XII. Jahrhundert hinabreichen und aus Museen, Schlössern, Kirchen, Klöstern, Edelsitzen und Bauerhöfen hierher ihren Weg gefunden haben, so wenig ist der Aufstellung Lob zu spenden. Weder ist System hineingebracht betreffs der Zeitfolge, der Stilarten und technischen Ausführung, noch künstlerische oder auch nur geschmackvolle Anordnung versucht, die den Werth vieler Objecte erst in das rechte Licht gerückt, wie dem Ausstellungsraum zum Schmuck und zur Zierde gereicht hätte. Zu den Oelbildern haben die besten weiblichen Kräfte jedes Landes ihren Beitrag geliefert. Es kann aber nicht gesagt werden, daß der Eindruck befriedigt. Es ist zu viel Mittelgut darunter, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen. Deutschland hat fünfzig Bilder beigesteuert, die in sich harmonischer abgeschlossen sind und unter denen wir unsere hervorragendsten Malerinnen finden. In der Kunstgalerie sind gleichfalls Malerinnen und Bildhauerinnen, so daß die Einheit überall fehlt und die Uebersicht erschwert ist. Der Zufall hat hierbei gewaltet, kein bestimmtes Programm, wodurch die Einen hierher, die Anderen dorthin verschlagen wurden. In der Kunstgalerie sind beispielsweise sechsundsechzig Malerinnen mit Oelgemälden von Amerika, fünfundzwanzig von England, von Deutschland sieben und von Frankreich nur deren sechs, darunter bessere und weniger gute Bilder als im Frauengebäude. Gesammtleistung und Einzelleistung werden doch nur eine relative Schätzung erfahren können und zu keinem abschließenden Urtheile über die Frauen in der Kunst führen, obgleich ihre Betheiligung verhältnißmäßig groß erscheint.

Unter den in den vierzig Glasvitrinen der Haupthalle ausgelegten Erzeugnissen weiblicher Geschicklichkeit aus Vergangenheit und Gegenwart sind so köstliche Stücke, daß man sich nicht satt daran sehen kann und in so großer Anzahl gleichwerthig, daß man keines derselben hervorheben darf, ohne den anderen Unrecht zu thun. Die meisten sind

Google

unverkäuflich und die verkäuflichen meist unerschwinglich. Bei einem etwa zwei Meter langen und vierzig Centimeter breiten Spitzenvolant ist die Verkaufssumme mit zehntausend Dollars angegeben, und Preise von sechs- bis achttausend Dollars für den Meter finden sich in der französischen Abtheilung gleichfalls. Einen solchen Reichthum erlesener alter und neuer Spitzen hat wohl die Welt noch nicht auf einem Platze vereinigt gesehen. Königinnen haben sich ihrer Schätze entäußert, um in diesen am höchsten bewertheten Erzeugnissen weiblicher Kunstfertigkeit den Fleiß und die Geschicklichkeit der Töchter ihres Landes zu zeigen, die diese selbst freilich am theuersten, mit Leben und Gesundheit, bezahlen müssen. An diese dunkle Seite der Herstellung darf man freilich bei der Betrachtung und uneingeschränkten Bewunderung solcher oft hauchartigen Nadelgebilde nicht denken, wenn man sich ihrer erfreuen will. Die echte Spitze, von jeher kostbar, wird einen um so höheren Werth annehmen, je mehr sich die Vollkommenheit der Imitation steigert. Schon jetzt hat dieselbe einen hohen Grad erreicht, so daß nur Kenneraugen nicht getäuscht werden. Man ahmt selbst die unumgänglichen Ungleichheiten der individuellen Handarbeit nach, die oft der Spitze einen besonderen Reiz verleihen, ihr ein bestimmtes Gepräge aufdrücken, wie dies vornehmlich bei alten Arbeiten der Fall ist. Es wird schließlich nur darauf ankommen, von wem Spitzen getragen werden, um an ihre Echtheit zu glauben oder sie anzuzweifeln.

Die Spitzen würden ein eigenes Capitel einnehmen, wollte man auch nur den hervorragendsten Stücken Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kein Land, das nicht besonderen Werth auf ihre Ausstellung gelegt hat, wenn es sich der Erzeugung derselben rühmen kann. Obenan stehen Italien, Belgien und Frankreich. Die Königinnen beider Länder haben ihre werthvollsten Prachtstücke dazu geliefert. Die italienische Abtheilung nennt nur Gräfin Cora di Brazza als Ausstellerin, doch steht die Regierung hinter ihr. Ein im Style des XV. Jahrhunderts eingerichtetes Zimmer, das durch ein eisernes Gitter abgeschlossen ist, enthält eine Fülle historisch geordneter Spitzen, von denen die Bettdecke, unter welcher Victor Emanuel geboren wurde, und ein wundervoller Schleier von Buranospitze die größten Stücke sind, die der Königin gehören. Fächer, Tücher und Besatzspitzen in venetianischer, genuesischer und sicilianischer Arbeit stammen gleichfalls aus ihrem Besitz und haben eine geschmackvolle Aufstellung erfahren, zu der Geschäftshäuser die Gegenstände lieferten, wie solche auch bei den Spitzen vertreten sind. Die historische Durchführung dieser Sammlung findet ihre Ergänzung in dem Werke der Gräfin Brazza über Spitzen und Spitzenmanufactur, nur wenige Erzeugnisse anderer Art des italienischen Frauenfleißes sind hinzugefügt.

Belgien hat gleichfalls den Hauptwerth auf seine Spitzen gelegt. Um die Spitzen der Königin gruppiren sich historische Stücke, die bis in das XI. Jahrhundert reichen. Hier sind neben Points vorzugsweise Mechelner, Valenciennes, Malines, Brüsseler vertreten, doch finden sich auch italienische Techniken, wie unter diesen flandrische und die Verschmelzung beider.

Die meisten dieser Spitzen sind im Privatbesitz der Aristokratie und der Kirche und wurden deshalb außer Preisbewerbung gestellt. Ein Werk von Photographien alter merkwürdiger Spitzen ist gleichfalls von der Königin gegeben. Außer einigen Gemälden, Stichen und Holzschnitten hat Belgien nichts weiter vorgeführt.

Die Kaiserin von Rußland hat die Spitzen des Landes sammeln lassen und auch von ihrem persönlichen Eigenthum beigesteuert. Aber Rußland steht weit zurück. Ebenso England, das in seinen irischen und Honitons eine Specialität pflegt und diese Industrie zu heben sucht. An der Spitze steht die Gräfin Aberdeen, die dafür thätig ist, allein die vorgeführten Proben erreichen keinesfalls die Höhe der genannten Länder. Dänemark, Schweden und Norwegen haben sich gleichfalls angelegen sein lassen Proben vorzuführen, doch kommen dieselben nicht in Betracht. Oesterreich hat nur eine Mustersammlung seiner Spitzenschule, und Deutschland ist einzig und allein durch in Schmiedeberg gearbeitete Points der Kaiserin Friedrich vertreten, welche dieselben

Google

von den schlesischen Frauen zum Geschenk erhalten hat. Auch andere Proben derselben Spitzenschule von Hoppe-Weinhold sind zum Verkauf ausgestellt. Bemerkenswerth sind nur noch Spanien und Mexico, in deren Arbeiten Stickerei und Spitzenwerk so eigenartig verflochten ist, daß die spinnwebartigen Erzeugnisse und Reliefarbeiten zwischen beiden stehen und von beiden etwas haben.

Allen Ausstellungen voran in Spitzen alter und neuer Zeit steht Frankreich, das auch sonst mit umfassendster Heranziehung von Geschäftshäusern die Frauenarbeit nach jeder Richtung vorführt. Es sind ideale Leistungen, die hier zu Tage treten. Uebersicht und Reichhaltigkeit der Darstellung, Geschmack, Tüchtigkeit und Eleganz der Ausführung überall, wohin das Auge fällt. Ein reich ausgestattetes Gesellschaftszimmer im Stile Ludwigs XVI. mit einer Gruppe in Lebensgröße, führt die ganze Industrie der Zimmerausrüstung und Bekleidung vor, bei der Frauen und Frauengenossenschaften betheiligt sind. Die Berufsgenossenschaft der Nadelarbeiterinnen hat einen werthvollen Beitrag in der Reproduction historischer Costüme geliefert, eine große Anzahl etwa siebzig Centimeter hoher Puppen, gekleidet in Anzügen von Königinnen und einfachen Frauen aus allen Jahrhunderten bis auf die Kaiserin Eugenie. Ein Gegenstück dazu ist von New-York ausgestellt, umfaßt indeß nur die zwei letzten Jahrhunderte. Die Puppen sind kleiner, auch macht sich ein Unterschied in der Bearbeitung sehr bemerkbar. Die Porzellanmanufactur von Sèvre bietet erlesene Malereien von Frauen, das Syndikat der Handschuhfabrikanten Handschuhe. Mit Einsicht und Verständniß ist auch diese Abtheilung ausgestattet, wie die im oberen Geschoß befindliche. Es fehlt bis zum Corset nicht eine Specialität. Gold- und andere Stickereien, ausgestellt von Geschäften mit Betheiligung der Arbeiterinnen am Gewinn, von Genossenschaften, Schulen und Privaten, ergänzen das Bild technischer Fertigkeit, wie Sculpturen, Malereien, Stiche und Federzeichnungen von sieben Bildhauerinnen und achtzehn Malerinnen die künstlerischen Leistungen vertreten, dabei Sarah Bernhardt mit drei Büsten und einem Basrelief. Im vorigen Jahre war bereits bekannt, daß die französische Kammer eine Million Francs für diesen Zweck bewilligt habe.

Die in der Nähe befindliche Ausstellung der Frauen von Mexico giebt in wahren Wunderwerken alte nationale Techniken, die sich selbstständig entwickelt haben, und solche, die sorgfältig gepflegte und erziehlich ausgebildete Handgeschicklichkeit beweisen. Es ist eine Fülle an Gegenständen und ein Reichthum des Materials, die Staunen erregen. Auch dort war ein Frauencomité thätig und hat mit so gutem Erfolge gewirkt, daß siebenhundertundzwanzig Ausstellerinnen sich betheiligten, nach den Vereinigten Staaten die höchste Zahl. Die Ausstellung zeigt die Frauen Mexicos auf einer sehr entwickelten Culturstufe. Selbst in Betreff der Kunst lassen sie es an achtungswerthen Leistungen nicht fehlen. Büsten, Oelgemälde, Aquarelle, Stift- und Federzeichnungen geben Proben davon, denen eine Anzahl kunstgewerblicher Leistungen zur Seite steht. Aus allen ihren Arbeiten spricht lebhafte Phantasie, und die Ornamentirung greift oft auf alte Stilarten ihres Landes zurück. Die mexicanische Regierung hat sich gleichfalls durch Hergabe von Arbeiten aus Museen und Darstellung der Schulen betheiligt, in der Hauptsache aber wohl durch Bewilligung der Mittel, um diese glänzende und interessante Sammlung zu ermöglichen, welche eine der hervorragendsten ist.

Das Cap der guten Hoffnung, Schweden, Norwegen, Siam, Japan und Spanien und Portugal folgen auf derselben Seite. Das erstere hat neben modernen Arbeiten solche von Buschweibern, Kaffern und Malayen ausgestellt, die orginell sind, ebenso deren Hausgeräthe und musikalische Instrumente. Schweden, Norwegen, und am liebsten auch Finnland, halten sich von einander getrennt. Dennoch trägt Alles den Charakterzug einer gemeinsamen Culturstufe, wenn auch die einzelnen Aeußerungen verschieden sind. Hausindustrie alter und neuer Zeiten werden durch Erziehung und Unterricht ergänzt. Die historische Beisteuer geht bis auf den Anfang des XVII. Jahrhunderts zurück, Puppen veranschaulichen die Landestrachten. Stellung und Wirken der Frauen in Schweden ist auf statistischen Tafeln gegeben, Frauenliteratur, Portraits und Biographien von Schrift-

Google

stellerinnen, Componistinnen und Künstlerinnen gesammelt. Von Mrs. Lea Ahlborn-Stockholm sind dreiundsiebzig Medaillen und vierzehn bronzene Reliefs ausgestellt, durch welche ihre anerkannt hervorragende Meisterschaft auf diesem Gebiete bewiesen wird.

Siam glitzert von goldgestickten Königsgewändern, Schärpen, Gürteln, Decken, Kissen, Schürzen und Kopfbehängen, Alles übersponnen und durchwebt mit Metallfäden und solchen Verzierungen. Orientalischer Reichthum und Prachtentfaltung spricht aus jedem Stück, doch fehlt es auch nicht an künstlichen Blumen und getriebenen Gegenständen, an Korbflechtereien und Wachsarbeiten, die von Betriebsamkeit und Fleiß der Frauen sprechen.

Wo immer Japan zu finden ist, documentirt es sich als ein feines Volk, das intelligent und strebsam, sich in kürzester Zeit die moderne Cultur zu eigen gemacht hat. Auch die Frauen haben Antheil an dieser schnell erworbenen Civilisation, und die Regierung hat nicht mit Geldmitteln gekargt, ihn zum Ausdruck zu bringen. Das japanische Frauen-comité stellt ein von der Königin verfaßtes Gedicht, handschriftliche Manuscripte anderer Hofdamen und ein Buch über die japanischen Frauen aus. Prinzessin Kotohito hat einen von ihr gemalten Fächer eingesendet, und Prinzeß Mori eine ganze Sammlung häuslicher Einrichtungs- und Bekleidungsgegenstände, musikalische Instrumente, Dolch, Schwert und Luxussachen, vorgeführt in einer Zimmereinrichtung. Seidenzucht und Weberei, Porzellanmalerei und Lackarbeiten sind in kostbaren Proben vertreten. Bei der Ausstellung betheiligt sind sechsundsiebzig Frauen oder Vereinigungen solcher.

Spanien bedankt sich mit einer umfassenden, in einem monumentalen Schrank prachtvoll aufgestellten Sammlung aller erdenklichen Erzeugnisse von Frauenhand für die Huldigungen, welche Amerika ihm bei der Columbusfeier zu Theil werden ließ. Es ist eine außerordentliche und schöne Ausstellung. Die Königin stand an der Spitze des Comités, betheiligte sich selbst mit Aquarellen und lieh von ihrem Privatbesitz. Auch die spanische Regierung hat nicht mit den Mitteln gekargt. Die Canarischen Inseln und Cuba haben ihren Antheil an herrlichen Stickereien, künstlerisch ausgeführter Nadel-malerei, Gold- und Silberspitzen. Die Hausindustrie der Landbevölkerung fehlt nicht, Kirchen, Klöster, Museen und Schulen haben beigesteuert. Auch andere Gebiete sind vertreten und zeigen den Gewerbefleiß der Frauen. Seidenzucht und ihre Producte, geschnittener Tabak, von Frauen gepflanzt und weiter behandelt, Cigarren und Cigaretten, Stärke und Anderes. Bücher, Manuscripte, Photographien von ausgezeichneten Frauen sind gesammelt, und elf Schulen haben ihre Leistungen vorgeführt. Eine Reihe lebens-großer Figuren in den malerischen Trachten der spanischen Landbevölkerung bildet auf der oberen Galerie einen Anziehungspunkt. Auch Spanien kann sich zu dem Erfolge der ebenso würdigen wie wirkungsvollen Vertretung seiner Frauen beglückwünschen, bei der zweihundertachtunddreißig Ausstellerinnen betheiligt sind.

Rußland, England, Neu Süd-Wales und ein türkischer Beschäftigungs-Verein nehmen den entgegengesetzten Flügel des Gebäudes auf der westlichen Seite ein. Letzterer führt mehr oder weniger schön gearbeitete werthvolle türkische Stickereien von muhamedanischen Frauen vor. Er giebt sich nur als Wohlthätigkeitsinstitut und reiht sich damit den Culturbestrebungen ein, weist indeß auch vorzügliche Arbeiten auf.

In Rußland hat ein Kaiserliches Frauen-Comité die Vorbereitungen getroffen, das augenscheinlich von der Gunst des Hofes und der Regierung getragen worden ist. Die Hergabe kostbarer Hofgewänder von den frühesten Regierungszeiten bis zu den jüngsten Tagen und anderer seltener und werthvoller Gegenstände aus den Schatzkammern des Kaiserhauses, aus Museen und Kirchen, spricht ebenso dafür, wie Einsammlung, Aufbau und sonstige Zusammensetzung der Ausstellung. Es ist keine Seite hausindustrieller Thätigkeit der Frauen Rußlands unberücksichtigt geblieben, von Gewinnung und Behandlung des Flachses bis zur werthvollsten Bearbeitung in Fäden und Geweben. Musterung und Technik der slavischen Bearbeitung trägt vielfach einen von dem romanischen gänzlich verschiedenen Charakter, doch begegnen sich beide wiederum in kunstvollen Gebilden der geschnittenen und ausgezogenen Fäden. Was Rußland immer zu zeigen hatte, wurde mit

Google

Fleiß und Umsicht zusammengefügt und bietet ein ausdrucksvolles Bild russischen Frauenlebens- und Arbeitens. Die Schulen sind inbezogen, die Trachten der Bevölkerung dargestellt, die Spiele der Kinder gezeigt. Nichts fehlt, als etwas Freiheit der Bewegung zur geistigen Entwickelung des Volkes. Auch im Industriegebäude sind die gewerblichen und Fachschulen, die kaiserlichen Institute und Volksschulen für das weibliche Geschlecht sehr vortrefflich vorgeführt.

England trägt den Charakter der Neuzeit mit einigen Resten der Vergangenheit in seiner Ausstellung zur Schau, die durch eine spinnende und eine webende Frau belebt ist. Eine reiche Entfaltung aller gemeinnützigen Bestrebungen in großartigem Maßstabe führt deren Erzeugnisse wie Einzelleistungen auf jedem Gebiete weiblicher Geschicklichkeit in trefflicher Anordnung vor. Die Regierung hat £ 50000 dafür bewilligt, und so konnten die Vorbereitungen über das ganze Land durch das Comité ausgedehnt werden und Erfreuliches und Bedeutsames zu Tage fördern. Die Königin und die Prinzessinnen haben selbst durch Handarbeiten und Malereien ihr Interesse bethätigt und vornehmlich die unter ihrem Protectorate stehenden Vereine vorgeführt. Die meisten der sechshundertneunundbreißig Ausstellerinnen haben sich indeß mit Einzelleistungen betheiligt.

Neu Süd-Wales zeigt in jeder Beziehung den Zusammenhang mit dem Mutterlande und erläutert zugleich, daß dort hinter dem großen Wasser auch Menschen auf der gleichen Culturhöhe mit uns leben, hier sowohl wie im Industriegebäude.

Zwei eigenartige irische Ausstellungen sind auf der Midway Plaisance durch Lady Aberdeen und Mrs. Ernest Hart vertreten. Irische Dörfer, um die alten Burgen Blarney und Donegal gruppirt, führen die Hausindustrien Irlands arbeitend vor, um die beide Frauen sich große Verdienste erworben haben, doch wäre die Verdoppelung besser unterblieben.

Den Haupttheil der ganzen östlichen Längsseite nehmen die Vereinigten Staaten mit einem Gefilde moderner Arbeiten ein, die sich hier aus allen Einzelstaaten zusammengefunden haben. Zeigt sich auch Gutes und Schlechtes durcheinander wie in einem Bazar, so geht doch daraus hervor, daß Amerika recht Tüchtiges leistet und bald noch mehr leisten wird. Dafür sorgen die großartigen Fachschulen, die hier und in dem Industriegebäude schier zahllos diese Richtung vertreten. Die Schule schließt weibliche Handarbeit aus, sorgt indeß für Entwickelung der Handgeschicklichkeit bei Knaben und Mädchen in dem gemeinsamen Unterricht auf allen Stufen, der mit dem Kindergarten beginnt und mit der Universität endigt. Da fünfundsiebzig Procent aller Lehrkräfte in Amerika Frauen sind, so fallen die Leistungen der Schulen eigentlich gleichfalls in das Gebiet des sichtbaren Antheils der Frauen bei der Ausstellung.

Wenige Abtheilungen, Klassen und Gruppen giebt es, die nicht von Amerikanerinnen irgendwie vertreten. Ja, selbst eine geschmiedete Arbeit mag als Curiosität angeführt werden. Bedeutend heben sich die ethnographischen Sammlungen hervor, die Afro-Amerikanische Frauenausstellung von New-York; die Smithsonian-Vorführung der Frau in der Barbarei; die prächtigen und wissenschaftlich werthvollen Sammlungen von Mineralien, Versteinerungen, Muscheln, Pflanzen, Farnen, Moosen; der hochentwickelte Zeichenunterricht, der alle kunstgewerblichen Erzeugnisse günstig beeinflußt, unter denen Holzschnitt und Holzbildhauerei, Musterentwerfen für Tapeten und Stoffe, sowie die in Amerika außerordentlich beliebten Arbeiten auf dem Gebiete der Keramik viele Frauen beschäftigen.

Am wenigsten befriedigt das Zimmer der Erfindungen. Der Eindruck ist: Wenig und unbedeutend. Ohne gründliche Kenntniß der Technik und der Gesetze der Construction läßt sich das nun einmal nicht erreichen, und so weit haben es auch die amerikanischen Frauen noch nicht gebracht, aber sie befinden sich auf dem Wege dazu. Es sind meist Gegenstände zum Hausgebrauch, die hier vorgeführt werden.

Als Annex ist das Kindergebäude zu nennen, in dem Kindergarten, Kinder- und Säuglingsstube, Turnanstalt, Handfertigkeitsschule, Küchengarten und Taubstummenanstalt thätig Propaganda für ihre Systeme machen. Das kleine Häuschen, in dem

Google

Alles vereinigt ist, was auf die Entwickelung des Kindes Bezug hat, nimmt das volle Interesse des Publicums in Anspruch.

Von dem Reichthum, den das Frauengebäude nicht in sich aufzunehmen vermochte, floß über in alle Staatengebäude und in alle anderen Abtheilungen. Es sind indeß meist Wiederholungen oder absichtliche Verdoppelung, selten Ergänzungen oder gar völlig losgetrennt Neues im Gebiete der Frauenleistungen. Sie finden sich überall, in der Kunstgalerie, im Industriegebäude, ja selbst in der ethnologischen Ausstellung.

Den letzten Theil des Raumes auf dem südwestlichen Flügel nehmen Ceylon mit einer sehr originellen Aufstellung nicht sehr hervorragender indischer Arbeiten ein, Brasilien mit wenig Bemerkenswerthem, wogegen im Industriegebäude die Schulen gut illustrirt sind, und als Schluß Deutschland und Oesterreich.

Leider läßt sich von Beiden nicht viel Rühmens machen, doch dient das Letztere dem ersteren noch einigermaßen als Folie. In beiden Ländern ist weder die Bedeutung erkannt worden, welche diese Ausstellung für das eigene Volk hat, noch anderen Nationen gegenüber. Die Engherzigkeit, mit welcher die Vorbereitungen in Deutschland getroffen wurden, lassen Deutschland weit hinter den anderen Nationen zurückstehen. Es machte sich mehr ein Abschreckungssystem geltend, als daß aufgefordert, ermuntert und angelockt oder gar gesammelt wurde. Gegen das, was andere Staaten aufgewendet haben, erscheint die Summe von 30 000 Mark um so kärglicher, welche der Reichscommissar für diesen Zweck nur glaubte erübrigen zu können. Aber es fehlte auch überall der Gemeingeist, welcher in Collectivausstellungen eine allseitige Betheiligung ermöglicht hätte, wie es andere Länder gethan. Es rächt sich dies schwer nach allen Seiten. Selbst bei dem Ausgestellten, bei dem sich nur 139 Ausstellerinnen betheiligten, wären Wiederholungen besser vermieden, die in einer solchen Ausstellung ermüdend wirken. Die Gediegenheit der einzelnen Arbeiten, die systematische Vorführung und methodische Gestaltung derselben, welche bei allen deutschen Ausstellungen als Grundton zum Ausdruck gelangt ist und sich auch hier wiederfindet, täuscht allein über die Dürftigkeit und Unvollständigkeit der Vertretung deutscher Frauenarbeit und Frauenwirkens hinweg und erwirbt sich die Achtung und Sympathie Sachverständiger. Das mit vieler Mühe gesammelte und zusammengestellte statistische Material ist gleichfalls unzulänglich und kann auch vollen Werth erst durch allseitige Illustrirung erhalten. Zu der Bibliothek wurden fünfhundert Bände beigesteuert, bei denen indeß mehr der Zufall gewaltet hat, als systematische Auswahl. Für die Vergangenheit hat Deutschland keinen Beitrag geliefert, und die Hausindustrien sind unberücksichtigt geblieben. Das Fröbel'sche Kindergartensystem ist durch das Fröbel-Pestalozzihaus in Berlin am umfassendsten vertreten. Diese Ausstellung ist indeß in das amerikanische Gebiet verschlagen worden und steht dort gänzlich zusammenhanglos, da sich nirgends dafür der geeignete Raum fand. Das in der deutschen Abtheilung Vorhandene ist kärglich und giebt kein einheitliches Bild. Es steht weit hinter dem zurück, was alle Länder, bis in die fernsten, darin vorgeführt haben. Amerika steht auch darin Allen voran und hat eine individuelle Entwickelung erzielt, von der alle anderen Völker jetzt zu lernen haben.

Oesterreich hat nicht einmal so viel. Einzelne vortreffliche Arbeiten verschwinden unter dem Wust unbedeutender; Literatur und Kunst sprechen keine beredte Sprache für den Culturstand der Frauen.

Deutschland ist auch der einzige im Erziehungsfache ausstellende Staat, von dem nicht Werth darauf gelegt wurde, die weiblichen Fach- und Fortbildungsschulen in ihrem Zusammenhange mit weiblicher Schulbildung zu zeigen. Ebenso blieb das vorschulpflichtige Alter unberücksichtigt, das alle Länder einbezogen haben. Das Schwergewicht ist allein auf die männlichen Ausbildungsanstalten gelegt, wie dies in Wirklichkeit der Fall. Böser Wille kommt dabei nicht zum Ausdruck, es ist nur bezeichnend für die geringe Wichtigkeit und Bedeutung, die Deutschland vorerst seinen Frauen und Töchtern noch beimißt und somit — ein Culturmaßstab.

Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Orientreise Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland 1890—1891. Im Auftrage Sr. kaiserlichen Hoheit verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Reise, welche der künftige Herrscher Rußlands in den Jahren 1890—1891 durch Asien unternahm, hat auch außerhalb der Grenzen Rußlands und nicht zum wenigsten bei uns Aufmerksamkeit erweckt, die noch dazu durch jenes noch in frischer Erinnerung stehende Attentat, das einen jähen Abschluß jener Orientreise herbeiführte, in sensationeller Weise aufgestachelt wurde. So wird auch das Werk, in welchem diese Reise beschrieben, in Deutschland Interesse erwecken; wenn auch naturgemäß die Antheilnahme an der Person des hohen Reisenden und an seinen Erlebnissen nicht so lebendig sein kann, wie in dem Heimatlande desselben und so das Werk von vornherein für uns einen Theil des Reizes verliert, den es in der russischen Fassung auf die Landsleute des Verfassers, des als Dichter und Philosophen bekannten Fürsten E. Uchtomskij, üben mag, so besitzt es doch an sich Vorzüge genug, um auch einen deutschen Leser zu fesseln, abgesehen von der luxuriösen Ausstattung, die das Werk zu einem kostbaren Prachtwerke stempelt. —

Die Reise umfaßt die Zeit vom 23. Oktober (4. November) 1890 bis zum 4. (16. August) 1891. In diesem Zeitraum wurde folgendes Reiseprogramm absolvirt: Von Gatschin begab sich der Großfürst-Thronfolger zunächst nach Wien zum Besuch des Kaisers Franz Josef, sodann nach Triest, von wo ihn ein russisches Geschwader nach Griechenland bringt. Hier übt Olympia besondere Anziehungskraft; Athen und der Isthmus von Korinth mit dem noch unvollendeten Canal werden besichtigt; es folgt die Fahrt durch den Suezcanal; Aegypten wird bis zur Insel Philae, oberhalb des ersten Nilkataraktes, besucht, dann geht es nach Indien, Java, Siam, China und endlich Japan, wo die That eines fanatischen Eingeborenen die vollständige Abwickelung der geplanten Reise verhindert, worauf dieselbe durch die Rückreise durch Sibirien, woselbst der Großfürst in Wladiwostock den ersten Spatenstich zu der großartigen transsibirischen Bahn thut, ihren Abschluß findet.

Man wird an ein Werk, wie das vorliegende, natürlich nicht die Ansprüche stellen, die man an ein ernst wissenschaftliches Reisewerk zu stellen berechtigt ist; im Großen und Ganzen kann es sich hier nur um Momentaufnahmen handeln, um die Fixirung flüchtiger Eindrücke und Stimmungsbilder; manchem mußte auch ein Platz eingeräumt werden das nur durch die Person des hohen Reisenden Interesse zu erwecken vermag. Dennoch

Google

bietet der Verfasser mehr als eine fesselnde Unterhaltung; er zeigt sich oft genug als einen feingebildeten und unterrichteten Mann, der uns manches Lehrreiche zu sagen weiß, der nicht nur an der Oberfläche der schnell vorüberziehenden Erscheinungen haften bleibt, sondern vielfach in die Tiefe geht und in kurzen Zügen ein anschauliches Charakterbild von Land und Leuten zu entwerfen vermag. Einige Ueberschwänglichkeiten in Bezug auf die hohen Persönlichkeiten, sowie einige specifisch russische Anschauungen können den Genuß, den die Lectüre des dem Inhalte nach fesselnden und belehrenden wie in der Form schwungvollen, oft poetisch angehauchten Textes gewährt, nicht beeinträchtigen.

Eingeborene Typen aus Bombay.
Aus: E. Uchtomskij, Orientreise des Großfürsten-Thronfolger von Rußland.
F. A. Brockhaus, Leipzig.

Wie verlautet, hat der russische Autor, der der deutschen Sprache mächtig sein soll, auf die Gestaltung der von Dr. Brunnhofer besorgten deutschen Fassung steten und sehr

Google

Eine Straße im Eingeborenenviertel in Bombay.
Aus: E. Uchtomskij, Orientreise des Großfürsten-Thronfolger von Rußland. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Google

wesentlichen Einfluß geübt, so daß das Werk bis zu einem gewissen Grade ein deutsches Originalwerk geworden ist.

Die reiche und glänzende Illustration des Werkes rührt von dem russischen Maler und früheren Offizier N. Karasin, der als ein Schüler Dorés bezeichnet wird, her. Einen gewissen Einfluß des französischen Meisters vermag man in den effectvollen Phantasie-Bildern zu erkennen. Im Uebrigen sind die sorgfältig ausgeführten Holzschnitte — theils Vollbilder großen Formats, theils zahlreiche Textbilder von verschiedener Größe — nach Photographien ausgeführt, so daß der Künstler zur Bekundung seiner Eigenart nicht besonderen Spielraum hatte. Die Illustrirung erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete: Bauten und Denkmäler, Ansichten von Städten und Landschaften, wichtige Begebenheiten, charakteristische Typen, Scenen aus dem Leben und Treiben der Völker, sowie an Bord der russischen Fregatte „Pamjat Asowa" werden uns vorgeführt. Die uns vorliegenden achtzehn ersten Lieferungen, welche uns bis nach Bombay führen, enthalten außer derartigen Holzschnitten noch die Portraits des Großfürsten Georg Alexandrowitsch,

Ochsenwagen.
Aus: E. Uchtomskij, Orientreise des Großfürsten-Thronfolger von Rußland.
F. A. Brockhaus, Leipzig.

des Khedive Tewfik Pascha und des Prinzen Georg von Griechenland, der durch sein muthiges Eingreifen das Leben des Großfürsten-Thronfolgers rettete, ferner zwei Gruppenbilder in Heliogravüre, von denen uns die eine die Reisegesellschaft am Fuße der Cheops-Pyramide, die andere in Indien vorführt, endlich eine Karte von Aegypten im Maßstabe von 1 : 4 000 000 und einen Plan von Bombay (Maßstab 1 : 91 000).

Wie die technische Ausführung der Holzschnitte und Heliogravüren, so ist auch Papier und Druck musterhaft, wie dies ja bei der altberühmten Verlagshandlung von vornherein zu erwarten ist. Das Werk erscheint in 60 Lieferungen à 1,50 Mk. Es wird vollständig zwei Prachtbände von 250 Foliobogen Text mit 120 ganzseitigen Separatbildern, ca. 280 Textbildern, ca. 8 Kunstblättern in Stahlstich und Heliogravüre und mehreren Karten füllen. Der Preis für die beiden Prachtbände wird 110 Mk. betragen. Außerdem wird eine Luxusausgabe auf Velinpapier, in Saffianlederband zum Preise von 300 Mk. hergestellt werden. Wir werden auf das werthvolle Werk bei weiterem Vorgeschrittensein desselben zurückkommen. — l —

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Aus dem rührigen, mit Ernst und Umsicht geleiteten Verlage des Bibliographischen Instituts liegen uns wieder eine Reihe beachtenswerther Publicationen zur Besprechung vor. An erster Stelle haben wir das rüstige Fortschreiten der neuen Auflage des großen Meyer'schen Konversations-Lexikons zu erwähnen. Erst vor wenigen

Google

Jahren, 1890, ist die vierte Auflage dieses bedeutenden „Nachschlagewerks des allgemeinen Wissens“ beendet worden, und jetzt liegen bereits die ersten beiden abgeschlossenen Bände der fünften Auflage vor, die ihre Vorgängerin abermals quantitativ und qualitativ überbietet. Wir haben beim Beginn des Erscheinens dieser neuesten Auflage auf die Vorzüge dieses hervorragenden Werkes, das als eine der nützlichsten und verdienstvollsten Erscheinungen des Büchermarktes, nicht blos des deutschen, bezeichnet werden muß, nachdrücklich hingewiesen. Von Auflage zu Auflage gewinnt das Meyer'sche Konversations-Lexikon an innerem Gehalt und äußerer Schönheit. Aus der Anlage des ganzen Werkes, aus der zweckentsprechenden Raumvertheilung, aus der Gleichmäßigkeit in der Behandlung der verschiedenartigsten Stoffe, der Knappheit in der Darstellung, der Objectivität des immer discreten Urtheils erkennt Jedermann die Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit einer einheitlichen, unaufhaltsam arbeitenden Leitung. Der bildliche und kartographische Schmuck dient ausschließlich dem ernsten Zwecke der lebhafteren Veranschaulichung und schnelleren Unterweisung. Nicht weniger denn zehntausend solcher Abbildungen sind in den Text eingefügt, und dazu kommen noch gegen tausend bildliche Darstellungen, geographische Karten, Stadtpläne u. s. w. auf besonderen Tafeln, alle in vorzüglichster Ausführung und mit den besten Mitteln unserer vorgeschrittenen Vervielfältigungstechnik in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck wiedergegeben. Ueberhaupt verdient die äußere Ausstattung, die gerade bei einem Nachschlagewerk ihre besondere Wichtigkeit hat, die unbedingteste Anerkennung. Das Papier ist von widerstandsfähiger Festigkeit und guter Farbe, der Druck sauber und scharf.

Bei jeder Stichprobe, die wir mit den Aufsätzen in dieser neuen Auflage veranstaltet haben, hat sich das neue Meyer'sche Konversations-Lexikon in der That als verläßlichster Rathgeber und auf jedem Gebiete gleichermaßen bewanderter Lehrer bewährt. Alle neuen Forschungsergebnisse auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten sind berücksichtigt worden, und selbst in der Behandlung der schwierigsten Themata tritt überall das rühmliche Bestreben, durch Einfachheit einer lichtvollen Darstellung das Fernliegende dem Verständniß des Gebildeten nahe zu bringen, in bemerkenswerthester Weise hervor. Wir brauchen, wenn wir diesen zweiten Band durchblättern, auf's Gerathewohl nur auf die Aufsätze „Astrophotographie“ und „Bakteriologie“ zu verweisen.

Um die Bedeutung der illustrativen Ausstattung zu würdigen, genügt schon die eine Angabe, daß diesem zweiten Bande für den Aufsatz „Bildhauerkunst“ nicht weniger als sechzehn Tafeln beigegeben sind. Auch die plastischen Werke unserer jüngsten Künstler sind berücksichtigt worden: die rührende Caritas von Dubois, der Tanz von Carpeaux, der die Façade der Großen Oper in Paris schmückt, der Raub der Sabinerin von Reinhold Begas, Charlotte Wolter von Victor Tilgner, die Büste Liebigs von Wagmüller, der Triumphzug des Bacchus von Weyr an der Façade des Burgtheaters, der schlafende Hirtenknabe von Hildebrand, die Germania von Siemering u. s. w.

Auf dem festen Unterbau, den die früheren Auflagen unserer großen deutschen Konversations-Lexika geschaffen haben, erhebt sich also diese neue in immer größerer Vervollkommnung. Wir dürfen mit Recht stolz sein auf unsere lexikalische Literatur. Sie hat auf dem Weltbüchermarkt der Kulturstaaten ihresgleichen nicht. Es wird sich uns noch öfter die Gelegenheit darbieten, auf das Weitererscheinen dieses Werkes hinzuweisen, und wir behalten uns vor, nach Abschluß des großen Unternehmens das Ganze in eingehenderer Weise zu besprechen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Beginn der neuen Auflage des großen ist Meyers Kleines Konversations-Lexikon in drei Bänden zum Abschluß gelangt. Auch dieses „kleine“ Lexikon ist mit der Zeit zu einem ziemlich umfangreichen Werke, zu drei stattlichen Bänden, angewachsen. Man hat sich eben davon überzeugen müssen, daß eine größere Knappheit kaum möglich ist, wenn das Werk seinem eigentlichen Zweck, über alles Mögliche schnelle und einigermaßen orientirende Auskunft zu geben, entsprechen soll. Die großen Lexika enthalten wissenschaftliche Abhandlungen, die an den Wißbegierigen den Anspruch einer sehr aufmerksamen Lectüre, ja bisweilen des ernsten Studiums stellen. Derartige Aufsätze sind aus dem kleinen Konversations-Lexikon vollkommen ausgeschieden. Hier ist kein Raisonnement, keine Deduction, keine Kritik, hier sprechen eben nur die Thatsachen — correcte Angaben, scharfe knappe Erläuterungen, Data und Definitionen, Alles in strengster Objectivität. Die meisten Artikel sind denn auch nur wenige Zeilen lang. Aber in diesen wenigen Zeilen ist das unbedingt Erforderliche gesagt, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Bei noch gewaltsamerer Zusammendrängung des ungeheuren

Google

Stoffes, der hier zu bewältigen ist, würde das Werk seiner Aufgabe, in jedem Falle kurze und bündige Auskunft zu ertheilen, kaum genügen können. Uns hat dieses condensirte Nachschlagewerk immer, wenn wir es herangezogen haben, vortreffliche Dienste geleistet. Die äußere Ausstattung steht auf derselben Höhe wie die des großen Werkes. Druck, Papier, die zahlreichen Beilagen, Karten und Tafeln sind mustergiltig.

In der bekannten Meyer'schen Klassikerausgabe sind jetzt Uhlands Werke in zwei stattlichen Bänden erschienen. Ludwig Fränkel hat die Werke herausgegeben, mit einer vortrefflichen Abhandlung über Uhlands Leben und Wirken eingeleitet, den lyrischen Gedichten, den Dramen und wissenschaftlichen Aufsätzen besondere Würdigungen vorangestellt, den Text kritisch durchgesehen und discrete Erläuterungen beigefügt. Es kann nicht genug gerühmt werden, daß die Werke des herrlichen Dichters, die sich immer mehr zu verjüngen scheinen, in dieser geschmackvollen und würdigen Ausstattung zu einem spottwohlfeilen Preise der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Endlich haben wir noch auf das Erscheinen der dritten, neubearbeiteten und vermehrten Auflage von Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs hinzuweisen, die Director W. Keil besorgt. Auch dieses Werk ist jetzt zum Formate der Konversations-Lexika herangewachsen. Dafür sind die beiden Bände der früheren Auflagen jetzt zu einem zusammengefaßt. Es enthält in alphabetischer Ordnung einige 70 000 Artikel über alle auf Deutschland bezügliche topographische Namen, die Staaten und deren Verwaltungsbezirke und alle Orte mit mehr als 300 Einwohnern, sowie auch die kleineren, die eine Verkehrsstation, eine Pfarrkirche, ein größeres Gut von 20 Bewohnern an besitzen. Dem Orts-Lexikon sind die Wappentafeln der deutschen Staaten, der preußischen Provinzen und der deutschen Städte, eine politische Uebersichtskarte, eine Karte der Bevölkerung und der Vertheilung der Confessionen, sowie die Pläne der dreißig größten Städte des Deutschen Reichs beigegeben. In den Hausbibliotheken und namentlich in den Bureaus der Beamten und Kaufleute wird dies Werk, das mit größter Gewissenhaftigkeit hergestellt worden ist, vortreffliche Dienste leisten. P. L.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des Geistes. Illustrirte Geschichte der Wissenschaften. Anschaulich dargestellt von K. Faulmann, k. k. Professor. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. Wien, A. Hartleben.

Wenn auch an größeren gelehrten Werken über die Geschichte der einzelnen Wissenszweige, besonders für einzelne Länder, kein Mangel ist, so fehlte es bisher doch an einer gemeinverständlichen, zusammenfassenden und doch handlichen Gesammtgeschichte der Wissenschaften. Diese Lücke soll das vorliegende, auf 30 Lieferungen berechnete Werk ausfüllen.

Das Werk beginnt zwar mit dem Mittelalter, aber da dieses völlig auf dem Alterthum aufbaut, so wird das Wichtigste aus der Geschichte der Wissenschaften doch hier eingeflochten. Für die Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst soll die Eintheilung des Stoffes nach den Jahrhunderten geschehen. Innerhalb der einzelnen Abschnitte werden jedesmal behandelt werden: 1) Geschichte des Unterrichts, 2) der Sprachwissenschaft, 3) der Naturwissenschaften (incl. Landwirthschaft), 4) der mathematischen Wissenschaften und ihrer Anwendung auf Geographie und Astronomie, 5) der Geschichtsschreibung und Kriegswissenschaft, 6) der Theologie und Philosophie, 7) der Staats- und Rechtswissenschaft und 8) der Medicin mit Einschluß der Hygiene.

Die Darstellung ist, soweit es sich nach dem uns vorliegenden ersten Hefte beurtheilen läßt, eine geschickte. Eine werthvolle Bereicherung des Inhalts liefern die zahlreichen photographisch copirten Abbildungen von Holzschnitten und Kupferstichen seltener und kostbarer wissenschaftlicher Werke, von denen einige auch die Farben des Originals treu wiedergeben sollen. Diese Abbildungen, welche die vollste Treue der Originale bieten, werden besonders den Fachgelehrten kleinerer Städte, in denen größere Bibliotheken nicht zur Verfügung stehen, werthvoll sein.

Auch die übrige Ausstattung des Werkes, Papier und Druck, lassen nichts zu wünschen übrig.

Wir hoffen auch über den weiteren Fortgang des Werkes, welches einem wirklichen Bedürfniß entspricht und daher sich viele Freunde erwerben wird, Gutes berichten zu können. Wp.

Google

Das Reich der Habsburger. Von Sidney Whitman; rechtmäßige deutsche Uebersetzung von O. Th. Alexander. Berlin, Carl Ulrich und Co.

Der Verfasser hat sich bereits bekannt gemacht; denn aus seiner Feder stammen: „Das Kaiserliche Deutschland", Psychologie der Deutschen Armee" und „Der deutsche und der englische Arbeiter." Die vorliegende Studie behandelt die heutige Oesterreichisch-Ungarische Monarchie und kritisirt in einer Einleitung und 18 Capiteln die charakteristischen Typen und Zustände dieses Reiches, Vergangenheit und Gegenwart, Deutsche, Czechen, Ungarn, Juden, den Wiener, den Kaiser, den Adel, die Armen, die Priester, den österreichischen Mittelstand, den Bauer und die Frauen. Das Buch ist zunächst für die Landsleute des Verfassers bestimmt, nimmt aber wegen der zahlreichen feinen Beobachtungen und der häufigen Parallelen mit englischen und deutschen Verhältnissen auch unsere Theilnahme in hohem Grade in Anspruch. Mißverständnisse fehlen nicht ganz, und zuweilen begegnet man einem Mangel an Tiefe der Auffassung, aber im Ganzen und Großen ist das Gemälde richtig gezeichnet und gut ausgeführt. Die Oesterreicher sollten es recht gründlich betrachten und namentlich die Worte des Schlußcapitels beherzigen: Disciplin — moralische, geistige und wirthschaftliche Disciplin — das ist es, was ihnen auf der ganzen Linie fehlt, und was andere Völker nur allmählich durch die Arbeit von Generationen sich aneignen konnten. hj.

Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze von Fedor Wehl. Aus dem Nachlaß Wehls, herausgegeben von Eugen Kilian. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Wehl ist einer der erfahrensten Dramaturgen. Was er über Theater schreibt, ist immer lesenswerth, denn wenige Menschen haben soviel gesehen, wie er, und wenige haben einen so feinen Theaterinstinct besessen. Kilian hat sich durch die Herausgabe dieser Bausteine ein Verdienst erworben. Das Bändchen enthält dramaturgische Bemerkungen zu einzelnen Dramen und Hauptgestalten dramatischer Dichtungen, Analysen hervorragender Leistungen solcher Künstler und Künstlerinnen, wie Marie Seebach, Charlotte Wolter, Clara Ziegler, Joseph Kainz u. s. w. u. s. w.

Zu bedauern ist, daß der Herausgeber den einzelnen Aufsätzen nicht wenigstens das Jahr ihrer Entstehung hinzugefügt hat. Man wird da manchmal ganz irre. Man weiß nicht, in welcher Zeit Wehl Frau Marie Seebach gesehen hat, und das ist doch sehr entscheidend für den, der die Richtigkeit seiner Ausführungen nachprüfen will. rl.

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte auf's Neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt von Franz Muncker. Stuttgart G. J. Göschen'sche Verlags-Handlung. Achter Band.

Dieser VIII. Band der von uns wiederholt mit wärmstem Lobe empfohlenen Neu-Ausgabe des Lachmannschen Lessingwerkes enthält Lessings Beiträge zu den „Briefen die neueste Literatur betreffend", die beiden Vorreden zu der Uebersetzung des Theaters des Herrn Diderot und das Leben des Sophokles. Die große Sorgfalt des jetzigen Herausgebers, Professor Muncker in München, haben wir wiederholt hervorgehoben. Auch in diesem Bande prägt sich der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit Munckers aus. Betrübend und beschämend für die Bücherkäufer in Deutschland klingt es, wenn man am Schluß der Vorrede zu diesem Bande lesen muß, daß das deutsche Publicum den Verleger dieser vortrefflichen Gesammtausgabe von Lessings Werken im Stiche läßt. Eine beschämende Thatsache, die sich leider so oft wiederholt, als ernste Männer eine ernste Arbeit unternehmen, und die traurig contrastirt mit den Augenblickserfolgen mancher Literaturerzeugnisse, denen Frivolität und Leichtfertigkeit an der Stirn geschrieben steht. rl.

Von **Richard Muthers Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert** (G. Hirths Kunstverlag in München)

sind seit unserer letzten Ankündigung zwei neue Lieferungen erschienen, die vierte und die fünfte. Wir verweisen besonders auf die Abschnitte, welche das humoristische Anekdotenbild: Friedrich Eduard Meyerheim, Enhuber u. s. w.; das socialistische Tendenzbild: Tassaert, Wiertz; die Dorfnovelle: Knaus, Defregger; die Landschaft in Deutschland: Lessing, Gurlitt; in Frankreich: Calame; in England: Turner; dann die Landschaft von 1830 mit den französischen Meistern Rousseau, Corot, Dupré, Diaz, Daubigny, Troyon behandeln. Sehr fesselnd ist auch die Charakteristik Millets, den wir durch die Reproduction fast aller

Google

seiner bedeutenderen Werke in seinen eigenthümlichen Vorzügen, in der wunderbar poetischen Stimmung und der ergreifenden Einfachheit, die in seinen Compositionen herrschen, näher kennen lernen, als es uns bisher möglich gewesen ist. — u.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. I. Bd. Heft 3, u. 4; II. Bd. Heft 1 u. 2, 3.

Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. Heft 1 u. 2, 3. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. (In Commission.)

Das Programm der Monatshefte hatten wir bereits früher erörtert; getreu dem Sinne dieses Programms sind die Monatshefte weitergeführt. Wir wollen aus dem reichen Inhalt die Titel der größeren Abhandlungen anführen; auf diese selbst einzugehen, würde zu weit führen. A. Israel: Das Verhältniß der Didactica magna des Comenius zu der Didaktik Ratkes; Dr. Keller: Johann Valentin Andreae und Comenius; Dr. Keller: Die Comenius-Gesellschaft. Geschichtliches und Grundsätzliches; Dr. M. A. R. Novers: Ein Friedensspruch. (Es handelt sich um den Ursprung des Spruches: „Summa concordiae Christianorum lex est trina: servare in omnibus necessariis unitatem, in minus necessariis libertatem, in omnibus erga omnes caritatem.") O. Radlach: Der Aufenthalt des Comenius in Lüneburg im August 1647 und die Wiederaufnahme seines Briefwechsels mit Valentin Andreae. Unter der Rubrik Quellenforschungen wird ferner in sämmtlichen Heften die Zusammenstellung autobiographischer Notizen aus den Werken des Comenius von Dr. J. Kvacsala fortgesetzt. —

Den Monatsheften haben sich seit Anfang d. Jhrs. die „Mittheilungen der Comeniusgesellschaft" beigesellt. Während erstere einen mehr wissenschaftlichen Charakter haben, sollen die letzteren in mehr volksthümlicher Form die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft zur Darstellung bringen. Besonders sind die „Mittheilungen" zur Forschung der auf Volksbildung und Volkserziehung gerichteten gemeinnützigen Ziele der Gesellschaft bestimmt. Sie werden demnach enthalten: Kürzere Leitaufsätze aus dem Gebiete der Bildungspflege, der Muttersprache oder gemeinnütziger Bestrebungen und ihrer Geschichte; Rundschau auf dem Gebiete verwandter Bestrebungen älterer und neuerer Zeit; Gedanken, Aussprüche und Bemerkungen; Gesellschaftsangelegenheiten; Bücher und Zeitschriftenschau. Der Leitaufsatz des ersten Doppel-Heftes ist betitelt: „Comenius und die Frauenrechte", der des dritten: „Der erste Einspruch gegen die Sklaverei und Franz Daniel Pastorius".

Es ist sehr erfreulich, daß die Comenius-Gesellschaft sich nicht darauf beschränken will, wissenschaftlich zu arbeiten, sondern daß sie auch im Geiste des Comenius ernstlich daran geht, „die erarbeitete Wissenschaft Andern zu vermitteln und bildend und erziehend durch diese Wissenschaft auf solche Kreise einzuwirken, denen ihre Zeit und ihre Mittel nicht gestatten, in den engeren Kreis der Lehrenden und Gebenden einzutreten." Als ein Mittel zu diesem Zwecke schwebt ihr die auch von anderen Seiten schon erstrebte Errichtung von Volksakademien vor, wie sie in England und Nord-Amerika schon vielfach bestehen. — Warm zu begrüßen ist es auch, daß die Mittheilungen über alle Bestrebungen, welche diesen Zielen dienen, regelmäßig berichten und wenn möglich eingehend auf die vielfach zersplitterten Kräfte wirken wollen. Wir wollen nicht unterlassen zu erwähnen, daß nach dem 1. Hefte der Mittheilungen die Comenius-Gesellschaft schon der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung behufs gegenseitiger Unterstützung nahe getreten ist.

Möge der Gesellschaft und den Mittheilungen reicher Erfolg in den gemeinnützigen Bestrebungen zu Theil werden; viel ist hier nachzuholen, noch mehr ist noch für die Zukunft zu leisten! Wp.

Die Volksunterhaltung. — Erstrebtes — Erlangtes — Erwünschtes. Von Kurt Baecker. Berlin 1893. Deutsche Schriftstellergenossenschaft.

„Nur Uebelwollen oder gänzliches Verkennen kann Volksunterhaltungen als „Volksbelustigungen" bezeichnen. „Brot und Spiele" ist die Losung eines untergegangenen Weltreiches gewesen, die heutige heißt: „Arbeit und Volksbildung". Das ist auch die Parole für die „Volksunterhaltungen." Diesen Ausspruch des Oberbürgermeisters Dr. Baumbach hat der Verfasser seiner Arbeit als Motto vorausgeschickt, in deren erstem Theile: „Zweck und Aufgabe der Volksunterhaltung" er zeigt, wie die sociale Frage nicht allein eine Frage der leiblichen, sondern ebenso sehr die der geistigen Ernährung ist. Das Volk will und muß seinen Antheil haben an den Schätzen, welche Wissenschaft und Kunst zu Tage fördern; nur wenn dem

Google

Volke Gelegenheit gegeben wird, sein Wissen zu bereichern, seine Bildung zu fördern, kann es im Kampfe um's Dasein gerüstet dastehen, und wenn ihm nach der Arbeit Gelegenheit zu richtiger Erholung und Zerstreuung gegeben wird, kann seine Arbeitskraft lebendig erhalten werden. An dieser Erweiterung der Volksbildung, an dieser Erziehung des Volkes zum Genusse edler Vergnügungen mitzuarbeiten, ist eine der ersten Aufgabe unserer Zeit. Zu dieser Arbeit anzuregen ist die Aufgabe des ersten, mehr theoretischen Theiles der Schrift.

Der zweite Theil giebt eine kurze geschichtliche Darstellung des bis jetzt bei uns Erreichten, soweit es zur Kenntniß des weit gereisten Verfasser gekommen ist. In einem Schlußcapitel stellt der Verfasser Betrachtungen an „über die Rückwirkung der volksthümlichen Unterhaltung auf die Kunst und auch auf die Cultur der höheren Bevölkerungsschichten."

Wir wünschen der Schrift eine recht weite Verbreitung. Denen, welche schon jetzt auf dem Gebiete der Volksbildung thätig sind, giebt sie eine Fülle von neuen Anregungen; diejenigen, welche bis jetzt der Sache zweifelnd gegenüberstanden, wird sie von ihrer Wichtigkeit überzeugen und zur Mitarbeit aneifern.

Möge der Verfasser bei einer neuen Auflage von recht vielen Erfolgen der neuen von ihm vertretenen Bestrebungen berichten können. Wp.

Karl Pröll's Kalender aller Deutschen auf das Jahr 1894. Berlin. Verlag des Allgemeinen Deutschen Verbandes.

Der unermüdliche Vorkämpfer des Deutschthums Karl Pröll hat seinem Kalender in seinem IV. Jahrgang ein neues Gewand und einen reicheren Inhalt gegeben. In dieser Gestalt wird es nicht schwer sein, dem Kalender zu den zahlreichen alten neue Freunde zu gewinnen. Pröll ist auch der vielseitigste seiner Mitarbeiter. Hier bietet er ein Gedicht, dort ein paar Sprüche, eine novellistische Skizze, eine kurze Abhandlung. Aber er hat auch einen großen Stab von Schriftstellern aller politischen Gruppen um sich zu schaaren verstanden, die in dem einen Gedanken einig sind, „in dem deutschen Volke ein weltnationales Bewußtsein zu erwecken." Pröll versteht darunter: „lebendiges Interesse an allen Deutschen, mögen sie wo immer auf der Erde Heimstätte gefunden haben, warme Antheilnahme an ihrem Schaffen, ihren Erfolgen und Bedrängnissen, ihren Freuden und Leiden d. i. an deren ganzem Schicksal." In diesem Geiste ist der ganze Kalender gehalten, und wir begegnen hier Männern wie: Ernst Wichert, Dr. Schroeder-Poggelow, Dr. Otto Arendt, Adolf Pichler, Karl Bormeng, Freiherrn von Dumreicher, Otto von Leixner, u. s. w. u. s. w.

Prölls Kalender bietet unter der Rubrik Nationale Schutz- und Arbeits-Genossenschaften die Satzungen aller Vereinigungen, die als Geistesverwandte auf diesem Sondergebiete arbeiten: Die Satzungen des Allgemeinen Deutschen Verbandes, des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung Deutscher Interessen im Auslande, der Deutschen Colonialgesellschaft und des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Auch das Kalendarium ist von einem starken Kampfesgeist getragen und enthält eine „Kampf- und Nothstandschronik der Deutschen in Oesterreich-Ungarn." Da heißt es z. B. unter dem 23. Juli 1881: „In Reichenberg erfrechen sich einige tschechische Einwanderer und Vagabonden, die Deutsche Bevölkerung zu insultiren, werden aber von den entrüsteten Deutschen handfest zurückgewiesen." — Prölls Kalender ist für alle Deutschen des In- und Auslandes schon darum ein wichtiges Bindemittel, weil es, fern von allen politischen und socialen Bestrebungen des Augenblickes, nur das allgemeine, vereinigende Gefühl der Vaterlandsliebe pflegt. rl.

Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait von Adolf Wilhelm Ernst. Zweite Auflage. Hamburg. Conrad Kloß. 1893.

Wir haben auf die erste Auflage dieser warm und mit vollem Verständniß für Person und Sache geschriebenen Monographie bereits an dieser Stelle aufmerksam gemacht. Die rasche Folge einer zweiten Auflage beweist, daß das Interesse für den unglücklichen Dichter, der bei Lebzeiten so wenig Anerkennung gefunden hat, im Wachsen begriffen ist. J.

Die dritte Stiege. Socialer Roman von Eduard Graf von Keyserling. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Ein seltsames Buch, ein modernes Buch durch und durch! Ein Aristokrat, der Herkunft nach, hat es geschrieben, und ein Aristokrat ist auch der Held und Mittelpunkt; die Ideen aber, die darin verarbeitet werden, bewegen sich im Kreise der socialdemokratischen Weltanschauung. Der Held, ein

Google

ostpreußischer Edelmann, hat als schneidiger Corpsstudent die Genüsse des Lebens bis auf die Neige ausgekostet und ist am Ende von weltschmerzlichem Ekel erfaßt worden. Ein Rencontre mit einem socialdemokratischen Wander-Apostel in Leipzig bringt ihn in Beziehung zu dem neuen Ideenkreise, und halb neugierig, halb widerwillig geräth er mitten in das socialdemokratische Lager hinein. Sein unbeschäftigter Geist, seine unbefriedigte Gemüthsstimmung und eine gute Portion Indifferentismus und Charakterlosigkeit lassen ihn von der neuen Sphäre nicht loskommen, so daß er bald ganz in das Lager der bisherigen Antipoden abschwenkt und der in Genf domicilirenden Centralleitung sich zur Verfügung stellt. Er wird nach Wien entsandt und redigirt dort mit einer Anzahl Genossen ein agitatorisches Blatt. Die Wiener Erlebnisse bilden den eigentlichen Inhalt des Romans. Leben und Streben, Ziele und Irrungen der Parteileitung werden mit lebendigen Farben ausgemalt. Das Ende vom Liede ist ein großes Fiasco. Das Häuflein der Getreuen besteht aus idealistischen Schwärmern, deren redliche Absichten und hochfliegende Hoffnungen durch die Ungunst der Verhältnisse, sowie durch den verständnißlosen Stumpfsinn und den Egoismus der Massen, auf die sie sich stützen wollen, zu nichte gemacht werden. Einer der Ihrigen entpuppt sich obendrein als Polizeispitzel, und mit der trübseligen Erfahrung, daß das Leben doch anders ausschaut, als die schönste Theorie, zerstreuen sich die Anderen in alle Winde. Mit einem dumpfen Mollton trauriger Resignation klingt die Erzählung aus. Zwischen die Schilderungen des socialistischen Parteitreibens sind, um das Buch zu einem veritablen Roman zu gestalten, Episoden aus dem bürgerlichen Leben hineingewebt. Die Schicksale einer kleinbürgerlichen Familie, auf die eine echte Wiener Halbwelt-Existenz entscheidend einwirkt, die Zustände im Hause eines auf großem Fuße lebenden Notars und die unerquicklichen Verhältnisse einer reichen und geizigen Hausbesitzerin werden in den Kreis der Erzählung gezogen, — Alles anscheinend, um einen Gegensatz und eine Folie für die Vortrefflichkeit des socialistischen Zukunftsideals zu schaffen. Die Details-Schilderungen sind meist sehr hübsch und fesselnd und zeugen von feinster Beobachtung, aber die Zusammenfassung der einzelnen Elemente zu einem künstlerisch abgerundeten Ganzen ist dem Verfasser doch nicht gelungen. Er hat es nicht fertig gebracht, die ziemlich willkürlich zusammengewürfelten Geschichten organisch zu verbinden; der Endeindruck ist daher kein ganz befriedigender, da eigentlich Alles in der Schwebe bleibt. Dennoch müssen wir den Roman als gehaltvolle Arbeit bezeichnen, die in mehrfacher Beziehung hoch über die den Markt füllenden Durchschnittsproducte hinausragt. Die Mängel der Technik werden durch die Lebendigkeit und Frische der Erzählung ausgeglichen, und die Wärme, mit der der Verfasser sein Thema behandelt, theilt sich unwillkürlich dem Leser mit, auch wenn der Stoff ihm nicht eben sympathisch ist. Es wäre wahrlich kein Fehler, wenn dieses Genre des Romans häufiger als bisher cultivirt würde. F. G.

Der Todesprediger. Roman von Gustav Landauer. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Vor allen Dingen ist „der Todesprediger“ kein Roman, er enthält nicht die mindeste Handlung und gar keine Verwicklung, sondern eine socialistische Studie, die an die Erzählung eines Menschenschicksals geknüpft ist.

Karl Starkblom ist ein Mensch, der alle Wandlungen des Innenlebens an sich durchmacht; als Jüngling zu philosophischen Träumereien geneigt, wird er aus Nützlichkeitsrücksichten Jurist und zwar ein kalter, nüchterner, ausschließlich seinem Fache lebender Actenmensch. Als Amtsrichter heirathet er und wäre gewiß sein Leben lang bei seinen Acten geblieben, wenn ihn das Schicksal nicht gewaltsam auf andere Bahnen gelenkt hätte. Nach fünfjähriger Ehe starb seine Gattin, ihre drei Kinder waren ihr im Tode vorangegangen, bald nach deren Ableben verlor er seinen älteren Bruder, der ihn zum Universalerben seines beträchtlichen Vermögens ernannt hatte; hierdurch wurde er finanziell unabhängig und von der Nothwendigkeit befreit, einem bürgerlichen Berufe nachzugehen. Jetzt erwachte die alte Lust zu philosophischen Studien bei ihm auf's Neue, denen er, einsam, wie er in der Welt dastand, und nachdem er sein Amt niedergelegt, einzig und allein nachging; mit dem Ergebniß seiner Forschungen hoffte er, der Welt ein Heilsverkünder zu werden, aber der Faustische Zug in ihm fragte, wozu? weshalb? An sich und seinen wissenschaftlichen Studien verzweifelnd, führt ihn ein Zufall der socialistischen Bewegung in die Arme, hier glaubt er, der Menschheit etwas leisten zu können, und wird ein begeisterter Agitator, bis er wiederum dem niederdrücken-

Google

den Gefühl von der Nutzlosigkeit aller menschlichen Bestrebungen erliegt; im Tode allein sieht er die Erlösung der Menschheit, er wird zum leidenschaftlichen Todesprediger, der in Wort und Schrift die Nutzlosigkeit menschlichen Strebens verkündet und die Menschheit auffordert, sich zu befreien und zu erlösen — vom Leben. Aus dieser krankhaften Seelenstimmung rettet ihn ein Weib, eine Verkünderin der freien Liebe, und indem sie ihn das Leben wieder lieben lehrt, giebt sie ihn auch dem Socialismus wieder.

Das Buch ist viel zu sehr Tendenzschrift, um einen literarischen Werth zu haben, aber es beweist ein starkes Talent, das nur noch sehr der Abklärung bedarf. mz.

Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Bänden von Karl Baron von Torresani. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Wir haben an dieser Stelle schon wiederholt Gelegenheit gehabt, Torresanis anmuthiges Erzählertalent rühmend anzuerkennen. Nach der Lectüre des vorliegenden Buches haben wir von diesem Lobe nichts zurückzunehmen, leider aber auch wenig hinzuzufügen. „Der beschleunigte Fall“ ist nämlich ein lehrreiches Beispiel dafür, wie rapid ein in die Mode gekommener begabter Erzähler vom Wege der Kunst auf den der fabrikmäßigen Vielschreiberei abzuirren pflegt. Wenn man es auch einem Dichter, der nicht gerade in die Kategorie der Olympier gerechnet zu werden prätendirt, nicht allzu übel nehmen darf, daß die von ihm geschaffenen Gestalten eine gewisse Familienähnlichkeit zeigen, so kann man es doch nicht billigen, wenn eben erst zu einem Roman verbrauchte Figuren gleich wieder für einen neuen verwandt werden, ehe noch der alte vergessen ist. Der Rittmeister Cäsar Kämpf in dem vorliegenden Buche ist aber Zug für Zug nichts, als ein Abklatsch der Rittmeisters Ruder von Klingsboot in „Drei Tage für ein Leben.“ So etwas durfte sich die selige Marlitt erlauben, welche fast zwei Jahrzehnte mit ihrem einzigen Aschenbrödel-Motiv die Gartenlaube füllte und die Handvoll Figuren, über die sie nur verfügte, immer wieder in neuer Drapirung vor Augen führte; das mögen auch ihre noch lebenden Nachtreterinnen mit mehr oder weniger Glück versuchen; aber ein Mann von Torresanis Begabung sollte doch andere Wege wandeln. Die Partnerin, welche er seinem Helden zugesellt, die ehemalige Operetten-Diva Bella, besitzt schon mehr Originalität, ist aber wegen ihrer Zerfahrenheit und wegen ihres gänzlichen Mangels an Charakter nicht geeignet, den Leser zu interessiren, wie ihren von blinder Leidenschaft unterjochten Liebhaber. Im Uebrigen ist sie als Typus aus der heutigen Frauenwelt nicht schlecht getroffen. Die Composition des Romans und die Vertheilung des Stoffes läßt auch Manches zu wünschen übrig. Während der Autor im ersten Theil sich Zeit nimmt zu behaglichen Schilderungen und breiten, oft zu breiten Episoden (z. B. die Landpartie nach Obersteig), geht die Handlung im zweiten Theile straffen Schrittes vorwärts, ohne rechts und links Sonderbildchen aufzulesen. Endlich ist es dem Verfasser zu rathen, mit seinen linguistischen Spielereien, für die er eine ganz besondere Passion hat, nicht zu weit zu gehen. Dialekte läßt man sich stellenweise, wenn's der Autor versteht und keinen zu umfänglichen Gebrauch davon macht, recht gern copiren, aber die individuellen Eigenthümlichkeiten der Sprechweise einzelner Personen wirken, durch einen ganzen Roman durchgeführt, meist ermüdend und langweilend. Den Oberstlieutenant Kropatsch läßt man sich noch gefallen, auch den alten Schlachtschitzen in „Drei Tage für ein Leben“; Vater Zeus in der „Zucker-Comtesse“ war schon vom Uebel, aber der „Bubi“ in der vorliegenden Geschichte ist geradezu unerträglich. Trotz alledem ist der Roman eine Dichtung, die den Leser nicht nur spannt, sondern auch wirklich fesselt, allerdings ohne ihn endgiltig zu befriedigen.

Gern gelesen wird er immerhin werden, und daran hat nicht blos die frische, flotte Erzählung und die vielfach recht treffende Charakteristik, sondern auch das wunderbar getroffene Localcolorit, die anschauliche Schilderung des Lebens der österreichischen Aristokratie ihren Antheil. Darin ist Torresani Meister, wie neben ihm vielleicht nur noch Ossip Schubin und Marie von Ebner-Eschenbach. Möchte er sich nur gelegentlich ein anderes Motiv wählen, als gerade nur immer die blinde erotische Leidenschaft! Er hat das Zeug dazu.

F.-G.

Erzählungen. Von Marie von Olfus. Berlin, Emil Felber.

Die vier Erzählungen gehören zur Gattung derjenigen Novellistik, wie solche von den Familienblättern gepflegt wird; — der reiferen weiblichen Jugend darf das Buch unbedenklich in die Hand gegeben werden, dem Geschmack dieses Alters sind

Google

die Geschichten angepaßt, und der Beifall der jugendlichen Leserinnen ist ihnen sicher.
mz.

Abendschatten. Von Willy Pastor. Novelletten. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

In Willy Pastor lernten wir eine eigenartige Individualität kennen, deren kleine, sehr lesenswerthe Novelletten voll geistreicher Gedanken sind; literarischen Feinschmeckern sei die Lectüre derselben empfohlen, die sich aus dem Wust trivialer Alltagsbelletristik sehr vortheilhaft hervorheben.
mz.

Wippchen in Chicago. Von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischers Verlag. 1893.

In der schon bänderreichen Literatur, die die Weltausstellung in Chicago gezeitigt hat, sind die Aufzeichnungen des unverwüstlichen Wippchen sicherlich die amüsantesten. Vielleicht sind sie auch eben so belehrend wie die meisten anderen. Man kennt die Art des edlen Bernauer Correspondenten. Er veröffentlicht seine köstlichen Berichte ja schon seit einer langen Reihe von Jahren, aber sie sind heute noch eben so frisch, lustig und witzig wie am ersten Tage. Das Ueberraschende und Neue, das Wippchen in Chicago nicht gesehen hat, hat ihn sogar zu einer Reihe von Novellen in Versen begeistert. Er erscheint auch als Lexikograph und Herausgeber amerikanischer Sprüchwörter. Das Chicagoer Wörterbuch enthält einige sehr vortreffliche Uebersetzungen, z. B. Urwald: Watch-Wood, Bauernfänger: Countryman-Catcher, mir nichts, dir nichts: to me nothing, to thee nothing, Reinfall: Fall of the Rhine ꝛc. Unter den Sprüchen zeugen die folgenden von dem tiefen Eindringen in den amerikanischen Geist: „Ein Schelm, der mehr giebt, als er nimmt," „Heute mir, morgen auch," „Keine Regel ohne de Tri," „Jeder fege vor meiner Thür," „Weß Brod ich esse, deß Wein ich trinke," „Ente gut, Zeitung gut."
— u.

Stirb und werde! Dichtung von Adolf Brieger. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Der philosophische Titel dieser Dichtung dürfte in vielen Lesern die Befürchtung erregen, daß ihnen hier eine schwer verdauliche Gedankenkost geboten wird. Zur Beruhigung solcher ängstlichen Gemüther und zur warmen Empfehlung des vorliegenden Buches versichern wir das Gegentheil. Adolf Brieger legt zwar seinem episch-lyrischen Gedicht einen tiefen Gedanken zu Grunde, entwickelt ihn aber klar, schön und frei von jeder didaktischen Langweiligkeit, ja würzt ihn sogar durch Humor. In Form einer ergreifenden Liebesgeschichte weiß er als echter Poet den Charakter seines Helden nicht nur interessant darzustellen, sondern auch die verschiedensten Stimmungen meisterhaft wiederzugeben. Der tiefe Eindruck, den „Stirb und werde!" hervorruft, erklärt sich daraus, daß es alle die Bedingungen erfüllt, die Meister Theodor Storm treffend mit folgenden Worten ausspricht: In seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder mindestens eine Genugthuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsere Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.
N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Beówulf, Aeltestes deutsches Heldengedicht. A. d. Angelsächsischen übertragen v. P. Hoffmann. Züllichau, H. Liebich.

Bertz, E., Glück und Glas. Roman. Zweite Auflage. Leipzig, C. Reissner.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 703 bis 713. Halle, O. Hendel.

Bleibtreu, K., Massenmord. Eine Zukunftsschlacht. Leipzig, W. Friedrich.

Böttger, H., Das Programm der Handwerker. Eine gewerbepolitische Studie. Braunschweig, A. Limbach.

Bohn, F., Der Fall eines Bankhauses. Ein Sittenbild a. d. niederländ. Gesellsch. Dresden, H. Minden.

Brandes, G., Die Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts. 4. Auflage. Lieferung 7 u. 8. Leipzig, H. Barsdorf.

— Shelley und Lord Byron. Zwei litterar. Charakterbilder. Leipzig, H. Barsdorf.

Brodbeck, A., Zoroaster. Ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen u. philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes. Leipzig, W. Friedrich.

Dehmel, R., Aber die Liebe. Ein Ehemanns- u. Menschenbuch. München, Dr. E. Albert & Co.

Du Bois-Reymond, E., Maupertuis. Rede zur Feier des Geburtstages Friedrichs II. etc. Leipzig, Veit & Comp.

Ebers, G., Gesammelte Werke. Lieferung 3—6. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Google

Falke, G., Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum. München, Dr. E. Albert & Co.
Fischer, R., Antoniusfeuer. Familiendrama in drei Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Frei Land. Halbmonatsschrift. 4. Jahrg. No. 12. Berlin, Magazin für Volkslitteratur.
Fuldner, Fr., Knospender Frühling. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.
Goeij, R. de, Hendrik Lovendale. Brüssel, J. Lebègue en Co.
Grimm, Brüder, Kinder u. Haus-Märchen. Jllustr. v. P. Grot Johann. Lieferung 9—12. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Grun, J., Glocken von Eisen und von Gold. Mit Portrait und Schlussvignette von H. Thoma. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt.
Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. Aufl. Herausg. von R. Engelmann. Lieferung 9—13. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Haarhaus, J. R., Christnachtsphantasien. Leipzig, H. Haessel.
Hankel, P., Harald. Ein Lied der Liebe. Berlin, P. Ackermann.
Happel, J., Der Eid i. Alten Testament, v. Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte aus betrachtet. Leipzig, W. Friedrich.
Heiberg, H. u. K. **Telmann**, Norddeutsche Erzähler. Berlin, Verlag d. Vereins der Bücherfreunde.
Hopfen, H., Glänzendes Elend. Roman in sechs Büchern. 3 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.
Jahrbuch, illustrirtes für Kleinthier-Züchter u. -Liebhaber. Herausg. von J. Bungartz. Leipzig, A. Twietmeyer.
Jerome, J. K., Müssige Gedanken eines Müssigen. Deutsch nach der 132. Aufl. des englischen Originals von Julius Kaulen. Einzige autoris. deutsch. Auflage. Halle, H. Gesenius.
Kaerger, K., Aus drei Erdtheilen. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Kastner, W. A., Der Rhapsode von Venedig. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1893.
Kingsley, Ch., Gedichte. Aus dem Englischen von P. Spangenberg. Mit einem Vorwort. Kassel, Th. G. Fisher & Co.
Koschwitz, E., Die französ. Novellistik u. Romanlitteratur über den Krieg 1870—1871. Berlin, W. Gronau.
Kowalek, E., Nein! Sechs Präludien. Novellen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
Kraeger, H., Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen, M. Heinsius Nachf.
Langmann, Ph., Arbeiterleben. Sechs Novellen. Leipzig, W. Friedrich.
Lechleitner, F., Der deutsche Minnegesang. Eine Darstellung seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen. 2 Bände. Wolfenbüttel, J. Zwissler.
Le Livre et l'Image. Revue documentaire illustrée mensuelle. 1893. No. 6. Paris, A. Fontaine.
Lewalter, J., Deutsche Volkslieder. Heft 4. Hamburg, G. Fritzsche.
May, M., Der vierte Stand. Bilder a. d. Arbeiterleben der Gegenwart. Frankfurt, C. Koenitzer.
Meinen, J., Ein Bruderkuss. Drama in vier Aufzügen. Bremen, J. Kühtmann.
Muret, encyclopäd. Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 9. Berlin, Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung.
Oechsler, R., Von hoher Warte. Denkwürdigkeiten eines alten Knopfes. Eine neumod. Reimchronik. Ellwangen, J. Hess.
Ostrowsky, A., Das Gewitter. Drama in fünf Aufzügen. A. d. Russ. von A. Markow und R. Zeyss. Stuttgart, C. Malcomes.
Pohlmann, W., Jüdische Leiden. Neuwied Heuser's Verlag.
— Das Judenthum und seine Feinde. Neuwied Heuser's Verlag.
Preuschen, H. v., Tollkraut. Novelletten. Leipzig, C. Reissner.
Pudor, H., Lieder aus Lug in's Land. Dresden, H. Pudor.
Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. Zweiter Jahrg. Nr. 16, 17 u. 18. Königsberg, Braun & Weber.
Rosenberg, M. v., Auf schwankendem Boden. Roman. Elberfeld, S. Lucas.
Rüttenauer, B., Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora d. i. Zwanzig frommheitere Legenden von P. Hilarius à la Santa Clara. München, Dr. E. Albert & Co.
Salias, E. A. Graf, Fürstin Pauline. Roman a. d. Zeit der Leibeigenschaft. Autoris. Uebers. von H. Ruhe. Dresden, H. Minden.
Schillers Werke. Illustr. von ersten deutsch. Künstlern. Lieferung 43—52. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Schmidt, Ch., Die arbeiterfreundliche wirthschaftliche Diktatur. Selbstverlag.
Schmidt, K., Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung. Mit Bildnissen u. zwei Handschriften von Schiller u. Goethe. I. Paderborn, F. Schöningh.
Siemens & Zinn, Psychiatrie und Seelsorge. München, J. F. Lehmann.
Skowronnek, R., Eine Palastrevolution. Lustspiel in 4 Akten. Dresden, H. Minden.
Starkenburg, H., Das sexuelle Elend d. oberen Stände. Ein Nothschrei an die Oeffentlichkeit. Leipzig, W. Friedrich.
Thüna, L. Frhr. von, Die Würzburger Hilfstruppen im Dienste Oesterreichs 1756—1763. Ein Beitrag zur Gesch. d. siebenjähr. Krieges. Würzburg, A. Stuber.
Titus, C., Das Sternenzelt. Mit 73 Abbildungen. Berlin, Verein der Bücherfreunde.
Uhl, W., Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Paderborn, F. Schöningh.
Der Weg zum Frieden, Ein Nachtrag zu dem Buche: „Im Kampf um die Weltanschauung. Freiburg, Akadem. Verlagsbuchhandl. v. J. C. B. Mohr.
Windholz, J. L., Fragmente. Zürich, Verlags-Magazin.
Winter und Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 14. Trier, S. Mayer.
Zeitgenoss, E., Moralische Träumereien. Basel, B. Schwabe.
Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrgang I. Heft 11. Berlin, H. Brieger.
— Jahrgang I. Juli 1893. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58[20] R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41[8] „
Theresienbrunn	47[1] „
Neubrunn . .	47[3] „
Marktbrunn .	34[5] „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33[4] „
Kaiserbrunn.	39[1] „

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Google

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Google

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1895.

17. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

December 1893.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Karl Stauffer-Bern.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. (Karl Stauffer-Bern.)
Amsler & Rudhardt in Berlin. (Verzeichniß d. Original-Radirungen von Karl Stauffer-Bern.)
Otto Spamer in Leipzig. (Spamer's Weltgeschichte.)
Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz. (Knöfler'sche Farbenholzschnitte.)
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau. (Finck, Romantische Liebe.)

Google

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXVII (Oktober bis December 1893), wie auch zu den früheren Bänden I—LXVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII, LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXVII. (Oktober bis December 1893)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Google

Google

Karl Stauffer.

Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Google

Go gle

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVII. Band. — December 1893. — Heft 201.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Stauffer-Bern.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Google

Google

Die Hofdame.

Von

Marie von Glaser.

— Wien. —

Sie ist sehr befangen, die junge Hofdame, wie sie da durch die Bahnhofshalle an dem grüßenden, unterthänigen Bahnpersonal vorüberschreitet. Ihre Hofdamenherrlichkeit ist erst wenige Monate alt, voriges Jahr noch, um diese Zeit, da war sie daheim bei den Eltern — das einzige Töchterchen guter, zärtlicher Eltern, das nichts wußte vom Bücken und nichts von Bücklingen, das keinen Schritt unbehütet that, und nun? Nun hieß es auf jede Regung Gewicht legen und ernstlich sinnen, ob es denn wirklich auch ganz schicklich sei, den rechten Fuß vor den linken in Bewegung zu setzen und . . .

„Guten Morgen, Baronin!"

„Sie hier, Fürst Waldern?"

„Nichts als ein glücklicher Zufall — parole d'honneur. Sehen Sie mich nicht so erschrocken an, Baronin. Ich habe draußen in der Rosenvilla einige Befehle zu geben, ehe die Herrschaften übersiedeln — und Sie?"

„Ich? Ich fahre auch nach Willdorf. Meine Eltern haben im Rosenthale ein Häuschen für den Sommer gemiethet, da will ich nachsehen, ehe sie es beziehen; es wird wohl so Manches fehlen, und meine arme Mutter ist so schwer leidend . . ." der Fürst blickt theilnahmsvoll in das sorgenernste, junge Antlitz.

„Sie haben viel Kummer, Sie Aermste, und das Leben bei uns thut das Seine, um Sie Ihre zwanzig Jahre vergessen zu machen. Ein Schandleben — was? Nein?! Nun, geben Sie es nur zu; die gestrenge Oberhofmeisterin ist außer Hörweite, und Hoheit . . ."

Google

„Nein, die Hoheit ist engelsgut, und ich finde mich schon prächtig hinein, nur gerade heute ist mir ein bischen schwer um's Herz — —"

„Das zweite Läuten — steigen wir ein — ich darf doch mitfahren?"

Sie sieht ängstlich zu ihm auf:

„Wenn Sie glauben, daß — —"

„Ich glaube nichts, als daß ich gar keine Lust habe, eine so schöne Gelegenheit, mit Ihnen zu plaudern, zu verpassen, und dann, wie oft, glauben Sie, Baronin, werden Sie sich's gefallen lassen müssen, in den nächsten sechs Monaten in meiner Gesellschaft nach Willdorf zu fahren?!"

Er reicht ihr den Arm, und wie sie da neben dem hochgewachsenen Mann einherschreitet, fühlt sie sich so sicher, so geborgen.

„Nous voilà bien installés, so —!" Er breitet seine Reisedecke über ihre Füße, und ihr scheint es, als nähme diese fürsorgliche Artigkeit ungebührlich viel Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Es sind aber auch zwei selten schlanke, selten schöne Füßchen, die Fürst Waldern da zu sehen bekommt, und wie kaum ein Zweiter weiß er diesen Anblick zu würdigen.

„Arme Kleine — ewig Schade um sie," denkt er, wie sie aus dem Dämmerlichte der Halle hinausgleiten in den hellen Frühlingsmorgen hinein. Es ist gegen Ende des April. Die Aeste der Obstbäume biegen sich blüthenschwer, rosig und weiß schimmert es zwischen dem frischen Grün, die Wiesen liegen in thauiger Frische da, ein warmes, feuchtes Duften zieht durch das Coupéfenster herein und umweht die junge Erscheinung ihm gegenüber.

„Wie gut es ist, herauszukommen, nicht wahr?" spricht er, sehend, daß die Wangen sich färben und daß in die großen, ernsten Augen eine neue Helle kommt. Sie lächelt ihm froh zu. — Sie ist hübsch, wenn sie lächelt. Nein, wie hübsch sie ist — jetzt, wie sich ihre Lippen theilen und die weißen, ein wenig zugespitzten Zähne zum Vorschein kommen. Wie konnte er nur je sagen: „An unserer neuen Hofdame ist auch garnichts!" Wenn sie nur ein bischen freier sein wollte — freilich, es war ihr noch Alles so fremd, und sie nahm es so ernst mit ihren Pflichten, das arme Ding.

„Sie freuen sich hinaus?"

„Ach so sehr!"

„So sehr!" Er lacht. „In der Rosenvilla ist das Leben noch entsetzlicher, als in der Residenz, weil es dort enger ist, da weiß die Hoheit von Allem . . ."

„Nun, sie kann es wohl auch!"

„Nur nicht so heftig, Baronin, ich spreche für Sie. Mein Dienst ist leicht genug, leichter noch auf dem Lande — aber für Sie — die ewigen Besuche — und die Promenaden — und das Croquet! — Dazu verträgt die Excellenz-Gräfin die Hitze sehr schlecht. Ich kenne sie nie bissiger, als im August. Passen Sie nur einmal auf! Aber nein — ich wollte Sie nicht wieder traurig machen! Sie freuten sich eben so hübsch! . . ."

Google

„Oh — ich freue mich noch! Ich werde die Meinen täglich sehen können, denn Hoheit ist ein Engel an Güte und versprach mir, eine freie Stunde zu gönnen . . ."

„Die Sie sich theuer genug erkaufen werden; um mit der Hoheit gut zu stehen, muß man nicht so genau sein. Man erzählt ihr ein — zwei Neuigkeiten — hört ihr eine Weile geduldig zu — sagt ihr dann höchstens noch etwas Zartfühlendes über die Lidy — ist das ein beast! — Sie mögen es doch auch nicht? — und dann geht man seiner Wege!"

„Aber — aber, Fürst!"

„Nichts für ungut. Ich verehre sie, unsere Hoheit, sie hat die Güte und Nachsicht für mich, wie die beste der Mütter für den ungerathensten aller Söhne — aber gerade amüsant ist sie mir nicht!"

„Sie sind undankbar, denn Sie stehen in hoher Gnade!"

„Weil ich es eben bin, Baronin. Les sentiments ne prennent pas bei Fürsten — und Sie verlangen doch nicht, daß ich die Lidy verehre — oder doch?"

„Nein — das wohl nicht — doch . . ."

„Kein Doch — oder ein Doch, bis Sie um ein Jahr älter geworden, aber was sprechen wir da von all den langweiligen Dingen. Sagen Sie mir Etwas von Ihnen —!"

„Von mir, Fürst?! Von mir, ich wüßte nicht, was — als daß ich viel Heimweh habe und mich um die Mutter ängstige, die mich so schwer vermißt!"

„Sie sind ein einziges Kind?"

„Nein, noch ein Bruder — Hauptmann und erst achtundzwanzig Jahre alt — —"

„Wie Sie das stolz sagen — Sie haben ihn wohl recht lieb?"

„Den Oswald — ach unendlich!"

„Der Glückliche! Eine Schwester zu haben — von einer Frau selbstlos geliebt werden — das ist mir noch nie widerfahren. Die Mutter starb, als ich zur Welt kam, und sobald ich nur rechtschaffen auf den Füßen stand, steckte mich der Vater in's Cadettenhaus — und dann . ."

„Sie Armer!"

„Sie wissen nicht — was dann war, Baronin!"

„Nicht viel des Guten, wenn auch des Glanzes, fürchte ich!"

„Ich darf Ihnen gar nicht sagen, wie Recht Sie haben." Einmal im Leben ist der Fürst da ernst geworden, ein Schatten zieht über sein fein geschnittenes Gesicht, die kühnen blauen Augen sehen in's Weite, und der spöttische Zug um den hochmüthigen Mund hat etwas Weiches. Es ist nur ein Augenblick — aber Baronin Marie gewahrt es. Und, wie sonderbar, er dauert sie — der verwöhnte, vielbeneidete, vielbegehrte prince charmant. „Le prince charmant," so nennt man bei Hof und in der Stadt den jungen Ehrencavalier, vor dem sie bei ihrem Dienstantritte eine so heilige Scheu

Google

empfunden, da er nur immer zu lachen und zu spotten gewußt. Bisher hatte er sich wenig genug nach ihr umgesehen — und nun ist er mit einem Male so gut gegen sie, und er scheint auch ernst sein zu können — und vielleicht, vielleicht auch traurig — auch bekümmert — auch mitleidsbedürftig ...

— Willdorf —!

„Daß alles Gute so schnell zu Ende geht und daß das Böse doch so endlos ist! Als kleiner Junge beschäftigte mich bereits dieses Problem —, eine Stange Gerstenzucker eins, zwei, drei — fertig! Ein Stück Commißbrot — brr . . . on n'en voyait pas la fin. Von der Residenz nach Willdorf in Ihrer Gesellschaft eine Secunde — mit der Hoheit — mit der Excellenz-Gräfin die von beiden Damen als herrlich geschilderte — sehnlichst erhoffte Ewigkeit!"

„Sie lästern, Fürst Waldern!"

„Ich bin ein Ketzer, Baronin!"

Der Zug hält. Fürst Waldern springt ab, er ist Marie beim Aussteigen behilflich und lacht froh auf.

„Nun — war das nicht eine ganz artige kleine escapade? Ah so — Sie wollten mich verabschieden, Baronin? — Nein — ich bin kein Freund von Halbheiten — jetzt nehmen Sie mich nur gnädigst mit in Ihren Wagen — da ist Ihr Diener!"

Sie sollte ihn vielleicht zurecht weisen — ein kühles, höfliches Wort finden — aber ach — es ist so harmlos — so frisch — nach dem langen, starren Winter. Sie willigt ein. So führt der Fürst Marie durch den kleinen Hofwartesalon und über die Treppe hinab. Im offenen Wagen sausen sie durch die Straßen des kleinen Städtchens in das Rosenthal, wo sich um die, von einer Anhöhe weit in's Land grüßende Sommerresidenz des Hofes vornehme Landhäuser und schmucke Villen, von Gärten umgeben, reihen. Der Fürst lenkt Mariens Aufmerksamkeit auf Dies und Jenes, nennt Eigenthümernamen, macht da eine boshafte Bemerkung, dort eine Grimasse und nimmt schließlich in komischer Devotion vor dem geschlossenen Thore des herzoglichen Gartens den Hut ab. Endlich bleibt der Wagen vor einer kleinen Villa stehen.

„So — diese hier ist's, da haben im vorigen Sommer die Bromfelds gehaust — und hier — sage hier —" und der Fürst bleibt auf der untersten Stufe einer kleinen Terrasse stehen — „bin ich dem alten Bromer auf seine gichtische Zehe getreten. Da kommt schon die Gärtnerin. Guten Morgen — he da, Kleiner! Kopf oder Adler?" und er wirbelt ein Silberstück dem kleinen Burschen hin, der sich ängstlich an den Rock der Mutter klammert. Marie schüttelt verweisend den Kopf.

„Ich werde Sie von nun ab nur mehr Prinz Uebermuth nennen! Und jetzt muß ich Sie ernstlich bitten, mich zu verlassen. Ich habe Vieles zu ordnen, und ich kann Sie wirklich, ich kann Sie durchaus nicht dabei brauchen!"

Google

„Wirklich nicht — durchaus nicht?! Ich verspreche aber, hübsch artig zu sein!“ Er faltet die Hände und fleht stumm, und wie er sieht, daß es dem Mädchen Ernst ist, da läßt er seine Stimme weich werden, wie er schmeichelt:

„Sie waren eben noch so gut gegen mich. Ich that Ihnen leid — so lassen Sie mich doch wenigstens einmal zusehen, wie eine Tochter, eine Schwester sorgt — und wenn Sie mich nur ein bischen leiden können, so lassen Sie sich dabei von mir helfen — Ja?!“ Sie erwidert nicht. Er hat ihr Fühlen in seinem Heiligsten begegnet — das macht sie wehrlos, und er weiß es.

Sie durchwandern die Räume des Hauses vom Boden zum Keller. In den Wohnzimmern erscheint mancherlei Aenderung erwünscht. Ueberall spricht, räth, hilft der Fürst mit: „Da — das Ruhebett für die Mama zum Fenster gerückt —, so — da kann sie die Straße hinabsehen und erblickt Sie gleich dort um die Ecke biegen — und das Tischchen daneben für ihre Glocke, ihre Bücher und die Arbeit, nicht wahr? Und für Ihren Vater? — Einen bequemen Fauteuil? Keiner da? Im ganzen Hause keiner?! Ich schicke Ihnen einen herüber von mir, Baronin — einen ganz excellenten. So, was fehlt uns noch? Sie wollen eine Liste machen? dictiren Sie mir von Zimmer zu Zimmer gehend — das ist das Sicherste!“ Er ist ganz bei der Sache; und ihr ist so wohl, so warm, wie sie sich da umsorgt fühlt. Unten auf der Veranda rastet sie dann, bis er zurückkehrt von der Rosenvilla. Sie hegt Verdacht, daß er es nicht sehr wichtig hat mit seinen Aufträgen dort. Doch sie grübelt nicht, wie sie seiner schlanken Gestalt nachsieht — vornehmer noch in der dunkeln Interimsuniform als in dem goldverschnürten Waffenrock, in dem sie den Fürsten zu sehen gewohnt ist. — Was werden die Eltern sagen, wenn sie ihnen von dem Allen erzählt — sie können doch darin nichts Böses sehen; sie ist Hofdame — selbstständig — und er — er ist der reizendste Mensch, der ihr je begegnet — reizender als Oswald? Was ist das? Zum ersten Male vergleicht sie da ihr Idol mit einem fremden Manne — mit einem Wildfremden — ein Wildfremder — ist er ihr das wirklich, der prince charmant?!

Da ruft schon seine frohe Stimme, und er hält ihr von Weitem einen mächtigen Strauß knospenden Flieders entgegen.

„Ich habe ihn selbst abgeschnitten, und darum hat es so lange gedauert!“

„Und sonst haben Sie nichts gethan?“ forscht Marie.

„Doch!“ entgegnet der Fürst mit großem Ernste, „ich habe uns einen kleinen Imbiß bei der alten Beschließerin bestellt, den uns Ihr Diener herüberbringen soll — —“

„Aber um Gottes willen, Fürst — —“

„Aber um Ihretwillen, Baronin! Haben Sie denn heuer noch nicht genug gefastet?“

Google

Und wie hübsch er ihr eine halbe Stunde später servirt! Wie köstlich ihr das ländliche Frühstück mundet! Ist es doch gut, zu leben — jung zu sein — zu vergessen, daß es einige Meilen weit — eine große Stadt giebt, ein gartenumschlossenes Palais — glänzende Säle und starre Regeln und strenge Menschen. Und doch, man muß wieder zurückkehren zu all' dem. Man muß — das ist ein häßliches Gemahnen in solcher Stunde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Der Hof hat bereits seinen Aufenthalt in der Rosenvilla genommen. Die Frühmesse ist eben beendet. Die Excellenz-Gräfin rauscht in ihre Zimmer zurück, Serenissimus drückt einen Kuß auf die Stirne seiner Gemahlin und geht seine Minister anhören, Hoheit allein zögert noch in der Halle und pflichtschuldigst mit ihr — die Hofdame vom Dienst, Marie von Birken.

„Ma chère — auf einen kleinen Augenblick im blauen Salon — ja!"

„Wie Hoheit befehlen!"

Sie treten in ein helles, hohes Zimmer, dessen Glasthüren offen stehen, so daß die duftende Mailuft vom Garten hereinströmt. Die Herzogin läßt sich auf eine Ottomane nieder; sie sieht ihre junge Hofdame mit ihren schwachen, hellen Augen freundlich an, ehe sie zu sprechen beginnt — in der ihr eigenen, überhastigen Art.

„Vor Allem — je tiens à vous dire, liebes Kind, daß ich — wie auch der Herzog Ihnen sehr wohl wollen. Ihr Wesen ist durchaus verläßlich, ich bin von Ihrer Anhänglichkeit überzeugt, Sie haben Ihre Pflichten richtig erfaßt — das Einzige — nein, das wollte ich eigentlich nicht sagen — oder doch — also, wie gesagt, das Einzige, was Sie noch abzustreifen brauchen, ist eine — etwas — mon Dieu, wie kann man sich da nur ausdrücken — etwas zu große Warmherzigkeit. Sie sind sehr impressionnable — sehr jung noch — sans doute, es wird sich geben. Die gute Emma ging wieder einmal in ihrem Diensteifer zu weit. Ich bedauere, mich ihr gegenüber — geäußert zu haben — über, über — nun über Ihre kleine, sichtbare Vorliebe für Waldern —, ich muß auch immer Alles gleich herausreden; und geht sie mir nicht gestern mit einem Langen und Breiten zu Ihren Eltern — —"

Bisher hat Marie nicht gewagt, ihre Herrin auch nur durch einen Blick zu unterbrechen, wie erstarrt, ist sie vor ihr gestanden, nun aber geht ein Zittern über die junge Gestalt, um die Augen zuckt das Weh, als die Lippen beben: — „Zu den Eltern — oh Hoheit!"

„Es war nicht in meiner Absicht. Ich wollte mit Ihnen selbst sprechen — Sie warnen — aber die Haderstadt glaubte verstanden zu haben, ich hätte sie so gewissermaßen beauftragt, Ihrer Mutter davon zu sagen — nun, gar so schrecklich steht es nicht um Sie, Kind, wir dachten nichts allzu Böses — aber, wie gesagt — Sie sind noch jung, es fehlt Ihnen an Erfahrung, und daß Ihnen Waldern das Köpfchen verdreht — das ist verzeihlich. Er ist einer meiner Lieblinge — dieses große enfant ter-

Google

rible — aber das kann ich denn doch nicht gestatten — in meinem Hause — sozusagen unter meinen Augen . . . es ist genug, wenn er Sachen anstellt, über die die ganze Stadt zu reden hat; — voriges Jahr die schöne Gräfin Lori — heuer die kleine Baronin Drisch — dazwischen, ich weiß nicht, was und wer — und jetzt möchte er hier anfangen — und dabei hat ihn die Ramelli in ihren Banden — die schöne Ramelli von der Oper — doch das gehört, wenn man will, nicht hierher — und doch, es gehört dazu, um Sie zu überzeugen, daß Waldern kein ernsteres Gefühl für Sie haben kann — haben wird! Ich hätte ihn eigentlich schon längst congediren sollen — aber er ist ein so lieber Mensch — er thut dann so reuig — und schmeichelt mir immer wieder von Neuem Gnade ab. Also auf Ihrer Hut sein, Kind, keine Ausflüge mehr en deux — keine Promenaden im Parke — und so weiter — und so weiter, nichts mehr, aber auch nichts weniger als das, was der Dienst, was die usages des Hofes, wie die des Hauses — verlangen — —!"

Das Mädchen vermag kein Wort zu erwidern. Ein Sturm hat sich in der jungen Seele erhoben, Gefühl kämpft gegen Gefühl.

Die Herzogin achtet nicht darauf, daß Marie regungslos geblieben, die Gedanken der hohen Frau sind weiter geschwirrt, zu anderen, helleren Dingen. — — Man erwartet Besuch auf der Rosenvilla, liebe Verwandte aus benachbartem Fürstenstaate — und schon sinnt das mütterliche Herz der kinderlosen Fürstin von einer möglichen ehelichen Verbindung zwischen ihrer Lieblingsnichte und einem Vetter des Herzogs . . . an ihr Ohr klingen hell und schmeichelnd die Töne des Hochzeitsreigen — sie schaut ein „liebend Paar", Myrthengrün — Schleierwehen — Sie hold verschämt — Er hoheitsvoll und ernst — dazu ein jubelnd Volk — das Alles, da in Marie Birkens Seele ein erstes zaghaftes Hoffen ersticken will. Es wogt und wirrt in ihr, wie sie so still vor ihrer Herrin steht, auf das erlösende Wort harrend, das sie entlassen würde. Hoheit unterläßt es, zu sprechen; hat ganz und gar vergessen, daß ihre Hofdame in ihrer Nähe ist, und als sie dessen endlich gewahr wird, da macht sie eine entschuldigende Bewegung: „Ah, pardon, ma chère, ich beobachte gerade die Lidy — sehen Sie, wie sie sich da draußen im Sonnenschein umhertummelt, wie graziös sie ist — diese flinken Füßchen — wirklich einzig —! Sie haben keine Ahnung, wie ernstlich ich mich oft wegen ihrer zarten Gesundheit quäle — aber so setzen Sie sich doch, Kind — —"

Marie zagt, ehe sie spricht: „Wenn Hoheit die Gnade hätten zu gestatten, daß ich mich entferne; ich fürchte, daß meine Mutter die Mittheilungen der Gräfin Haderstadt sehr erregt haben werden, und wenn Hoheit keine weiteren Befehle für mich haben — —"

„Ach — Sie denken noch an diese Bagatelle! Man sieht, wie jung Sie sind — jung und impressionnable. Ihre Mutter wird nicht weiter darauf geachtet haben; ich ließe Sie gerne gehen, aber wir haben noch

Google

die Post durchzusehen, und um 1 Uhr will ich zur Bahn, die Prinzessinnen abholen. Ich weiß nicht, ob der Herzog Zeit haben wird, mich zu begleiten — und die Emma hat gewiß ihre Migräne, 18 Grad Réaumur im Schatten — eine abnorme Hitze für Mai — Sie sehen übrigens auch blaß aus, Kind — nur keine Ueberspanntheiten. Lidy — Lidy — da bist du ja!" — und die Herzogin machte auf der Ottomane bereitwilligst für ein graues Windspiel Platz. Einen Augenblick ist es Marie, als könne sie nicht bleiben und weiter lächeln und sprechen und die Lidy bewundern, als müsse sie mit ihrem frischen Leibe sich flüchten — — ach wohin? — nicht zur Mutter, der jede Erregung tödtlich sein kann — nicht zum Vater, der sie tapfer sein geheißen — nicht zu Oswald — wohin? Ach einmal, ein einziges Mal ihr Haupt an des Geliebten Brust schmiegen dürfen, seinen Arm schützend um sich fühlen und dann sterben, — vergehen — —

„Sehr impressionnable," wiederholt sich Hoheit mehrmals, während ihr Marie die eingelaufenen Briefe unterbreitet und ihr da durch eine kleine, müde Bewegung, dort durch einen weltverlorenen Blick verräth, wie wenig sie bei der Sache sei, und über die jungen Züge ziehen tief-ernste Gedanken ihre Schatten. Die Briefe sind erledigt — gelesen — besprochen — die zu ertheilenden Antworten bestimmt. Eine halbe Stunde später, und Marie fährt an der Seite des Fürsten Waldern zur Bahn. Serenissimus hat zum Entzücken seiner ihn anbetenden Gemahlin seine Minister unerwartet früh entlassen, und unbarmherzig, ohne sich weiter einen Gedanken zu machen, weist die Herzogin Marie ihren Platz im zweiten Wagen an. — —

„So still, Baronin — bin ich in Ungnade?" frägt alsbald der Fürst. Marie fühlt, daß sie unter seinem forschenden Blicke tief erröthet. Sie will ihm entgegnen — steif — kühl — artig. Sie will, aber ihre Stimme bebt, und die Augen verschweigen nicht die Qual ihres Herzens. Der Fürst versteht. — Wie, wenn er aller Welt zum Trotze hier Ernst machen würde? Das wäre so etwas — etwas ganz Neues! Warum nicht? — Warum nicht! — Nein, was die Landluft und der Maienduft aus Einem machen könnten, am Ende gar einen sentimentalen Narren, der Gedichte träumt — „von dunklen Sternenaugen und einer rehschlanken Maid — und marmorweißen Händen" — verspottet sich der Fürst schon im nächsten Augenblick, um dann Marie in seiner Weise Aufschluß über die erwarteten fürstlichen Gäste zu geben. Sie lauscht seiner Stimme, ohne auf seine Worte zu hören, ihre Blicke hängen dabei verstohlen an ihm, sie ahnt es nicht — sie würde vor sich selbst zurückschrecken, ahnte sie es, daß jeder einzelne dieser Blicke ihn wie eine Liebkosung umstreift. Selbst ihn, den Verwöhnten, Verdorbenen, überkommt etwas wie Erbarmen, in einer vagen Art vergleicht er sie mit einer Blüthe, die, von einem heißen Hauch bewegt — dem Brechen oder dem Welken entgegenharrt; — und brechen — brechen kann er sie nicht — — und welken — nein, welken

Google

soll sie nicht — nicht seinethalben. Der Thor, als ob es nicht Blüthen gäbe, die die erste Schwüle versengt! — — Marie zürnt sich. Vergeblich ruft sie die warnenden Worte der Herzogin, ihren Stolz, ihren Muth, ihre Mädchenwürde zu Hilfe; es schmilzt Alles dahin vor dem überwältigenden Verlangen, von ihm geliebt zu werden, ihn lieben zu dürfen — und sonderbar, jedes Erinnern an die Pflicht gegen die Eltern weist sie ängstlich von sich ab. Der Fürst fühlt eine wahre Rührung, als er ihr beim Aussteigen die Hand bietet und sieht, wie sie da zusammenzuckt. Er ist voll der besten Vorsätze — doch sie thut ihm so leid, und es ist eine so reizende, kleine Hand — er kann wirklich nicht anders — ein rascher Blick — die Hoheiten steigen bereits die Treppe empor — er streift den langen schwedischen Handschuh zurück und drückt einen Kuß auf die zarte Handfessel, deren leichte Bewegungen ihn schon so oft entzückten. Er ist so rasch gewesen, daß sie kein Wort der Abwehr gehabt, und ehe sie ein würdiges des Verweises gefunden, müssen sie dem herzoglichen Paare nacheilen.

Wie im Traume gleiten an Marie die nächsten Eindrücke vorbei. Der Zug braust heran — die Erwarteten entsteigen dem Coupé — Umarmungen und Ausrufe — sie wird vorgestellt. Verbeugungen und huldvolle Worte — sie kommt erst einigermaßen zu sich, da sie Hoheit der jüngsten Prinzessin zutheilt und sie sich neben dieser, einer hohen, blonden Erscheinung, im Wagen sitzen findet.

Prinzessin Ida ist ein stilles, schüchternes Mädchen, das nur leise Fragen wagt — „ob denn oft schlechtes Wetter sei — ob die Baronin auch gern im Rosenthale weile — und ob die Liby denn noch immer recht bissig —“, und dabei sieht sie Marie mit ihren wasserblauen Augen so gütig an, daß diese bei sich denkt, Prinz Karl, der Herzogin Bruder, habe so Unrecht nicht, wenn er von seinen jugendlichen Nichten sage: „So hoffnungslos blondhaarig, blauäugig und gutherzig zu sein — bringen andere Sterbliche gar nicht zuwege.“ Prinz Karl ist der Hagestolz der fürstlichen Familie. Das Ideal eines Junggesellen, vergöttert von seinen zahllosen Nichten, geliebt von seinen Schwestern, giebt es keine Hofdame der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft, die nicht für ihn geschwärmt. So oft sich in früheren Jahren eine Veränderung im weiblichen Hofstaate ereignete, nahm die Herzogin dem Bruder das Versprechen ab, den Neuling hübsch in Frieden zu lassen. Prinz Karl hat stets fest und feierlich versprochen und nie sein Wort gehalten, und aus alter Gewohnheit nimmt ihm die Herzogin noch immer dasselbe Versprechen ab, daß er — wahrscheinlich auch aus alter Gewohnheit — im Lauf der Zeiten nicht halten gelernt. Er ist zu ritterlich, dabei zu durch und durch ehrenhaft, um sein Spiel dort zu treiben, wo ernstere Gefühle erwachsen könnten, und oft überbot die Fama die tollen Streiche selbst; wer sich aber einmal Prinz Karl zum Freund gemacht, der hatte einen festen Verbündeten für alle Zeiten. Marie Birken war ein erklärter Liebling

Google

des hohen Herrn geworden. Ihre Jugend, ihr frisches Wesen hatten ihn von vorneherein für sie eingenommen — und als er sie dann näher kennen lernte und sie beobachtete, fällte er das günstigste Urtheil über sie. Er weiß wohl, daß dies die Gräfin Haderstadt mit scheelen Augen aufnimmt. Das ist die einzige Frau, der er im Leben begegnet — ohne ihr — wenn er schon zur Ehre der Wahrheit gar nichts Anderes finden konnte — zu versichern — sie habe eine Stimme, die ihn bis in seine Träume verfolge. Die natürliche Consequenz davon ist, daß ihn die Haderstadt haßt, so intensiv, wie nur einen der Tage, die über 18 Réaumur Wärme haben, und daß er die Haderstadt haßt — fast so grimmig wie den Groom, der ihm ein englisches Pferd krumm reitet.

Prinz Karl ist noch eine sehr stattliche Erscheinung, wie er an der herzoglichen Tafel neben Marie sitzt und unaufhörlich über den Tisch hinüber die jugendlichen Schwester-Prinzessinnen mit seinen Neckereien plagt. Das hindert ihn nicht daran, hin und wieder ein liebes Wort für seine Nachbarin zu haben.

Die innere Erregung — das Bangen, das sich ihrer bemächtigt hat — macht Marie weit stiller als sonst, und Prinz Karl läßt seinen Blick mehr als einmal mißtrauisch zu dem unteren Ende der Tafel schweifen, wo Waldern zwischen den fremden Ehrencavalieren sitzt — mit der heitersten, unbefangensten Miene der Welt. Zum tiefen Leidwesen der Gräfin Haderstadt geht es nie zwangloser, etiquettewidriger auf der Rosenvilla zu als gerade dann, wenn die Nichten der Herzogin dort zu Gaste sind; es scheint, als fliehe vor ihrem Frohmuth die sonst von ihr sorgfältig erhaltene, kunstvoll angefachte „Hofluft". Das Diner ist beendet, und die Herrschaften wie die Suiten treten aus dem Speisesaal auf die Terrasse, wo der schwarze Kaffee genommen wird und Hoheit ihr unentbehrliches Reversi spielt. Nach einer Weile geräth die Conversation in's Stocken, und den Prinzessinnen wird eine Partie Croquet vorgeschlagen: „Lieber les grâces!" bitten sie, und alsbald sausen die bunten Reifchen in die Luft, und auf dem Rasenplateau herrscht ein lustiges Hin und Her — ein lebhaftes Schleudern und Haschen. Waldern giebt vor, „rückständige Arbeit" zu haben, und zieht sich in sein Zimmer zurück — wo er — überflüssig ist es zu versichern — weder schreibt, noch liest, noch — denkt. Er sieht vielmehr von seinem Fauteuil hinab auf die Spielenden, und in seiner trägen Art stellt er Vergleiche an zwischen den drei großen, überschlanken Gestalten und den eckigen Bewegungen der Prinzessinnen und der zarten, graziösen Erscheinung Mariens. Prinz Karl mag Aehnliches thun, wie er sich über das Terrassengeländer lehnt und oft durch ein lustiges Wort die Spieleifrigen irre macht.

„Der Doctor!".

„Was kann der Doctor wollen?!" rufen die Prinzessinnen aus, sobald sie, über den Anhang emporschreitend, Doctor Kaders, den herzoglichen Leibarzt, gewahren. Die Spielstöcke senken sich, da er näher kommt,

Google

und drei Hände strecken sich ihm gleichzeitig entgegen. Doctor Kaders verbeugt sich und erwidert auf die hastigen, huldvollen Anreden ein wenig formvoll, wie das wohl in seiner Art und seiner Stellung liegen mag. Indessen er achtet kaum auf die jungen Hoheiten — sein Blick sucht Marie Birken. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Baronin — nein, nein" — wie ihn da Marie schon angstverzehrt ansieht — „es ist nicht so schlimm. Ihre Mutter hat wieder einen ihrer bösesten Anfälle überstanden — sie ist ruhiger jetzt — aber sehr schwach — sie verlangt nach Ihnen, und da dachte ich, wenn die Hoheiten Sie entbehren können . . ."

Prinz Karl war mittlerweile unter ihnen.

„Versteht sich von selbst, daß sie gehen soll" — und wie er einen dankbaren, feuchten Blick Mariens auffängt —: „nur nicht gleich so verzagt sein, Kind, — gehen Sie sich fertig machen — keine Sorge, ich melde es bei meiner Schwester."

„Steht es schlecht, Doctor?" frägt der Prinz dann, als Marie sich entfernt.

„Ernst, Hoheit! Ernst — wie immer, es ist ein verjährtes Herzleiden, mit dem wir es da zu thun haben; jeder neue Anfall schwächt die Lebenskraft, es kann noch Monate dauern — es kann ebenso gut morgen mit der armen Frau aus sein." Die Prinzessinnen sehen einander und dann den Arzt an, und aus ihren ehrlichen, jungen Gesichtchen spricht warmes Mitgefühl. Prinz Karl klopft den Doctor auf die Achsel: „Sehen Sie da nicht zu schwarz, lieber Freund? Der menschliche Organismus überwindet zuweilen erstaunlich viel!"

Doctor Kaders hebt rasch das hochblonde Haupt, ein kaum merkliches ironisches Lächeln zuckt um seine Lippen und blitzt in seinen Augen auf. „Der menschliche Organismus hält allerdings zuweilen recht wacker aus, Hoheit — aber das Herz, das oftmals verwundet und zu guter Letzt noch mit Nadelstichen gemartert wird, das muß dann doch endlich zu Grunde gehen. Diese Frau hat genug gelitten — der Verlust des Vermögens — die materiellen Kümmernisse — die Sorge um die standesgemäße Erziehung der Kinder —!" Die helle Zornesröthe steigt dem Doctor bis zu den Schläfen, als er hinzufügt: „Und diese Bescheerung, die ihr vielleicht den Gnadenstoß gegeben, danken wir der gütigen Einmischung der Frau Gräfin Haderstadt. Wenn sich Ihre Hoheit nur abgewöhnen möchte, mit dieser Dame Alles und Jedes zu besprechen, ohne dabei im Geringsten zu bedenken — —"

„Sch, Sch! Sie sind schon wieder einmal zu aufrichtig — lieber Doctor!" und so sehr gnädig Prinz Karl ihm gesinnt ist — seine Stimme klingt gedehnt und spröde. Der junge Arzt, der es in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem großen Rufe und zu der Ehrenstelle eines herzoglichen Medicinalrathes gebracht, ist ein Schützling Prinz Karls, und da kann es den hohen Herrn ernstlich verdrießen, wenn er durch sein grundehrliches Wesen bei

Google

Hofe verstößt, wenn er sich durch seine Rückhaltlosigkeit schadet. Doch Kaders setzt lieber seine Zukunft auf's Spiel, ehe er etwas gelten läßt, das gegen sein Wissen und Gewissen geht — oder ehe er ein Interesse für die Nervenaffectionen der Excellenz-Gräfin heuchelt. „So geben sie ihr doch in Gottes Namen ein beruhigendes Pillerl!" hat ihm Prinz Karl so oft zugerufen, bis es in der Hofgesellschaft ein geflügeltes Wort geworden. „So geben Sie ihr doch in Gottes Namen ein beruhigendes Pillerl!"

Doctor Kaders nimmt den Verweis seines Gönners schweigend hin. Er kommt von einem Krankenlager, wo er Zeuge so wahrer Größe gewesen, daß ihm der irdische Olymp mit seiner ganzen Weihrauchumwölkung recht nichtig erscheinen muß — selbst der gute Prinz Karl — selbst die drei unschuldsvollen Prinzessinnen, die erst lange mit einander tuschelnd verhandeln und dann eine die andere vorschiebt, ehe Prinzessin Ella herausbringt: „Sie machen sie gewiß gesund, Herr Doctor —!"

„Wen, Hoheit?"

„Nun, die alte Baronin!"

„Warum das mit solcher Bestimmtheit, Hoheit?"

Prinzessin Ludwiga kommt der Schwester zu Hilfe: „Weil Sie Alles können, lieber Doctor — —"

„Ja und weil Sie mich von dem Keuchhusten curirt — —"

„Und mich voriges Jahr von der Halsentzündung, die sehr bösartig war!" fügen die Anderen hinzu. Doctor Kaders verneigt sich dankend vor diesen beschämend-überwältigenden Zeichen fürstlicher Anerkennung und jugendlicher Dankbarkeit. Prinz Karl lacht. „Sehen Sie, das sind sang-royal Phrasen. Ich stehe dafür ein — sie machen genau dieselben, wenn sie in ein, zwei Jahren als Gemahlinnen irgend eines regierenden Fürsten in irgend eine „allezeit getreue Residenz" einziehen. Höchstens, daß sie bis dorthin so viel Geistesgegenwart haben werden, statt von Keuchhusten- und Masern-Befreiung — dem Bürgermeister von seinem Blumenstrauß zu sprechen, der längst verwelkt — oh noch herrlich weiter duften wird — in ihrer Erinnerung nämlich!" Der Doctor lächelt bescheiden — und die Prinzessinnen, obgleich sie nicht verstehen, was Onkel Karl da meint, lächeln gleichfalls. — Sie versichern Marie, die sich ihnen von Neuem genaht, ihres Mitgefühles, und Prinzessin Ida, schüchterner noch als ihre Schwestern, aber auch feinfühlender als diese, flüstert ihr verschämt zu: „Wir wollen für sie beten!" Dann nehmen sie aber auch schon ihr Spiel wieder auf, und der Zwischenfall ist vergessen, bevor noch Marie die kleine Strecke Weges zurückgelegt hat, die die Rosenvilla von der Behausung ihrer Eltern trennt. Sie stellt angstvolle Fragen an den Arzt, der sie begleitet, und dieser — eben noch so voll herbem Selbstbewußtsein — ist weich und zart gegen sie — und tröstet sie und richtet sie auf, so gut er nur kann. Sie gesteht ihm zitternd, daß sie sich schwere Selbstvorwürfe mache . . . Da sieht er sie mit seinen hellen Augen ernst an: „Armes, armes Kind — nur Muth — Muth —

Google

Sie wissen, ich setze mein ganzes Können ein — aber wir dürfen es uns nicht verhehlen, es ist eine traurige, traurige Geschichte." —

Und es ist eine traurige, traurige Geschichte! —

Marie weiß im Augenblicke, wo sie an dem Bette der Mutter niederkniet, daß das schwache Herz, welches so lange tapfer gerungen, dem letzten Kampfe entgegengeht. Sie kennt es so genau, dieses zartbesaitete, überempfindsame Wesen der Mutter! — So genau wie jede einzelne der Falten, die sich in ihr Antlitz gefurcht, so genau wie die müden, abwehrenden Bewegungen der armen, kleinen Hände, die einst — ach so viel bewundert gewesen. Sie küßt sie nun, wie sie sie noch geküßt, mit einer Andacht, die einem Gebete gleicht. Und wie sich die matten Augen endlich öffnen, da heben sich auch mühevoll die Hände, und sie legen sich ihr schützend und segnend auf's Haupt. Marie umschlingt die abgemagerte Gestalt mit den Armen, und ihre Thränen fließen still und unaufhaltsam — sie ersticken fast ihr: „Oh Mutter, Mutter verzeih'!" Der Arzt läßt sie gewähren. Der Zustand der Kranken ist zu ernst, als daß er die Weihe dieser Stunde zu stören wagt, sie soll vielmehr einwirken ganz und voll auf die junge Seele, die sich für schweren Kummer stählen muß. Und es ist ein langes, hartes Stählen, und es ist ein tiefer — unermeßlich tiefer Kummer, den Marie in diesen Sommermonaten durchleidet. Die Mutter erholt sich nicht mehr. Wohl kehrt das Bewußtsein zurück, und die schmerzverzerrten Lippen finden wieder und immer wieder die alten, liebkosenden Worte — aber ach! Es giebt auch Stunden, auch Tage, wo sie regungslos liegt — wie eine Todte fast — bis ein Jammern, ein Stöhnen den Wachenden klagt, daß sie noch leide. Oftmals ist es dem armen Mädchen, wenn sie aus dem grauen Lichte der Krankenstube in den frohen Sommertag hineintritt, als verfahre das Geschick zu hart mit ihr. Sie glaubt, es sei mehr, als sie ertragen könne, wenn sie sich des Abends über ihre Kranke beugt — ehe sie sie für die Nacht verlassen muß — und sie dabei die namenlose Angst vor dem Morgen durchschauert. Und oh — diese langen, schwülen, wachen Nächte in dem fremden Hause! Wie sie dadurch Alles um sich kaum anzusehen verträgt — von dem einfachen Comfort, mit dem ihr Zimmer ausgestattet ist — bis zu dem Service, in dem man ihr das Frühstück servirt — Alles fremd — Alles neu — Alles gleichgiltig . . .

Und doch ist es in umsichtigster Güte, daß die Herzogin bei ihrem Ausspruche beharrt: „Ihre Tage stelle ich Ihnen zur Verfügung — Ihre Nächte nicht!" Der Doctor hat es so gewünscht. Er ist besorgt, das Mädchen würde nicht Stand halten. Oft, wenn sie auf seine warnenden Worte, sie möge sich schonen, nur mit einer traurigen Kopfbewegung entgegnet, da erinnert er sie an Pflichten, die ihrer harren — an den Vater — an den Bruder. Der Gedanke an diese Beiden macht Marie trostlos. Sie selbst ist seit der ersten niederschmetternden Gewißheit zu der vollen Größe ihres Schmerzes herangereift. Wie aber wird der alternde Mann einen Schlag

Google

von solcher Wucht überwinden? Wie Oswald, der mit jeder Faser seines Herzens an der Mutter hängt, den ferne vom Hause nur immer ihre milden Ermahnungen behüteten? Und zwischen dieses Bangen gleiten verschämt Erinnerungen an Waldern hinein. Er hat seinen Urlaub angetreten, wie in Hofkreisen geflüstert wird, um nicht mehr auf seinen Posten zurückzukehren. Marie sagt sich: das sei Alles überwunden — sie wolle es vergessen — als sei es niemals gewesen — und dabei kommt über ihr Antlitz, bleicher und schmäler noch durch die Kümmernisse dieser letzten Zeit, eine abgehärmte Ruhe und in ihre Augen ein herber Blick. Sie sehen es Alle. Die Herzogin sieht es, und es thut ihr in der Seele leid. Prinz Karl sieht es, und er ist voll Mitgefühl. Die Excellenz-Gräfin sieht es, und in ihren Blicken glimmert es, und ihre Lippen bewegen sich befriedigt. Sie sehen es daheim — und der Vater senkt schmerzbewegt das Haupt, und Oswalds weit offene Augen träumen traurig in's Unendliche. Doctor Kaders allein stützt sie. Sie wiederholt es ihm oft: „Ich hätte es nie ertragen können — ohne Sie!" Er verdient diese Worte von ihr — er ist immer — er ist auch in der entscheidenden Stunde bei ihnen. Sie sind alle da. Nach langen, harten Kämpfen tritt jählings Ruhe bei der Kranken ein. So oft sie um ihre Erlösung gefleht, so sehr sie das Ende um ihretwillen herbeigesehnt — es kommt ihnen das Bangerwartete zu rasch, zu unvorbereitet — der eine brechende Blick, mit dem sie die Sterbende umfaßt, erscheint ihnen keinen Abschiednehmen. Sie hätten ein letztes segnendes Wort hören mögen, die Versicherung, daß sie verziehen, was zu verzeihen sei. Marie ist ruhiger und muthiger als die Anderen, und da sie die erstarrte Hand umfaßt, fühlt sie, als zöge etwas wie Frieden ein in ihre Seele. Sie ist unermüdlich in ihrem Bemühen um Vater und Bruder. Sie geht durch die Pflichten dieser düsteren Tage mit einer stillen Würde, die sie selbst hinwegtäuscht über ihr Leid. Noch in späteren Jahren weiß sie sich an alle Vorkommnisse der Trauerfeierlichkeit zu entsinnen —: Die kleine menschenerfüllte Kirche — die dumpfen Orgelklänge — die herabbrennenden Wachslichter — die welkenden Kränze — die bunten Wappenfarben der Schleifen — die Inschriften und die stolzen Namen auf diesen — und gramgebeugt und gebrochen der Vater — und Oswalds hochragende Gestalt und sein todtrauriges Antlitz — und mitten darin — der Sarg, der die Mutter umschließt! — Erst als man diesen draußen auf dem kleinen Friedhofe in die Erde senkt — kehrt das wahre Empfinden in sie zurück. Sie weiß es, daß mit der Hülle, die sie geboren, auch ihre Jugend begraben wird, — ihre Jugend, ihr Anrecht auf die Güter dieses Lebens, auf Alles, was das Dasein umhellt. Sie wird nicht schwach noch weich. Es ist eine solche Bitterniß, die sich einmischt in ihren Schmerz, und er ist ihr zu heilig. Sie will ihn stolz tragen vor den vielen Blicken, die sie liebevoll und sorgend, theilnehmend und forschend, schaulustig und gleichgiltig umgeben. Sie zürnt Oswald

Google

faſt, der in ſeiner glitzernden Uniform, den Helm in der Hand, daſteht und ſein Weh ausſchluchzt wie ein Kind. Sie führt ihren Vater hinweg, der jedem Einzelnen die Hand drücken will und jedes Wort über die Todte in ſeinem müden Gedächtniß aufſpeichern möchte. Ihr thut Alles gleich weh — Alles, der Anblick der Menſchen wie der Schall ihrer Stimmen, ihr Mitgefühl wie ihre leeren Verſicherungen — Alles — bis zu den Strahlen der ſcheidenden Septemberſonne, die, wie ſie ſich noch einmal umwendet, über den friſchen Grabeshügel ſchweben.

* * *

Jahre und Jahre ſind entſchwunden.

Wieder iſt der Lenz da — wieder Sonnenſtrahlen — und Blüthenſchimmer und Himmelsblauen. Und wieder einmal war die erſte Hofdame der Herzogin — Marie von Birken, nach dem Roſenthale gekommen, um für ihren Vater die Sommerwohnung in Stand zu ſetzen. Mit einer Regelmäßigkeit geſchieht das immer zu ein und derſelben Zeit des Jahres, ſodaß ſich die Bewohner Willdorfs, wenn ſie nach einer mehrmonatlichen Pauſe einen herzoglichen Wagen und in ihm die wohlbekannte Erſcheinung der Hofdame gewahren, getroſt aus ihrem Winterſchlafe rütteln und zu einander ſagen können: Das Frühjahr iſt da!

Es mag Manchen unter ihnen geben, der ihr nicht gar freundlich nachblickt, wie ſie hoch aufgerichtet — ſo ſtolz und ſtrenge daſitzt — und den Kopf nur hin und wieder grüßend neigt — als ſei ſo ein Gruß etwas wohl zu Erwägendes.

Zuweilen klingt ihr auch ein hartes Wort nach. Und wenn darin ein gutes Stück Kleinſtädterei liegt — und wenn es ſicherlich die Mißgunſt iſt, die ſich mit einmiſcht, wenn in der Reſidenz abfällig über Mariens Weſen geurtheilt wird — ſo kann ſich dennoch ſelbſt das liebevollſte Auge nicht verhehlen, daß etwas ſeltſam Starres, Kaltes an ihr und um ſie ſei. Etwas ſeltſam Kaltes, Starres, das aber nicht ihrem ureigenen Weſen zu entſprechen ſcheint, von dem man vielmehr glauben kann, daß es ſie, ſo vollendet ſie ſich's anerzogen, ſo kunſtvoll ſie darüber verfügt, zu Zeiten im Stiche zu laſſen vermag. Es ſchwebt wie herbe, unverbrauchte Anmuth mit in ihrem knappen, ſicheren Gang, ein Hauch dieſer Anmuth ſtreift ihre ganze Erſcheinung — die überſchlanke Geſtalt in ihrer ſteifen Haltung — das ſtolz getragene Haupt, welches die frühgrauen Haare umgeben, ſo ſorgfältig zurückgehalten — als ſollten ſie ja nicht die vorlauten Verräther durchkämpften Leides ſein. Und das Antlitz ſpricht ſeine eigene traurige Sprache und das nie trauriger, als gerade dann, wenn ein Lächeln über die ſcharfen Züge gleitet und in den Augen nachzittert.

Der Achtloſe ſieht das Alles freilich anders — und es iſt um Vieles leichter, im Vorbeigehen zu urtheilen, um Vieles leichter — und vielleicht auch um Vieles klüger, wer es anders hält, kommt um manche Illuſion —

Google

und um eine Illuſion weniger — um Unſägliches ärmer! Und um wie viele Illuſionen ärmer iſt Marie geworden, ſeit ſie das erſte Mal die Fahrt nach dem Roſenthal angetreten! Ihre Gedanken gehen dieſe lange Zeit zurück, wie ſie auf dem Perron des kleinen Willdorfer Bahnhofes auf und ab ſchreitet, den Zug erwartend, der ſie wieder zurück nach der Reſidenz bringen ſoll. Das wohlbekannte Ganze muß ſie an die entſchwundene und an die dahinſchwindende Zeit erinnern. Ein troſtloſes Empfinden von Vereinſamung beſchleicht ſie, wie ſie da die Ahnung peinigt, ſie habe vielleicht ein letztes Mal für das Sommerheim ihres greiſen, ſiechenden Vaters zu ſorgen gehabt. Sie ſagt ſich wohl, es ſei ihr die Vorſehung in dieſem Einen gnädig geweſen, in dieſem Einen, daß er ihr erhalten geblieben bis zu der äußerſten Grenze menſchlichen Alters. Aber — jeder kommende Tag kann ihn ihr rauben, und dann werden ihre ſchweren, doch heiligen Pflichten beendet ſein und mit ihnen die Seelenbefriedigung, die ihr deren Erfüllung gebracht; ſie wird allein zurückbleiben — ganz allein! Oswald — längſt verheirathet — iſt in diplomatiſchen Dienſten im Auslande — ſeine Frau war ihrem Herzen eine Fremde geblieben. Sie trägt es ihr bitter nach, daß ſie die militäriſche Laufbahn des Bruders zerſtört — die Zukunft dieſes Soldatenbruders, die ſo blank und ſchimmernd vor ihm gelegen, die ſie unermüdlich war, ſich mit zärtlichem Stolze auszuträumen. Seither war ein Mißton zwiſchen die Geſchwiſter gekommen, den ſie nicht zu bannen vermochten, ſo ſehr ſie es auch Beide erſehnten. Das Schickſal war hart geweſen gegen Marie von Birken, und es hat ſie hart gemacht in ihrem Urtheile wie in ihrem Handeln. Bei Hofe ſteht ſie freilich in hohem Anſehen. Sie gilt ſeit dem Tode der Gräfin Haderſtadt als die rechte Hand der Herzogin, und man nennt ſie vielfach als die Nachfolgerin der geſtrengen Oberſthofmeiſterin — wiewohl Damen von höherem Range, von älterem Adel dieſe Stelle anſtreben. In ihrer Ergebenheit für das herzogliche Haus und für die Perſon ihrer Herrin iſt Marie nicht zu übertreffen. Das Leben und die Erfahrungen am Hofe haben Manches in ihr erſtarrt und erſtickt, nichts aber, keine Enttäuſchung und keine Verſuchung, kein eigenes Leid und keine fremde Niedertracht haben an der Ehrenhaftigkeit ihrer Geſinnungen, an der Feſtigkeit ihrer Grundſätze zu rütteln vermocht. Sie hat ſie als das Vermächtniß des Elternhauſes gewahrt und als ſolches hoch gehalten. Sie iſt von unerbittlicher Strenge gegen ſich, das macht ſich ſelbſt in ihrer äußeren Erſcheinung geltend, in der peinlichen Sorgfalt, mit der ſie ſich kleidet und ihre Kleider trägt, in ihren Bewegungen auch und im Tonfall ihrer Stimme, aus der ſie jedes wärmere Einklingen auszuſcheiden ſich vergeblich müht. Sie gönnt ſich keine Erholung. Sie kennt nichts als Pflichtenerfüllung, dieſer opfert ſie Alles. Ob hin und wieder nicht zu viel? Wer würde wagen, darüber zu entſcheiden? Und wer, ob die tiefe Achtung, die man ihr bei Hofe und in der Stadt, die ihr die Nächſten wie die Fernſtehenden zollen, ſie zu entſchädigen

Google

vermag für die bittere Pein, die sie um diese durchlitt, für die Entsagungen, die sie sich auferlegt, für den stolzen Ernst, mit dem sie sich Schritt für Schritt umhütet, für die überängstliche Sorge, mit der sie sich prüft — sich und Alles und Jedes, das sich ihr naht?! —

Sie frägt sich selbst, zum ersten Male seit Langem, als sie, nachdem sie den Zug bestiegen, in der Coupé-Ecke lehnt und hinausblickt auf die Hügelkuppen, die jede einzelne wie alte Freunde zu ihr hereingrüßen. Sie kennt sie so lange schon und so gut — im Sommer, wenn sie in ihrer grünen Pracht prangen, im Herbste, wenn sie vielfarbig leuchten; sie hat sie im ersten Schnee gesehen und von Sonnenschein umglänzt und Mondlicht überfluthet. Und doch, sie sagen ihr, wie sie da in dem gelben Dämmern des Frühlingsabends in's Blaue schimmern, etwas ganz Neues. Es ist ihr so bange — so eigenartig bange — so unsäglich einsam. Von einem Kirchlein, das weiß und feierlich, die zerstreuten Häuschen einer kleinen Ortschaft überragend, daliegt, klingen die Abendglocken. Wenige Stunden noch, und sie wird mitten im Gewoge eines Hoffestes sein, frohe Menschen sehen, liebenswürdige Worte hören und sprechen und verbindlich dazu lächeln. Um dieses Festes willen hat sie während des Tages mit jedem Augenblicke kargen müssen und nicht zu dem theuren Grabe gekonnt, nach dessen Anblick sie sich wie nach einem Tröster sehnt. Ach, Pflichten! — Pflichten — hier — dort — überall — immer. Sie denkt zurück an die Vergangenheit des Gestern — dann weiter und weiter . . . Sie horcht auf, ein Vogel schmettert sein Abendlied in die Luft hinein, dem Gefährten entgegen, süße, werbende Töne — ein leises, antwortendes Zirpen — sie beugt sich weit zum Fenster hinaus — auf einem Baumaste im frischen, jungen Laub nestelt das befiederte Pärchen. — Es fröstelt sie, sie schmiegt sich fester in die Polster zurück, sie schließt die Augen, und langsam rollen vereinzelte Thränen über ihre Wangen.

Wonach das alternde Mädchen sinnt? — Die Trauer um eine verlorene Jugend — wer kann schildern, wie es in der Seele um sie klagt, seufzt und schluchzt? Marie kann nichts dawider. Es klingt ihr wie eine ferne Stimme — es klingt so schmeichelnd-schwül und dann Alles still — Alles öde — Alles fahl . . .

Sie zuckt zusammen, der Zug gleitet in die Halle ein. Der Diener steht am Trittbrette, er nimmt ihr das Täschchen ab. Sie grüßt nach rechts, nach links und sieht dabei unnahbarer aus denn je. Ihr Wagen erwartet sie — einige Minuten später, und sie durchschreitet die Gänge des Palais, ihren Zimmern zu. Diese Zimmer! Sie sind in ihrer düsteren Vornehmheit ein Stück sie selbst. Kein Zeichen des Bewohnt-, des Daheimseins. Kein Eckchen, das etwas Warmes — Helles — hätte, keine lieben Bilder, nicht eine jener kleinen Nichtigkeiten, die oft so unermeßlich viel zu werden vermögen, keine Blumen, die Farbe und Leben brächten. Schwere Vorhänge — kostbare Seidenstoffe — Möbel von altmodischer

Google

Pracht — hohe Spiegel in Goldrahmen und Gemälde ferner, südlicher Gegenden von Meisterhand. Auf dem großen, geschnitzten Schreibtische die Photographien von Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Namenszügen und dicht daneben die Almanache des Hofes und die des Adels in Reih' und Glied. Mariens erster Blick beim Eintreten gilt den Schriftstücken und Briefen, die ihrer Erledigung warten. Die Zofe nimmt ihr Hut und Mantel ab, sie meldet ihr auf ihr hastiges, sorgendes Fragen, daß „zu Haus" nichts vorgefallen sei, und dann beginnt die Baronin auch schon mit der Sichtung der durch ihre kurze Abwesenheit vernachlässigten Post. Sie schiebt dabei ihre eigene Correspondenz bei Seite, um die dringendsten unter den Aufträgen der Herzogin zu vollziehen. Sie liest — blättert — schreibt — sauber — correct in schlanker Schrift — so fest und ferme, als sei es in Wahrheit Unumstößliches. Hier ein gnädig dankendes — dort ein huldvoll ersuchendes Wort — ein Gewähren und Willfahren — ein übertünchtes Versagen — ein „Nein" in guter und in aller Form.

Marie von Birken ist eine Meisterin dieses Stiles geworden. Ihre Briefe sind in Hofkreisen berühmt. Man anerkennt, daß sie ihre Feder mit würdevoller Leichtigkeit zu lenken weiß, daß diese selbst in den heikelsten Wendungen von vollendeter Höflichkeit zu sein versteht. Und wenn diese Feder dennoch zuweilen durch ein feines Wort gleich einem blanken Schwert in eine wehe Seele zu fahren, wenn ein einziges solches Wort wie zündendes Gift in einem stolzen Empfinden zu wühlen vermag, so dankt sie das, wie so vieles Andere, der strengen Schule, die sie, wie die hochselige Excellenz-Gräfin selbst zugestand, „mit Auszeichnung" durchgegangen.

Marie blickt auf — eins — zwei — vier Briefe — die wichtigsten für heute — sie läutet dem Diener: „Zur Post!" und fliegt dann die an sie selbst gerichteten Schreiben durch. Sie hält sich bei keinem länger auf. Sie hat sie so satt bekommen, diese Versicherungen von Verehrung und liebevoller Anhänglichkeit, sie ist so gewohnt, nach dem „Nun komme ich aber mit einer ergebenen Bitte" — oder: „Nur Ihre bekannte Güte gibt mir den Muth," oder: „bei Deinem Einflusse, liebe Marie, wird es Dir ein Leichtes sein" zu suchen, die diese Versicherungen einzuleiten pflegen. Und doch zieht sie diese noch denen vor, wo sie herausfühlt, daß Herz zum Herzen sprechen will. Nur das nicht! Nur kein Auge in ihr Sanctuarium dringen lassen . . . Sie macht wenigen Auserwählten gegenüber eine Ausnahme. Zu diesen Auserwählten gehört der Medicinalrath Kabers. So hellt sich auch ihr Antlitz auf, sobald ihr seine krumme Doctorschrift entgegensieht; für das Anliegen, das er ihr empfiehlt, will sie sich mit aller Wärme einsetzen — sie ist davon überzeugt, es sei ein gutes, würdiges. In früheren Jahren hatte man sich in der Residenz in Muthmaßungen ergangen, daß der bevorzugte Arzt des Herzogshauses einen Seelencultus für die Hofdame hege, daß er um dieses Cultus willen unverheirahtet geblieben. — — Es verhielt sich nicht so. Wie kein Anderer hatte der Arzt Marie in

Google

ihrem wahren Wesen kennen gelernt. Er hatte sie am Kranken- und Todtenlager beobachtet, sie von Pflicht zu Pflicht gehen gesehen und dabei einen tiefen Blick in ihr sonst so abgeschlossenes Seelenleben gethan — da war es denn kein Wunder, daß er sie hoch hielt. Als er späterhin ein junges, blühendes Mädchen als Gattin in sein stilles Heim führte und eine frohe, kleine Schaar um ihn allmälig emporwuchs, da kam Marie gerne in das friedliche, abseits gelegene Häuschen, und es waren frische, frohe Eindrücke, die sie von dort heimtrug in ihre stolze Einsamkeit.

„Es ist Zeit zum Ankleiden, Frau Baronin," erinnert die Zofe.

„Ich weiß — sogleich!" Es gehört mit zu ihren werthvollsten Eigenschaften als Hofdame, daß sie in ihrem Dienste die Pünktlichkeit selbst ist — nie zu spät — selten zu früh. So tritt sie zur festgesetzten Stunde in den kleinen Salon der Herzogin ein, wo sie der hohen Frau harrt, um ihr dann in die großen Gemächer zu folgen. Mariens Gestalt kommt zur vollen Geltung in dem Kleid von grauer Seide, welches sie trägt, die lange Schleppe legt sich in schwere Falten, sie läßt sie hoheitsvoller erscheinen als sonst. Die altersbleichen Spitzen, die die Corsage umhüllen, wie die Perlen, die sich um den Hals schlingen, mildern das matte, eintönige Grau der Robe, und im erhöhten Maße thut dies das schimmernde blaue Band, an dem der höchste Frauenorden des Landes erglänzt.

„Sie sehen sehr gut aus, Kind — wirklich charmant!" ruft die Herzogin beim Eintreten aus und betrachtet ihre Hofdame prüfend durch die Lorgnette. „Und ich — wie seh' ich aus — wird der Herzog zufrieden sein?"

„Wenn Hoheit gestatten —"

„Nun — nur rasch — ehe er kommt — etwas nicht in Ordnung?"

„Alles in Ordnung Hoheit —. Die Toilette ist superbe, ich fürchte nur, die Coiffure sitzt nicht ganz fest . . ."

„Warum nicht gar. Die Coiffure wird noch zur idée fixe bei Ihnen, seit sie damals beim Déjeuner, das wir dem Erzherzog gaben, so erbärmlich wackelte und uns in Verlegenheit brachte. Haben Sie sich sehr fatiguirt? Ich hatte einen reizenden Tag, der Herzog fuhr mich selbst in die Fasanerie — er war so gut gelaunt, und es war schön, wie im Sommer —, dann kam Karl. Ich erhielt einen Brief von Ida — oh! ich habe Ihnen eine Unmasse zu erzählen. Mir ist wieder eine Idee gekommen — eine Partie für Leopold, wenn mir das ausgeht . . . Haben Sie schon vom König gehört — er hatte einen Unfall — es hätte böse enden können — die Pferde scheuten doch nein, jetzt habe ich keine Zeit, Ihnen das Alles en détail mitzutheilen. Ich freue mich kindisch auf die jungen Leute heute Abend — kindisch — ah! da bist Du schon — mein lieber Hans!"

Der Herzog tritt lächelnd ein. Wenn er nur einmal im Leben gekommen wäre, ohne seine Gemahlin in lebhaftester Conversation zu stören und ohne von diesem frohen „Ah da bist Du schon . . ." begrüßt zu werden. Diese geistige Regsamkeit ist es, die dem Wesen der Herzogin noch an der Grenze

Google

des Alters etwas ungemein Anziehendes verleiht. Ihren „Hans" liebt sie abgöttisch — das wissen nicht nur Jene, die die Schwelle des Palais überschritten — das muß auch Jeder sehen, der der Herzogin einmal am Arme ihres Gemahles begegnet, wie sie zu ihm emporblickt, wie seine Worte, sein Blick ihr Antlitz verklären, wie sie sich ihm anschmiegt, als fühle sie so recht, er sei ihr Alles. Herzog Johann selbst ist voll milder Würde, seine hohe Gestalt hat nichts von ihrer jugendlichen Elasticität eingebüßt und seine dunklen Augen blitzen aus dem schmalen Antlitz, das der kurze, schneeige Bart umrahmt.

Das Fest, welches die adligen Kreise der Residenz um das herzogliche Paar vereint, ehe der Hof seinen Aufenthalt in der Rosenvilla nimmt, gewinnt an allgemeinem Interesse durch eine vielbesprochene Verlobung. Ein jüngerer Prinz des herzoglichen Hauses hat sein Herz an ein Mädchen verloren — das wohl einem alten Adelsgeschlechte angehört — ihm aber dennoch nach den Hausgesetzen nicht ebenbürtig ist. Nach langen Kämpfen und durch die warme Fürsprache der Herzogin ist endlich die Einwilligung der Eltern des Prinzen wie die des Herzogs zu einer Eheschließung erlangt. Seit Monatsfrist weilen die Verlobten bereits in der Residenz — und die weiche Seele der Herzogin schwelgt in dem Anblicke des jungen Liebesglücks. Sie hat nicht geruht, bis ihr der Herzog gestattete, ein Fest zu veranstalten, bei dem alle Welt ihre lieben Kinder sehen und sich mit ihnen freuen könne." Sie denkt nicht im Entferntesten daran, daß dem auch anders sein könnte. So kommt es ihr gar nicht in den Sinn, daß Marie von Birken, ihre „liebe, einzige Marie" nicht genau fühlt wie sie selbst, sie vermißt nichts an Wärme in ihrem Ton, wenn sie von der jugendlichen Braut spricht und vermißte sie dieselbe, sie hätte im nächsten Augenblicke eine Entschuldigung bei der Hand. In Wahrheit ist Marie dem bräutlichen Mädchen nicht gewogen, sie sieht mit ihrem in der Beobachtung geschulten Auge Manches an ihr, das ihr nicht zu gefallen vermag. Sie frägt sich selbst — gewissenhaft, wie sie stets sein will —, ob sie nicht etwa eine Voreingenommenheit gegen diese Verbindung habe, ob sie in derselben nicht allzusehr eine Gefährdung der höfischen Principien erblicke? Oder hat sie verlernt, der Jugend zu begegnen — sie zu verstehen — sind es die traurigen Erfahrungen, die sie da und dort gemacht — sind es die Härten, die Menschen und Geschick in ihr großgezogen — sie weiß selbst nicht darüber zu entscheiden. Sie weiß nur, daß die junge Gräfin Adelheid, in der blendenden Blüthe ihrer Schönheit und ihrer zwanzig Jahre, mit dem siegesfrohen Blick in den strahlenden Augen, sie nicht wie die übrige Welt in dem Banne ihres Zaubers hat. Sie sucht vergeblich nach der „seelischen Anmuth", die man ihr nachrühmt. Für sie entbehrt das Wesen der jungen Gräfin der mädchenhaften Würde, sie ist ihr zu sehr von dem einen großen Gefühle hingerissen — sie mißbilligt das Zurschautragen dieses Empfindens, sie kann sich zu einer Hintansetzung des äußeren Anstandes

Google

einmal nicht verstehen. So verletzt Gräfin Adelheid unbewußt durch jede Bewegung, durch jedes Lachen, durch ihr ganzes frohmuthiges Thun und Lassen ihr empfindliches Hofdamenauge und -Ohr. Die Herzogin hingegen sieht in all' dem nichts — als „kindliche anmuthende Natürlichkeit"; die hohe Frau hat offenbar ihr Jung und Impressionnable im Laufe der Jahre vergessen gelernt; impulsiv, wie sie ist, steht sie immer ganz und gar unter dem Eindrucke des Augenblickes.

Das Fest ist lange vor Mitternacht beendet, und nach alter Gepflogenheit nehmen die Hoheiten den Thee im Salon der Herzogin — Prinz Karl und Marie werden von der Herzogin aufgefordert, ihnen Gesellschaft zu leisten. „Denn ich habe mich noch nicht halb, ich habe mich eigentlich noch gar nicht ausgesprochen . . ." ruft die hohe Frau und fährt, unbekümmert um den verständnißvollen Blick, den der Herzog mit Prinz Karl wechselt, fort: „Nun und was sagt Ihr? Sah sie nicht reizend aus, meine liebe Kleine? Ach — und wie sie einander gerne haben, es ist wirklich eine Idylle — eine herzerquickende Idylle. Mein lieber Karl — willst du mir vielleicht widersprechen?"

„Nicht im Entferntesten. Ich warte nur den Moment ab, um Dir eine idyllische Mittheilung zu machen . . ." Die Herzogin sieht erwartungsvoll auf — „Deine lieben Kinder haben sich — sie haben sich geküßt!" Eine kleine Pause. Der Herzog räuspert sich —, Marie von Birken hält ihren Kopf um einen Gedanken höher — Hoheit stellen rasch ihre Theetasse nieder: „Aber Karl —!"

„Ja, geküßt!" beharrt er.

„Nun ja — höchst wahrscheinlich mehr als einmal schon — aber doch nicht heute Abend?!"

„Doch!"

„Du lachst — ich lass' mich nicht von Dir anplauschen . ."

„Erst sagst Du, es sei eine Idylle — die lieben Kinder" — er imitirt ihre Stimme — „und dann willst Du mir die erfreulichsten Thatsachen nicht glauben. Ich kann Dir nicht helfen, liebe Luise — so geschehen — heute Abend — im Theezimmer hinter den Paravent — —"

„Du hast es gesehen?"

„Nein, gehört — nur gehört — cela suffit!"

Die Herzogin wirft einen hastigen Blick auf Serenissimus — dieser unterdrückt ein Lächeln, dann sieht sie fast ängstlich nach ihrer Hofdame. Mariens Antlitz ist regungslos, es verräth durch nichts, wie sie über die jugendlichen Missethäter denkt.

„Eigentlich — gar nicht schön von so einem alten Herrn — der Verräther zweier Liebenden zu sein — gar nicht großmüthig —" Und die Herzogin blinzelt lustig mit den Augen. Das Wort trifft.

„Ein alter Herr — Baronin — so kommen Sie mir doch zu Hilfe, Sie wissen, nach dem Hofkalender . ."

Google

„Wohl irrthümlich 66, Hoheit . ."

„66," fällt die Herzogin ein „und nicht einen Tag jünger!"

„Vielleicht doch, vielleicht ein Druckfehler, Hoheit . . .!"

„Recht so, Baronin, nur immer für Ihre Freunde einstehen," scherzt Serenissimus in bester Laune.

„Es ist doch eine Schande — Karl — eine große Schande, meine armen Kinder so bloßzustellen, noch dazu vor der Marie, die ohnehin ein Wau-Wau ist . . . übrigens ist ja gar nichts weiter dabei, ich kenne zwei alte Leute, die es zu ihrer Zeit nicht um ein Haar besser machten — Du vielleicht auch, Hans?"

„Ja, und denen es heute noch um jede versäumte Gelegenheit leid thut," ergänzt der Herzog galant.

„Glauben Sie nur ja nichts von versäumten Gelegenheiten, Baronin — es hat kein sentimentaleres Paar gegeben, seit die Welt steht, und wer, wie ich, immer das Zusehen . ."

„Oh, was das Zusehen anbelangt, lieber Karl!" . . .

„Nur keine Anzüglichkeiten, meine Herrschaften!" und ernster geworden, fügt der Herzog hinzu: „Ich weiß nicht, bilde ich es mir nur ein oder ist es wirklich so — mir will es immer scheinen, als habe das, was Karl in das Wort „Sentimentalität" zusammenfaßt, ganz aufgehört. Die jungen Leute von heutzutage sind anders — sie sind freier, sie legen sich nicht viel Zwang auf — — was sagen Sie, Baronin?"

„Da läßt sich nur schwer erwidern, Hoheit; die Jugend hatte zu allen Zeiten ihre Rechte und ihre Ansprüche, nur hat man diese in früheren Jahren strenger zu regeln verstanden, und wenn man dabei auch unerbittlich gewesen — unerbittlich und zuweilen unbedacht — und wenn hin und wieder darüber auch ein junges Herz heimlich zu Grunde ging, so erscheint mir die damalige Richtung immerhin als die vornehmere, als die standesgemäßere. Man muß früh lernen, sich den äußeren Formen, den Forderungen, die Menschen und Schicksal an uns stellen, anzupassen, das gilt für einen Jeden von uns — wie aber erst für Persönlichkeiten, zu denen Tausende emporblicken — die einem Volk als Beispiel dienen. Was nun diesen besonderen Fall und die jungen Herrschaften anbelangt, so möchte ich — wenn Hoheit wirklich die Gnade haben, auf meine Meinung zu hören — so möchte ich sagen — sie sind noch jung und impressionnable, da kann man gar nicht genug vor Ueberspanntheiten warnen!"

Marie von Birken hat ruhig und sicher gesprochen, wie immer — kein Wort hat schärfer geklungen wie das andere, so sind die drei Worte, die dereinst das erste süße, gläubige Hoffen in ihr vernichteten, so erregungslos würdevoll über ihre Lippen gekommen, wie die gleichgiltigsten. Diese drei Worte, die ätzend in ihre Seele gedrungen waren, die jede warme Regung und Alles, was an Weichheit und Helle in ihrem Wesen gelegen, zermalmten, bis eine verheerende Entsagungskraft ihr geworden, welcher

Google

Härte und Bitterniß gefolgt. Diese Härte und diese Bitterniß hatten unbewußt mit eingestimmt in das Urtheil, das sie abgegeben, und so ehrfurchtsvoll sie es auch ausgesprochen, es wehte wie ein erstarrender Hauch über die ihr Lauschenden. Selbst Prinz Karl wagt kein leichtes Wort — und die Herzogin blickt schweigend vor sich hin. Der Herzog allein fühlt sich verpflichtet, ihr zuzustimmen.

„Sie haben wahr und würdig gesprochen, Baronin — wir sind einmal dazu da . ."

„Ich vor der Hand nur zum Schlafengehen," unterbricht Prinz Karl lachend Serenissimus, und die Herzogin, froh, sich aus ihrer Schweigsamkeit befreien zu können — fügt rasch ein:

„Ja — und ich mache nur darauf aufmerksam, daß man von solchen Gesprächen sehr leicht einen Cauchemar hinwegträgt . . . Ihr habt Alle viel mehr geredet als ich — ich bin eigentlich gar nicht zu Worte gekommen — somit habe ich morgen — noch zu erzählen vom König — von der Fasanerie von . . ."

„Luise — es ist noch nicht morgen," mahnt Prinz Karl, und ehe sie erwidern kann, ist er hinter der Portière verschwunden. Sie sehen ihm lachend nach.

„Er kann kein seriöses Wort hören, er ist und bleibt ein großes, altes Kind!"

„Du hast Recht, Hans — aber was fingen wir ohne ihn an, und die seriösen Worte sind eigentlich recht überflüssig — das sieht man erst ein, bis man alt geworden ist. Marie — Sie sind fatiguirt. Gute Nacht, ma chère, und morgen lassen Sie mich ja nicht vergessen — an Alles, was ich Ihnen zu sagen habe!"

Ihr wärmstes Lächeln zieht über Mariens Antlitz, wie sie erwidert: „Gewiß nicht, Hoheit, denn ich freue mich schon darauf . . ."

Die Hoheiten sind allein geblieben.

„Das war heute ein schöner Tag, Hans — ach wie viele so schöne haben wir schon zusammen verlebt!"

„Ja, mein Kind, dafür müssen wir Gott danken!"

„An mir soll's nicht fehlen. Und, Hans, Du bist nicht böse auf meine lieben Kinder?"

„Wegen dieses — einen Kusses?! Ich kann es wohl kaum mit gutem Gewissen — denn weißt Du, Luise, woran ich dabei denken mußte?!"

„Ach ja! An den Abend in Monrepos — auf der Veranda, wo die Oleander-Bäume standen!"

„Und wo die gute, alte Marchburg so fest eingeschlafen war, Du hattest ein weißes Mullkleid —"

„Das weißt Du noch! Mit himmelblauen Bändern, ach!"

„Aber zu weich dürfen uns diese alten Erinnerungen auch nicht machen — sonst wachsen uns die jungen Leute über den Kopf. Eine gewisse Reserve müssen sie beobachten lernen, da hat die Birken schon Recht. Die kleine Adelheid braucht eine feste Hand. Du bist zu gut, mein

Google

Engel — viel zu gut. Wir sollten uns doch endlich wegen einer Oberſthofmeiſterin entſcheiden. Wie wäre es denn . . ."

„Die Marie! Oh Hans!"

„Du möchteſt ſie?"

„Wie Keine! Und ſie verſteht es beſſer als Jede. Und dann — es wäre ſo ſchrecklich für ſie, jemand Fremden über ſich zu haben. Sie iſt uns ſo attachirt, c'est une personne admirable sous tous les rapports — ſo tadellos in Allem — faſt zu tadellos . . . sans peur et sans reproche . . ."

„Ah, et sans pitié! Das war heute eine ganz artige kleine leçon! Aber ihre Meinungen ſind richtig — und mir gefällt es, daß ſie den Muth ihrer Ueberzeugung hat. In dem Einen iſt ſie der Haberſtadt voraus."

„Ja! aber ſie iſt um nichts faciler, — ſonderbar, wenn ich zurückdenke, wie jung und unerfahren ſie war!"

„Hat ſie irgend eine Neigung gehabt? Das ſchien heute Abend ſo mit einzuklingen . . ."

„Neigung?! Nicht daß ich mich zu erinnern wüßte! Den Waldern, weißt Du, den die Ida in Gödöllö bei den Jagden getroffen —"

„Der eine ungariſche Gräfin heirathete?"

„Ja, eine Zichy oder eine Szecheny — ich weiß nicht mehr recht, für den hatte ſie — glaube ich — ſo ein kleines Faible — aber das iſt ſchon nicht mehr wahr. Das war damals, als noch meine Lidy lebte" — die Herzogin hält einen Augenblick bei dieſer Erinnerung gerührt inne — „kurz vor Idas Verlobung — und jetzt ſorge ich mich ſchon für ihre Mädchen" —

„Ach, mein Engel — das haſt Du ſchon gethan, als die jungen Damen noch nicht gehen konnten!"

„Du Böſer — nein, Du Guter — die Freude für die Marie!"

„Wir wollen aber doch noch überlegen! —"

„Nicht länger als bis morgen! Jetzt laſſe ich Dir keine Ruhe mehr, Hans! Mon Dieu — es iſt wirklich ſchon furchtbar ſpät — wann werden wir Zwei uns einmal ausgeſprochen haben?!"

„Nie, mein Engel — nie — dafür ſorgſt . . ."

Die Herzogin verſchließt mit einem Kuſſe das ihr drohende „Du". —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mariens Vater, der greiſe General von Birken, wohnt in einer der ſtillen Seitengaſſen, die vom herzoglichen Palais in den belebteren Theil der Reſidenz hinabführen. Von ſeinen Fenſtern aus überſieht er zu ſeiner intenſiven Freude den Hof einer gegenüber liegenden Kaſerne. Er verbringt ganze Tage in ſeinem Lehnſtuhle — die Vorgänge in dieſem Kaſernenhof verfolgen. Es kommt vor, daß, geht „drüben" Alles nach ſeinem Gutdünken, er „Brav — ſehr brav!" ruft; er kann aber auch poltern und ſein „Kehrt euch!" und „Vorwärts Front!" klingt ſtrenger, als das des ehrgeizigſten Lieutenants. Es kümmert ihn dabei nicht im Geringſten, daß

Google

seine Befehle unbeachtet in die Luft hineinschallen. Wenn „seine" Soldaten bei klingendem Spiele zu ihren Uebungen ausziehen — Alles so schmuck und stramm — Alles so blitzend=blank, da sieht er ihnen andächtig nach — und dann pflegt er zu sagen: „Die alten Wunden brennen!"

Er hat deren eine stattliche Anzahl, und er liebt sie jede einzelne, wie einen treuen Gefährten. Der größte Schmerz seines Lebens ist es, daß sein einziger Sohn aus dem Dienste geschieden. Es hat einen Birken in der Armee gegeben, so lange man zurückzuforschen vermag. Um so wohler thut es ihm, daß Marie seine Gefühle theilt; ihr erzählt er, wie er es ihrer weichherzigen Mutter niemals gethan, von den Kriegen, die er mitgemacht, von den Schlachten, in denen er im Kugelregen gestanden — Erinnerungen, die seiner alten Soldatenseele theuer sind, über Alles. Und Marie ermüdet nie, den wohlbekannten Geschichten immer von Neuem zu lauschen. Täglich, um die Mittagstunde, kommt sie ihn besuchen, das sind ihnen Beiden die hellsten Augenblicke des Tages. Der alte General hat bereits drei Mal auf die Uhr gesehen — Zwölf vorüber — wo bleibt sie heute? Die Zeit wird ihm lange, bis er in dem Flur ihre Stimme hört, sich nach seinem Befinden erkundigend, dann geht geräuschlos die Thür auf — sie tritt ein.

Wenn sie zu dem Vater spricht, kommt eine seltsame Veränderung über sie, es ist, als ob sie alles Strenge, Starre zurückbanne. In ihren Sorgen um ihn erscheint sie um Vieles weiblicher, um Vieles weicher — die Art, mit der sie ihm die Polster zurechtrückt, ist in sich selbst eine Liebkosung. „Was giebt es Neues, Kind? — Du siehst so feierlich aus?" frägt der Vater.

„Feierlich? Ich habe Dir etwas zum Lesen mitgebracht — lieber Vater — vielleicht deshalb . . ." Er greift erst nach einer Brille, ehe er das Schriftstück, das sie ihm reicht, in seine zitternden Hände nimmt. Mariens Blicke haften auf dem verwitterten, faltigen Antlitze, eine tiefe Bewegung erfaßt sie, da sie gewahrt, daß, nachdem sie offenbar den Sinn des Inhaltes mühsam herausbuchstabirten, allmälig ein Freudenschimmer in den getrübten Augen aufdämmert. Wie er dann das Document auf seine Kniee gleiten läßt und ihr die Arme entgegenstreckt, da ist ihr, als sei der grausame Selbstvorwurf, der seit dem Tode der Mutter in ihr nagt, im Erlöschen. Er ruft ein über das andere Mal aus:

„Diese Freude! Daß ich das noch erleben durfte — ach, wäre die Mutter noch da! Mein braves — gutes Kind — wie hast Du uns Ehre gemacht!"

In dieser Stunde schwindet das herbe Erinnern an den langen, schweren, steilen Weg, den sie gehen mußte, ehe sie es erlangen konnte, das Decret, das ihr nun erst in Wahrheit werthvoll geworden, das Decret, welches sie „in anerkennender Würdigung ihrer vieljährigen, bewährten — mustergiltigen, in hingebender Treue dem herzoglichen Hause geleisteten Dienste" — ernennt zu dessen — Obersthofmeisterin.

Google

Karl Stauffer-Bern.

Seine künstlerische Lebensarbeit.

Von

August Schricker.

— Straßburg i. E. —

Wenn es unter allen Umständen von Werth ist, einen intimen Einblick in ein modernes Künstlerdasein zu gewinnen, so ist dies in besonderem Maße der Fall bei einem Leben, das in raschem Laufe große Erfolge und Beherrschung verschiedener sonst getrennter Gebiete in sich schließt, und in dessen Inneres uns der Künstler selbst absichtslos reiche Blicke eröffnet.

Es ist dieser Einblick bereits in reichem Maße gewährt durch die Darstellung von Otto Brahm. (Stuttgart, Goeschen 1892.) Als mir im Frühjahr 1891 die Familie Stauffers den größten Theil des künstlerischen Nachlasses und dazu ungewöhnlich zahlreiche intime Niederschriften des Künstlers übersandte, da gewann für mich derjenige Theil des Stoffes den meisten Werth, der mir etwas Neues über die künstlerische Arbeit kündete; der Roman dieses Lebens, mit dem sich seit Jahren das Zeitungspublicum beschäftigt hatte, war mir wegen der starken pathologischen Einmischungen unsympathisch, und in einem Vortrag über Stauffer, den ich im Februar 1892 im „Historischen Verein" zu Straßburg hielt, führte ich von dem, was nicht den Künstler Stauffer anging, nur dasjenige an, was zum Verständniß des Lebensganges nicht unumgänglich nothwendig war.

Wesentlich auf Grund dieses Vortrages wurde der vorliegende Essay ausgearbeitet, der vor dem Erscheinen des Brahm'schen Werkes vollendet vorlag.

Google

Der Stoff, über den Otto Brahm und ich verfügte, war, wenn auch in vielem Thatsächlichen sich berührend, ein ebenso verschiedener, wie die Gesichtspunkte, unter denen wir Beide unser Portrait faßten.

Charakteristisch ist es für Stauffer, daß, wenn es ihn nach einer Zeit angespannter Arbeit drängte, längere Briefe zu schreiben, er dies als ein Zeichen ansah, daß „er sich innerlich begucke". Die kürzeren Briefe und Postkarten an die Seinigen sind werthvoll dadurch, daß er in ihnen Alles, auch die kleinsten Einzelheiten seines Lebens mittheilte.

Beim Schreiben folgte er allen den Stimmungen und Verstimmungen, wie sie ihn eben bewegten; wenn er Urtheile über Mitstrebende abgiebt, so äußert er sich immer so, wie er gerade denkt, so daß wohl zu verschiedenen Zeiten über denselben Gegenstand ganz Verschiedenes zum Vorschein kommt. Daß diese Familienbriefe oder Theile davon veröffentlicht werden könnten, daran hat er sicher nie gedacht; es erscheint deshalb bei der Benutzung dieser Momentphotographien seines Inneren geboten, nur dasjenige zu benutzen, was er selbst nicht vorenthalten hätte.

* * *

„In der Pfarrhelferei Trübschachen im Emmenthal kam nach gewitterschwerem Morgen am 2. September 1857 ein munterer Knabe zur Welt, der spätere Portraitmaler Karl Stauffer." So beginnen die Blätter, in welchen die Mutter „einige Notizen", thatsächlich sehr werthvolle Aufschlüsse, über das Leben ihres Sohnes mitgetheilt hat. — Im Frühjahr 1860 erhielt der Vater, ein Berner Stadtbürger, die Pfarrstelle zu Neueneck, nahe bei Bern. Dort verlebte der Knabe die ersten Jahre. An das kräftige Naturgefühl, das die knospende Seele erfüllte, erinnert sich der Künstler noch in seinen reifen Jahren.

Einen melancholischen Zug scheint er von dem Vater überkommen zu haben, die Lust zum Fabuliren in seiner Art, das Träumen von künstlerischen Entwürfen, denen er kühne Namen gab, die frühe Lust am Zeichnen und Malen kommt wohl auf Rechnung des Großvaters väterlicherseits, welcher starke künstlerische Neigungen hatte, und der Mutter, welche in ihrer Jugend selbst Künstlerin werden wollte und die ersten Versuche ihres ältesten Sohnes theilnahmvoll begleitete. Mit Eifer copirte er die Illustrationen Walthards zu den Bauerngeschichten des Jeremias Gotthelf, deren Originale in den Besitz der Familie gekommen waren. Mit dem sonstigen Lernen ging es sehr ungleich. Zuerst in der Dorfschule von Neueneck, dann bei einem benachbarten Lehrer, dann im Waisenhaus zu Bern, einer Schulanstalt mit Internat, immer waren Klagen über das stürmische „ungleichmäßige Temperament" des Knaben zu vernehmen. Der Inspector berichtet 1869 an den Vater: „in den Stunden unaufmerksam und geistesabwesend, flüchtiges, leichtsinniges Wesen. Er beschäftigt sich lieber mit Zeichnen und Schreiben als mit Latein, Griechisch, Französisch und deutschen Aufsätzen, ja selbst Herr Volmar — der Lehrer des Zeichnens — ist selten mit ihm

Google

zufrieden." — Aus einem außerordentlich vernünftigen Briefe vom Jahre 1872 ersehen wir dagegen mit Sicherheit, daß der junge Stauffer geistig viel weiter gefördert war, als es fünfzehnjährige Gymnasiasten sonst zu sein pflegen, und daß er sich bewußt auflehnt gegen den Zwang, Dinge zu lernen und Methoden zu folgen, zu denen er keine Beziehung gewinnen konnte. Anstatt Latein, Griechisch und Französisch wünscht er in die Naturwissenschaften eingeführt zu werden. Er legt sich auf eigene Faust ein chemisches Laboratorium an, „das Ganze für 30 Francs"; hat den Plan, eine Elektrisirmaschine zu verfertigen „ganz nach eigener Construction", die von einem der befragten Fachmänner gebilligt wird, und er hofft zehn Francs von dem physikalischen Cabinet zu bekommen, da er die Bilder für akademische Vorträge geliefert habe.

Diese Neigung zur Naturwissenschaft ist ein bemerkenswerther Zug, und weit entfernt, etwas der künstlerischen Anlage Ungemäßes zu sein, finden wir ihn häufig bei den großen holländischen Malern und Naturbeobachtern des 17. Jahrhunderts.

Es folgen nun einige für Eltern und Sohn unerquickliche Jahre. Hier war ein junges Füllen, das nur „in Freiheit dressirt" werden konnte, dort waren Persönlichkeiten und die überkommenen strengen Anschauungen des Pfarrhauses für solche Erziehungsweise nicht zu haben, und so kam der Jüngling zu dem — wie wir sehen werden — seiner Natur am meisten Widersprechenden: er „faullenzte". Auf der anderen Seite aber stand man vor der Nothwendigkeit, für den bald Siebenzehnjährigen einen Beruf zu suchen, mit dem er sich durch's Leben bringen könne. Man schickte ihn auf den Rath Volmars zu einem diesem bekannten Malermeister im Sommer 1874 nach München „in die Lehre". Das Lehrgeld mußte für drei Jahre voraus erlegt werden.

Hören wir die Erzählung dieser Episode mit seinen eigenen Worten: „Donnerstag Abend kam ich in München an. Am anderen Morgen um 5 Uhr kam der Meister gleich; anstatt die Stadt zu sehen hieß es Abends bis 7 Uhr arbeiten. Am Sonntag fragte er mich, ob ich arbeiten wolle; ich habe natürlich nein gesagt; habe aber einen großen Kleiderkasten schleifen müssen den ganzen Sonntag, da kamen mir aber die Thränen, und das Heimweh hatte mich stark gepackt." — „Es war eine Douche auf Selbstüberschätzung, da sah ich, daß ich hinten und vorn nichts Gescheidtes zusammen brachte. Seiner Frau habe ich Alles thun müssen, sogar die Schuh putzen, Milch kochen, Wasser tragen, das Kind umherschleppen, . . . jeden Sonntag arbeiten — bis ich einmal revolutionirte und sie sich eine Magd nahm, von da an machte es sich dann." In das ganze lebensgefährliche Elend dieser Zeit läßt uns ein Brief vom 24. Juni 1874 blicken, in dem er schreibt:

„Die Holzapfelstraße ist der westlichste Theil von München, da hat der Meister ein kleines Logis von 2 Zimmern. In einem ganz kleinen Zimmer daneben ist eine Frau mit ihrem ganz kleinen Kind, das die halbe Nacht geschrieen hat, daneben auf einer

Google

anderen Seite ist eine andere Frau an dem Typhus krank gelegen bis gestern; da haben sie dieselbe in's Krankenhaus transportirt; zu diesem Transport haben sie mir mein Bett genommen und es wieder hergethan, das hat nun zufällig die Frau Meisterin erfahren und hat mir gesagt, daß ich nicht darin schlafe, weil die Sterbende natürlich geschwitzt hat. Nun schlafe ich in dem Eßzimmer des Meisters."

Er lernte gypsen, anstreichen, marmoriren, schabloniren, Schilder malen. Von Berlin aus giebt er später seinem Vater, der nach München reisen wollte, ein Itinerar nach den Stätten seiner Wirksamkeit: „Bei der Brücke ist die Kaltwasserheilanstalt Brunnthal, wo der Meister und ich im Winter die Möbel und Zimmer angestrichen haben", oder „Nymphenburg-Hirschpark und neben der Eisenbahn entlang, dann kommst Du in das Revier, wo ich bei zehn solchen Häusern meine Kunst al fresco probirt, z. B. Kurzwaarenhandlung von Wallner, Pferdeschlächterei von Ehegartner."

„Als ich spürte, daß ich jetzt curirt war, den Eifer wieder hatte und die Lust zur Arbeit, bin ich ihm (dem Meister) am Neujahr durchgebrannt und habe mich selber durchgeschlagen," heißt es in einem Briefe an seinen geliebten Berner Lehrer Volmar. Mit dem Durchschlagen aber ging's sehr schwer, denn es war ein harter Winter und keine Zeit für Anstreicherarbeit. So nahm er denn, was sich ihm bot, führte Wägen durch die Stadt, spaltete Holz. — „Ich hatte" — schreibt er — „keine Kleider, gar nichts mehr, da kommt mir der Gedanke, zu Quaglio zu gehen" (dem königlichen Hoftheatermaler). Dieser stellt ihm Arbeit für einige Wochen später in Aussicht. Nun zwang ihn die Noth, wieder einmal nach Hause zu schreiben und um einen Vorschuß zu bitten. Nach der Thätigkeit auf dem Dachboden des Hoftheaters trat er im Frühjahr bei einem Decorationsmaler ein und verdiente bei zwölfstündiger Arbeit 2 Gulden 30 Kreuzer im Tag. „Ich decorire das Schloß bei Laim, sehr schöne Arbeit, bei welcher ich eigentlich so viel profitirt haben werde, wie bei der Theatermalerei, weil ich die Geschichte componire und allein ausführe, denn mein Meister kann nichts."

Kaum konnte Stauffer wieder aufathmen, so begann er schon, sich um 30 Gulden Materialien, Farben, Pinsel, Palette, Staffelei zu kaufen und an den Sonntagen nach harter Woche seine erste Studie zu malen — ein Selbstportrait — „denn" — so schreibt er im Frühling 1875 — „ich will Künstler werden."

Im Herbst desselben Jahres finden wir ihn ausgesöhnt mit den Seinigen wieder in Bern. Es wurde ihm schwer, sich aus dem furchtbaren Kampfe um's Dasein in die respectvolle Stille des Pfarrhauses zu finden. Man findet an ihm „grobe Manieren", was zu vielen unangenehmen Erörterungen Anlaß gab. Aber er „faullenzte" nicht mehr. Mit angestrengtem Fleiß fördert er seine landschaftlichen und decorativen Studien, die er der Direction des Ochsischen Legats unterbreitet. Er erhielt ein Stipendium und ging im Januar 1876 nach München.

Das erste Osterzeugniß rühmt sein „ernstes Streben, sehr großen Fleiß, vorzügliches Betragen" und erklärt ihn „einer thatkräftigen Unterstützung behufs Fortsetzung seiner Studien für würdig".

Google

Die Flegeljahre sind zu Ende, es beginnt der Sturm und Drang des werdenden Künstlers. Er wagt es in dieser Zeit nicht, einen fertigen Brief an Volmar abzusenden „weil von vier zu vier Wochen meine Ansichten sich ändern und mein Gesichtskreis sich erweitert und mir dann das, was ich geschrieben habe, entweder nicht klar genug den Gedanken ausspricht oder überhaupt nichts mehr taugt". Er arbeitet von 7 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends an seinen Kreidezeichnungen nach der Antike bei Professor Strähuber; wenn ihn der „strenge" Lehrer lobt, daß er so gut und so auf seine (des Lehrers) Weise skizzire, so findet er, daß dies Compliment weniger ihm gehöre als Herrn Volmar, der ihn in jeder Beziehung das Beste gelehrt habe. Strähuber empfiehlt ihn an die Naturklasse zu Professor Raab; später, wenn er Anatomie kenne, soll er noch einmal zur Antike zurückkehren. Raab hatte damals eine Naturklasse freiwillig übernommen und nahm blos die Schüler an, welche er wollte. — „Den ersten Tag" — erzählt Stauffer — „hat er mir ganz einfach gesagt, daß meine Zeichnungen eine Schweinerei seien, die ein Holzhauer besser machen könne, und einige Tage später ruft er mich in das Zimmer, wo die Arbeiten der besten Schüler aufgepflanzt sind, und zeigt an ihnen meine Böcke. — Ich hätte mir gar keinen besseren Lehrer wünschen können, als ihn, denn wenn nicht immer die Peitsche geknallt wird, kommt man nicht weiter." Als Stauffer den Lehrer einmal fragt, wie viel Zeit er wohl brauche, um mit Erfolg in eine Malschule treten zu können, sagt ihm dieser, vor Herbst 1877 lasse er ihn nicht fort, bevor er sattelfest werde in der Zeichnung, d. h. erst wenn er eine Portraitstudie in vier Stunden ohne Correctur auffassen könne mit der größten Aehnlichkeit und in derselben Zeit sie fertig mache, daß es nur noch der vollendenden Hand bedürfe. „Malen ist das Zeichnen mit der Farbe; können Sie aber nicht zeichnen im tiefsten Sinne, wie wollen Sie dann malen? Das eigentlich Geniale an einer Zeichnung besteht aber in der Anlage, die man so einrichten muß, daß man beim Fertigmachen nur auszuarbeiten braucht."

Wer die späteren Arbeiten Stauffers kennt, wird erkennen, wie fruchtbar diese Lehren waren, und wie sie dem ganzen Schaffen des Künstlers Richtung gegeben haben.

Er schrieb in dieser Zeit:

„Ich bin von Natur aus malerisch angelegt, und laufe zu leicht Gefahr, unter dem Streben nach malerischer richtiger Wirkung die ebenso wichtige Contour-Zeichnung zu vernachlässigen. Weil nun mein Sinn für Contouren noch nicht so ausgebildet ist, wie der für Licht- und Schattenwirkung, so erscheint es mir Pflicht, das Mißverhältniß zuerst auszugleichen, damit ich nicht immer der Sklave meiner Modelle bin."

In einem Briefe an Volmar, den er hier seinen geistigen Vater nennt, lesen wir aus der gleichen Zeit:

„Ich habe also mit einem Male das begriffen, was Sie vor drei Jahren schon in der „Siebenten" immer predigten, daß es nur einen stärksten Schatten giebt, und nur ein höchstes Licht, und daß kein Ton in der Natur gleich ist dem andern, daß man die Töne zusammenarbeiten muß, bis das Portrait so leuchtet wie die Natur, daß malerische

Google

Einheit in die Sache muß, daß jede Farbe anderes Licht im Schatten hat, kurz, ich habe malerisch sehen gelernt."

Die Eltern äußern sich bedenklich über seine „weitausschauenden Pläne", die er in seinen Briefen, unter Darlegungen über eine neue Hose, einen nothwendigen Ueberrock, eine Brille oder eine gebrochene Gypsbüste entwickelt. Er erwidert darauf:

„Ja, was soll ich wohl anders thun, ich lebe nicht in der Gegenwart, sondern nur in der Zukunft, und zwar fängt bei mir erst das Leben an, wenn ich die Technik unter meinen Daumen habe."

Für ihn, der mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit nur an dies Eine dachte, der nach der schweren Tagesarbeit bis tief in die Nacht hinein über der Anatomie sitzt oder sich in ernsthafte Lectüre vertiefte, konnte das landläufige Treiben der Akademiker nicht sympathisch sein.

„Ich habe jetzt ein Bild gekriegt von dem Leben auf der Akademie, speciell Antikensaal; eine ärgere Bummelei kann man sich gar nicht vorstellen, die halben kommen nur die Hälfte der Zeit, und die andere Hälfte der Zeit, wenn sie da sind, treiben sie Dummheiten, laufen von Einem zum Andern, schwatzen und scherzen; die am wenigsten können, sind die ärgsten Blagueurs mit Calabreser und Locken und Stroh im Kopf, und die armen unsterblichen Werke, die mir immer übermenschlicher vorkommen, je mehr ich mich hinein vertiefe, müssen sich herumschmeißen und kritisiren lassen von dieser Bande, daß es Einem ordentlich weh thut." —

Trotz dieses Ernstes war ihm aber Jugendmuth und Lust zu tollen Streichen nicht abhanden gekommen. So erschien er an Fastnacht 1877, am Tage nach einem Künstlerfest, als „Berner Mädchen" in der Maximilianstraße, wurde ob seiner kräftigen Schönheit sehr bewundert, dann aber wegen des überlauten Jubels der Verehrer auf die Polizeidirection gebracht. Dort gab sich das Mädchen als Maler Stauffer zu erkennen. Die Geschichte ging durch alle Zeitungen der bairischen Hauptstadt und machte ihm ebenso viel Vergnügen, wie den Herren der Polizei und den Lesern.

Lebhaft beschäftigte ihn im Frühjahr und Sommer 1877 die Frage, zu welchem Lehrer er in die Malklasse kommen werde. Er erörtert, ob er nicht nach Paris oder Antwerpen gehen solle.

München behielt die Oberhand. Er wurde nach anfänglicher Ablehnung in die Malklasse von Wilhelm Dietz vorgemerkt.

Wie weit er im Zeichnen gekommen war, und wie energisch er arbeiten konnte, sehen wir beispielsweise aus 16 Blättern kleiner Landschaften und Architekturstücken aus dem Dorfe Polling, welche er als das Ergebniß von vier Pfingsttagen nach Hause brachte*).

Wir können die vier Jahre, die ihm in München noch gegönnt waren, an der Hand seiner Briefe fast Monat für Monat übersehen.

---

*) Ausstellung der Werke von Karl Stauffer-Bern in der Königlichen National-Gallerie, 4. December 1891 bis 14. Januar 1892 mit Einleitung von von Donop. Berlin, Mittler 1891. III. 46, 47, 48.

Google

Als Markstein seiner künstlerischen Entwickelung in München steht am Beginn der „Schäfer mit Hund“ vom 3. Mai 1877, eine Bleistiftzeichnung*), in welcher zum ersten Male das Genie des wirklichen Künstlers aufblitzt, am Schlusse zwei Portraitstudien. Die eine der Kopf des jungen Mannes im Profil mit rothem Barte**), von dem er selbst am 27. Februar 1880 schreibt, „es ist jede Form, jede, auch die geringste Modellirung hineingemalt, und ich bin der Ansicht, daß er in der Farbe das wahrste, wenn auch nicht brillanteste von meinen Malwerken ist.“ — Die andere Studie ist „leider ein alter Kerl und nichts weniger als schön“***); es war hier nicht ein Gelingen aus lauter Zufall, sondern durch Berechnung und Durcharbeitung jeder Form auf das Gewissenhafteste“ (15. Januar 1880). Dazwischen liegt eine erstaunliche Menge von Arbeiten, die uns zum Theil durch die sorgsame Mutter erhalten worden sind. Er studirt außer der Malklasse Perspective und Anatomie, copirt in Schleißheim und München, malt Stillleben und Landschaften, zeichnet Bestecke im Geist der deutschen Renaissance, betheiligt sich an zahlreichen Concurrenzen und liefert Skizzen für die Ausstattung der Künstler-Maifeste.

In der Malklasse bei Dietz, in welche er im Herbst 1877 eintrat, hatte er am Anfang „den Kopf voll von moralischen Ohrfeigen,“ wenn ihm Dietz sagte: „das Zeug wegzthoa, weils doch koa Schad drum is“ — aber schon in den ersten Monaten 1878 vernahm er in denselben altbaierischen Lauten: „aha, geltens jetzt kommen's drauf.“

Das Jahr 1878 brachte ihm einige Medaillen, eine für den Studienkopf eines Mädchens in Profil. An der Wende des Jahres 1878 und 79 steckt er wieder bis über die Ohren in der Preisaufgabe, „ruhmbegierig, ehrgeizig und componirwüthig“. „Es ist,“ schreibt er am 29. December, „das Thema gestellt, Ausschmückung eines Speisesaales, entweder als selbstständiges Bild oder mit Architektur und entsprechenden symbolischen Figuren. Ich habe das Erstere gewählt und zeichne einen Carton zu einem Bacchanal, es werden so 50—60 Figuren darauf kommen; 23 davon sind schon überwunden. Ihr könnt Euch denken, daß es kein Spaß ist, 60 nackte Figuren, Männer, Weiber, Greise, Kinder in allen erdenklichen und unerdenklichen Stellungen singen, tanzen oder lieben zu lassen. — Am 10. Januar ist Ablieferungstermin, eine sehr kurze Zeit, nur 3 Wochen.“

Das Blatt ist uns erhalten†), ist nicht bezeichnet und sieht so unstaufferisch aus, daß es für die Skizze eines Makartianers genommen werden könnte und von einem tüchtigen Kenner auch genommen wurde, bis der später aufgefundene Brief jeden Zweifel ausschloß.

*) von Donop a. a. O. III. 44.
**) von Donop a. a. O. I. 27. Dort ist irrthümlich Februar 1886 gelesen.
***) von Donop I. 6.
†) von Donop III. 52.

Google

Wenn behauptet wird, daß dem Künstler das „Compositionstalent", jene „freie Combination vieles Einzelnen zu einem scheinbaren Neuen", wie O. Brahm es (S. 23) nennt, gemangelt habe, so betrachte man diese Arbeit. Wer nach dreijährigem Studium als ersten Wurf in kurzen Wochen ein solches Blatt, mit im Ganzen sicherer Anordnung der Gruppen, voll von leidenschaftlicher Bewegung und mit einer Reihe von Einzelschönheiten zu Wege bringt, von dem kann mit Sicherheit angenommen werden, daß er auch Aufgaben dieser Art bewältigt hätte. — Nur äußere, deutlich nachweisbare Umstände waren es, die ihn hinderten, das zu erfüllen, was dieses jugendkräftige Blatt versprochen hatte.

Im Februar 1879 trat Professor Dietz aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung der Malklasse zurück, und Professor Löfftz übernahm seine Stelle. Beiden Lehrern ist er — ein kritisches Naturell — von Herzen ergeben, und er giebt seiner Bewunderung und Dankbarkeit mannigfach Ausdruck. Im Mai 1879 richtete man an ihn die Bitte, für das Künstler-Sommerfest eine große Decoration zu entwerfen, die als Schmuck der Burg Schwaneck gedacht war, 6½ Meter lang, 3½ Meter hoch. In wenigen Wochen war die Skizze vollendet. — Von den sonstigen Arbeiten des Sommers sind noch zu erwähnen eine Landschaft, Waldinneres in Großhesselohe; ein Stillleben, Gemüsestand in großen Abmessungen (4 × 3 m), ein Gemüsestand mit einem Mädchen und ein in der Schule gestellter Act, von dem er schreibt: „Es ist ein Modell, das dem Christus von Holbein in Basel ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen; die Wirkung des Modells ist eine sehr ungewohnte und sehr überraschende." Wie sehr den Künstler dieses Problem gepackt hat, sehen wir daraus, daß er — später als Stecher auf einem Höhenpunkte angekommen, — sich in dem großen liegenden männlichen Act die gleiche Aufgabe stellt, um sie siegreich zu bewältigen*).

Im Herbst 1880 wollte er in Bern ausstellen. Das Stipendium sollte von Neuem vergeben werden. Es war eine wichtige Entscheidung, denn Stauffer stand vor der Compositionsklasse. Schon am Anfang des Jahres waren ihm vom elterlichen Hause her Befürchtungen geäußert worden, das Stipendium könne ihm entzogen werden. Was befürchtet wurde, geschah.

Trotz seiner Münchener Arbeiten, die bei der „Stauffer-Ausstellung" in Berlin 1891 beurtheilt werden konnten, trotz der vorzüglichen Zeugnisse der Akademie wurde dem dreiundzwanzigjährigen Künstler an einem entscheidenden Punkte seiner Lehrjahre das Stipendium genommen. Auf die besondere Fürsprache eines wohlwollenden und kunstverständigen Mannes wurde ihm nachträglich noch gerade soviel gewährt, daß er sich zur Reise nach Berlin bereit machen konnte.

Stauffer entschied sich vor Allem deshalb, nach Berlin zu gehen, weil

(* von Donop III. 133—137.

Google

ihm dort ein wohlhabender Freund — selbst Maler — und dessen Familie Wohnung und Atelier angeboten hatten. Beim Scheiden von München schreibt er:

August 1880.

„Es ist ein eigenthümliches Gefühl, von einer Stadt zu scheiden, in der man die Jahre der Entwickelung durchgelebt hat, die die bedeutendsten sind für's ganze Leben. Ich habe hier meine künstlerische Gymnasialzeit absolvirt und meine Anschauung auf ein ganz bestimmtes Ziel gerichtet, das ich mir kaum im Laufe der Jahre wieder sehr verrücken werde. Ich kann zwar nicht sagen, ich hatte nichts als diesen Stab, als ich über den Jordan ging, denn ich hatte 1000 Frcs. Stipendium, aber das kann ich sagen, jetzt habe ich viele Schafe und Rinder, d. h. ich habe viel gelernt."

Auf der Reise nach Berlin macht er in Dresden Halt, wo ihm einige Portraits aufgetragen waren. Um 8 Uhr Morgens kommt er an, eine Stunde später tritt er in die Gallerie; er ist „ganz sturm davon". Holbein ist ihm der „König aller Portraitmaler", „Giorgione, Ticiano, Paolo Veronese, Palma Vecchio Leute, die förmlich schwimmen im Goldschein ihrer Farben". „Natürlich muß man so einen decorativen Veronese, der schon ungeheuer gelitten, dessen Schatten theilweise zugedunkelt und rauchig geworden, nicht so sehen, wie er wirklich ist nach 300 Jahren, sondern wie ihn der Künstler dazumal gemalt hat, was man sich, wenn man einen coloristischen Sinn hat, eben zusammenstellen kann und im Geiste vor sich sehen. Nicht Jeder kann's, aber ich kann's."

Im Herbst 1880 betritt er Berlin. — „Ich bin hier wie der Vogel im Hanfsamen . . . ein schönes Atelier, eine sehr liebenswürdige und kluge Dame des Hauses, ein famoser Ofen, der behaglich heizt, und vor mir die ganze Welt offen, mir davon ein Stück zu erobern."

Wer ihn gesehen hätte, als er die Straßen der Hauptstadt zum ersten Male durchschritt, möchte ihn kaum für einen Künstler gehalten haben. Der hochgewachsene Körper in abgetragenen Kleidern, starker, runder Kopf über breiten Schultern, rothe Wangen auf heller Haut, krause Haare und ein keimendes Schnurrbärtchen. Das Auffallende war der eigenartige scharfe rasche Blick des Auges. Den mächtigen Körper hatte er in München durch fortwährendes Turnen so ausgebildet, daß er die große Kugel von 80 Pfd. mit einem Arm in die Höhe hob und über das 7 Fuß lange Pferd frei springen konnte. Die Lebensgewohnheiten von einer merkwürdigen Einfachheit. Seine Abendmahlzeiten bereitete er mit Vorliebe selbst. „Herdäpfelsalat", „Rösti" oder gebratene Maccaroni, und wenn es hoch kam: „Saufüße mit Erbsen" waren ihm dann Lieblingsspeisen.

Vor eigentlichem Mangel war er durch die Güte seiner Gastfreunde und den Rest seines Reisegeldes geschützt. — Aber dieses nahte sich in den ersten Wintermonaten seinem Ende, und er hatte das Gefühl, daß er nicht länger unter fremdem Dache bleiben solle. —

„Ich male gegenwärtig," schreibt er am 10. December — „weil mir das Geld fehlt zu einem lebenden Modell, zwei Schädel, der eine von vorn,

Google

der andere von unten." Es ist dies das merkwürdige Stillleben*), das er später in anderer Form wiederholt hat, in welchem er trachtete „die malerische Vollendung bis zur Bewußtlosigkeit durchzuführen". Er sucht dann, um Boden unter die Füße zu bekommen, eine ständige Arbeit und erbietet sich zu Entwürfen von Chromolithographien. Es war vergebens. In seiner Noth entschloß er sich zu Herrn von Werner, dem Director der Akademie, zu gehen.

Ueber diese Zeit vom 12. Januar 1881, wo er im Atelier Werners erschien, bis zum September des gleichen Jahres, wo er von sich mit Recht sagen konnte, „ich bin jetzt in des Wortes verwegenster Bedeutung ein berühmter Mann," lassen wir ihn selbst berichten in einem seiner ausführlichsten Briefe aus dem April 1886, der an eine in Straßburg lebende, der Familie Stauffer verwandte Dame gerichtet ist. Derselbe beginnt humoristisch bei der Geburt, schildert die Schweizer und die Münchener Jahre und fährt dann, bei dem Aufenthalt in Berlin angekommen, fort:

„Es ging mir schlecht, so schlecht, als es Einem eben gehen kann, wenn man viel Talent hat und kein Geld und man Einem das Letztere sofort und das Erstere gar nicht ansieht. Allein in der großen Stadt, ohne Erfahrungen, ohne Empfehlung, ohne Geld, warf man mich überall, wo ich Beschäftigung suchte, hinaus wie einen Bettler, oder gab, was noch schlimmer war, schöne Worte, nur um mich los zu sein und sie nachher nicht zu halten. Ich habe verschiedene dieser Herren später getroffen, sie ließen sich mir vorstellen, um mit mir bekannt zu werden, und hatten keine Ahnung, daß ich derselbe wäre, den sie früher schnöde behandelt. Es machte mir ganz besonderes Vergnügen, sie in Verlegenheit zu bringen, und was ich thun konnte dazu, habe ich redlich gethan, Gott sei Dank. Es ist eben was Anderes, wenn man in Frack und Lackschuhen mit nagelneuem Klapphut Bekanntschaften macht, als mit schmutzigen Stiefeln und abgetragenen Kleidern. Daraus ergiebt sich die Lehre, daß man keinen jungen Menschen schlecht behandeln soll; man kann nie wissen, wie man ihm wieder begegnet. Ich weiß nicht, wie ich auf die Idee kam, aber ich ging, als ich gar keine Aussicht sah, etwas zu erreichen, zu A. von Werner, dem Akademiedirector, der, wie er meine Arbeiten gesehen hatte, mir sofort sein Atelier anbot, um drin zu malen, und mich zu seinem Specialschüler machte; er gab mir eine Reihe Aufträge, die er nicht selbst zu machen die Zeit hatte, und sorgte für mein Fortkommen als ein wohlwollender Mensch und feiner Künstler. Von dem Zeitpunkte an ging es mir wenigstens finanziell immer ordentlich. Im Sommer darauf stellte ich das Portrait eines Freundes, des Bildhauers Max Klein, auf der Berliner Kunstausstellung aus, welches so merkwürdig einschlug in die hiesige süßliche und veraltete Manier, daß ich mich heute noch darüber wundere, wie es möglich war, mit einer so naiv und einfach gedachten und gemalten Arbeit einen solchen Staub aufzuwirbeln. Ich bin heute noch der festen Ueberzeugung, daß das Bild weit überschätzt wurde als Leistung, es war nur die Tendenz, das malerische Glaubensbekenntniß, wenn man es so nennen darf, welches in dieser Arbeit ganz klar zu Tage trat und welches durch seine Ueberzeugungstreue sich den Respect erzwang, auch wo man ihm nicht sympathisch gegenüberstand. So kam es, daß diesem Bildniß, als dem 4. seit 100 Jahren, die goldene Medaille vom Senat zuerkannt wurde. Ich kann nicht sagen, daß mich die Auszeichnung, deren Werth und Tragweite ich damals noch nicht kannte, besonders überrascht oder gefreut hätte. Ich war ein zu klarer Kopf, um die Sache anders aufzufassen, als sie aufgefaßt werden mußte, nämlich als eine finanzielle Hilfe, um meine Studien ungestört fortsetzen zu können, was

*) von Donop I. 7.

Google

mir auf eine andere Weise, da ich zu billig hätte arbeiten müssen, nicht möglich gewesen wäre. Ich hätte meine Stellung, die mir dadurch wurde, ausnützen können, um in kurzer Zeit ein vermögender Mann zu werden, denn die Aufträge, die kamen, nahmen kein Ende, und Alles wollte von mir gemalt sein. Mein Ziel ging aber damals und jetzt nur dahin, meine Ausbildung zu vervollkommen und nicht als Modeportraitist zu versimpeln."

Die erste der Arbeiten, welche ihm Director von Werner verschaffte, waren Tischkartenmuster für eine New-Yorker Farbendruckanstalt, dann ein Fächer, welchen die Firma Sauerwald für die Hochzeit der Prinzessin Augusta Victoria mit dem Prinzen Wilhelm malen ließ*); dann Randverzierungen für eine Adresse der Berliner Kaufmannschaft an den Prinzen Wilhelm; dann die Vollendung einer Copie nach Rubens (Auferweckung des Lazarus), die ein verstorbener Künstler der vornehmen Kreise unvollendet hinterlassen hatte; dann Entwürfe für Kuchenmesser, Weinkannen; Ranken um ein Bild der Moskauer Feuerwehr, eine Copie der Kronprinzessin nach Angeli, eine Einlage für einen Buffetschrank. —

Neben Werner hatte sich der Assistent des Kunstgewerbemuseums Dr. Lichtwark (jetzt in Hamburg) seiner thatkräftig angenommen. —

„In 10 Tagen 350 Mark" jubelt er einmal; nur Eines schmerzt ihn: „Mein Kummer ist gegenwärtig, daß mein Schnurrbart nicht wachsen will, es ist eine Misere." —

Zwischen all den kleineren Arbeiten, die den Lebensunterhalt brachten, malt er an dem Portrait des Bildhauers Klein, den er bei seinen Gastfreunden kennen gelernt hatte und dessen Werke „Der besiegte König mit Frau" und die „Löwengruppe" ihn begeisterten. „Studirt habe ich es," — schreibt er — „wie ein alter deutscher Meister, d. h. ich habe mich bestrebt." Ende Juli liefert er für die Ausstellung ab, die am 1. September beginnen soll. Es heißt unter'm 29. Juli: „Meine Sachen sind bereits auf der Ausstellung, es ist die Landschaft von Großhesselohe mit den Buchen und der Pfütze, dann der alte grauhaarige Bärenwirth**) und das Portrait von Klein."

Der Erfolg war ein ungewöhnlich großer. Es erschien eine ganze Literatur über dieses Bild. Für und Wider wurde heftig gekämpft, Bewunderung und Neid umgaben den, welchen gestern noch Niemand gekannt, geschweige beachtet hatte.

Aufträge kamen von allen Seiten. Die Salons öffnen sich ihm. Es geht zu wie in dem vlämischen Künstlerroman von Hendrik Conscience. Der kräftige Schweizer wird durch alles Das nicht aus der Fassung gebracht. Er bleibt innerlich bescheiden — ein Hauptzug seines Charakters — und meint:

„Ich habe viel Glück gehabt bei der Sache. Zum guten Theil habe ich den Erfolg der gemalten Persönlichkeit zu verdanken, der die meisten

*) von Donop III. 62.

**) Der „alte Kerl", von welchem oben bereits die Rede war.

Google

großen und kleinen Künstler die wärmsten Sympathien entgegenbringen, weil er von maßgebender Seite sehr heruntergedrückt wurde und mit seiner naturalistischen Richtung schwer aufkam, zum andern Theil dem Umstand, daß die Leute meine schwachen Seiten noch nicht kennen, und mich selbst auch nicht." — „Ich bin," klagt er, „zu früh aus meinen Studiengang herausgerissen."

Wenn er hier von seinen schwachen Seiten spricht, so bekundet er eine nach solchem Triumph sehr seltene Selbsterkenntniß, denn der Erfolg war wirklich zu früh gekommen.

Einige Jahre ruhiger Selbstschulung nach der Natur und den großen Meistern, das Erwerben einer sicheren Technik hätten ihm manche Qual der folgenden Jahre erspart. Ein theilweiser Ersatz dieser Schulvortheile war die Unbestechlichkeit und Härte seines Urtheils sich selbst gegenüber und der eiserne Fleiß, welcher das Problem nicht eher losließ, ehe es bewältigt war. So malte er nun in den nächsten Jahren eine große Anzahl männlicher Portraits, Mosse, Löwe, Lauer, Gentz, Bardeleben, L'Arronge, Roth, Goldschmidt, Harrach u. A.

Von den strengen Selbstkritiken sei hier nur beispielsweise jene gegeben, in welcher er die Portraits von Lauer und Harrach mit einander vergleicht. „Bei Lauer habe ich, trotzdem die Farbenstimmung total mißlungen, sogar beleidigend ist für's Auge, doch ein Gefühl der Freude, weil es nicht möglich ist, ihn ähnlicher zu machen, was für vieles Eselhafte an dem Bild immer entschädigt; bei Harrach ist nichts Beleidigendes, sogar harmonisch, aber nichts, wo man frappirt wäre darüber; ich habe den Nagel nicht ganz auf den Kopf getroffen."

Im Jahre 1882 sieht er zum ersten Male den Pariser Salon, wo er die zwei Portraits Klein und Seelig ausgestellt hatte.

„Der erste Eindruck" — lesen wir — „war verblüffend und mußte ich die Wahrnehmung machen, daß ich viel farbiger malen muß, als ich es bis dato gethan, wenigstens bei den Bildern, die ich ausstellte dort, aber puncto Charakteristik glaube ich nicht, daß viel bessere Sachen dort waren." — „Vor einem Portraitisten beuge ich aber ganz besonders mein Haupt, das ist der Genfer Giron . . . er strebt auch so etwas Aehnliches an, wie ich, blos mit viel mehr Erfolg, aber er ist auch einige sieben oder so Jahre älter als ich, wenn ich so alt bin, kann ich es auch so."

Ende 1883 kommt der ihm von München her befreundete Stecher Halm nach Berlin; sie arbeiten gemeinsam an einem weiblichen Act. Die Studie Stauffers ist uns erhalten*). Es ist der Frauenleib, der mit rückwärts gewendetem Kopf auf einem persischen Teppich ausgestreckt liegt.

Der Künstler schreibt hierüber: „Zum ersten Mal in meinem Leben gelingt es mir, einen Körper wirklich consequent mit Bewußtsein zu voll-

*) von Donop I. 14.

Google

enden. Die Hauptsache ist, daß ich etwas herausgebracht habe, was mir im Frühjahr noch ein Ding der Unmöglichkeit schien."

Und etwas später äußert er, daß er diese Arbeit für seine weitaus beste halte. — Er ließ Herrn Puls (der ein Bild von ihm erwerben wollte) aus Charlottenburg kommen, um die Venus anzusehen; „er kam, sah, und sie siegte".

Wenn er bei den Portraitaufträgen immer unfrei war in der Wahl des Gegenstandes, so beschäftigte von 1883 an seinen Geist unablässig ein großer Vorwurf, mit dessen Ausführung er ein Lebenswerk vorhatte, das für ihn selbst entscheidend sein sollte, es ist die Salbung der Füße Christi durch Maria Magdalena.

In jenem oben angeführten Brief vom 1. April 1886 an die Straßburger Verwandte, in welchem er gewissermaßen Rechenschaft über sein Leben und Arbeiten ablegt, schreibt er: „Ich habe seit zwei Jahren alle Aufträge abgewiesen, um Studien für ein großes Bild zu machen, nach dem Text: „Da nahm Maria ein Pfund Salbe von unverfälschter köstlicher Narde und salbete die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe." „Mit der Vollendung dieses Bildes glaube ich dann meine künstlerische Lehrzeit abgeschlossen zu haben, nicht die Lernzeit, denn die geht bis an den Tod. Es wird sehr groß, etwa 25 lebensgroße Figuren, die Vorarbeiten sind zum Theil beendet, aber das Bild selbst fange ich im nächsten Winter an."*)

Begonnen wurden die Studien schon 1884, denn in einem Brief, der in den Anfang 1885 zu setzen ist, heißt es: „Schließlich mein Bild, . . . ich habe schon viele gezeichnete Studien und bin bald mit der Composition im Reinen; die Farbenskizze kann ich noch nicht anfangen, weil ich dazu Frühlings-Abende brauche, um die Beleuchtung genau zu studiren, aber es geht ganz nach Wunsch, und ich hoffe, wenn das Jahr zur Neige geht, wird die Hauptarbeit etwa auch gethan sein. Wenn nur kein Malheur als Krankheit oder sonst passirt, so glaube ich Euch versichern zu können, daß es ein Bild wird, welches eine feierliche Wirkung auf jeden unbefangenen Zuschauer machen wird . . . Mein Bild wird etwa nach der neuesten Composition 5 m breit und 2 ½ m hoch. 17 lebensgroße Figuren, Christus mit den zwölf Jüngern, Martha, Maria (die wird sehr gut) und zwei Diener. Professor Gentz und Verschiedene haben gesehen, was ich mache, und sagten, daß sie mir das entschieden nicht zugetraut hätten."

Die vorhandenen Skizzen zeigen die Hauptgruppe in einer nach links offenen Halle. Christus sitzt vorn, die Magdalena kniet zu seinen Füßen; ein kauernder Diener gießt eben Wasser in ein Becken, Christus gegenüber sitzt ein Jünger, der gespannt über den Tisch herüber und hinunter schauend

*) Ueber dasselbe Bild eine interessante Briefstelle bei O. Brahm, Karl Stauffer-Bern. p. 80.

Google

den Vorgang verfolgt. Von den siebzehn Studien, die vom 3. December 1884 an gezeichnet wurden, beziehen sich acht auf diesen Schauenden. Einige von diesen sind von einer Freiheit und Kraft der Charakteristik, daß sie keinem der in unseren Museen vorhandenen Skizzenbücher der großen Meister Unehre machen würden, man greife, so hoch man wolle.

Von Ostern 1886 lesen wir: „Ich habe mich in den letzten Jahren so ausgereift in Anschauung und Technik, daß, wenn ich jetzt ein Bild malen will, ich weiß, wozu und warum. So wie ich das nöthige Kleingeld diesen Sommer verdient habe, so fange ich an . . . Ich glaube soeben mit den ersten Dispositionen meines Bildes zu Stande zu sein.“ —

Und trotz all' dieser Vorarbeiten, trotz der Bedeutung, die Stauffer selbst diesem Bilde als einem weiteren Markstein seiner Entwickelung beilegt, wird es nicht vollendet und verschwindet selbst aus den Briefen.

Die Gründe hierfür können, soweit sie in äußeren Verhältnissen liegen, nachgewiesen werden. — Um einige Zeit unabhängig von Portraitaufträgen leben zu können, hatte er 1884 selbst eine Schule für Damen eingerichtet und den Unterricht in der Schule des Künstlerinnen-Vereins übernommen. Das brachte bei seinem Rufe und seinem Lehrtalent allerdings Geld, raubte ihm aber mehr Zeit und Lust zur eigenen Arbeit, als er irgendwie vorausgesehen hatte. — „Ich bin“, schreibt er, Anfangs 1886, „nicht eben in der rosigsten Stimmung, wenn ich denke, welche Zeit und welche unendliche Mühe ich aufgewendet habe, um diese Weiber etwas zu lehren, und sehe ich nun, was dabei herausgekommen, so kann ich wohl sagen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, Damen ernsthaft zu unterrichten; sie haben meistens ein so untergeordnetes Talent oder so schwache Gesundheit und in Folge dessen wenig Schaffenskraft, und ganz besonders fehlt ihnen der ruhige Ueberblick über das ganze Gebiet der Kunst, was allein ein wirkliches Künstlerthum bewirken kann. Ich sehe, daß ich mich dazu hergebe, Dilettantinnen die Zeit zu vertreiben, anstatt wie ich mir, als ich die Sache anfing, dachte, wirkliche Künstlerinnen zu bilden. Es giebt überhaupt keine Künstlerinnen in des Wortes ernstem Sinne und hat nie welche gegeben. Es giebt in der ganzen Kunstgeschichte drei oder vier Ausnahmen, und die bestätigen eigentlich nur die Regel. Ich meine Rachel Ruysch, Angelika Kaufmann und Rosa Bonheur, und auch diese drei standen durchaus nicht auf der Höhe ihrer Zeit . . . Wenn ich dieses Wintersemester noch zu Ende unterrichtet habe, so gebe ich das Zeug auf.“

Die gemeinsame Arbeit Stauffers und Halms hatte sich bald dahin umgewandelt, daß Halm der Lehrer Stauffers in der Radirkunst wurde. Er brachte Stauffer rasch über die ersten Schwierigkeiten, namentlich im Aetzen hinweg, welche sonst die meisten Maler von weiteren Versuchen im Radiren abzuschrecken pflegen*).

*) Wilhelm Bode, Berliner Malerradirer. Graphische Künste XIII. 53.

Google

Als Halm abgereist war, arbeitete Stauffer auf eigene Faust weiter. Das Nothwendigste des Radirers, die sicherer Hand des Zeichners besaß er im höchsten Maße. Die Technik der gleichstarken Linien, die Hervorbringung der farbigen Wirkung durch das Aetzwasser, das bewältigte er in wenigen Monaten. Er beginnt mit Selbstportraits, wobei es ihm „mehr auf die Radirung" als auf das „Portrait" ankam. „Das Radiren von Portraits nach der Natur thut meines Wissens gegenwärtig in bedeutender Weise Keiner außer ein Bayer in England Hubert Herkomer" (25. Juni 1885). Schon im November 1885 konnte er den ersten Radirauftrag annehmen, „es ist der Kunsthändler Schuster, der sich seiner Frau zu Weihnachten schenken will." Gleichzeitig zeichnet er Conrad Ferdinand Meyer für die Radirung. Wenige Tage später ist er bei Menzel, dessen siebenzigster Geburtstag am 8. December nahte. „Für diesen Tag will ich sein Portrait radiren, er will mir dazu sitzen, eine große Ehre." Schon faßt er auch die Idee „einer in Radirungen anzufertigenden Gallerie berühmter Persönlichkeiten". Die Radirung seiner Schwester Sophie, nach dem Portrait, auf welche er in Allem zwei Tage verwendete, „zeigt schon beim ersten Aetzdruck Vollendung und lebendige Wirkung". Für die Ausstellung von 1886 hat er dieses und einen Rahmen mit acht Radirungen und Stichen bestimmt. — Es ist eine für die kurze Frist fast unglaublich große Reihe trefflicher Arbeiten, darunter der kleine liegende Act, eine der keuschesten, liebenswürdigsten Arbeiten, welche der Stichel hervorgebracht, und der große männliche Act, ein Bild von ausgereiftem höchsten Können, das zurückweist auf den Holbeinschen Christus in Basel und auf den Act, der am Ende der Münchener Jahre von Professor Löfftz gestellt worden war.

Was die Technik betrifft, so sind nur wenige der Arbeiten Radirungen im eigentlichen Sinne, d. h. reine Aetzung, in einigen findet sich reine Stichelarbeit im Fleisch; häufig sind die Techniken gemischt, und gerade damit erzielte er die höchsten Wirkungen. Auf Martin Schongauer, Marc Anton und Dürer ging er bei der Behandlung der Platte zurück.

Was als Nebengedanke bei diesem heißen Schaffen einherlief, sich die Mittel zu verschaffen, die ihn unabhängig machen sollten, das verwirklichte sich nicht. — So schreibt er Anfangs 1886 in einer Randbemerkung: „Miserable Geschäfte mit Menzelportrait, nur die Kosten kommen raus, aber viel Lob." Und Aehnliches gilt auch von den anderen Arbeiten. —

Neben diesen beiden Gründen mochte wohl auch noch ein dritter wirksam sein, ihn von der Staffelei fern zu halten, auf der die großen Gestalten der Johanneischen Erzählung entstehen sollten. Es waren die geselligen Ansprüche einer Stadt, die so plötzlich reiche Großstadt geworden ist, daß die höheren Kreise noch nicht Zeit fanden, eine angemessene und auch den Musen freundliche Methode des großstädtischen Lebens zu finden, einer Stadt, in welcher überhetzte Arbeit und freudeloses Vergnügen sich ablösen und auch der Arbeiter des Geistes und der Künstler sich dem ruhelosen Treiben glaubt

Google

einfügen zu müssen, das ihm doch für die fruchtbarsten Stunden des Tages die ungebrochene Kraft und die friedliche Stimmung raubt. Auch Stauffer war in diesem Falle, und er läßt sich, wenn auch mit dem Widerstreben eines grimmigen Humors, nach seinem ersten Erfolge als Berühmtheit in den Salons herumreichen. — „Gestern habe ich die erste Visite in Cylinder und Frack gemacht," schreibt er am 1. November 1881. „Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich ausgesehen habe, es war zum Todtlachen, überall bin ich mit dem verdammten Angstrohr angestoßen. Glücklicherweise habe ich Niemand zu Hause getroffen, denn ich glaube, ich hätte den Leuten in's Gesicht gelacht; daß man sich doch zum Affen machen muß, um der Form zu genügen." — Bald lernt er den Cylinder tragen, ja, er wird zeitweise ein Elegant. Selbstverständlich schmeichelt es ihm, wenn er in einer großen feudalen Gesellschaft bei einem der Herren, die er conterfeite, der Einzige war im gewöhnlichen Frack ohne Orden und nicht „von" „und trotzdem nach einer Viertelstunde Mittelpunkt des Gespräches der einen Tafelbreite", er, dem noch nicht acht Winter verflossen waren, seit er als durchgegangener Anstreicherlehrling frierend und hungernd auf dem Pflaster von München lag. — Er verstand es auch, sich zur Geltung zu bringen. In der Gesellschaft bei einem der Nabobs der Victoriastraße tritt er als Concertmaler auf und lieferte in einer halben Stunde acht fertige Portraits von Herren aus der Gesellschaft. — „Ich habe die Sache gut präparirt und eine Woche total verloren, aber man darf eine solche Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, nicht vorübergehen lassen." Oft ist er an einem Tage dreimal eingeladen — „kurz, es ist ein Leben hier im Winter, daß Einem die Ohren sausen." Ein Maler, der in Mode ist, muß auch ein elegantes Atelier haben. So begannen auch diese Sorgen um Kästen und Bibelots und Teppiche, was Zeit und Geld kostete. Das Letzte macht dann wieder die Verhandlungen mit Kunsthändlern nöthig, wohl auch mit Kritikern. So klagt er einmal (1886): „Die künstlerische Thätigkeit besteht aus zwei Theilen, erstens etwas Gutes machen, dann sorgen, daß es populär gemacht und anerkannt werde, das Letztere hole der Kuckuck."

Der Wirbel dauerte nicht sehr lange und zog ihn nicht zu sehr in die Tiefe, aber es war hier doch einer der Gründe, daß jenes Bild, das er als rühmlichen Abschluß seiner Lehrjahre im Geiste trug, über die ersten Entwürfe nicht hinauskam.

Und wieder trat Neues ein, das ihn — diesmal für immer — von dem begonnenen Werke trennen sollte: der erste Staatsauftrag und der Beginn der plastischen Arbeit.

Am 24. September 1886 schreibt er: „Vorgestern berief mich Professor Geheimrath Jordan, Director der Nationalgallerie, und ertheilte mir den Auftrag, für die Kgl. Nationalgallerie das Portrait von Gustav Freytag zu malen. Also der erste Staatsauftrag*). Mit Recht findet er in ihm etwas

*) Vgl.: O. Brahm, Karl Stauffer-Bern p. 84.

Google

sehr Ehrenvolles, auch abgesehen davon, daß für ein solches Portriat 4000 Mk. bezahlt wird, denn bis dahin waren für die Reihenfolge der bedeutendsten Männer der Wissenschaft, Literatur und Kunst, Staatsmänner und Militärs, welche für die Nationalgallerie beabsichtigt ist, nur Künstler ersten Ranges aufgefordert worden. Da war Moltke und Bismarck von Lenbach, Mommsen und Helmholtz von Knaus, Blumenthal von Gustav Richter, Manteuffel von Angeli.

Ein Monat später ist er in Siebleben und malt den alten Herrn. „Ist das ein Prachtmensch," ruft er aus. „So was von Herzensgüte und Liebenswürdigkeit ist mir bis dato noch nicht vorgekommen; er ist eine reine Idealfigur" . . . „Ich glaube, daß ich mich nicht blamiren werde. Ich male zwar unter sehr schwierigen Umständen, in einem niedrigen Zimmer, da er aber gut sitzt, so werde ich doch was Gutes zu machen im Stande sein."

In der Begeisterung, mit der er an der neuen Arbeit hing, konnte es nicht einmal stören, daß der Senat der Akademie ihn trotz seiner Anmeldung zu einer Concurrenz von Kupfersticharbeiten gar nicht zuließ, weil seine Arbeit, ein Christus, nicht in der herkömmlichen Linienmanier, sondern in einer anderen, von ihm „wieder erfundenen, resp. angewandten Technik" hergestellt war. Am 11. November schon kann er berichten: „Meine Arbeit rückt hier ihrem Schlusse entgegen; der alte Knabe guckt scharf aus dem Bilde und ist energisch aufgefaßt." Nun ging er mit der Studie, die uns erhalten ist*), nach Berlin und dort auf's Neue an die Arbeit. Der Verkehr mit Siebleben blieb aufrecht, und ihm verdanken wir die Radirung, die den Dichter in seinem Garten darstellt**).

Im Juni 1887 konnte er das Bild***) an die Nationalgallerie abliefern. „Jordan gefällt das Bild ausgezeichnet, und ich glaube, die Sache wird einen bedeutenden Erfolg haben. Sowie ich das Geld habe, so reise ich ab nach Paris und Holland und Belgien, ich freue mich wie ein Schneekönig auf die Reise und zappele schon ordentlich."

Aus der gleichen Zeit, in der er mit der höchsten Anspannung seines Könnens an dem Bilde Freytags arbeitete, aus dem December 1886 berichtet er: „Jetzt habe ich auch Modellirthon und bin für Bildhauerei völlig eingerichtet. Von nun an wird Abends gebildhauert, so viel als möglich, ich will zwar nicht Bildhauer werden, aber ich möchte doch wissen, wie es geht; ich glaube, ich habe ein ganz gutes Talent dazu."

Genau ein Jahr später, 23. Januar 1887, lesen wir, „ich stecke bis über die Ohren in der Plastik und habe für gar nichts Anderes Sinn. Talent dazu habe ich soviel als ein Anderer, es handelt sich nur darum,

---

*) von Donop II. 35.
**) von Donop III. 160 u. 163.
***) von Donop I. 30.

Google

es recht und schnell zu lernen . . . Am Tage modellire ich eine Büste (weiblich) und am Abend modellire ich Act. Die nächsten Jahre werde ich vorwiegend modelliren und in Marmor hauen, bis ich es kann" . . . „Bevor ich nicht das Modelliren los habe, kann ich kein Bild malen, das kommt später, denn jetzt habe ich keine Ruhe."

Das Schicksal seiner „biblischen Historie" war damit entschieden, der Abschluß, den er selbst für seine Lehrjahre als Maler gewünscht hatte, war nicht gefunden.

In dem gleichen Briefe verkündet er auch den Entschluß, den Berliner Aufenthalt aufzugeben und nach Italien zu gehen: „Ich ziehe federleicht von dannen. Mit mir auf die Reise nehme ich nur meine Kleider, mein Talent und baares Geld . . . Ich freue mich auf Italien, wie auf das Neujahrskindli seinerzeit, die Umgebung hier ist für den Künstler doch schließlich etwas trostlos, es ist mir manchmal, als wäre meine Phantasie hier versandet!"

Außer den inneren Beweggründen für den Entschluß, nach Italien zu gehen, die wir aus der bisher geschilderten Entwickelung, insbesondere aus seinem Uebergange zur Plastik begreifen können, scheinen auch äußere Einwirkungen mitgesprochen zu haben.

Auf der Herbstreise nach der Schweiz 1885 hatte er einen Jugendbekannten aus Bern, Welti und dessen Frau, eine geborene Escher, getroffen*). Briefwechsel und Besuche bei den Reisen in die Heimat hatten die Beziehungen aufrecht erhalten. Auf der herrlichen Besitzung Belvoir bei Zürich war dem Künstler ein Atelier eingerichtet worden; hier hatte er Gottfried Keller und Frau Lydia Welti**) gemalt. Auffällig ist es, wie wenig wir von diesen Verhältnissen in dem Briefwechsel Stauffers mit seiner Familie, in dem sonst Alles bis in's Einzelne besprochen und berichtet wird, erfahren. In einem Brief vom Mai 1887 schreibt er: „Welti hat mich für nächsten Winter nach Italien eingeladen, ich gehe wahrscheinlich mit." In den „Notizen" der Mutter heißt es: „Frau Welti spornte ihn förmlich zu dieser Uebersiedelung an. Es nützte nichts, daß ihn seine Mutter bat, zuerst seinen zahlreichen Bestellungen zu genügen, die bei Stauffers rascher Arbeit in einem halben Jahre wären ausgeführt worden, so daß er genügend Geld gehabt hätte, um einige Jahre unabhängig in Italien zuzubringen. Als er einmal den Gedanken gefaßt hatte, nach dem Süden zu gehen, riß es ihn unaufhaltsam dorthin."

Stauffer war, das muß in diesem Zusammenhange gesagt werden, ein guter Sohn, und das Verhältniß zu seiner Mutter war von einer rührenden Herzlichkeit. Man kann sagen, daß er bei allen seinen Erfolgen immer

*) O. Brahm, a. a. O. pag. 27 IV.

**) Impressionistisch im Sinne der Freilichtmalerei, wie das Kellerbild, ward auch Frau Lydias Portrait gefaßt in leuchtenden Farben: „ein lebensgroßes Oelbild, hell in hell hingemalt." O. Brahm, a. a. O. pag. 27. Vergl. pag. 98.

Google

zuerst an seine Mutter dachte. Er bittet (16. Mai 1886) seine Mutter, ihre Gesundheit zu schonen. „Es wird ja voraussichtlich nicht mehr lange dauern, daß wir auf einen grünen Zweig kommen, und ich möchte, daß Du dann wenigstens noch die Gesundheit und Frische hättest, Dich darüber zu freuen."

Im Februar 1888 ist Stauffer in Rom, trifft ein Wetter, welches er seinem ärgsten Feind nicht wünscht, friert „wie sieben Dutzend Schneider" und ist empört über die Thier- und Baummißhandlung der Italiener. Er findet ein Atelier in der Villa Strohl-Fern vor der Porta del Populo, das er zwar nicht billig fand — es kostete 120 Francs monatlich — „aber es liegt in einem großen Park mit Cypressen, Lorbeer und Pinien . . . Es sind auch ein paar antike Statuen im Garten aufgestellt, die sich ausgezeichnet machen." Er sucht die Sprache zu lernen und sich einzurichten, legt selbst Hand an, um aus dem römischen Schmutz zu schweizerischer Sauberkeit zu gelangen, macht mit Klinger Ausflüge in das Gebirge und an das Meer und kommt bis kurz vor Ostern dahin, „daran zu denken, daß er eigentlich hier sei, um zu arbeiten." „Ich habe zu dem Zwecke schon etwas gezeichnet nach einem jungen Manne, was es werden soll, weiß ich selber noch nicht." Im Mai ist er schon mitten in der Arbeit, die sich ihm schwer und zäh entgegenstellt; doch er stellt ihr seine Kraft und seinen Humor gegenüber: „Was machen wohl die Salatstauden?" fragt er (3. Mai 1888). „Wenn sie so langsam wachsen, wie meine Figuren, so werdet ihr die Häuptli wohl erst über's Jahr abschneiden können . . . Bataillon, die Plastik ist schwer, das verdammte Zeug ist rund, und wenn man eine Seite gemacht hat und denkt Aha, dann ist es von der anderen gewiß Essig, und so geht es immer zu, bis man es schließlich doch beim Wickel kriegt. Im Grunde ist es mir recht, daß die Sache schwer ist, denn wenn sie leicht wäre, so hätte man zu viel Concurrenten. Also hü Kari! Ich habe Courage für sieben, weil ich endlich merke, wo es mit mir hinaus geht. Mir ist, wie dem Manne, der nach langer Fahrt endlich Land sieht. Ich kann Euch sagen, daß noch nie etwas bei mir so gezündet, wie die antike Plastik, die ich hier gesehen, vor Allem die griechische. Alles, was ich unklar empfunden, was mir dämmerte von Stil und Form u. s. w., ist mir hier völlig aufgegangen, sodaß ich jetzt eben nur arbeiten muß, um dahin zu gelangen, wohin ich will, und wohin ich eigentlich will, weiß ich erst, seit ich hier bin. Es müßte sonderbar zugehen, wenn aus mir nicht ein flotter Bildhauer würde, einer von den besseren. Ich mache nicht in Plastik aus Caprice, sondern folgend dem bekannten dunklen Drange."

Wenn Stauffer während der Schwierigkeiten der Arbeit einmal „ein wenig auf italienisch schimpfte", dann tröstete ihn Domenico, „Mensch für Alles, Modell, Bote, Diener, Factotum, Lehrer für das Italienische": Eh Signorino, la scultura non va presto mai, sempre piano, e cio vuole pacienza; ci sono professori molto habili, anch essi fanno piano, perche altrimenti non va."

Google

An den Sonntagen geht er mit seinem Freunde Klinger in die Berge oder an's Meer. So schreibt er (16. Mai 1888): „Letzten Sonntag waren wir in Tivoli, wo Horaz seine Villa hatte, und an den berühmten Wasserfällen von Tivoli, wo noch ein alter Sibyllentempel steht . . . In Tivoli ist auch die Villa d'Este mit den wunderbaren Gartenanlagen und den riesigen Cypressen, an denen die Rosen hinaufranken, fast bis in die Höhe, und von deren Balkonen aus man über die Campagna hinaus bis an das Meer sieht; in der Nähe sind auch die Ruinen der Villa des Kaisers Hadrian. Der Mann hatte Geschmack, in der Gegend würde ich mir auch eine Villa bauen, wenn ich überhaupt eine bauen würde. Nächste Pfingsten machen Klinger und ich einen viertägigen Bummel in die Sabinerberge von Samstag bis Dienstag, nach Tivoli, Sarascinesco, Subiaco, Vivovaro mit unserem Factotum, dem Domenico, steigen dann auf zwei eigens für uns geboren wordene Maulesel und treiben so auf gut italienische Sitte durch das wilde Gebirge und genießen, was der liebe Gott da hinmodellirt und gemalt hat . . . Ich bin fidel und gesund und lache manchmal heimlich auf den Stockzähnen, daß ich endlich Berlin im Rücken habe."

Die Schrecken des römischen Sommers, die Hitze des Tages, die Feinde der Nacht, die er mit Insectenpulver bekämpft, nehmen ihm keinen Tag der Arbeit.

Am 13. Juli schreibt er: „Ich arbeite immer noch an der 1 m hohen Figur und werde wohl noch 3—4 Monate, wenn nicht länger, daran zu thun haben. Wenn diese fertig, fange ich die große an. Ich habe Tag für Tag 9 Stunden Modell, und Sonntags ist Pause. Morgens ¼ vor 6 schmeißt mich der Domenico aus dem Bett, kocht Kaffee, um 7 Uhr fangen wir an zu laboriren, um 12 Uhr hören wir auf, um ½2 lege ich mich auf ½ Stündchen auf's Ohr, dann mache ich eine Waschung, um 3 Uhr geht es wieder los, bis man nicht mehr sieht; etwa um 7 Uhr."

Neben dem Modelliren arbeitet er auch zur Probe in Marmor. „Ich haue direct aus dem Block, um später, wenn ich dann wirklich was machen will, zu wissen, wie man es etwa angattigen muß."

Am 16. August kann er den Seinigen in Aussicht stellen, ihnen in ungefähr 14 Tagen eine Photographie „vom Mannli" zu senden. „Es war ein hartes Stück, und so schnell macht mir das nicht Jeder nach. Es war manchmal zum Verzweifeln, aber schließlich wenn der Mensch etwas absolut will und das Talent dazu da ist und die nöthige Ausdauer, so müßte es mit dem Teufel gehen, wenn er es nicht zu Stande brächte . . . Es wird eine ernste Figur von feinster Stimmung."

An seinem Geburtstag photographirt ein spanischer Freund ihn mit dem „Adoranten". Diesen Namen hatte die Figur inzwischen erhalten, „eine jugendliche männliche Gestalt, den rechten Fuß leicht vorgestellt, die

Google

Hände geöffnet etwas nach vorn, den Kopf erhoben*). Das Bild schickt er an die Seinen und nach Belvoir, von wo ein Glückwunschtelegramm eintrifft.

„So hatte ich denn doch — ruft er aus — in meinem 30. Jahre, wie es sich gehört, mein erstes freies Werk geschaffen."

Und wieder einige Wochen später: „Ich selber habe das Gefühl, mein erstes wirkliches und wahrhaftiges Kunstwerk zu schaffen, ein Werk, was bleiben wird, sofern ich recht ermesse, eine Sache, die mir kam, wie der Traum in der Nacht, unwillkürlich und mich zwang, sie zu machen und dran zu arbeiten und sie herauszukriegen aller Unerfahrenheit und Ungeübtheit, sozusagen Unwissenheit in plastischen Dingen zum Trotz. Heute steht sie da, wohlgeordnet, frei, edel, wie ich mir sie dachte, und harrt nur noch der intimen Vollendung. In der Art, wie diese Arbeit entstand, merke ich, daß ich Bildhauer bin und kein Maler, wenigstens lange nicht in dem Grade. Ich nehme mir zwar nichts bestimmt vor, wie immer lasse ich mich in Dingen, welche die Kunst angehen, völlig von dem bekannten dunklen Drange leiten, aber es ist mir so, als hätte ich ausgemalt. Es ist curios, noch vor 3 Jahren interessirte ich mich wenig, sehr wenig für die Plastik, dann kam es immer mehr und immer mehr, und heute stecke ich drin bis über die Ohren, und es ist mir so natürlich, daß ich bildhauere, wie wenn ich Jahre lang schon nichts Anderes gethan hätte. Wie ich Euch schon einmal schrieb: es soll nicht allzu lange dauern, so bin ich etwa so auf der Höhe von dem, was jetzt geleistet wird in Plastik. Es kann nicht anders sein. Lacht nicht! Die Sache wird sich so zutragen, wenn ich gesund bleibe und nicht äußere Umstände mich am Weiterstudiren hindern, was nach menschlicher Berechnung ja kaum eintreffen wird."

Die furchtbare Arbeit dieses Sommers, von der er selbst sagt: „Gearbeitet habe ich die Zeit über wie ein Narr, in meinem Leben noch nicht so" (16. August 1888), war auch an diesem Riesenkörper nicht ohne Spur vorübergegangen. „Ich mache die Beobachtung, daß meine Haare anfangen bedenklich zu grauen, die Schläfen sind schon ganz melirt, ich merke daran, wie an manchem Anderen, daß der Mensch nicht jünger wird, sondern älter."

Mitte September finden wir ihn in Terracina, wo er, anstatt der nothwendigen Ruhe in kühler Waldluft der Apenninen zu pflegen, eine Entfettungskur an sich vornimmt. „Mache alle Tage, so gut es bei der Hitze gehen will, einen Aufstieg in die glühenden Berge und schmeiße mich dann in's Meer." Von Terracina zurückgekehrt, geht er in das Gebirge und freut sich, daß er schon verhältnißmäßig schlank geworden ist. Und unmittelbar nach diesen Experimenten, über deren Gefährlichkeit ihn jeder tüchtige Arzt hätte belehren können, stürzt er sich auf's Neue in die Arbeit,

*) Siehe Rundschau Heft 10. Juli 1892, S. 103. Römische Briefe, herausgegeben von Otto Brahm.

Google

die nur durch anstrengende Sonntagsausflüge mit Klinger oder den Mitgliedern des Alpenclubs unterbrochen wird.

Er unternimmt nun den Adoranten in größeren Maßen und beginnt den „Jüngling mit der Lanze". Abends studirt er Anatomie nach den Anweisungen Lionardos und zeichnet an einem Portrait des Malers Franz Aerni, das er groß sehen will und „das besser werden soll, als alle vorhergehenden Arbeiten" (20. December 1888). Ostern 1889 macht er einen kurzen Ausflug nach Florenz*).

Am 18. Juli 1889 schreibt er von seiner Arbeit: „Ich hoffe, verzeiht mir meine Anmaßung, aber ich glaube nicht, mich zu irren, der giovinotto colla lancia soll den Vergleich aushalten mit dem, was gegenwärtig an nackten Figuren etwa gemacht wird." Immer wiederholt er in seinen Briefen, daß er unter keinen Umständen von seiner Arbeit weggehen könne, „der Giovanni, das Modell wird unterdeß zum Manne" (16. August 1889); „davon lassen kann ich unmöglich, bis die Figur geformt werden kann, so komme ich also diesen Sommer nicht in die Schweiz. Es würde mir auch widerstreben, ohne eine große Arbeit geliefert zu haben, zu Euch zu kommen resp. zu Weltis" (18. Juli 1889).

Dennoch ließ er sich anders bestimmen, und damit beginnt die Katastrophe**).

Diese ergreifenden Vorgänge, welche mit dem, was wir beabsichtigten, dem Bilde einer künstlerischen Entwickelung, nur äußerlich zusammenhängen, werden wir nach den Notizen der Mutter wiedergeben.

Zuvor erscheint es geboten, der geistigen Arbeit, die neben der künstlerischen immer einherlief, und auch der poetischen Versuche zu gedenken.

Der Schulsack, mit dem Stauffer nach der Akademie auszog, kann nicht schlecht bestellt gewesen sein. Seinen Gedanken wußte er schon ungewöhnlich frühe einen angemessenen Ausdruck zu geben. In seinem Stil bemerken wir mit der Uebersiedelung nach Berlin eine Veränderung zu eigenartigem geschlossenem Ausdruck, welcher der Leichtigkeit und Eleganz nicht entbehrt. Eine Reihe von Briefen der späteren Zeit sind Muster von anschaulicher und schöner Schreibweise. Er las viel, vielerlei, und meist Gutes; die Bibel und in ihr vorzugsweise die Psalmen, Homer, Goethe, Schiller, Herder, Shakespeare, die Sakuntala in der Uebersetzung von Lobedanz, Grimms Michel Angelo, Brehms Thierleben, Lionardos Tractat von der Malerei, die Schedula diversarum artium des Theophilus in der Bearbeitung von Lessing, daneben den Grafen von Monte-Christo in französischer Sprache und seine Lieblinge Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. —

Es wäre wundersam, wenn Jemand, der so gut Brief zu schreiben wußte, nicht auch darauf gekommen wäre, Erfahrungen und Gedanken über

*) Rundschau, Heft 10, Juli 1892, pag. 111. Briefe, herausgeg. v. O. Brahm.
**) Vgl. O. Brahm, Karl Stauffer-Bern, pag. 253.

Google

eine Kunst niederzuschreiben. So finden wir denn in der That in seinem Nachlaß eine Handschrift: „Die Malerradirung". Eine genaue Beschreibung der Kunst, auf zubereiteten Kupferplatten zu zeichnen, dieselben zu ätzen und zu drucken. Zum Selbstunterricht für die Maler aufgeschrieben und mit den nothwendigen Bildern versehen von Karl Stauffer-Bern. 1886. Das Buch sollte bestehen aus einem Vorwort, I. Theil Radirung, II. Theil Druck, Schlußwort.

Leider sind nur das Vorwort, eine allgemeine Einleitung und folgende Capitel vorhanden: das Material, Zubereitung der Platte, das Zeichnen auf die grundirte und geschwärzte Platte, die Pause. In der Einleitung folgt er im Wesentlichen der vorzüglichen Arbeit von Maxime Lalanne, Traité de la gravure à l'eau forte, in den übrigen Theilen hält er sich, wenn auch unter steter Beziehung auf Lalanne selbstständiger, setzt an die Stelle der Causerie Lalannes, der eine Unterhaltung mit einem Schüler fingirt, eine systematisch beschreibende Methode und will den französischen Autor ergänzen, da bei diesem, als einem Landschafter, die Beziehung auf das Figürliche gänzlich fehlt, was wiederum für Stauffer gerade die Hauptsache war.

Ein anderes Heft ist überschrieben „Notizen für Themata". Es enthält die Gedanken, die den Künstler bei seinen Gängen durch Rom bewegt hatten, und die er zu gelegentlich späterer Ausführung mit einigen Schlagworten festhielt. So z. B. „S. Maria sopra Minerva. Christus von Michel Angelo. Das directe Gegentheil von griechischer Kunst, Disproportion, gesuchte, curiose Stellung, unmotivirte Forcirung des ganzen Muskelapparates, besonders Arme und Torso. Vater des Barock gerade in dieser Statue. Parallele mit dem Sebastian von Mino". — Auf einem folgenden Blatt setzt er sich mit einer sehr verbreiteten Irrlehre auseinander: „Man redet so viel von der Objectivität der Antike, vom Zurücktreten der Persönlichkeit in den Werken, ganz vergessend, daß auch in der bildenden Kunst es schließlich bei jedem Werk der menschliche Geist ist, den wir bewundern, nicht den menschlichen Geist im Allgemeinen, sondern speciell den des Individuums, der das Werk hervorgebracht hat. Diese Theorie von der Objectivität haben solche Leute formulirt, für welche eine Sammlung von Bildwerken ungefähr das war, was für mich eine Heerde Schafe . . . Der Hirt aber kennt jedes seiner Schafe . . . So ging es auch mit der Antike; es brauchte Jahrhunderte, bis sich das Urtheil so schärfte, um in der Gesammtheit, die wir Antike nennen, die Entwickelung an den Einzelwerken zu erkennen. — Ein gutes Kunstwerk ist Natur, das den Weg nur einmal durch ein menschliches Gehirn genommen hat, nicht durch mehrere; sobald dieser Tag eintritt, ist die Decadence da. Das Suchen nach dem besten Ausdruck für die persönliche Empfindung charakterisirt die aufsteigende Kunstepoche, das Aufgeben dieser Bestrebung aus dem oder jenem Grunde (z. B. weil man glaubt, das Ideal sei jetzt gefunden, oder weil Einer da

Google

war, der die Anderen so überragte, daß er die Schwachen zwingt, ihn nachzuahmen, Manieristen zu werden) charakterisirt den Verfall." —

Als Beispiel wird Michel Angelo und Benvenuto Cellini angeführt. —

Die Abneigung gegen die Anwendung der Photographie durch die Künstler leiht ihm zürnende Worte: „Was heute noch inmitten der Confusion, welche die photographische Pest unter Künstlern und Publicum angerichtet hat, für etwas gilt, wird wie Kunstwolle auseinandergehen, und man wird nach einem wahren Sentiment, und wenn auch mit allen Schwächen menschlicher Mangelhaftigkeit, Ungelenkigkeit des Ausdruckes förmlich lechzen."

An anderer Stelle hat er niedergeschrieben: „Als ich einmal sagte: Klinger, ich begreife nicht, daß Sie so viele Sachen, die zum ABC der Kunst gehören, so schlecht machen, so vernachlässigen, da erwiderte er: Sie haben hauptsächlich das Bildhauer-ABC, es giebt aber in der bildenden Kunst, beziehungsweise Malerei sehr verschiedene Punkte, von wo aus einer zu buchstabiren anfängt, und Jeder denkt dann, daß sein ABC das Hauptsächliche sei und sieht sich Bilder und Kunstwerke nur insofern an, ob sie in sein ABC, in seine Empfindungsscala hineinpassen."

Von den kurzen Sinnsprüchen, die hie und da verstreut stehen, seien Folgende angeführt. „In die Schränke der Wahrheit kommen die Motten wenn sie nicht von Zeit zu Zeit gelüftet werden." — „Ich arbeite wieder wie in der Tretmühle, denn der Enthusiasmus allein thut's nicht". — Er hat in diesem Merkworte für den Künstler dem Spruche Schillers eine individuelle Gestalt gegeben: „Das Genie — das ist der Fleiß."

In den Notizen zu „Laokoon, von den Grenzen der Malerei und Poesie" setzt er sich mit den Ansichten Lessings, Winkelmanns und Goethes auseinander. — Leider sind diese Notizen nur ein erster Entwurf geblieben; Stauffer ringt mit dem Ausdrucke, wiederholt sich, wird grob, wie man es werden darf, wenn man für sich selbst schreibt, giebt aber eine Summe goldener Wahrheiten, wie sie nur Jemand geben kann, der echter Künstler und scharfer Dialektiker zugleich ist. Es ist ein fast unglaublicher Fortschritt von der naiven Wiedergabe seiner Eindrücke aus den akademischen Jahren, bis zu dieser Geistesschärfe und Klarheit, die sich dem Aesthetiker Lessing gewachsen zeigt. Und dieses Wachsthum hat sich in wenig mehr als zehn Jahren vollzogen.

In kräftiger Weise wendet sich Stauffer gegen die Hauptfehler der Aesthetik des vorigen Jahrhunderts, nach welcher aus abstracten Voraussetzungen Regeln für die bildende Kunst abgeleitet werden, die doch (die Regeln nämlich) nur durch Anschauung gewonnen werden können. Zur Stelle Laokoon II: „Wer wird dich malen wollen, da dich Niemand sehen will," sagt ein alter Epigrammist über einen höchst ungestalteten Menschen," bemerkt Stauffer: „Lessing übersieht die Poesie der farbigen Darstellung, man sieht, daß er kein Maler war, was hätte er mit Velasquez und Rembrandt angefangen. Was hätte er mit dem Aesop in der Villa Albani angefangen,

Google

dieser eminenten Charakterdarstellung. — Erschöpfende, überzeugende Darstellung eines Charakters, eines Bildnisses ist auch einer der Gipfel des Kunstgebirges."

Zur Stelle: „Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben," bemerkt Stauffer: „Ganz falscher Standpunkt; hält Bravour und pietätvolles Studium der Natur nicht auseinander" . . . . „Man kann alle Sachen, auch den Kehrichthaufen auf der Straße, vermittelst des Helldunkels in stimmungsvolle Bilder verwandeln, es kommt immer nur auf das ‚Wie' an; wo der eine einen Kehrichthaufen sieht, erblickt der andere wunderbare Farbencontraste."

Zu der Stelle Lessings: „Den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlicheren Theile des Urbildes zu erreichen," und über „das angebliche Gesetz der Thebaner, welches die Nachahmung in's Schönere befahl, die Nachahmung in's Häßlichere verbot," giebt Stauffer die Randnote: „Mit solch verfluchten Theorien haben wir die kunstgelehrte Sculptur der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gekriegt. Wo bleibt Masaccio, wo van Eik, Holbein, Dürer, oder sind das keine Künstler in des Wortes gewaltiger Bedeutung. Mit diesem banalen Dusel von der Idealisirung der Griechen kommt man einfach zur Oberflächlichkeit und Manier, aber niemals zur Naturanschauung, zum Eindringen in die Geheimnisse der organischen Form." . . . „Indem Du Dich vertiefst in die Wunder der Natur, in dem Maße, in dem Dir die Natur die Bedingungen der malerischen und plastischen Erscheinung erschließt, wirst Du von ihr lernen, daß nur das Organische lebensfähig sei" . . . . Winkelmann sagt: „Edle Einfalt, stille Größe" — ich sage: organische, d. h. lebensfähige Bildung in erster Linie. Michelangelo wich von dieser ersten aller Bedingungen willkürlich ab, bildete eine Natur für sich . . . er bedeutet das gerade Gegentheil griechischen Schaffens. So gut wie der Grieche sich als Mensch allseitig ausbildete, so bildete er auch seine Kunstwerke . . . „das Werk, das die größte innere Wahrheit, d. h. Existenzmöglichkeit, Lebensfähigkeit hatte, war das schönste" . . .

„Die Fabel von Pygmalion ist keine Fabel in gewöhnlichem Sinne, die Geschichte wiederholt sich bei jedem wahren, plastischen Werk. Der Akt der Schöpfung vollzieht sich bei jedem wahren Kunstwerk; Du mußt einen Menschen aus einem Thonkloß machen und ihm Deinen Geist einhauchen, vermagst Du das, und hast Du soviel Geist, daß Du davon abgeben kannst, soviel, um einen Thonkloß zu beleben, dann lebt das Werk, und wenn es auch kein Glied rührt, ja, ich möchte beinahe sagen, je ruhiger es steht, desto länger wird es leben, aber ein Leben für sich" . . .

„Unwürdigen Kunstgriff" nochmals: „Zwischen der falschen Auffassung der Uebertreibung in's Schöne und der in's Häßliche liegt das naive ehr-

Google

liche Studium der Natur, des Portraits, des Charakters mitten inne, und wenn von einem Portraitideal die Rede ist, so ist dies nur in dem Sinne zu verstehen, als man das Individuum in seinem Wesen überzeugend zur Geltung bringt; um das landläufige Idealisiren kann es sich da niemals handeln . . . Der Künstler wird, auch wenn er sich ohne jede vorgefaßte Meinung hinsetzt, als die, das was er sieht, so ehrlich und so treu nachzumachen als möglich, wegen dieser Ehrlichkeit und Pietät der Natur gegenüber sich nur zum frommen Dollmetsch dessen machen, was er in dem Vorwurf empfindet, aber, — und darauf kommt alles sogenannte Idealisiren hinaus — er wird nicht ein solcher Flachkopf sein, um dem lieben Gott in's Handwerk zu pfuschen, d. h. ihn corrigiren wollen . . . Lügen ist nicht idealisiren. — Im Leben wie in der Kunst sind uns starke Charaktere unbequem, und eine ehrliche Meinung können wir selten ertragen; was ist aber ein gutes Portrait anders als die ehrliche Meinung eines guten Künstlers über unsere äußere Erscheinung."

Gegen die Sätze Lessings, der Endzweck der Wissenschaft sei die Wahrheit, „der Endzweck der Kunst Vergnügen, und ein Vergnügen ist entbehrlich", wendet sich Stauffer mit den Worten: „Einen Endzweck hat die Kunst überhaupt nicht, sie lebt in uns wie die Religion und Philosophie als eine Aeußerung unseres metaphysischen Bedürfnisses, es ist eine der drei Fähigkeiten, die uns überhaupt zu Menschen machen, die Empfindung des Schönen, die Wissenschaft des Wahren, die Moral des Guten. Insofern die Empfindung einer dieser drei Sachen uns das Bewußtsein unserer Menschlichkeit vergegenwärtigt, kann man sprechen vom Vergnügen, das sie uns verschaffen, in einer anderen Weise wohl kaum. Kunst ist so alt und so nothwendig wie die Wissenschaft, wenn nicht älter, und so alt wie die Religion, mit der sie in den vergangenen Zeiten Hand in Hand ging . . . Ueber ihren Endzweck wissen wir so wenig, wie über den Endzweck unserer Existenz."

Zu dem Abschnitt III bemerkt Stauffer: „Die ästhetischen Lehren Winkelmanns (und mit ihnen die Plastik der ganzen Zeit) haben sehr viel Aehnlichkeit mit denen des Mittelalters vom Geldmachen. Man dachte, die Schönheit bestehe in gewissen feststehenden Maßen und Verhältnissen, welche die Griechen gekannt hätten, und die zu finden man seine ganze Kraft verwenden müsse, also je mehr sich eine Figur gewissen Maßen nähere, die man für die schönsten hielt, desto mehr gewinne ihr Kunstwerth . . . Die Formen, die für den Griechen zur plastisch empfundenen Natur wurden (so möchte ich überhaupt ein plastisches Kunstwerk nennen) werden für uns, falls wir sie fertig übernehmen wollen, einfach zur Phrase, zur Ungereimtheit. Es giebt eben nicht ‚absolute' Maße, um die plastische Schönheit zu messen."

Die gegnerische Anschauung in einer Reihe wichtiger Punkte hindert Stauffer indessen nicht, der Bedeutung Lessings gerecht zu werden. Am Schlusse seiner „Notizen" schreibt er: „Es können nur Leute, die nicht im Stande sind, die ungeheure That Lessings zu würdigen, bedauern, daß er

Google

nicht (durch günstige Lebensverhältnisse in den Stand gesetzt) noch mehr gethan. Hätte er noch mehr thun können? Nein, denn wenn er über Anderes als seine Kunst, die Poesie, geschrieben hätte, über Musik, Malerei, Baukunst, Plastik, so hätte er, wie es Laokoon zeigt, nicht als Maler, Bildhauer, Architekt und Musiker, sondern als gebildeter Laie geschrieben. Der Laokoon ist hauptsächlich bedeutend von der Seite der Poesie; er (Lessing) hat in seiner Genialität das Wesen der Plastik erfaßt, völlig erfaßt, und — das ‚meßbare Ideal der Schönheit‘, was seiner Zeit eigen ist, aus dem Laokoon als eine wirklich überflüssige Zuthat weggedacht — so ist das, was er über Plastik sagt, zwar nicht erschöpfend, aber zutreffend, und jedenfalls das Beste, was über Plastik bis zu seinen Zeiten (und vielleicht auch seither?) gesagt worden."

Was dieses meßbare Schönheitsideal und die Nachahmung der Natur in's Schönere betrifft, darauf antwortet Stauffer abschließend mit jenem Bekenntniß, das ihm der Leitstern seiner künstlerischen Fahrt geblieben ist, mit jenen Worten Dürers, die er sich bei schwieriger Arbeit auf die Seite seines Skizzenbuches schreibt und die er in den Briefen oftmals wiederholt: „Gehe nicht von der Natur in Deinem Gutdünken, daß Du wollest meinen, das Bessere von Dir selbst zu wissen, denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, und wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

Sein eigenes Bekenntniß über „Idealisiren" giebt Stauffer in den Worten: „Weil Dein Werk in der Zeit stillsteht, mußt Du anders zu Werk gehen, als die Natur, deren Erscheinung sich in der Zeit verändert, und weil Du nicht die Wirklichkeit selbst, sondern nur den Schein derselben, also nur einen Theil ihrer Daseinsäußerung giebst, mußt Du, weil andere Darstellungsmittel nicht vorhanden, Deine Figuren nicht reden, nicht handeln können, um so sorgfältiger suchen, diesem Mangel durch eine möglichst vollkommene Darstellung dessen, was durch das Auge auf unser Sentiment wirkt, nachzuhelfen, resp. ihn vergessen zu machen.

„Dieses möglichst zu Rathe halten alles Dessen, was sich im Raum abspielt, weil sich die Kunstwerke in der Zeit nicht verändern, möchte ich das Idealisiren nennen."

Einmal in einem gegebenen Zusammenhange kommt Stauffer auch in den Notizen über Laokoon auf die Photographie und dabei auf den Unterschied zwischen künstlerischer und photographischer Wahrheit zu sprechen: „Das Leben des Kunstwerkes ist ein von der Wirklichkeit ganz verschiedenes, das ist heute in der Zeit des photographischen Momentapparates nicht überflüssig zu sagen, wo man am liebsten, um mehr Leben in die sogenannten Kunstwerke zu bringen, die Leute durch ein Guckloch sehen ließe, um wie der Breslauer Photograph*) den Reiter in Bewegung zu geben, anstatt

*) Stauffer meint wohl den Momentphotographen Anschütz in Lissa und dessen stroboscopischen Apparat.

Google

dem Wesen des bildenden Kunstwerkes gemäß aus dem Wechsel der Erscheinung das Wesentliche, d. h. das künstlerische Bleibende zu erfassen. Das Charakteristische der wirklichen Naturerscheinung ist ihr Wechsel in Zeit und Raum. Das Charakteristische der Erscheinung eines Kunstwerkes ist das gerade Gegentheil, es ist eine bleibende Erscheinung ohne Veränderung in Zeit und Raum. Daraus müßte schon eine Reihe von Nutzanwendungen gezogen werden können für den künstlerischen Beruf. Die ganzen modernen Bestrebungen, der Wahrheit vermittelst des photographischen Apparates näher zu kommen, fallen dadurch von selber in sich zusammen, insofern sie nicht (da der Apparat doch nun einmal erfunden ist, und die Versuchung, unserer natürlichen menschlichen Unvollkommenheit mit Maschinenarbeit nachzuhelfen, zu nahe liegt) dazu dient, so recht deutlich zu beweisen, worauf es in der Kunst eigentlich ankomme, und daß der photographische Apparat zur inneren Wahrheit und organischen Vollkommenheit eines Kunstwerkes nicht beizutragen vermag. Was der photographische Apparat giebt, ist ebenso wenig die Wahrheit, als jede andere Reproduction, die einen beliebigen Moment aus dem ewigen Wechsel der Erscheinung herausgreift, aus dem Zusammenhange reißt und für sich fixirt. Wenn je etwas zur Hebung der Kunst beigetragen hat, so ist es der photographische Apparat, freilich in anderer Weise, als die Herren Künstler glauben, indem er jeden vernünftigen Menschen, der sich seiner eine Weile bedient hat, um vermittelst seiner die Wahrheit (?) seiner Werke zu heben, zur Evidenz beweist, daß die künstlerische Wahrheit eine von der Wahrheit des Photogramms durchaus verschiedene ist . . .

„Photogramm ist die natürliche Erscheinung, durch die Linse des Apparates gesehen, wie sie sich auf der lichtempfindlichen Platte spiegelt, und Kunst ist die natürliche Erscheinung, wie sie durch das Auge des Künstlers einzieht in seinen Intellect, und wie er sie vermöge seines Intellectes darstellt. Um so viel der Mensch als Apparat zu diesem Zwecke (der Empfindung des Bleibenden im Wechsel) geeigneter ist (denn das aus der Kette der Erscheinungen zufällig Herausgerissene ist ebenso unwahr, wie ein aus dem Zusammenhange gerissener Satz in seinem Sinn entstellt ist), um soviel höher steht die Wahrheit des Kunstwerkes über der Wahrheit des Photogramms.“

Außer diesen Fragmenten, die sich auf die Kunst beziehen, sind uns eine Anzahl von Dichtungen erhalten. Es bestand eine Zeit lang die Absicht, die Gedichte Stauffers herauszugeben. Man ist davon abgekommen, wie uns scheint mit Recht. Denn die Dichtungen wollen von den Meisten „an sich“ und nicht in Beziehung zu dem Leben des Dichters genossen und beurtheilt werden. Unter den Gedichten Stauffers aber findet sich Vieles, was nur durch diese Beziehung Werth gewinnt. Einiges dagegen ist trefflich, und das Wort wird zum enganschließenden Symbol für die Bewegung der Seele.

Google

In den Skizzenbüchern finden wir hie und da den unmittelbaren Ausdruck einer Stimmung in poetischem Gewande. So steht unter der Bleistiftskizze: Pallas Athene hält auf dem Arm zwei Kobolde, die gegen den am Arbeitstisch brütenden Künstler einhauen und einstechen:

„Der Gärtner, der das Gärtlein pflanzt,
Hat wenig gute Stunden.“

Während der Studien für „die Salbung“ schrieb er auf ein Blatt:

„Winde Deines Lebens Tage
Dir zum Kranz mit schönen Händen.“

Jenen Gedichten, die sich auf Kunst und Literatur beziehen, schickt er das Motto voran:

„Mancher Vers wird Euch pikant
Klingen in die Ohren,
Daß die Sauce nicht ‚charmant‘
Nach der Art der Thoren,
Ist mir Wurst, ich schreibe nicht
Für die armen Schwachen,
Wer gesunden Magen hat,
Mag drob heiter lachen.
Drum, o Thränendichterthum
Mit dem zarten Busen,
Schlägt ein frischer Wind Dich um,
Freuen sich die Musen.“

Eines von den hierher gehörigen Gedichten sei mitgetheilt:

An die Realisten.

„Ihr habt's erreicht, 's ist gar kein Zweifel,
Die Phantasie, sie ist zum Teufel,
Dafür hat er Euch angespieen
Mit allerneusten Photographieen.
Wär' ich Regent, ich hülf' Euch wälschen
Und echte Lebensmittel fälschen;
Hol' Euch die Pest, Ihr faulen Jungen,
Mit glattem Haar und glatten Zungen!
Schäm' Dich, elendes Künstlerpack
Mit Trockenplatten in dem Sack!“

Den Gebrüdern Grimm widmet in er einem Heft, überschrieben „Germania“, die Zeilen:

„In den Märchen wohnt die Wahrheit,
In den Märchen wohnt das Glück.
Des lebendigen Wortes Klarheit
Strahlt den Himmel uns zurück.“

In den schrecklichen Tagen, da er, als ein gebrochener Mann in die Heimat zurückgekehrt, die Waffe gegen sich gerichtet hatte und wieder genas, beschäftigten ihn die Bilder des Todtentanzes. In dem Cyclus „Der Tod von Bern“, versetzt er sich in die grausen Zeiten, als „das große Sterben“

Google

durch's Land ging, und der Tod den „Mutz" von Bern auffordert, ihm das Thor zu öffnen. In Spruchweisen, jenen ähnlich, die wir unter den alten Bildern in den Zügen des 14. und 15. Jahrhunderts geschrieben finden, läßt er den Tod mit dem Papst, dem Kaiser, dem Ritter, dem Pfaffen, dem Geizhals, dem Studenten, dem Professor, der Mutter, der Jungfrau Zwiesprach halten. Den Schluß bildet „Der Tod und der Verfasser."

Tod: Ich schlich mich in das Brautgemach mit List,
Als einst Dein Vater dort die Mutter hat geküßt;
Ich stand beim Kindbett, als sie Dich entband,
Und die Geschwister; nah' ich dort Euch stand.
Stets bin ich bei Dir, nirgends siehst Du mich,
Bis Deine Stunde kommt, behüt' ich Dich;
Ich, den die Thoren fürchten und die Dummen,
Ich mache einst auch Deinen Mund verstummen.

Verfasser: Ich kenne Dich, sah Dich oft ferne winken
Und mit den leeren Augenhöhlen blinken.
Wenn Du mich rufst, so bin ich stets bereit,
Hinabzusteigen in die Ewigkeit.
Den Kelch der Trübsal hab' ich ausgeleert,
Daß mich nach keinem weiteren begehrt.

Im Sommer 1889 war Stauffer, wie wir oben berichteten, mit einer vergrößerten Wiederholung seines Adoranten und dem „Jüngling mit der Lanze" beschäftigt. Für das, was noch zu erzählen bleibt, lassen wir hier das Autogramm der Mutter „Einige Notizen über Karl Stauffer" einsetzen. Wer diese knappe, nur hie und da von verhaltenem Schmerz durchzitterte Darstellung ganz verstehen will, der stelle vor sich die drei Radirungen und Stiche aus Stauffers Hand: Das Bild des Künstlers selbst, das der Mutter und das der Frau, die sein Verhängniß wurde, und erinnere sich jener Wahrheit, die Angelus Silesius in den Worten ausprägte:

„Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden,
Daß die Gesichter wie die Menschen werden."

„Ein Speerwerfer" ... war bereits seiner Vollendung nahe, als das Drama begann, welches ein so trauriges Ende nahm. Mitten aus seiner Arbeit weggerufen durch eine dringende Bitte der Frau Welti, nach Zürich zu kommen, um ihren Mann, der durch Unglück in seiner Familie stark gebeugt sei, aufzurichten, folgte er dem Rufe und ging im Herbst 1889 in der beständigen Angst um seine unvollendet zurückgebliebene Arbeit nach Zürich und half bei der Umänderung des Parkes der Villa Belvoir, in welcher die Eheleute Welti wohnten. Nach seinen Anordnungen wurde geändert, und als schließlich die Umgestaltung fast vollendet war, tauchte das Project auf, nach Italien überzusiedeln. Frau Welti wollte die Residenz in Rom aufschlagen. Stauffer rieth davon ab, weil er nicht in seiner Arbeit gestört sein wollte durch die beständige Gegenwart der Maecene, denen er seine Zeit hätte opfern müssen, und so gerieth man auf die Idee, Florenz als Aufenthalt zu

Google

wählen. In fieberhafter Hast wurde in Zürich liquidirt, und ein kurzer Besuch bei den Seinigen ließ bei Stauffer eine ganz ungewohnte Gereiztheit erblicken, die man seiner angestrengten Arbeit, der Aufregung der letzten Tage zuschrieb. Noch einmal warnten Mutter und Bruder davor, in einem Abhängigkeitsverhältniß zu bleiben, welches nicht nothwendig sei, um die Arbeit fortzusetzen. Die Warnung wurde in den Wind geschlagen.

Stauffer war von Frau Welti vollständig fascinirt. Er reiste nach Florenz im Auftrage des Ehepaares Welti, um dort für dasselbe eine Villa zu miethen oder zu kaufen. Als er sich dieses Auftrags entledigt hatte, folgte ihm das Ehepaar dorthin. Hier beginnt nun das Unbegreifliche. Nachdem Stauffer auf einer Reise nach Rom seine dortigen Freunde besucht und seine im Werden begriffene Statue besorgt hatte, kehrt er nach Florenz zurück, um bei der Installation der Eheleute Welti zu helfen. Der Ehemann ging in die Schweiz zurück, und nun tauchten die abenteuerlichsten Pläne auf, die nur je gefaßt wurden. Ein Freund von Stauffer, Klinger, aus Rom herbeigerufen, um an dem Project theilzunehmen, verreiste wieder, da er an dem richtigen Verstande von Stauffer und Frau Welti zweifelte. Da überraschte Alle die Nachricht, Stauffer sei mit Frau Welti nach Rom geflüchtet. Briefe, die von Geistesgestörtheit deutliches Zeugniß ablegten, langten daheim an und wurden alle dem Vater Welti's, dem Bundesrath vorgezeigt. Es wurde aber von Seite der Familie Welti ein Feldzug gegen den geisteskranken Stauffer eröffnet, der ihr nicht zur Ehre gereicht! Stauffer wurde unter der absolut unbegründeten Anklage auf Unterschlagung, unter Mithilfe der schweizerischen Gesandschaft in Rom verhaftet, und als sein Bruder nach Rom kam, um zum Rechten zu sehen, und die Untersuchung aufgehoben werden sollte, auf Veranlassung des Attachés Rochette in Kerker behalten, bis der Ehemann Welti Zeit fand, eine Anklage wegen Entführung einer geisteskranken Person*) gegen ihn zu formuliren und zwar, nachdem er einige Tage vorher an die Angehörigen Stauffers von Florenz aus telegraphirt hatte: „Karl zweifellos geisteskrank." Die neue Klage wurde eingereicht, und Stauffer mußte im Gefängniß bleiben, bis endlich die Ueberweisungskammer beschloß, denselben dem Gerichte in Florenz zu überweisen. In ferris et catenis wurde er nach Florenz geschleppt, wohin sein Bruder ihm vorangeeilt war, um seine Freilassung zu erwirken."

Wir unterbrechen hier die Erzählung, um Theile des Gedichtes: „Auf Königs Kosten" anzuführen, das nach dieser Fahrt entstand.

> „. . . hinein zur Thür
> Stieß man uns in ein schauderhaftes Loch,
> Transit genannt, das schrecklichste von allen.
> — — — — — — — — — —

*) Die Anklage lautete noch viel stärker: violazione d'una stupata, Vergewaltigung einer Irrsinnigen. — Ueber die ganzen Vorgänge vergl. die erschöpfende Darstellung von O. Brahm a. a. O. pag. 269 ff.

Google

Da geht die Thüre auf, und dreiundzwanzig Strolche,
Ladroni, Diebe, Mörder, Raubgesindel
Auch zum Transport a spese del governo.

— — — — — — — — — — —

Ich schloß kein Aug', der Morgen kam heran,
Da drehte sich mein Nachbar gähnend um
Und fragte mich: E che hai preso tu?
Niente ancore. E a te, che fanno?
Vent anni di galera buttan giù,
Ho ammazzat' un pò la mia madre.
Non venne fuori coi soldi, sai,
Sta brutta strega dunque l'ammazzai.*)

— — — — — — — — — — —

Acht Mann an einer Kette, je zu zweien
Den ganzen Bahnhof lang bis zu den Wagen
Mit achtzehn finstern, wohlverschlossnen Zellen.

— — — — — — — — — — —

Als man uns ab- und wieder aufgeladen
Auf jenen Wagen, den's Governo zahlt,
Knallte die Peitsche, und am späten Abend
Ging's durch Florenz nach Carceri muratte
Am Dom vorbei, ich sah den Marmor winken,
Die Veste Zion, und ich fühlte frei
Mich trotz der Fesseln und der schweren Ketten."

— — — — — — — — — — —

„In Florenz angekommen, wurde er erträglicher behandelt und erlangte endlich, nachdem er nun seit dem 14. November im Kerker geschmachtet hatte, Anfangs Januar die Freiheit. Frau Welti war unterdessen in einem Irrenhaus untergebracht worden, wo die Aerzte bald den Ausspruch thaten, sie sei gar nicht krank. Die Anklage wurde trotzdem nicht zurückgezogen, und erst im Monat Juni erfolgte auf das endlich angelangte Gutachten der Aerzte hin eine vollständige Freisprechung durch Aufhebung der Anklage von Seiten der competenten Behörde. Herr Welti hatte die Rachsucht so weit getrieben, daß er, obschon von dem Zustande Stauffers genau unterrichtet, einen förmlichen Rückzug der Klage verweigerte. Stauffers Freiheit war nicht von langer Dauer. Bald, d. h. schon einige Tage nach seiner Entlassung, zeigte sich seine Krankheit in einem Ausbruche von Raserei, der seine Verbringung in's Irrenhaus nothwendig machte. Ein Transport des Kranken erschien unmöglich, auch weigerte sich derselbe, dem herbeigeeilten Bruder in die Schweiz zu folgen. Im Monat März endlich schien ein Transport möglich. Herr Dr. Robert Vogt von Bern war so gütig,

*) Was hast Du gekriegt?
Noch nichts. Und Du, was geben sie (die Richter) Dir?
Zwanzig Jahre Galeere schmissen sie herunter.
Ich habe ein wenig meine Mutter umgebracht.
Sie rückte nicht mit den Soldis heraus, weißt Du,
Die wilde Hexe, drum schlug ich sie todt.

Google

Stauffer abzuholen, der zwar noch immer hochgradig aufgeregt war, aber doch auf dem Wege der Genesung sich befand. Heimgekehrt pflegte er der Muße nicht lange, es zog ihn mit aller Macht wieder dem Süden zu. Hauptsächlich bekümmerte ihn das Schicksal der Frau Welti, die er im Irrenhause glaubte. Er reiste nach Rom zurück, wo er von dem Irrenarzt der betreffenden Anstalt vernahm, die Frau sei 14 Tage vorher ganz fröhlich mit ihrem Gatten, der sie abholte, weiter gezogen, die Frau, die sich vor ihm niedergeworfen, als er wieder von Florenz nach Rom an seine Arbeit zurückwollte, und die ihm gedroht hatte, sich in den Arno zu stürzen, wenn er sie nicht mitnehme. Er kehrte hierauf nach Florenz zurück, um eine Arbeit zu unternehmen, aber die Nachricht, daß die Frau, der er Alles zum Opfer gebracht, ihn so schmählich im Stiche gelassen, hatte ihn so überwältigt, daß er sich unfähig fühlte, etwas zu vollbringen. Tief niedergebeugt, kehrte er deshalb zu seiner Mutter nach Biel zurück. Es wurde Alles gethan, um ihn aufzurichten, man glaubte, es sei erreicht, als er sich bewegen ließ, in Bern einige Portraitaufträge anzunehmen, deren Ausführung ihm nicht nach Wunsch gelang. Ein Selbstmordversuch war die Folge davon. Körperlich halb geheilt, auf seinen Wunsch aus dem Spital entlassen, kehrte er nach Biel zurück, wo er noch längere Zeit in dumpfem Brüten zubrachte, bis sich endlich wieder ein regelmäßiger gesunder Schlaf einstellte. Sein Gönner, Professor Hildebrand, der im September die Schweiz besuchte, ermuthigte ihn wieder zur Arbeit und zur Wiederaufnahme seiner unterbrochenen Sculptur, was seine Wirkung nicht verfehlte."

Adolf Hildebrand legte ihm nahe, die Werke des Malers Hans von Marées (gestorben 5. Juni 1887 in Rom), welche in der Sammlung Fiedler in München aufbewahrt werden, neu zu schaffen. Hierauf bezieht sich der Entwurf eines Briefes vom 13. September 1890:

„Verehrtester Herr Hildebrand! Ihre Idee graphischer Neuschaffung Marées'scher Bilder hat mich seit unserer Begegnung beschäftigt. Das Wesen der Aufgabe, als Sie mir dieselbe stellten resp. anregten, war mir nicht sofort klar, die Sache kam mir zu plötzlich, war zu eigenartig. Die Vorstellung, daß es schwer sein möchte, das richtige Maß zu finden, um die Pietät gegen den Künstler nicht zu verletzen, ließ mich im ersten Moment zurückschrecken. Es wird oft das Bessere der Feind des Guten. Indem ich mir aber die Bilder, welche bei Ihnen auflagen, recht vergegenwärtige und mir die Wirkung nach der mir zufallenden Arbeit vorstelle, glaube ich wohl im Stande zu sein, diesen einzigen Künstler dem Publikum näher zu bringen. In ihrem jetzigen Zustande werden die Arbeiten einem Zeitalter, welches mehr und mehr die sogenannte photographische Richtigkeit zum Maßstab künstlerischer Leistung erhebt, ungenießbar bleiben, zumal in der mechanischen einfachen Reproduction, welche die Tonwerthe so falsch als möglich übersetzt. An der Aufgabe, wie ich mir sie denke, bietet der eigentliche Stich wohl nur einen Theil der Arbeit; vor Allem würde es sich darum handeln, die Figuren weiter zu schaffen, bis Form und Idee sich decken. Dies im Sinne des Meisters zu thun, die Disposition harmonisch so zum Abschluß zu bringen, daß das Traumhafte dieser Bilderwelt nicht nur nie verletzt, sondern in seiner Wirkung gesteigert wird, wäre sehr schön, aber — sehr — schwer, jedenfalls aber einen Versuch werth. Mit einer modernen Bravour-Radirung ist selbstverständlich nichts gethan. Es müßte mir gestattet sein, frei

Google

zu arbeiten und aus dem Gegebenen das herauszuschlagen, was drin steckt, resp. was ich drin sehe. Eine Hälfte des Werkes, die Disposition, hat Marées meisterhaft gelöst, die andere bleibt noch zu thun."

Im Entwurf hatte der Schreiber noch hinzugefügt: „Ich fühle, daß wenn irgend Einer" — diese Worte aber durchstrichen. Mit vollem Rechte hätte er sie belassen dürfen. Wenn irgend Einer im Stande war, der großen Gesinnung und dem intimen Verhältniß zur Natur, wie sie sich in den Werken Marées offenbart, einen congenialen Ausdruck zu schaffen, so war es Stauffer.

Es sollte auch dieses nicht sein.

Stauffer kehrt Ende September nach Florenz zurück. Als erste Arbeit war ein Bubenberg-Denkmal geplant. Bern hatte für dasselbe eine Concurrenz ausgeschrieben, er wollte sich betheiligen und „es beseelte ihn" — wie die Mutter in ihren Notizen schreibt — „die Hoffnung, sich durch eine gute Leistung wiederum emporzubringen."

Das gemiethete Atelier konnte erst am 1. November bezogen werden. „Da ich auf dem Zimmer nicht gut Modell halten konnte, schreibt er, „so hat mir Hildebrand angeboten, bei ihm draußen" — er meint San Francesco di Paola vor der Porta romana — „so lange zu arbeiten". (23. October 1890). Sein Befinden ist ein gutes, seine Arbeitsfreudigkeit erwägt schon eine neue Arbeit nach dem Bubenberg, trotz beschränkter äußerer Verhältnisse ist seine Stimmung frisch und zukunftsfreudig. — „Einen Schlaf habe ich wie ein Murmelthier, von Abends 9 Uhr bis Morgens halb sieben, beinahe zu viel, aber man kann dabei wenigstens Tags über gut arbeiten. Vielleicht mache ich draußen bei Hildebrand noch eine andere Figur; er hat mich dazu aufgefordert, man kann ungemein viel von ihm lernen; er ist ein ganz selten genialer Mensch. — Das Buch von Dr. Bode über mich und Klinger und Geyger ist erschienen; ich habe es hier im Schaufenster gesehen, aber natürlich nicht gekauft, es ist zu theuer." „Trotzdem meine Aussichten für den Moment noch keine rosigen sind, denke ich doch, daß es auf die eine oder die andere Art wieder gehen wird." (23. October 1890.)

Im November 1890 schreibt er: „Das Project für den Bubenberg ist fertig und abgesandt. Hildebrand, der mir mit Rath und That an die Hand ging, und Laroche*) gefiel das Project sehr, in jedem Fall wird es sich unter den Concurrenzarbeiten halten können. Wenn ich auch nicht auf die Ausführung hoffe, so denke ich doch einen Preis herauszuschlagen, der mir die Kosten etwas tragen hilft. Der Ritter steht in voller Rüstung, die eine Hand am Schwert, in der anderen (rechten) eine Rolle mit befehlender Geste, auf einem ganz einfachen Postament. „Der Mann ist aufgefaßt in dem Momente, wo er in Murten die berühmten Worte spricht,

*) Architekt, Freund Hildebrands.

Google

daß, wer feige Reden führe, und wäre er es selbst, dem Tod gehöre." (12. October 1890.) Eine kleine Photographie des Modells ist vorhanden, und zeigt, in welch trefflicher Weise er die unendlich schwere Aufgabe der Darstellung eines Gepanzerten gelöst hat.

Anfangs December erhielt er von Bern Briefe mit dem Anerbieten thatkräftiger, freundschaftlicher Hilfe, aber auch böse Nachrichten. Am 12. December schreibt er: „Wenn ich doch nur im Stande wäre, diese Freundschaft nach Kräften zu vergelten, aber bis dato sehe ich noch nicht wie. Der erste Versuch, den ich machte, mich wieder herauszureißen, ist, wenn nicht verunglückt, so doch auf der langen Bank. Es ahnte mir doch, daß etwas schief gehen würde, und daß mich die Nachricht von der Verschiebung des Termins nicht erbaut hat, könnt Ihr Euch denken. Was mag dem Comité auch eingefallen sein, acht Tage vor dem Thorschluß. Die Herren hätten das doch vier Wochen früher thun können. — Es sollte nicht sein."

Wieder wendet er sich dem „Adoranten" zu. „Ich habe an meiner kleinen Figur wieder angefangen zu arbeiten und will die Hände etwas verändern, auch die Beine und Füße schöner machen. Es ist eine eigene Sache, eine Arbeit, über die soviel Zeit und Leid hinweggegangen, wieder aufzunehmen und sich wieder hinein zu vertiefen. Es wird mir schwer, und, offen gestanden, scheue ich mich, die Kosten für einen Bronzeguß anzuwenden, wenn mir nicht sonst ein Verdienst zu Hilfe kommt. Die Figur in der Größe, wie Ihr sie kennt, kostet 700—800 Francs. Also einstweilen soll sie noch in Gyps stehen bleiben, bis sich etwa ein Käufer findet, der sie wünscht." —

Noch acht Tage vor seinem Tode (am 17. Januar 1891) schreibt er aus Borgo San Jacopo 12: „Ich sehe mir fleißig die alten Werke an und arbeite an dem Adoranten weiter. Ich mache ihn nicht noch einmal in Thon, aus Furcht, das, was schon gut ist, wieder daran zu verderben, eine Sache, die sehr leicht geschehen kann. Einstweilen versuche ich in Gyps so weit zu kommen, daß ich ihn dann in Wachs für Bronze formen kann. Es geht langsam und will mir manchmal scheinen, als würde mir die Arbeit viel schwerer als früher, doch kann dies eine Täuschung sein."

Nichts ist in diesem ausführlichen Briefe, wenn nicht etwa die letzte Andeutung, was auf das Ende hinweist. Die Mutter schreibt von dieser Zeit: „Dieser Umstand — die Hinausschiebung des Termins für den Wettbewerb — leistete seinem Trübsinn natürlich großen Vorschub, und seine Arbeitskraft schwand dahin. Die frühere Schlaflosigkeit trat wieder ein; Stauffer suchte derselben durch Chloralgenuß abzuhelfen, als ihn über dem Chloralgenuß, die Gebrauchsanweisung in der Hand, der Tod ereilte. Es war in der Nacht zum 24. Januar. Auf dem Friedhofe in Florenz liegt er begraben.

Am 31. Geburtstag hatte er aus seinem Goethe „gebetet":

Google

„Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende,
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume,
Jetzt noch Stangen diese Bäume,
Geben einst noch Frucht und Schatten."

Die Bäume, die er mit fast übermenschlicher Arbeit gepflanzt, ihm sollten sie nicht Frucht und Schatten geben, auch den Seinigen nicht, seiner Mutter vor Allem, an die er immer bei seiner Arbeit dachte. Wir aber, die seine Lebensarbeit übersehen, dürfen dem zustimmen, was er einst über seine Moral schrieb: „Ich suche so zu leben und zu arbeiten, daß ich mir immer sagen kann, ich hätte mich noch so plagen können, in der Spanne Zeit, die mir vergönnt war, wäre es mir nicht möglich gewesen, mehr zu lernen; so habe ich mir zwar bis jetzt keine Schätze gesammelt, aber was ich besitze, das fressen keine Motten und kein Rost, und wenn gute Künstler meinen Namen nennen, so sagen sie: der Stauffer wäre ein guter Maler oder würde es wenigstens, und man lacht nicht über meine Arbeiten." —

Allerdings seiner Bilder sind wenige, fast ausschließlich Portraits, und eben als er mit dem Bilde Gustav Freytags die Wendung zur stärkeren Beherrschung der Farbe gemacht hatte, wandte er sich der Plastik zu. Für seine beiden plastischen Gestalten findet ein Meister wie Adolf Hildebrand den Ausspruch des höchsten Lobes, „daß sie ganz im Geiste der antiken Kunst gedacht sind, absolut sachlich und von feinstem Gefühl für das Leben und seine Gesetze in der Form." Was aber die Kunst der Radirung und des Stiches betrifft, so hat er sich einen Platz unter den Ersten erobert, und mit Recht stehen in den Lehrsälen der Münchener Akademie seine Arbeiten neben denen von Marc Anton, Dürer und Rembrandt.

Google

Jeanne d'Arcs seelisches Leben.

Neue psychologisch-historische Forschungen.

Von

Th. Thomassin.

— München. —

II.

Die Offenbarungen der „Stimmen" und ihr Charakter.

Es ist sonderbar, daß Professor Hecker (Ueber Visionen. Berlin, 1848) und andere Autoren, welche die Hallucinationen der Pucelle nach dem Gesetze der excentrischen Erscheinung, nach welchem jeder starke Reiz eines empfindenden Nervs, er mag auf dessen Ursprung oder auf irgend eine Stelle in seinem Verlaufe gewirkt haben, sich auch an seinem äußeren Ende kundgiebt, zu erklären versuchen und in mancher Hinsicht schätzenswerthe Gedanken geliefert haben, sich mit einem Punkte weniger befassen, mit den Offenbarungen nämlich, welche die Pucelle nach ihrer Meinung von ihren Heiligen und ihren Stimmen erhalten hat. Und dennoch ist ein Eingehen auf dieselben für diejenigen, welche das Seelenleben Johannas darlegen wollen, von hoher Wichtigkeit. Wir finden bei Prüfung derselben, daß wir hier auf neue psychologisch interessante Fragen und Thatsachen stoßen. Wir sind durch die Art der Mittheilungen der Heiligen keineswegs genöthigt, von der subjectiven Erklärung abzulassen. Zeigen uns dieselben ja nur, daß ein patriotisch-religiöses Wesen seine Gedanken — oftmals die besten — in dramatischer Spaltung, wie sie im abnormen Seelenzustande eintritt, einem fremden Ich in den Mund legte. In dieser Hinsicht mag der große Sokrates mit der Pucelle verglichen werden, sein Δαίμων den Heiligen letzterer ähnlich genannt werden. Sprechen ja Xenophon und Platon von der „gewohnten Stimme" des Δαίμων, der allerdings nur abmahnenden Rath ertheilt zu haben scheint, während die

Google

Pucelle verschiedenartig von ihren „Stimmen" inspirirt wurde*). Bei Sokrates wie bei Johanna scheint die eigene bessere Wesenshälfte — das, was das „transcendentale Subject" genannt wird — der Inspirator gewesen zu sein.

Aus diesem mächtigen Innern stammten bei der Pucelle die Kräfte, welche, bei dem Menschen sonst nur potentiell vorhanden, bei ihr durch die Prädisposition und durch die Autosuggestion für einen bestimmten Ideenkreis actuell wurden. Ich sage „für einen bestimmten Ideenkreis", und die nachfolgenden Beispiele werden die Richtigkeit dieser Einschränkung beweisen. Für die Pucelle und ihre Zeitgenossen waren es selbstverständlich die Heiligen, welche diese Kräfte, speciell die des Fernsehens, besaßen, und durch ihre „Stimmen" das Resultat ihres Gebrauches ihrem Schützling mittheilten, wie man ja damals überhaupt so gerne geneigt war, gewisse psychische Kräfte statt im Menschengeiste im Geiste der Ueberirdischen zu suchen. Und doch hätte, speciell was die Offenbarungen Johannas anbelangt, kurzes Denken sogar bei damaliger Anschauung zu der Ansicht führen können, daß es nicht gut begreiflich sei, wie gerade die heilige Katharina und Margaretha dazu kamen, ihre Kräfte für französische Politik zu gebrauchen, und daß es deshalb doch vernünftiger sei, die Offenbarungen demselben kriegerischen Geiste zuzuschreiben, der sie angeblich objectiv erhalten haben wollte.

Es sei nun ferne von mir, den Vorwurf der Leichtgläubigkeit auf mich zu laden, indem ich Beispiele für die seelischen Kräfte Jeanne d'Arcs citire, welche nur aus wundersüchtigen Chroniken sich entnehmen lassen.

Im Gegentheile möchte ich den Standpunkt möglichster Skepsis gewahrt wissen und werde nur auf die Fälle größeren Nachdruck legen, welche selbst der gewiß vorurtheilsfreie Forscher Quicherat einer Beachtung werth gefunden hat.

Gleich am Beginne der Laufbahn der Kriegerin begegnen wir einem sogenannten wunderbaren Falle von Fernsehen, der bei näherer Forschung über seine Beglaubigung unsere Reserve rechtfertigen dürfte.

Es wird nämlich in dem Tagebuche der Belagerung von Orléans und in der Chronik der Jungfrau erzählt, daß die Pucelle den Gouverneur von Vaucouleurs, Baudricourt, dadurch bestimmt habe, sie ziehen zu lassen, weil sie die Niederlage von Rouvray (12. Februar 1429) vorher wußte. Am Tage derselben soll sie zu Baudricourt gesagt haben, der König habe einen großen Verlust vor Orléans erlitten und werde deren noch mehr erleiden, wenn man sie nicht zu ihm führe (IV. 125, 206). Selbstverständlich konnte eine Nachricht über das unglückliche Treffen erst einige Tage später in Vaucouleurs anlangen. Der Behauptung der beiden Chroniken steht

*) Siehe die interessante Arbeit Hermann Semmigs: „Sokrates und die Jungfrau von Orléans" im Magazin der Literatur des In- und Auslandes (Maiheft 1889); ferner Baron Dr. Carl du Prels Mystik der alten Griechen, p. 156—59.

Google

nun die Thatsache entgegen, daß die gut unterrichteten Zeugen von Vaucouleurs kein Wort von jener Verkündigung wissen, aus der Johanna doch sicher kein Geheimniß gemacht haben würde.

Ueberdies kann man noch andere Gründe finden, weshalb der Gouverneur das Mädchen entsandte. Einer der beiden Edelleute nämlich, welche es nach Chinon an den Hof geleiteten, sagt, Baudricourt habe den Inhalt seiner ersten Unterredung mit Johanna alsbald an den König berichtet und eine Antwort von Carl darauf erhalten, derzufolge sie mit der Pucelle abreisten. De l'Averdy will diese Aussage in einer Abschrift der Proceßacten gefunden haben (De l'Averdy, Notice des manuscrits de la Bibliothèque du Roi"; tom. IV; pag. 301, 303). Die orthodoxen Autoren, welche in diesem Falle das Fernsehen als erwiesen hinstellen, haben eben, wie auch sonst zu Verhimmelungszwecken, auf tieferes Nachforschen verzichtet.

Eine andere Begebenheit wird jedoch mehr berechtigen, eine momentane Entfaltung außergewöhnlicher psychischer Fähigkeit bei der Pucelle anzunehmen. Dieselbe hat auch Schiller im 10. Auftritte des I. Actes seiner Tragödie dichterisch verwerthet. Als nämlich Johanna in Chinon die erste Audienz hatte, soll sie dem König, der ohne Schmuck und Auszeichnung sich zur Seite gestellt und seinen Höflingen den Befehl ertheilt haben soll, seine Rolle dem Mädchen gegenüber zu spielen, unter allen Anderen erkannt haben, obwohl sie nie ihn oder sein Bild gesehen hatte. Johanna berichtet selbst hierüber im Processe, „daß sie durch die Offenbarung ihrer Stimme den König beim Eintritt in sein Gemach unter den Andern erkannte." „Quando intravit cameram sui regis, cognovit eum inter alios, per consilium suae vocis hoc sibi revelantis" (I, 56). Sie sagt überdies, sie glaube (!) in einem Briefe, den sie von Fierbois aus an den König richten ließ, habe sie ihm mittheilen lassen, sie werde ihn leicht unter allen Anderen erkennen*). Sie glaubt dies nur, es ist also nicht gewiß. Möglich aber wäre es immerhin, daß gerade diese Stelle im Briefe den König veranlaßte, die angeblich Gottgesandte auf die Probe zu stellen und sich deshalb in irgend einer Weise bei der Audienz unkenntlich zu machen. Er that dies, indem er, wie Simon Charles, ein hoher Beamter am Rechnungshofe, im Rehabilitationsprocesse aussagt (III. 115 sq.) sich in ehrerbietige Entfernung von seinen Höflingen stellte (se traxit ad partem extra alios) und nach Joh. Chartier (IV. 52) allen ihn auszeichnenden Schmuck ablegte. Ich hätte übrigens den Fall nicht angeführt, wenn nicht Johanna selbst im Processe davon gesprochen hätte. Denn mir fällt es auf, daß Simon Charles und Moreau (III. 192), die keine Augenzeugen waren, nicht aber Gaucourt, Dunois oder andere Anwesende das Ereigniß berichten.

*) I. 76. „Und es scheint ihr (!), daß in diesem Briefe die Stelle enthalten war, sie werde wohl besagten König unter allen Anderen erkennen" — „Et videtur ei, quod in eisdem litteris continebatur, quod ipsa cognosceret bene praefatum regem suum inter omnes alios."

Google

Ebenso nöthigt die Begebenheit zur Vorsicht, bei der man Gedankenübertragung oder Gedankenlesen annehmen könnte. Johanna soll nämlich, bei der Audienz von dem Könige bei Seite genommen, diesem, wie Thomas Basin, der sich auf Dunois beruft*) (V. 133), ferner Johannas Caplan, Pasquerel und ihr Ehrenritter d'Aulon, die auf Johannas Behauptung verweisen (III. 103, 106, 209), berichten, zur Beglaubigung ihrer Mission diesem Verborgenes, das kein Mensch außer ihm wissen konnte, es sei denn „durch göttliche Offenbarung", wörtlich gesagt haben, Johanna selbst verweigert aber, wie ich sogleich besprechen werde, im Processe jede Auskunft hierüber.

So wäre es schwer, in diese Thatsache näher einzudringen, wenn wir nicht indirect aus späteren Berichten einige Aufklärung erhielten. Der König soll nämlich in späteren Jahren seinem innigsten Freunde, dem Herrn von Boisy, Wilhelm Gouffier, die „Offenbarung" entdeckt haben. Letzterer war noch unter Carl VIII. dessen Kammerherr und Erzieher seines Stiefsohnes und erzählte seinem Freunde, Pierre Sala, wie dieser behauptet, die geheime Mittheilung. Dieser nun brachte sie in seinem im Jahre 1516 Franz I. gewidmeten Buche: Hardiesses des grands Rois et Empereurs (IV. 278 sq.) in die Oeffentlichkeit. Ich lasse seinen Bericht hier folgen: „Gouffier erzählte mir das Geheimniß des Königs und der Jungfrau, und er konnte es wohl wissen, da ihn in seiner Jugend der König so lieb hatte, daß er Niemand außer ihm in seinem Bette schlafen ließ. In dieser großen Vertrautheit theilte ihm der König die Worte mit, welche die Jungfrau zu ihm gesprochen hatte, wie ihr sie sogleich hören werdet. Es ist wahr, daß es diesem guten König Karl VII. zur Zeit seines größten Unglückes so erbärmlich ging, daß er nicht mehr wußte, was er anfangen sollte, und nur auf ein Mittel dachte, sein Leben zu retten. Denn er war überall von seinen Feinden umgeben. Als der König nun so an das Aeußerste dachte, trat er eines Morgens in seine Capelle ganz allein, und da richtete er innerlich ein demüthiges Gebet an den Herrn, ohne ein Wort auszusprechen. Er bat andächtig, wenn er wirklich der wahre Erbe sei, entsprossen aus dem edlen Hause Frankreich, und das Reich von Rechts wegen ihm gehöre, daß Gott es ihm bewahren uud beschützen möge oder schlimmsten Falls, d. h. wenn er nicht der wahre Erbe sei, ihm die Gnade verleihen wolle, dem Tode oder dem Gefängnisse zu entgehen und sich nach Spanien oder Schottland zu retten, wo von Alters her Waffenbrüder und Bundes-

*) „Fertur enim dixisse rex (quod et a comite Dunensi, qui sibi familiarissimus erat, audivisse meminimus), eam sibi tam secreta atque occulta ad dictorum fidem adduxisse, quae nullus mortalium praeter se ipsum, nisi divinitus habita revelatione, scire potuisset," — „Es wird nämlich berichtet, daß der König (was wir auch vom Grafen Dunois, der mit ihm sehr vertraut war, gehört zu haben, uns erinnern), gesagt habe, jene habe ihm so Geheimes und Verborgenes wortgetreu angeführt, daß es kein Sterblicher außer ihm, wenn er nicht eine göttliche Offenbarung gehabt, wissen konnte." —

Google

genossen der französischen Könige wohnten, weshalb er dieselben zur letzten Zuflucht ausersehen hatte. Dieses Gebet nun hat die Pucelle dem Könige vollständig wiederholt und ihm versichert (was auch bei Prüfung aus der Aussage Pasquerels im Processe (III. 103) geschlossen werden kann), daß er wirklich der wahre Erbe sei." Einen ähnlichen Bericht bringt der Autor des Werkes „Spiegel tugendhafter Frauen" (III. 271 Quich.). Man kann nun allerdings die Glaubwürdigkeit dieser späteren Quellen bestreiten. Jedoch scheint es mir, wie wenn gerade das Gebahren Johannas gelegentlich der andauernden Fragen der Richter über diesen Punkt die Wahrheit der Erzählungen bestätigen würde. Von der zweiten bis zur zehnten Sitzung suchte sie den Nachforschungen durch Antworten, die übrigens einen Beweis für ihre große Verworrenheit, die auch sonst im Processe hervortrat, geben, auszuweichen. Sie erklärte einmal offen, sie werde die Offenbarungen, die sie über den König gehabt, nicht sagen, und in der zehnten Sitzung log sie die Richter gründlich über das Geheimniß oder vielmehr über das Zeichen, das sie dem Könige für ihre Sendung gegeben, wie sie es nannte, an. Sie ging auf den Glauben der Inquisitoren ein, daß dasselbe in der Erscheinung eines Engels, der eine Krone brachte, bestanden habe, und erzählte ihnen folgende Geschichte: Der Erzengel Michael kam mit einem Gefolge von Engeln und den beiden Heiligen in das Gasthaus, worin Johanna wohnte und holte sie in das Königsschloß ab. Michael trat zuerst in den Saal, Johanna folgte ihm. „Herr," sprach sie sodann zum Könige, „seht da Euer Zeichen; nehmt es!" Hierauf begrüßte Michael den König und übergab dem Erzbischofe von Rheims eine Krone von lauterem Golde. Der Erzbischof reichte sie dem Könige. Ihr Werth war unschätzbar, und sie kam von Gott. Sie hatte einen guten Duft und wird ihn behalten, sofern sie wohl bewahrt wird, wie es sich ziemt. Im Schatze des Königs wurde sie niedergelegt, und sie wird tausend Jahre und darüber dauern."*)

Die Pucelle hat also lieber Lügen gebraucht, als den Inhalt der Offenbarung preisgegeben. Das wird aber dadurch erklärlich, daß man annimmt, derselbe habe sich wirklich auf die Zweifel des Königs über seine Abstammung, die bei dem Lebenswandel seiner Mutter in ihm aufstiegen, bezogen. Denn diese konnte sie doch ihrer Anschauung nach um keinen Preis die Feinde wissen lassen, welche, da sie ja doch nicht geglaubt hätten, daß die Offenbarung und Bestätigung der königlichen Abstammung vom Himmel gekommen sei, nur den Zweifel des Königs in alle Welt für ihre Zwecke ausposaunt hätten. Es ist also möglich, daß die Berichte wahr sind und ein Fall momentaner Einsicht in eine frühere Handlung oder, da der

---

*) Dies ist nur ein ganz kurzer Auszug aus den nicht wiederzugebenden langen Verhöraussagen, welche man in Qu. I, 139—146, ferner I. 282 sq. (276 sq.), 330 sq. u. s. w. nachsehen möge. Siehe für den Auszug Eysell, pag. 91.

Google

König wahrscheinlich in dem Momente der Enthüllung an das Gebet dachte, von Gedankenlesen vorliegt. Eysell, der Kirchenrath Hase*) und der Historiker Sickel**) verhalten sich den Berichten gegenüber skeptisch und suchen natürlich zu erklären, indem sie die Behauptung der Gebetsenthüllung als übertrieben hinstellen und meinen, der Ausspruch, Karl sei der wahre Erbe, wäre für Johanna selbstverständlich gewesen, da ja auf dieser Annahme ihre Mission basirte, während der König ihn als Antwort Gottes auf einen inneren Zweifel auffaßte. Quichérat hingegen hält sich an Salas Erzählung und tritt für die Annahme der Gedankenerkenntniß trotz seiner sonstigen Skepsis ein. Es ist schwierig, sich ein abschließendes Urtheil über diese Begebenheit zu bilden.

Besser sind wir über die „Offenbarung der Stimmen" berichtet, welche sich auf Johannas Schlachtschwert bezog. Denn hierüber erzählt uns diese selbst im Processe: „Während ich in Tours oder in Chinon war, sandte ich nach Fierbois, um ein Schwert holen zu lassen, welches sich in der Kirche der hl. Katharina befand, hinter dem Altare. Und alsbald nachher ward es gefunden, ganz mit Rost bedeckt." Auf die Frage, woher sie gewußt habe, daß jenes Schwert dort sei, antwortete sie: „Jenes Schwert lag in der Erde voll Rost, fünf Kreuze waren darauf, und ich wußte, daß es dort sei, durch die Stimmen. Ich hatte nie den Mann gesehen, der besagtes Schwert zu holen ging. Ich schrieb den Priestern jenes Ortes, es möge ihnen gefallen, daß ich das Schwert erhielte. Sie sandten es mir. Es lag nicht tief unter der Erde hinter dem Altare, wie mir scheint; doch weiß ich nicht gewiß, ob es vor oder hinter dem Altare war, glaube indessen damals geschrieben zu haben, daß besagtes Schwert hinter dem Altare sei. Als das Schwert gefunden war, rieben es die Ortsgeistlichen, und ohne viele Mühe fiel sogleich der Rost ab. Der es holte, war ein Waffenhändler aus Tours . . . Sehr lieb war mir das Schwert, weil es in der Kirche der hl. Katharina gefunden war, die ich sehr liebe." (I. 76, 77, 235, 236.) — Quichérat sieht sich durch diesen Bericht über die Schwertentdeckung veranlaßt, an die Gabe Johannas zu glauben, Gegenstände, die außerhalb der Tragweite ihrer Sinne lagen, zu entdecken.***) Er irrt jedoch meiner Ansicht nach, wenn er zum festeren Beweise der Fähigkeit der Jungfrau in diesem Falle darauf hinweist, wie Johanna vorher wußte, daß fünf Kreuze auf dem Schwerte waren. Johanna sagt: „Jenes Schwert lag in der Erde voll Rost, fünf Kreuze waren darauf, und ich wußte, daß es dort sei, durch die Stimmen." Sie sagt nicht: Ich wußte, daß ein Schwert, auf dem fünf Kreuze sich befänden, dort sei, durch die Stimmen!

---

*) Neue Propheten. Erstes Heft. Leipzig 1861, pag. 16 sq.

**) Jeanne d'Arc. In H. von Sybels historischer Zeitschrift. Heft 4 des 2. Jahrganges 1860, pag. 330 ff.

***) Quichérat, Aperçus. pag. 68 sq.

Google

Nur, wenn sie so erklärt hätte, wäre es Quichérat gestattet, derart zu folgern. Die wirkliche Stellung der Worte aber, die das Schwert näher bezeichnen, kann darauf hindeuten, daß sie nur das Vorhandensein des Schwertes durch die Stimmen wußte. Nun könnte man auf den Gedanken kommen, daß über dem Grabe, dem wahrscheinlich das Schwert entnommen wurde, ein Stein sich befand, in welchem ein Ritter mit dem Schwerte dargestellt war, und daß diese Abbildung sich der Pucelle, die nach ihrer Aussage länger in der Kirche weilte, eingeprägt und sie auf das Vorhandensein des Schwertes hingewiesen haben konnte. Die Reminiscenz hätte dann später die Offenbarung durch die Stimmen veranlaßt. Jedoch scheint es nach ihrer Aussage wahrscheinlich zu sein, daß das Schwert hinter dem Altare lag, wo sie allerdings kein Grabmal sehen konnte. Es dürfte wohl bei näherer Prüfung nicht unmöglich erscheinen, der Ansicht Quichérats mit gewisser Reserve beizutreten.

Es ist leicht erklärlich, daß für Ereignisse, welche sich auf die entscheidenden Tage von Orléans' Erstürmung bezogen, die Seelenfähigkeiten Jeanne d'Arcs besonders actuell wurden. War ja am Beginne ihrer Laufbahn ihr ganzes Gedankenleben vornehmlich hierauf concentrirt.

Ein gut beglaubigter Act des Fernsehens in dieser Epoche ist folgender: Als Johanna von Tours nach Chinon zurückgekehrt war, um Abschied vom Könige zu nehmen, behauptete sie in dieser Stadt, die hl. Katharina und Margaretha hätten ihr geoffenbart, sie werde bei der Befreiung von Orléans durch einen Pfeil verwundet, aber durch die Wunde nicht verhindert werden, ihr Werk fortzusetzen. Johanna spricht von der Vorhersagung im vierten Verhöre zu Rouen (I. 79, 252); überdies haben wir weitere Zeugnisse für die Thatsache. Ein flamländischer Edler, Rotselaer, schrieb nämlich aus Lyon, wo er sich als Gesandter aufhielt, an den Hof von Brabant, er habe von dem Haushofmeister Karls von Bourbon gehört, daß ein Mädchen von Lothringen sich beim Könige befände, welches gesagt habe, es werde Orléans retten und selbst in einem Kampfe vor Orléans durch einen Pfeil verwundet werden, aber deshalb nicht sterben. Der Brief ist vom 22. April, und am 7. Mai wurde Johanna bei der Erstürmung der Brückenschanze durch einen Pfeilschuß verwundet. (III. 425; sq.) Abgesehen von dem Berichte der Chronik der Jungfrau und des Eberhard von Windeckem haben wir für die Thatsache noch weitere Belege in den Aussagen Wioles und speciell des Beichtvaters der Pucelle, Pasquerel*). Letzteren bat Johanna am Vorabend des Tages der Verwundung, sich stets in ihrer Nähe zu halten. „Denn," sagte sie, „ich werde morgen viel zu thun haben, mehr, als je zuvor. Es wird morgen Blut aus meinem Leibe fließen, oberhalb der Brust; vor der Brückenschanze werde ich verwundet werden." (III. 109, IV. 8.) Als nun vor der Brückenschanze der Feind schon mehrere Stürme abgeschlagen hatte und der Muth der Ihrigen zu wanken begann, sprang

*) III. 109, 127; IV. 231, 494.

Google

sie in den Graben und ergriff eine Leiter, welche sie gegen den Schanzwall stemmte, um die Ihrigen zu neuem Vordringen zu begeistern. Da schwirrte ein Pfeil und traf sie oberhalb der Brust zwischen Hals und Schulter so scharf, daß er das Fleisch durchschnitt und einen halben Fuß lang hinter dem Halse hervortrat. Kaum war aber ein Verband an die Wunde gelegt, so drang Johanna wieder vor und erstürmte schließlich die Schanze. Sie war also in der That durch die Wunde an der Fortsetzung ihres Werkes nicht gehindert worden.*) In diesem Falle möchte ich Quicherat unbedingt Recht geben, der hierin einen vollkommenen Beweis für die Gabe der Jungfrau sieht, Zukünftiges vorher zu wissen und zu verkünden. Allerdings ist es anerkennenswerth, Zeugnissen gegenüber eine gewisse Reserve zu wahren, jedoch darf man diese nicht zu weit ausdehnen.

Noch mehrere andere Vorhersagungen, auf diese Fragen bezüglich, können in den Quellen gefunden werden — ich meine nicht, in späteren Chroniken, sondern in den Processen. So ist es z. B. auffallend, daß Johanna gesagt hatte, man würde die Vorräthe mit Leichtigkeit in die Stadt Orléans bringen, und kein Feind würde es wagen, es zu verhindern — eine Behauptung, welche die Feldherren nicht glauben wollten, die sich aber bald wider alles Erwarten richtig erwies.**) Am Abend des 30. April erklärte die Pucelle dem sie wegen ihrer Aufforderung zu friedlichem Abzuge schmähenden Glasdale: „Die Engländer werden wider Willen abziehen müssen; Du aber wirst das nicht mehr sehen, sondern sterben, ohne zu bluten, und ebenso werden Viele von Deiner Mannschaft umkommen."***) Später stürzte die Zugbrücke, die zum Fort des Tourelles führte, beim Uebergange des flüchtigen Glasdale, durch ein Brandschiff verkohlt und eine Bombarde zerrissen, zusammen, und dieser fiel mit den Hauptführern und einer Anzahl Soldaten in den Fluß, in dem er mit den Anderen in Folge der Schwere der Rüstungen begraben wurde.†) Am Morgen des verhängnißvollen 7. Mai sagte Johanna, sie werde Abends über die Brücke, von welcher drei Bogen abgebrochen waren und die durch das für unüberwindlich gehaltene Fort des Tourelles unzugänglich gemacht war, nach Orléans zurückkehren. Am Abend war wirklich bereits das Fort erstürmt — der entscheidende Sieg der Franzosen, welcher den Abzug der Engländer zur Folge hatte — und Johanna kehrte über die Brücke, deren abgebrochene Bogen man schon während des Tages, um die Nordschanze der Engländer stürmen zu können, durch eine Holzüberlage ersetzt hatte, in die Stadt zurück.††) Diese „Vorhersagung" kann allerdings in dem Siegesbewußtsein Johannas, welche fest an die Eroberung der Brücke glaubte, eine einfache

*) I. 79, 252; III. 8, 24, 70, 109, 111, 127, 217 etc.
**) III. 6, 7, 18, 105; IV. 218 etc.
***) III. 68; IV. 155, 225, 463.
†) III. 110, 9; 25, 71, 80.
††) III. 119, 124 sq.; IV. 161 e. a. l.

Google

Erklärung finden. Auffallend ist noch, daß Johanna am 4. Mai behauptete, binnen fünf Tagen würde die Belagerung aufgehoben und kein englischer Soldat mehr vor Orléans sein, was in der Weise zutraf, daß am 8. Mai, also am vierten Tage, die Engländer abzogen.*)

Das Gedankenleben Johannas im Wachzustande beeinflußte auch ihre Träume, und ich möchte einen Fall constatiren, der beweist, daß die Concentrirung ihrer Seelenkräfte Wahrträume veranlassen konnte.

Johanna hatte sich am 4. Mai, müde vom Marsche, im Hause ihres Gastfreundes, des Schatzmeisters von Orléans, Jakob Boucher, zur Ruhe begeben. D'Aulon schlief in ihrer Nähe. Da erhob sich die Jungfrau plötzlich und weckte ihn, indem sie sprach: „Im Namen Gottes! Mein Rath hat mir gesagt, ich solle mich aufmachen gegen die Engländer; aber ich weiß nicht, ob ich gegen ihre Schanze oder gegen Falstolf gehen soll.“ Pasquerel, der inzwischen mit einigen Priestern eingetreten war, hörte sie rufen: „Wo sind meine Wappner! das Blut unserer Leute fließt zur Erde!“ D'Aulon sprang empor und griff nach Johannas Waffen. Diese stürmte die Treppe hinunter. Vor dem Hause fand sie ihren Pagen Louis de Contes gemüthlich mit der Frau Bouchers plaudernd; denn rings war Alles ruhig. In einer für „Heilige“ nicht sehr passenden Art fuhr sie den nichtsahnenden Unschuldigen an und sprach: „Ha! blutiger Knabe! Du sagtest mir nicht, daß das Blut Frankreichs vergossen wurde! Bei Gott! Das ist übel gethan! Weshalb hat man mich nicht früher geweckt. Unsere Leute sind in großer Noth. Geh' und hole mein Pferd.“ D'Aulon legte ihr sodann mit Hilfe der Frau und Tochter des Hauses die Rüstung an. Da vernahm man plötzlich großes Geschrei auf der Straße, und es wurde behauptet, die Franzosen hätten im Osten der Stadt (Johanna befand sich am Westende) eine Niederlage erlitten. Johanna schwang sich auf ihr Pferd und sprengte davon. Am Burgunderthore angelangt, merkte sie, daß der Angriff auf die Sanct-Lupusbastille verfrüht gemacht und die Franzosen mit großem Verluste zurückgeschlagen worden waren. Nach hartnäckigem Kampfe, in welchem sie großen Muth und Einsicht bekundete, nahm sie das sehr starke Fort.**)

Es mögen sich noch mehrere andere Beweise von Information der „Heiligenstimmen“ über die Ereignisse der Zukunft erbringen lassen. Wenn ich es auch nicht für ein großes Wunder halte, daß sie vorher bestimmten, der Loirefeldzug würde nur wenige Tage dauern, was wirklich zutraf, da ja nach dem Falle von Orléans die Befehlshaber der feindlichen Plätze sehr eingeschüchtert sein mußten und sich mit der „Hexe“ nicht gerne in längere Kämpfe einlassen wollten, wenn ich es ferner erklärlich finde, daß sie den schnellen Zug nach Rheims ohne Widerstand bei der Lage der Verhältnisse

*) III. 9, 25, 106, 110, 129.

**) III. 68, 69, 79, 106, 124, 126 sq. 212; IV. 223 etc.

Google

ahnen konnten, so dürften vielleicht doch folgende Stimmenoffenbarungen auf die psychische Fähigkeit der Jungfrau hinweisen. Vor der berühmten Schlacht von Patay (18. Juni 1429) verkündete sie auf Geheiß der Stimmen: „Der edle König wird heute den größten Sieg haben, der ihm seit lange geworden ist. Mein Rath hat mir gesagt, daß sie Alle unser sind (III. 10, 11, 98 sq.; IV. 15, 45). Man weiß, daß die Engländer an diesem Tage 2—3000 Mann verloren und von den Franzosen viele Gefangene gemacht wurden, unter denen sich auch Talbot befand. Es war die erste Schlacht, welche die Franzosen seit langen Jahren auf offenem Felde über die Engländer gewannen.*) Vor derselben hatten Viele davon abgerathen, den Engländern gegenüberzutreten. — Während des Krönungsfeldzuges nach Rheims zögerte der König mit der Bestürmung von Troyes. Johanna soll jedoch am Tage vor der Uebergabe von Troyes zum Könige gesagt haben: „Zweifelt nicht daran, morgen werdet Ihr Herr der Stadt sein!" (III. 13, 117; IV. 73). Der König ließ sodann Anstalten zum Sturme machen und gewann die Stadt ohne Widerstand. — Auf dem Weiterzuge nach Rheims sprach die Jungfrau, wie man berichtet, zum Könige: „Seid unbesorgt! Die Bürger von Rheims werden Euch entgegenkommen und sich ergeben, ehe Ihr noch vor ihre Stadt gelangt seid. Gehet muthig vorwärts und heget keine Furcht. Denn wollt Ihr männlich vorwärts gehen, so werdet Ihr Euer ganzes Reich wiedergewinnen." In der That sandten die Bürger eine Gesandtschaft an Karl nach Septsaulx (in der Nähe von Rheims), die dem Könige am 16. Juli die Schlüssel einhändigte (III. 14, 76; IV. 19, 77). Mit dem Einzuge in Rheims hatte Johanna den zweiten Theil ihrer Mission gelöst, und der zweite Theil der „Offenbarungen ihrer Stimmen" über dieselbe, auf welche ich noch eingehend zu sprechen komme, hatte sich erfüllt.

In der nun folgenden Periode bis zu ihrem schrecklichen Tode haben sich allerdings die „Stimmen" weniger bewährt, und sie hätte schon nach dem unglücklichen Sturme auf Paris starke Zweifel über die Wahrheitsliebe der hl. Katharina und Margaretha haben können. Einige Male ließen sie jedoch die Beiden oder ihre eigenen Kräfte noch in die Zukunft blicken.

Als sie bereits gegen den Willen des Königs aus Sully nach dem Kriegsschauplatz in der Isle de France geeilt war und das bedrängte Melun vertheidigte, offenbarte ihr das himmlische Zwillingspaar, statt ihr die Erfüllung der noch nicht vollbrachten Missionsstücke in Aussicht zu stellen, zu ihrem Entsetzen, daß sie noch vor dem Johannisfeste (die Vorhersagung geschah in der Osterwoche) in die Gewalt ihrer Feinde fallen würde. Es müsse so geschehen, sie solle sich darüber nicht wundern, sondern das Kreuz auf sich nehmen; Gott werde ihr beistehen. Tag und Stunde der Gefangennahme wollten die Heiligen trotz öfteren Befragens nicht angeben. Diese

*) III. 11, 71, 75, 99, 110, 120 etc.

Google

Verkündigung wurde später fast täglich wiederholt.*) Johanna erklärt dies selbst im Processe. Man weiß, daß das schreckliche Schicksal sie in der That am 23. Mai bei ihrem Ausfalle aus Compiègne traf. Daß der Befehlshaber dieser Stadt, Flavy, sie verrathen, und daß sie diesen Verrath vorhergesagt hat, ist, wie Eysell (S. 356—61) eingehend nachweist, vollkommen unrichtig. Nach den Verhörberichten hat sie während ihrer Gefangenschaft den Entsatz Compiègnes vor dem Martinifeste, der wirklich am 24. October (14 Tage vor Martini) durch den Grafen von Vendôme und den Marschall von Sainte-Sévère sowie Pothon von Xantrailles geschah (I. 159sq.), sowie einen großen Sieg der Franzosen binnen 7 Jahren und ihre Befreiung aus dem Kerker binnen 3 Monaten prophezeit. Was den Sieg der Franzosen anbelangt, so sagte sie im fünften Verhöre (am 1. März) darüber zu den Richtern, als diese ihr eine Abschrift des Briefes, den sie an die Feldherrn vor Orléans hatte schreiben lassen, vorgelesen hatten: „Ich sage Euch, bevor sieben Jahre sind, werden die Engländer ein größeres Pfand lassen als vor Orléans. Alles werden sie in Frankreich verlieren. Sie werden den größten Verlust erleiden, den sie je in Frankreich erlitten haben, und das wird durch einen großen Sieg geschehen, den Gott den Franzosen verleihen wird." Die Richter frugen hierauf: „Woher wißt Ihr das?" „Ich weiß es durch die Offenbarungen," erwiderte Johanna, „die mir darüber geworden sind, und daß es vor sieben Jahren geschehen wird. Es würde mir sehr leid sein, wenn es sich so lange verzögerte. Ich weiß das durch Offenbarung und weiß es so gewiß, als ich weiß, daß Ihr jetzt vor mir steht." „Wann wird das geschehen?" forschten die Richter. „Tag und Stunde weiß ich nicht," meinte die Pucelle. „In welchem Jahre wird es sich ereignen?" „Das werdet Ihr noch nicht erfahren, doch wünschte ich sehr, daß es vor dem Feste des hl. Johannes geschähe." Richter: „Habt Ihr gesagt, es werde vor dem Winterfeste des hl. Martin geschehen?" Johanna: „Ich habe gesagt, man werde vor dem Martinsfeste Vieles erleben, und möglicher Weise sind es die Engländer, welche niedergeschlagen werden." Richter: „Was habt Ihr zu Eurem Wächter, Jean Gris, von jenem Martinifeste geredet?" Johanna: „Ich habe es Euch gesagt." Richter: „Durch wen wißt Ihr, daß dies geschehen wird?" Johanna: „Durch die hl. Katharina und Margaretha" (I. 84 sq. 252 sq.). Am letzten Verhörsmorgen wiederholte Johanna die Verkündigung des Sieges, stellte aber die Zeit dem Herrn anheim (I. 174 sq. 178, 258). Auf den 21. Artikel des Promotors aber sagt sie wieder: „Hätten die Engländer meinen Briefen geglaubt, so hätten sie klug gehandelt. Vor Ablauf von sieben Jahren werden sie zur Einsicht über das gelangen, was ich ihnen geschrieben" (I. 239, 241). Man muß in der That gestehen, daß die Prophezeiung mit Bezug auf die Zeitangabe etwas unklar ist. Denn eine

*) I. 185, 16. 253sq. 126, 147, 207, 261.

Google

Zeitlang scheinen ja die Heiligen im Zweifel zu sein, ob die Niederwerfung der Engländer vor dem nächsten Martinifeste oder vor Ablauf von 7 Jahren geschehen wird, welche zwei Zeitpunkte doch etwas verschieden sind. Allerdings gaben die Ereignisse der Zukunft den Stimmen in der Weise Recht, daß die Engländer im Jahre 1436 Paris verloren, in welche Stadt Karl VII. im folgenden Jahre einzog. Daß die Engländer später Alles bis auf Calais, welches bis 1558 in ihren Händen blieb, einbüßten, spricht gleichfalls für diese „Heiligenoffenbarung". Jedoch muß man noch in Betracht ziehen, daß Johanna stets glaubte, sie würde selbst bei diesem Siege mitkämpfen und Frankreich völlig, wie sie ja schon früher behauptet hatte, befreien, weshalb sie während der Gefangenschaft sich stets weigerte, die Männerkleidung abzulegen, welche ihr zu Männerthaten, die sie ihrer Ansicht nach noch zu verrichten hatte, am geeignetsten erschien (I. 133, 394). In dieser Hinsicht haben sie ihre Heiligen mystificirt. Bezüglich der Behauptung der Stimmen über ihre Befreiung erklärte sie Folgendes auf die Frage der Richter, ob ihr Rath ihr gesagt habe, sie werde aus dem Gefängnisse befreit werden: „Sprecht mir davon in 3 Monaten, und ich will Euch antworten" (I. 87 sq.). Diese Bemerkung machte sie am 1. März. Binnen 3 Monaten wurde sie, da ihr Tod am 30. Mai erfolgte, allerdings nicht so, wie sie meinte, erlöst. Man möchte beinahe zu dem Glauben hinneigen, die „Heiligen" hätten die Befreiung des Geistes gemeint. Uebrigens sind die sonstigen Prophezeiungen der „Stimmen" hierüber wenig geeignet gewesen, den Glauben der Pucelle an dieselben in den letzten Momenten und auch schon früher während der Gefangenschaft zu erhöhen. So äußerte sich die hl. Katharina in Beaurevoir, zu jener Zeit, da das arme gefangene Mädchen im Begriffe war, vom Thurme herabzuspringen: „Du mußt Dich durchaus in Geduld fassen; Du wirst nicht befreit werden, bis Du den König von England gesehen hast" (I. 109, 150). Johanna sagte schon damals ihrer himmlischen Schwester, daß sie auf das zweifelhafte Vergnügen, den König von England zu sehen, verzichte. — Während des Processes nun verkündigten ihr die Stimmen auch noch, sie werde durch einen großen Sieg befreit werden (I. 154 sq. 254, 311). Man kann es ihr nicht verdenken, daß sie am Morgen ihres Todestages, als sie merkte, daß von einem großen Siege keine Nachricht eintraf, und daß es ihr auch kaum mehr beschieden sein konnte, selbst einen solchen zur Eroberung Frankreichs zu erkämpfen, den Glauben an Katharina und Margaretha verlor und den Richtern bei ihrem zweiten Widerrufe, welchen sie, da ihr die Sacramente gereicht wurden (I. 478—84), wirklich im Kerker vollzogen haben muß, zugab, die „Stimmen" hätten sie getäuscht.

Das zu glauben, mußte der Pucelle, wenn sie einigermaßen über alle ihr gewordenen Offenbarungen nachdachte, noch aus mehreren anderen Gründen naheliegen. Hatte sie ja, als sie verbrannt wurde, nur einen geringen Theil der ihr verheißenen Thaten vollbracht.

Google

Ueber diesen Punkt muß ich noch eingehender sprechen.

Die „Heiligen" sagten Johanna über die Ausdehnung dieser Mission „auf Gottes Befehl" Folgendes. Sie sei „wegen der Verdienste des Königs und des guten Herzogs von Orléans" (schon diese Behauptung muß Historikern, welche den moralischen Charakter Karls kennen, zu Bedenken Anlaß geben) gesandt, um die Belagerung von Orléans aufzuheben, den König durch Feindesland zur Krönung nach Rheims zu führen, Paris einzunehmen, die Engländer aus ganz Frankreich zu vertreiben, den Herzog Karl von Orléans zu befreien, ferner um — was bisher viel zu wenig beachtet wurde — einen Kreuzzug gegen die Heiden und gegen die „haeretici obstinati", die Hussiten, zu unternehmen. Selbstverständlich wurden ihr nicht alle Missionsstücke schon in Domremy zugewiesen. Ein moderner Skeptiker könnte eher zu der Annahme verleitet werden, daß sich der Umfang der Sendung im Verhältnisse zu ihrer wachsenden Erkenntniß erweiterte und gewisse Stücke ihr und ihren „Heiligen" erst allmählich in Folge gewisser Eindrücke und Verhältnisse als würdige Zuthat zu der Aufgabe erschienen.

Die Rheimskrönung und Heiligung mußte ihr bei ihrem theokratisch-particularistischem Ideenkreise anfangs natürlich Hauptgedanke sein. Sie war der Ansicht, daß, wenn Karl VII. geheiligt sein würde, des Himmels Segen nicht fehlen könnte, und daß dann, wie sie selbst sagte, die Macht der Gegner stets vermindert und endlich ganz gebrochen werden würde. (Qu. III. 13.) Die conditio sine qua non der Salbung war aber die Befreiung von Orléans, die deshalb auch das erste Stück der Aufgabe bilden mußte. Sodann konnte es aber sowohl den „Heiligen" als der Pucelle am vernünftigsten erscheinen, mit den „Goddams", wie Letztere die Engländer liebenswürdig nannte, gehörig aufzuräumen, und deshalb prophezeiten die „Stimmen" „auf Gottes Befehl" auch die Einnahme von Paris und die Vertreibung aller Engländer aus dem „Sainct Royaulme de France". Die Befreiung des Herzogs von Orléans nun, den Johanna „so sehr liebte", obwohl sie ihn nie sah, weil er vom Königshause war und „so viele Verdienste hatte," konnte bei dem Antheil, den man vielfach an seinem Schicksale nahm, ihr und ihren „Stimmen" bald gleichfalls als wichtige, zukünftige That erscheinen. Die Anweisung zum Kreuzzuge gegen die Ketzer und Heiden scheinen aber die Stimmen erst, nachdem ihr Schützling durch fanatische Beichtväter und Inquisitoren etwas bearbeitet worden war, gegeben zu haben.

Ueber die weitere Ausdehnung ihrer Mission hat Johanna schon in Vaucouleurs, Chinon und Poitiers Aufschluß gegeben. Sie behauptete daselbst, sie sei zur Eroberung von ganz Frankreich von Gott gesandt. (II. 436; I. 139). In Poitiers muß sie überdies auch schon die Einnahme von Paris und ihren Kreuzzug gegen die „Sarrazins" (sie hatte ja in Poitiers während ihrer Prüfung genug Gelegenheit, mit Theologen zusammenzukommen) auf Geheiß der Stimmen prophezeit haben. Denn ihr

Google

wichtiger Brief an die Engländer vor Orléans vom 22. März 1429, in welchem diese beiden Aufgaben erwähnt werden, ist, nach dem Datum und den Zeugenaussagen zu schließen, daselbst verfaßt worden. Johanna hat diesen Brief mit Ausnahme der Worte: „Rendez à la Pucelle; je suis chief de la guerre; corps pour corps"*) („Gebet zurück der Jungfrau! Ich bin Haupt des Krieges; Körper gegen Körper") als echt anerkannt und er ist deshalb zur Beleuchtung der Missionsfrage sehr geeignet. Ich kann ihn wegen seines Umfanges hier leider nicht ganz wiedergeben und muß mich auf die Anführung der Hauptstellen beschränken. (Qu. I. 240.) Sie lauten: „Ich bin hieher gekommen von Gottes wegen, des Himmelskönigs, um Euch Leib gegen Leib aus ganz Frankreich zu verjagen. Und heget nicht den Wahn, daß Ihr das Königreich Frankreich erhalten werdet von Gott, dem Könige des Himmels, dem Sohne der hl. Maria, sondern erhalten wird es der König Karl, der wahre Erbe; denn Gott, der König des Himmels, will es also, und es ist ihm durch die Jungfrau offenbart, er werde einziehen in Paris in guter Geleitung . . . . Wollt Ihr der Jungfrau Gerechtigkeit widerfahren lassen, so könnt Ihr noch in Gemeinschaft mit ihr kommen, wo dann die Franzosen die schönste That vollbringen werden, die je vollbracht wurde für die Christenheit." Zu dieser schönsten That für die Christenheit unter ihrer Leitung lud sie auch den Herzog von Burgund in einem Briefe, der jetzt noch im Archive von Lille aufbewahrt wird (von Rheims 17. Juli datirt) mit den Worten ein: „Et s'il Vous plaist à guerroier, si alez contre les Sarrazins" („Und wenn es Euch beliebt, Krieg zu führen, geht doch gegen die Sarazenen" — V. 126). Daß sie behauptete, sie werde Paris einnehmen und ganz Frankreich erobern, kann auch noch durch andere Argumente bewiesen werden. Zeugniß hiefür geben ihre Schreiben an die Bewohner von Troyes vom 4. Juni (IV. 287 sq.), an die Einwohner von Rheims vom 5. August (V. 140), sowie die Berichte des Seneschalls von Berri, des Perceval de Boulainvilliers, Johannes Gersons, Jakobus Gelus, Heinrichs von Gorkheim, des Verfassers der Sibylla Francica, (eines Clerikers von Speyer), der deutschen Gesandten, Perceval von Cagnys, Alain Chartiers und der Christine von Pisa**). Auch sind die Thatsachen zu bedenken, daß die Pucelle „auf Geheiß ihrer Stimmen"

*) Dieselben finden sich übrigens auch im Registre Delphinal des Parlamentspräsidenten Mathieu Thomassin, welcher über den Brief schreibt: „J'en ay leu les copies dont la teneur s'en suit" (IV. 215.) „Ich habe die Copien gelesen, deren Wortlaut folgt," sowie im Journal der Belagerung von Orléans (IV. 139), in der Chronik der Pucelle (IV. 306) und in einer gleichzeitigen Copie, die einem alten lateinischen Briefe eines Maltheserritters über die Pucelle an seinen Comthur beilag (V. 96 sq.), und es scheint deshalb, daß die Pucelle auch diese Worte dictirt und im Processe sich gefürchtet hat, dies zuzugestehen.

**) V. 120 sq. III. 301, 400, 411, 426, 464. V. 130. IV. 20. V. 132. V. 15, 16, 19. Wie oft Johanna behauptete, in Paris einzuziehen, sehe man auch noch aus Qu. V. 107. V. 351. IV. 287 sq. V. 130. V. 132, 140. I. 246, 144, 82.

Google

eigenmächtig vom Hofe nach dem Kriegsschauplatze in Isle de France und der Champagne aufbrach, weil sie ihre Mission noch nicht erfüllt glaubte, sowie daß sie sich, wie bereits bemerkt, im Processe weigerte, die Mannskleider abzulegen, weil sie der Ansicht war, sie müsse noch Männerthaten verrichten (I. 394). Was nun die Befreiung des Herzogs von Orléans anbelangt, die im Briefe nicht prophezeit wurde, so spricht Johanna über dieselbe selbst im Processe. Ueber den Herzog will sie mehr Offenbarungen gehabt haben, als über irgend einen anderen Menschen, ihren König ausgenommen, und wußte, „daß Gott ihn mehr liebe als sie". Die „Stimmen" sagten ihr, sie würde entweder so viele Gefangene machen, daß sie ihn befreien könnte, oder über das Meer ziehen, um ihn mit Gewalt aus England zu holen, ferner, sie würde ihn befreien, in weniger als drei Jahren und längerer Zeit als einem Jahre (I. 133, 134). Eine etwas ungenaue Zeitbestimmung. — Leider „dauerte" (wie sie sich auszudrücken liebte) die Pucelle nicht drei Jahre, machte nicht genug Gefangene und konnte auch nicht nach England ziehen. Ueberdies behauptet noch Alençon: „Ich hörte einmal Johanna zum Könige sagen, sie würde ein Jahr dauern und nicht viel länger (III. 99). Nach der obigen Vorhersagung der „Stimmen" hätte sie aber fast drei Jahre „dauern" können. Die Heiligen konnten sich, wie es scheint, an ihre eigenen Prophezeiungen schließlich nicht mehr erinnern. — Daß sie die Pucelle noch zu dem Glauben verleiteten, sie müsse auch nach Beendigung der Eroberung Frankreichs und des Herzogs Befreiung einen Kreuzzug gegen die Hussiten machen, ist aus dem Briefe ersichtlich, den sie ihren Beichtvater Pasquerel an dieselben während ihres Aufenthaltes am Hofe in Sully schreiben ließ (datirt vom 3. März 1430) und der von Herrn von Hormayr im Taschenbuch für vaterländische Geschichte vom Jahre 1834 herausgegeben wurde (siehe Quich. V. 156). Das Schreiben war so bekannt, daß der ihr ungünstige Inquisitor, Johannes Nider, der Verfasser des Formicariums, in demselben (Cap. 8 des 5. Buches, Douai 1602) zornig sich äußerte: „Ad tantam denique praesumptionem venit Johanna, ut, nondum adepta Francia, jam Bohemis, ubi haereticorum multitudo tunc fuit, minas intentaret per litteras." („Zu einer solchen Ueberhebung kam Johanna schließlich, daß sie, obwohl Frankreich noch nicht erobert war, schon den Böhmen, unter denen damals eine Menge Ketzer war, Drohungen durch Briefe sandte.") Auch wurde in Folge desselben Johanna zu Regensburg in einem diesbezüglichen Drama als Ketzer vertilgende Heldin gefeiert. Sie und ihre Heiligen wollten durch den Brief wohl auch die Engländer, speciell den Cardinal Winchester, ärgern, welcher ein gegen die Hussiten geworbenes Kreuzheer von 750 Rittern und tausend Bogenschützen, das sich in London befand, gegen sie, die „Orthodoxe", absandte.*) Ich bedaure nur, daß ich den Brief — ein Muster mittelalter-

*) Siehe Blaze de Bury, Jeanne d'Arc. Paris 1890, p. 146.

Google

licher Toleranz und Liebenswürdigkeit gegen Andersgläubige — nicht hier wiedergeben kann. (Den lateinischen Urtext desselben hat 1860 der Historiker Sickel in einem aus der Kanzlei Sigismunds stammenden Formelbuche aufgefunden und der Bibliothèque de l'école des chartes zur Publication gesandt.) Daß die Pucelle ihn auf Geheiß der Stimmen schreiben ließ, geht aus seinem Inhalte hervor, und wir hätten ja, wenn es dieser nicht andeuten würde, zum Beweise auch die Behauptung im Processe: „Alles, was ich gethan, habe ich in Folge von Offenbarung gethan" (I. 51, 133).

Die orthodoxen Historiker nun konnten selbstverständlich nicht zugeben, daß Jeanne d'Arc vom Himmel eine so umfassende Aufgabe zugewiesen erhielt, daß ihr die „Stimmen" die Vollbringung aller dieser Thaten verheißen hätten. Wären sie doch, wenn sie betrachteten, daß die Pucelle nur zwei Haupttheile ihrer Aufgabe erfüllte, zu der Ansicht getrieben worden, welche in hohem Grade orthodoxer Tradition zuwider ist, daß himmlische Geister in der That sich einmal das Vergnügen machten, ein armes Mädchen gründlich zu mystificiren.

Ich habe mir nun bereits erlaubt, die objective Beeinflussung von Seiten der Ueberirdischen wegzuerklären und die „Stimmen" aus dem Innern der Pucelle selbst hervorgehen zu lassen. Gerade die Nichterfüllung der Prophezeiungen über die Mission sind mir ein neuer Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht, welche auch Betrachtungen über die eigenthümlichen Widersprüche der „Stimmen", welche z. B. während des ganzen Processes Johanna auch zu allen absurden Reden, wie sie selbst sagte, inspirirten, zu erweisen geeignet sind. Ich muß nicht die untheologische Folgerung ziehen, daß Heilige gelogen und sich widersprochen haben, wenn ich annehme, daß sie selbst aus ihrer eigenen Phantasie Manches entnommen und sich selbst getäuscht hat. Die „Stimmen" gaben eben nicht immer wirklich guten Rath und Belehrung, gaben nicht immer die besten Gedanken des Innern wieder, sondern sie waren auch manchmal die Objectivirung weniger trefflicher und werthvoller Ideen. Wenn wir Offenbarungen und Stimmen aus Johanna selbst stammen lassen, so enthüllt sich uns ein eigenartiges Seelenbild. Man schaut ein edles, patriotisches Wesen, begeistert zu hoher That, oft in Entschlüssen seine Kraft überschreitend, nicht frei von Irrungen und Unruhe im Denken, manchmal neben der patriotischen Hingabe auch zum religiösen Fanatismus geneigt. Man erkennt ferner ein Wesen von eigenthümlichem Seelenleben, das eine Macht der Selbstüberredung, der Objectivirung der eigenen Ideen und eigenen Erkenntniß besaß, das schlummernde psychische Kräfte entfalten konnte, das ein ganzes Volk zu energischer That überreden konnte, zur Eroberung des eigenen geknechteten Landes.

* * *

Nachschrift. Soeben nehme ich Kenntniß von dem Werke, welches Lord Ronald Gower (Joan of Arc. By Lord Ronald Gower. London,

Google

C. Nimmo 1893) vor Kurzem veröffentlicht hat. Wie ich aus Londoner Zeitschriften ersehe, haben gewisse extrem spiritualistische Kreise einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen desselben benutzt, um in einer ganz falschen Darstellung des Seelenlebens der Pucelle, unter Anderem auch die absurde Annahme der objectiven Veranlassung ihrer Visionen wieder vorzutragen. Hierdurch wird aber nur ein Beweis des Mangels historischer Kenntniß und historischen Forschungsgeistes geliefert. Ich glaube, daß allen denen, welchen in Folge ihres Sachverständnisses die Nothwendigkeit der Zurückweisung solcher Oberflächlichkeit vor Augen tritt, die Publication meiner Forschungen um so willkommener sein muß.

Go gle

Der russische Angriff auf die deutsche Ostgrenze.

Von

einem höheren Offizier.

— Dresden. —

Seit einiger Zeit wird von mancher Seite darauf hingewiesen, daß die Ostgrenzen Deutschlands, namentlich diejenigen Schlesiens und Posens, einem russischen Angriff gegenüber völlig offene, ungesicherte seien und weit eher zu Befürchtungen für einen russischen Angriff auf Deutschland, wie die befestigte Rheingrenze für einen französischen auf Süddeutschland Veranlassung böten. So berechtigt die überdies durch die Autorität Moltkes unterstützten Widerlegungen F. v. der Wengens, Albert von Forsts u. A. der Uebertreibung der Bedeutung Belforts als Ausfallsthor gegen Süddeutschland auch waren, so vermögen wir dagegen jenem Hinweise auf die Schutzlosigkeit der deutschen Ostgrenze nicht beizupflichten, und ist der Nachweis, den wir im Folgenden zu führen beabsichtigen, vielleicht nicht ohne Interesse, daß Deutschland überhaupt und im Besonderen Schlesien und Posen unter den heute obwaltenden Verhältnissen eine russische Offensive aller Voraussicht nach nicht zu fürchten hat.

Seit jenem Hinweise fanden inzwischen mit dem Besuch des russischen Thronfolgers in Berlin und der Berufung einer persona grata des Zaren, des deutschen Generals von Werder, als Botschafter nach Petersburg, Vorgänge statt, welche geeignet schienen, die Beziehungen der deutschen zur russischen Regierung wieder in bessere und ersprießlichere Bahnen zu lenken wie bisher. Wenn mit diesen Vorgängen auch noch nicht die tiefer liegende Verstimmung in den Kreisen des russischen Volkes gegen Deutschland mit einem Male aus der Welt geschafft zu werden vermochte, so schien doch damit ein Anknüpfungspunkt für die Beseitigung dieser Verstimmung ge-

Google

geben, welcher Beachtung verdiente und zu günstigen Erwartungen berechtigte. Der in letzter Zeit entflammte Zollkrieg mit Rußland ist allerdings nur dazu angethan, das Maß dieser Erwartungen sehr herabzusetzen. Allein Rußland befindet sich zur Zeit in Anbetracht seiner belasteten Finanzen, sowie der noch nicht völlig überwundenen Folgen schwer auf ihm ruhender Mißernten überhaupt in einer den materiellen Bedingungen nach zum Kriegführen sehr ungünstigen Lage. Es mangelt ihm überdies noch die vollständige Durchführung seiner Umbewaffnung mit dem neuen kleinkalibrigen Repetirgewehr, dessen Fabrication dort bis jetzt nur sehr unzureichende Resultate ergeben hat, sowie der Credit zu neuen ergebnißreichen Anleihen, und seine bundesfreundlichen Beziehungen zu Frankreich haben durch die Erschütterung der regierenden Kreise jener Republik, in Folge der Vorgänge der Panama-Angelegenheit, Einbuße erlitten. Die heutige Zeitphase stellt sich somit, ungeachtet vereinzelter im Organisations-Plan des russischen Heeres begründeter, immer noch stattfindender Truppenverschiebungen an die russische Westgrenze, als eine ausgesprochen friedliche dar; allein die Perspective, welche von Seiten des Grafen Caprivi und ihm nachfolgend verschiedener Generale auf die Gefahren unserer militärisch-politischen Gesammtlage überhaupt, sowie auf diejenigen eines Krieges mit zwei Fronten eröffnet wurde, läßt unter Anknüpfung an jene Erörterungen der Lage der Dinge auf Deutschlands West- und Ostfront eine kurze Darstellung der für einen russischen Angriff auf die deutsche Ostgrenze maßgebenden Verhältnisse, die wir im Folgenden zu geben beabsichtigen, vielleicht dennoch nicht unangezeigt erscheinen. Wir beabsichtigen dabei jedoch, — weit entfernt, der immer wieder von Neuem auftretenden Beunruhigung Vorschub zu leisten, — jener Perspective die durch sie nicht begründeten dunklen Schatten zu nehmen, welche immer noch, im Hinblick auf die „russische Gefahr von Osten“, auf vielen Gemüthern lagern, und nachzuweisen, wie verhältnißmäßig sicher wir, der Lage der Dinge nach, vor einem russischen Angriff auf Deutschland, und selbst vor dem kurzen Vorstoß eines plötzlichen Ueberfalls der russischen Reiterschaaren sind.

Die nur in ihrer südlichen kleineren Hälfte offene Ostgrenze Deutschlands entbehrt in ihrem nördlichen größeren Theile der natürlichen und starken Hindernisse für den Angriff und die Bewegungen starker feindlicher Heereskörper keineswegs. Dieselben stellen sich, im Norden vom kurischen Haff beginnend, im Laufe des unteren Niemen, dem Memelflusse, von seinem Eintritt in's deutsche Gebiet bis zur Mündung, und alsdann in der ca. 30 Meilen langen bruchigen Wald-, See- und Wasserlaufniederungszone der ost- und westpreußischen Seenplatte dar. Diese Hindernißlinie findet in dem ebenfalls bruchigen Niederungsabschnitt des Drewenzflusses und alsdann in der Seenzone von der Weichsel bis Powiedz in der Gegend von Wreschen ihre westliche nnd südliche Fortsetzung, und ferner bilden der untere Lauf der Weichsel von Thorn bis Danzig, die Bruch- und Niederungs-

Google

zonen des Netze- und Wartheflusses, denen sich diejenige des Obrabruches bis zur Oder anschließt, und endlich der obere Lauf der Oder beträchtliche, erstere im nördlichen Theil sogar starke, rückwärtige Hindernisse, welche um so schwieriger für größere Heerestheile zu überschreiten sind, als sie an besonders wichtigen Punkten, wie Marienburg-Dirschau, Graudenz, Thorn, Danzig, Posen und Glogau durch die Anlage namhafter, zum Theil sehr bedeutender Befestigungen in Gestalt verschanzter Lager künstlich verstärkt sind. Für die Vertheidigung des ca. 12 Meilen breiten offenen Grenzabschnitts Ostpreußens zwischen dem Memelfluß und dem Mauer-See bildet die starke, mit dem Hinterlande durch die Ostsee und das frische Haff in gesicherter Verbindung stehende Lagerfestung Königsberg einen vortrefflichen Stützpunkt, und auch die wichtigsten Defileen der ost- und westpreußischen Seenplatte sind bei Lötzen und Ortelsburg mit Sperrbefestigungen versehen.

Ein großer Theil der ostdeutschen Grenze erweist sich somit als durch recht beträchtliche natürliche Hindernisse, verstärkt durch zweckmäßige ausgedehnte und sehr widerstandsfähige Befestigungsanlagen, bei entsprechenden Anordnungen der Vertheidigung, als gut geschützt, und nur die südliche kleinere Hälfte der äußersten ostdeutschen Grenzgebiete der Provinzen Posen und Schlesien entbehrt der Hindernisse und Befestigungen und muß daher als eine in der That völlig offene bezeichnet werden.

Allein wie für eine russische Offensive gegen Deutschland überhaupt, gelten auch im Besonderen für eine solche gegen diesen offenen Theil der Provinzen Posen und Schlesien Verhältnisse, welche, wie wir nachzuweisen suchen werden, einen nachdrücklichen russischen Angriff gegen denselben, sowohl bei einem Kriege Deutschlands gegen Rußland allein, wie bei einem solchen des Dreibundes gegen Rußland und Frankreich, höchst unwahrscheinlich machen.

So vortheilhaft für Rußland in Anbetracht der Vorzüge, welche die Offensive in Feindesland in den mannigfachsten Richtungen in sich schließt, auch das angriffsweise Verfahren gegen Deutschland und womöglich Oesterreich-Ungarn zugleich sein würde, so verbietet doch die, ungeachtet der Anhäufung von etwa drei Fünfteln der Streitkräfte des russischen Friedensheeres in den westlichen Generalgouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa, immerhin im Vergleich zu derjenigen der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen noch weitläufige Dislocation der russischen Armeecorps, sowie das weit weniger günstig wie das deutsche und österreichisch-ungarische entwickelte russische Bahnnetz, für Rußland das Ergreifen der Offensive in den angenommenen beiden Kriegsfällen. Zwar sind im Generalgouvernement Wilna das II., III., IV. und XVI. Armeecorps, die 2., 3. und 4. Cavallerie-Division und die 5. Schützenbrigade, im Generalgouvernement Warschau das V., VI., XV. und XVI. Armeecorps, die 3. Garde-Infanterie-Division, die 4. und 44. Reserve-Brigade, die 5., 6., 13. 14 und 15. Cavallerie-Division, die 1. Don-Kosaken-Division, eine Gardecavallerie-Brigade und die 1. und 2. Schützenbrigade dislocirt. Im Generalgouvernement Kiew garnisoniren das IX., X., XI. und XII. Armee-

24*

Google

corps, die 42. Reserve- und die 3. Schützenbrigade, die 9., 10., 11. und 12. Cavallerie-Division und die 2. combinirte Kosaken-Division; im Generalgouvernement Odessa das VII. und VIII. Armeecorps, die 4. Schützenbrigade und die 7. und 8. Cavallerie-Division.

Diese in Summa 14 Armeecorps, 3 Reserve-, und 5 Schützenbrigaden und 16 Cavallerie-Divisionen befinden sich jedoch auf einem Flächenraum vertheilt, welcher größer als ganz Oesterreich-Ungarn und die beträchtlichere Hälfte Ostdeutschlands zusammengenommen ist. Die Generalgouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa umfassen in ihrer Gesammtheit ein Gebiet von 931,651 □ km., d. h. etwa 6832 □ km. mehr als ganz Oesterreich-Ungarn (außer Bosnien) mit 625,557 □ km., und die Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Königreich Sachsen, Brandenburg, Pommern, Schleswig-Holstein, Hannover und Sachsen mit in Summa 299,262 □ km. zusammengenommen. Auf jenem Raume der genannten russischen Generalgouvernements befinden sich russischerseits, wie erwähnt, nur 14 Armeecorps, 3 Reserve- und 5 Schützen-Brigaden und 16 Cavallerie-Divisionen dislocirt, auf dem erwähnten kleineren Gebiete Oesterreich-Ungarns und Deutschlands haben dagegen 14 österreichische und 11 deutsche Armeecorps nebst zur raschen Formirung einer ähnlichen Anzahl von Cavallerie-Divisionen ausreichenden Cavallerie-Regimentern, mithin in Summa 25 Armeecorps dieser beiden Dreibundsmächte ihre Standquartiere. Während von diesen Armeecorps sämmtliche österreichisch-ungarischen Corps mit Ausnahme des bosnischen (XV. Corps), welches zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in dem neu erworbenen bosnischen Gebiet als unabkömmlich gelten muß, bei einem Dreibundskriege gegen Rußland und Frankreich gegen Rußland verfügbar sind, muß allerdings eine Anzahl der deutschen in der Osthälfte des Reiches dislocirten 11 Armeecorps und zwar nach annähernder Schätzung etwa 6—7 für den Krieg auf der Westfront gegen Frankreich, im Verein mit den 9 in der Westhälfte Deutschlands dislocirten Corps erforderlich erachtet werden. Es würden somit 15—16 deutsche Armeecorps und, wie mit Sicherheit zu erwarten steht, durch 3—4 italienische Corps unterstützt, gegen Frankreich verfügbar sein. Gegen Rußland aber würden immerhin noch 4—5 deutsche Armeecorps und deren Reserve-Formationen, mithin in Summa 18 bis 19 Armeecorps des Dreibundes und deren Reservetruppen den 14 russischen Armeecorps und deren Reserveformationen in jenem Kriegsfalle gegenüber zu treten vermögen.

Wir können nicht annehmen, daß der Reichskanzler in seiner Rede in der Commission, welche auf die Führung eines Krieges mit zwei Fronten Bezug nahm, mit der Andeutung, daß wir in jenem Kriege heute, ohne die Durchführung der Militär-Vorlage, am Rhein zur Defensive genöthigt sein würden, den factischen Umriß unseres Kriegsplanes gegeben und sein letztes Wort in dieser Hinsicht gesprochen hat. Wir glauben vielmehr voraussetzen zu dürfen, daß diese Defensive am Rhein, wenn sie sich auch nicht gerade einen Anlauf

Google

gegen die Sperrfort- und Lagerfestungskette des ostfranzösischen Grenzgebiets als erstes Ziel setzt, dennoch einen sehr activen offensiven Charakter tragen wird, und daß die deutsche Heeresleitung um so mehr in der Lage sein wird, ihr diesen Charakter zu geben, als von den 19 Armeecorps des französischen Heeres, wie namhafte französische Militärs annehmen, 3 im südöstlichen Frankreich zur Vertheidigung des stark befestigten französisch-italienischen Alpengebiets verwandt und als ausreichend erachtet werden würden, während, gering gerechnet, etwa 1 Division der Linienarmee nebst deren Territorialtruppen, soweit diese bereits vorhanden, zur Festhaltung des Besitzstandes in Algier und Tunis als erforderlich gelten müssen. Somit würde diefranzösische Feldarmee am Maas-, Mosel- und Vogesen-Abschnitt mit 15½ Armeecorps und deren Reserveformationen 15—16 deutschen Armeecorps und deren Reserveformationen gegenüber stehen, während das Eintreffen von 3 bis 4 italienischen Armeecorps mit den westösterreichischen Bahnen auf dem oberrheinischen Kriegsschauplatz das, was den deutschen Corps an Reserveformationen gegenüber der französischen fehlt, numerisch vollständig ausgleichen würde.

Für die Führung des Krieges auf der Ostfront würden somit, wie erwähnt, etwa 19 deutsche und österreichische Armeecorps und deren Reserveformationen, von mindestens einer Reservedivision pro Armeecorps, zur Verfügung bleiben, und wenn sich unter denselben bei unserer obigen Annahme der Verwendung der Streitkräfte gegen Frankreich, nur 4—5 deutsche Corps befänden, so würden dieselben doch im Verein mit ihren Reservedivisionen ꝛc. eine Streitmacht von über 240000 Mann bilden, die im Verein mit der gesammten österreichisch-ungarischen Armee (excl. des XV. Corps) vollkommen in der Lage ist, die Offensive gegen die mit Ausnahme der westlichsten 5 Armeecorps sehr weitläufig dislocirten russischen 14 Armeecorps und ihre Reserve und Schützen-Brigaden, Cavallerie-Divisionen und ihre sonstigen Reserveformationen zu ergreifen und wichtige erste Entscheidungen herbeizuführen, bevor die übrigen im Inneren des weiten Reiches dislocirten russischen Streitkräfte auf dem Schauplatz derselben in den westlichen Gebieten eingetroffen zu sein vermögen. Allein nicht nur die numerische und die deutscherseits zweifellos vorhandene qualitative Ueberlegenheit der auf der Ostfront verfügbaren Streitkräfte Deutschlands und des Dreibundes gestattet demselben das angriffsweise Verfahren, sondern auch das weit entwickeltere Eisenbahnnetz Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Die beiden wichtigsten Factoren für die Möglichkeit, den Krieg von vornherein in Feindes Land zu tragen: verhältnißmäßig dichtere Dislocation überlegener Streitkräfte und zahlreichere, die Mobilmachung begünstigendere und zur Grenze führende Schienenwege, sind daher für die Heere des Dreibunds gegeben, und das russisch-polnische Festungsfünfeck, welches dem Angriff derselben, besonders Deutschlands, einen ersten Halt zu gebieten vermag, liegt mit seiner Westfront bei Warschau von der Grenze Posens und Schlesiens 28—35 Meilen

Google

entfernt. Russischerseits sind es acht größere, von Osten nach Westen durchgehende und zusammenhängende Bahnlinien zum Theil von gewaltigster Ausdehnung, welche aus dem Inneren des Reiches und der westlichen Gouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa an die Westgrenze des Landes oder doch in einige Nähe derselben führen. Es sind dies die beiden einzigen zweigeleisigen Vollbahnen Petersburg—Dünaburg—Wilna—Grodno—Bjalystok—Warschau—Myslowitz mit eingeleisiger Abzweigung nach Alexandrowo, und die Linie: Kowrow—Moskau—Smolensk—Minsk—Brest-Litewski—Warschau mit eingeleisiger Fortsetzung nach Mława an der westpreußischen Grenze, oder in westlicher Richtung über Iwangorod und Kielce nach Myslowitz. Ferner die erst zum geringen Theil zweigeleisige, jedoch in ihrer ganzen Ausdehnung als zweigeleisige Vollbahn projectirte und im Bau befindliche Linie: Moskau—Orel—Kursk—Kiew—Berditschew—Kasatin mit doppelgeleisiger Fortsetzung in nördlicher Richtung nach Rowno—Kowel—Brest-Litewski—Bjalystock (von Kowel bis Bjalystock im Bau) —Ossowetz (eingeleisig) und in südlicher Richtung nach Schmerinka, Birsula, Bender und Odessa. Eine 4. eingeleisige Hauptbahnlinie ist diejenige: Saratow—Koslow bzw. Wladikawkas— Koslow—Grjasi—Orel—Smolensk—Dünaburg—Radziwitischky an der Wilna-Libauer Bahn; eine 5. derartige Linie diejenige: Sysran—Pensa—Rjaschsk—Tula—Kaluga—Brjansk (im Bau, jedoch über Orel zu erreichen) —Gomel—Pinsk—Brest-Litewsk, und 6. die Linie: Rostow—Charkow—Woroschba—Gomel—Bobrinsk—Minsk—Wilna—Kowno—Eydtkuhnen; 7. die Linie Petersburg-Taps—Riga—Kowno, und 8. die Linie: Taganrog—Jekaterinoslaw—Birsula, bezw. Pensa—Charkow (im Bau) Krementschug-Birsula.

Von diesen 8 russischen Bahnlinien münden 3 unweit der Grenze Oesterreich-Ungarns und 5 an der deutschen Grenze. Auf deutscher Seite führen dagegen etwa 10 von Westen nach Osten durchgehende größere Bahnlinien, darunter 4 zweigleisige Vollbahnen, und österreichisch-ungarischerseits: 6 durchgehende größere Bahnlinien, (darunter eine zweigeleisige), über die Karpathen und das Mährische Gesenke zur resp. in die Nähe der russischen Grenze, zu denen binnen Kurzem die neue Karpathenbahn Marmarós-Szigeth als siebente hinzukommen wird. Für den Transport der zu der Offensive gegen Rußland bestimmten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte an die russische Grenze stehen somit in Summa 16 Bahnlinien, darunter 5 zweigeleisige Vollbahnen, zur Verfügung, mithin die doppelte Anzahl der russischen.

Allein noch ein anderer Factor spricht für die raschere Mobilmachung und Versammlung der deutschen und der österreichischen Streitkräfte an der russischen Grenze und den baldigen Beginn der Offensive derselben mit, es ist das im Vergleich zum russischen wesentlich besser entwickelte Secundärbahnnetz Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Wenngleich fast sämmtliche Truppen der westlichen Hälfte des russischen Reiches in den genannten

Google

4 Generalgouvernements an den Eisenbahnen garnisoniren, und diese Truppen, wie besonders die Cavallerie-Divisionen, sich bereits im Frieden fast vollkommen auf Kriegsfuß befinden, wenn ferner eine sehr beträchtliche Anzahl ihrer Reserveformationen, sowie der Festungsbesatzungstruppen gleichfalls bereits im Frieden präsent sind, so nimmt dennoch, wie der Reichskanzler in einer der Comissionssitzungen bemerkte, die Mobilmachung der russischen Armee 7 Tage mehr Zeit in Anspruch, wie diejenige Deutschlands und, wie wir hinzufügen, etwa auch die Oesterreich-Ungarns. Diese 7 Tage genügen jedoch vollständig für die Heere beider Staaten, die Offensive vor Rußland und, wie wir nachwiesen, mit numerischer und qualitativer Ueberlegenheit und daher mit guter Aussicht auf Erfolg zu ergreifen. Die deutsche Grenze bei Wreschen liegt etwa 28 Meilen von Warschau entfernt, so daß eine deutsche Armee von Posen her in circa 7 Tagen wenige Meilen vor dieser Lagerfestung eingetroffen sein kann. Von den Grenzen der Provinzen West- und Ostpreußen her, welche von Warschau und dem Bug- und Narew-Abschnitt nur 4 bis 14 Meilen entfernt sind, vermag dies in 1 bezw. 5 Tagen an der durch ihn bezeichneten Linie der Fall zu sein, und starke österreichisch-ungarische Heerestheile vermögen innerhalb einer Woche nach ihrer Mobilmachung in die Gegend von Iwangorod und Brest-Litewski zu gelangen und das russische Festungsdreieck Dubno-Rowno-Lutzk und die Gegend von Berditschew zu erreichen, bevor ihnen an Zahl gleiche, geschweige denn stärkere russische Streitkräfte gegenüber zu treten im Stande sind.

In Anbetracht dieser Ueberlegenheit des Bahnnetzes und in gewissem Sinne auch der Anordnung der Dislocation der Streitkräfte Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, — eine Ueberlegenheit, welche hinsichtlich des Bahnnetzes nur im Laufe vieler Decennien, vielleicht eines Jahrhunderts, russischerseits den entsprechenden Ausgleich zu finden vermag, — hat sich Rußland veranlaßt gesehen, im letzten Jahrzehnt die Weichsellinie unter Erweiterung und beträchtlicher Umgestaltung und Verstärkung ihrer bereits vorhandenen festen Plätze Nowo-Giorgiewsk, Warschau und Iwangorod ungemein stark zu befestigen und in neuester Zeit diesen Befestigungen provisorische Zwischenanlagen, sowie die Neubefestigung der wichtigsten Uebergangspunkte des Bug- und Narew-Abschnitts bei Segrze, Pultusk, Roshan, Ostrolenka, Lomza, der bereits vorhandenen von Osowetz, und am Lauf des Niemen die Neuanlage der Befestigungen von Grodno und Likischki sowie die Erweiterung Kownos zu einem stark befestigten Lager hinzugefügt. Im Süden und Osten wird die befestigte Centralstellung des russischen Polens, das polnische Festungsfünfeck, durch die Lagerfestungen Brest-Litewski und Bjalystok vervollständigt, so daß hier von Rußland ein Befestigungssystem geschaffen ward, welches dem vereinigten deutsch-österreichischen Angriffe einen Halt in seinem Vorschreiten gebietet. Allein dieser Halt vermag an den kleinen Sperrbefestigungen des Narewabschnittes von nur ganz unbeträchtlicher Dauer zu sein, da der Angreifer ein Belagerungsgeschützmaterial mit sich führt, welches diese kleinen

Google

Befestigungen rasch zusammenzuschießen und unschädlich zu machen im Stande ist. Immerhin ist die Durchführung seiner Aufgabe den jenen Abschnitt zweifellos vertheidigenden Streitkräften der russischen Feldarmee gegenüber keine leichte, und die rückwärts gelegenen großen Festungen werden für die erstere nicht unbeträchtlichen Aufenthalt verursachen. Allein es ist mit gutem Grunde anzunehmen, daß die numerische und qualitative Ueberlegenheit der deutsch-österreichischen Streitkräfte über die russischen es ihnen ermöglichen wird, den russischen Heeresabtheilungen im freien Felde mit Erfolg entgegen zu treten und nachhaltige günstige erste Entscheidungen herbeizuführen und einen beträchtlichen Theil dieser Heeresabtheilungen in die Festungen zurückzuwerfen, bevor die Truppen aus dem Inneren Rußlands auf dem westlichen Kriegsschauplatz einzutreffen vermögen. Geschlagenen, nach Festungen zurückgedrängten Truppen wohnt jedoch, wie die neueste Kriegsgeschichte besonders gezeigt hat, kein bedeutender Werth mehr für die operative Verwendung im freien Felde inne.

Selbst wenn man im Hinblick auf diesen schwierigeren Theil der Offensiv-Aufgabe, welche den deutschen Streitkräften in Anbetracht der starken von Riga über Dünaburg, Minsk und Kowno nach Warschau reichenden russischen Truppendislocation von 5 1/2 Armeecorps, dem III., IV., V. (von 3 Divisionen) VI. und XV. und der Reserven, welche Truppen sich überdies auf die genannten starken Befestigungen zu stützen vermögen, zufällt, annimmt, daß für die deutsche Offensive gegen Rußland mehr wie 4 bis 5 Armeecorps und deren Reserveformationen zur Verwendung gelangen müssen, würde, wenn Italien entsprechend in den Kampf auf der Westfront eingreift, das Stärkeverhältniß auf dieser Front immer noch ein ausreichendes zur Aufnahme einer offensiven Vertheidigung der Rheinlinie für Deutschland sein, jedoch diese Vertheidigung, wie erwähnt, nicht darin zu bestehen brauchen, sich an der Erzwingung der Ueberwältigung der französischen Sperrfort- und Lagerfestungskette den Kopf einzurennen, sondern den Gegner zunächst sich kommen zu lassen und ihn bei seinem Vormarsch über die Sperrfortlinie hinaus anzugreifen. Man könnte sich alsdann die deutsche Offensive gegen Rußland, unter Verwendung stärkerer Kräfte, wie oben angenommen, auf diesen in seiner Gesammtheit stärkeren und überdies der Hauptstadt des deutschen Reiches näheren Gegner wie Frankreich, etwa in folgender Anordnung denken: Eine Armee, bestehend aus dem ostpreußischen (I.), westpreußischen (XVII.) und dem pommerschen (II.) Armeecorps und deren Reserveformationen, geht, unter angemessener Detachirung gegen Kowno, zum Angriff gegen die Narewlinie vor, eine zweite Armee, bestehend aus dem V., III. und Gardecorps 2c., dringt über Wreschen und Jaroczyn gegen Warschau vor, und eine dritte Armee, bestehend aus dem VI. und XII. (sächsischen) Armeecorps 2c., schlägt von Wieruszau und Ostrowo aus dieselbe Richtung unter Detachirung zur Aufnahme der Verbindung mit dem österreichisch-ungarischen Heere ein. Gleichzeitig setzen sich die Streitkräfte Oesterreich-

Google

Ungarns in zwei Hauptgruppen, die eine gegen die Südfront des polnischen Festungsfünfecks, die andere gegen Kiew, beide unter Beobachtung — unter Umständen nach Einschließung und Belagerung — der Festungen des Festungsdreiecks Rowno-Dubno-Lutzk, in Bewegung. Die Theilung der Streitkräfte beim Vordringen wird sowohl deutscherseits, wie österreichischerseits durch die ursprüngliche Truppendislocation, die verfügbaren Eisenbahnlinien und durch die geographischen Verhältnisse, im Besonderen den Narew- und Weichselabschnitt und deren Befestigungen, bezw. österreichischerseits durch das Vorspringen des Sumpfgebiets des Pripet in den westrussischen Kriegsschauplatz bedingt. Sie ist auch auf russischer Seite vorhanden.

Alle weiteren Combinationen für die Maßregeln der Angreifer müssen sich nach dem Verhalten der Gegner richten, und würde der Versuch einer Beleuchtung derselben der reinsten Conjectur angehören. Wir begnügen uns damit, mit vorstehenden Erörterungen die Möglichkeit, daß ein russischer Angriff im großen Styl der Offensive Deutschlands und Oesterreichs zuvorkommen könnte, widerlegt und den Nachweis geführt zu haben, daß Deutschland und der Dreibund unbedingt in der Lage sind, im Falle eines Krieges das angriffsweise Verfahren gegen Rußland zu wählen. Selbst der viel erwähnte und gefürchtete überraschende Angriff der entlang der Ost- und Südgrenze Ost- und Westpreußens, dislocirten russischen Cavallerie-Divisionen muß gegenüber der Niederungs-, Wald- und Seedefileenzone jenes Grenzgebietes und der Möglichkeit ihrer rechtzeitigen Vertheidigung durch Linientruppen, Reserve und Landsturm als völlig aussichtslos für eine namhafte Störung der deutschen Mobilmachung bezeichnet werden.

Während die deutsche Ostgrenze auf der Strecke zwischen dem Mauer-See und der Festung Posen, wie dargelegt, durch natürliche Hindernisse, sowie die Verstärkung derselben durch Befestigungen und durch die Configuration des Bahnnetzes und der Truppendislocation vollkommen gegen einen russischen Angriffsversuch geschützt ist, liegen die Verhältnisse auf den von Wreschen ab bis Myslowitz offenen Grenzgebieten der Provinzen Posen und Schlesien allerdings anders, jedoch keineswegs, wie wir nachweisen werden, wesentlich ungünstig. Wenn auch die unbedeutenden Grenzwasserläufe der Prosna, Liezwartha, Brinitza und Przemsa keine für einen russischen Vormarsch erheblich in Betracht kommenden Hindernisse bilden und das starke Operationshinderniß der Oder und mittleren Warthe erst 8—15 Meilen rückwärts der Grenze liegt, so ist jedoch das russische Bahnnetz in Polen gerade der Grenze von Schlesien und Posen gegenüber so mangelhaft entwickelt, daß nur 2 — darunter 1 zweigeleisige — Eisenbahnlinien, diejenigen über Warschau und über Brest-Litewski nach Myslowitz, an dieses offene deutsche Grenzgebiet, und zwar nach der äußersten Südecke desselben bei Myslowitz heranführen, während an der Ostgrenze Posens und Schlesiens 6 deutsche Bahnlinien, darunter 3 zweigeleisige münden. Allenfalls könnte noch die Bahnstrecke von Brest-Litewski resp. Gomel über Iwangorod nach Lodz,

Google

und die Bahnstrecke Warschau-Kutno für den Bahntransport russischer Streitkräfte nach diesem Theil der Westgrenze in Betracht gezogen werden; allein die auf diesen Strecken transportirten Truppen würden von Lodz, bezw. Kutno aus einen Fußmarsch von 14—15 Meilen oder 5—6 Tagen bis zur deutschen Grenze zurückzulegen haben, und der Transport auf beiden Linien denjenigen auf der Linie Warschau-Myslowitz und der Strecke Bjalystok-Myslowitz unterbrechen. Rußland hat mit voller Absicht den Anschluß an das preußische Bahnnetz Posens und Schlesiens bis jetzt auf die Punkte Alexandrowo und Myslowitz und 3 Bahnlinien beschränkt, von denen die eine nicht einmal eine durchgehende ist, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Benutzung der russischen Bahnen in Polen einer deutschen Offensive auf ein Minimum zu beschränken. Der von den Industriellen Schlesiens und Polens lebhaft gewünschte Anschluß über Wilhelmsbrück an das deutsche Bahnnetz hat bis jetzt leider nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung, ja, Rußland ging sogar soweit, eine um einige Zoll größere Geleisbreite zur Erschwerung der Benutzung seiner Bahnen durch deutsches Material anzunehmen. Zwar dürfte die letztere Anordnung ihren Zweck nicht erreichen, da bekanntlich deutscherseits entsprechende Vorsorge für Verstellbarkeit der Räder auf genügend langen Achsen getroffen ist, und ferner zugleich die deutschen Eisenbahntruppen die Fähigkeit besitzen, selbst längere unbrauchbar gemachte Strecken sehr rasch wiederherzustellen, allein es befindet sich thatsächlich zwischen der mittleren Weichsel und der deutschen Ostgrenze eine verhältnißmäßig sehr spärlich von Schienenwegen durchschnittene Zone, welche, wenn sie auch einerseits die Schnelligkeit des deutschen Vormarsches auf die gewöhnliche des Fußmarsches der Armeen hinweist, so doch andererseits Rußland, im Verein mit den übrigen bereits erwähnten Verhältnissen, die Offensive gegen die offenen Provinzen Posen und Schlesien sehr erschwert, und eine solche in gleicher Stärke der Streitkräfte, wie die deutschen, ausschließt.

Auch ist die russische Truppendislocation in unmittelbarer Nähe der offenen Grenzen Posens und Schlesiens keine so dichte, wie am Narew- und Niemen-Abschnitt. Es sind an der Warthe von Konin bis Czenstochau nur die folgenden russischen Truppen dislocirt: In erster Linie das 13. Dragoner-Regiment in Konin, das 15. Dragoner-Regiment in Kalisch, das 5. Dragoner-Regiment in Weljun, das 42. Dragoner-Regiment und das 7. und 8. Bataillon der 2. Schützenbrigade in Czenstochau. In zweiter Linie das 4. Bataillon der 1. Schützenbrigade in Kutno; das 39. Infanterie-Regiment in Lentschitza, das 37. Infanterie-Regiment, die 8. Feldartillerie-Brigade und die 9. Batterie in Lodz, die 10. Batterie in Sdunskaja Wolja, das 38. Infanterie-Regiment in Petrikau, das 5. Schützenbataillon in Neu-Radomsk, das 6. Schützenbataillon in Tomaschow, das 29. Infanterie-Regiment und das 170. Reserve-Infanterie-Regiment in Skiernewice, das 172. und 172. Reserve-Regiment und die 8. Feldartillerie-Brigade in Lowitsch, die

Google

übrigen, dem offenen Theil der deutschen Grenze gegenüber dislocirten Truppen in Warschau, Iwangorod und Umgegend. Die Gesammtstärke der in der Nähe jener Grenze dislocirten russischen Truppen beträgt daher 4 Cavallerie-Regimenter, 4 Infanterie- und 3 Reserve-Infanterie-Regimenter und 5 Schützenbataillone, 2 Feldartillerie-Brigaden und 2 Batterien, somit 24 Schwadronen, 27 Bataillone und 14 Batterien. Diesen russischen Truppen stehen jedoch deutscherseits im südlichen Posen und Schlesien ebenso nahe an der Grenze gegenüber: 40 Escadrons, 38 Bataillone und 38 Batterien. Die deutsche Truppendislocation ist somit hier fast doppelt so dicht wie die russische und derselben an Zahl überlegen. Hinsichtlich der in den großen Lagerfestungen Nowo-Giorgiewsk, Warschau und Iwangorod massirten russischen Truppen ist zu bemerken, daß die Entfernung dieser Garnisonen von der deutschen Grenze derjenigen der starken Garnisonen von Berlin, Dresden und Frankfurt a./O. beinahe gleichkommt und überdies die letzteren, wie bereits angedeutet, unverhältnißmäßig bessere Bahnverbindungen zur Grenze besitzen.

Auf Grund dieser Lage der in Betracht kommenden Verhältnisse kann somit auch von einem russischen mit Nachdruck geführten Angriff gegen die Provinzen Posen und Schlesien und selbst von einem Ueberfall derselben nicht die Rede sein, da überdies zahlreiche Reserve- und Landsturm-Formationen in diesen besonders schlesischerseits dicht bevölkerten Provinzen zur Abwehr eines derartigen Anfalls zur Verfügung stehen. Gegenüber der schwierig passirbaren Wasserlauf- und Seen-Defileen-Zone der ost- und westpreußischen Grenzen, an denen entlang 12 russische Cavallerie-Regimenter, 5 Batterien, 1 Schützenbrigade und eine Anzahl Infanterie-Regimenter dislocirt sind, ist dieser Angriff durch die dortigen Terrain-Verhältnisse auf deutschem Gebiet sehr erschwert und vermag durch die in der Nähe derselben garnisonirenden Truppen des preußischen I., II. und XVII. Armeecorps, sowie deren Reserve- und Landsturm-Formationen mit Leichtigkeit zurückgewiesen werden, so daß von einer Ueberfluthung auch jener Provinzen durch die russische Cavallerie keine Rede sein kann.

Die Anlage des ausgedehnten russischen Grenzbefestigungsgürtels, der von Kowno und Grodno am Niemen den Bobr, Narew und Bugabschnitt entlang zur mittleren Weichsel nach Warschau und Iwangorod reicht und in den Lagerfestungen Bjalystok und Brest-Litewski seine rückwärtige Verstärkung findet, weist ferner deutlich weit weniger auf eine russische Offensive wie darauf hin, daß Rußland in seinen westlichen Gebieten im Kriegsfalle eine deutsche Offensive erwartet und sich ihr gegenüber schützen will, sie weist darauf hin, daß die russische Heeresleitung mit der neuerdings erfolgten Verstärkung jenes Befestigungsgürtels bestrebt ist, die Mobilmachung und den Aufmarsch ihrer westlichen Streitkräfte zu sichern, da die Entwickelung des russischen, für dieselben in erster Linie in Betracht

Google

kommenden Eisenbahnnetzes hinter derjenigen des deutschen und österreichisch-ungarischen außerordentlich zurücksteht. Die letztere Thatsache erhielt in jüngster Zeit durch einen Vortrag des bisherigen Directors des russischen Militär-Eisenbahnwesens, Oberst Wendrich, über die Vorbereitungen der Eisenbahnverwaltungen für den Krieg in einer Versammlung von Generalstabsoffizieren in Petersburg ihre officielle Bestätigung. Nach den Ausführungen Oberst Wendrichs ist das Eisenbahnnetz Preußens vierzehn Mal und dasjenige Oesterreich-Ungarns acht Mal dichter als das russische Schienennetz. Aehnlich sind die Zahlen des rollenden Materials und des Personals beschaffen. „Die Verhältnisse für die Beförderung der Militärzüge in Rußland, bemerkte Oberst Wendrich, sind ungünstiger wie in allen anderen Staaten." Rußland müsse daher den „Ausbau und eine bessere Organisation seines Eisenbahnwesens anstreben".

Wenn man endlich im Hinblick auf die völlig offenen Ostgrenzen Schlesiens und der Südhälfte Posens, sowie auf die ungeheure Größe des russischen Reiches darauf hingewiesen hat, daß ein russischer Angriff auf Deutschland in der Hauptrichtung auf Berlin ebenso rasch über Breslau wie über Posen zum Ziele führen und daß eine Offensive über Breslau die Festung Posen umgehe und daher nur der Beobachtung derselben bedürfe, so ist dem gegenüber zu bemerken, daß es bei den heutigen Mitteln der provisorischen und der Feldbefestigungskunst (mobile Panzerthürme 2c.) nicht schwer sein kann, im gebotenen Moment der Hauptstadt Schlesiens den fortificatorischen Schutz zu verleihen, der dieselbe rasch zu einem starken Stützpunkt am Laufe der oberen Oder umzugestalten vermag.

Möge es unserer vorstehend gegebenen Darlegung vergönnt sein, die völlige Grundlosigkeit der vielfach noch gehegten Befürchtungen vor einem russischen Angriff auf Ostdeutschland und dessen offene Grenzgebietstheile nachzuweisen, ein Nachweis, der im Uebrigen die große Bedeutung der starken, russischen Militärmacht für Deutschland nicht wesentlich zu alteriren vermag, so daß wir in der jüngst erfolgten Anbahnung besserer Beziehungen zwischen der deutschen und russischen Regierung das willkommene Symptom einer sich friedlicher gestaltenden politischen Lage begrüßen.

Google

Aus „Lirica"

von

Annie Vivanti.

Deutsche Uebertragung

von

Valerie Matthes.

— Schweidnitz. —

Mein Gesang.

Ein Vorspiel von Clavier oder Guitarre. —
Mein Auge still sich schließet,
Dann strömt mir von den Lippen die bizarre
Vertraute Liedesweise.
Bezaubernd fließet
Die schmachtende Cadenz, und kühn ergießet
Sich wechselvoll der Rhythmus, wie das leise
Und sanfte Ritornell, das unerwartet
Ein leidenschaftlicher Accord beendet.

Ich sing' von Frühlingsluft und mildem Sonnenschein,
Von grünem Wiesenplan und holdem Veilchenduft,
Vom weiten Aetherblau, vom lichten Himmelsdom,
Vom Nest der Nachtigall und jungem Lerchenschwarm.
Ich sing' die stolze Lust, den frohen Jubelklang,
Den mir mein Lenz und meine Schönheit geben,
Die Lieb', den Zauber und das Wonnebeben
Des blüh'nden Daseins und der Jugendzeit.

Google

Ich singe, und es sprudeln klar
Hervor der Töne Wellen,
Die frisch und frei, voll Heiterkeit
Von meinen Lippen quellen.
Ich singe, und die Seele folgt
Berauscht den Melodieen,
Und Zittern, Schrei und Schluchzen wird
Zu süßen Harmonieen,
Die fremd, gewaltig, wundersam
Hin durch die Lüfte schweben,
Daß Land und Meer und Himmelszelt
Im Echo Antwort geben.
Wie Wogen des Vergessens sie
Die finstre Welt durchrauschen,
Die Engel und der Herrgott selbst
Dem Klang voll Wonne lauschen.

Ich sing' von Frühlingsluft und mildem Sonnenschein
Von grünem Wiesenplan und holdem Veilchenduft,
Vom weiten Aetherblau, vom lichten Himmelsdom,
Vom Nest der Nachtigall und jungem Lerchenschwarm.
Ich sing' die stolze Lust, den frohen Jubelklang,
Den mir mein Lenz und meine Schönheit geben,
Die Lieb', den Zauber und das Wonnebeben
Des blüh'nden Daseins und der Jugendzeit.

Nun schweig' ich bleichen Angesichts. Ein Flüstern
Erregten Beifalls geht von Mund zu Munde,
Und nach dem Namen meines Lehrers fragen
Die Mütter art'ger Dämchen in der Runde.
Ich geb' zur Antwort: Wenig kann euch frommen
Von meinem Lehrer die genaue Kunde.

Er ist ein Gott. — In schreckensvollem Hasten
Sein Dirigiren in die Flucht euch triebe,
Er schlägt den Tact oh'n' Maß und ohne Rasten,
Meister Cupido ist's, der Gott der Liebe!

Er schlägt und schlägt mit ungestümer Schnelle
Und reißt mein stürmischklopfend Herz in Stücken,
Formt Reime dann daraus und Ritornelle
Und Melodien, die das Ohr entzücken.

Um euren Töchtern Unterricht zu geben,
Wird es an guten Lehren euch nicht fehlen,
Doch meine Schule zahlt man mit dem Leben,
Ihr mögt Lamperti und Leoni wählen.

Google

O komm, mein Lieb!

O komm, mein Lieb! die Sonn' ist aufgegangen,
Es winkt der blüh'nde Pfad, vom Thau befeuchtet;
Sieh, welcher Glanz am Himmel! welche Bläue
In unsern Augen widerstrahlt und leuchtet!
O komm, ein neu Geschick uns zu gestalten,
Du deinem Genius und ich dir zu eigen,
In deinen Armen wirst du fest mich halten,
Und lächelnd werde ich zu dir mich neigen.

Und wenn uns hungert, wollen wilde Früchte
Wir suchen in dem tiefen Waldesgrunde,
Wir wollen unterm Sternenhimmel schlafen,
Und ruhen soll dein Mund auf meinem Munde.
Des Mittags rasten wir im kühlen Schatten
Geheimnißvoller, blüh'nder Riesenbäume,
Du träumst, das Haupt auf meinen Knie'n, der Zukunft,
Und ich der Liebe wonnevolle Träume.

Mit meiner Hand in deinen Locken spielend,
Werd' alter Helden Mär ich dir erzählen,
Und werd' in deinem Aug' erwachen sehen
Die Ruhmbegier, die deine Kraft mag stählen.
Dein blaues Aug', sonst lässig halb verschleiert,
Werd' ich von lichten Flammen blitzen sehen,
Von übermächtigen Gluthen angefeuert,
Wird stolz und kampfbereit der Geist erstehen.

O komm, mein Lieb! die Sonn' ist aufgegangen,
Und durch den Aether gold'ne Wölkchen schweben,
Mit unserm siegesfrohen Liebesjubel
Laß uns die Welt aus ihren Angeln heben!
Mit unsres Lachens hellen Zauberklängen
Und unsrer Jugend ungestümem Wagen
Laß uns des Paradieses Pforten sprengen
Und seine Lust herab zur Erde tragen!

Begegnung.

Begegnet bin ich ihm und ward nicht roth, —
Nein bleich, so sterbensbleich ward meine Wange,
Ich grüßt' ihn lächelnd, und beim frohen Klange
Der Stimme schrie mein Herz: O, wär' ich todt!

O, so ihn wiedersehen, keck und kalt
An mir vorübergehn mit flücht'gem Grüßen,
Und eine heitre Stirn ihm zeigen müssen,
Ihm zeigen, daß er nichts mir, gar nichts galt!

Google

Da fühlt' ich meine Seele voller Grau'n
Durchfluthet von der Woge bittrer Schmerzen;
Doch stolz und ruhig, mit dem Tod im Herzen,
Vermocht' ich lächelnd ihm in's Aug' zu schau'n.

Es war einmal.

Es war einmal ein kühner Rittersmann,
Der Tag und Nacht den Schönen
Die Ruhe stahl und ihre Gunst gewann.

Es schmachtete nach ihm der Jungfrau'n Schaar:
Viel stolze Herzoginnen,
Prinzessinnen im blonden Lockenhaar.

Da traf er eines Tag's ein unbekannt,
Gebräunt Zigeunermädchen,
Deß' lachend trotz'ger Blick den seinen bannt.

„Willst du mich lieben?" fragt er; — kalt und fest
Giebt sie ein Nein zur Antwort.
Und einen Kuß auf ihren Mund er preßt.

Sie schaudert. Doch sie schüttelt stolz das Haupt:
„Nein, ich will dich nicht lieben."
Noch einen Kuß dem rothen Mund er raubt.

Da blitzt von tiefer, heißer Gluth ein Strahl
In ihrem dunklen Auge.
Im Gürtel blitzt ihr eines Dolches Stahl.

Sie liebte ihn. — Sie liebte ihn! — Dann band
An sie für ew'ge Zeiten
Im Tod ihn ihre starke, kleine Hand.

Google

Philosophische Terminologie.

Von

Hans Schmidkunz.

— Söcking bei Starnberg. —

Das Thema, für das diese Zeilen eine Aufmerksamkeit erbitten, besteht darin, die Kunstausdrücke der Philosophie und — wie bald gezeigt wird — auch anderer Fächer einer eigenen wissenschaftlichen Betrachtung zu unterwerfen. Dies ergiebt ein Sondergebiet der Philosophie, und zwar zunächst wohl der Methodenlehre, dann auch der Philosophie überhaupt und endlich der Geschichte der Philosophie oder genauer, da dieser Name einer Geschichte der rein wissenschaftlichen Philosophie vorbehalten werden sollte, sowohl dieser als der „historischen" Philosophie.

Man sieht leicht, wie geringe Vorarbeiten hier vorliegen. Außer Verstreutem — z. B. der Leibniz'schen Abhandlung „De stilo philosophico Nizolii", die fast mehr negativ ist, und Beiträgen auf anderem Gebiet, auf anatomischem von Hyrtl, auf klinischem von Roth und Zimmerer — haben endlich die Arbeiten von Rudolf Eucken einen bedeutenden Anfang gemacht: nach der rein geschichtlichen Seite die „Geschichte der philosophischen Terminologie" (Leipzig 1879), nach der geschichtlichen und zugleich begrifflichen Seite die jetzt in ganz neuer Auflage erschienenen „Grundbegriffe der Gegenwart" (ebenda 1893), nach der rein sprachlichen Seite Kleineres.

Den Erfolg einer Fortsetzung des so aussichtsreich Begonnenen haben jene Vorarbeiten leider noch nicht gefunden. So soll denn unser Gegenstand die Frage sein: welche Aufgaben erwachsen durch das gestellte Problem einer wissenschaftlichen Behandlung des philosophischen terminus technicus?

Für den Laien ist die Frage bald beantwortet. Er sagt: Die Terminologie ist eine künstliche Scheidewand, so da der Stubengelehrte zwischen

Google

sich und der übrigen Welt aufrichtet. Kann sie nicht, wie es eigentlich sein sollte, baldigst fallen, dann verlange ich von dem Terminologen, daß er mir den Blick hindurch ermögliche, daß er wieder gut mache, was Fach-Hochmuth verbrochen, daß er mir die philosophische Gaunersprache in eine schlichte Volksrede zurückübersetze.

Erhöbe wer einen solchen Anspruch gegenüber der Mathematik, so würde man ihm am besten rasch den Gefallen thun und etwa statt vom Binomial-Coëfficenten vom Zweiglied-Mitbewirkenden sprechen. Dann hat er, was er wollte, und kann gehen. Doch wenn auch vor den meisten Wissenschaften ein solcher Anspruch bescheiden und klug verstummen mag, dürfte es der Philosophie gegenüber anders sein. Manche halten sie ja gar nicht für eine Wissenschaft, sondern vielleicht für eine Kunst; und noch Zahlreichere für eine beliebige Ansichtssache. Demnach sollte sie im Gegensatz zu Mathematik &c. Jedermann zugänglich sein — eine Wald- und Wiesen-Philosophie. Nun weiß man aber, daß selbst Wald- und Wiesenberufe ohne ihre eigenthümliche Terminologie, ihre Kunstsprache, nicht auskommen; z. B. der Beruf des Jägers. Noch mehr: wo immer eine besondere Terminologie waltet, dort ist sie nicht eine willkürlich errichtete Wand, sondern in der Hauptsache ebenso ein Ergebniß „natürlicher" Entwickelungen, ein Naturproduct im weitesten Wortsinn, wie etwa die Arbeitsweisen, die Methoden des jeweiligen Berufs.

So ist denn auch die philosophische Kunstsprache nicht das Resultat einer Verschwörung von Dunkelmännern gegen die Oeffentlichkeit und gegen natürliches Gefühl, sondern eine Wirkung all jener logischen, geschichtlichen und sonstigen Mächte, denen der jedesmalige Stand der Philosophie entstammt ist. Darin liegt auch schon, daß unsere Terminologie nicht für sich allein — etwa durch das Nachschlagen von Definitionen — sondern erst mit Hilfe der Sachen selbst verstanden werden kann. Diese Abhängigkeit, deren genauere Beweise sich allerdings erst aus einer Durchackerung des gesammten Gebietes ergeben würden, geht aber so weit, daß man überhaupt kaum eine Terminologie rein als solche zu pflegen vermag: sie wird unter den Händen ihres Bearbeiters zugleich eine Bedeutungslehre, ja eine systematische (wenngleich parteilos systematische) und geschichtliche Darstellung der philosophischen und allgemein wissenschaftlichen Begriffe wie Probleme überhaupt. Damit hätten wir bereits einen der wichtigsten Leitgedanken unsrer Beantwortung der obigen Frage gekennzeichnet.

Es mag dies um so mehr zutreffen, als die philosophische Terminologie bekanntlich die verworrenste ist, und dies gerade in Folge einer großen Verworrenheit in den Sachen. Während andere Terminologien, z. B. die anatomische, an Synonymen (verschiedenen Ausdrücken für ein und dieselbe Sache) leiden, krankt die unsere an Aequivocationen (ein und denselben Ausdrücken für verschiedene Sachen) und zwar solchen der verschiedensten Art. Hier entsteht die schwerwiegende Frage: wie sollen wir uns dazu verhalten?

Google

Man sieht bald ein, daß eine Aequivocation als solche (und Aristoteles gestattet sie sich fortwährend) noch nichts gar so Schlimmes ist; am wenigsten dann, wenn sie rein terminologisch bleibt, d. h. wenn zwei oder mehr streng abgegrenzte, hinreichend bekannte und bewußt festgehaltene Bedeutungen mit Einem Namen bezeichnet werden. Derartiger Grundlagen für Bezeichnungen hat man in den übrigen Wissenschaften weit mehr als in der Philosophie; und darum ist dort eine Aequivocation, ja überhaupt jedes terminologische Problem im Allgemeinen leichter und isolirter, d. h. mehr ein bloß sprachliches, als hier. Die Frage der medicinischen Terminologie, ob für Tagblindheit und Nachtblindheit die Ausdrücke Nyktalopie und Hemeralopie richtig vertheilt sind, ist eine ziemlich einfache; die Frage der philosophischen Terminologie, wie sich „Empfindung", „Vorstellung", „Gefühl" auf die dadurch benannten Erscheinungen vertheilen, ist wenigstens heutzutage ganz von der — öfters gar nicht recht gefaßten — Frage abhängig, wie sich diese Phänomene selbst gegen einander abgrenzen. Solches ist eine Hauptursache des vielbeklagten terminologischen Wirrsals in der Philosophie und damit auch des Bedürfnisses — das anderswo weniger besteht — es zum Ackerfeld für eigene wissenschaftliche Thätigkeit zu machen.

Eine andere Hauptursache jenes Chaos liegt in dem, was ich die „historischen Aequivocationen" nennen möchte. Viele termini besitzen mehrere nebeneinander wechselnde Bedeutungen; bei vielen aber, ja bei den meisten wechseln die Bedeutungen auch nacheinander, indem sie nicht minder als z. B. Staaten ihren Umfang, oder als Bauwerke ihren Inhalt, oder als Titel ihre Anwendung u. s. f. vergrößern, vermindern, vertauschen. Der Sinn, den ein Philosoph einem sonst gleichbleibenden Ausdruck unterlegt, ist oft schon bei seinem Nachfolger nicht mehr der nämliche; und summiren sich solche Aenderungen, so mag in der Endgestalt der Ausgang vielleicht gar nicht mehr zu erkennen sein. Als Hauptbeispiel zählt man hier gern die lange Bedeutungsreihe des Wortes Idee auf (Eucken, „Geschichte" S. 199f.).

So haben oft die durch Kunstausdrücke bezeichneten Begriffe ihre Entwicklung, als wären sie lebende Wesen; und verschiedene Punkte in dieser Bildungslinie, für die alle doch die Formel, d. i. der sprachliche Ausdruck, gleichbleibt, das ist's, was wir historische Aequivocationen nennen wollen und ebenfalls der Schuld am terminologischen Uebel bezichtigen müssen.

Diese Erwägungen vermitteln leicht die Beantwortung einer weiteren Hauptfrage: wie tief hat die Wissenschaft in jenen Wirrwar verbessernd einzugreifen? Es scheint: nicht sehr weit; und was sie thun kann, das ist viel eher Sachliches als Sprachliches, das ist vor Allem ein Aufräumen mit jenen unsicheren Bezeichnungsgrundlagen in der Philosophie und ihr Ersatz durch festere, wie sie den übrigen Wissenschaften eigen sind. Die nächste Vorbedingung dazu dürfte — wie fast überall — eine genaue Beschreibung des Thatbestandes sein, die ja wohl in allen Gebieten bereits eine der ein-

Google

schneidendsten Kritiken ist. Hier wird sie uns zu zwei Unterscheidungen leiten. Erstens zu der uns bereits geläufigen zwischen der sachlichen und der sprachlichen Seite des Kunstausdrucks und mithin zu der uns bevorstehenden doppelten Verbesserungsarbeit: die sachliche Arbeit wird mindestens durch genauere Aufstellung der Fragepunkte gefördert, und sie erleichtert so die eigentlichen terminologischen Aufgaben; die sprachliche Arbeit ist dann in der Hauptsache vorgezeichnet und enger umgrenzt. Zweitens wird uns jene descriptive beschreibende Kritik zu der Unterscheidung der Philosophie als einer Wissenschaft und als einer Welterschauung, Letzteres zumal in der „historischen Philosophie", führen. Danach gehören die Früchte des Philosophirens theils unter die Kategorie des Wahren und Falschen sowie des mehr minder Evidenten (auf Einsicht Gegründeten) und Evidenzlosen, theils außerhalb des Wahren und Evidenten sowohl als auch ihrer conträren Gegensätze (des Falschen und Evidenzlosen); hier fallen sie dann nicht unter bleibende, allgemein giltige, sondern unter geschichtliche, geographische, völkerkundliche und ähnliche Kategorien.

Dies ergiebt für richtendes Eingreifen einen tiefen Unterschied: dort, bei Wahrheit und Falschheit, wird es in hohem Grad erfordert sein und nur Weniges, Nebensächliches dem individuellen Geschmack übrig lassen; hier, außerhalb des Weichbildes von wahr und falsch, wird es nur in geringerem Maß zu thun finden und desto mehr vor dem sich selbst regelnden Gefühl der Betheiligten zurücktreten. Dort also aus der Erkenntniß des Thatsächlichen eine weitgehende Kritik, hier mehr ein Verbleiben dieser Erkenntniß beim richterlosen Begreifen.

Nach all dem wird also die philosophische Terminologie weit mehr ein theoretisches (erkennendes) als ein normatives (Vorschriften gebendes) Fach sein und zwar um so eher, je enger sie just nur Terminologie sein will. Was sie uns zu lehren hat, ist zunächst die Fülle der vorhandenen termini technici mit ihren Bedeutungen, die terminologische Fauna oder Flora; sie tritt nach dieser Seite als eine Naturgeschichte, einschließlich Entwickelungsgeschichte, der philosophischen Kunstausdrücke auf. Ihre äußere Gestalt wird hier am zweckmäßigsten die eines alphabetischen Wörterbuches sein. Ein solches ist schon für weitere Kreise als volksthümliches gemeinfaßliches Nachschlagewerk dringend erwünscht; für engere Kreise als eine vorläufige Uebersicht über den vorhandenen Stoff, die zugleich einen erschöpfenden stephanischen Thesaurus (großes Lexikon wie das griechische von Stephanus) vorbereiten soll, und als eine erste Grundlage für die übrigen Aufgaben der Terminologie.

Dieses Wörterbuch müßte seinen Inhalt aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart, aus dem Bleibenden und aus dem Vergänglichen nehmen, gleichzeitig historisch und systematisch sein. Es müßte mit der Summe seiner Wörter zugleich auch die Summe ihrer Bedeutungen und dadurch in werthender Auswahl die gesammten Objecte der Philosophie sammt den Bemühungen dieser um sie, mithin alle philosophischen Gegenstände, Begriffe, Urtheile,

Google

Probleme, Lösungsversuche und Lehrsätze umfassen, soweit sie heute vorliegen — einschließlich der durch den Fortschritt der Philosophie zwar überwundenen, doch durch ihr geschichtliches Gewicht noch bedeutsamen. Belegstellen aus den jeweils maßgebenden Autoren werden ebenso wie in größeren philologischen Lexicis den Beweis für das Mitgetheilte und die Möglichkeit weiteren Nachforschens gewähren. Daß die recht zahlreichen Abkürzungen und Symbole nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich.

Im Systematischen (dem bleibenden Inhalt der Wissenschaft) mag ein solches Werk als Ersatz für ein eigentliches Handbuch oder Handwörterbuch unserer Wissenschaft dienen: 1) weil die Kunstworte zwar sprachlich, aber auch sachlich gedeutet sein wollen, und diese letztere Deutung bei der Eigenart des Philosophischen kaum je mit ein paar hinweisenden Worten, mit einer „Adresse" abgethan sein kann; 2) weil gerade mit einem derartigen Werk das Publicum nicht nur ein Verbal-Lexikon, sondern zur Befriedigung eines lang angesammelten Bedürfnisses zugleich auch ein Real-Lexikon in die Hand bekommen möchte; man will „doch endlich einmal erfahren, was denn eigentlich Deduction und Induction sind." Endlich mögen sich 3) aus Unterrichtserwägungen gewichtige Gründe für eine Vereinigung der mannigfachen Seiten des philosophischen Lehrstoffes unter Einem terminologischen Dach anführen lassen.

Im Historischen wird, ehe an einen Thesaurus zu denken ist, allerdings eine Beschränkung auf die großen Classiker der Philosophie einschließlich geschichtlich bedeutsamer Autoren die Hauptfarbe des Buches geben müssen. Aber dennoch wird man über das einfache Nebeneinander von etwa einem Dutzend berühmter Namen hinausgreifen und sich bemühen, die umfangreichen Stromgebiete jener Ueberlieferung andeutend nachzuzeichnen, die von antiken, erst noch gar nicht technischen Wörtern durch alle erdenklichen fachwissenschaftlichen Schicksale hindurch bis zu uns heraufführt.

Wir werden uns dabei wohl auf die uns naheliegenden Sprachen und Gedankenschöpfungen beschränken, also vom Indischen, Chinesischen u. s. w. trotz vielverheißender Ausbeute vorläufig absehen, mit Ausnahme vielleicht einiger indischer Proben aus den genug zugänglichen Arbeiten Deussens.

Allein innerhalb dieser Beschränkung wird trotzdem noch längere Zeit eine klaffende Lücke bleiben, deren Ausfüllung hier wenigstens angebahnt werden könnte. Unsere wissenschaftlichen, zumal philosophischen Fremdwörter haben wir in erster Reihe aus dem Griechischen überkommen; dieser Ueberlieferungsstrom ging, von unmittelbaren Zuflüssen abgesehn, über's Lateinische. Doch nur ein Theil von ihm fluthete geradeaus vom Hellenischen in's Römische: eine Abzweigung floß aus griechischen Texten in syrische Uebersetzungen, von da weiter in arabische und mündete von dort aus schließlich wieder in den lateinischen Hauptstrom. Diese Abzweigung ist noch sehr wenig, ihre Hauptmasse, die arabische Philosophie, nur erst bruchstückweise durchforscht (Vorarbeiten von Dieterici.)

Google

Wir brauchen Forscher, die zugleich in der Philosophie und in der semitischen Philologie geschult die Wanderung der einzelnen termini und Bedeutungen durch jene abgelegenen Gegenden verfolgen. Bis dahin werde auf diese fruchtbringenden Arbeitsthemen immer wieder hingewiesen, jede hier zu suchende Lücke im Besonderen umschrieben. —

Haben wir so unser Wörterbuch fertig, dann wäre kaum etwas unwissenschaftlicher als zu glauben, eine philosophische Terminologie sei damit erschöpft. Sie wäre es, wenn die termini insgesammt ein bloßes Collectivum (Menge) und nicht auch ein genus (Gattung) wären, und zwar ein natürliches genus mit sehr vielen Gemeinsamkeiten und reicher Gliederung in Arten. Ergiebt die erstere Betrachtung eine Terminologie im Sinn des -logie als -lese wie in Anthologie, Phraseologie, so die letztere eine Terminologie im Sinn des -logie als -lehre wie in Biologie, Psychologie. Neben der Naturgeschichte des terminus die Naturlehre; neben einem Wörterbuch eine Grammatik. Und so nahe auch jenes dem Handwerksmäßigen kommen mag, so weit entfernt sich diese davon. Es wäre einfach ein methodischer Grundfehler, Terminologie nur zu fassen als eine Behandlung der unzähligen einzelnen Synthesen (Zusammensetzungen aus Elementen), wie sie eben in den so und so viel Kunstausdrücken vorliegen. Die Wissenschaft muß von diesen zusammengesetzten Gebilden aus analytisch (zergliedernd) bis zu ihren Elementen vordringen, diese eben als gemeinsame Bestandtheile jener darstellen und durch solchen Unterricht uns jedesmal mit Einem Schlag über alle verwickelten Einzelerscheinungen Auskunft geben, sofern sie Vertreter gerade des einen oder anderen Elementartypus sind. Sie ermöglicht also durch ihre analytische Methode jedem Wißbegierigen, jene Synthesen, die ihm augenblicks vorliegen, selbst nachzubauen. Im Näheren ist dies folgendermaßen gemeint.

Ein solches Element ist entweder ein Bestandtheil, ein Stück, wie ein Baum aus Wurzel, Stamm und Krone besteht. Oder es ist eine Eigenschaft, ein Merkmal, wie ein Baum grüne Farbe, bestimmte Größe u. s. w. hat. Oder es ist ein rein begriffliches Element, die übergeordnete Klasse, wie in „Baum“ der Begriff „Pflanze“ oder der Begriff „Eigenthum Jemandes“ steckt.

In Anwendung auf unser Gebiet betrachten wir zuerst diese rein begrifflichen Elemente. Eine zu ihnen vordringende Analyse läßt den terminus begreifen als untergeordnet der obersten Klasse „Zeichen“, innerhalb dieser wieder dem näheren genus „Name“, welcher Name weiters ein technischer und ein nichttechnischer, als technischer ein wissenschaftlicher und ein nichtwissenschaftlicher sein kann u. s. f. Allein neben dieser Artenreihe haben wir noch reichliche Nebenarten: die der synonymen und äquivoken Ausdrücke u. dergl. m. Nun scheint unser Gegenstand nur das philosophische Kunstwort zu sein; man merkt jedoch bald, daß eine analytische Theorie des philosophischen Fachausdrucks nur eine besondere Anwendung einer solchen

des wissenschaftlichen Fachausdrucks überhaupt ist, und daß blos eine Hand voll Unterscheidungen just den philosophischen trifft. Wer anders aber als die Philosophie ist berufen, eine allgemeine Theorie des wissenschaftlichen Kunstwortes zu geben? So erweitert sich unsere Aufgabe, die im ersten Hauptstück auf eine Naturgeschichte der philosophischen und einiger Hilfstermini beschränkt war, zu einer Naturlehre des wissenschaftlichen terminus, vielleicht sogar des terminus technicus überhaupt; und dies gilt für jede der drei Richtungen unserer Analyse, der nach den Stücken, den Eigenschaften, den Klassen.

Zweitens. Bei den einzelnen Merkmalen (Eigenschaften) haben wir es zunächst mit der großen, uns schon bisher beschäftigenden Unterscheidung des Namens und des Benannten, des Bezeichnenden und des Bezeichneten, der sprachlichen und der sachlichen Eigenthümlichkeiten zu thun. Jenes die mehr philologische Aufgabe, wobei auch alle Redetheile, selbst Besonderheiten wie etwa der Gebrauch der philosophisch oft bedeutsamen Mehrzahl durchzunehmen sind; dieses die mehr philosophische Aufgabe; dazu das Verhältniß beider, das Sprachphilosophische im weitesten Sinn. Dies Alles führt schließlich zu ausgedehnten geschichtlichen Fragestellungen, vielleicht einmal selbst zu Gesetzen des Bedeutungswandels ähnlich denen des Lautwandels. Eins davon dürfte schon heute bekannt sein: es ist jenes, so da besagt, daß die Bedeutungsreihe vorwiegend im Realen (Wirklichen) einerseits, im Concreten (Anschaulichen) andererseits beginnt, wobei besonders Technisches in verschiedenem Sinn hervortritt; und daß sie dann von dort aus hinüberwandelt zum Idealen (Gedachten) einerseits, zum Abstracten (Unanschaulichen) andererseits, wobei wieder besonders Theoretisches in verschiedenem Sinn hervortritt.

Drittens die Stücke (Bestandtheile), daraus der terminus besteht, insofern er nur Wort ist. Fast alle unsere Wörter, namentlich aber die technischen, sind nicht blos Stämme, sondern bestehen sowohl aus diesen, als noch aus mannigfachen Bildungsstücken. Selbstverständlich sind dies nicht einmalige, sie kehren vielmehr als Typen wieder; von ihnen handelt, inwiefern sie zur Sprache überhaupt gehören, die Grammatik, inwiefern sie gerade zu Kunstausdrücken führen oder benützt werden, ein Abschnitt aus der Theorie des terminus. Dies sind also die Zusammensetzungen im weitesten Sinn, insbesonders die Ableitungen. Hier eröffnet sich nach meinen bisherigen Erfahrungen einer der anziehendsten und wohl der umfangreichste Abschnitt der theoretischen Terminologie. Ein flüchtiger Einblick in die terminologischen Wirrsale läßt fürchten, daß man daraus nichts Festes, d. h. keine für größere Gruppen gleichen Elemente aufstellen könne, ein tieferer Einblick läßt diese Schwierigkeiten noch unvergleichlich anwachsen. Trotzdem zeigt er zugleich wieder eine tröstliche Hoffnung auf Erfolg; doch verräth sich dabei eine merkwürdige Verschiedenheit. Unsere Betrachtung sondert sich hier einerseits für die Anfangsglieder der Zusammensetzungen, also zumal

Google

die Vorsilben, andererseits für die Endglieder, also zumal die Ableitungssilben. Nun stehen die ersteren in weitaus günstigerem Lichte da als die letzteren; sie sind von einer auffallend regelmäßigen Bedeutung. Allerdings dürfen wir uns darum auf alle Regeln über die Anfangsglieder, wenn sie auch sehr brauchbare Wegweiser sind, nicht unbedingt verlassen. Es treten noch genug Aequivocationen dazwischen; diese sind einerseits regelmäßige, andererseits unregelmäßige, eigensinnig in die Quere laufende.

Die annähernde Sicherheit, die uns bei den Anfangsgliedern umgab, verringert sich bei den Endgliedern um Vieles — seien sie nun eigene Wörter wie z. B. das -pathie, seien sie bloße Bildungssilben wie das so ganz verworrene -ismus. — Oder man versuche, die typischen Endglieder für Namen von Wissenschaften und Einzeldisciplinen zusammenzustellen und zu ordnen, zumal in eine aufsteigende Reihe zu bringen; dann haben wir als wichtigste Glieder: -graphie, -gnosie, -ik, -logie, -sophie. Man wird bei der Durchführung dieser Reihe durch viele selbst gebräuchliche Beispiele über den Mangel an Folgerichtigkeit erstaunen, aber doch wieder an diesem Einen Fall einsehen, daß keineswegs alle wissenschaftlichen Hoffnungen aufzugeben sind, weder die für das Erkennen, die theoretischen, noch die für das richtende Eingreifen, die normativen.

An die bisher dargestellten Gebiete der Naturlehre und Gesetzgebung des philosophischen Kunstausdrucks sind noch zwei besondere Provinzen anzuschließen, eine auf der sachlichen, eine auf der sprachlichen Seite. Dort ist es die Theorie und Kunst der Deutung philosophischer Aussagen und die der Auffassung ihrer Gedanken, im Weiteren die der Deutung philosophischer Texte und der Auffassung ihrer Gedankenzusammenhänge, zumal der Systeme. Also die theoretisch-praktische Disciplin der philosophischen Hermeneutik (Lehre von der Auslegung); ihre Anwendung ist dann die philosophische Exegese oder Interpretation, eine Thätigkeit, weit schwerer und meist weit unvollkommener durchgeführt, als der Anschein möchte glauben lassen. Unsere Zeit verräth schon durch ihren Mangel an philosophischen Commentaren — ohne deren analytische Sorgfalt die reproducirenden (wiedergebenden) Synthesen in der Luft schweben —, wie weit sie darin hinter älteren Zeiten zurücksteht. Der Masse nach ist es mit philosophischen Uebersetzungen besser, der Güte nach schlechter bestellt. Dieses Gebiet philosophischer Leistungen ist eben wesentlich von einer richtigen Exegese abhängig, und diese wieder von einer Sachkenntniß, die in unserem Fach nicht leichter genommen werden darf als in anderen. Und es steht zu erwarten, daß ein tieferer Betrieb der philosophischen Terminologie die Interpretation classischer Werke unserer Wissenschaft nicht minder fördern werde, als es umgekehrt sein dürfte.

Nach der anderen, der sprachlichen Seite wollen wir nicht nur erforschen, welche Bewandtniß es mit den technischen Ausdrücken eines Philosophen hat, sondern auch, welche es mit den nicht-technischen und ihrer Verbindung, also mit der gesammten Sprache eines den Unsrigen hat. Daraus entspringt

Google

eine Naturgeschichte der philosophischen Diction — dieses Wort als umfassender Name für die Sprache im engeren Sinn und für den Stil genommen. Eine besondere Gegend darin sind die Bilder und Gleichnisse in der Philosophie (worüber Eucken 1880 gearbeitet hat). Der Ort der Anknüpfung jener neuen Naturgeschichte wäre innerhalb der Theorie des Terminus die eigentliche terminologische Grammatik.

Soweit ein Grundriß der Aufgaben, die uns eine philosophische Terminologie im vollen Sinn des Wortes stellt.

* * *

Nun aber, was ist jetzt zu thun, erstens um solche Arbeiten zu ermöglichen oder zu erleichtern, zweitens um eine etwaige künftige Thesaurirung des ganzen auftreibbaren Stoffes vorzubereiten?

Die Hauptsache all dieser Bemühungen wird immer eine sachliche sein: die Begriffe so abzugrenzen, daß die technische Bezeichnung nicht mehr Mühe macht, als anderswo. Wo Begriffe schon vorliegen und nicht erst geschaffen werden brauchen, wie also in classischen Schriften, handelt sich's um eine Frage des reinen Erkennens: hier werden Commentare und Speciallexika nöthig sein. Für Erstere hat vor Allem Vaihinger ein Muster geboten; sein Kant-Commentar läßt erst so recht erkennen, wie unentbehrlich solche mikroskopische Arbeit gegenüber dem Absprechen über die Gesammtgestalt einer Philosophie nach dem Schema von Idealismus u. dergl. ist. Letztere, die Speciallexika, fehlen noch ganz. Einen kleinen Anlauf dazu nimmt ein Büchlein, das als jüngste einschlägige Neuheit genannt werden kann: ich meine die Uebersetzung von Humes „Enquiry" durch C. Nathansohn („Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand", Leipzig, Friesenhahn, 1893), worin das Schwergewicht auf terminologische Strenge gelegt ist, deren Rechtfertigung durch einen Anhang mit ausführlichem Wörterverzeichniß geleistet wird.

Die ergiebigste Quelle zur Cultivirung unseres Bodens aber könnte wohl auf folgende Weise erschlossen werden. Unser Totalgebiet ist zugleich ein allgemein wissenschaftliches. Zu ihm gehören auch die über Erwarten zahlreichen Bestrebungen zur Terminologie der naturgeschichtlichen und medicinischen Wissenschaften, die verstreut in Fachzeitschriften auftauchen. Die Anatomen haben sogar, durch einen besonderen Ausschuß, eine mehrjährige Arbeit zur Feststellung ihrer Nomenclatur begonnen; Vorschläge zu einer Nomenclatur für die Typen der Inschriftsteine, ja selbst für die mathematischen Größen und Operationen fanden sich auf dem diesjährigen Philologentag ein u. s. w. Es wäre schade, wenn die reichliche Summe dieser vielgestaltigen Posten ungefaßt bliebe. Nun pflegt man auch für viel speciellere Gebiete Sammelrinnen des Verstreuten zu schaffen, die zugleich Quellen neuer Flüsse werden; so wurde gerade in einer Section jenes Tages ein Archiv für arabische Lexikographie befürwortet. Warum sollte,

Google

was bereits viele der kleinsten Wissenszweige besitzen, nicht auch einer so weit greifenden gemeinsamen Angelegenheit aller Gelehrten zu Theil werden, also eine Special-Zeitschrift? Ich behaupte die Dringlichkeit eines Internationalen Archivs für wissenschaftliche Terminologie, wenn es auch zunächst nur in kleinem Anfang und Umfang als „Anzeiger" unter dem Schutz einer bereits bestehenden philosophischen Fachzeitschrift in Form einer Beilage zu ihr erschiene.

Besitzen wir Derartiges einmal, so wird sich erst zeigen, wie viele Interessen an der Sache latent waren, und wie ungemein viel Stoff auf Erledigung wartet. Dann ist der Fortgang gesichert, die Meinungen werden leicht ausgetauscht, und der Rückschlag auf die sachliche Fortbildung der Philosophie und auf die Aufklärung der Laienwelt wird nicht ausbleiben; zwei Dinge, die wahrlich nicht gleichgiltig sind.

Google

Lady Macbeth.

Von

Carola Blacker.

— Freiburg i. Br. —

Wir sind gewohnt, den Charakter eines Menschen nach seinen Thaten zu beurtheilen. Und doch besitzen diese oft nur den Werth von Wirkungen, deren Ursachen tief im Innern liegen; sie sind die materiellen, von Zufälligkeiten beeinflußten Aeußerungen, deren Grund das Bleibende, Geistige ist. So kommt es, daß Innerliches und Aeußerliches gar oft in einem unrichtigen Größenverhältniß zu einander stehen: daß die Handlungen nicht die getreue Wiedergabe sind von dem Gut und Böse eines Charakters. Anstatt von ihnen rückwärts zu schließen, wäre es deshalb oft richtiger, um einen Menschen zu verstehen, von seinem inneren Wesen ausgehend, seine Thaten zu beurtheilen; „instead of judging the individual by his actions . . . to judge of actions by a reference to the individual," wie Mrs. Jameson sagt.

Wer dies auf Lady Macbeth anwendet, wird in ihr nicht nur die Königsmörderin finden, sondern auch eine Frau von großen Eigenschaften und reicher Begabung, fähig, unter andern Bedingungen Hohes und Gutes zu wirken.

Wenn ihr Charakter aber auch nicht nach den äußeren Ereignissen beurtheilt werden darf, so sind doch diese von ihm beeinflußt, wenn nicht bedingt. Macbeth, der Mann des Gemüthes und der Phantasie, der, auf Größe angelegt, das Höchste verlangte: die Krone, die er den Empörern entrissen hatte, um sie dem rechtmäßigen König auf's Haupt zu setzen, erlag zwar der Versuchung, sie an sich zu reißen, selbst mit Gewalt. Doch wäre er in dem Seelenkampf zur sofortigen That nicht gelangt, noch hätte er aus eigener Kraft sich nach derselben zu halten vermocht. Sie aber, die

Google

Frau des unerbittlichen Willens, der übermenschlichen Energie und Stärke, beherrscht eine jede Situation.

Schöpfungen, wie Lady Macbeth, reichen gleich denen Michelangelos in eine titanische Welt hinein; ihre Eigenschaften sind einfach, bestimmt, von erschreckender Größe. Wir finden keinen Platz für sie in diesem gewöhnlichen Erdendasein, aber dennoch fühlen wir unser eigenes Leben in dem ihrigen erzittern.

Dr. Johnson betrachtet sie als eine Art Teufel, über welchen nicht viel zu sagen ist: „Lady Macbeth is merely detested," und selbst Mrs. Jamesons Bezeichnung: „a terrible impersonation of evil passions" möchte ich bestreiten. Sie hat nur eine einzige Leidenschaft, ein einziges Ideal: die Größe ihres Mannes, in der sie allein auch die ihre sieht. Um dieser willen faßt sie mit kaltem Realismus ihren Zweck in's Auge, und indem sie alle Willensrichtungen in eine einzige zusammenfaßt, geht sie mit fester Zielbewußtheit darauf zu. Hätte sie ihn auf edlem Wege erreichen können, sie hätte es gethan. Erreichen aber will sie ihn; und so müssen natürliche Neigung und das moralische Gefühl dem Zwecke weichen. Denn wohl weiß sie, was das Böse ist, und es hat keinen Reiz für sie: Krankheit nennt sie die böse Neigung (the illness that attends the deed). Aber das Schicksal hat es ihr vor die Füße gelegt, der Weg führt über das Böse, und der Wille siegt über die Abneigung.

Nachdem der erste anstoßgebende Gedanke zur Ermordung Duncans von Macbeth selbst ausgegangen ist, sträubt sich seine Natur dagegen. Ohne hinreichend moralische Kraft, ihn entschlossen abzuweisen, hofft er auf den Zufall zur Erreichung seines Wünschens. Seine Gattin jedoch sieht das Mittel dazu nur in der eigenen That. Wille, Entschluß, Muth und Energie folgen sich bei ihr so rasch, daß sie nur ein mächtiges Ganzes bilden. Mit Recht bezeichnet Moriz Carriere sie als „aus dem Metall der Heroen geprägt". — Die Schatten auf ihrem Bilde sind dunkel, doch gleich jenen der großen Maler sind sie auch durchsichtig und lassen die lichten Züge darunter erkennen.

Das Verbrechen wird ihr in der That nicht leicht. Heftig ergriffen von dem Zusammentreffen von Macbeths verhängnißvollem Brief mit dem angekündigten Besuche des Königs in ihrem Schloß, ruft sie dem Boten zu:

„Du sprichst
Wie toll!" *)

und ihr schaudert vor der fast zwingenden Gelegenheit zur Erreichung ihrer Absicht:

„Der Rabe selbst ist heiser,
Der Duncans Einzug krächzt, den unheilvollen
In meine Mauern."

---

*) Die Citate entnehme ich der Uebersetzung von Shakespeares Macbeth von G. Meßmer, München 1875.

Google

Doch schnell ist ihr Entschluß gefaßt, und mit fester Ruhe theilt sie denselben kurz darauf dem Gatten mit. Die Art und Weise der Erreichung ist festgestellt:

„Nimmer seh' die Sonn'
Dies Morgen!"

antwortet sie mit fürchterlicher Bestimmtheit auf die Mittheilung von der morgigen Wiederabreise des Königs. Ein Wanken in dem gefaßten Vorsatze erschiene ihr als verächtliche Schwäche, als eine Unmöglichkeit, und sie braucht das grauenerregendste Beispiel, um die Unwiderruflichkeit eines solchen Vorsatzes zu bezeichnen: Sie hätte sich das Kind von der Brust gerissen, um es zu tödten:

„Hätt' ich's geschworen, wie Du jenes schwurst."

Mit dem Entschluß verbindet sie den Muth und setzt denselben Macbeths Furcht und Gewissenszweifel entgegen:

„Schraub' Deinen Muth Du nur hinauf zum Haltpunkt,
Und es mißlingt uns nicht."

Mit grauser Logik wirft sie ihm vor, er habe wohl den Muth zum Wunsch, aber ermangle den zur That:

„War dann die Hoffnung, die seither Du trugst,
Betrunken? Hat sie einen Schlaf gemacht
Und schaut erwacht jetzt grün und bleich auf das,
Was doch so gern sie that?!
. . Fürchtest Du,
In That und Kraft zu sein, was im Begehren?"

Wohl wissend, daß nicht nur das Wollen, sondern auch das Vollbringen von ihr ausgehen müsse, setzt sie an die Stelle von ihres Gatten Zögern die eigene Energie:

„Darum leg' das Werk
In meine Hand, das große dieser Nacht,"

und macht mit einem bestimmten:

„Das Uebrige lass' meine Sorge sein,"

seinem möglichen Versuche eines Aufschiebens ein Ende. Treu ihrem Versprechen, setzt sie dann Alles für das grause Vorhaben in's Werk, sieht jeden möglichen Fall vorher und verläßt ihren Mann nicht bis zum entscheidenden Augenblick mit Anspornung und mit Rath. Beinahe versteht man Macbeths Bewunderung, mit der er, des Verbrechens über ihrer Größe vergessend, ausruft:

„Gebier mir Knaben nur, denn Männliches
Soll solch ein unverzagter Stoff nur bilden!"

Man fühlt mit ihm sich gleichsam getragen von dem Vertrauen in die Stärke dieser wunderbaren Frau; einer Stärke, die in edler Sache uns halten würde, wie ein umgebendes Weltengesetz. — Durch das ganze Stück verläßt uns nicht das Bewußtsein dieser großen Eigenschaften, wenn sie sich auch am hervorragendsten bei seinem Anfang zeigen, wo aus ihnen die

Google

Ereignisse sich entwickeln. — Nur einmal erfaßt Lady Macbeth ein Gefühl des Schauderns, da sie im Vorhof wartet, während Macbeth den Mord vollführt:

„Horch! still! —
Die Eule schrie; ein böses Gute Nacht
Ruft dieser Wächter aus! —"

Doch ist es unterdrückt, eh' sie sich selbst seiner bewußt ist; Macbeth wankt verstört, mit blutbedeckten Händen, aus dem Gemache Duncans; sie erkennt die Gefahr, erkennt mit ihr auch, was zu thun, und thut's mit unfaßbarer Geistesgegenwart. Macbeth muß zu sich selbst gebracht werden, indem sie seinem entsetzten Gemüth die eigene praktische Ruhe entgegenstellt, welche sogar solche Dinge nüchtern zu betrachten vermag. Sich nur an die Wirklichkeit des Augenblickes haltend, bestimmt sie schnell das Nöthige zur Verhütung einer Entdeckung. Der blutige Dolch muß an die Seite der Begleiter des Königs gelegt werden, als Beweis ihrer Schuld. Die Blutspuren müssen von Händen und Kleidern entfernt werden, den Freunden und den Söhnen Duncans muß jeder Verdacht auf Macbeth abgeschnitten werden. Ohne Zaudern übernimmt Lady Macbeth Alles selbst; ja, sogar die Tödtung Duncans hatte sie die Absicht selber zu vollführen.

Den Tod des Königs hielt sie für geboten; daß ihm aber gemeines Morden folgen würde, hatte sie nicht gedacht, und sie verliert ihre Selbstbeherrschung, als sie die Erschlagung des Gefolges erfährt. — Auch die Ermordung Banquos hat sie nicht gewollt, und bezeichnend dafür ist Macbeths Verheimlichung seiner bösen Absicht:

„Die Schuld des Wissens bleib Dir fern, mein Täubchen,
Bis Du Gescheh'nes lobst,"

sagt er, als sie seine Andeutung darauf nicht versteht. Ebenso wenig versteht sie sein Ansinnen auf das Leben des Earl of Fife und dessen Familie und schreibt es der Ueberreizung langer Schlaflosigkeit zu:

„Dir fehlt das Labsal alles Lebens: Schlaf."

Wie ergreifend ist dann ihr Schmerz über das Verbrechen, wenn sie im Schlafe wandelnd, seufzt:

„Der Than von Fife hatte eine Frau; wo ist sie nun?" —

Nachdem sie den Muth hatte, den fürchterlichen Strom dieser Ereignisse frei zu lassen, hat sie den nicht minder großen, ihn zurückdämmen zu wollen; während Macbeth, von ihm fortgerissen, Mord dem Morde folgen läßt.

„Was böse wir beginnen,
Es kann durch Böses nur an Kraft gewinnen."

Wo es ihr jedoch nicht gelingt, da hat sie auch wieder den Muth, den Folgen ihrer Thaten in's Gesicht zu sehen und den Kampf mit ihnen aufzunehmen, ohne zu erschlaffen, bis zur eigenen Vernichtung.

Groß wie die Grundzüge ihres Charakters sind auch Lady Macbeths Fähigkeiten und Intelligenz. Sie sieht die Dinge in „clear and definite outlines", erfaßt sie im Moment in ihrer vollen Bedeutung und beurtheilt

Google

sie nach ihrer ganzen Tragweite. Erkennen und Entschluß folgen sich so rasch und logisch, daß man sagen kann, sie gehen zusammen; und ebenso rasch, in scharfer Klarheit, steht das Wie des Handelns vor ihrem praktischen Sinn. Nie verwischen die Emotionen bei ihr die Denkschärfe. Schon aus einzelnen ihrer Fragen geht dies hervor, durch welche sie den unentschiedenen Gatten über die Lage in's Klare bringt.

„Du gingst, weshalb?“

fragt sie ihn, als er vor dem Morde sich von der Tafel entfernt, an der noch der König weilt. Sie weiß, daß es die Gewissensfurcht ist, welche ihn aus der Gegenwart Duncans treibt, und daß seine Erwiderung:

„Vermißte er mich denn?“

nur ein Ausweichen ist, um Zeit zu gewinnen; denn ihn durchschauend, stellt sie rasch die Gegenfrage:

„Das weißt Du nicht?“

So geht sie geraden Weges auf die Sache zu, indem sie nach der Krönung, bei Anlaß des Festes, Macbeth fragt, ob er Macduff dazu befohlen habe; anstatt wie er sich in Vermuthungen zu ergehen, ob und warum sich dieser zu kommen weigere.

Macbeth:

„Und wie gefällt es Dir,
Daß Macduff uns'rer allgemeinen Ladung
Nicht Folge leistet?“

Lady Macbeth:

„Habt Ihr hingesendet?“

Macbeth:

„Ich hörte es nur so“ 2c.

Beim Gastmahle selbst aber zeigt sie als Gattin, Gastgeberin, Königin diese Fähigkeiten auf ihrem Höhepunkt. Sie sieht nicht die Erscheinung, die Macbeth seiner Fassung beraubt, und sie muß ihn für wahnsinnig halten. Hatte sie aber in ihrem innersten Bewußtsein eine Ahnung, daß es Banquos Geist sei, der an des neuen Königs Platze sitzt, und dadurch auch von seiner Ermordung, so mußte dies ihr Entsetzen nur vermehren. Doch ohne Zeit zu verlieren durch Besinnen oder Fragen, wendet sie sich an die durch Macbeths Benehmen aufgeregten Gäste und erklärt ihnen, was sie selber kaum begreift:

„Mein Herr ist öfter so,
Und war's von Jugend auf, ich bitt' Euch, bleibt.“
„Der Anfall geht vorüber; eh' man's denkt,
Erholt er sich.“

Und:

„Bist Du ein Mann?“

wendet sie sich darauf schnell an ihn, um mit dem stärksten Wort ihn zu sich zu bringen. Hierauf sucht sie durch geschickt gefundene Deutung eine

Google

jede seiner wilden Reden unschädlich, sowie durch verdoppelte Höflichkeit seinen Mangel daran gut zu machen; und als er endlich doch sich zu verrathen droht, entläßt sie die Gäste im rechten Augenblick.

Nicht weniger als ihre Geistesgegenwart erstaunt uns Lady Macbeths Verstellungsgabe. Entspränge sie der Falschheit allein, so wäre sie eine niedrige Geschicklichkeit und auch wenig wirksam. Da aber in dem strengen Beherrschen der Empfindungen durch den Verstand ihr Grund zu suchen ist, können wir sogar ihr, als einer Kraft, unsere Bewunderung nicht versagen. Nur bei dem Empfang des vertrauenden alten Königs unter ihrem Dach erscheint die Verstellungsgabe der Lady Macbeth im grellen Lichte ihrer Häßlichkeit; — da ist sie wahrhaft teuflisch.

Ihre Beredtsamkeit ist so bedeutend als ihr Verstand. Gerade auf ihr Ziel gerichtet, von unbarmherziger Logik oder der geschicktesten Sophistik, — ein Wechsel von glatten Worten und derben Angriffen, von Sarkasmus und Gemüthstönen, vornehmer Würde und hingebender Liebe, sie wende sich an den König, an ihre Umgebung oder ihren Mann, — nie verfehlt sie ihre Wirkung. Lady Macbeth selbst erkennt ihre Macht:

„Daß in Dein Ohr ich gieße meinen Geist,
Und mit der Stärke meines Worts wegfege,
Was Dich zurückhält . . .“

Eine stark ausgeprägte Fähigkeit verdankt ihre Bedeutung gewöhnlich einer ihr zu Grunde liegenden Eigenschaft. Bloße Beredtsamkeit wäre deshalb auch eine unfruchtbare Gabe, entspränge sie nicht einer scharfen Beobachtung, feinem Verständniß der Charaktere und Stimmungen und einem klaren Urtheil über Leute und Situationen. Es scheint, als ob Lady Macbeth Alles sähe, oder als wisse sie es durch Intuition. Daher ihr Einfluß über Menschen. Mit Leichtigkeit gewinnt sie Duncan, mit sicherem Blick versteht sie die wechselnden Empfindungen ihrer Gäste und weiß diese zu behandeln, als hielte sie die Gemüther in ihrer Hand. Wie sie in das des Gatten eingedrungen ist, als ob sie in ihm lebe, zeigt sie gleich beim Beginn der Stückes. In ihrer Beschreibung von Macbeths Charakter mit seinen Widersprüchen, seinen Schwächen und seinen Größen erhalten wir den Schlüssel zu seinem Wesen und seinem Thun; und der Einblick in seine Seele erfüllt uns nicht nur mit Sympathie für ihn selbst, sondern ebenso sehr mit Bewunderung für den weiblichen Scharfblick, der ihn so zu erkennen weiß.

„Du bist nun Glamis; Cawdor auch und sollst
Noch Größ're sein. Doch fürcht' ich Dein Gemüth:
Es hat zu viel der Milch der Menschlichkeit,
Zu geh'n den nächsten Weg. Du möchtest groß sein;
Auch Ehrgeiz hast Du; aber nicht die Bosheit,
Die ihn bedienen soll. Willst Hohes Du,
So willst Du's heilig auch. Willst nicht falsch spielen,
Doch ohne Recht gewinnen; möchtest haben,

Google

Erlauchter Than, was wenn Du's hast, laut ruft:
‚So mußt Du thun'; und das, was mehr Du bangst,
Zu thun, als ungethan es willst."

So deutlich als sein Aeußeres liegt auch sein Inneres vor ihrem klaren Verständniß:

„Dein Gesicht, mein Than, ist wie ein Buch,
Das durch die Aufschrift reizt."

Mit heftiger Eindringlichkeit zeigt sie ihm seine Zaghaftigkeit, sein schwächliches Zaudern!

. . . Willst Du, was Dir gilt als Licht des Lebens,
Und leben als ein Wicht in eig'ner Geltung,
Da das „Ich möchte" Du bedienen läßt,
Von einem „Ich getrau mich nicht," wie's Kätzchen
Im Sprüchwort?"

Sie wirft ihm die Feigheit vor, mit welcher er ihr, der Frau, das mitzutheilen wagte, wozu ihm jetzt der Muth der Ausführung fehlt.

„Dann war's ein Thier,
Das Dich den Plan mir mitzutheilen trieb?
Als Du zu thun es wagtest, warst Du Mann . . "

Und indem sie beständig den Muth, die Männlichkeit betont, zeigt sie ihre Kenntniß der stärksten von Macbeths Eigenschaften, sowie seiner empfindsamsten Seite. Sie weiß recht wohl, daß es der edle Theil seines Wesens ist, der sich gegen das Vorhaben sträubt; sie weiß aber auch, daß sie ihn dafür nur gewinnen kann, indem sie ihm solches Sträuben in seinem schlimmsten Lichte, dem der Feigheit zeigt. Ebenso kennt sie Macbeths feines Gefühl für die Pflichten der Gastfreundschaft und wendet sich an dieses, um ihn seinen Gästen und sich selbst zurückzugeben.

„Mein Herr und mein Gemahl, vergeßt den Wirth nicht;
Die Tafel ist bezahlt, bei der der Geber
Nicht oft bezeugt, wie gerne er sie giebt."

Und später:

„Mein werther Lord,
Es missen eure edlen Freunde euch!"
. . . „Die Geselligkeit
Ist unterbrochen, und die Lust verscheucht!"

Sie durchschaut seinen Hang zur Innenschau, die seit dem Mord zur Selbstverdammung, zur düstern Lebensscheu geworden ist, und sucht durch wohlberechneten Zuspruch ihn der Gefahr seiner Gedanken zu entreißen:

„Die gleich mit Jenen hätten sterben sollen,
An die sie denken."

Es ist in Lady Macbeth aber auch ein Element, welches nicht anders zu bezeichnen ist als dämonisch. Der Ausspruch der Hexen gilt ihr nicht so sehr als Prophezeiung dessen, was ihr das Schicksal einmal bringen soll, denn als plötzliche Bestätigung einer Idee, die immer in ihr gelebt hatte

Google

und in diesem Augenblick zur Leidenschaft entflammt, der Leidenschaft des Herrscherthums. Der mächtige Glanz der Krone hat sie berauscht, sie ist davon wie verzaubert. Es ist das Ekstatische der Leidenschaft, wo in einen Brennpunkt das ganze Wesen zusammenschießt. Ueberwältigt von dem einen Gedanken vergißt sie die Gegenwart und sieht in Macbeth schon den König:

„Großer Glamis,
Geehrter Cawdor! Größer noch als Beides
Dem Gruß gemäß, der diesen beiden folgt"

begrüßt sie ihn, als er dem verhängnißvollen Briefe bald selber folgt. Die Zukunft gehört ihr:

„Dein Brief entrückte mich dem dunklen Heute,
Ich fühl' im Jetzt die Zukunft;"

und sie scheint sie schon zu genießen in ihrer vollen Herrlichkeit:

. . . „unsern künft'gen Nächten, künft'gen Tagen . . .
. . königliche Macht und Freuden" . . .

Kein Zweifel am Gelingen steigt fortan in ihr auf, keine Rücksichten bestehen mehr für sie, keine Schwierigkeiten erkennt sie an, denn eine große Leidenschaft setzt Alles an das Eine, reißt Alles in ihre Bahn.

In Lady Macbeth ist aber Alles mächtig, und so besitzt sie neben der Größe des Dämonischen auch die Größe der Weiblichkeit. Denn in ihrer Doppelnatur besteht vereint das Element des Schrecklichen mit dem des rein Menschlichen, wodurch sie uns so fern und doch auch wieder so nahe steht.

Als zum ersten Mal der Gedanke des Mordes vor sie tritt, empört sich ihr ganzes Wesen. Denn sie ist nicht grausam von Natur, und es bedarf ihrer ganzen Willenskraft, sich dazu zu stimmen, ihres Geschlechtes und dessen natürlicher Seelenconstitution zu vergessen, sie zu unterdrücken.

„Entweibt mich hier —"

ruft sie die bösen Geister an.

„Verstopft der Reu' den Zutritt und den Weg,
Daß keine Regung der Natur erschütt're
Den grimmen Vorsatz, oder bittend trenne
Die That und ihn."

Sie ruft die Nacht zu Hilfe, den Rauch der Hölle, damit das Messer selbst nicht sehe die Unthat, die's vollführt. Ja, sogar der Wein muß ihr dienen zur Entweiblichung.

„Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht,
Und was sie lähmte, gab mir Feuer."

Wenn sie nach vollbrachtem Morde in Ohnmacht fällt, so ist es weder Furcht, denn diese ist ihr unbekannt, noch ist es Heuchelei; sondern es ist die Natur des Weibes, die jetzt, nachdem sie Alles vollführt, zusammenbricht und sich rächt an der Gewalt, die sie erlitten hat. Auch am Schluß, wenn Alles aus ist, Alles verloren, und sie sich keine Zurückhaltung mehr auf-

Google

erlegt, sind es nicht wilde Ausbrüche, in denen ihr Verzweiflungsjammer sich äußert, noch selbst ein leidenschaftliches Anklagen des Schicksals, sondern es ist das Seufzen eines gebrochenen Herzens, in dem das Weiche der weiblichen Natur sich noch bekundet.

Lady Macbeth kennt das tiefste der Gefühle, sie kennt die Liebe. Mit der Absicht, den König selbst zu tödten, ging sie in sein Gemach. Aber der schlafende Duncan erinnert sie an den Vater, und ihr übermenschliches Wagen weicht schaudernd dem Gefühle liebender Ehrfurcht. — Auch die Mutterliebe hatte einmal mit ihrer Wonne ihr Herz erfüllt, und in bestimmter Absicht hat uns der Dichter dies gleich beim Beginn des Stückes gezeigt, um sie auch dadurch zu charakterisiren.

„Ich hab gesäugt und weiß, wie süß es ist,
Das Kind zu lieben, das an mir sich nährt."

Am stärksten aber lebt in ihr, als das durchdringende Element ihres Wesens, die Liebe zu ihrem Gatten. Eine Frau wie Lady Macbeth, und unter dem Einfluß solcher Ereignisse wird kaum durch vieles Reden derselben Ausdruck verleihen. Doch bezeugt sie sie in vollem Maße durch bedeutsame Worte hier oder da, durch der Stimme Ton, den wir zu hören glauben, durch Handlungen, durch Bedachtsein und zarte Sorge. Und wenn sie diese Liebe auch als mächtigen Hebel benutzt, um Macbeth zum Verbrechen zu bewegen,

„Jetzt weiß ich auch,
Was Deine Liebe werth ist!"

so ist sie doch der warme Schein, auf dem das Auge ruhend weilt und in dem tiefen Dunkel der Ereignisse die Hoffnung erblickt. — Ja, ich möchte Lady Macbeths Liebe sogar eine selbstlose nennen. Denn sogar wo sie dieselbe zur Erreichung ihres sündhaften Zweckes gebraucht, sieht sie das eigene Interesse doch nur in dem des Gatten. Ihr Ehrgeiz, die dämonische Leidenschaft, findet ihren Höhepunkt, ja ihren Ausgangspunkt doch nur in ihm.

„Was Dich zurückhält von dem goldenen Reif,
Mit dem das Glück und höhere Gewalt
Dich offenbar gekrönt!"

Daß auch ihre Stirn der goldene Reif umschließen würde, berührt sie nicht ein einziges Mal. Ebenso wenig gedenkt sie des eigenen Seelenleidens, wenn es sich darum handelt, das ihres Mannes zu erleichtern. Und gewiß war es nicht minder groß; denn auch bei ihr war das Entsetzen auf die That gefolgt.

„Man darf dergleichen Thaten nicht beschaun
Auf solche Art; sonst macht's uns toll."

Ihre Hoffnung auf ein segensreiches Wirken ist getäuscht durch Macbeth selbst, der nur durch Mord und Unterdrückung zu regieren vermag; der Genuß von Macht und Stellung ist vernichtet durch den schnell erfolgten Unfrieden und die Auflehnung im Lande; die Angst der Entdeckung, die Macbeth fast zum Wahnsinn treibt, verfolgt auch sie; und statt dem freien Entfalten ihrer großen Fähigkeiten, lebt sie ein düsteres, vom Bösen eingeengtes Dasein.

Google

„Nichts ist gewonnen, Alles ist verspielt,
Ist unser Wunsch ohn' uns're Ruh' erzielt.
Weit sich'rer ist's das alte Haus zu schonen,
Muß man im neuen nur mit Sorgen wohnen." *)

Aber kein Wort der Klage äußert sie gegen den Gatten, sowie sie nie vergißt, daß sie seine ganze, seine einzige Stütze ist. Und indem sie so nur in ihm lebt, ist sie sich kaum bewußt, wie wenig er für sie, wie sie für ihn Alles thut. Die angeführten, tief traurigen Worte waren ihr entschlüpft, da sie allein war; doch kaum tritt Macbeth ein, so verschließt sie das eigene Weh, um mit dem Tone der Ermuthigung und mit liebevollem Verständniß sich nur in ihm zu fühlen:

„Wie nun, Mylord, warum denn so allein,
Mit düstern Phantasien zur Gesellschaft . ."

und

„Kommt, Mylord,
Seid ruhig, und glättet Eure düstern Blicke;
Seid froh und heiter bei dem heut'gen Feste!"

Mit welch' ausdauernder Geduld beruhigt, tröstet, ermahnt sie ihn, so daß mit vollem Rechte er sie seinen „süßen Mahner" nennt. Wohl mag sie's oft in harter Sprache thun, wenn sie im Augenblick der Gefahr nur so sein Benehmen beeinflussen kann; doch kaum ist diese wieder vorüber und sie mit ihm allein, da fällt kein Vorwurf von ihren Lippen, und mit weiblicher Weichheit wirkt sie beruhigend auf seine überreizten Gefühle.

„Dir fehlt das Labsal alles Lebens: Schlaf."

Man glaubt die innige Stimme des Mitleids zu hören. Auch in der schon angeführten Schilderung von Macbeths leitenden Charaktereigenschaften sehe ich einen Beleg für ihre Liebe. Denn nur dieser war solches Verstehen möglich, nur sie konnte so erfassen, was in ihm rein und edel ist.

Doch unter dem Einflusse gemeinsamer Schuld mußte zuletzt der Beiden Liebe sterben, — hört man zuweilen sagen. Ich aber glaube, daß dies gegen den Geist der Dichtung wäre. Shakespeare zeichnet die Charaktere seiner Helden in großen Linien; ein solch' kleinlicher Schatten hätte ihnen die Klarheit geraubt. Und als klein müßte er bezeichnet werden, denn in keiner Weise beeinflußte er die Ereignisse. Mir aber scheint er gar nicht vorhanden. Lady Macbeth bleibt bis zuletzt der sich gestellten Aufgabe treu. Es ist sogar gerade das Bewußtsein derselben, welches allein sie so lange aufrecht hielt. Kaum ist Macbeth in's Feld gezogen und bedarf ihrer nicht mehr, — aber auch erst dann, — so verläßt sie ihre Kraft. Ueberwältigt von den Schrecken der begangenen That, giebt sie im Schlaf ihren Seelenqualen Ausdruck:

---

*) Die Uebersetzung der beiden letzten Zeilen drückt den Gedanken nicht aus:
'T'is safer to be That which we destroy
Than by destruction dwell in doubtful joy.

Google

„Seit Seine Majestät in's Feld gezogen, habe ich sie gesehen, wie sie vom Bett aufstand, ꝛc., —“

erzählt die Kammerfrau. Doch ist mit ihrer Selbstbeherrschung der Gedanke an den Gatten keineswegs von ihr gewichen. Wenn sie in der Unruhe des zerrissenen Gemüthes in wachem Schlaf von ihrem Bette aufsteht, so ist es um an ihn zu schreiben:

„Ich hab' sie gesehen wie sie . . Papier herausnahm, zurechtlegte, beschrieb, las, siegelte . . .“

Indem der Dichter in der kurzen Schilderung der Kammerfrau dies betont, lag es gewiß in seiner Absicht zu zeigen, daß die Seelenverbindung zwischen den Gatten noch bestehe, wie schon der erste Brief von Macbeth an seine Frau das innige Verhältniß zwischen ihnen bezeichnete. Ein Wort des Vorwurfs gegen Macbeth hören wir auch jetzt nicht, da sie das Entsetzliche der Mordnacht und was ihr folgte in der gepeinigten Erinnerung nochmals durchlebt. Und er hat doch ebenso sehr ihr Schicksal gestaltet, als wie sie das seine! Auch er erscheint jetzt ohne Halt gegen die Schrecken des Gewissens, unter der Herrschaft von Stimmungen, die über die ganze Tonleiter der Seele sich erstrecken, hin- und hergeworfen von Verzweiflung und Verzweiflungsmuth. — Mit ihrer Trennung bricht der Beiden Existenz zusammen.

Der Ausruf Macbeths, mit dem er die Todesnachricht der Königin empfängt, wird nicht selten als Beweis der erkalteten Liebe betrachtet:

. . . „Sie hätte später sterben sollen:
Da hätt' für so ein Wort sich Zeit gefunden.“

Es ist dies jedoch nur der Ausdruck der tiefsten Melancholie, der völligen Verödung, des Abgestumpftseins gegen Alles, was ihm noch begegnen könnte. Er ist so gebrochen, daß er nichts mehr fürchten, nichts mehr empfinden kann:

„Ich habe fast, was fürchten heißt, vergessen . . .
. . . Ich bin schreckenssatt:
Entsetzliches, bei meinen Blutgedanken
So ganz zu Haus, erregt kein Zucken mehr.“

Er giebt hier selbst die Erklärung: Das Gemüth des Mörders ist so voll von Todesschrecken, daß der Tod der Gattin sogar ihn nicht mehr zu bewegen vermag. Aber in so kurzer Zeit die Liebe zu verlieren, die der leitende Einfluß, die bewegende und haltende Kraft seines Wesens gebildet hatte — das wäre gegen die menschliche Natur gewesen, und deshalb auch gewiß gegen die Absicht Shakespeares. — Die Schuld, wenn sie von einem Menschenherzen Besitz ergriffen, bringt ihm düstere Oede; das ist der ethische Gedanke, dem er hier Ausdruck geben wollte. Hätten Macbeth und seine Frau nach der Sühne weiter leben können, so wäre ihre Liebe unvermindert wieder an ihre alte Stelle getreten. Mit dem Auferstehen des „idealen

Google

Menschen" in ihnen mußte auch die Liebe wieder leben, denn sie bildete dessen stärkstes Element.

Es fällt schwer, in dem Denken der Lady Macbeth eine Spur des Transcendentalen zu entdecken. Zu klar, um gleich ihrem Gatten sich von übernatürlichen Zeichen beeinflussen zu lassen, hat sie nur Verachtung für die ahnungsvollen Vorbedeutungen der Mordnacht, für die Erscheinung des blutigen Dolches, — während die Erscheinung von Banquos Geist ihr unsichtbar bleibt:

„Das ist genau, was Deine Furcht Dir malt;
Ein Luftbild, wie der Dolch, der, wie Du glaubst,
Zu Duncan Dich geführt."

Ihre Anrufung der bösen Geister, die ihr zur Grausamkeit verhelfen sollen, ist auch nicht als gläubige Invocation einer höheren geistigen Macht aufzufassen, sondern als das Bestreben, die Gefühle dem Vorhaben dienstfertig zu machen, als ein Befehl des thatbereiten Willens an die widerstrebende Innerlichkeit. — Wenn Lady Macbeth der Prophezeiung der Hexen Bedeutung beilegt, so ist das wieder nicht im Glauben an ihre höhere Kraft, sondern höchstens an ihr größeres Wissen. Immerhin ist hier „der Wunsch Vater des Glaubens." Das Schicksal hat die Krönung bestimmt, welche die Hexen nur bestätigen. An das Schicksal glaubt sie und an die eigene That. Dieses bestimmt, sie vollführt seine Decrete. Es ist der Fatalismus einer energischen Natur. Und mit diesem erfaßt sie auch die Folgen ihrer Handlungen und nimmt sie an als ein unwiderruflich Bestimmtes.

Macbeth: If we should fail?
Lady Macbeth: We fail!*)

An anderer Stelle:

„Was zurückzunehmen
Man nicht vermag, soll man zurück nicht rufen.
Gescheh'nes ist gescheh'n!"

und später noch einmal:

„Was geschehen ist, wird nicht mehr ungeschehen."

So wenig als Fatalismus Ergebung, ist Entsetzen Reue. Auch nachdem die starken Saiten dieses Charakters gerissen sind, und Lady Macbeths That in ihrer ganzen Schrecklichkeit sie verfolgt, ist es doch mehr das Schuldbewußtsein, die Nemesis der Erinnerung, die sie erfüllt, als die wahre Reue, welche nach der Verzweiflungsnacht einen Hoffnungsstrahl am dämmernden Himmel sieht:

„Die Hölle ist finster!"

---

*) Die deutsche Wiedergabe ermangelt hier der furchtbaren, kurzen Bestimmtheit in der Antwort der Lady. Wörtlich übersetzt hieße es: Sollte es uns mißlingen? — Mißlingt's uns! —

Google

sagt sie mit schaudernbem Erbeben: Die Hölle ist die festgesetzte Strafe für ein Vergehen wie das ihre. Und mit fatalistischer Logik acceptirt sie die unvermeidlichen vom Schicksal bestimmten Folgen ihrer That.

Dieses Wort der Hölle ist das einzige, welches auf einen Glauben deutet an eine außerirdische Existenz; gleich dem an die bösen Geister — wenn man die schon genannte Anrufung derselben als Glauben gelten lassen wollte, — wendet er sich an die dunklen Mächte, an die Gewalten des Bösen! Und nur sie deuten matt auf ein herüberreichendes Transscendentales in ihre geistige Existenz. Der einzige wirkliche Leitstern dieser mächtigen Frau war ihr Wille; rücksichtslos über Alles hinweg folgte sie seinem unheimlichen Leuchten. Am Ende ihrer Bahn erlosch er und ließ sie im Dunkel. So blieb bis zum Ende auch das Dämonische in ihr sich treu.

Der letzte Gedanke, der durch Lady Macbeths gequältes Gemüth zieht, ist an den ermordeten Banquo. Es ist, als ob sein Geist vom Jenseits ihr bedeutete, daß sie sich bereit halten solle, ihm zu folgen.

„Zu Bett, zu Bett!“

ist ihr letztes Angstgeflüster; und es wird zum Ausdruck des Sehnens nach Ruhe, — der Grabesruhe. — —

Nach dem düstersten Tagesende, wenn die Sonne hinter schweren Wolken untersank, bleibt doch ein sanftes Licht zurück; an einem fernen Himmelsfleck mag es sich vielleicht zeigen, als rührte es nicht vom Sonnenuntergange her, und dennoch erfüllt es uns mit der Ahnung einer Morgenröthe. Shakespeare wollte nicht unser Gemüth für Lady Macbeth mit Interesse, Bewunderung, Mitleid bewegen, um uns dann ihren hoffnungslosen Untergang zu zeigen. Ein Lichtstrahl fällt durch den Spalt im dunklen Gewölbe und läßt den Himmel darüber erkennen, und ich sehe ihn in der Andeutung des guten Doctors:

„Ich habe solche gekannt, die im Schlafe wandelten, und fromm in ihrem Bett gestorben sind.“

Ja, auch solche, welche die Verzweiflung erfaßt hatte, finden im Sterben sich selber wieder und im Tode Gott.

Durch diese Trostesworte wollte uns „der Dichter der sittlichen Weltordnung“ auf den tief im Stücke selbst begründeten Trost hinweisen: Lady Macbeth hat schwer gefehlt, sie hat aber auch ebenso schwer gelitten; sie hat ihre Schuld mit dem Leben gebüßt, denn ihr Schmerz brachte ihr den Tod. So hat sich zuletzt doch das Edle ihrer Natur am Niedrigen gerächt und über es gesiegt.

Sie hat gesühnt, und Sühne ist Hoffnung. So will es die poetische Gerechtigkeit, denn sie ist ein Abbild der göttlichen.

Google

Unheilbar.

Von

I. Zangwill.

— London. —

„Meine Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nahe bei der Hölle. Ich bin geachtet gleich denen, die zur Hölle fahren; ich bin wie ein Mann, der keine Hilfe hat. Ich liege unter den Todten, verlassen wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen. Du hast mich in die Grube hinuntergelegt, in die Finsterniß und in die Tiefe, Dein Grimm drückt mich und Du drängest mich mit allen Deinen Fluthen. Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend; Herr, ich rufe Dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu Dir. Warum verstößest Du, Herr, meine Seele und verbirgst Dein Antlitz vor mir? Dein Grimm gehet über mich, Dein Schrecken drücket mich!"

„Du machst, daß meine Freunde und Nächsten und meine Verwandten sich ferne von mir thun, um solches Elendes willen!"

Psalm LXXXVIII.

In dem kleinen Hospital herrschte eine unruhige Stimmung. Es war der Tag, an welchem die Kranken ihre Freunde und Verwandten empfangen durften, und man erwartete sie jetzt in wenigen Minuten. Die Unheilbaren sollten bald die letzten Neuigkeiten aus dem Ghetto hören. — Selbst für diese unglücklichen, gebrochenen Wesen besaß das Leben noch viel Anziehendes. Treu dem jüdischen Charakter bis zum Ende, hungerten sie nach Neuigkeiten und Klatschereien aus ihren früheren Kreisen. — Es war eine unansehnliche, kleine Anstalt; zwei Eckhäuser, die mit einander verbunden waren, in einem elenden, ärmlichen Viertel des östlichen London, die hauptsächlich durch wöchentliche Beiträge von einigen Pence von den Armen selbst erhalten wurde. Fallsüchtige, Gelähmte, Rückenmarkkranke und andere hoffnungslos Leidende fanden hier freundliche und theilnahmvolle Aufnahme. Den armen Kranken fehlte hier nichts weiter, als eben die Gesundheit. Sie hatten sogar eine kleine Synagoge, so daß auch ihren religiösen Bedürfnissen Genüge geschah.

Für die Frauen war eine besondere Abtheilung eingerichtet, als ob diese oftmals grotesken Ueberreste sich noch gegenseitig durch geschlechtlichen Unter-

Google

schied stören könnten. Aber die Rabbiner kannten die menschlichen Schwächen. — Die lustige, kleine, fallsüchtige Lea mit dem Wasserkopf hatte ihren Stuhl in die Männerabtheilung hinuntertragen lassen und kokettirte mit dem blinden, tauben Mann, der die Blindenbibel auswendig kannte und ernsthaft und ruhig, wie der heilige Antonius, weiterlas. — Der schwachköpfige Moses hatte sich in das Damenzimmer hineingemacht und machte, ohne sich um die hübschen, christlichen Schwestern mit ihren kleidsamen, weißen Mützen und Schürzen zu bekümmern, einem entsetzlichen, Schrecken einflößenden Krüppel mit einer Habichtsnase, die hauptsächlich dazu gemacht schien, eine große, runde Hornbrille zu tragen, die Cour. Wie die meisten der Patienten, war auch diese aufgestanden und hatte eine dem festlichen Tage entsprechende Toilette gemacht.

„Lea sagt, sie würde sich glücklich schätzen, wenn sie so wie Du gehen könnte," sagte Moses in schmeichlerischem Tone. „Sie sagt immer, Milly kann so wunderschön gehen; sie kann die ganze Länge des Gartens hin und zurück gehen."

Auf Millys bleichem, abgemagertem Gesicht spiegelte sich ein mitleiderregendes Lächeln dankbarer Anerkennung.

„Rebekka, Du weinst schon wieder," sagte eine schwarzäugige Zwergin, als sie die verwelkte Hand ihrer Freundin in die ihrige nahm, „Du bist wieder ganz traurig, Rebekka; Dein Buch ist ganz naß von Deinen Thränen."

„Nein! Ich bin gar nicht traurig," erwiderte die blasse Russin mit den großen, melancholischen Augen, „Du mußt nicht glauben, daß ich weine, weil ich nicht glücklich bin. Wenn ich traurige Geschichten lese, traurig und hoffnungslos, wie mein eigenes Leben, dann fühle ich mich glücklich."

Die Zwergin lächelte mit ungläubiger Miene: „O, ich glaubte, Du weintest, weil Du an Deine Liebesgeschichten dachtest."

„Ich," sagte Rebekka, „ich habe mein Bein zu früh verloren, um Liebesgedanken gehabt zu haben. Nein, ich denke nur an den 88. Psalm, und dann muß ich weinen: ‚Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend, Herr! Ich rufe Dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu Dir! Freunde und Nächste und meine Verwandten halten sich ferne von mir, um solches Elendes willen!' Ja, ich war noch ein Kind, als ich nach Königsberg gehen mußte zu einem Doctor, der mir das Bein abgenommen hat."

Rebekkas Antlitz glühte vor innerer Erregung.

„Seid ruhig," flüsterte die Zwergin und blickte warnend nach einem Bette hin, auf welchem eine blasse, hagere Frau sich ruhelos mit geschlossenen Augen hin- und herwarf.

„Die versteht kein Englisch," sagte die Russin stolz.

„Glaube das nur nicht. Sieh nur, wie schnell die Schwestern unser Jüdisch gelernt haben."

Google

Rebekka schüttelte den Kopf: „Sarah ist eine Polin," sagte sie, „und die Polen können viele Jahre hier leben und lernen doch nichts."

„Ich bin krank, krank, krank!" schrie eine alte, zusammengeschrumpfte, polnische Großmutter in Deutsch, als ob sie Rebekkas Meinung bestätigen wollte. Sie hockte wie ein Affe auf ihrem Bett und zankte den ganzen Tag mit den Schwestern wegen der geöffneten Fenster: sie haßte frische Luft über Alles. — Gleich nach ihrem Klagen drang entsetzliches Geschrei aus einem anstoßenden Zimmer, gleichsam um den Besucher zu überzeugen, daß er sich nicht in einem „Barnum'schen Museum" befände, sondern daß alle diese Monstrositäten lebend und echt waren. Die hübsche, junge Schwester Margarethe, noch nicht an diese Scenen des Elends gewöhnt, war von Mitleid ergriffen, als vor ihr das aschfarbige, schweißtriefende Gesicht der schlagflüssigen Kranken auftauchte, welche zitternd in dem großen Lehnstuhl saß. Ihre unförmig geschwollenen Hände ruhten auf Luftkissen, ihr ganzer Körper war von unsäglichen Schmerzen gemartert; sie schien ohne alle Verbindung mit der Außenwelt; und doch war sie krankhaft argwöhnisch, daß ein langsam tödtendes Gift in ihre Speise gemischt würde, und fluchte mit unheimlicher Energie Allen, die ihr nahe kamen.

Sarah hatte unterdessen ruhig und schweigend gelegen, ihr weißes, leidenschaftloses Antlitz verrieth nicht das verzehrende Feuer, das in ihrem Innern wogte. Sie hatte ein ernstes Gesicht, das Spuren früherer Schönheit trug. Sie schien allein und verlassen unter den Kranken, allein und verlassen wie ihr ganzes Leben war. Ihre Jugend hatte sie in dem Warschauer Ghetto zugebracht, wo sie sich vor neunzehn Jahren, als sie kaum ihr sechszehntes Jahr erreicht, verheirathet hatte. Ihr einziger Sohn, ein junger Mann, auf den die englische Umgebung keinen wohlthuenden Einfluß gehabt, war schon vor einigen Jahren nach Südafrika gegangen, um dort mit den Kaffern zu handeln. Ihr Mann hatte sie jetzt seit vierzehn Tagen nicht besucht.

Als die Besucher der Kranken endlich eingelassen wurden, verschwand Sarahs Gleichgiltigkeit; sie hatte sich auf die Seite ihres Körpers, welcher nicht gelähmt war, gestützt und saß, so gut sie es konnte, aufrecht. — Aber nach und nach verlor sich alles Interesse aus ihren großen, grauen Augen. Es war ein Gesumme von Stimmen in dem Saal: das wasserköpfige Mädchen war der Mittelpunkt einer lustigen, ausgelassenen Gruppe; die alte polnische Großmutter fluchte ihren Enkeln, weil sie nicht kamen, und schalt ihnen, wenn sie da waren. — Jeder hatte seinen Besuch, den er küssen, oder mit dem er sich auszanken konnte. — Einige ihrer Bekannten näherten sich Sarahs Schmerzenslager, aber sie war zu stolz, um diese nach ihrem Manne zu fragen: die bedeutungsvollen Blicke, die in der Richtung ihres Bettes gesandt wurden, trafen sie wie glühende Pfeile. — Sie bat eine der Schwestern, einen Schirm um ihr Bett zu stellen, der sie vor den neugierigen Blicken der Besuchenden schützen sollte: ihr Mann, wenn er kam, würde sie schon zu finden wissen. —

Google

„Wehe mir! wehe mir!" jammerte die alte polnische Großmutter, „welche Sünden habe ich begangen, daß ich den Fluch solcher Enkelkinder tragen muß. — Ihr kommt blos her, um zu sehen, ob die alte Großmutter schon todt ist. — Ach! Ich bin so krank, so krank, so krank!"

Die Dämmerung brach herein; die weißen, verlassenen Betten sahen geisterhaft aus in dem dunkelnden Zwielicht. — Jetzt war der letzte Besucher fortgegangen. Sarahs Mann war nicht gekommen. —

„Er ist vielleicht nicht wohl," sagte Schwester Margarethe in ihrem besten Jüdisch, „oder er ist von seiner Arbeit zu sehr in Anspruch genommen, Frau Kretznow. Es giebt jetzt genug zu thun, die Geschäfte gehen sehr gut." Sie und Sarah waren die Einzigen in der Anstalt, die von der Kretznow'schen Skandalgeschichte nichts wußten; ihre Jugend und ihr sanfter, jungfräulicher Charakter hatten die junge Schwester dagegen geschützt.

„Er hätte schreiben können," erwiderte Sarah voller Bitterkeit, „aber er ist meiner überdrüssig. — Ich liege hier jetzt über ein Jahr, der Fluch Hiobs lastet auf mir."

„Soll ich ihm . . . schreiben?" fragte Schwester Margarethe zögernd.

„Nein! Er sollte hören, daß ich an seinem Herzen anklopfe."

„Aber" — fuhr Schwester Margarethe leiser fort.

„Laß mich in Frieden," schrie die Kranke wie ein verwundetes Thier.

Die Oberin berührte sanft den Arm der jungen Schwester und zog sie mit sich fort. „Ich werde ihm schreiben," flüsterte sie. —

Die Nacht kam, aber kein Schlaf für Sarah. Sie warf sich unruhig hin und her auf ihrem einsamen Schmerzenslager. — Ihr Mann konnte sie sicherlich nicht vergessen haben; sie würde nicht so bis zu ihrem Tode liegen, bis zum Tode, der noch so weit entfernt war. Ihr starkes, religiöses Gefühl verbot ihr, den Tod herbeizuwünschen; sie war in die Anstalt gegangen, um ihrem Manne den Anblick ihrer Leiden zu ersparen; sollte sie nun für immer von ihm geschieden sein? Sollte sie sich nie mehr an dem Anblick seiner Kraft erfreuen können?

Am nächsten Tage kam er. Ein großer, starker Mann mit dunkler Gesichtsfarbe, kohlschwarzem Haar und Bart und dicken, sinnlichen Lippen. Er stand da mit gesenktem Haupt, als ob er sich vor ihren ernsten, fragenden Augen verbergen wollte. Schwester Margarethe eilte herbei, um Sarah zu sagen, daß ihr Mann gekommen sei. Das Gesicht der Kranken strahlte vor freudiger Ueberraschung.

„Stellen Sie den Schirm auf! Schnell!" sagte sie zur Schwester, und vor den neugierigen Augen ihrer Umgebung geschützt, drückte sie den Kopf ihres Mannes an ihren verwelkten Busen und küßte ihn auf die Stirn. —

„Man sagte mir, Du wärest am Sterben," flüsterte er ihr zu. Ein milder Glanz strahlte aus ihren großen Augen:

Google

„Du hast Recht, Herzel, mein Geliebter, ich sterbe auch vor Sehnsucht nach Dir."

„Aber — die Oberin schrieb mir so drängend." Er fühlte, wie ihr Busen sich krampfhaft hob und senkte. Sie stieß ihn mit beiden Händen zurück. —

„Oh, Närrin! Gottes Närrin, die ich bin — ich hätte es wissen können, daß heute nicht Besuchtag ist! Sie haben Mitleid mit mir, sie sehen meinen Kummer, alle Welt spricht darüber." Er fuhr zusammen.

„Sprechen sie zu Dir über mich?" stammelte er.

„Ich habe sie nicht um ihr Mitleid gebeten, aber sie konnten sehen, wie ich litt; man kann nicht immer seine innersten Gefühle verbergen."

„Sie haben kein Recht, über mich zu schwatzen," fuhr er in trotzigem Tone fort.

„Sie haben wohl ein Recht," erwiderte sie grimmig, „wenn Du mich nur einmal besucht hättest; sage mir, warum bist Du nicht ein einziges Mal gekommen?"

„Ich, ich . . . bin auf dem Lande gereist mit billigen Schmucksachen, das Schneidern geht so schlecht augenblicklich."

„Sieh' mir in die Augen. Schwöre mir beim Gesetze Moses. Nein, es ist eine Lüge — möge Gott Dir vergeben — sage, warum bist Du nicht gekommen?"

„Ich habe es Dir schon gesagt."

„Das kannst Du der Ungläubigen vorreden, sage mir, warum bist Du nicht gekommen? Ist es denn zu viel verlangt, wenn ich Dich bitte, mir eine oder zwei Stunden in der Woche zu widmen! Wenn ich nur ausgehen könnte, wie manche von den Kranken, dann würde ich zu Dir kommen; aber Du bist meiner ganz und gar überdrüssig."

„Nein! Nein! Sarah!" sagte er mit leiser Stimme.

„Warum denn —"

Scham und Verwirrung bedeckte sein Gesicht; er wendete sich von ihr ab. — „Ich wollte nicht kommen," sagte er endlich verzweifelt.

„Warum nicht?" Dunkelrothe Flecke wechselten mit der Blässe ihrer Wangen; ihre Brust wollte zerspringen.

„Kannst Du denn nicht verstehen?"

„Was? Was kann ich nicht verstehen? Ich sage grün, und Du sagst blau."

„Ich antworte nur auf Deine Fragen."

„Nein, Du antwortest gar nichts."

„Keine Antwort ist auch eine Antwort," knurrte er wie ein bissiger Hund, der in die Enge getrieben ist; „Du verstehst mich sehr wohl; Du hast selbst gesagt, daß es öffentliches Gerede sei."

„Aah! Aah!" schrie sie mit von Verzweiflung erstickter Stimme. Ihr weiblicher Instinct hatte ihr endlich die Wahrheit gesagt und ließ sie Alles errathen. Sie hatte seit langer Zeit das finstere Schattenbild zurück-

Google

geschlagen, aber jetzt trat es wieder vor sie hin mit entsetzlicher Deutlichkeit. Sie ließ den Kopf auf die Kissen sinken, ihre Augen schlossen sich; unschlüssig und verlegen beugte er sich über sie.

„Ach! So krank, so krank, so krank!" stöhnte die alte Großmutter.

„Du sagst, sie bedauern Dich, wenn sie von uns sprechen," sagte er endlich mit trotzigem Ausdruck; „und haben sie kein Mitleid mit mir?"

Ihr Stillschweigen machte ihn starr.

„Aber Du! Du, Sarah! Du hast doch Mitleid mit mir? Du verstehst mich!"

Nach einer kleinen Weile öffnete sie die Augen: „Was? Du bist noch immer hier?"

„Ja," sagte er, „Du siehst, ich bin Deiner nicht überdrüssig, Sarah, mein Leben! Ich wollte nur . . ."

„Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß," sagte sie mit Bitterkeit. „Geh' zu Haus! Geh' zu ihr!"

„Ich will nicht zu Haus gehen!"

„Dann gehe in's Verderben, wie die Rotte Korah!"

Er ging langsam und schwerfällig hinaus. In der folgenden Nacht wurde die einsame Hölle, in der sie lebte, noch einsamer und grausamer gemacht, dadurch, daß einen Augenblick die Pforten des Paradieses vor ihr eröffnet wurden. Das Paradies von Adam und Eva und von der verbotenen Frucht. Tagelang verharrte sie in diesem kalten Stillschweigen; die sympathischen Ausdrücke ihrer Leidensgenossen ließ sie unbeachtet. Was vermögen Worte, was können Mitleid und Sympathie, um die Flammen der Eifersucht, die sie verzehrten, zu kühlen? Am nächsten Besuchstage fand er sich wieder im Corridor ein, halb voll Reue, halb voll Trotz. Gegen Abend ging er nach Hause, um Trost bei seiner neuen Gefährtin zu finden, dann stellte er seine Besuche ganz ein.

Wenn man Tag und Nacht auf dem Rücken liegt und nicht schlafen kann, hat man viel Zeit zum Nachdenken. Dieselbe Lage stellt sich in allen möglichen Formen vor unserem Geiste dar, wenn man von der dämmernden Morgenstunde bis zum Zwielicht des Abends an nichts Anderes denken kann. — Was sollte aus ihrem Manne werden? — Er würde verdammt sein im zukünftigen Leben, gerade so, wie sie es jetzt schon war; aus der Gemeinschaft der Gläubigen würde er ausgestoßen sein. — Dieser entsetzliche Gedanke quälte sie Tag und Nacht. — Endlich entschloß sie sich und bat die Oberin, einen Brief an ihren Mann zu schreiben und ihn zu bitten, sie zu besuchen. — Er ließ nicht lange auf sich warten. — Verschämt und verlegen stand er vor ihrem Bette; ihr hartes, strenges Gesicht wurde weicher, als sie ihn vor sich sah; ihr Busen hob und senkte sich vor Aufregung; unterdrückte Seufzer erstickten sie beinahe. —

„Du hast mich rufen lassen," begann er endlich mit leiser Stimme.

Google

„Vielleicht glaubst Du wieder, daß ich im Sterben liege," antwortete sie bitter.

„Das ist nicht so, Sarah; ich würde auch gekommen sein, wenn Du nicht geschrieben hättest, aber Du hattest mir verboten, mein Angesicht vor Dir zu zeigen."

„Ich habe es zwanzig Jahre lang gesehen, jetzt kommt eine Andere an die Reihe."

Er schwieg still.

„Ja, es ist wahr, ich liege auf meinem Todtenbette."

Er blickte sie erschüttert an.

„Ist es nicht wahr? — In diesem Bette werde ich sterben; aber Gott allein weiß, wie lange ich hier noch liegen werde."

Ihre unheimliche Ruhe erschreckte ihn.

„Und bis der Allmächtige — gesegnet sei sein Name — mich zu sich nimmt, wirst Du als Sünder leben."

„Das ist nicht meine Schuld; der Allmächtige hat mich schwer geschlagen. Ich bin noch ein junger Mann."

„Es ist Deine Schuld," rief sie mit flammenden Augen. „Du Lästerer, Du! Das Leben ist Dir süß; aber wer weiß, vielleicht stirbst Du vor mir!"

Sein Gesicht wurde todtenblaß.

„Ich bin noch ein junger Mann," wiederholte er trotzig.

„Hast Du vergessen, was Rabbi Eliöser sagt: ‚Bereue Deine Sünden, ehe Du stirbst!' das heißt: Bereue heute, denn wer weiß, was kommen wird."

„Was soll ich denn thun?"

„Verlasse sie!"

„Nein! Nein!" unterbrach er sie, „das ist unmöglich. — Ich kann es nicht, ich fühle mich so einsam."

„Verlasse sie!" fuhr sie unerbittlich fort. — „Verlasse Dein Weib!"

„Was sagst Du? — Mein Weib? — Aber sie ist nicht mein Weib. — Du bist mein Weib!"

„Das weiß ich: verlasse mich! Verschaffe mir Gett." (Ehescheidung.)

Sein Athem stockte; sein Herz schlug, als wollte es zerspringen.

„Verschaffe Dir Gett?" flüsterte er mit bewegter Stimme.

„Ja! Warum hast Du Dich nicht von mir scheiden lassen, als ich unser Heim verließ, um hierher zu gehen?"

Er wandte sich von ihr ab.

„Ich habe wohl daran gedacht, aber. . ."

„Nun, aber?" — Es schien ihm, als ob ein verächtliches, kaltes Lächeln um ihre Lippen spielte. — „Nun? Aber?"

„Mir war bange."

„Bange," lachte sie mit Bitterkeit. — „Bange? Vor mir, einer armen, schwachen, bettlägerigen Frau?"

„Mir war bange, daß es Dich unglücklich machen würde."

Google

Das bittere Lächeln wurde weicher, aber nach einem Augenblick schrecklicher als zuvor: „Und deshalb hast Du mich glücklich gemacht?"

„Sarah! Bestrafe mich nicht mehr, als ich verdiene. — Ich glaubte nicht, daß die Leute so grausam sein würden, Dir Alles zu erzählen."

„Deine eigenen Lippen haben es mir gestanden."

„Nein! Nein! Ich schwöre es bei meiner Seele," rief er voll Verzweiflung.

„Deine Augen haben Dich verrathen."

„Das habe ich befürchtet," sagte er. — „Da sie zuerst zu mir kam, wagte ich nicht, Dich zu sehen. — Das war die Ursache, daß ich weggeblieben bin, obgleich es stets mein innigster Wunsch war, Dich zu sehen, Sarah, mein Leben! — Ich war bange, Dir in die Augen zu sehen. — Ich wußte, Du würdest mein Geheimniß in den meinen lesen; deshalb war mir bange. Glaube mir, Sarah!"

„Bange! Bange!" wiederholte sie mit Bitterkeit. „Bange, ich würde sie Dir auskratzen! Nein! Es sind gute, liebe Augen; haben sie nicht in mein Herz geblickt? Zwanzig Jahre lang sind sie das Licht meines Lebens gewesen. Deine Augen und die meinen! Haben sie nicht unsere Kinder sterben sehen?"

Krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme vollständig. „Und sie," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „hat sie Dich nicht aufgefordert, Gett zu verschaffen?

„Nein, sie war gewillt, ohne Gett mit mir zu leben. — Sarah, ich bitte Dich, sieh' mich nicht so an; es ist der Wille Gottes. Es war um Deinetwillen, Sarah, daß sie nicht mein rechtmäßiges Weib geworden ist, sie wollte Dir diesen Schmerz ersparen."

„Jawohl! Ihr habt Beide sehr zartfühlende Herzen. — Sie ist eine Mutter in Israel, und Du bist der wahre Sohn unseres Vaters Abraham."

„Glaubst Du denn nicht, was ich Dir sage?"

„Ich brauche Dir nicht zu glauben und kann trotzdem eine Jüdin bleiben." — Die bittere Ironie wurde jetzt wilde Leidenschaft. — „Ach was?" schrie sie heftig, „wir dreschen leeres Stroh. Glaubst Du, daß ich das Gesetz nicht kenne? Ich, die Enkelin von Rabbi Schoumi — das Andenken des Gerechten sei gesegnet — glaubst Du, daß ich nicht weiß, daß Du keine Scheidung von mir erlangen könntest? Von mir, die Dir rechtmäßige Kinder geboren hat; von mir, die Dir nie ein Leid zugefügt hat. Ich spreche nicht von den ‚Beth-Din', denn in diesem gottlosen Lande befolgt man nicht die Gesetze, und von den englischen ‚Beth-Din' würdest Du es unmöglich finden, den Gett zu erlangen, obgleich Du mich nicht in diesem Lande geheirathet hast, noch nach den Gesetzen dieses Landes. Ich spreche von unseren eigenen Rabbonin. Du weißt sehr wohl, daß nicht einmal der Maggid Dir Gett geben würde, blos deshalb, weil ich bettlägerig bin. Und das ist es, was Du befürchtest."

Google

„Aber wenn Du wolltest," sagte er hastig, ohne den höhnischen Ausdruck ihres Gesichtes zu bemerken.

Seine Bereitwilligkeit, das Opfer von ihr anzunehmen, wirkte wie Salz auf ihre Wunden.

„Du verdienst, in der tiefsten Hölle zu brennen," schrie sie voll wilder Leidenschaft.

„Der Allmächtige ist barmherziger als Du," antwortete er, „er hat es verordnet, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, und doch meiden mich die Leute, sie verleumden mich — und sie — sie wird vielleicht eines Tages gezwungen sein, mich wieder der Einsamkeit zu überlassen." Seine Stimme zitterte vor tiefer, innerer Erregung: „Du, Du hast Freunde hier, die Wärterinnen, die Besucher — ich habe nichts. Es ist wahr, Du hast mir Kinder geboren, aber sie sind dahingewelkt, wie unter einem Fluch. Mein einziger Sohn ist über das Meer gegangen; er hat keine Liebe weder für Dich noch für mich."

Die Erinnerung an ihren gemeinsamen Kummer hatte sie weicher gestimmt.

„Geh'," flüsterte sie, „geh'! Und schicke mir den Gett. Gehe zum Maggid, er kannte meinen Großvater, er wird wissen, wie die Sache gemacht werden muß. Sage ihm, daß es mein Wunsch ist."

„Gott wird Dich belohnen, wie kann ich Dir genug danken!"

„Was kann ich sonst für Dich thun, mein Herzel; ich, die ich gezwungen bin, das Brot des Fremdlings zu essen. Das Sprichwort sagt wahr genug: Wenn man einen Bettler anbettelt, dann muß der liebe Gott lachen."

„Ich will Dir den Gett sobald als möglich schicken."

„Du hast Recht, ich bin Dir ein Dorn im Auge, ziehe ihn sobald wie möglich heraus."

„Du wirst Dich doch nicht weigern, den Gett anzunehmen, wenn er Dir zugestellt wird?" fragte er mit banger Stimme.

„Ist es nicht die Pflicht des Weibes, sich dem Manne unterzuordnen?" erwiderte sie mit bitterer Ironie. — „Nein, fürchte nichts, Du wirst keine Schwierigkeiten haben, mir den Gett aushändigen zu lassen; ich werde ihn nicht dem Boten in's Gesicht werfen . . . und wirst Du sie wirklich heirathen?"

„Ganz gewiß! Ich werde den Leuten nicht ferner Gelegenheit geben zum Klatschen, und sie muß bei mir bleiben. Das ist mein einziger Wunsch."

„Und auch der meinige, Du mußt Deine strafbare Liebe sühnen und Deine Seele retten."

Er zögerte noch immer, zu gehen: „Und Deine Mitgift," sagte er endlich, „wirst Du keine Ansprüche darauf machen?"

„Beruhige Dich; ich weiß kaum, wo mein Cesubah (Trauschein) ist; wozu brauche ich Geld, Du hast ganz Recht, ich habe Alles, was mir nöthig ist. — Ich brauche nicht einmal eine Grabstätte zu kaufen, ich liege schon seit Jahren in einer Freistelle — die Bitterkeit ist vorüber."

Google

Er zitterte vor Bewegung. „Du bist sehr, sehr gut zu mir,“ sagte er — „lebe wohl!“ — Er beugte sich über sie; sie zog die Bettdecke mit fiebernder Hast über ihr Gesicht:

„Nein — küsse mich nicht.“

„Lebe wohl denn,“ stammelte er, „möge der Herr Dir's lohnen.“

Er schlich langsam fort . . .

„Herzel!“ sie hatte ihr Gesicht mit einem verzweifelten Schrei entblößt. Er näherte sich ihr schwerfälligen Schrittes, fürchtend, daß sie ihren Entschluß geändert haben könnte. —

„Schicke es mir nicht, bringe es selbst, ich möchte es nur aus Deiner Hand nehmen.“

„Ich werde es Dir bringen,“ sagte er mit gebrochener Stimme.

Die Tage wurden länger und länger, der Sommer kam und überfluthete den armseligen Krankensaal mit goldenen Sonnenstrahlen. — An dem Abend, an welchem Herzel den Gett brachte, hätte Sarah jedes Wort auf dem Pergament lesen können, wenn ihre Augen nicht von Thränen getrübt gewesen wären. — Sie streckte ihre Hand nach ihrem Manne aus und suchte das Document; er legte es in ihre brennend heißen Finger; ihre Hand schloß sich krampfhaft, dann öffnete sie sich wieder, und das Papier fiel auf den Fußboden. — Sarah war nicht mehr sein Weib.

Herzel war froh, sein glühendes Gesicht verbergen zu können, indem er sich bückte, um das Document aufzuheben. Es dauerte lange, ehe er es gefunden hatte. — Als er sie wieder anblickte, hatte sie sich im Bette aufgerichtet. — Große, heiße Thränen rollten über ihre verwelkten Wangen, aber sie nahm das Document ruhig in Empfang und verbarg es an ihrem Busen.

„Laß es hier liegen,“ sagte sie mit steiniger Kälte, „hier, wo Dein Haupt so oft geruht hat. — Gesegnet sei der gerechte Richter!“

„Du bist doch nicht böse mit mir, Sarah?“

„Warum sollte ich böse sein? — Sie hatten Recht, ich bin nichts weiter als eine todte Frau. Aber Niemand soll den Kaddisch für mich sagen, Niemand für die Ruhe meiner Seele beten. — Ich bin nicht böse, Herzel. — Dein Weib sollte die Sabbathlichter anzünden und das Stückchen Teig in das Feuer werfen. Aber Dein Heim war einsam und verlassen, Du hattest Niemand, der diese Pflichten für Dich hätte erfüllen können. Ich habe hier Alles, was ich brauche. — Und Du wirst auch glücklich sein!“

„Du bist ein gutes Weib gewesen, Sarah,“ sagte er mit tiefer Bewegung.

„Bringe nicht die Vergangenheit zurück, von jetzt an sind wir Fremde!“ sagte sie mit der früheren Bitterkeit.

„Aber ich darf Dich doch von Zeit zu Zeit besuchen?“ Jetzt, wo der Augenblick des Abschieds gekommen war, rührte sich sein Gewissen.

„Willst Du die alten Wunden wieder aufreißen?“

Google

„Lebe wohl denn!"

Zögernd hielt er seine Hand hin, die sie schnell ergriff und leidenschaftlich an ihren Busen drückte.

„Ja! Ja! Herzel! Verlasse mich nicht so. Komm und besuche mich von Zeit zu Zeit, wie ein Freund, wie ein alter Bekannter, den ich in früheren Jahren gekannt habe. — Die Anderen vergessen mich; hier werde ich liegen, vielleicht sogar der Todesengel wird mich vergessen." — Sie drückte seine Hand krampfhaft in der ihrigen, so daß sie ihn schmerzte.

„Ja, Sarah, ich werde kommen, ich werde oft kommen," sagte er schluchzend.

Sie ließ seine Hand los. „Aber nicht, bevor Du verheirathet bist."

„Wie Du willst."

„Du mußt selbstverständlich eine stille Hochzeit haben; in der englischen Synagoge wird man Dich nicht trauen."

„Der Maggid wird mich trauen."

„Du wirst mir doch den Cesubah zeigen, wenn Du das nächste Mal kommst?"

„Ja, ganz gewiß, wenn ich ihn von ihr bekommen kann."

Eine Woche ging vorüber, dann kam er mit dem Trauschein. Sie bewahrte äußerlich ihre Ruhe vollkommen und las das Document aufmerksam durch.

„Gott sei Dank!" sagte sie endlich, als sie es ihm zurückgab. — Sie unterhielten sich noch lange von gleichgiltigen Sachen, von den Nachbarn, von Geschäften. — Als er sich anschickte, zu gehen, sagte sie: „Du kommst doch wieder?"

„Ja! Ganz gewiß werde ich wiederkommen."

„Du bist so gut, Deine Zeit mit mir zu verbringen, aber Deine Frau? Wird sie nicht eifersüchtig sein?"

Er starrte sie verwundert an. „Eifersüchtig auf Dich?" sagte er.

Sie nahm diese Bemerkung in verächtlichem Sinne auf, ihre weißen Lippen zuckten krampfhaft, aber sie sagte nur: „Weiß sie, daß Du hierher gegangen bist?"

Er zuckte die Achseln: „Was weiß ich, ich habe ihr nichts gesagt."

„Dann sage es ihr."

„Wie Du willst."

Eine lange Pause folgte, dann sagte die Kranke: „Willst Du nicht Deine Frau mit herbringen? Dann wird sie sicher sein, daß Du mich nicht mehr liebst."

Es durchzuckte ihn, als wenn er einen Messerstich erhalten hätte. — Nach einer kurzen Pause sagte er: „Ist dies Dein Ernst?"

„Ich bin nicht aufgelegt zum Spaßen. — Bringe sie nur mit, sie wird sich doch nicht weigern, eine arme Kranke zu besuchen. Es ist ein

Google

Mitzwah (eine gute That), die Kranken zu besuchen. Es wird dem Unrecht, das sie gethan, zu Gute kommen."

„Sie soll kommen!"

Und sie kam. —

Einen Augenblick blickte Sarah sie mit brennender Neugierde an, dann schloß sie ihre Augen, als ob sie von der Jugend und Frische der jungen Frau geblendet wäre. Herzels Frau näherte sich ihr schüchtern und unbeholfen, aber sie war wirklich hübsch: ein kräftiges, blühendes Landmädchen aus einem russischen Dorfe, ihre rosigen Wangen glühten von Gesundheit und vor Verlegenheit. Sarahs Herz war wie von tausend Dolchen durchbohrt, endlich fand sie Athem zum Sprechen:

„Gott segne Dich! Gott segne Dich! . . . Frau Kretznow." Sie nahm die Hand der jungen Frau und drückte sie heftig: „Du bist sehr gut, ein armes, krankes Geschöpf zu besuchen."

„Mein Mann wünschte es so," sagte die junge Frau.

„Du thatest Recht, ihm zu gehorchen, Du mußt gut zu ihm sein, mein Kind; während dreier Jahre, die ich hilflos war, hat er mich gepflegt. — Er hat viel gelitten. — Du mußt gut zu ihm sein."

Mit tiefer, innerer Erregung zog sie den Kopf der jungen Frau an ihren Busen und küßte sie; dann mit einem plötzlichen Angstschrei: „Geh' fort, heut!" —

Sie zog die Decke über ihr Gesicht und schluchzte heftig; sie hörte, wie das Paar sich langsam und zögernd entfernte:

„O Gott!" jammerte sie, „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Jetzt laß mich sterben; um der heiligen Patriarchen willen, nimm mich jetzt zu Dir!"

Ihr leidenschaftliches Jammern, das durch die Betttücher halb gedämpft klang, wurde vollständig übertönt von dem herzzerreißenden Geschrei, das aus dem anstoßenden Gemach von der gelähmten Frau kam, die in fortwährender Furcht vor Gift ihr elendes Leben verbrachte. — Ein Schauder ergriff die junge Schwester Margarethe, sie hob ihre schönen, thränenfeuchten Augen gen Himmel. —

„O Christus, Du Sohn Gottes," flüsterte sie, „laß mich für sie sterben!"

Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Aus eines Bildners Seelenleben. Plastik, Malerei und Poesie. Von Gustav Eberlein. Verlag von W. Schultz-Engelhard, Berlin.

Ein Prachtwerk und zugleich ein Kunstwerk — zwei Begriffe, die sich durchaus nicht decken — ein Werk, das abgesehen von seiner hohen künstlerischen Bedeutung — in gewisser Beziehung als Unicum in unserer das Specialistenthum begünstigenden Zeit dasteht; offenbart es doch eine Vielseitigkeit seines Schöpfers, die bei einem modernen Künstler ganz ungewöhnlich ist. G. Eberlein, einer unserer angesehensten Bildhauer, zeigt sich in diesem prächtigen Werke nicht nur als Plastiker, sondern auch als Maler, Dichter — ja auch als Tondichter, obwohl der Titel des Werkes die „Musik“ bescheiden verschweigt. Die Plastik ist natürlich in diesem Falle buchstäblich nur „bildlich“ zu nehmen. Es kann sich nur um plastische Wirkungen handeln, die mit den Hilfsmitteln des Malers und Zeichners erzeugt wurden. Und wie hat es der Künstler verstanden, diese Statuen, vornehmlich die weiblichen Gestalten, in entzückender Formgebung, in reizvollster Haltung, mit Tusche oder Sepia lebendig, rund herauszuarbeiten. Frauenschöne, die er auch als Dichter begeistert preist, verherrlicht der Bildhauer Eberlein mit Vorliebe und zwar in antikisirendem Stile. Wir finden hier mehrere der von ihm ausgeführten Monumentalwerke bildlich wiedergegeben. Lediglich als Maler resp. Zeichner zeigt sich Eberlein in flotten, umrahmenden Blumenstücken und Kreidezeichnungen: reizenden Kinder- und Frauengestalten. —

Die Reproduction dieser großen Kunstblätter durch Photogravüre von Riffarth & Co. ist vorzüglich; man glaubt die Originale mit ihrem vollen individuellen Reiz vor sich zu haben. Dagegen müssen die durch Phototypie wiedergegebenen kleineren Zeichnungen naturgemäß matt und ausdruckslos erscheinen.

Als Dichter wird G. Eberlein nicht gerade auf den Ruhm eines „Neutöners“ Anspruch machen. Es ist keine besonders frappante Originalität in seinen poetischen Bekenntnissen; immerhin erklingt hier manch echter lyrischer Ton, der aus der Brust eines wahren Dichters zu kommen scheint. Wir heben als besonders stimmungsvoll hervor die Gedichte Beschwörung (S. 9) mit der Anfangsstrophe:

> „Holdes Bildniß so theuer,
> Das mir entwich,
> Lüfte noch einmal den Schleier
> Leise für mich . . .“

ferner: „Verzeihen“ (S. 10); „Am Hange“ (S. 22).

Google

Er singt wie andere Poeten Frühlingslieder, giebt seiner Liebe zum deutschen Vaterlande und zu seiner engeren Heimat innigen Ausdruck und preist vor Allem seine Kunst, Frauenschönheit und Liebe. Stürmisch aufwallende Leidenschaft oder jauchzender Uebermuth sind ihm gleich ferne. Er freut sich des Lebens und des künstlerischen Schaffens, ohne Trunkenheit, und schalkhafte Laune wandelt ihn nur gelegentlich an. (Vgl. „Pantöffelchen“ S. 15, „Venus und Amor“ S. 29.)

Der Grundton der Eberlein'schen Dichtung ist würdiger Ernst, und am meisten ergreift uns seine Muse, wenn dieser Ernst in stille Resignation und milde Wehmuth übergeht. Zuweilen hat er gar melancholisch-müde Stimmungen wie in „Mein Wunsch“, mit dem Schluß:

So ohne Beten, Sang und ohne Klang
Und ohne Lob und Preis und ohne Segen,
Und ohne Titel, Ansehn, ohne Rang
Ein Mensch nur, möcht' ich mich zur Ruhe legen.

Durch ergreifenden Ernst und melodischen Zauber bewegen uns das stimmungsvolle „Im Abendroth“, „Am Sarkophage“ und „In ernster Nacht“.

Als Probe seiner lyrischen Begabung sei das kurze Gedicht „Träumereien“ citirt:

So kommt ihr wieder, bitt're Träumereien,
Gedankenvoll,
Wollt, daß ich mich vergangnen Glücks im Maien
Erinnern soll.

Ich glaubte euch schon längst versunken,
Und nun entfacht,
Streut ihr noch einmal eure Himmelsfunken
In meine Nacht.

Sieht man von einigen rhythmischen Freiheiten und Reimfehlern ab, (vgl. S. 3 „Friede“ Str. 3 Zl. 5; und Seite 20 „Veilchen“, wo Vorbild mit (Gewand) hüllt reimt), so ist die Form mit Geschick gehandhabt, und einige der besseren lyrischen Erzeugnisse haben sogar einen melodischen Fluß, der zur musikalischen Interpretation herausfordert. Der letzte Theil des Werkes „Melodien“ bietet denn auch Compositionen Eberlein'scher Gedichte von Herm. Erler, Mary Wurm, Otto Nauwell und von dem Bildhauer-Dichter selbst, der dreien seiner Gedichte: „Ein kleines Lied“, „Gedanken“, „Im Dämmerlicht“ gefällige, sangbare Weisen gegeben hat. —

Die diesen Zeilen beigefügten Illustrationsproben vermögen, in etwa vierfacher Verkleinerung der Originale, leider nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der Schönheit und dem künstlerischen Werthe der großen durch Photogravüre (von Meisenbach, Riffarth & Co.) und Lichtdruck (von Albert Frisch) vorzüglich reproducirten Kunstblätter zu geben. Auch Druck und Einband des Werkes sind sauber und geschmackvoll ausgeführt. Das Werk macht seinem vielseitigen Schöpfer — dessen edel geformten Kopf uns eine Zeichnung in

Google

Relief-Manier vorführt — wie dem Verleger und den technischen Mitarbeitern alle Ehre. Es wird wenige Werke geben, die ein gleich prachtvolles und künstlerisch werthvolles Festgeschenk bilden, wie Eberleins „Aus eines Bildners Seelenleben". —

— l —

Von den „Jüngsten".

Für die Schriftsteller, deren Werke in neuester Zeit besondere Beachtung gefunden haben, und die zum größten Theil den beneidenswerthen Vorzug der Jugend besitzen, ist eine Collectivbezeichnung, deren Berechtigung sie selbst anerkennten, und die für diese jugendlichen Heißsporne unserer Literatur in der That charakteristisch wäre, noch nicht gefunden worden. Es erscheint auch zweifelhaft, ob der Versuch, sie zu einem Gesammtbegriffe, einer sogenannten Schule mit einem einheitlichen Namen, zusammenzupferchen, gelingen wird. Denn die einzelnen Individualitäten und die einzelnen Werke sind himmelweit von einander verschieden. Allerdings treten in ihren Schriften auch starke gemeinsame Züge auf: vor Allem die entschlossene, rücksichtslose, heftige und in der Form keineswegs wählerische Opposition gegen die Autoren, die in den letzten Jahrzehnten vor Allem das Interesse des deutschen Publicums gefesselt und dessen Sympathie gewonnen haben; der unverkennbare Einfluß, den die Führer der neuliterarischen Richtung in Frankreich, Rußland und Skandinavien, namentlich Zola, Tolstoi und Ibsen, auf ihre geistigen Schöpfungen ausgeübt haben; Allem aber voran die Einwirkung der Nietzsche'schen Lehren von der Umwerthung aller von uns bisher als ideal betrachteten Werthe auf das geistige Schaffen, das wohlgefällige Verweilen dieser vermeintlichen Wahrheitssucher bei alledem, was gemeiniglich als unschön, häßlich oder gar ekelhaft betrachtet wird, und vollkommene Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit in der sprachlichen Darstellung.

Der Name „Gründeutschland", den Professor Dr. Friedrich Kirchner für die Führer und Anhänger unserer jüngsten deutschen Dichtung gewählt hat*), der für die wenigst bedeutenden, extravagantesten dieser Neuerer allenfalls gelten mag, erscheint uns gerade für die beachtenswerthesten und tüchtigsten doch recht wenig geeignet. Ueberhaupt scheint uns Kirchner den Fehler begangen zu haben, seine Kreise viel zu weit gezogen zu haben. Schriftsteller wie Wildenbruch, Ludwig Fulda und Richard Voß werden über die ihnen angewiesene Nachbarschaft sicherlich sehr erstaunt sein, nicht minder Hermann Sudermann, Gerhart Hauptmann und andere, deren eminente schriftstellerische Qualitäten ohne Zweifel den Anspruch darauf begründen, von einem anderen Gesichtspunkte aus gewürdigt und mit einem anderen Maße gemessen zu werden, als die ungeberdigen Bilderstürmer, die Kirchner hier in Reih und Glied mit den Genannten aufmarschiren läßt.

In ihrem literarhistorischen und kritisch-polemischen Theile darf die Schrift Kirchners zu berechtigten Bedenken und Ausstellungen Anlaß geben. Man wird sein Urtheil nicht immer unterschreiben wollen. Man wird oft geltend machen müssen, daß er das schriftstellerische Können der Einzelnen nicht genügend berücksichtigt und in der kritischen Behandlung eine Parität walten läßt, die gerade durch das Bestreben, gerecht zu sein, zur größten Ungerechtigkeit führt.

Um so verdienstlicher ist aber die Schrift in ihrem sachlichen und analytischen Theile. Friedrich Kirchner hat dem Haupttitel seiner Schrift, „Gründeutschland," den Nebentitel: „Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung" beigegeben. Der Leser, der dem kundigen Führer auf diesem Streifzuge folgt, lernt nahezu alle Schriften unserer Modernsten hier in bequemster Weise kennen; und bei sehr Vielen wird der Leser dem Verfasser Dank wissen, daß ihm Kirchner durch seine Analyse das Vergnügen der näheren Bekanntschaft erspart hat. Auch auf dies Buch hätte sich das Motto setzen lassen: „Legimus aliqua ne legantur."

Kirchner hat sich die Mühe gegeben, die meisten dramatischen, epischen und lyrischen Dichtungen der „Gründeutschen", wie er sie nennt, aufmerksam zu lesen und zu analysiren. Seinen Zweck, diese neueste Richtung energisch zu bekämpfen, hätte er vermuthlich in noch höherem Maße erreicht, wenn er sich auf die objective Wiedergabe des Bemerkenswerthen womöglich beschränkt hätte. Die Kritik hätte sich das verständnißvolle Publicum wohl schon allein dazu gemacht. Die Haupttendenz dieser Jüngsten, wie sie auch in der

*) Wien und Leipzig, Verlag von Kirchner & Schmidt, 1893.

Google

vorliegenden Schrift scharf hervorgehoben wird, beruht wohl in der Bekämpfung „der hohlen, phrasenhaften Afterkunst der abgewirthschafteten alten Schule“. „Schrankenlose unbedingte Ausbildung ihrer künstlerischen Individualität“ ist die Lebensparole dieser Neuerer. An Selbstbewußtsein fehlt es ihnen nicht. Ein Sammelwerk, zu dem die meisten Dichter dieser Richtung beigesteuert haben, enthält gewissermaßen das Manifest, das mit den Worten schließt: „Auf den Dichtern des Kreises, den dieses Buch vereint, beruht die Literatur, die Poesie der Zukunft, und wir meinen, eine bedeutsame Literatur, eine große Poesie.“

Wie sich dieses Programm in Thaten umsetzt, mögen folgende Beispiele zeigen:

Gestern dacht' ich eines Kusses,
Wie ihn deine Mutter gab,
In Erinn'rung des Genusses
Leckt' ich mir die Lippen ab.

Oder:

Wenn mir dereinst von dieser Seuche
Genesung wird im kühlen Grab,
Dann sei, daß Jung und Alt entfleuche,
Mein Denkmal eine Vogelscheuche:
Mein Hut auf meinem Bettelstab.

Oder die Ballade vom alten Eremiten im heiligen Hain zu Singapur, von dem es heißt:

Er kaut tagaus, er kaut tagein
Und nährt sich kärglich nur und knapp,
Denn ach! er ist ein großes Schwein,
Und nie fault ihm sein Luder ab.

Oder, um ein paar Beispiele aus der Prosa anzuführen: der Held eines Romans stürmt auf die Geliebte „mit taumelnder, fletschender, heulender Brunst“. Und die Heldin ist „ja auch nur eine Dirne, ein lüderliches Gemisch aus Koth und Honig wie die Anderen, wie Alles, was Weib heißt“.

Friedrich Kirchner hat sich, wie noch einmal hervorgehoben werden mag, ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er sich mit den zahllosen Schriften, die auf dem Gebiete dieser jüngsten Dichtung erschienen sind, vertraut gemacht, den Inhalt in klarer und faßlicher Weise wiedergegeben und mit zahlreichen charakteristischen Stichproben begleitet hat. Wer das Kirchner'sche Buch liest, lernt von sehr vielen dieser Schriftsteller gerade genug kennen, um zu wissen, daß er nicht mehr von ihnen kennen zu lernen braucht.

Der Vorwurf, den die Kritik gegen den fleißigen und gewissenhaften Autor erheben dürfte, wäre eben der, daß er Schriftsteller in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat, die offenbar gar nicht hineingehören, daß er nahezu alle über denselben Kamm geschoren und da, wo er eine Art von Gleichheit des Wollens erkannt, die völlige Verschiedenheit der Begabung unberücksichtigt gelassen hat. Schriftsteller wie Karl Bleibtreu, M. G. Conrad, Max Kretzer, Wilhelm Bölsche und andere verdienen, so wenig man sich im Uebrigen mit ihnen einverstanden erklären mag, denn doch bei objectiver Würdigung eine andere Behandlung als die Dutzende, die ihnen hier an die Seite gestellt worden sind.

Auf einen Irrthum wäre der Verfasser noch aufmerksam zu machen: auf Seite 88 wird der Roman „Sappho“ von Alphonse Daudet Emile Zola zugeschrieben.

* * *

Von einem dieser von Friedrich Kirchner eingehend besprochenen „Jüngsten“, von Heinz Tovote, liegen uns zwei Bände zur Besprechung vor, der Roman „Mutter“ und eine Sammlung kleiner Skizzen unter dem Titel: „Ich. Nervöse Novellen.“ (Berlin, F. Fontane & Co.) In beiden Büchern zeigt sich ein unverkennbar großes Talent. Der Roman „Mutter“ behandelt ein höchst unerquickliches Thema. Ein junger Mensch vergöttert seine noch immer bildschöne Mutter. Der Vater, oder vielmehr der Mann der Mutter, dessen Namen er trägt, ist ein armer Siecher. Der junge Mann verliebt sich rasend in ein seltsames Mädchen aus der Fremde, das in die Charlottenburger Harmlosigkeit hineinschneit. Zum Glück entdeckt er noch rechtzeitig, daß dieses Mädchen seine Halbschwester ist. Das Mädchen ist das uneheliche Kind eines Malers, eines Hausfreundes in der Familie, und er selbst ist der natürliche Sohn desselben Malers. Er überrascht den Künstler, als dieser die noch immer schöne Mutter, die

Google

früher des Malers Geliebte gewesen ist, umarmt. In einer fürchterlich peinigenden Scene zwingt nun der Sohn die Mutter zum Geständniß ihres Ehebruchs. Die Mutter stirbt. Vor dem Helden „breitete sich die Zukunft aus, wie die Schneedecke da draußen, die immer dichter und dichter wurde".

Der Roman enthält sehr viel Vortreffliches. Die Naturschilderungen sind meistens durch ihre Einfachheit und Schönheit hervorragend. Aber gerade weil Tovote für das Stimmungsvolle der Umgebung ein feines Verständniß hat und das Charakteristische gut zu schildern weiß, gefällt er sich vielleicht zu sehr in diesen Stimmungsbildern. Durch die zu starke Anhäufung bringt er das Gesammte um die Wirkung, die das Einzelne hervorruft. Die Handlung schreitet zunächst sehr langsam vorwärts, dann kommt plötzlich eine starke Bewegung hinein, und da ist Tovote am besten. Die Composition ist etwas flüchtig gemacht, Episoden werden viel zu wichtig eingeführt. Man erwartet von ihnen alles Mögliche, und sie verschwinden spurlos. Man merkt schließlich, daß man sich vergeblich für sie interessirt hat. In der Sprache herrscht eine starke Ungleichheit. Das Bestreben der wahrheitsgetreuen Nachbildung des Dialogs, wie er in der vollsten Zwanglosigkeit wohl geführt wird, veranlaßt den Verfasser, das verbummelte Rothwelsch der Kaffeehäuser und Studentenbuden ohne Weiteres in seine Dichtungen zu übernehmen. Er will Natürlichkeit auch da, wo sie nichts Anderes ist als Verwilderung und Verbummelung der Sprache. Wir finden Redensarten, die der Tag hervorgebracht hat, und die mit dem Tage wieder vergehen werden, ohne daß die Sprache den Verlust irgendwie verspüren wird. So, wie es hier steht, schwatzen ja wirklich die jungen Leute, wenn sie beisammen an den Marmortischchen der Wiener Kaffeehäuser sitzen. Ob es seine Berechtigung hat, diese Augenblicksbilder zu fixiren, mag hier unerörtert bleiben. „Ist das Braun seine Schwester?" fragt Einer. Gewiß sagt man das, aber es geht doch eben so schnell, wenn man es in die gar nicht gesuchte correctere Fassung umprägt: „Ist das Brauns Schwester?" Ich erinnere mich, auch einmal gehört zu haben: „Das ist der Frau ihrem Kind seine Birne." Neben dieser plattesten Natürlichkeit finden wir aber auch oft eine sehr gehobene Sprache. Tovote fühlt von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, die höheren Register zu ziehen. In den Scenen zwischen dem Helden und seiner Mutter klingt Manches sogar recht gesucht, gespreizt und ganz und gar nicht echt. Zu Anfang des Romans steht ein rührendes Gedicht: „Das Mutterherz," von dem der junge Mann, der es citirt, sagt, er habe es in irgend einem französischen Schmöker gefunden. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn Tovote die Quelle angegeben hätte. Es ist das Schlußgedicht in dem Roman „La Glu" von Richepin: „Y avait un' fois un pauv' gas".

Daß Tovote die modernen Franzosen sehr genau kennt und von ihnen sich mancherlei angeeignet hat, spricht sich in den „Nervösen Novellen" mit dem etwas prätentiösen Titel „Ich" sehr deutlich aus. Manches muthet uns ganz an wie Skizzen von Maupassant, Droz, Gyp oder kleine Federzeichnungen aus der „Vie parisienne". Bei einigen habe ich sogar die Empfindung gehabt, daß es Nachbildungen nach französischen Originalen seien, die ich irgendwo schon gelesen habe. Stofflich haben diese Kleinigkeiten wenig zu bedeuten. Es sind Vorgänge alltäglichster Art geschildert, wie sie jedem Menschen begegnen. Nur selten wird der Anlauf dazu genommen, verschiedene Fäden novellenartig zu verschlingen. Mitunter verzichtet der Verfasser überhaupt auf Alles, was an irgend eine Begebenheit erinnert. Es ist nur Stimmung, nur Schilderung. Aber diese Schilderung ist gewöhnlich sehr fein empfunden, anschaulich und richtig, die Stimmung echt. Bei manchen Geschichten hat man indessen trotz des reizvollen Vortrages das Gefühl, daß sie eben so gut, vielleicht sogar besser unerzählt geblieben wären. Eine der gewöhnlichen Heldinnen der nächtlichen Garde, die ihr Hauptquartier im Café National aufschlagen, die gerade so ist wie alle anderen — sie soll natürlich „anders" sein, aber jede einzelne darf in gewisser Beziehung den Anspruch darauf erheben, „anders" zu sein — eine solche Heldin scheint mir nicht geeignet zu sein, Interesse hervorzurufen, blos weil sie das ist, was sie ist. Sie thut und sagt gar nichts, was irgend etwas bedeutete. Manches ist sehr fein in diesen Erzählungen, z. B. die Geschichte des rückkehrenden Bräutigams, der seine Braut, die ihm die sehnsuchtsvollsten Briefe schreibt, in thränenreicher Einsamkeit zu finden hofft, und die er nun belauscht, wie sie in fröhlichster Stimmung sich gerade dazu anschickt, eine Landpartie mit lustigen jungen Leuten mitzumachen, ist ganz allerliebst erzählt.

Die Schriften Tovotes haben großen Erfolg gehabt. Der Erfolg ist begreiflich. Heinz Tovote besitzt ein ganz entschiedenes Talent.

Google

Zu den Lustigsten und Fröhlichsten der jungen Garde gehört ohne Zweifel Otto Erich Hartleben. Die leichtgeschürzte Muse Hartlebens bewegt sich mit Vorliebe in den Studentenkneipen der Karl-, Marien-, Philipp- und Luisenstraße und verwandten Localen. Seine Helden sind zumeist junge Leute in hohen Semestern, die vor dem nahen Gespenste des Examens zittern, seine Heldinnen lustige Frauenzimmer, die es mit der Orthographie und der Moral nicht allzu genau nehmen, und die nicht tragischer genommen sein wollen, als sie in Wahrheit sind. Am angenehmsten berührt bei Hartleben der gänzliche Mangel an falscher Sentimentalität. Er beobachtet sehr scharf und schildert mit ungezwungener Frische und wahrem Humor. Ob er über eine richtige Erfindungsgabe verfügt, läßt sich nach seinen bisherigen Schriften, die fast ohne Ausnahme den Eindruck machen, der Wirklichkeit mehr oder minder frei nachgeschrieben zu sein, schwer beurtheilen. Jedenfalls versteht er es, reizend zu erzählen, und auch in seinen kleinen Ungezogenheiten bewahrt er immer eine versöhnende Grazie.

Hartleben ist vor Allem ein lustiger Schriftsteller. Aus den bekannten Schriftstellern der „abgewirthschafteten alten Schule" macht er sich vielleicht eben so wenig, wie die Anderen der jüngsten Dichtung, aber er äußert seinen Unmuth nie durch Grobheiten und nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn ihn die Lust anwandelt, über einen der Heroen der Jüngsten ein paar schnodderige Bemerkungen zu machen. Hartleben hat die witzigste Satire über Ibsen geschrieben, das Familiendrama „Der Frosch".

Seine neueste kleine Schrift: „Die Geschichte vom abgerissenen Knopf" zeigt wieder alle Vorzüge dieses sympathischen Talentes. Die leichtlebige Heldin mit ihrem amüsanten Geschwätz und ihren Aufschneidereien und im Gegensatz zu ihr der philisterhafte junge Jurist, der diese Person, die gar nicht ernst genommen sein will, ernst nimmt und symptomatisch nach einem abgerissenen Knopf, den sie auf keinen Fall annäht, in logischer Folgerung auf den Leichtsinn ihres Charakters schließt, sind in ergötzlichster Weise und mit feinster Beobachtung kleiner Züge geschildert. Die lustige Geschichte, der noch eine andere nicht minder lustige folgt, ist bald gelesen, denn nur durch besondere erfinderische, freigebige Gutmüthigkeit des Druckers ist es möglich gewesen, aus diesen paar Feuilletons einen Band herzustellen.

Das heitere kleine Werk ist in gewollter Vernachlässigung der Sprache im richtigen Bummeldeutsch der akademischen Jugend geschrieben. Für „so ein" oder „so eine" schreibt Hartleben „son" oder „sone", also „son französischer Name", oder: „doch 'on mystischer Vorgang". Zur Beglaubigung einer Behauptung wird die Interjection: „Nee wirklich!" eingeworfen. „Na, nu sei zufrieden!" beruhigt der Erzähler den moralisirenden Helden. Sehr reizend und wirkungsvoll ist dieser Jargon verwerthet, als die Heldin, der der junge Jurist einen höchst moralisirenden Vortrag gehalten hat, dem Erzähler gegenüber den Eindruck dieses Sermons mit folgendem Satze ausdrückt: „Weißt Du, mein Lieber, ich möchte einen Verwandten Deiner Familie nicht gern beleidigen, aber das muß ich Dir doch sagen: Dein Vetter ist in meinen Augen ein Stiefel."

Hartleben steht literarisch höher als Paul de Kock, aber wohl nicht so hoch wie Henri Murger. Mit Beiden weist er viele verwandtschaftliche Züge auf. Die „Geschichte vom abgerissenen Knopf" ist eine wirkliche Humoreske.

In dem Sammelbuche „Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893", herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, haben sich eine große Anzahl von Vertretern der modernen deutschen schriftstellerischen Richtung, unter ihnen auch die begabtesten, wie Bleibtreu, Conrad, Hartleben, Holz, Detlev Liliencron, Rudolf Lothar, Georg Ompteda, Schlaf, Tovote, und Andere, die wohl nicht zur strictesten Observanz gehören, wie Heiberg, Wolzogen, Ernst Ziel u. s. w., mit Malern von verwandter Kunstauffassung, Fritz von Uhde an der Spitze, Franz Stuck, Hans Thoma, zusammengethan. Als einer der interessantesten Beiträge zu diesem in mannigfacher Beziehung sehr interessanten Werke wäre wohl das Liebesdrama „Jugend" von Max Halbe zu bezeichnen, das seit dieser Veröffentlichung mit ungewöhnlichem Erfolge im Berliner Residenz-Theater zur Aufführung gekommen ist. Wenn man diese eigenartige Dichtung liest, so wird man sich aufrichtig darüber wundern und freuen, daß das Theaterpublicum die Echtheit und naive Freudigkeit dieses unzweifelhaften Talentes so feinfühlig herausgewittert hat. Denn als Theaterstück betrachtet ist Halbes „Jugend" nichts weniger als wirksam. Es ist eigentlich gar kein Stück, wenigstens kein Theaterstück; aber freilich ist es ein Stück Leben, mit guten Augen gesehen, mit warmem Herzen empfunden und mit Ehrlichkeit und Geschick wiedergegeben; von künstlerischer Gestaltung zu einem dramatischen Werke

Google

indessen kann füglich nicht die Rede sein. Dem Leser erscheint es fast unbegreiflich, wie dies Stück auf der Bühne eine so tiefe und andauernde Wirkung hat ausüben können, wie es thatsächlich der Fall gewesen ist. Der Genuß beim Lesen dieser ansprechenden und innigen Dichtung wird durch gewisse typographische Schnurren des Verfassers manchmal gestört. Er unterstreicht überflüssigerweise alles Mögliche, und dementsprechend tritt dem Auge des Lesers allerhand Unmotivirtes in der anspruchsvollen Form des gesperrten Satzes entgegen. Sehr oft sind sogar nur einzelne Silben gesperrt gesetzt. So begegnen wir hier im Druck Absonderlichkeiten wie „Gewissen", „Weltlust", „dahinlebt", „Gedanken". Wozu das? Kein Mensch bedarf dieser Anweisungen. Um die radebrechenden Ungarn, die „Gewissen" sagen und „Gedanken", oder „dahinlebt", braucht sich doch ein deutscher Dichter nicht zu kümmern. P. L.

Bibliographische Notizen.

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie an der Universität Straßburg. Stuttgart, G. J. Göschen.

Der Verfasser setzt es sich zur Aufgabe, die psychologische Bedeutung der bisher so sehr vernachlässigten Phänomen-Gruppe der Gefühle darzuthun. Nach seiner Meinung tritt jede Empfindung von genügender Stärke mit einem gewissen Gefühlston auf, durch welchen sie sich die Aufmerksamkeit erzwingt. Verblaßt der Gefühlston durch Wiederholung, so wird eine Vorstellung zur theoretischen und objectiven, der scheinbar kein Gefühlswerth mehr innewohnt. In ähnlicher Weise wird die Bewegung, welche ursprünglich stets an ein Gefühl anknüpft, durch Abstumpfung des Gefühlsmomentes zur unbewußt vollzogenen Reflexbewegung. An Hand einer qualitativen (wohl ein wenig äußerlichen) Eintheilung der Gefühle in körperlich-sinnliche, ästhetische, intellectuelle, sittliche und religiöse, unternimmt es sodann der Verfasser, die verschiedenen Gefühle im gesammten menschlichen Thun und Leiden nachzuweisen und philosophisch zu verwerthen. Daran reihen sich Betrachtungen über die Gefühlsäußerungen (Bewegungen und Triebe) und über die Beziehungen zwischen Gefühl und Willen. — Aus gelegentlichen Bemerkungen entnehmen wir das philosophische Glaubensbekenntniß des Verfassers: Psychologie ohne Seele (im Sinne F. A. Langes), psychologischer Eudämonismus, Determinismus und Pantheismus. Das ganze Buch ist im frischen, gemeinverständlichen Ton geschrieben und bringt manches Anregende neben guten Zusammenfassungen älterer Vorarbeiten (z. B. Horwicz' Analysen). Leider war der Autor stellenweise mit seinen „und" und „oder" allzu unvorsichtig, so daß eine wortklaubende, mißgünstige Kritik leichtes Spiel hätte. H. S.

Der Nord-Ostsee-Canal. Von C. Beseke. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Wir hatten erst vor Kurzem Gelegenheit, ein Buch über die Schnelldampfer aus demselben Verlage einer günstigen Besprechung zu unterziehen, durch das vorliegende Werk bekundet die Verlagsbuchhandlung ihre besondere Befähigung für das Marinefach.

Das Thema ist ja interessant genug, handelt doch das Buch von dem größten seetechnischen Bauwerk unserer Zeit, welches noch dazu gerade für uns eine so hohe nationale Bedeutung hat. — Wir wollen, um zu zeigen, wie reichhaltig der Inhalt der vorliegenden Darstellung ist, eine kurze Aufzählung des Gebotenen geben. Das Werk beginnt mit einem Ueberblick über die lange Vorgeschichte des jetzigen Canals; alle seine Vorläufer, die nur projectirten wie die ganz oder theilweise ausgeführten, von dem ältesten, in den Jahren 1391 bis 98 ausgeführten Stecknitz-Canal an, werden besprochen.

Nachdem sodann das Reichscanalproject, die durch denselben bewirkte Abkürzung des Seeweges zwischen Nord- und Ostsee und die dadurch wieder in Aussicht stehende Verschiebung des Schiffahrtsverkehrs genau besprochen ist, handelt eine größere Reihe interessanter Capitel von den Bau- und Betriebskosten, der Grundsteinlegung durch Kaiser Wilhelm I., der Bauleitung, der Arbeiterfürsorge, der Bauausführung und der für dieselben nothwendigen maschinellen Einrichtungen.

In einem weiteren Abschnitte folgt dann eine ausführliche Beschreibung der

fertigen Schiffahrtsstraße, Lageplan, Profile und Schiffahrtseinrichtungen derselben und im Anschluß daran eine nautische Erörterung der Ansegelungsgebiete des Canals und Mittheilungen über Betriebseinrichtungen und Abgaben. Den Schluß bildet eine eingehende Würdigung der wirthschaftlichen und militärischen Bedeutung des Canals.

Das Verständniß sämmtlicher Abschnitte wird in ausgedehntestem Maße durch Karten, Pläne und Skizzen erleichtert, welche theils im Texte vertheilt, theils auf 3 großen Karten am Schlusse beigefügt sind.

Wp.

Die Raupen der Großschmetterlinge Europas. Von Professor Dr. E. Hofmann. Stuttgart, C. Hoffmann (A. Bleil) 1893.

Das von uns ausführlich besprochene und während seines Erscheinens wiederholt erwähnte ausgezeichnete Werk liegt nunmehr vollständig vor. Wir können das günstige Urtheil, welches wir wiederholt über dasselbe ausgesprochen haben, in Bezug auf das ganze Werk nur wiederholen. Die naturwissenschaftliche Literatur ist durch dasselbe um ein Werk ersten Ranges bereichert worden.

Wp.

Die Bildnisse Wielands. Von Dr. Paul Weizsäcker. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Dieses kritische Verzeichniß der sämmtlichen erhaltenen Bildnisse Wielands, von denen 16 in Nachbildung der Brochüre beigefügt sind, hat sowohl für den Literaturfreund als für den Kunsthistoriker nicht unerhebliches Interesse.

P.

Entartung. Von Max Nordau. I Bd. Berlin, Carl Duncker.

Nur eine Art von Ankündigung des Nordau'schen Werkes kann an dieser Stelle zu schreiben unsere Absicht sein. Das Buch ist zu bedeutend, um ihm mit kurz zusammenfassender Beurtheilung genug zu thun; vielleicht geht es überhaupt kaum an, die ganze Summe seines Inhaltes unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen. Gar zu viel des Für und Wider ruft es wach; gar zu häufig empfinden wir fast erschrocken eine maßlose Uebertreibung, um dann bald darauf von der frappirenden Richtigkeit der Behauptungen durchdrungen zu sein. In einem offenen Briefe an Cesare Lombroso, dem auch das Buch gewidmet, und dessen Lehren von dem Begriff der Entartung die Urheberschaft des Werkes zuzuschreiben ist, spricht Max Nordau von der „subjectiv schwatzenden Kritik, die wüthet, daß man ihr nachweist, wie seicht und unzuständig sie ist,“ und wenn sein Buch wirklich nur subjective Beurtheilung fände, dann hätte er mit seiner unterschiedslosen Geringschätzung Recht! Allerdings bestände dann noch immer die Thatsache, daß Nordau den Balken im eigenen Auge nicht sieht, denn durch und durch subjectiv ist gerade sein Buch, das er selbst „einen Versuch wirklich wissenschaftlicher Kritik“ nennt, trotz der Unzahl von Citaten, auf die er sich stützt, trotz einer geradezu bewundernswerthen Polyhistorie, die es verräth, gehalten. Aber es sind wirklich zu ernsthafte Dinge, die er behandelt, als daß ihnen nur mit einer subjectiven Meinung entgegentreten oder zugestimmt werden dürfte; Beweisführung muß der Beweisführung gegenübertreten. Freilich, gegen Sätze, welche sich ähnlich in großer Anzahl in dem Capitel „Mysticismus“ vorfinden, wie z. B. — (wir citiren aus dem Abschnitt „Der Richard-Wagner-Dienst“) — „Die Liebenden benehmen sich in seinen Stücken, wie toll gewordene Kater, die sich über eine Baldrian-Wurzel in Verzückung und Krämpfen wälzen,“ oder: „Er der Künstler der Zukunft! Er ist ein meckernder Widerhall der fernsten Vergangenheit. — — Wagner ist der letzte Pilzling auf dem Dünger der Romantik. —“ oder — „Erst als hoher Fünfziger fing er an die Trunkenheit des Weltruhmes zu kennen, und im letzten Jahrzehnte seines Lebens war er unter die Halbgötter versetzt. Das macht: die Welt war mittlerweile für ihn — und für das Narrenhaus — reif geworden. Er hatte das Glück gehabt, so lange zu dauern, bis die allgemeine Entartung und Hysterie genügend vorgeschritten war, um für seine Theorien und seine Kunst einen reichen Nährboden abzugeben.“ — — Gegen solche Sätze darf man sich von vorherein wenden, weil sie gar zu deutlich den Stempel tendenziöser Uebertreibung tragen und höchstens als Drastica wirken können. Das ganze Buch aber empfehlen wir angelegentlich dem gebildeten Publicum, derartige Publicationen dürfen nicht unbeachtet bleiben. Es sprüht darin von Geist; es ist bei aller Einseitigkeit des Standpunktes ausgezeichnet durch Gedankenwerth und eine Fülle belehrender, beherzigenswerther Bemerkungen, und auch wenn es, was sehr oft der Fall ist, zum Widerspruche reizt, gewährt es doch immer die Genugthuung der Beschäftigung mit

Google

allerinteressantesten Fragen. — Wir sehen mit Spannung der Lectüre des II. Bandes entgegen. A. W.

Das Skizzenbuch meines Lebens. Von Dagobert von Gerhardt (Gerhard von Amyntor). Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der uns vorliegende erste Band des Skizzenbuches, eine Selbstbiographie des geschätzten Verfassers, enthält neben einem Einblick in den Werdegang desselben viele Anknüpfungen an die Zeitgeschichte und Erinnerungen an hochgestellte und bedeutende Persönlichkeiten, mit welchen das Leben ihn in Beziehungen gebracht.

Wenn wir auch nicht in allen Fragen, die in dem Buche gestreift werden, mit dem Verfasser einer Meinung sind, so bekennen wir doch gern, daß wir dasselbe mit großem Interesse gelesen haben und auf die Fortsetzung gespannt sind. mz.

Reitend — reizend. Roman von Hans Hermann, Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, vormals S. Schottlaender.

Eine Reihe wechselvoller Bilder aus dem Sport-, Jagd- und Landleben wird durch die in ihnen vorgehende Entwickelung von Erlebnissen zu einer anziehenden Erzählung vereinigt. Kleine Unwahrscheinlichkeiten der Handlung verzeiht der wohlwollende Leser gern mit Rücksicht auf die Frische und Lebendigkeit der Darstellung. O.

Ein Proletarierkind. Von Oskar Justinus. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Oskar Justinus, als Dramatiker und Feuilletonist allgemein beliebt, bis ihm vor wenigen Wochen der Tod unerwartet und allzu früh die Feder aus der Hand genommen, hat in seinem nachgelassenen Werke bewiesen, daß er auch auf dem Gebiete des Romans etwas zu leisten vermag. Das Schicksal eines Proletarierkindes, von dem reichen Consul Erdmann an Kindesstatt erzogen, giebt ihm Gelegenheit, das hauptstädtische Leben in Vorder- und Hinterhaus zu schildern; aber wie er das Leben überhaupt mit lächelndem Humor betrachtete, so sieht er an der Verkommenheit des Hinterhauses mehr die komische Seite; Darstellungen des brutalen Elends sind nicht seine Sache, und doch muß man seinen Typen die Lebenswahrheit zuerkennen. Eine Fülle ergötzlicher Quiproquos wirken höchst belustigend, deshalb sei das Buch allen Freunden heiterer Lectüre empfohlen, welches wir selbst mit dem wehmüthigen Bedauern aus der Hand legen, daß eine so lebensfrohe Natur, wie diejenige des verewigten Verfassers vor der Zeit seiner literarischen Wirksamkeit entrissen wurde. mz.

Die Heckenrose. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Wir sind ein Freund der dichterischen Fähigkeiten Alfred Friedmanns! In all' seinen Schöpfungen erkennen wir die ihm eigene bedeutende poetische Kraft und erfreuen uns an der Wärme seines Empfindens und seines temperamentvollen dichterischen Naturells. Wenn nun trotz all' dieser Vorzüge die Bücher Alfred Friedmanns nicht gleichwerthig sind, so liegt das wohl zumeist daran, daß sein Compositions-Talent nicht Schritt hält mit dem Fluge seiner Phantasie; was er erschaut, zeugt stets von echt dichterischer Weitsicht, wie er es zusammenfügt, läßt häufig manche Einwände zu. — „Die Heckenrose" fängt wunderhübsch an. In der Staffage liegt stimmungsvolle Plastik und in den Menschen, bei aller poetischen Verklärung und Vertiefung, zuerst gesunde Realistik. Es sind lebendige Scenen, mit denen die Dichtung anhebt, die sich zusammenfügen zu einem Stück voller Wirklichkeit. Das wird aber in dem Verlaufe der Handlung ganz anders; da trägt sich Weniges nur noch folgerichtig, sondern sprunghaft zu, und an Stelle eines organischen Zusammenhanges der Menschen und der Verhältnisse, tritt ein Episodenhaftes, das auf Kosten der Wahrscheinlichkeit nur der Wirkung wegen gestaltet scheint. Aber recht viel einzelnes Schönes finden wir in dem Buche überall: interessante psychologische Vorgänge; poetische Schilderungen; vollströmende Empfindung und gedankentiefe Auseinandersetzungen, so daß auch dieses neueste Friedmann'sche Buch viele Freunde verdient. A. W.

Karl Schulze. — Im neuen Hause. — Katharina von Linna. Von Georg Bendler. Berlin, R. Wilhelmi.

Drei Novellen, die nach Inhalt und Form sich über das gewöhnliche Durchschnittsmaß erheben; namentlich sind auch

Google

die Gespräche überall fein und im Einklang mit dem Charakter der redenden Personen ausgeführt. Der Schauplatz der beiden ersten ist Berlin, und aus Gegensätzen innerhalb der modernen großstädtischen Gesellschaft erwachsen die dargestellten Conflicte, die in der ersten Novelle zu tragischem, in der zweiten zu versöhnendem Ausgange geführt sind. Die letzte Erzählung besteht aus Tagebuchblättern einer geistvollen Dame, die — auf der Reise in Italien erkrankt — von einem Arzte und einem Priester besucht und von Jedem in seiner Weise umworben wird, am Ende aber einem leidenschaftlich stürmenden Künstler den Vorzug vor Beiden giebt. O.

Ein Modell. Künstler-Novelle von Hans v. Basedow. Leipzig, G. A. Müller & Comp.

Das ist eine recht wundersame Geschichte! Oft will uns scheinen, als ob sie uns nur erzählt würde, um die Gelegenheit zur Polemik zu bieten, ob Idealismus, ob Naturalismus berechtigter sei in der Kunst, und überhaupt zu allerlei die Aesthetik der Malerei angehenden Gesprächen. Dann aber fluthet geradezu ein epischer Vollstrom durch die Handlung, so gewaltig und leidenschaftlich, daß er hier und dort die Grenzen des Erlaubten hinwegreißt und zu Situationen führt, die craß und cynisch sind. Man wird das Büchlein mit recht getheilten Empfindungen aus der Hand legen: daß sein Autor aber wirkliches Talent besitzt, wird Niemandem zweifelhaft bleiben. A. W.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. 6 Bde. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1893.

Marie von Ebner-Eschenbach ist nicht nur unter allen dichtenden Frauen der Gegenwart in Deutschland die bedeutendste, sie nimmt auch unter den erzählenden Schriftstellern überhaupt eine ganz hervorragende Stellung ein. Gerechte Anerkennung ist ihr erst verhältnißmäßig sehr spät zu Theil geworden. Lange Jahre hat sie sich vergeblich bemüht, auf dramatischem Gebiete sich Geltung zu verschaffen, bis sie, von der Gleichgiltigkeit des Publicums, das ihrem edlen Streben nicht die geringste Aufmunterung schenkte, entmuthigt, ihre ganze Kraft der Erzählung und der Novelle zuwandte. Sie hat diesen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Denn mit wachsendem Erfolge bot sie von Jahr zu Jahr dem deutschen Volke immer reifere Früchte ihrer Muse. Aehnlich ihrer großen Vorgängerin Annette von Droste besitzt Marie von Ebner-Eschenbach Fähigkeiten, die sich sonst sehr selten bei Frauen finden; vor Allem die Kunst, Menschen darzustellen, die Fleisch und Blut haben, dazu eine Schärfe der Beobachtung und Kenntniß des menschlichen Herzens, die zur Bewunderung hinreißen. Welcher Gedankenreichthum sonst der Dichterin noch zu Gebote steht, beweisen vor Allem ihre Aphorismen, mit denen die vorliegende Gesammtausgabe eröffnet wird. Wenn wir die sechs Bände vor uns Revue passiren lassen, staunen wir nicht nur über die Fülle des Vortrefflichen, das uns darin geboten wird, wir bewundern auch die Selbstkritik der Dichterin, die eine große Anzahl von Dichtungen in die vorliegende Sammlung nicht aufnahm, deren sie sich unseres Erachtens nicht zu schämen brauchte. Auch bedauern wir, daß von den dramatischen Dichtungen keine einzige Aufnahme gefunden hat, von denen einige kleinere das Mittelmaß moderner Production ganz erheblich überragen. Hoffentlich sind diese Dichtungen noch späteren Bänden vorbehalten, deren wir bei der geistigen Frische der Dichterin noch eine stattliche Reihe erwarten dürfen. K. J.

Herzenskämpfe. Von Ernst Zahn. Zürich, Th. Schröter.

Mit breiter Anschaulichkeit schildert der Verfasser die handelnden Personen seiner Erzählung, Bewohner eines Bergdorfes in den Schweizer Alpen, am Fuße eines der schwer zugänglichsten Alpenpässe gelegen. Wie der beständige Kampf mit den Naturgewalten, die in ihr häusliches und Erwerbsleben immerwährend eingreifen, die Menschen stählt und widerstandsfähig macht, so wird auch ihr Charakter dadurch hart und unbeugsam bis zur Ungerechtigkeit. An der schroffen Starrheit eines solchen Charakters geht ein Menschenleben zu Grunde, eine liebliche Mädchengestalt, die das Geschick aus städtischen Verhältnissen in dieses einsame Bergdorf verschlagen. Der tragische Ausgang ihres Lebens wirkt erschütternd auf den Leser, und nicht zum Vortheil des Gesammteindrucks ist ein versöhnender Schluß hinzugefügt, der in den Rahmen des Ganzen nicht recht passen will und wohl eine Concession an diejenigen Leser bedeutet, die ein Buch nicht gern aus der Hand legen, ohne daß am Schlusse eine Hochzeit gefeiert wird.

Dem Verfasser müssen wir die schlichte und markige Kunst der Darstellung nach-

Google

rühmen, doch besitzt seine Diction eine gewisse Schwerfälligkeit und geht oft zu sehr in die Breite; jedenfalls ist das Buch eine gesunde Lectüre, die auch der heranwachsenden Jugend empfohlen werden kann.

mz.

Jungfer Mutter. Eine Wiener Vorstadtgeschichte von Ada Christen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Ada Christens Vorstadtgeschichte kann man ein Gedicht in Prosa nennen. Der Schriftstellerin poetisches Feingefühl, ihre vollendete Kunst, Stimmungen zu schaffen und zu schildern, das Beides uns ihre Gedichte so werth gemacht — in dieser Vorstadtgeschichte ist's in reicher Fülle zu finden! Der einarmige Mann, der das berückend schöne Weib, dessen Lebenswerk nur die Bewunderung ihrer eigenen Schönheit ist, so innig liebt, daß es ihm unmöglich scheint, ohne die „Lene" weiter zu leben; die „Jungfer Mutter," die des Weibes ärgste Schmach, als Gefallene zu gelten, trotz aller Unschuld geduldig auf sich nimmt, eben jenem Manne zu Liebe; die „Strohschneider-Marie," die nur eine Dirne ist und doch sich im Herzen Liebe und Mitleid rein und thatkräftig bewahrt — das Alles sind durch und durch poetische Gestalten, und das in realistisch-psychologisch vertiefter Schilderung den Rahmen der Handlung bildende Kleinleben ist gleichfalls poetisch erschaut und poetisch gestaltet. So ist Ada Christens neueste Geschichte ein neuer Beweis ihres poetischen Könnens und gewährt zugleich eine ergreifende und fesselnde Lectüre. Aber die Poesie ist eben Herzens-, nicht Verstandessache; der „Jungfer Mutter" größte Vorzüge sind gleichzeitig ihre Fehler; was in dieser Vorstadtgeschichte sich zuträgt, ist in tiefster Empfindung, mit reifem Verständniß für das polyphone Schwingen der Menschenseele uns erzählt, doch vor welchem Thore Wiens liegt wohl die Vorstadt, wo solche Menschen wirklich leben? Leute aus dem Volke, von denen der Mann die verkörperte Liebe, eine Frau, in herber Keuschheit der verkörperte Schönheitssinn, ein Mädchen, das — ein Engel ist, und eine Dirne, die viel edler denkt und fühlt, als es in den renommirtesten Mädchenpensionaten gelehrt wird, wo sind sie zu finden? Wohl uns, wenn diese Ada Christen'schen Gestalten wirkliche Volks-Typen wären: das sind sie leider nicht, aber Zeugen für ihrer Schöpferin poetisches Talent sind sie alle.

A. W.

Neues Glockenspiel. Gedichte von Heinrich Seidel. Leipzig, Liebeskind.

Dieses schön ausgestattete Bändchen bildet den elften Theil der gesammelten Schriften des liebenswürdigen Poeten Heinrich Seidel. Wie in der ersten Sammlung seiner Gedichte (Band 7), so ist auch in dieser zweiten Ernst und Scherz verbunden; sie bietet einfache und herzgewinnende Erzählungen, Gelegenheitsgedichte (wie das bei der Eröffnungsfeier gesungene „Lied von der Stadtbahn"; den Gruß zu Klaus Groths 70. Geburtstag u. A.), Lieder für Alt und Jung, endlich noch Epigramme, die auch naturalistische Verirrungen der modernsten Zeit mit gesundem Humor treffen. Mögen sich recht viele Leser an dem Büchlein erfreuen! O.

Splitter und Späne. Aphorismen und Sarkasmen. Von D. Haek. Leipzig, Adalbert Fischers Verlag.

Neben manchen unbedeutenden oder schon dagewesenen Einfällen enthält dieses niedliche Büchlein viel treffende Gedanken, sinnige Weisheitssprüche, prickelnde Paradoxen, witzige Bosheiten und Epigramme verschiedener Art, theils in gebundener, theils in ungebundener Rede. Der Verfasser selbst bezeichnet seine prosaischen und poetischen Ein- und Ausfälle als: „Aphorismen und Sarkasmen", „Gnomen", „Frauen-Meinungen und Männer-Urtheile", „Stachelverse" und Grabschriften". Als Proben seien aus dem anregenden und unterhaltenden Büchlein folgende Beispiele angeführt:

Das Wortspiel ist oft der Geist derjenigen, die keinen haben.

Das Weib duldet, wenn sie leidet, der Mann leidet, wenn er duldet.

Das neueste Uebel, an dem wir kranken, heißt Hygiene.

Liebe.

Man sprach zur Liebe: „Schreibe!"
Sie schrieb den eignen Namen.
Man sprach zur Liebe: „Lies nun!"
Sie las den eignen Namen.
Man sprach zur Liebe: „Rechne!"
Sie sann und sprach dann lächelnd:
„Das hab' ich nicht gelernt."

Einem Kritiker.

Ihm selber macht's kein Menschenkind ja recht.
Und umgekehrt ist es nicht minder Brauch,
In seiner Kritik macht er Alles schlecht,
In seinem Schauspiel auch. O. W.

Google

Eingegangene Bücher. Besprehung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Also sprach Confusius. Von einem Unmenschen. Ohne Bildniss und Autogramm des Verfassers. Wien, M. Merlin.
Amicis, E. de, Herz. Ein Buch für die Jugend. Autoris. Uebers. von R. Wülser. 5. Auflage. Pracht-Ausg. mit 184 Illustr. von Ferraguti, Nardi u. Sartorio. Basel, A. Geering.
Barth, P., Tiberius Grachus. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite veränd. Aufl. Leipzig, C. Reissner.
Bauernfeld's, E. v., dramatischer Nachlass. Herausg. von Ferdinand von Saar. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Berdot, R., Metereolythen. Gesammelte Novellen. I. Band. Wien, C. Fromme.
Berner, E., Geschichte des Preussischen Staates. Reich illustrirt mit Tafeln, Beilagen und Textbildern. Lieferung 1. München, Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Fr. Bruckmann.
Bernhard, M., Verkauft und verloren. Roman. Dresden, E. Pierson.
Beyschlag, W., Blüthenstrauss vom Lebenswege. Gesamm. Gedichte. Halle, E. Strien.
Bibliothek deutscher Geschichte. Herausg. v. H. v. Zwiedineck-Südenhorst. 18. Abth.: Koser, R., König Friedrich der Grosse. I. Bd., Bogen 20—41. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Bormann, G., Am Hofe zu Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissancezeit. Berlin, Gebr. Paetel.
Brandes, G., Menschen und Werke: Essays. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt am Main, Liter. Anstalt.
Braun, O., Aus allerlei Tonarten. Verdeutschte spanische u. eigene Lyrik. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Brehm's Thierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite, von Richard Schmidtlein neubearbeitete Auflage. 3. (Schluss-) Band. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Burnett, Fr. H., Die kleine Miss. (That Lass o' Lowries.) Erzählung. In's Deutsche übertr. von Ch. Dannenberg. 4. Aufl. Frankfurt a. O., H. Andres & Co.
Capuana, L., Das heutige Sizilien. Uebers. v. A. Ruhemann. Berlin, P. Huttig.
Carducci, G., Ça ira. Zwölf Sonette in's Deutsche übertr. u. erläutert von C. Mühling. Berlin, P. Hüttig.
Cotta'scher Musen-Almanach. Vierter Jahrg. Herausg. von Otto Braun. Mit 6 Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Die Einigung Deutschlands. Betrachtung von einem Mecklenburger. Dresden. H. Minden.
Ebner-Eschenbach, M. v., Glaubenslos? Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel.
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. Dritte Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
Einkehr oder Umkehr in der Medicin? Von einem Veteranen der Hygiene. Leipzig, K. F. Pfau.
Engelhardt, O., Tropfen und Funken. Aphorismen, Denksprüche und Epigramme. Braunschweig, A. Limbach.
Erbrich, E., Lieder aus dem Metzer Lande. Französ. Volkslieder, verdeutscht. Metz, Paul Even.
Erdmann, G. A., Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied. Wittenberg, R. Herrosé.
Felsing, O., In Sturmesbrausen. Ein Künstler-, Liebes- und Strike-Roman vom Nordostsee-Kanal. Berlin, Freund & Jeckel.
Fischer, P., Hallucinationen. Mit einem Prolog von Felix Dörmann. Leipzig, Liter. Anstalt.
Flygare-Carlén's, E., sämmtliche Romane. Erste Abtheilung. Lieferung 1. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsh.
Frapan, I., Bekannte Gesichter. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
Fulda, L., Sinngedichte. Zweite verm. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Gaedertz, K. Th., Friedrich der Grosse und General Chasot. Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen. Bremen, C. Ed. Müller.
Gnade, E., „Die Lebenden rufe ich!" Dresden, E. Pierson.
Golm, R., Das Einmaleins des Lebens. Roman. Dresden, E. Pierson.
Grimm, Brüder, Kinder- u. Haus-Märchen. Illustr. v. P. Grot Johann. Lieferung 13—16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Gutsch, G., Die büreaukratische Verfassung im Spiegelbilde der Provinzial-Steuer-Directionen in Preussen. München, Th. Ackermann.
Hango, H., Neue Gedichte. Wien, A. Hartleben.
Hauschner, A., Doctor Ferenczy und andere Novellen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Heigel, K. v., Heitere Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel.
Hoffmann, H., Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
— Landsturm. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
Horn, O., Handbuch des Jagd-Sport. Mit 20 Abbildungen. Zweite verbesserte Auflage. Wien, A. Hartleben.
Hummel, Fr., Was lässt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volksthümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? Heilbronn E. Salzer.
Hyperion, Moderne Streiter. Roman. Dresden E. Pierson.
Jastrow, F., Sozialliberal. Ein Weckruf zu den Landtagswahlen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Jensen, W., Auf der Feuerstätte. Roman. 3 Bde. Leipzig, C. Reissner.
Joachim, J., Der Mieschegghans. Eine Heirathsgeschichte. Basel, B. Schwabe.
Jugendlust. Herausg. vom Hauptausschusse des Bayer. Volksschullehrer-Vereins, geleitet von Seb. Düll. Jahrg. 18. Nürnberg.
Kemsies, F., Socialistische und ethische Erziehung im Jahre 2000. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Keyserling, Gräfin M., Excentrisch. Erzählung. Jena, H. Costenoble.
— Gedichte und Aphorismen. Breslau, Ed. Trewendt.
Kistemaeckers, H., Moderne Nomaden. Theater-Roman. Autorisirte deutsche Ausgabe von L. Neustadt. Neuwied, A. Schupp.
Kraus, E., Auslese. Schaupiel in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Krause, E. (Carus Sterne), Die nordische Herkunft der Troja-Sage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde. Nachtrag z. d. Trojaburgen Nordeuropas. Mit zwölf Abbildungen, Glogau, C. Flemming.

Google

Kuhmerker, H., Die schöngeistige Literatur und ihr praktischer Werth. Dresden. F. Thomass.
Lackowitz, W., Der Opernführer. Textbuch der Textbücher. Berlin, Verlags-Anstalt Urania.
Lauterburg's illustrirter schweizerischer Abreisskalender, 1894. Bern. 1893.
Leimbach, K. C., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. V. Band. Lieferung 3. Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchh.
Mazuranic, Fr., Schattenbilder. Aus d. Kroatischen übersetzt von L. P. Bertwig. Berlin, S. Cronbach.
Meinhardt, A., Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Berlin, Gebr. Paetel.
Mey, O., Die Berliner Gemeinde-Schule und die Socialdemokratie. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. In einem Band. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Jnstitut. 1893.
Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. I. Jahrg. October u. November 1893. Leipzig, R. Voigtländer.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. II. Band. Heft 8. 9. Leipzig, R. Voigtländer.
Müller, H. F., Beiträge zum Verständniss der tragischen Kunst. Wolfenbüttel, J. Zwissler.
Muther, R., Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Lieferung 7. München, G. Hirth's Kunstverlag.
Neunreiter, S., Die Frauenbewegung als Ergebniss des Culturfortschritts nebst einer physiolog.-medicin. Kritik der weiblichen Inferiorität. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Pamperl, K., Grammgeld oder das zukünftige Welt-Münz-System. Zürich, E. Leemann.
Perfall, K. v., Verlorenes Eden — Heiliger Gral. Roman in 3 Bänden. Köln, A. Ahn.
Petong, R., Ueber Volkswohlfahrtseinrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Classiker aller Zeiten. Herausgegeben von C. Coutelle und ergänzt von Fr. Bodenstedt. Neue Folge. Zwölfte Aufl. Leipzig, J. Baedeker.
Philipp, P., Welt und Leben. Dresden, E. Pierson.
Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. Jahrg. II. Nr. 19 u. 21. Königsberg, Braun & Weber.
Reich, E., Ibsens Dramen. 16 Vorlesungen. Dresden, E. Pierson.
Relav, P., Jesus Christus und Benedictus und Spinoza, ein Zwiegespräch. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Renan, E., Geschichte des Volkes Israel. Deutsche autoris. Ausgabe. Uebers. von E. Schaelsky. Bd. I. Berlin, S. Cronbach.
Romanwelt, Die. Wochenschrift für die erzählende Litteratur aller Völker. I. Jahrg. Heft 1. 2. 5. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Rosegger, P. K., Peter Mayr, der Wirth an der Mahr. Eine Geschichte a. d. deutschen Heldenzeit. Wien, A. Hartleben.
Rosenthal, H., Worte des Sammlers. Aus dem hebr. Urtext zum ersten Mal in deutsche Reime gebracht. Zweite Aufl. New-York, The International News Company.
— Das Lied der Lieder. Aus dem hebr. Urtext in neue deutsche Reime gebracht. New-York, The International News Company.
Rudorff, E., Lasset Eure Kinder gedeihen! Ein Wort an Mütter. Gadderbaum b. Bielefeld, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel.
Schack, A. F., Graf v., Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
Schmidt, M., Hančička, das Chodenmädchen. Ein Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge. Mit einem Vorwort von Dr. M. Oberbreyer. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung. Vierte, stark erweit. Aufl. (fünftes und sechstes Tausend). Graz, Leuschner und Lubensky.
Siddy, Sommerfäden. Dresden, E. Pierson.
Stage, C., Religion und Sittlichkeit. Berlin Bibliogr. Bureau.
Steinitzer, H., Märchen des neunzehnten Jahrhunderts. Dresden, E. Pierson.
Stern, M. R. v., Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben. Zürich, Verlag von „Stern's liter. Bulletin der Schweiz".
Stern, B., Aus dem modernen Russland. 2. Tausend. Berlin, S. Cronbach.
— Träumereien und Gedichte. Berlin, S. Cronbach.
Stümcke, Gedichte. München, Dr. E. Albert & Co.
Telmann, K., Unter den Dolomiten. Roman. 2 Theile in einem Bande. Leipzig, C. Reissner.
Torresani, C., Baron, Ibi Ubi. Ernste und ausgelassene Soldatengesch. Dresden, E. Pierson.
Weigand, W., Dramatische Gedichte. (Savonarola. — Gottfried. — Wilbrand.) Neue Ausgabe. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
— Essays. Neue Ausg. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
— Rügelieder. 2. Aufl. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
Weniger, M., Nicht geistig — sondern nur sprachlich zurückgebliebene Kinder. Gera, K. Bauch.
Wichert, E., Herr von Müller. Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reissner.
Wildberg, B., Tödtliche Triebe. Dresden. E. Pierson.
Wildenbruch, E. v., Das wandernde Licht. Novelle. (Engelhorn's Allgem. Romanbibliothek. 10. Jahrg. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrgang I. September 1893. Berlin, H. Brieger.
Zeitschrift für Hypnotismus. II. Jahrgang. October 1893. Heft 1. Berlin, H. Brieger.
Zeitschrift, zweimonatliche, für Theologie und Kirche. Begr. von R. Jäckel. 14. Jahrgang. September, October 1893. Cleveland, Lauer & Mattill.
Zimmer, Fr., Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen. Mit Zeichnungen deutscher Künstler. 2. Aufl. Quedlinburg. Ch. Fr. Vieweg.
Zola, E., Doctor Pascal. Roman. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

Litterarischer

ihnachts-Anzeiger

von

Nord und Süd.

1893.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Google

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts:

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.

Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.).

Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.

Der
Verein
der [illegible]

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Uebersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl. wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich Mk. 3.75; für gebundene Bände Mk. 4.50; im Ausland jährlich Mk. 18.— für geheftete, Mk. 21 für gebundene Bücher bei postfreier Zusendung.

Satzungen und ausführliche Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Schall & Grund,

Berlin W., Kurfürstenstr. 128.

Musik Class. u. mod. 2- u. 4hdg. Ouvt., Lieder, Arien etc. alische Universal-Bibliothek. 800 Nrn.
Jede Nr. 20 Pf. Neu rev. Aufl. Vorzgl. Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest. **Albums** à 1.50, rev. v. Riemann, Jadassohn etc. Gebund. Musik u. Editionen, Humoristica. Verzeichnisse gratis und franko von
Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Verlag von **Imberg** und **Lefson,** Berlin S.

Dramatische Humoresken

von

Karl Biltz.

Nebst einem Prologe: **„Warum die Deutschen keine Komödie haben."**

Preis: elegant broschirt **4,** - Mark.

Die vorstehenden „Humoresken" zeigen den Weg aus den Niederungen des gegenwärtigen naturalistischen Dramas zu den heitren Höhen der Komödie.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in Berlin ist erschienen:

Gomorrha's Ende.

Satirisch-dramatisches Fragment

von

Karl Biltz.

Mit Illustrationen von Georg Hell.

Preis: elegant broschirt **80** Pf.

Eine launige Charakteristik einiger Hauptfrauengestalten der Sudermann'schen und Wildenbruch'schen Muse!

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Shakespeare's dramatische Werke.

Uebersetzt von **Schlegel-Tieck,** herausgegeben von **W. Oechelhäuser.** 1 Band von 941 Seiten Lex.-8°. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis eleg. gebunden **nur 3 Mark.**

Verlag von Gebrüder Borntraeger in Berlin.

VICTOR HEHN **Kulturpflanzen und Hausthiere** in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Studien.* **Sechste Auflage.** Bearbeitet von Prof. **O. Schrader** in Jena und Prof. **A. Engler** in Berlin. Erscheint in 12 Lieferungen à 1 Mark. Vorräthig in jeder Buchhandlung.

Google

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Neuigkeiten des Jahres 1893.

Ballestrem, Eufemia, Gräfin (Frau von Adlersfeld), **Haideröslein.** Roman. Dritte Auflage. Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

Dieser Roman ist wohl das beste Werk der beliebten Erzählerin, deren schönes Talent sich noch nirgends reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwelt von neuem eine willkommene Gabe sein wird.

Bauer, Martin, Die Schwestern. Roman. Zwei Bände. Geheftet M. 10,—; gebunden M. 12,—

Martin Bauer hat mit Vorliebe in seinen Romanen die körperliche Schönheit als eine verhängnißvolle Gabe geschildert, welche ihre Besitzerin leicht in moralisches und physisches Verderben stürzen kann. Nie hat er aber diese Anschauung mit solcher Consequenz durchgeführt, wie in diesem Romane. Daß die Handlung des Romans von Anfang bis Ende spannend ist, braucht bei Martin Bauer nicht erst besonders hervorgehoben werden.

Boy-Ed, Ida, Sturm. Novellen. Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

In diesen drei Novellen offenbart Ida Boy-Ed eine Logik und einen psychologischen Scharfblick, wie er wenigen ihrer Schwestern in Apoll, man kann sagen überhaupt wenigen Schriftstellern der Gegenwart eigen ist.

Dohm, Hedwig, Wie Frauen werden. — Werde, die Du bist. Novellen. Geheftet M. 3,—; gebunden M. 4,—

Diese Novellen übertreffen durch künstlerische Vollendung, durch Ideengehalt und Weite des Horizontes wohl Alles, was sonst auf diesem Gebiete geschaffen wird.

Elster, O., Majana. Roman aus der Südsee. 1 Band. Geheftet M. 4,—; fein gebunden M. 5,—

Auf den Samoa-Inseln in der Südsee spielt sich dieser exotische Roman O. Elsters ab, der an bekannte Ereignisse der deutschen Colonialpolitik anknüpft und schon aus diesem Grunde das lebhafteste Interesse deutscher Leser erwecken muß. Der Roman besitzt dieselben Vorzüge, welche des Verfassers ostafrikanischem Roman „Ferida" allgemein nachgerühmt worden sind.

Elster, O., Der Sohn der Sterne. Roman. Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

O. Elster verfolgt auch in diesem seinem neuesten Werk höhere Ziele, als bloße Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses; sein ethischer Gehalt wie seine künstlerische Form weisen dem Roman einen höheren Platz an, als den litterarischen Eintagsfliegen.

Ernst, O., Auf heiligem Boden. Roman. 2 Bände. Geheftet M. 8,—; fein gebunden M. 10,—

Der Roman ist das Werk eines hohen, freien Geistes, der die menschliche Natur, sowohl in dem, was göttlich, wie niedrig in ihr ist — begreift, und seinen Ideen künstlerische Gestaltung zu geben weiß.

Finck, H. T., Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Deutsch von **Udo Brachvogel**, 2. (billige) Auflage. Zwei Bände. Geheftet M. 10,—; fein gebunden M. 12,—

Einstimmig hat die Kritik die wissenschaftliche Bedeutung, wie die glänzenden formalen Vorzüge dieses Werkes anerkannt. Wohl kaum zuvor ist über wissenschaftliche Probleme mit soviel Geist und Grazie, mit so allgemeinverständlicher Klarheit geplaudert worden, wie in diesem Werke, das den besten Schriften des vielgelesenen Mantegazza mehr als ebenbürtig ist.

Frankenstein, Hermine, Dämonische Mächte. Roman mit Benutzung einer englischen Idee. 2 Bände. Geheftet M. 8,—; fein gebunden M. 10,—

Die Verfasserin gehört zu jenen Romanschriftstellern, die das Interesse der Leser nicht durch lang ausgesponnene psychologische Analysen — wie es heute vielfach üblich — durch eine ausführliche Schilderung der Seelenzustände zu erwecken suchen; für sie hat das Platen'sche Wort: „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls" Geltung und so ist ihr Streben vor Allem darauf gerichtet gewesen, eine packende, abwechslungsreiche, aufreizende Fabel zu erfinden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Google

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Neuigkeiten des Jahres 1893.

Gerhardt, Dagobert von, (Gerhard von Amyntor), **Das Skizzenbuch meines Lebens.**

Erster Band. Geheftet ℳ 4,—; gebunden ℳ 5,—

Es ist weniger die innere Entwicklung eines reichen Menschenlebens, welche in diesen Aufzeichnungen geschildert wird, als vielmehr die äußeren Erlebnisse. Nur gelegentlich erhalten wir Einblick in den geistigen Werdeproceß des Verfassers. Aber alles ist anmuthig und fesselnd erzählt, und da viele der geschilderten Erlebnisse des Autors mit historischen Ereignissen verwebt sind und bekannte Persönlichkeiten wie der Kaiser Friedrich, Wrangel u. A. mit in dieselben hineingezogen werden, so haben diese Aufzeichnungen ein allgemeines Interesse. Man liest sie mit wahrem Genuß und lebhafter Antheilnahme.

Glaser, Marie von, Zittergras. Skizzen und Novelletten. 2. Auflage.

Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; fein gebunden ℳ 5,—

Dieses Erstlingswerk einer begabten Schriftstellerin hat einen so lebhaften Anklang gefunden, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Die Kritik rühmt den liebenswürdigen Plauderton, über den die Verfasserin verfügt, ihre Fähigkeit, mit wenigen Strichen eine Charakteristik zu entwerfen, eine Situation anzudeuten. Die kleinen Geschichten sind zumeist Aristokraten-Novellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständniß erlauscht und wiedergegeben

Justinus, Oskar, Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben.

2 Bände. Geheftet ℳ 7,50; fein gebunden ℳ 9,50

Zahllosen Lesern hat Oskar Justinus durch seine launigen, humorvollen Feuilletons vergnügte Momente bereitet; zum ersten, leider aber auch zum letzten Mal tritt ihnen der beliebte Plauderer als Romanschriftsteller entgegen, der auch als solcher das Leben vom Standpunkte des lachenden Philosophen betrachtet. So reich unsere Litteratur an kleineren humoristischen Werken ist, so arm ist sie an solchen großen Umfanges, an humoristischen Romanen, die ein ganzes umfassendes Zeitbild, unter dem Gesichtswinkel des Humoristen gesehen, bieten. Deshalb wird dieser große humoristische Roman mit um so größerer Freude begrüßt werden.

Lindau, Paul, Vater Adrian und andere Geschichten.

Inhalt: Vater Adrian. — Was der Schusterfriedel auf dem Sterbebette berichtet. — Schlag neun.

Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; fein gebunden ℳ 5,—

Drei Erzählungen, jede von ausgesprochener Eigenart, jede dabei in gleicher Weise durch das Sujet wie dessen Behandlung fesselnd, enthält dieses neuste Buch von Lindau. Jede dieser Erzählungen enthält etwas, was den Leser auch nach der genußreichen Lectüre noch festhält, ihn zum Nachdenken über wichtige Fragen des Menschenlebens anregt.

Puschkin, A., Dubrowsky, Novelle. Uebersetzt von Nathalie von Bessel.

Ein Band. Geheftet ℳ 2.—; fein gebunden ℳ 3.—

Eine in Deutschland noch unbekannte Erzählung des großen russischen Dichters, noch dazu in der Uebersetzung aus der Feder seiner Enkelin, der Frau Nathalie von Bessel, darf bei dem großen Interesse, das man gegenwärtig der russischen Litteratur bei uns entgegen bringt, der Theilnahme der litterarisch gebildeten Kreise sicher sein.

Puschmann, Theodor, Zu Ostern in Spanien. Reiseschilderungen.

Ein Band. Geheftet ℳ 3,—; gebunden ℳ 4,—

Der Verfasser schildert die Physiognomie der einzelnen Gegenden und ihrer Bewohner, das Leben und Treiben auf den Straßen und in den öffentlichen Vergnügungslokalen, die Volksfeste, die architektonischen und andere Sehenswürdigkeiten und weiß dabei geschickt persönliche Erlebnisse und historische Reminiscenzen einzuflechten.

Sacher-Masoch, Leopold von, Zerka. Die Maus. — Maria im Schnee. Novellen.

Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; fein gebunden ℳ 5,—

Das Ewig-Weibliche hat auf Sacher-Masoch von jeher große Anziehungskraft geübt; mit besonderem Vorliebe und Meisterschaft schildert er Frauengestalten voll Temperament, Launen, voll Stolz und Herrschsucht. Auch in den drei Erzählungen dieses Buches sind die Heldinnen Frauen, die weibliche Anmuth mit einem Zuge männlicher Energie vereinen. Dem aufmerksamen Leser enthüllt sich in diesen unterhaltenden Geschichten manche ernste Wahrheit, die der Verfasser in Bezug auf die Frauenfrage, auf die Stellung von Mann und Frau zu einander in gewinnender Form einer künstlerisch abgerundeten Erzählung zum Ausdruck bringt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Google

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Neuigkeiten des Jahres 1893.

Samarow, Gregor, Am Abgrund. Roman.
2 Bände. Geheftet M. 9,—; gebunden M. 11,—

Gregor Samarow versteht es meisterhaft, auch in diesem neuen Romane das Interesse seiner Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Es ist eine zum Theil neue Welt, die wir hier in den Schilderungen russischer Zustände kennen lernen. Die Sprache ist wie bei allen Samarowschen Werken voll Schwung und dabei doch maßvoll; einzelne Scenen von geradezu ergreifender Wirkung.

Schönthan, Franz von, Der General. Novelle.
Geheftet M. 2,—; fein gebunden M. 3,—

Daß Franz von Schönthan, der dem großen Publikum vornehmlich als ein Anhänger der heiteren Muse bekannt ist, auch für die ernsten Conflicte des Lebens Verständniß und dichterisch gestaltende Begabung besitzt, hat er in dem Schauspiel „Das goldene Buch“, überzeugender jedoch in dieser Erzählung bewiesen.

Viola, M., Zweierlei Liebe. Roman.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

Der Roman ist packend geschrieben und die Schilderung der seelischen Vorgänge im Helden sehr anschaulich und fesselnd. Das Werk, das in seinem Thema ganz fin de siècle ist, darf auf einen großen Leserkreis rechnen.

Urkunden zur neueren deutschen Litteraturgeschichte.
Herausgegeben von **Eugen Wolff.**
I. Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube.
Geheftet M. 1,50; gebunden M. 2,50

Die in diesem Bändchen mitgetheilten, bisher unbekannten umfangreichen Briefe Heines an Laube sind inhaltlich wie formell von hohem Werthe. Der Herausgeber Eugen Wolff hat einen eingehenden Commentar zu den Briefen geliefert, die unter den Heine-Publikationen der letzten Zeit ganz besondere Beachtung verdienen.

— II. Blätter aus dem Werther-Kreis.
Geheftet M. 1,50; gebunden M. 2,50.

Als zweiter Theil seiner „Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur“ veröffentlicht Eugen Wolff eine Anzahl unbekannter litterarischer Documente, die er dem Briefnachlaß und den Tagebüchern J. Ch. Kestners entnommen hat. Diese Documente bereichern theils unsere Kenntniß des „Wetzlarer Kreises“, theils führen sie schon bekannte Thatsachen uns lebendiger vor Augen, ja gewähren sogar stellenweise eine gewisse Art selbstständigen Genusses auch in culturhistorischer Hinsicht.

Lieder und Bilder vom deutschen Meer.

Gesammelt und herausgegeben
von
Rudolf Eckart.

Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet. Ein Band.
Geheftet M. 5,—; fein gebunden M. 6,—

Wer das Meer liebt, wer je an ihm und auf ihm selige Stunden verlebt, dem wird diese schöne Anthologie durch die Macht des Dichterwortes jenen Zauber zurückrufen, mit dem das herrliche Meer ihn umsponnen; sie sei allen seinen Verehrern und allen Freunden der Dichtkunst warm empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Deutsche illustrirte Volksbücher.

Berthold Auerbach's Gesammelte Volkserzählungen.

In drei Bändchen geheftet 9 Mark, elegant gebunden 12 Mark.

Auch in 10 abgeschlossenen karton. Bändchen à 1 Mark und in 44 Heften à 20 Pf.

Mit ca. 400 Bildern
von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, Ad. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, Ludw. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Die Methode Haeusser

geniesst allen anderen Selbstunterrichts-Methoden gegenüber den **Vorzug der Einfachheit, Leichtverständlichkeit und Angemessenheit des fremdsprachlichen Textes, der systematischen Dialogisierung des gesamten Sprachmaterials, der grössten Erleichterung in Aneignung des nötigsten grammatischen Materials und des die Lernlust stets anregenden, mühelosen, flotten Fortschritts in der Sprechfähigkeit. Bei nur drei Uebungsstunden in der Woche wird es innerhalb weniger Monate Jedem mit Leichtigkeit gelingen, eine fremde Sprache schriftlich und mündlich zu beherrschen.**

Empfohlen:
von Autoritäten auf allen Gebieten, hohen Militairs (G.-F.-M. Graf *Moltke*, Generalstabschef Graf *Schlieffen*), Universitätsprofessoren, Philologen, Juristen, Lehrern, Kaufleuten etc. etc. etc.

Selbst-Unterrichtsbriefe für die modernen Sprachen. Rascheste, sicherste, billigste und unterhaltendste Methode.
METHODE HAEUSSER.
In je 25–30 Briefen à 1 M.
Englisch. Italienisch. Russisch. Französisch. Spanisch.
Probebriefe m. Prospekt geg. Einsendung von 50 Pf.
J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Google

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender in Breslau.

Prachtwerke.

Ariost's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 Vollbildern auf Kupferdruckpapier und 523 Textillustrationen. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz, durchgesehen und herausgegeben von Paul Heyse.
Gebunden in 2 Ganz-Maroquinlederbänden ℳ 135,—
Gebunden in 2 Bänden in Leinwand mit Lederrücken ℳ 120,—
Gebunden in Ganz-Maroquinleder-Band ℳ 112,—
Gebunden in 1 Band in Leinwand mit Lederrücken ℳ 105,—

Bericht über die allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Berlin 1882—83. Mit Unterstützung des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Herausgegeben von Dr. Paul Börner in Berlin. Mit Titelbild, Portrait, Situationsplan und ca. 400 Textillustrationen. 3 Bde. Fein gebunden ℳ 52,50

Munch, A., Der Königstochter Brautfahrt. Ein Gedicht in 12 Romanzen. Im Versmaß des Originals und mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von E. Jonas. Mit Illustrationen von Lorenz Frölich. In Original-Einband ℳ 12,—

Ompteda, Ludwig Freiherr v., Bilder aus dem Leben in England. Mit einer Kupfer-Radirung.
Elegant broschirt ℳ 7,50; fein gebunden ℳ 9,—

Das malerische Schweden, Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit 160 Illustrationen. Aus dem Schwedischen übersetzt von O. Hoppe.
Elegant broschirt ℳ 12,—; fein gebunden ℳ 15,—

Sello, G., Potsdam und Sans-Souci. Forschungen und Quellen zur Geschichte von Burg, Stadt und Park. Mit 15 zum Theil chromolithogr. Tafeln.
Geheftet ℳ 10,—; gebunden ℳ 12,—

Illustrirte Kinderschriften. Weihnachts- und Neujahrs-Bücher.

Ballestrem, E. v., Sechs Weihnachts- und Neujahrsbücher. Aus dem Englischen übersetzt.
1) Höhen der Seligkeit, Thäler der Gnade. 16⁰. ℳ —,40
2) In Sonne und Schatten. 16⁰. ℳ —,25
3) Der Lieblingsschwan und andere Reime. 16⁰. ℳ —,30
4) Verborgene Blüthen. 16⁰. ℳ —,30
5) Tang und Algen. 16⁰. ℳ —,30
6) Junge Herzen und grüne Auen. 4⁰. ℳ 1,20

Diese reizenden, künstlerisch ausgestatteten Büchelchen (je nach Wunsch mit Weihnachts- oder Neujahrswunsch versehen) eignen sich vorzüglich als Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Buttlar, Minka v., Riekchen und Tinchen mit dem Gockelhahn. Mit 18 Bildern in Buntfarbendruck. 4⁰. Elegant cartonirt ℳ 2,—

Buttlar, Minka v., Bunte Blätter für Kinder. Mit 20 Bildern in Buntfarbendruck. 4⁰. Elegant cartonirt ℳ 2,—

Eulenburg, Olga zu und Louise Preusser, Kinder-Blumen. Gedichtet und mit 17 Bildern in Buntfarbendruck illustrirt. Elegant cartonirt ℳ 2,—

Glaser, Adolf, Märchen. Mit Illustrationen von Paul Wendling. 4⁰. Elegant cartonirt ℳ 2,—

Lindau, Anna, Neue Märchen. 4⁰ Mit 14 vielfarbigen Illustrationen von C. W. Allers.
Inhalt: Der verlorene Handschuh. — Geschichte eines alten Regenschirmes. — Ein Ritterdienst.
Elegant cartonirt ℳ 3,—

Jedes Märchen ist auch einzeln in hochelegantem farbigem Umschlag zum Preise von ℳ 1 — zu beziehen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Google

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender in Breslau.

Geschichte. Biographien etc.

Adlersfeld, Eufemia v., Das goldene Buch. Ein chronologisches Verzeichniß der regierenden Häupter, herrschender, erloschener und mediatisirter Fürstenhäuser Europas, sowie der deutschen Standesherren. Nach den zuverlässigsten Quellen zusammengestellt. Mit einer Einleitung von Professor Dr. A. Kleinschmidt in Heidelberg. Elegant brosch. M. 4,50; fein geb M. 5,50

Biedermann, K., 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. 2 Bände. Hochelegant broschirt M. 7,—; fein geb. M. 10,—

— **1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.** Vom Thronwechsel in Preußen bis zur Aufrichtung des Deutschens Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840 3. Auflage. 2 Bände. Elegant brosch. M. 10 —; fein geb. M. 13,—

— **Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte 1812—1866.** Eine Ergänzung zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte". Mit dem Portrait des Verfassers. 2 Bände. Elegant broschirt M. 10,—; fein geb. M. 13,—

— **Fünfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens.** 1 Band. Elegant brosch. M. 3,—; fein gebunden M. 4,—

Carette, A., Erinnerungen aus den Tuilerien. Aus dem Französischen übertragen von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. 2 Bände. Hochelegant broschirt M. 8,—; fein geb. M. 10,—

Dahn, Felix, Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. 1 Band. Elegant broschirt M. 4,—; fein gebunden M. 5,—

Simon, Ed., Kaiser Friedrich III. Nach dem französischen Original in die deutsche Sprache übertragen v. Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau v. Adlersfeld). Autorisirte Ausgabe. Hochelegant broschirt M. 3,—; fein geb. M. 4,—

Gedichte. Anthologien. Miniatur-Ausgaben.

Anzengruber, L., Kleiner Markt. Novellen, Skizzen und Gedichte. Miniatur Ausgabe. Fein gebunden M. 4,—

Bodenstedt, Fried., Neues Leben. Gedichte und Sprüche. Zweite Auflage. Ein Band in hochelegantem Original-Einband M. 4,50

Coppée, François, Olivier. Novelle in Versen, übersetzt von Wolff Graf Baudissin, mit Einleitung von Paul Lindau über Wolff Baudissin. Miniatur-Ausgabe. Fein gebunden M. 3,—

Gottschall, Rudolf v., Bunte Blüthen. Gedichte. Hochelegant brosch. M. 2,—; fein gebunden M. 3,—

— **Merlin's Wanderungen.** Eine Dichtung. 2. Auflage. Elegant broschirt M. 2,—; in Original-Einband M. 3,50

Jensen, Wilhelm, Vor Sonnenwende. Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 3,50

Laßwitz, Kurd, Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. und 39. Jahrhundert. Zweite Aufl. Miniatur-Ausgabe. 2 Bände. Fein gebunden M. 6,50

Musset, Alfred de, Dichtungen. Deutsch von Martin Hahn. Mit Vorwort von Paul Lindau. Eleg. brosch. M. 4,—; fein geb. M. 5,50

Polko, Elise, Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße aus vieler Herren Länder gesammelt. Zweiter (Stereotyp)-Abdruck. Mit 1 Titelbild und Facsimile der Verfasserin in Lichtdruck. In Original-Einband M. 6,—

— **Stimmungsbilder.** Novellen u. Skizzen. Miniatur-Ausgabe. Fein geb. M. 4,50

— **Miniaturen und Novellen.** Miniatur-Ausgabe. Fein gebunden mit Goldschnitt M. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Festgeschenke in gediegener Ausstattung.

Die Sklaven-karawane. Von **Karl May.** Eine interessante und spannende Erzählung für die reifere Jugend. Mit 16 Tondruckbildern. Elegant gebunden M. 7.—

Amerikan. Jagd- und Reiseabenteuer. Aus dem Leben in den westlichen Indianergebieten. Von **Armand.** Dritte Auflage. — Mit 1 farbigen Titelbild und 16 Tondruckbildern. Elegant gebunden M. 7.—.

Das Neue Universum. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus u. Familie, besonders für die reifere Jugend. **Band XIV.** Mit zahlreichen Tondruckbildern und Illustrationen. Elegant gebund. M. 6.75. Noch zu haben: Band II—XIII à M. 6.75.

Karl May: Der blau-rote Methusalem. Der Sohn des Bärenjägers. Interessante u. spannende Erzählungen für die reifere Jugend. Mit je 1 farbigen Titelbild und 16 Vollbildern. Elegant geb. à M. 7.—.

Alpenglühen. Naturansichten und Wanderbilder von **A. von Schweiger-Lerchenfeld.** In Prachtband gebunden M. 20.—

Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens kulturgeschichtlich geschildert von **Johannes Scherr.** **Prachtausgabe.** Elegant gebunden M. 70.— **Volksausgabe.** Elegant gebunden M. 20.—

Hellas und Rom. Eine Kulturgeschichte des klassischen Altertums. Von **Jakob von Falke.** In reichstem Prachtband M. 70.—

Die Riviera. Wanderziele und Winterasyle der ligurischen Küste von Nizza bis Spezia. Von Professor **Woldemar Kaden** und Maler **H. Nestel.** Elegant gebunden M. 35.—

Illustrierte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von **Emil Naumann,** weiland kgl. Professor und Hofmusikdirektor. 2 Bände in Groß Octav. Preis brosch. M. 18.—, eleg. in Ganzleinwand geb. M. 20.—

K. F. Beckers Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. **Wilh. Müller.** Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustrationen. Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf., 12 broschierten Bänden à M. 2.20, oder 6 gebundenen Bänden à M. 6.—

Pierers Konversationslexikon. Siebente Auflage, herausgegeben von **Joseph Kürschner.** Mit Universal-Sprachenlexikon nach Professor Joseph Kürschners System. Zu beziehen in 230 Lief. à 35 Pf., 24 Halbbänden à M. 3.25, oder 12 gebundenen Bänden à M. 8.50.

Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge von **Dr. A. E. Brehm.** Mit Illustrationen von **R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A.** Eleg. geb. M. 12.—. brosch. M. 10.—

Ottilie Wildermuths Werke. Illustrierte Ausgabe. Herausgegeben von **Adelheid Wildermuth.** Illustriert von **Fritz Bergen.** Zu beziehen in 75 Lief. à 40 Pf., od. 10 eleg. gebund. Bänden à M. 4.—. Erschienen sind Band I.—VI.

Der gute Kamerad. Illustr. Knaben-Jahrbuch. Bd. VII. Eleg. geb. M. 9.— Früher erschienen: Band I geb. M. 8.—, Bd. II—VI geb. à M. 9.—.

Das Kränzchen. Illustr. Mädchen-Jahrbuch. Bd. V. Eleg. geb. M. 9.— Früher erschienen: Bd. I—IV geb. à M. 9.—

Maienzeit. Album der Mädchenwelt. Ein Jahrbuch für diejenige Altersklasse der weiblichen Jugend, die über die eigentliche Kinderlektüre hinaus ist. Band III. Elegant gebund. M. 6.75. Früher erschienen: Bd. I und II à M. 6.75.

Der Jugendgarten. Eine Festgabe für Knaben und Mädchen. Gegründet von **Ottilie Wildermuth.** Band XVIII. Mit 8 farbigen und 20 Tondruckbildern, sowie zahlr. Textillustrationen. Elegant gebunden M. 6.75. Noch zu haben: Bd. IX—XVII à M. 6.75.

Das Jahrhundert der Entdeckungen von **Th. Schott.** Mit 6 Farbendruckbildern und 1 Karte. Elegant gebund. M. 7.—

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Festgeschenke in gediegener Ausstattung.

HERVORRAGENDE NOVITÄT!

LA BELLA NAPOLI

von

C. W. ALLERS.

220 Seit. 4°. Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern u. 200 Textillustrationen.

Preis in Prachtband 40 Mark.

Vereinigt sich in **Allers'** grossartigem Bismarck-Werk ein hochinteressanter zeitgeschichtlicher Stoff mit einer Künstlerschaft ersten Ranges, so ist es hier das Land der Schönheit — **Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Camaldoli, Amalfi, Ischia** —, welches mit charakteristischen, zum Teil höchst humoristischen Figuren dem Künstler Modell gestanden hat.

Zudem zeigt sich **Allers** hier neben seinem prächtigen Humor durch eine ganze Reihe köstlicher Porträts mehr als in irgend einem seiner früheren Werke von der lyrischen Seite: eine grosse Anzahl duftiger Mädchenblüten, herrlicher Frauen werden uns in Vollbildern von seltenem Reiz vorgeführt.

C. W. ALLERS.

Fürst von Bismarck

in Friedrichsruh.

70 Blatt in Lichtdruck.

Mit einem Gedicht von **Felix Dahn** und Text von **Sidney Whitman.**

In Prachtband gebunden oder in Mappe M. 50.–

Allers hat mehrere Monate in Friedrichsruh geweilt und schildert in 70 kunstvoll durchgeführten und zum Teil humoristischen Blättern das tägliche Leben, wie es sich im Hause des Fürsten abspielt. Die unbedingte Treue, die allen Allersschen Kunstwerken eigen ist, erhebt das Werk zu einem historischen Dokument ersten Ranges.

C. W. ALLERS.

Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz.

30 Blatt Originalzeichnungen. Gross-Folio-Format.

Dritte Auflage.

In Prachtmappe. Preis M. 20.—.

Passendes und höchst interessantes Geschenk zu allen Gelegenheiten.

Das Landschaftliche ist mit geradezu staunenerregender Feinheit behandelt und die vorgeführten Typen und Situationen sind mit so köstlichem Humor und echt künstlerischer Beobachtungsgabe erfasst, dass der Beschauer vom ersten bis zum letzten Blatt in Atem gehalten wird.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Google

Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender in Breslau.

Werke von Paul Lindau.

Hängendes Moos. Roman. (3. Tausend.)
Elegant broschirt M 6.—; fein gebunden M 7.—.

Der Mörder der Frau Marie Ziethen. Ziethen oder Wilhelm? Nachwort von Dr. Max Neuda. Mit einem Situationsplan der Elberfelder Oertlichkeiten und einem Grundriß des Ziethen'schen Hauses.
Elegant broschirt M 2.50; fein gebunden M 3.50.

Herr und Frau Bewer. Novelle. 9. Aufl. Mit einem Briefe von Emil Augier an den Verfasser.
Elegant broschirt M 2.50; fein gebunden M 3.50

Mayo. Erzählung. 5. Auflage.
Elegant broschirt M 4.50; fein gebunden M 5.50.

Im Fieber. Erzählung. 3. Auflage.
Elegant broschirt M 4.—; fein gebunden M 5.—.

Toggenburg und andere Geschichten.
Elegant broschirt M 3.—; fein gebunden M 4.—.

Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen.
Elegant broschirt M 4.50; fein gebunden M 5.50.

Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen.
Elegant broschirt M 4.50; fein gebunden M 5.50.

Schau- und Lustspiele.
Elegant broschirt M 4.50; fein gebunden M 6.—.

Interessante Fälle. Criminalprocesse aus neuester Zeit.
Elegant broschirt M 4.50; fein gebunden M 5.50.

Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. Gesammelte Feuilletons. 3. Auflage.
Elegant broschirt M 4.—; fein gebunden M 5.—.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände.
Elegant broschirt M 6.—; fein gebunden M 8.—.

Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875 — 1878. 2 Bände.
Elegant broschirt M 10.—; fein gebunden M 12.—.

Nüchterne Briefe aus Bayreuth. 10. Auflage.
Elegant broschirt M —.75; fein gebunden M 1.75.

Bayreuther Briefe vom reinen Thoren. „Parsifal" von Richard Wagner. 5. Auflage.
Elegant broschirt M 1.—; fein gebunden M 2.—.

Aus dem litterarischen Frankreich. 2. Auflage.
Elegant broschirt M 5.—; fein gebunden M 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58·20 R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41·8 „
Theresienbrunn	47·1 „
Neubrunn . .	47·3 „
Marktbrunn .	34·5 „
Felsenquelle .	47 „
KaiserKarls-Qu.	33·4 „
Kaiserbrunn.	39·1 „

Karlsbader TRINKKUR im **Hause**

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Google

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Faul Lindau.

5>iebenundsechzigster Vcmd.

Facol, Hruhschommrr, Albelt, «öni^« uon Sachlen, «»rl St«uffer»U«lN.

V r e ls l a u

Kchlesische Vuchdruckerei, Kunst» und Verlag,»Anstalt

v. 2. Zchottlaenbei.

Inhalt des 67. Bandes.

Gctoüer. — Oovenwer. — Verember.

^893.

Inhalt des e?. Vandes,

Mit den portraits von:
Jakob Frohschammer, Albert, König von Lachsen, radirt von Johann lindner in München und Karl Ztanffer» Vern, radirt von Wilhelm Rranskopf in Karlsruhe.

Oktober 18Y3.

Inhalt.

kjlerzu ein Portrait: Jakob Frohschammer.
Radirung von Johann tindner in München.

,N»i» »«> Sld' «lch«!nt »m Ansang j»b» Man«»» in tz«fl»n mit j« «inn Aunstl>»!!ag».
^— p«i» pl» UZ»«««! (I tzeft«) ü Mail.
All« U»chhan»lnng«n »ül> pastanftalxn n«hm«n >»>»izei! V«ß,llung»n an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mard und Hild" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. 2/3.

^ ^M^^M^HA,^^^^
^^)^ <^^F^ ^-^MH^A'

werde, die Du bist!

von
Hedwig Wohin.
— Veilin. —

ln der Irrenanstalt des Doctor Vebrend, in der Nähe Berlins, machte eine alte Frau — sie mochte nah an sechzig sein — Aufsehen. Sie hatte feine, interessante Gesichtszüge, starkes graues Haar und große grünlich graue Augen. Niemals starrten diese Augen in's Leere. Entweder schienen sie, erloschen für die Außenwelt, innerlich etwas zu schauen, oder sie waren emporgerichtet, bald mit dem Ausdruck eines leidenschaftlichen, irrenden Suchens, bald mit Entzücken sich nn einen Gegenstand festsaugend. Die Augen einer Seherin. Diese wundersamen Äugen gaben dem ,^opf den Charakter einer jüngeren Frau.

Sie verhielt sich meist schweigsam. Zuweilen aber fing sie an zu reden, dann war es, als hielte sie Zwiesprach mit übernatürlicheu Wesen. Unermeßliche Melancholie oder dithyrambische Verzückung athmeten ibre Worte. Sie sprach tiefsinnige und erhabene Gedanken aus, in einer Form, die an Nietzsches Zarathustra erinnerte.

Man hätte glauben sollen, daß diese alte Frau eine große Dichterin gewesen und daß ein Uebermaß geistiger Erregung die Gehirnstöruug bewirkt habe. Das Gegentheil war der Fall.

Der Nervenarzt, der sich für diese merkwürdige Forin von Irrsinn interessirte, zog Erkundigungen über ihr Vorleben ein. Was er erfuhr, setzte ihn in das höchste Erstaunen und war in keiner Weise angethnn, das Mthsel ihres Wesens zn losen.

Alle, die die Gattin des Geheimen >tanzleirath-> Schmidt gekannt hatten, stimmten darin überein, daß sie eine gute, braue, etwas beschränkte nnd

philiströse Hausfrau gewesen, umuisseud uud völlig im Familienleben auf-
gehend. Sie hatte zwei Töchter, die längst verheirathet waren. Ihr Ver-
hältnis; zu den Kindern war jederzeit ein überaus herzliches gewesen. In
den letzten acht Jahren hatte sie in aufopfernder Weise ihren gelähmten
Alan» gepflegt. Nach seinem Tode mochte sie sich etwas vereinsamt gefühlt
haben. Tic war zum Besuch bei ihren verheiratheten Töchtern gewesen.
Keiner der Anverwandten hatte die geringste Ercentricität an ihr bemerkt,
nur war sie ihnen etwas schweigsamer und in sich gekehrter als sonst vor-
gekommen, was in der Trauer um den Gatten und in ihrer Vereinsamung
eine ausreichende Erklärung fand.
Tann hatte sie allerdings, ziemlich plötzlich, und von ihren Töchtern
gemißbilligt, ganz allein größere Reisen unternommen, trotz ihrer beschränkten
Mittel. Bald nach ihrer Rückkehr war der Irrsinn zum Ausbruch gekommen.
Die Kranke nahm wenig Nahrung zu sich, sie magerte zusehends ab,
so daß schließlich die großen flimmernden Augen in dem bleichen Gesicht
unheimlich wirkten. Es war, als wenn die Seele allmählich den Leib
verzehrte, verzehren wollte.
Eigenthümlich war, daß diese alte Frau mit einer gewissen Zärtlichkeit
an dem Costüm hing, das sie trug, als man sie in die Anstalt brachte:
Ein schwarz wollenes Kleid, das den Schnitt aus dem Zeitalter Marie
Antoinettes hatte. Das volle graue Haar, au den Spitzen leicht gelockt,
fiel ihr fast bis auf die Schulter. In: Laufe der zwei Jahre, die sie in
der Anstalt zubrachte, war es weiß geworden. Als man ihr das Haar
aufstecken wollte, litt sie es nicht. Dasselbe geschah, als man ihr für das
abgetragene Kleid ein neues, von anderem Schnitt reichte. Sie war nicht
zu bewegen, es anzuziehen. Man mußte ihr eiu Costüm genau nach dein
Schnitt des alten anfertigen lassen.
Man hatte beobachtet, daß sie allsonntäglich, wenn in der kleinen
Eavelle die Orgel zu spielen begann, einen welken Myrtenkranz aus ihrer
Eommode nahm; der Arzt vermuthete, ihren Brautkranz. Sie schmückte sich
mit dem Kranz und blieb, die Hände gegen die Brust gedrückt, die Augen
mit einem gespannten Ausdruck auf die Thür gerichtet, niitten im Zimmer
stehen, bis die Orgel verklang. Dann legte sie, den Kopf leise schüttelnd,
den Kranz zurück, verhüllte ihr Gesicht mit einein schwarzen Schleier und
nahm den ganzen Tag über keine Speise zu sich.
Einige Male war sie von ihren Töchtern besucht worden. Sie waren
beim Anblick der Mutter ebenso verwundert wie betrübt gewesen. Sowohl
im Ausdruck als in den Zügen fanden sie sie völlig verändert und ver-
mochten kaum, sich in eine kindliche Beziehung zu dieser fremdartigen Er-
scheinung hinein zu denken.
Die Kranke, als sie ihre Töchter sah, schien sich auf etwas zu besinnen.
Allmählich gerieth sie in eine Unruhe, die sich so steigerte, daß der Arzt
den Besuch abkürzen mußte. Als die Töchter ein zweites Mal kamen und

sich dieselbe Erregung bei ihr tund gab, bat er die jungen Frauen, ihre
Besuche für einige Zeit einzustellen, entließ sie aber mit der Hoffnung für
die Wiederherstellung der Mutter.
Seit zwei Jahren nun beobachtete Dr. Nehrend, im Interesse der
psychologischen Wissenschaft, mit intensiver Spannung dieses seltene Beispiel
eines gestörten Geistes, bei dem die Störung gewissermaßen ein neues In-
dividuum geschaffen hatte. Sie fühlte das Interesse, das er an ihr nahm,
und oft heftete sie ihre Augen minutenlang auf ihn, wie mit einer forschenden
Frage, einem düster schmerzlichen Erstaunen.
Eines Tages kam ein junger, süddeutscher Arzt, ein Studiengenosse
des Irrenarztes, in die Anstalt, um dieselbe zu besichtigen. Dr. Nehrend
erzählte ihm von seinem interessanten Fall und willfahrte gern dem Eollegen,
als dieser den Wunsch aussprach, die Patientin zu sehen.
Gerade an dem Tage — es war ein Sonntag — vollendete die
Kranke ihr sechzigstes Lebensjahr. Die Töchter hatten Blumeu geschickt,
das ganze Zimmer duftete davon.
Als die beiden Aerzte eintraten, war sie dabei, die Blumen über den
Fußboden hinzustreuen. In das weiße Haar hatte sie den verdorrten Myrten-
kranz gedrückt. Mt den spitzen bräunlichen Stielen und den welken Blattchen
zwischen denen nur hie und da noch ein paar todte vergilbte Nlüthen schwankten
glich er einer Dornenkrone. In der Hand hielt sie eine vertrocknete Passions-
blume.
Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes. Als die Greisin den
fremden Arzt erblickte, überzog eine tiefe Nöthe ihr Gesicht. In ihre schatten-
hafte Erscheinung kam pulsirendes Leben, in ihre Augen flackerndes Licht.
„Johannes!" und sie streckte dem Fremden beide Hände entgegen.
Ihre Stimme klang weich und voll.
„Ich wußte, daß Du kommen würdest. Wenn ich Deine Myrte trage,
sehe ich in die Feme. Ich sehe Dich."
Sie berührte mit der Hand den welken Kranz. „An jenem Tag, als
Du mir die Myrte gabst, hast Du Dich mir verlobt. Komm! Komm!
Die weiße Opferflamme brennt in der güldenen Schale, Du weißt, in der
Höhle auf Eapri. Wir dürfen ihn nicht warten lassen, den Silberhaarigen.
Hörst Du das metallne Singen aus der Tiefe? Die Sirenen! das blaue
Meer, sie tragen's als Juwel an der Brust. Sie singen mit blutrothen
Lippen. Sie singen das Brautlied. Und ich küsse Deine Seele."
Die letzten Worte hatte sie halbsingend gesprochen. Sie küßte die welke
Blume in ihrer Haud, und langsam, ohne ihn anzusehen, schritt sie auf ihn zu.
Doctor Nehrend, peinlich von der Scene berührt, und in der Besorgnis;,
daß etwas Ungehöriges geschehen könne, ergriff die Irre am Arm und sagte
hart und laut, wie er sonst nie zu ihr sprach:
„Besinnen Sie sich, Frau Schmidt, vergessen Sie nicht, daß Sie eine
alte Dame sind."

H Hedwig Vohm in Vcrlin.
Die Kraule schauderte uud sah erst ihn, dann den fremden Arzt an.
Eine unheimliche Veränderung ging in ihrem Gesicht vor. Fluchtartig irrten
die Augensterne in ihren Kreisen. Allmählich schienen die Züge zu erstarren.
Wie ein brennendes Scheit, das plötzlich in sich zusammen sinkt und Asche
wird, so brach ihr Körper zusammen. Sie wäre zu Boden gestürzt, wenn
Doctor Behrend sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Eine tiefe Ohn-
macht umfing sie.
Man brachte sie zu Bett. Als die Ohnmacht in Schlaf übergegangen
war, lehrte Doctor Behrend zu seinem Eollegen zurück. Er versicherte ihm,
daß die Kranke noch niemals einen ähnlichen Anfall gehabt. Von erotischem
Wahnsinn habe sich bisher bei ihr keine Spur gezeigt. Er würde annehmen,
daß sie den Eollegen mit ihrem verstorbenen Gatten identificirt, aber dieser
habe Eduard geheißen.
„Und ich heiße Johannes," entgegnete der Fremde in trüber Ver-
stimmung.
„Höchst sonderbar! Und daß sie sich einbildete, Sie zu kennen."
„Sie kennt mich. Ich traf sie vor drei Jahren auf Lapri. Mir
siel damals ihre eigenthümliche Erscheinung auf. Sie trug dasselbe Kleid,
oder ein ähnliches wie heut."
Ob er näher mit ihr bekannt geworden, forschte Doctor Behrend.
Durchaus nicht. Er erinnere sich nicht, mit ihr gesprochen zu haben.
Obgleich sie im Hotel Pagano ihm gegenüber gesessen, habe sie sich nie in
die Unterhaltung gemischt, doch sei es ihm vorgekommen, als ob sie auf-
merkfam auf Alles, was er gethan und gesprochen, geachtet habe. Wenn er
ihr aber auf Spaziergängen begegnet, so sei sie ihm ausgewichen.
Doctor Behrend bat ihn. Alles mitzutheilen, was er über sie in Er-
fahrung gebracht.
„Es ist nicht viel," antwortete der junge Arzt etwas zögernd.
„Sie hatte ein scheues Wesen, als ob sie um Entschuldigung bäte, daß
sie überhaupt da sei. Merkwürdig war, wie verschieden sie aussehen konnte,
bald wie eine hinfällige Greisin, und dann wieder schien sie eine kaum
Vierzigjährige.
Einmal traf ich sie unten am Meer, an der kleinen Marine. Sie
hatte ihren juugeu Tag. Sie bückte sich hinab zum Wasser und murmelte
mit lächelnden Lippen vor sich hin. Da sah sie mich und wurde roth wie
vorhin. Ich habe immer ein peinliches Gefühl, wenn ich eine alte Frau
erröthen sehe. Ich wollte sie ansprechen und bemerkte zu meinem Erstaunen,
daß sie plötzlich ganz alt und hinfällig wurde. Fremd, fast böse, blickte sie
und wandte sich mit einer zuckenden Bewegung der Arme ab. Sie wollte
augenscheinlich nicht gestört werden, und so ging ich weiter.
Ein ander Mal bemerkte ich sie auf eiuem der Felfen, die aus dem
Meer emporragen, nicht eben hoch. Sie stand hoch aufgerichtet, mit den
Annen nach hinten das Felsstück umklammernd. Ihre Blicke schweiften über

werde, die Du bist! 5
das Meer mit dem Ausdruck, den Menschen haben, die mit der Welt fertig
sind, und die auf dem Sprung stehen, eine andere aufzusuchen. Ich blieb
stehen, in einer Art Bangigkeit, sie könne sich hinabstürzen wollen Ich hielt
sie für eine Dichterin, die incognito bleiben wollte. Mir kam der Einfall,
ihr irgend eine Art .Huldigung darzubringen. Sacht stieg ich hinter ihr an
dem Felsen empor und warf ihr einen Myrtenstrauß, den ich frisch gepflückt
hatte, vor die Füße. Sie schien nicht verwundert und blickte sich nicht um,
lächelte nur und drückte den Strauß an ihre Brust. Sie hatte iu diesem
Augenblick die Physiognomie eines jungen Mädchens, uud ick bedauerte leb-
haft, daß sie keins war.
„Der Zufall ist zuweilen grausam. Als ich später in deu Vorraum
des Speisesaales trat, wo sich die Gäste zu versammeln pflegen, näherte
sich mir mein Tischnachbar, ein Herr, der für witzig galt, und fragte mich,
ob ich vorhin unser vi^a-viz auf dem Felsen bemerkt hätte, die „reine
Sappho aus den Fliegenden Blättern". In einer Anwandlung jener
niedrigen Feigheit, die uns zuweilen gegen bessere Einsicht zum Echo
fremder Lieblosigkeit macht, antwortete ich: „Ja, ich habe „die Großmutter
Psyche" geseheu." Kaum war mir der häßliche Spott entschlüpft, so beschlich
mich die unheimliche Empfindung, als stände sie hinter uns. Und sie stand
hinter uns. Sie erinnerte mich in jenein Augenblick mit den geöffneten
kippen und den großen, starren und entsetzten Augen an eine Medusa.
Wie geistesabwesend trat sie einen Schritt zu mir heran, griff mit einer
mechanischen Bewegung nach der Passionsblume, die ich in der Hand hielt,
und ging hinaus. Ich war fest entschlossen, auf irgend eine Art gut zu
machen, was ich gefrevelt. Es war mir nicht vergönnt. Ich fah sie nicht
wieder. Am andern Morgen war sie abgereist. Und daß ich sie nun
hier wiederfinde — peinlich ist es für mich, sehr peinlich.
„Es trifft Sie kein Vorwurf," beschwichtigte ihn Doctor Behreud,
und mit einem leichten Achfelzucken setzte er hinzu: „Anachronismus des
Herzens. Nichts Seltenes bei bejahrten Frauen mit allzu sensiblem Nerven-
system."
Der Fremde verließ die Anstalt, nachdem er den Irrenarzt gebeten,
ihn von dem ferneren Schicksal der Greisin in Kenntniß zusehen.
Als Doctor Behreud die Kranke wieder aufsuchte, war sie erwacht.
Sie hatte die Fenster weit öffnen lassen. Sie bedeutete die Wärterin, sie
mit dem Arzt allein zu lassen. Sie athmetc langsam nnd tief, als tränke
sie lebensgierig mit intensivem Bewußtsein die letzten Tropfen ans dem
Becher der Zeit. Ihre Nasenflügel zitterten leise. Das Gesicht war ganz
durchgeistigt, jede Falte war daraus verschwunden, wie es sonst erst nach
dem Tode zu geschehen pflegt.
Noch ehe sie sprach, wnßte der Arzt, daß ihr Geist wieder gesund
war. Sie reichte ihm die durchsichtige Hand. „Ich danke Ihnen für all
Ihre Sorgfalt und Teilnahme, und daß Sie mich still haben gewähren

lassen. Hier in Ihrer Anstalt war ich weniger irre als während meines
ganzen früheren Lebens. Großes habe ich gedacht. Herrliches geschaut.
Träume und Visionen sind ja auch Leben. Nie dem Siegfried ward mir
der Vögel Sprache kund.
Sie zeigte auf ein Buch, das auf ihrer Conmwde lag. Er brachte
es ihr.
Ich habe nach dem Tode meines Mannes angefangen, ein Tagebuch zu
schreiben. Ich bitte Sie, es zu verbrennen. Sie sind Psychologe. Möchten
Sie erfahren, wie und warum mein Geist gestört wurde, so lesen Sie es,
beuor Sie es vernichten. Niemand sonst soll es lesen.
Er nahm das Buch aus ihrer Hand.
„Ich möchte nicht begraben sein," sagte sie nach einer Pause. „Ver-
brannt. In Flammen emporlodern — in Flammen! Das will ich."
Und wieder nach einer Pause: „Viele Frauen sterben am Kreuz, ob
nur um todt zu sein, wie der arme Schacher, ob für die Andern, wie
unser Heiland?"
Ihre Augen blickten weit hinaus, gros; und glänzend, und blieben am
Firmament hängen, als ob sie von oben eine Antwort erwartete. Dann
senkten sie sich langsam und «ahmen den Ausdruck seherischer, in's Innerste
schauender Verzücktheit an. „Ja — für die Andern — die andern
Frauen."
Sie bewegte leise die Lippen. Der Arzt meinte, sie betete, und ging
still hinaus.
Wissenschaftliche Neugierde und persönliches Interesse an der Sterbenden
trieben ihn, das Tagebuch sofort zu lesen. Hier sein Inhalt.
Ich mich schreiben — ja — ich muß! sonst was sonst? Ich
weiß es nicht. Bin ich herzkrank? oder kommt es vom Hirn? das innere
Nagen, diese Empfindung des Verblutens, Erlöschens, und dann wieder die
wirbelnde Unruhe. Krankheit ist es. Was für eine Krankheit?
Schreiben muß ich, ich kann ja mit Niemandem sprechen. Und könnte
ich es, ich thäte es nicht, nein, nie, um keinen Preis. Lachen würde man,
lachen über die alte Frau, die froh fem follte, daß sie das liebe Leben hat.
Ein alter Mann, das ist ein Mensch, der nicht mehr lange lebt, dessen
Tage gezählt sind, aber er lebt! Eine alte Frau aber, die arm ist und
Wittwe, die ist so gut wie todt. Wozu lebt sie noch! Ob das an mir
frißt, daß ich noch da bin, ohne zu wissen, wozu?
Ja, ich muß fchreiben, damit ich nicht verrückt werde, ^ebte ich drei-
hundert Jahre früher, ich würde denken, ich wäre besessen. Wovon? von
dem Teufel? Es ist doch nichts Nöses in mir.
Ist es der Tod? schüttelt mich der wilde Schauder der Natur vor dem
Ende? Nein, ich fürchte das Ende nicht. Es ist nichts Grinsendes, Furcht-

Werde, die Du bist! ?
einflößendes, das mich aufreibt. Etwas Starkes ist's, wundersam drängendes, etwas, das an's Licht will. Geburtswehen? was will geboren werden? ich weiß es nicht.
Nur ruhig, ruhig! ich schreibe ja, um ruhig zu werden.
Warum will ich eigentlich nicht verrückt werden? Giebt es nicht Wahnvorstellungen, berückende, schöne? Wenn ich mir nun einbildete, ich wäre Fort! fort! ich will sie ja loswerden, diese Verworrenheiten, die schwarzen Schatten und auch die leuchtenden Erscheinungen.
Kalt und nüchtern will ich prüfen, wie das kam, das ich so geworden bin. Eine Art Nekrolog will ich von mir schreiben. Ich bin ja am Ende.
Es kann nichts mehr kommen. Ich will einfach das Leben von Agnes Schmidt erzählen, die 54 Jahre alt ist und seit zwei Jahren Wittwe, mit eineni Einkommen — Lebensversicherung und Pension eingerechnet — von 2500 Mark.
Erzählenswerthes in meinem Leben? giebt es das? Und was wäre das?
Ich habe lange dagesessen mit der Feder in der Hand und mich besonnen. Nichts, nichts!
Bin ich wirklich Agnes Schmidt? ganz sicher Agnes Schmidt? Ich war es ganz bestimmt, bis mein Mann starb. Und nun, allmählich ist mir, als schwände Agnes Schmidt immer mehr aus meinen« Gesichtstreis, in weite Fernen hinaus, ein Schatten, der vor mir her ist, und der Schatten wird immer fahler, dünner, und an seine Stelle —
Ruhig! ruhig! Ja, wie kam das! Es war doch von jeher Alles so in fester, schöner Ordnung gefügt. Ein so einfaches, gut und ganz ausgefülltes Leben, das meine.
Ich null mit dem Anfang anfangen, mit dem Kinde Agnes. Ein braves Kind, ein sanftes und ein hübsches Kind. Ich habe «leinen Eltern keine Sorge gemacht. Ich that, was man von mir verlangte. Sie zogen mir aber den Vruder vor, und wenn ich später weder Musik noch Zeichnen noch Sprachen oder sonst etwas lernte, so war es, weil dem Bruder Alles, was gespart werden konnte, zu gute kam. Jetzt weiß ich, warum man mir den Bruder vorzog; weil er der Sohn war und ich nur die Tochter. Und der Sohn machte den Eltern viel Kummer, den größten, als er starb, kaum zwanzigjährig. Ich glaube bestimmt, die Eltern hätten es weniger bitter empfunden, wenn ich gestorben wäre. Ich konnte doch nichts dafür. Seitdem wurde ich noch braver, ich hatte auch kaum Zeit und Gelegenheit, anders zu sein. Das Gehalt meines Paters — er war Kanzleimth — war klein. Tie Muttter und ich, wir hielten getreulich Alles zusammen.
Kaum zwölfjährig half ich schon in den Stunden, die mir die Schule freiließ, im Haushalt, in der Kücke, bei der Wäsche. Ich that auch Alles recht gern; es fiel mir gar nicht ein, daß es anders hätte sein können. Alle Mädchen, die wie wir in einfachen Verhältnissen lebten, thaten so ziemlich dasselbe.
Ich war beiter, zufrieden und kerngesund. Tie Priuatschule, in die man

mich schickte, muß dürftig gewesen sein, Ich habe nie richtig orthographisch
Ichreiben gelernt, und auch sonst nichts Rechtes. Und doch verdanke ich
dieser Schule hier und da eine Sonntagsstimmung, wenn wir die Elassitcr
lasen. Einmal mußte ich ein Schiller'sches Gedicht declamiren. Ich that es
mit glühenden Wangen und so pathetisch, das; die ganze Klasse lachte. Ich
schämte mich, that es nie wieder und leierte von da an die Gedichte herunter
wie die Andern auch. Ich bin wohl immer scheu und empfindsam gewesen.
Aehnlich erregte es mich, wenn Nachts der Mond auf mein Lager
schien. Ich stand auf, stieg auf einen Tisch, der am Fenster stand, und sah
herzklopfend hinaus in die silberne Traumwelt. Einmal fiel der Tisch um.
Es gab großen Lärm im Hause. Ich wurde gestraft und erfuhr, daß ich
etwas sehr Böses gethan hatte. Und wenn der Mond mich wieder locken
wollte, dann zog ich die Bettdecke über den Kopf. So lehrte man mich
erkennen, was gut und böfe ist.
Ich träumte oft, daß ich fliegen konnte, weit, weit fort, und so hoch,
wie der Himmel ist. Ich ärgerte mich dann, wenn ich aufwachte. Es war
so wunderschon gewesen, das Fliege,«. Meine Mutter war gewiß eine brave
Frau. Ich weiß nicht mehr viel von ihr. Doch erinnere ich mich, daß
sie streng auf Ordnung und Tchicklichkeit hielt. Was die Andern thaten,
das war für sie das Richtige. Es würde fie beunruhigt habe», wenn mein
Kleid einige Eentimeter länger oder kürzer gewesen wäre als das der
übrigen Schulkinder. Wir kleideten uns nach dem Kalender, nicht nach
dem Thermometer. Tic Mutter lebte eigentlich nur für den Vater. Ter
war wohl etwas verkümmert. Von mir nahm er kaum Notiz. Er wußte
nicht, was er mit mir reden sollte. Ich glaube, er hielt Sohne nur für
rechte Kinder. Mädchen müssen doch wohl untergeordnet sein, da Eltern
immer enttäuscht sind, wenn ihnen Töchter anstatt Söhne geboren werden.
Ab und zu, an Sonntagnachmittagen durfte ich lesen. Als ich heran»
gewachsen war, las ich unsinnig gern die Romane von der Marlitt.
Marlitt'sche Romane und an Festtagen Apfelkuchen mit Schlagsahne, das
waren die Ertrafreuden der Tochter des Kanzleiraths.
Als ich noch sehr jung war, bewarb sich ein junger Veamter, der im
Bureau meines Vaters arbeitete, um mich. Meine Eltern meinten, er wäre
tüchtig und rechtschaffen und den Ansprüchen, die ein einfaches, mittelloses
Mädchen machen könne, angemessen.
Er gefiel mir, eine Verlobung gefiel mir noch mehr. Was mich aber
unwiderstehlich lockte, war die Vorstellung von dem weißen Atlaskleid mit
der Schleppe, von dem Myrtenkranz und dein Schleier.
Die Ehe lag noch in so weiter Ferne. Was sie sei, und was sie für
Anforderungen an das Weib stelle, darnach fragte ich nicht, und Niemand
belehrte mich darüber.
In gelassenem Frohsinn flössen die vier Jahre meines Brautstandes
dahin. Während dieser Zeit war ich noch viel beschäftigter als früher. Ich

weide, die Du bist! 9
nähte »leine ganze Ausstattung selbst, wie es sich gehörte. Ich lernte kochen und schneidern, um für alle Fälle gerüstet zu sein, wie ineine Mutter sagte, lind Abend für Abend kam mein Bräutigam, Eduard Schmidt, und ich schnitt und belegte ihm die Butterbrote, und er kam mir so recht geschent vor, weil er soviel wußte, wouou ich keine Ahnung hatte.
Ich hatte Eduard wirklich lieb. Ich glaube, jeder Mensch muß irgend Jemand lieb haben; für mich war es Eduard.
Eines Tages aber war Hochzeit. Nach einer kurzen Hochzeitsreise bezogen wir eine kleine Parterrewohnung in der Philippstraße. Die Zimmer lagen nach Norden. Die Sonne schien nicht hinein.
In der ersten Zeit unserer Ehe war ich weniger heiter uud zufrieden als im Brautstand. Ich hatte auch Eduard weniger lieb. Ich bin wohl kalt und scheu von Natur, und »nein innerstes Wesen sträubte sich gegen Vieles, was zur Ehe gehört. Als ich ihm zwei Kinder geboren, sah Eduard ein, daß für einen noch größeren Zuwachs der Familie sein Gehalt nicht ausreichen würde. Und von da an lebten wir friedlich und gut mit ein-ander, in einer wolkenlofen Ehe, die dreiunddreißig Jahre währte.
Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, meine ich, daß er ein ehrenwerther Mann war, ganz Bureaukrat. Er hatte jederzeit die Ansichten, die ihni als Beamter zukamen, nicht aus Liebedienerei, sondern aus ehrlichem Pflicht-gefühl. Er war meiner Mutter fo wahlverwandt wie möglich. Daß er, von feiner Superwrität mir gegenüber überzeugt, etwas eigenwillig und streng in seiner Anforderung an mich war, that dem Frieden unferer Ehe keinen Abbruch. Ich machte ihm nie Opposition, richtete vielmehr Alles ganz so ein, wie er es wünschte. Er hatte sich ini Interesse der Seinigen hoch in der Lebensversicherung eingekauft. Da mußte ich fleißig die Hände rühren, damit mir auskamen. Ich that, was ich konnte, es war auch wirklich nicht zu viel. Alle jungen Frauen, die unbemittelte Beamte geheirathet hatten, thaten dasselbe, und ich that es gem. War ich doch von Jugend auf daran gewöhnt.
Gegen Abend war ich immer bereit, mit Eduard spazieren zu gehen. Nur ging er meistens so schnell, daß es mich etwas anstrengte. Bor dem Schlafengehen fpielte er gern Karten. Ich spielte nicht gern Karten, freute mich aber, daß ich ihm den kleinen Dienst leisten konnte. Und dann war ich so müde und schlief fo gut. Ich war gesund, mein Mann war glücklich und zufrieden, meine Töchter Grethe und Magdalene gediehen. Herzige muntere Kinder, die ich von ganzem Herzen liebte, die aber dafür forgten, daß ich tüchtig schaffen mußte.
Und ein Tag war wie der andere. Wie auf Rollen glitt mein Leben dahin, schnell, schnell. Nur wenn ich ein paar Stunden hinter einander an der Nähmaschine sitzen mnßte, das machte mich nervös. Dann hatte ich zuweilen eine merkwürdige Empfindung: ein rieselndes Zittern in den Nerven. Der Faden riß, die 'Nadel fiel mir aus der Hand, und ich horchte auf, als

müßte etwas geschehen, was, hätte ich nicht sagen können. Ein vages Erstaunen über die Frau, die da an der Nähmaschine saß und so emsig stichelte, ein plötzliches Michfremdfühlen in der lieben gewohnten Umgebung. Doch das ging immer schnell vorüber.

Ich entbehrte eigentlich nichts, als daß ich so wenig zum Lesen kam. Ich las so gern. Ich tröstete mich aber damit, daß, wenn meine Mädchen groß oder verheirathet wären, dann würde ich Zeit, soviel Zeit haben zum Lesen, ganze Nachmittage und Zlbende.

Und sie wurden groß, und ich konnte weniger als je lesen; denn nun gingen sie in Gesellschaften, und wir »nutzten die Einladungen erwidern. Das Herrichten der Toiletten, das Sorgen um die Mahlzeiten nahmen mich völlig in Anspruch. Das war auch die Zeit, wo mir oft das Herz schwer wurde, nm meiner Mädchen willen. Das eine Mal ängstigte ich mich, Magdalene könne sich mit einein Ausländer, dessen Eharakter keine Garantie für eine gute Ehe bot, verloben. Das andere Mal quälte mich die Vorstellung, daß der junge Fabrikherr, der Grethe schon so lang" den Hof machte und dem ihr Herz gehörte, vielleicht nur ein leichtfertiges Spiel mit ihr triebe. Drei Jahre dauerte dieses Bangen und Unbehagen, eine Zeit, in der ich ganz in den Leiden und Freudeu meiner Töchter aufging. Schließlich wendete sich Alles zum Guten. Grethe heirathete den jungen Fabrikherrn und Magdalene einen Amtsrichter. Betrübend war es für mich, daß keine von Neiden in Berlin blieb.

Ich wunderte mich im Stillen etwas, daß sie gerade diesen Männern ihre Neigung geschenkt hatten, war aber doch froh, sie gut versorgt zu wissen. Heiterer als je sah ich in die Zukunft. Grethe und Magdalene wollten uns oft in Berlin besuchen, und ich wollte alljährlich einmal mit Eduard zu ihnen kommen.

Und wir würden reisen. Eduard versprach es mir. Bisher hatten nur nur ab und zu in der Nähe von Berlin auf vier Wochen eine Sommerfrische gehabt, in Misdrov oder im Harz, wohin wir regelmäßig das Dienstmädchen mitnahmen, nm selbst zu wirthschaften. Das hatte in den: kleinen Nadeorte manches Belästigende mit sich gebracht. Ich hatte immer doppelte Arbeit gehabt. Und wenn Nachmittags Spaziergänge unternommen wurden, war ich schon müde und blieb am liebsten zu Haus. Und begleitete ich ab und zu die Meinigen, meine Gedanken blieben doch zurück bei dem Dienstmädchen, bei dem Abendessen. Auch mußte ich mich anstrengen, mit den Andern Schritt zu halten.

Nun sollte Alles anders werden. Wir hatten jetzt Geld genug. Weit, weit fort wollten wir reisen, in die Schweiz, nach Tirol, vielleicht bis nach Oberitalien. Es sollte nicht sein. Wenige Wochen nach der Verheirathung der Töchter erkrankte Eduard. Er genas nicht mehr. Ein Rückenmarksleiden entwickelte sich, das ihn acht Jahre an's Krankenbett fesselte. Acht Jahre lang pflegte ich ihn. Mit dem liebevollen Eigensinn des Kranken nahm

werde, die Du bist! ü
er von Niemand, außer mir, auch nur die kleinste Handreichung. Er aß
nur, was ich ihm selbst bereitete, und war doch unzufrieden, wenn ich das
Krankenzimmer verlassen mußte. Armer, armer Eduard! Nie war jede
Stunde meines Lebens so ausgefüllt, als während dieser langen Krankheit.
Von einer Reise zu meinen Töchtern konnte keine Rede sein. Ab
und zu kamen sie wohl auf einen Tag nach Neilin. Es war aber Alles
so traurig im Hause, und ich hatte so gar keinen Augenblick Zeit für sie,
daß ich nicht wagte, ihnen zuzureden, länger zu bleiben oder häusiger zu
kommen. Die Fabrik von Grethes Mann lag in der Nähe von Magdeburg,
und Magdalenes Mann war Amtsrichter in einer kleinen hannoverschen Stadt.
Im Laufe der acht Jahre fchenkten sie mir vier Enkel. Ich lernte
sie nicht kennen.
Meine Schwiegerföhne sah ich nur ganz flüchtig, wenn sie in Be-
gleitung ihrer Frauen dem armen Kranken einen kurzen Besuch abstatteten.
Ich mar so ungeschickt, verstand auch so gar nicht, mich herauszureißen und
etwas zu ihrer Zerstreuung zu thun.
Eduard starb. Ich habe innig um ihn getrauert. Unfahlich war's
mir in der ersten Zeit, daß er nicht mehr da war, ich ihn nicht mehr
pflegen sollte. Bei Tage lief ich ruhelos durch die Zimmer, immer auf-
horchend, ob er mich rufen würde. Oft, wenn ich Nachts erwachte, stürzte
ich an sein Nett. Still, leer Alles um mich her.
Meine Töchter hatten mich vom Begräbnis; aus gleich mit sich nehmen
wollen. Ich hatte sie gebeten, erst einige Zeit vergehen zu lassen, bis ich
gefaßter geworden. Sie fahen es ein und ließen mich. Ich mußte uer-
fprechen, fo bald als möglich zu kommen.
Einige Wochen noch hatte ich mit dein ordnen des Nachlasses zu thun,
dann war ich fertig mit Allem. Ich war niüde von dein schweren Tage-
werk der letzten Jahre, ich durfte mich ausruhen. Warum kam die Ruhe
nicht? Sie kam nicht. Und nun sing es an, ganz allmählich, das Selt-
same, das Nagen, das Grübeln, das Schreckliche.
Ich saß stundenlang und that nichts und dämmerte so hin. Tann
lief ich von der Wohnung auf die Straße und wieder zurück von der
Straße in die Wohnung. Ich hatte solche Unlust, zu meinen Töchtern
zn reisen. Die Schwiegersöhne kannte ich so wenig, die Enkel gar nicht.
Und zu mir konnten sie nicht kommen, ttrethe erwartete ihr drittes Kind,
Magdalene konnte im Haushalt nicht einen Tag entbehrt werden. Sie
wußten ja auch, ich war wohl, mir ging nichts ab. Mir geht ja auch
wirklich nichts ab. Oder — was denn?
Ich hatte meinen Töchtern geschrieben, ich würde im Frühjahr kommen,
im Frühjahr aber schrieb ich, daß ich erst im Herbst reisen würde. Jeder-
zeit wäre ich herzlich willkommen, haben sie geantwortet.
Es war Alles so gut in meinem Leben gewesen. Kein großer Kummer
hatte mich heimgesucht. Selbst Eduards Krankheit war ein sanftes, all»

mähliches, fast schmerzloses Erlöschen gewesen. Er hatte sich zuletzt noch so gefreut, als er den Titel Geheimrath erhielt. Wi zu pflegen hatte mir wohlgethan. Nun konnte ich lesen, lesen, so viel ich wollte. Und ich lese, Romane wie ich sie früher liebte, in der Art der Mnrlitt. Sie gefallen mir nickt mehr, ich lese oft mechanisch, ohne zu wissen, was. Es ist mir so gleichgültig, was darin steht, aber so gleichgültig.
Ich machte feine Stickereien für die Kleider meiner Enkelchen. Grelbe und Magdnlene bedankten sich sehr schön dafür, ich las aber zwischen den Zeilen, daß diese Art der Stickerei nicht mehr Mode sei. Und ich sollte meine armen, alten Augen schonen, schrieben sie. Meine armen, alten Äugen sind dock aber ganz gesund. Ich habe das Sticken aufgegeben.
Was nun? Ich begieße die Blumen, die Wasser genug haben, ich wische Stanb von den Möbeln, auf denen kein Staub mehr liegt. Ich bleibe oft mitten im Zimmer stehen und fehe mich nm, was ich thun könne. Wie häßlich mein Zimmer ist! So viel gehäkelte Deckchen! Ich nehme die gehäkelten Decken ab und lege sie wieder hin. Ick bin täglick aus den Kirchhof gegangen und habe die welken Blätter von den Blnmen auf Eduards Grab gepflückt. Als ich merkte, das; diese Kirckbofgänge nur (Gewohnheiten waren, gab ich sie ans.
Gestern fiel mein Blick zufällig in den Spiegel. Ich erschrak. Mein Gott, ich war ja eine alte Frau. So viel Falten und Runzeln. Seit wann war ich's denn? wie schnell das kommt. Ich hatte bisher nie an mein Aeußeres gedacht. Und wie dürftig, geschmacklos mein Anzug war! Das schwarz wollene Kleid mit der langen Taille, den engen Aermeln und der schwarz seidenen Schürze darüber, der kleine, altmodische, weihe Kragen mit der großen Porzellanbrosche, auf der Grethes Bild gemahlt war, aber ganz unähnlich. Und das fchwarze Filetnetz über meinem glattgestrichenen, grauen Haar. Häßlich und alt! das war ich.
Ich stehe oft lange, lange am Fenster und fehe die Menschen vorübergehen. Sonderbar, deiner weiß, daß ich hier oben stehe und ihm nachsehe. Und deiner weiß vom Andern, Keiner von Keinem.
Wußte ick denn viel von Eduard? Was wußte ich denn? Daß er gern Rührei mit Schinken aß und daß ich ihm die Taschentücher immer nach der Nummer in den Schrank legen mußte, sonst wurde er böse. Und er — was wußte er von mir? Bon nur war ja nichts zu wissen. Wir waren beide rechtschaffene Leute, die ihre Pflicht thaten.
Und diese angstvolle Unruhe nun, als hätte ich ein böses Gewissen? Wem that ick was zu Leide? Oder ist es dock, weil Eduard starb? Im Anfang ja, da überfiel mich oft die schaudernde Berwunoerung darüber, daß er todt war. Ann aber sind mir fast seine Gesicktszüge entschwunden. Gewaltsam null ich meine Gedanken zu ihm bindrängen, sie finden nicht.

weide, die Du bist! . ^3
woran sie sich klammern können. Ich will an Grethe, an Magdalene denken.
Aber es sind nur die Kinder und die jungen Mädchen, deren Bilder mir
vorschweben. Ihr Frauenleben kenne ich ja nicht. Ich betrachte die Photo-
graphien meiner Enkel, die ich nie gesehen; die Vorstellung, daß es die
Kinder meiner Töchter seien, vermag nichts über mich.
Ich suche uach Erinnerungen aus meiner Kindheit, aus meiuem Ehe-
leben — nichts. Ich lese Eduard's Briefe — nichts. Die Briefe meiner
Tochter — nichts! nichts!
Aber etwas muß doch sein, irgend etwas.
Ich gebe es auf, mich zu beschäftigen. Ich nähe nichts mehr. Ich
esse, was das Mädchen mir gerade vorsetzt. Ich begieße die Blumen nicht
mehr. Sie vertrocknen. Immerzu. Ich vertrockne ja auch. Wenn Bekannte
von früher mich besuchen, und sie sprechen von Wirthfchaftsdingen, so wird
es mir schwer, ihnen zuzuhören, und ich begreife nicht mehr, daß früher
meine Gedanken an dein Wenden alter Stoffe,, und an der Ausnutzung
von Fleischresten hingen. Wenn sie wiederkommen, die Bekannten, lasse ich
mich vor ihnen verleugnen. Ich will allein sein.
Es ist etwas in mir wie ein vages Erinnern an Weitentlegenes, das
vor langer, langer Zeit gewesen, vielleicht nur Träume, die ich einst geträumt
und vergessen habe.
Mignon, die hatte Italien nie gesehen und sehnte sich dahin mit allen
Fibern ihres Herzens. Das Heimatsgefühl lag ihr im Blut. Bin ich
auch so eine alte Mignon, die Ja, ich suche, wo ich daheim bin.
komische Vorstellung: eine alte Mignon mit einer großen Porzellanbrosche
und
Ich habe gefunden, wo ich daheim bin, daheim sein muß — bei meinen
Kindern. Tahin gehöre ich. Ich schreibe nicht mehr. Ich will meine Enkel
kennen lernen. Magdalene war immer so herzig und sinnig. Zu ihr kann
ick vielleicht von meinen zerrütteten Nerven sprechen. Sie weiß wohl Rath.
Morgen schon reise ich. Ich freue mich darauf, sehr frene ich mich.
Acht Wochen später.
Ich schreibe doch wieder. Es ist nur schlimmer geworden. Vier Wochen
war ick bei ttrethe, und nun bin ick schon einen ganzen Monat bei Magdalene.
M kenne jetzt die Art des Wahnsinns, zu der ich Anlage habe: Verfolgungs-
wahn. Meine Töchter, meine Schwiegersöhne, meine Enkel, liebe, treffliche,
frohe und glückliche Menschen alle, und doch — doch — ich möchte, ich
wäre erst wieder fort, zu Hause. Es ist Alles so handfest bei ihnen, so
nüchtern taghell.
Es machte mich gleich im Anfang nervös, daß meine lieben Kinder
mick noch immer „Mämmchen" nennen. „Mutter," ein schönes Wort
„Mämmchen" ist, als nähme man die Mutter nicht ernsthaft, nur so wie eine

drollige Alte, als verpflichte es zu nichts. Und Eugen und Heinrich, ineine
Schwiegersöhne, sagen Mamachen zu mir. Große, erwachsene, fremde Männer
nennen mich Mama. Es ist wohl Sitte so. Grethe und Magdalene, waren
das wirklich noch ganz meine Töchter? Sie gehen allerwege in die Fuß-
tapfen ihrer Männer. Sie fprechen mit ihren Worten, sie hören mit ihren
Ohren, sie haben ihre Ansichten und Gewohnheiten angenommen.
Es ist gut, sehr gut, daß es so ist. Aber sie sind doch nun ganz
neue Menschen geworden, und ich bin fast befangen ihnen gegenüber. Mein
schlankes Lenchen ist jetzt stark, Grethe aber hat sich zu einem echten, rechten
Weltkind entwickelt, und so klug ist sie. Ich staune ihre Klugheit an. Sie
schüchtert mich etwas ein, und Heinrich, ihr Mann, der schüchtert mich auch
ein. Und er hat doch soviel Wohlwollen für mich, immer ist er um meine
Gesundheit besorgt. Wenn er mit Grethe einen Spaziergang oder einen
Besuch machte, so meinte er, das sei nichts für Mamachen, Mamachen bleib,
gewiß lieber bei den Enkeln. Er erlaubte auch uicht, daß ich mich der Abendluft
aussetzte. Und da sie meist im Freien aßen, zog ich es dann vor, eine Stunde
früher mit den Kindern zu Abend zu essen. Er will immer nicht glauben,
daß ich noch ganz kräftig und gesund bin.
Ich merkte, Grethe war es oft peinlich, wenn ich micb fo viel in den
Hinterzimmern aufhielt. Ich beruhigte sie darüber, ich wäre am liebsten
bei den Kindern. Es war nicht ganz so. Ich bin nur lieber bei den
Kindern als — — Ich kann trotz aller Gegenversicherungen das Gefühl
nicht los werden, daß ich meine Schwiegersöhne ein wenig in ihrer häus-
lichen Intimität beeinträchtige, vielleicht nur deshalb, weil ich ihre Schwieger-
mutter bin und auch alt und eine arme Neamtenwittwe.
Anfangs kam ich Abends öfter in Grethes Wohnzimmer und las da
die Zeitung. Das Papier knitterte etwas. Ich fah, es machte Heinrich
nervös. Könnte ich ihnen nur wenigstens etwas leisten!
Meinein Lenchen, die in einfachen Verhältnissen lebt, wäre es gewiß
angenehm, wenn ich die Kinder etwas beaufsichtigte oder das Einkochen der
Früchte, das ich früher fo gut verstand. Ach, ich bin so unlustig geworden
zu Allem und auch gleich müde. Als ich neulich zu einem Kindergeburtstag
einen Kuchen backen wollte, da mißrielh er, und die minder fielen mit
Neckereien über mich her. Sie tanzten wie kleine Wilde um mich her und
sangen den Gassenhauer: „Wir brauchen keine Echwiegermama." Und alle
lachten, die Erwachsenen auch, und es war auch wirklich so sehr drollig und
doch — doch — Ich heiße hier immer nur die Schwiegermutter, und ick,
bin doch als Mutter da.
Ist es nicht auch drollig, wenn die Meinen mich bei der Mutter an-
klagen: das Großmämmchen hat sich Eakes genommen, oder das Groß-
mämmchen hat sich in Deinem Spiegel gesehen, Muttchen. Und Walterchen
will nicht, daß ich bei Tisch Erdbeeren bekomme, weil dann für sein Kindern
fräulein keine übrig bleiben.

weide, die Du bist! <5
Wie sich Alle immer darüber amüsiren. Ich nicht. Stumpf bin ich
geworden, stumpf. Ich habe nicht einmal mehr Sinn für die naiven
Schelmereien der Kleinen. Ich hatte mir eine Großmutter anders gedacht,
die Kinder wahrscheinlich auch. Sie mögen mich nicht besonders gern. Das
ist ganz natürlich. Ich bin nicht lustig, bringe ihnen nichts mit und weiß
leine Märchen. Nlos weil ich ihre Großmutter bin und alt; das ist doch
kein Grund, mich lieb zu haben. Sie spielen oft Krieg. Ich muß zuweilen
den Feind vorstellen, den sie niederstechen. Und sie stechen und hauen mit
ihren hölzernen Spießchen so tapfer auf mich ein, daß es mir ernstlich
weh thut, ich lache aber und thue, als fände ich es reizend, fönst mögen sie
mich noch weniger leiden, die herzigen Dolltöpfe. Als ich neulich Walterchen
etwas verbot, sagte er: „Dir gehorche ich nicht. Du bist ja nur eine Wittwe!"
Weises Kind. Eine Wittwe, das heißt: Dein Mann ist todt. Du bist
mit ihm begrabe». Die indische Wittwenuerbrennung hat doch einen tiefen
Sinn — noch heut und nicht nur in Indien.
Ich bin keine Persönlichkeit. Ich bin Niemand, darum kann mich
auch Niemand lieb haben, und auch ineine Kinder — kaum — kaum.
Ab und zu habe ich Grethe einen Rath in Bezug auf häusliche Ein-
richtungen geben wollen. Sie meinte aber, das fei zu meiner Zeit so gewesen,
jetzt sei Alles rationeller geworden. Oder sie antwortete gar nicht, nickte
mir nur freundlich zu und dachte wohl: wozu dem alten Mämmchen erst
lange widersprechen. Und Magdalene, die hat immer dieselbe Einwendung:
„Aber Eugen sagt —" Und Eugen sagt wirklich — St! Schwiegermutter!
Einmal hatte ich bei Grethe über ein Naturheilverfnhren bei Kinder-
krankheiten gesprochen. Da stand Heinrich auf und fagte: „Bitte, Mama,
nur nichts Medicinisches." Und am Tage darauf redeten wir von Mädchen-
Erziehung. Da stand er auch auf und sagte: „Nur nichts über Erziehung,
dann noch lieber Medicinisches." Ich weiß nicht mehr, was ich reden soll,
und werde still und einsilbig; nur so das Allereinfachste sage ick, über das
Wetter, über das blühende Aussehen der Kinder, und ich sage das nur so
mechanisch, damit man mich nicht für mürrifch und unzufrieden halten soll.
Ich ertappe mich zuweilen, daß ich laut mit mir selber spreche. Thun
das vielleicht alte Leute so häufig, weil Andere sie nicht hören mögen?
Ein ander Mal, als bei Grethe Gesellschaft war, hatte ich nur ganz
feine, neue Handschuhe angezogen, uni ihr Ehre zu machen. „Thu mir den
Gefallen, Mamachen," fagte Heinrich, „und ziehe die Handschuhe aus, man
sieht dann gleich, daß Du zur Familie gehörst." Einen Augenblick fuhr
es mir durch den Sinn: hat er den Hintergedanken, daß ich in meiner
dürftigen Erscheinung, als gebotener Gast, compromittirend bin? Für eine
Mitter oder Schwiegermutter ist man nicht verantwortlich. Die muß man
hinnehmen, wie Gott sie giebt. Ich bereute gleich diesen Gedanken.
Er lobte feinen Gästen gegenüber laut meine Herzensgüte, wie ich acht
Jahre fo treu meinen Gatten gepflegt u. s. w. Das war mir entsetzlich

peinlich und verletzte mich wirtlich. Und wieder dachte ich: Lobt er Dich
etwa, wie eine Art Entschuldigung für Deine sonstige Kümmerlichkeit. Ich
sage es ja — Verfolgungswahn!
Wenn ich von meinem Spaziergang heimkomme und ein besonders
feiner Besuch ist bei meinen Kindern, so gehe ich die Hintertreppe herauf,
leise, damit mich Niemand hört. Es ist unbequem für sie, das alte
Mämmchen dem Gast erst vorstellen zu müssen, und darnach weiß man
nicht, was man mit ihr anfangen soll. Es bedrückt mich, daß ich so un-
beholfen bin, so würdelos im grauen Haar. Die Paar Höflichkeitsphrasen,
die ab und zu ein Besuchender an mich richtet, irritiren mich. Sie brauchen
ja nicht mit mir zu reden. Sie sollen es nicht.
So herzlich war mein Grethel beim Abschied und Heinrich so wohlwollend
freundlich, wenn auch etwas zerstreut. Die Kinder bliesen eine Fanfare
— allerliebster Einfall — oder — Humor, altes Vtämmchen! Humor!
Magdalene macht soviel Umstände mit mir. Sie hat sich um meinet-
willen ihres Teppichs beraubt. Neulich klagte sie über kalte Füße. „Wozu
Haft Du denn Deinen Teppich?" fragte Eugen. Sie gab ihm einen Wink.
Und dann merkte ich, daß sie Mittags nicht wie sonst ihr Glas Wein trank.
Sie spart es sich am Munde ab, um es mir zu geben. Es entfuhr ihr
neulich, so unwillkürlich.
Magdalene ist, wie ich war. Ich sehe mich bei ihr wie in einem
Spiegel. Sie nimmt auch oft von einer Speise nichts, damit ihr Mann
recht viel davon haben soll. Nur verfährt sie bei Allem praktischer. Sie weift
es so einzurichten, daß ihr Mann dahinter kommt, wenn sie ihm ein Opfer
bringt. Ich war immer in Angst, er könne es merken. Und Alles thut
sie rascher, munterer und bewußter, als ich es that. Und ihr Mann —
den liebt sie ganz anders, als ich Eduard liebte, ganz anders.
Er ist lustig, der Eugen, recht zu Scherzen aufgelegt. Meine beiden
Schwiegersöhne, unerschöpflich sind sie in Schwiegermutter-Anekdoten. Eugen
wundert sich immer so in seiner spaßhaften Art über ineinen Appetit.
Was Mamachen essen kann! beneidenswerth! Heinrich wunderte sich übrigens
auch darüber. Er hielt lebhaften Appetit geradezu für eine Schwieger-
muttereigenschaft.
Es scheint wirklich, daß ich unnatürlich viel esse. Es war mir peinlich.
Ich gab mir eine Zeit lang Mühe, wenig zu essen, das gilt ja auch für zu-
träglicher. Neulich mußte ich aber doch wohl zu wenig gegessen haben,
vielleicht hatte es auch irgend einen anderen Grund, ich fühlte mich sterbens-
schwach und hatte eine Ohnmachtsanwandluug. Ich bat Magdalene um ein
Glas Rothwein und, wenn es keine Umstände mache, um ein wenig Fleisch.
Wie Eugen sich darüber amüsirte. Er kam gar nicht aus dem Lachen
heraus. Eine Krankheit, die mit Nothwein und Beefsteak geheilt würde,
solch eine Krankheit wünsche er sich auch. Und er erzählte es Jedem, der
kam, und erregte viel Heiterkeit damit.

weide, die Du bist! l?
Sie leben in einfachen Verhältnissen, haben aber keine Sorgen, und
doch sagte Eugen neulich: „Mamachen hat es gut, die kann so aus dem
Vollen wirthschaften." Er findet es unrecht, daß ich so allein in Berlin
Hause, sie hätten doch das hübsche Fremdenzimmer. Es märe auch nicht
verständig, wenn eine einzelne alte Dame für sich allein fast 3000 Mark
ausgäbe. Wozu z. B. die große Wohnung von drei Zimmern u. s. w.
Magdalene wies ihn zurecht. Ich hätte doch das Geld, um es 'mir
für meine alten Tage angenehm und bequem zu machen.
Natürlich, er wolle ja auch, daß Mamachen es auf's Beste habe, und
er mache wahrhaftig keinen Anspruch auf Lenes Antheil an der Lebens-
versicherungsrente. Wenn er mir aber jährlich 1500 Mark zurücklegte —
er hätte Gelegenheit, das Geld gut anzulegen — so könnte ich mir für das
Ersparte ein Ertravergnügen anthun, reisen oder Aehnliches. „Und dann
kannst Du mir auch ein Wiegenpferd kaufen," rief das Walterchen dazwischen,
so groß, wie's gar kein's giebt." Ich sollte mir die Sache überlegen, meinte
Eugen, mein Ausbedingestübchen sei immer bereit.
Es war wirtlich nur ein Stübchen, ein ganz kleines. Ich hatte ein
Gefühl der Angst, er könne ein positives Versprechen von mir verlangen,
und das wollte ich nicht geben.
Als ich neulich Abend meine Freude über den Duft der Lindenblüthen
äußerte, sagte er: „Fasse Dich nur, Mamachen," und er sagte es so komisch,
daß wieder Alle lachten.
Neulich waren wir ausgefahren, die Pferde scheuten und bäumten sich hoch
auf. Ich geberdete mich ängstlich. „Gottes Wille geschehe," sagte Eugen
lachend, um mir die Angst wegzufcherzen, „wenn Dir etwas Menschliches
zustoßen sollte, Mamachen, Deine Töchter sind ja versorgt. Du hast zwei
reizende Schmiegersöhne" u. s. m.
Solche Scherze machen mich imnier traurig.
Am traurigsten war ich vor einigen Tagen, als ich von einem plötzlichen,
heftigen Uebelsein befallen wurde und Magdalene den Arzt holen ließ.
Eugen hörte fo merkwürdig gespannt auf den Ausspruch des Arztes. Warum
denn? Zu leben, wenn Einer wünscht, daß man todt wäre — schrecklich!
schrecklich! Aber er wünscht es ja gar nicht. Ich bin nur — ich habe
nur —
Neulich hörte ich durch die offene Thür, wie ein Herr zu meinem
Schwiegersohn sagte: „Wie? Lebt die Mama Schmidt noch? ich habe doch
nie von ihr sprechen hören." Was hätten sie auch von mir sprechen sollen!
Humor, Mämnichen! Humor!
Ich bin böse auf mich, daß Eugens Scherze mich erregen. Ich war
doch früher fanft und anspruchslos. Verliert man diese Eigenschaft im Alter?
Trefflich sind meine Schwiegersühne, und ich bin ihnen innig dankbar,
daß sie meine Töchter so glücklich machen. Aber fort muß ich, ja, ich muß!
Ich bin nicht mehr unruhig, aber ich werde täglich stumpfer. Wie Einem
2.

Hände oder Füße einschlafen, so schläft etwas Geistiges in mir ein. Alles Blut aus dem Gehirn entweicht. Ich muß es bewegen, bewegen! In's Freie! in's Freie!

Vielleicht sind Kinder nur eine Episode im Leben einer Frau, und sie hören auf, Töchter zu sein, wenn sie Mütter geworden sind. Es ist fast ein Anachronismus, daß sie noch eine Mutter haben. Sie leben auch in einer andern Zeit, in eineni andern Kreis. Darum ist die Mutter bei ihren Kindern nicht am Platz.

Nein, von meiner Nerven-Ueberreiztheit hätte ich eher zu jedem Fremden als zu meinen Kindern sprechen können. Sie würden gleich denken, ich märe auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Hätten sie ganz Unrecht?

Morgen reise ich ab. Ich freue was wollte ich denn da schreiben? ach Gott!

Wieder daheim. Nun wird's besser werden, viel besser. Ich bin nicht mehr wie eingeschlafen. Ich bin wach, beinah unternehmungslustig. Ich gehe viel aus, ich gehe in Galerien, in's Theater. Ich lese, ja, hauptsächlich lese ich. Ich hatte in der Zeitung Bücher erwähnt gefunden, russische, französische, skandinavische, die einen geistigen und sittlichen Umschwung bedeuten und das Leben schildern sollten, wie es wirklich ist. Wie es wirklich ist? wäre das der Mühe des Schilderns werlh? Ich habe in diesen Büchern gelesen, tagelang. Stellenweise fesselten sie mich bis zu krankhafter Aufregung, bis zu fchaudernder Ergriffenheit. Dann wieder verstand ich nicht mehr. Wollte ich einen Gedankengang festhalten, er zerfloß wieder. Ich nahm mir auch nicht die Zeit, Seite für Seite aufmerksam zu lesen, ich blätterte nur in den Büchern. Ich habe ja keine Zeit. Ich will den Geist des Ganzen fassen, im Fluge. Ich bin wie gehetzt von Etwas, das immer hinter mir her ist — was? Tod, Geistesverwirrung, oder was sonst?

Eine Völkerwanderung von Ideen, Stimmungen, Gedanken stürzt über mich her. Wie? Diese Schriftsteller verwerfen, was bisher für unumstößlich galt — Sitten, Anschauungen, Glauben, Moral! Es wäre auch nicht wahr, daß die Frau ein untergeordnetes Geschöpf ist, vorausbestimmt für niedere Lebensfunctionen! Was soll mir das! jetzt! was! Ich werfe die Bücher fort und nehme sie wieder auf, allmählich verstehe ich sie besser, und langsam, langsam thut sich mir eine neue fremde Welt auf, wie aus Abendnebeln Sterne tauchen. Und dann wieder habe ich die seltsame Vorstellung, als hätte ich all' die neuen Gedanken, die in den Büchern stehen, schon einmal gehabt, als hätten sie irgendwo verborgen in mir geruht. Wenn der Glaube an Seelenwanderung nun doch kein leerer Wahn wäre!

werde, die Du bist! l.9
Die Bücher lese ich besonders gern, wo Frauen, von feurigem Idealismus getrieben. Heroisches, Hingebendes vollbringen. Ob ich eine solche Frau hätte werden können, wenn — Und ich war zeitlebens Magd!
Ich habe etwas Neues in mir entdeckt — Eitelkeit. Ich habe nie gewußt, was Eitelkeit ist. Ich hatte mich so jung verlobt. Eduard hatte keinen Sinn für Aeußeres. Er bemerkte gar nicht, ob ich gut oder schlecht aussah. Der einzige Maßstab für meine Kleidung war ihre Billigkeit und Dauerhaftigkeit gewesen, und ob die Stoffe sich wenden ließen. Reizende und anmuthige Eostüme fallen mir jetzt auf der Straße in die Augen. Vielleicht ist mein Sinn für Schönes auch geweckt worden durch die vielen Bilder, die ich sehe. Muß ich denn so garstig sein? Ich habe mir ein Kleid von feiner schwarzer Wolle angefertigt, das lang und faltig über die Füße fällt, mit eine», Tuch über den Schultern, ganz, wie ich es auf einem Bilde von Marie Antoinette gesehen hatte. Mein graues Haar, das stark ist und ziemlich kurz, ließ ich frei auf die Schulter fallen. Ich dachte auch daran, mir eine Blume, eine unscheinbare, vorzustecken. Ich versuchte es nüt einem kleinen Veilchentouffe. Ich warf es gleich wieder fort. Es sah albern aus, als wollte ich jünger erscheinen. Nur das nicht!
Wenn ich nun so in der Dämmerung — es muß dämmerig sein — durch das Zimmer gehe, an dem Spiegel vorbei, dann sehe ich aus, als wäre ich jemand, irgend jemand Anders als die gute Frau Schmidt und gar nicht mehr alt, und mein Herz klopft, und ich blicke um mich, als wollte ich — wenn ich nur wüßte, was? Ich muß zuweilen in mich hineinlachen, als hätte ich Agnes Schmidt überlistet, die fremde Person, die ich sein wollte. Gehe ich bei Tage aus, so ziehe ich meine alten Kleider wieder an und habe dann die Vorstellung, daß ich verkleidet bin, und wenn mich irgend eine alte Bekannte grüßt, wundere ich mich beinahe, wieso sie mich erkannt hat.
Abends laufe ich oft ohne Hut auf die Straße. Nur ein Tuch um den Kopf. Ich habe jetzt immer einen Zug, mich von allerhand freizumachen. Ich weiß selbst nicht recht, wovon. Auch von den gehäkelten Deckchen, die sind nun alle fort. Ich habe fo viel Blumen, als ich nur konnte, gekauft, starkduftende. Wenn ich dann die Augen zumache, und es duftet so stark, so träume ich all die Märchen nach, die ich in meiner Jugend nicht lesen durfte.
Ich hatte früher nie Bildergalerien befucht. Anfangs ging ich betäubt, verwirrt durch die Säle. Erst allmählich fingen die Bilder an, auf mich zu wirken, einzelne wenigstens, vor denen ich immer wieder stehen bleibe, zumeist vor Nöcklin, Ich liebe die klare Märchenpracht, das Uebernatürliche feiner Farben, die goldenen Bäume, die purpurnen Gewänder, den strahlenden Aether, die seligen Nlunien. Ja, in diese Natur gehören Götter, Priester

und Traumgestalten. Selbst seine Thiere haben einen nnMsch träumerischen Zug.
Warum hat Böcklin nicht Lohengrin gemalt in dem Nachen, den die Zauberschwäne ziehen? Warum nicht den Leichenzug Siegfrieds über die Haide hin, Misit ist seine Farbe, bald Schalmeienklang, bald ein Requiem oder ein Choral. Ich komme dahinter, mich fesselt und bewegt nur, was abseits vom Wirklichen liegt. Eine Spannung auf dämmernd Fernes, auf Wunderbares. Oder greife ich vielleicht zu solchen Erregungen, wie der Proletarier zum Alkohol, weil er substantielle Nahrung nicht haben kann? Will ich Rausch?
Ich mache weite Spaziergänge. Früher ging ich nur aus, um Besorgungen zu machen. Nun aber gehe ich wirklich spazieren, langsam, durch den Dhiergarten. Das Wetter ist seit Tagen schon trüb und regenschwer. Luft und Himmel grau, immer grau. Die noch grünen Blätter verschossen, schwarzfleckig. Der Boden bedeckt mit bräunlichem und schmutziggelbem Laub, dazwischen abgebrochene, morsche Zweige. In der Luft etwas Modriges. Die feuchte, schwere Erde scheint die Blätter in sich zu saugen. Sie nährt sich ja davon. Das ist nun mein Loos auch, so abzusterben in Muffigkeit und Grämlichkeit, aufgesogen
In einem abgelegenen Theil des Thiergartens ist ein kleiner, wirrer, eingezäunter Garten, ich glaube mit einem Gürtnerhäuschen darin. Neulich war die Thür offen. Ich trat ein. In einer Ecke stand ein morsches Bildwerk von Sandstein, ganz von späten wilden Rosen eingehüllt, rothe Rosen, purpurrothe. Ich bog die Rosen auseinander, um zu sehen, was das für eine Bildfäule war. Sie hatte keinen Kopf. Die Säule war ganz roth gesprenkelt, als wäre Blut aus dem kopflosen Rumpf daran niedergeträufelt, und davon flammten die Rosen so roth.
Mir war, als wüßte ich, wem der Kopf, der auf der Bildsäule fehlte, gehörte, und ich hätte es nur vergessen. Ich suchte nach dem Kopf in den Gebüschen. Und jedes Mal, wenn ich wieder an die Stelle komme, suche ich unwillkürlich nach dem Kopf. Und unwillkürlich taste ich nach meinen« Kopf. Aber der ist noch da. Nur nicht so recht fest.
Im Dhiergarten ist's jetzt so trübe. Ich wollte einen Blick in's Weite, Freie, fernab von der Stadt und von den Menschen. Felder und Wiesen wollte ich.
Bon meiner Wohnung ist es nicht weit, bis mau auf die Ehnussee kommt, die nach Wilmersdorf führt. Dahin ging ich. Ja, freies Feld!
Auf der einen Seite grünlich graues Erdreich, mihfarbige Sandstecken, von kurzen Gräsern durchwachseu, ab und zu ein Büschel Kraut oder ein Kieferstrauch, in der Ferne eine Reihe dünner Näumchen.

Werde, die vu bist! 2«.
Auf der andern Seite, ich weiß nicht, waren es Felder oder Bauplätze
oder Ablagerungsstellen für allerhand. Eine fade Luft. Kein frischer Hauch.
Gerumpel über das ganze Feld hin verstreut, zerbrochene Gießkannen und
alte Stiefel, Düngerhaufen, ein paar Leinewandlappen, Ziegelsteine. An
einer andern Stelle Gestrüpp von Kartoffeln und ein Stück Lattenzaun,
daneben lila Abhub von verfaulenden Kohlköpfen. Eine Laube aus Brettern,
lose zusammengeschlagen, mit etwas schwärzlich, schmutzigem Zeug behangen,
dahinter eine Sonnenblume. Ein verkrüppelter Baum, unter den, ein
morscher Karren stand. Ein Arbeitswagen mit abgezehrten Gäulen, der die
letzten Kartoffeln und Kohlköpfe auflud. Braunes Gestrüpp, graues, schwärz-
liches Gestrüpp, Nebeldunst. In der Ferne die Hinterhäuser von Mieths-
kasernen.
Entnervt, mißmuthig schlenderte ich die öde, langweilige Straße dahin.
Ein seltsamer Wagen kam mir langsam entgegen, ein kleines Wohn-
haus auf Rädern, mit Fenstern auf allen Seiten. An den Fenstern weiße
Gardinen und braune Kinderköpfchen, die lustig herauslugten. Zigeuner
waren es, die von Ort zu Ort fuhren. Ein kaum erwachsenes, junges
Ding kam zu mir herangehüpft und bettelte — nein, sie bettelte nicht, sie
redete mir mit schelmischer Anmuth zu, ihr etwas zu schenkeu. Wohin sie
führen, fragte ich. Sie lachte und sagte: „Weiter." Ob sie keinen be-
stimmten Wohnsitz hätten? Sie lachte wieder. In dem Kasten da würden
sie geboren, darin heimtheten sie, kriegten Kinder, und darin stürben sie,
immer unterwegs.
Und dieses Mädchen, das eine Art Ballkleid mit Volants trug, vom
Kehricht aufgelesen, tanzte vor mir her, in blühender Lebenslust, in jeder
Bewegung Schönheit und Anmuth. Nichts Dumpfes und Stumpfes in
diesen Zigeunern. Ob es die unbändige Freiheit ist, in der sie leben, der
sie diese geschmeidige Grazie, die fröhliche Sicherheit ohne Menschenfurcht
verdanken? Ob das das Richtige ist? immer weiter, von Ort zu Ort, jede
Nacht wo anders schlafen, heut auf luftigen Höhen, morgen im Dunkel
des Waldes, auf breiten fonnigen Ebenen, am Ufer der Flüsse, im Schoß
der Berge!
Es hat mitunter etwas Schreckliches die Vorstellung, immer auf einen:,
einem Punkt bleiben zu müssen, während es Millionen schönere Punkte
giebt. Sie nie zu sehen! Annselig sind wir organisirt. So ganz ohne
Flügel.
Unwillkürlich ging ich, so schnell ich konnte, weiter — weiter!
Ich kam in die Nähe des Grunewalds, wo am Rand eines dürftigen
Kiefernwäldchens eine Reihe Wirthshäuser stehen. Leute aus dein kleinen
Nürgerstand pflegen da einzukehren.
Vor dem Gehölz war eine Wiese, von Streifen welken Kartoffelkrauts
unterbrochen. Durch das dünne Gras blickte das fchwarze feuchte Erdreich.
Ab und zu kleine Haufen von Scherben und Kehricht; Neubauten noch mit

dem Gerüst. In der Ferne die Häusermassen der Stadt. Es war Sonntag.
Ich hatte nicht daran gedacht. Schlächter- und Väcker-Equipagen mit zahlreicher Familie hielten vor den Wirthshäusern. Junge Leute tummelten sich auf der Wiese, spielten Reifen und Haschens, die jungen Mädchen mit wallendem Haar, in hellen Kleidern von grellen Farben, viel Himmelblau und Nosa. Auf einem Steinhaufen saßen die Eltern und aßen Butterbrote, die sie ihren Kobern entnahmen. Die Mütter hatten Federn oder bunte Blumen auf den Hüten, neben sich ein Häkel- oder Strickzeug. Hinter ihnen Regenschirme. Um sie herum fettige Papiere. In den Restaurants: Schnellphotographen, Schießstände, Leierkasten und Earoussels. In einen« Garten vroducirte sich ein Bär. Trübe, schwer, vornehm hing der Herbsthimmel über der grellen Vergnügtheit

Das unablässige Knallen der Gewehre, der Geruch des Bieres, der Leierkasten, der immer leidenschaftlicher spielte, die Earousselpferdchen, die immer milder mit den lustigen Reiterinnen dahinsvrengten, das Gekreisch über den Bären — war das nicht wüst, sinnlos! Und so nah den» Staub der Landstraße und ohne Sonne!

Was brauchen sie Sonne! Jugend ist ja Sonne. Und das Älter — seine milde, klare Ruhe nicht auch Sonne? Sonne im Winter. Sie wärmt nicht. Ich will wirkliche Sonne, südliche Sonne, Sommersonne. Ich will — Still! still! alte Mignon! In Berlin, in einer häßlichen, sonnenlosen Straße hast du gelebt, und da wirst du bleiben und sterben.

Fröstelnd, geringschätzig wandte ich mich von der kreischenden Lustigkeit ab. Hinter mir her rief ein junger Bursche: „Na, junge Frau, wie geht's?" Ausgelassenes Gelächter.

Ich merke, daß ich zuweilen den Spott der Menschen errege, nnd weiß nicht, wodurch. Es irritirt mich. Ich leide unter der geheimen Angst, man könne das Widersprechende zwischen meinem Inneren und meinem Aeußeren merken. Sie haben ja decretirt, wie der Mensch in jedem Lebensalter sein soll. Darum, wenn ich Leute kommen sehe, krümme ich mich zusammen, damit ich noch älter erscheine, als ich bin. Ich gebe mir ein stumpfes Ansehen, als uegetirte ich nur so hin, wie es meinen Jahren zukommt. Der Alte ist eine liebenswürdige Vorstellung, die Alte eine unangenehme. Will man Jemand recht bitter kränken, so sagt man: Du bist ein altes Weib.

Ein alter Mann, ist er weise, kenutnißreich, gilt, edelsinnig, er wird nach seineni Werth geschätzt. Gedankentiefe Sprüche, und wären sie in Runenschrift in uralten Stein gehauen, sie gelten voll nach ihrem Inhalt. Spräche und dächte aber eine lebendige alte Frau das Weiseste und Edelste, es wäre in den Wind gesprochen. Und wer freundlich über sie urtheilt, sagt: schade, daß sie nicht jünger ist.

Ist das nicht ohne Scham, daß man die edelsten Eigenschaften beim Weibe nur als eine Würze ihres jungen Leibes gelten läßt?

weide, die Du bist! 23
So geringschätzig, so widerwillig blickt man auf die Alte, als wäre
ihr Alter eine Schuld, die Strafe verdiente. Ihr Jungen und Jüngeren,
Ihr werdet doch auch alt, und Ihr wollt alt werden, und Ihr haltet es
für ein grausames Geschick, nicht alt zu werden.
Warum widersprecht Ihr Euch so?
Eristirt deun der Mensch nur für einen bestimmten Lebensabschnitt?
Ist die Kindheit nur Ouvertüre, das Alter nur Epilog? Nein doch. Auch
die Kindheit, auch das Alter haben volles, ganzes Daseinsrecht. Ein
Mensch, und wäre es auch nur ein Weib, und wäre das Weib achtzig
Jahre alt, er ist in seinem achtzigsten Jahr ebenso lebensberechtigt wie in
seinem zwanzigsten. Wißt Ihr denn, ob er in seinem achtzigsten nicht mehr
werth ist, als er in seinem zwanzigsten war?
In der Antipathie gegen alte Frauen ist viel von der Barbarei früherer
Zeitalter, von Zeitaltern, in denen auch die Krankheit als eine Schuld galt,
und wo man die Alten, wenn sie nichts mehr leisteten, einfach ersäufte.
Giebt es keinen Heiligen, dein wir unsere Noch an's Herz legen können?
Heilige Zukunft! Du, thn Fürbitte für uns alte Weiber!
Wie einsam ich bin. Soweit meine Gedanken reichen, kein Mensch,
der für mich da ist.
Aber ich will ja einsam sein. Ich fühle mich ernüchtert, herabgezogen,
sobald ich Stimmen oder Schritte von Menschen höre, und warte ungeduldig,
bis sie sich in der Ferne verloren haben.
Nein, ich kann nie wieder unter Menschen gehen. Ich dämmere wieder
tagelang so hin. Und plötzlich fahre ich dann mit nervösem Zittern aus
meinen wachen Träumen auf. Aber ich leide ja, ich leide! Ist das der
Lohn für die Bravheit eines ganzen Lebens?
War ich denn wirklich so brav und pflichtgetreu? Ich hätte ja gar
nicht anders fein können! Ich war vielleicht nur deshalb fo zahm, weil
man mich von Kindheit an gezähmt hatte.
Ich sah einmal auf einer abseits gelegenen Chaussee, in der Nähe
eines Wärterhäuschens, auf einer weiten Strecke entlang, Nänme in allen
möglichen und unmöglichen Formen. Der Bahnwärter hatte in feinen
Mußestunden künstliche Drahtgestelle angefertigt, in die er die Bäumcheu
hineinwachsen ließ. Da sah man eine Leier, einen Stuhl, eine Krone,
einen Adler und zahllose, andere Gegenstände. Ich wollte darüber lachen.
Ehe ich aber zum Lachen kam, wurde ich nachdenklich. Ein fertiges Gestell,
in das hineinzuwachsen man die Bäume zwang. Wie vollkommen war das
Kunststück gelungen. Ob Bäume, ob Menschen, das Kunststück wird immer
gelingen. Dressur! Der Schäferhund und der Ziehhund, die sind auch
brav und vflichtgetren.

Man hatte meine Natur an die Kette gelegt. Nun bin ich losgelassen,
und ich irre in der neuen, fremden Welt umher und würde vielleicht Un-
heil anrichten, aber da ist schon eine neue Kette ^ das Alter.
Für Andere leben, das soll das Richtige, das Wahre sein. Ware es
so, und Jeder lebte für den Andern, so hatten doch auch Andere für mich
leben müssen, und es wäre dann doch dasfelbe und viel einfacher, wenn
Jeder gleich für sich selbst lebte. Eine Mutter soll nur für die Kinder
da sein! So soll ich nur leben und arbeiten für die Tochter, und die
Tochter soll wieder nur für ihre Kinder da sein. Welch ein sinnloser,
unfruchtbarer Kreislauf.
Hatte ich wirklich nur Pflichten gegen Andere, keine gegen mich? Waren
all die Anderen mehr als ich? Wären sie's gewesen, dann — — dann
freilich
Hatte Eduard ein Recht zu sagen: lebe für mich! Hatten es meine
Eltern? meine Kinder? Hätte ich die Pflicht gegen mich erfüllt und meine
Intelligenz entwickelt, so wären an meiner geklärten Vernunft meine Kinder
im Tenken fortgeschritten, und sie wären nicht wieder geworden, wie ich
war. Unsere Pflichten! müßten sie nicht in der Richtung liegen, die uns
besser, edler macht, nicht umgekehrt? dürfe» sie uns auf ein niedrigeres
Niveau herabdrücken? Vieles, was man uns als Pflicht einprägt, ist ganz
gewiß nicht unsere Pflicht, z. N. die Pflicht, deni Gatten anzugehören, auch
wenn unsere Natur sich dagegen auflehnt. Und wenn das eine falsche Pflicht ist,
warum nicht auch vieles Andere, das man in: Namen der Pflicht von uns fordert.
Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, heißt's im Evangelium.
Ich darf, ich foll mich also selbst lieben? Was habe ich mir denn
zu Liebe gethan? nichts, das ich wüßte.
Ich war doch aber immer zufrieden? ich? aber ich war ja gar kein
Ich. Agnes Schmidt! ein Name! eine Hand, ein Fuß, ein Leib! keine Seele,
kein Hirn. Ich habe ein Leben gelebt, wo ich gar nicht dabei war.
Ist das ganz wahr? Es gab doch so schöne Momente in meinem
Leben, als die Kinder klein waren, so süße Geschöpfe.
Nun aber sind sie doch gar nicht mehr meine Kinder, sie sind die
Frauen ihrer Männer. Sie haben sich von mir fort verloren.
Vielleicht kommt all' meine innere Noth daher, daß mein Vater Kanzlei-
rath war und meine Mutter Kanzleiräthin, und daß ich einige Tropfen
Eisen zu wenig im Blut hatte, und das ärmliche Blut konnte die Gehirn-
neruen nicht bewegen.
Wer und was bin ich eigentlich? Ich bin neugierig auf mich.
Es ist nur oft, als ob Funken mich berührten von irgend einem Feuer,
eiuer Sonne, die ich nicht fehe. Ich blase in die Funken mit aller Kraft,
damit sie Flamme werden. Mein Athem ist so kurz. Sie weiden ver-
glimmen die Funken. Asche.

weide, die Du bist! 25
Heut hatte ich düstere Momente, Gedanken an Unheilvolles, an Tod.
Tue vielen Blumen im Zimmer, halb verwelkt, hauchten einen fnden, abge-
storbenen Geruch aus. Ich hatte lange gelesen. Alles durcheinander, Philo-
sophisches, Naturwissenschaftliches, und hatte mich abgemartert, aus dem Chaos
klare Gedantenbilder zu sondern.
Alles still un, mich her. Nur das Ticken der Uhr. Es wurde dunkel
ini Zimmer — Nacht. Von der Straßenlaterne her siel ein matter Licht-
streifen über den niedrigen, weißen Ofen, auf dem eine Vase stand. Er
sah wie eine Graburne ans.
Ich hatte kürzlich ein Bild gesehen: ein Mensch im Sarge. Er hat
den Sargdeckel gehoben und starrt mit stierem Entsetzen empor. Schauerlich!
Wird er die Kraft haben, den Deckel ganz zu heben, und aus dem Sarg zu
steigen, oder — er fällt — fällt — —
Solch ein Gefühl hatte ich, als läge ich in» Sarge und sähe zwischen
dem erhobenen Teckel hindurch ein Stückchen Himmels, ein kleines Stück,
und in der unaussprechlichen Sehnsucht, den ganzen, weiten Horizont mit
meinen Augen zu umspannen, stieß ich und stieß gegen den Deckel. Und
ich fühlte, meine Kraft erlahmte, meine Gedanken versagten, und langsam,
langsam — der Sargdeckel — er siel — siel In furchtbarer Angst
sprang ich auf, ich nahm ein Tuch uni den Kopf und stürzte hinaus. Ein
frifcher, klarer Decemberabend.
Ja, das beruhigte, der weite, große Sternenhimmel über mir. Nun
wunderte ich mich fast über den Schauder in uns, heimzugehen, uns auf-
lösen in's unermeßlich Ewige. Was ist denn in mir, das wert!) wäre, durch
Ewigkeiten zu sein! Laß ruhig den Deckel fallen, alte Frau!
Draußen im Freien finde ich Ruhe. Sobald ich zwischen meinen vier
Wänden bin, fängt es wieder an, das Wirre, die Empfindung, als fäße der
Kopf nur so locker auf. Und ich halte ihn zuweilen, ich halte ihn mit
beiden Händen. Ich kann nicht denken, was und wie ich will. Es ist, als
drängen Ideen, Vilder, Vorstellungen von außen auf mich ein, heiße nnd
wilde, zu viele! zu viele! Der Raum im Gehirn ist zu eng. Sie ersticken
sich gegenseitig. Ich fühle ihre Zuckungen. Todeszuckungen? Um wahn-
sinnig zu werden.
Wahnsinn — ist das etwas Anderes, als das Stillhalten der Ideen,
Visionen, die zu uns kommen und von uns gehen, wir wissen nicht, woher
nnd wohin, und über die wir keiue Macht haben?
Ist das Wahnsinn, so war ich länger als fünfzig Jahre wahnsinnig.
Immer habe ich fremden! Willen, fremder Meinung still gehalten. Nach dem
Naturgesetz der Schwere fällt der Apfel bis zum Mittelpunkt der Erde, wenn
er keinen Widerstand findet. So scheint es auch ein Naturgesetz, daß der
Wille und die Macht der Anden: über uns erst eine Grenze an unserem

Widerstand finden. Ich war ein Mechanismus, den fremde Mächte in Bewegung fetzten. Und nun ringe ich mich von diesem Wahnsinn los. Ich ringe, ringe um meinen Willen, um mein Selbst, um mein Ich.
Wieder seit vier Wochen nicht geschrieben. So Unerwartetes hat sich ereignet. Eine alte Verwandte, von der ich Jahrzehnte nichts gehört, ist gestorben und hat mir 10000 Mark vermacht. 10000 Mark! Eine so große Summe! Ich gebe sie Magdalenens Mann. Er kann sie so gut gebrauchen, und er hängt so sehr am Gelde. Gewiß, er würde auch dankbar sein. Vielleicht gönnte er nur dann gern die paar armen Jahre, die ich noch zu leben habe. Ja, das will ich thun. Das ist recht gehandelt. Andern Glück bereiten, das ist das Beste. Ich habe ja sonst nichts, womit ich Glück bereiten könnte.
Acht Tage später. Nein, ich gebe Eugen das Geld nicht. Ich habe gekämpft und gekämpft. Nun bin ich entschlossen. Ich behalte es. Für mich will ich es verwenden, für mich ganz allein.
Ich will reifen, weit fort! In die weite, weite Welt! Der Druck auf meinem Gehirn wird weichen. Ich verheimliche das Geld vor meinen Kindern. Das Meer will ich sehen! Wie ich es lieben werde, das Meer, das große Meer. Und dann — dann — Italien!
Ich kenne ja nur sonnenlose Tage und lange, lange Abende bei Petroleumlicht. Nie mit offenen Augen habe ich Morgen- und Abendröthen gesehen, nie
Ob es sehr Unrecht ist, daß ich das Geld behalte? Will ich denn Glück? Lust? ja — ein wenig. Aber hauptsächlich will ich vorwärts — aufwärts! Die kleine Hausfrauenseele loswerden, einen Schimmer erhaschen von der großen Weltseele. Eine ethische Wanderlust ist's Wirklich?
Es ist doch etwas Böses dabei, ich weiß es. Eine Art Rache, um des Unrechts willen, das mir geschehen. Rache? an wem? Ich that ja Alles freiwillig. Niemand zwang mich. Unkenntnis; der Gesetze schützt im bürgerlichen Leben vor Strafe nicht. So, scheint es, ist es auch auf dem Gebiet des Seelenlebens. Ich kannte die Gesetze meiner Natur nicht und verstieß dagegen. Und die Strafe: lebenslänglicher Kerker? Nein, ich will hinaus! Nur ein paar Tropfen aus dem Becher, der den Durst nach Leben stillt, die letzten Tropfen.
Morgen schon — morgen.
Acht Tage später. Ich bin noch immer hier. Ja, etwas Böses ist dabei. Ich werde es nickt los. Mein Gewissen — —
Oder haben wir vielleicht nur Gewissensbisse, wenn wir etwas thun, was im Widerspruch steht mit dein, was die allgemeine Meinung für gut hält. Warum hätten wir sonst so selten ein böses Gewissen wegen schlechter Gedanken, sondern immer nur wegeu schlechter Handlungen? Warum schlägt

dem das Gewissen nicht, der im Duell einen Menschen tödtet, und er wußte vielleicht, daß er besser schoß als sein Gegner. Das war doch Mord. Weil die Andern es aber nicht für Mord halten, sondern für ganz erlaubt, so bleibt auch sein Gewissen stumm.

Es giebt doch aber Gewissen, die feiner und schärfer organisirt sind, und die sich von dem Eollectivgewissen der großen Menge freimachen? z. B. eine Frau, die in einer erniedrigenden Ehe niit einem schlechten Manne lebt und die muthig dem Manne ihrer Liebe folgt, trotzdem sie den Gatten nicht bewegen kann, in die Scheidung zu willigen. Tiefe Frau hätte sicher kein schlechtes Gemissen. Aber sie würde doch immer noch mit einer sittlichen Elite übereinstimmen. Oder Eharlotte Eorday. Die allgemeine Meinung brandmarkte ihre That als Mord, eine fanatische Gemeinde aber spricht sie als Heldin frei.

Wenn ich aber etwas thäte, das ich für das Nichtige hielte und wobei ich ganz, völlig allein stände? Z. B. wenn ich Magdalene klar machte, daß ihr Mann eine niedrige Gesinnung habe und sie verschlechtere, und ich verlangte von ihr, daß sie ihn verließe, und sie thäte es und gerieth darüber in äußere und innere Noth — würde neben der allgemeinen Verurtheilung nicht auch mein eigenes Gewissen gegen mich sein? Und das Gewissen wäre doch in diesem Falle ein falscher Name für die Sehnsucht zurück nach den Fleischtöpfen Egyutens.

Ich behalte das Geld, ich reife.

Ganz gewiß, nicht nur auf ferne Länder ist mein Sinn und Sehnen gerichtet, mehr noch, viel mehr auf ferne Gedanken, Gedanken in der Höhe. Ich fehne mich unaussprechlich nach Weisheit, nach reiner Vernunft, nach Erkenntniß. Alle Gedanken möchte ich denken, alle Gefühle fühlen. Und es ist ein Niegel vor meinem Hirn. Was für eine schaudernd erhabene Lust muß es sein, Gedanken auf Gedanken thürmen, bis sie buchstäblich die Sterne berühren und die Welträthfel.

Muß man sich wie Faust immer dem Teufel verfchreiben, um zu erkennen? Warum kann man sich nicht dem Himmel verschreiben?

Kürzlich — schreibe ich es? — habe ich Champagner getrunken, heimlich, bei verschlossener Dhür. Ich wollte mir Kraft, Gehirnkraft trinken. Umfonst! Ich bleibe unten.

Denken! Ich habe ja nicht gelernt, zu denken, und das muß man doch lernen. Ich weiß ja nicht, was vor mir gedacht worden ist. Wenn ich nieine, hochgekommen zu sein, bin ich immer erst da, wo Andere lange, lange vor mir gestanden haben. Ich kann nicht reden. Aber schreiben?

Das Schreiben ist mir natürlich, als hätte ich von Jugend an nichts Anderes gethan. Ideen, Vilder drängen sich zu mir, in wirrer Fülle.

Und doch — ich kann auch nicht schreiben, was ich schreiben möchte. Das macht, weil ich nicht einmal halb, kaum viertelgebildet bin. Ich will andere höherstrebende Worte, feiner gegliederte Sätze, sie sind da, in meinem Kopfe

— eingeschlossen. Ich rüttle, rüttle — umsonst, der Riegel weicht nicht.
Und die Ideen, sie kommen in Nebel und Dunst verhüllt, vage, verschwommen, aphoristische Schatten. Sonne fehlt ihnen. Helle. Alles ist nur Intuition, Augenblicksverstand. Blitz und Finsternis;.
Wie mir, so muß einem Stummen sein, der im höchsten Affect sprechen will, sprechen, und er kann nicht, kann nicht.
Und Keiner hilft mir. Keiner. Ich bin allein.
Die Wissenden, sie haben Lehr- und Wanderjahre gehabt, sie haben Länder und Menschen erforscht, sie haben ganze Bibliotheken studirt, sie haben an den Lippen weiser Lehrer gehangen. Stufe für Stufe muß erklimmen, wer auf die Höhe will, und Führer muß er haben. Fliegen wollen ohne Flügel: Widersinn! Größenwahn!
Oder doch kein Widersinn? Könnte man absehen von Allem, was bisher gedacht wurde, und hinweg über alle Generationen bahnbrechender Geister aus dem Urgrund der eigenen Seele fchöpferifche Gedanken zeugen? Ich habe es versucht. Ueber den Zweck unseres Daseins habe ich gesonnen und gesonnen, und nichts gefunden als den Gemeinplatz, daß der Mensch keinen anderen Zweck hat, haben kann, als der Stein, die Pflanze, die Erde: zu werden, zu wachsen, zu vergehen.
Freilich, ja, die Pflanze ist mehr als der Stein, das Thier ist mehr als die Pflanze, der Mensch mehr als das Thier, aber nicht viel mehr, nicht viel.
Und könnte ich auch erkennen und finden, was die Besten der Zeit erkannt und gefunden, es wäre mir nicht genug, nicht genug.
Wie weit kann felbst der Klügste und Weiseste über sein Zeitalter hinausdenken? Vielleicht fünfzig, vielleicht hundert Jahre, wenn er ein Seher oder ein Genie ist.
Müßte dieses Bewußtsein nicht die Kraft der Aufwärtswollenden lahmen? Nein. Die rastlose Bewegung nach oben ist ja ein Instinct, ein sonnenhafter, eine zwingende Naturnotwendigkeit ist er, ein Gewußtes, wie der Baum in jedem Jahr einen neuen Ring ansetzen muß. Es steht gar nicht in unserer Macht, uns nicht zu veredeln, zu vervollkommnen.
Und dieser Instinct der Veredlung, der ist es, der mich forttreibt, und ich muß ihm folge», ja, ich muß. (Schluß f«l8t.>

Die Festigkeit der pflanzen.

von
A NeinKe.
— «iel. —

I.

^m Laufe der letzten Jahrzehnte ist auf den, Gebiete der Botanik, hauptsächlich unter dem Einfluß von Darwins Lehre, eine teleologische Betrachtung der Pflanzentheile mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Insbesondere ist durch Einführung dieser Betrachtungsweise in die Pflanzenanatomie ein bedeutender Fortschritt erzielt worden, hat sich über diese, durch beschreibende Aneinanderreihung zahlloser Einzelheiten etwas trockene Tisciplin ein befruchtender Hauch verbreitet, welcher die Kenntnis; von den Geweben der Pflanzen anch dein Laien interessant und anziehend erscheinen lassen dürfte. Denn nur in der causalen Verknüpfung der beobachteten Dhatsachen, mag es sich dabei nm o»u8»e tin»l68 oder eau8ay ei'Uciente^ handeln, empfinden wir denjenigen Grad der Befriedigung, welcher dem Naturforscher den Muth verleihen kann, auch weiteren Kreisen einen Einblick in ein Stück des Arbeitsgebietes der eigenen Wissenschaft zu eröffnen. Wenn wir alfo im Stande sind, nachzuweisen, daß die einzelnen, äußerlich hervortretenden Theile der Pflanze, Wurzel, Stengel, Blatt und Nlüthe besonderen Verrichtungen dienen, und daß sie, um diese ihuen zukommenden Functionen auszuüben, gerade so gebaut sein müssen, wie sie uns thatsächlich erscheinen, so haben wir den gleichen Erklärungsversuch anzuwenden auf die innere Anordnung der feineren Bestandtheile dieser Organe.

Der anatomische Bau der Pflanzen enthüllt sich theilweise schon dein unbewaffneten Auge, und daher vermochten auch bereits Aristoteles und feine Schüler pflanzenanatomische Wahrnehmungen zu machen und in ihrer Lehre

zu verwerthen. Wir brauchen nur das Blatt eines unserer Laubhölzer gegen das Licht zu halten, um das fein verzweigte Adernetz in Heller Färbung gegen die dunkelgrüne Grundmasse sich abheben zu sehen, und wenn wir einen, vielleicht fingerdicken Zweig eines solchen Baumes durchschneiden, so zeigt uns die Schnittfläche von Außen nach Innen auf einander folgend eine bräunliche, dann eine grüne Rindenschicht, weiter den Holzkürper und ganz im Innern das Mark. Zerreissen wir den Stengel des Leins oder des Immergrüns (Vincn wiiwr), so treten auf den Rißstellen äußerst feine, durchsichtige Fasern hervor, und sie sind es, welche bei der erstgenannten Pflanze die bekannte technische Verwerthung erfahren. Immerhin gewinnen wir damit aber nur eine ganz unvollkommene Borstellung von der Structur der Pflanzen, und erst die Erfindung des Wkroskops hat den Ausbau einer wissenschaftlichen Pflanzenanatomie ermöglicht.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich versuchen, einen allgemeinen Ueberblick über den anatomischen Aufbau der Pflanzen und die durch die Ausbildung der einzelnen Gewebe erreichte functionelle Bedeutung desselben zu geben. Allein das Princip, um welches es sich handelt, läßt sich durch Herausgreifen eines Beispiels genügend darlegen, und ich glaube, es dürfte ei« allgemeineres Interesse haben, diejenigen Einrichtungen in der Structur der Pflanzen kennen zu lernen, durch welche der Körper derfelben die erforderliche Festigkeit erhält. Denn wie der Körper der Säugethiere, der Vögel und Fische durch das innere Knochengerüst, derjenige der Käfer, Bienen und Krebse durch den äußeren Chitiupanzer Halt, Festigkeit und stabile Form gewinnt, sind skelettartige Bildungen für den Pflanzenleib um so unerläßlicher, weil derselbe eine viel größere Oberfläche entfaltet, als der Thierkörper, und daher einer Gefahr der Deformirung in weit höherem Grade ausgefetzt ist, als dieser.

Die eigentlich lebendige Substanz der Pflanzen ist das Protoplasma. Name und Begriff des Protoplasma sind geschaffen von dein verstorbenen Botaniker Hugo von Mo hl in einer Abhandlung des Jahres 1846; hier wird dieser, von Mo hl znerst scharf unterschiedene wesentliche Bestandtheil der Zellen definirt als „eine zähflüssige, mit feinen Körnchen gemengte, ungefärbte Masse". Aus solcher Substanz den Körper einer Pflanze in die Luft hinein bauen zu wollen, würde ein ebenso vergebliches Nemüheu sein, als wenn nur dazu zähflüssigen Kuchenteig verwenden wollten. Und in den Fällen, wo der Pflanzenleib nur aus Protoplasma besteht, wie bei den Schleimpilzen, da bildet er auch wirklich kuchenteigartige Massen, die in allerlei verschiedenen Umrissen platt den, festen Substrate sich anschmiegen, das solch ein Pilz bewohnt. Bei allen höher entwickelten Pflanzen müssen aber Skelettbildungen mit dem Protoplasma sich vereinigen, um die typische Gestalt zu ermöglichen, und das wird angebahnt durch die Bildung der festen Zellwand.

Es giebt Pflanzen, die nur aus einer einzigen mikroskopisch kleinen Zelle bestehen. Diese ist dann, da sie eine rundliche Form zu besitzen pflegt

und der Hauptsache nach aus Protoplasma besteht, der Gefahr der Zer-
quetschung aussetzt, und dieser Gefahr begegnet sie durch Ausscheiden einer
festen Zellwand an ihrer ganzen Oberfläche, eines äußeren Schalenskelettes,
das ihr die nöthige Widerstandstraft verleiht, wie die Schale einer Nuß
dem Kern und wie das Schneckenhaus der Schnecke. Sehr felten aber be-
gegnet man einer frei lebenden Einzelzelle, welche zu einen» Faden oder
einem complicirten Gebilde ausgewachsen ist und nur an ihrer Außenfläche
eine Zellwand trägt: gewöhnlich ist sie durch Querwände gefächert und ge-
kümmert, und das Pflänzchen besteht nicht mehr aus einer Zelle, sondern
ans einem reihenfönnigen oder sonstigen Zellenaggregat. Durch diese inneren
Wände, welche den aus Protoplasma gebildeten Leib der Pflanze in mehrere,
beziehungsweise in viele Zellen zerlegen, wird der Anfang gemacht mit der
Bildung eines inneren Skelettes, und bei den niederen Pflanzentypen, den
Algen, den Pilzen und den unvollkommneren Moosen, hat es im Allgemeinen
mit dieser Entwickelungsstufe eines Skeletts sein Bewenden, während bei
den höheren Gewächsen mit Zunahme der Körpergröße auch anderweitige
Vervollkommnungen der Skelettbildung hervortreten.

Durch die Zellwände wird der Inhalt des Pflanzenkörvers in ähnlicher
Weise in Kammern zerlegt, wie der Raum eines Hauses durch die inneren
Wände: eine Wand ist auch in der Pflanze stets zwei Mchbarzellen gemeinsam.
Diese Zellenhohlräume sind nun von mikroskopisch kleiner Dimension, und
darin ist ein zweiter Umstand gegeben, welcher der Festigkeit der Pflanzen
zu Gute kommt. Es ist nämlich ein mathematisch beweisbarer Satz, von
dem auch die Technik Gebrauch macht, daß bei gleicher Wanddicke ein hohler
.Körper um so widerstandsfähiger wird, je kleiner er ist. Je kleiner daher
die Zellen sind, in welche die Protoplasmamasse des Pflanzenkörpers durch
Bildung der inneren, ineist rechtwinklig auf einander stehenden Scheidewände
zerlegt wird, um so größer ist die Festigkeit des ganzen Gefüges; um so
besser ist es gesichert gegen Zerreißen, Zerbrechen und Ierdrücktwerden. Es
niöchte dieser Eauscilzusammenhang sich nicht klarer herausstellen, als durch
nochmaliges Zurückkommen auf den oben gebrauchten Vergleich. Sollte die
Aufgabe gestellt werden, eine aufrechte menschliche Figur aus halbflüssigem
Htuchenteig zu formen, so würde diese Aufgabe sich am sichersten lösen lassen
dadurch, daß man dünne Platten einer festen Substanz zu Kammern an-
einanderfügt und diese mit der zähflüssigen Masse anfüllt.

Im Pflanzenreiche wenigstens wird das gleiche Problem nur noch einmal
auf andere Weise bewältigt. Die in den wärmeren Meeren in zahlreichen
Arten auftretende Algengattung «üauIsrpÄ erreicht nicht nur die Dimensionen,
sondern zeigt auch die Gestalt einer höheren Pflanze, sie besteht aus Stengel,
Wurzel und bald größeren, bald kleineren Blättern. Dabei ist ihr Protoplasma-
leib nur von einer, allerdings sehr derben, äußeren Zellwand umgeben,
eine Fächernng durch innere Wände fehlt; man muß daher folgerichtig
lüuulyrpa zu den einzelligen Pflanzen rechnen. Aber diese merkwürdigen

Gewächse begnügen sich doch nicht mit der «Heren, lederartigen Wand, sondern sie sind auch mit einen» inneren Skelett ausgerüstet: feine, cylindrisck-fadenförmige, solide Balken aus Zellwandsubstanz durchziehen nämlich kreuz und quer den ganzen Hohlraum, sie setzen sich fest an die äußere Wand an und sind an vielen Stellen fest untereinander verbunden, sie bilden ein inneres Fasergerüst, welches den Protoplasmakörper nach allen Richtungen durchseht: so werden die Oaulurpa-Arten in den Stand gesetzt, den Wogen der Brandung Trotz zu bieten, und sind vor dem Zerreißen bewahrt.
Die Theite der höheren Pflanzen bestehen nicht aus homogenen Geweben mit einerlei Zellen, sondern man findet stets anatomische Differenzirungen, welche dadurch zu Stande kommen, dasi die ursprünglich gleichartigen Zellen im Laufe der Entwicklung eines Blattes, einer Wurzel :c. zu Gebilden von ungleicher Große und Gestalt heranwachsen. Diese Gestalt und Größe der Zellen wird bestimmt durch die Zellwände, und somit müssen wir für diese nicht bloß die Aufgabe, den: Gewebe Festigkeit zu verleihen, in Anspruch nehmen, sondern sie bedingen auch weitgehende Arbeitsteilung innerhalb der Gewebe. Nehmen wir beispielsweise ein beliebiges grünes Blatt zur Hand, z. B. von einer Linde, so sehen wir die dunkel gefärbte Grundfubstanz von dem Heller gefärbten Adernetz durchschnitten. Die dunkelgrünen Theile bestehen aus Zellen, die reich an Chlorophyll sind und speciell der Ernährung, der Assimilation der Kohlensäure, zu dienen haben. Für diese Zellen ist es vortheilhaft, daß sie zartwandig und nur locker miteinander verbunden, auch ziemlich groß sind. Dies sind Eigenschaften, welche der Festigkeit des Gewebes Abbruch thun. Dafür bestehen die sogenannten Adern, welche gar kein oder sehr wenig Chlorophyll enthalten und deshalb für die Assimilation, die Hauptaufgabe des Blattes, nicht in Betracht kommen, im Querschnitt aus viel kleineren, dicht aneinander gefügten Zellen mit relativ stärkeren Wänden, und diese Zellenzüge dienen in erster Linie dazu, dem Blatte die nöthige Festigkeit zu geben, das weichere, weniger widerstandsfähige Afsimilationsgewebe ausgespannt zu halten, wie die Stangen das Zeug eines Sonnenschirms.
Aber gerade bei eine»: Blatte würde die Kleinzelligkeit allein noch nicht genügen, um dasselbe straff ausgespannt zu halten, wie es für feine Function erforderlich ist. Wir brauchen nur einen beliebigen beblätterten Sproß abzuschneiden, um zu sehen, daß bald, bei der einen Art schneller, bei der anderen langsamer, die Blätter welk und schlaff herabhängen; und doch ist ihre Kleinzelligkeit die gleiche geblieben. Es muß daher an der Straffhaltung der Blätter noch ein anderer Factor betheiligt fein, welcher die Kleinzelligteit an Wirksamkeit übertrifft.
Das Welken tritt dadurch ein, daß die Blätter durch Verdunstung Wasser an die Luft verlieren, ohne daß es ihnen seitens des Stengels, beziehungsweise der Wurzeln, wieder ersetzt wird. Dieses Wasser ist in den Zellen enthalten, und zwar bildet es innerhalb des Protoplasma den sogenannten

Zellsaft. Unter normalen Verhältnissen, wenn sich die Blätter ini Zusammenhang mit Stengel und Wurzel befinden, sind Factoren thätig, welche bewirken, daß dieser Zellsaft unter hohem Drucke steht. Ein Saftdruck von fünf Atmosphären ist gar nichts Ungewöhnliches, und durch diesen Saftdruck wird die einer Kautschuk-Lamelle vergleichbare Zellwand in Spannung versetzt. Nur die im Zustande der Saftspannung befindlichen Zellwände, beziehungsweise Zellen, sind aber widerstandsfähig genug, um jeueu Zustand von Steifheit zu zeigen, wie er uns an frischen Blättern nnd jungen, krautartigen Stengeln entgegentritt. Sobald dieser Saftdruck durch Wasseruerdunstung herabgesetzt wird, beginnt das Blatt zu erschlaffen, der Blattstiel biegt sich, die Spreite hängt welk nach unten.

Von dem Festigkeitsunterschiede zwischen einer gespannten und einer ungespannten Lamelle gewähren die beste Anschauung jene kleinen Kautschukballons, die ein bekanntes und bei Kindern beliebtes Spielzeug bilden. Bläst man Luft hinein, so werden sie immer grüßer und fester, härter; läßt man die Luft wieder ausströmen, so werden sie ganz schlaff und weich. Da es an sich aber ganz gleichgiltig ist, ob man die Spannung der Membran hervorruft durch Hineinpressen von Luft oder von Wasser, so kann ein solcher luftgefüllter Ballon dazu dienen, den Einfluß des Saftdruckes der Pflanzenzellen auf die Festigkeit der Gewebe zu veranschaulichen.

Bei den meisten höheren Gewächsen finden wir aber noch viel weiter gehende Einrichtungen für die Herstellung der Festigkeit. Bei manchen derselben wird schon durch den Umstand darauf hingewiefen, daß bei Wassermangel die Blätter schließlich vertrocknen, ohne vorher eigentlich weit gewesen zu sein: so bei Palmen, bei baumartigen Liliaceen (^ueea, vraenenl,,), bei manchen Gräsern. Hier wird die Festigkeit erzielt durch innere Skelettbildungen, welche entweder ganz unabhängig vom Saftdruck der Zellen bestehen, oder aber eine besondere Verstärkung der Wirkung des Saftdruckes bilden. Die hierher gehörigen Erscheinungen sind sehr eingehender Untersuchung gewürdigt worden und bieten thatsächlich ein großes Interesse dar; ihre Kenntniß hat die Wissenschaft hauptsächlich den bezüglichen Arbeiten Simon Schwendeneis zu verdanken. Wir wollen mit der Betrachtung derjenigen Pflanzentppen beginnen, bei denen dieses innere Skelett durch specififch mechanische Gewebe, ohne wesentliche Eoncurrenz des Saftdruckes, zu Stande gebracht wird, es sind das in erster Reihe die Monocotyledonen, zu welchen die soeben erwähnten Beispiele gehören; aber auch viele Dicotyledonen, namentlich in ihren Ctengeltheilen, schließen sich ihnen an.

Bei der Nildung dieser specififch skelettbildenden Gewebe handelt es sich wieder um die Erzeugung von Zellwänden, aber nicht dünner, dehnbarer Zellwände, sondern um dicke, feste Zellwände, welche durch ihre Substanz allein dem Pflanzentheile Festigkeit verleihen; eS ist dabei ganz gleichgiltig, ob im Innern solcher Zellen überhaupt noch Saftdruck besteht. Solche

Zellen sind die Bastfasern und die Holzfasern, bei welchen zuletzt Zell-
saft und Protoplasma gänzlich schwinden, so daß ihre Wirkung lediglich
als eine Function der stark verdickten und sehr festen Zellwand sich darstellt.
Diese.Verdickung der Zellwand kommt dadurch zu Stande, daß auf die ur-
sprüngliche, membranartig zarte Wand immer neue Schichten von Wand-
substanz seitens des Protoplasma abgelagert werden, und dabei kann der
Berdickungsproceß soweit fortschreiten, daß zuletzt der Hohlraum der Zelle
fast ganz verschwindet. Zugleich sind diese Zellen langgestreckt und an den
Enden zugespitzt oder keilförmig zugeschärft, so daß sie als Fasern von den
übrigen mehr isodiametrischen Zellen mit Recht unterschieden werden. Die
Bastfasern sind in der Rinde des Pflanzenstengels enthalten, seltener und nur
bei Monocotyledonen kommen sie auch in den inneren Theilen vor; zerreißt
man einen Stengel vom Flachs (worauf bereits obeu hingewiesen wurde),
so sieht man sie als feine glashelle Fäden aus der Rinde hervorragen; be-
kanntlich ist Leinwand aus den Bastfasern des Flachses gesponnen und ge-
webt. Die Holzfasern, welche sich von den Bastfasern hauptsächlich durch
größere Sprödigkeit unterscheiden, finden sich im Innern des Holzkörpers
der Bäume und Sträucher und verleihen demselben die eigenartige Festigkeit,
welche das Holz zu Tischlerarbeiten u. s. w. geeignet macht.
Stellen wir die Frage, warum gerade diese Fasern die eigentlichen
Skelettbildner der Pflanze sind, so ist darauf zu antworten, daß sie hierzu
sich sowohl durch ihre Form und ihren Zusammenhang als auch durch die
Qualität des Materials, aus welchem sie bestehen, eignen.
Die Bastfasern finden sich gewöhnlich bündel- oder schichtenweise mit
einander verbunden; diejenigen des Flachses erreichen die Länge von dreißig
Millimeter bei einer Dicke von 9,2 Millimeter in der Mitte, während die
Bastfasern von LosbmLria uivea sogar zweihundert Millimeter lang werden,
aber kaum 0,1 Millimeter in der Mitte dick sind. Von der Mitte aus
spitzen sich diese Fasern ganz allmählich gegen das Ende hin zu, und dabei
sind sie derartig miteinander vereinigt, daß sie sich mit ihren Spitzen tief
in einander einkeilen, d. h. daß eine Faser etwa auf die Strecke von
einem Drittel ihrer Länge mit der nächst höheren Faser rernachsen ist.
Dadurch wird ein ganz außerordentlich fester Zusammenhang erzielt. Aehnlich
verhalten sich auch die Holzfasern, sie sind aber kürzer und überschreiten
selten die Länge von einem Millimeter.
Ganz unvergleichlich sind die physikalischen Eigenschaften der Bast-
fasern; sie können fast einen unendlich hohen Krad von Geschmeidigkeit er-
reichen, wenigstens können wir ein Taschentuch beliebig oft nach allen
Richtungen biegen und knicken, ohne daß es bricht. Ferner kommt das
Tmgnermögen der Bastfasern demjenigen des Schmiedeeisens ungefähr gleich,
d. h. man kann ein Bündel Bastfasern von dem gleichen Querschnitt wie
ein Eisendraht durch angehängte Gewichte ebenso stark belasten, wie letzteren,
ohne daß eine dauernde Peränderung in der Molecnlar-Structur Platz greift.

Dabei ist der Bast außerordentlich viel leichter als das Eisen, und nur hier- durch ist seine Verwendbarkeit zur Skelettbildung in der Pflanze möglich. Eine schwerere Substanz würde die Bäume und größeren Stauden viel zu sehr belasten. Wir können demnach also sagen, daß schon die Beschaffen- heit der Substanz der Bastfasern einen gewissen Grad von Biegungs- festigkeit gegen Zerbrechen und vou Zugfestigkeit gegen Zerreißen der Pflanzentheile zu Folge hat. Die Holzfasern sind zwar weniger biegsam, als die Bastfasern, stimmen sonst aber ungefähr in ihrer Festigkeit mit jenen überein.
Die Wände der gewöhnlichen Pflanzenzellen bestehen der Hauptmasse nach aus einein Kohlenhydrat, der Eellulose. Diese Cellulose ist an und für sich schon ziemlich fest bei einen, svecififchen Gewicht von 1,6; allein in den Bast- und Holzfasern sind chemische Modificationen der Cellulose zur Ver- dickung der Wände von der Zelle erzeugt worden, welche die Cellulose an Festigkeit bedeutend übertreffen und den Grund für die soeben mitgetheilten Angaben über die Festigkeit der Fasern bilden.
Neben den Fasern kommen als mechanisch wirksame oder skelettbildende Elemente in Betracht noch eigenthümliche Zellen, die den Namen Collen- chymzellen führen, man könnte sie ihrer ganzen Beschaffenheit nach auch Knorpelzellen nennen. Es sind das langgestreckte Zellen von polygonalem Querschnitt, deren Wände sich aber nur an den Längskanten bedeutend verdicken, während dazwischen unverdickte Wandstreifen übrig bleiben. Sie finden sich vorwiegend in krautartig-saftreichen Schößlingen, ferner in den Blattstielen und Blattrippen der Dicotuledonen. Bei diesen Knorpelzellen kommt neben den verdickten Längsstreifen der Wand in Betracht, daß sie stets Protoplasma und Zellsaft behalten und sich immer ini Zustande der Sllftfpaunung erhalten, wodurch ihnen ein höherer Grad von Steifheit eignet, als den Bastfasern, denen sie an Tragvermögen nahezu gleich- kommen. Bei diesen Zellen wirkt also Wandverdickung und Saftfpannung zusammen, und darum sind sie in den Rippen der Blätter auch dein Welken unterworfen.
Wenn sonnt in der Beschaffenheit des skelettbildenden Materials — hohes Tragvermögen, Dehnbarkeit, geringes specifisches Gewicht — eine eminente Anpassung an die bestehenden Lebensverhältnisse, eine hervorragend nützliche Einrichtung sich zu erkennen giebt, so tritt im Skelett der Pflanzen noch ein zweites Moment hervor, welches den Bau desselben als einen äußerst zweckmäßigen erscheinen läßt, und welches uns in überraschender Weise ein Princip als das herrschende enthüllt, das Princip der Material- Ersparnis,: es kommt in der Pflanze an skelettbildender Substanz nicht mehr zur Entwicklung, als für die Herstellung der erforderlichen Festigkeit unum- gänglich nothwendig ist. Um dies aber hinreichend klarstellen zu können, müssen wir einen kleinen Ausflug machen von den, Gebiete der Botanik auf dasjenige der mechanischen Technik, der Ingenieurwissenschaft.

Wenn ein Ingenieur oder Baumeister das Balkengerüst eines Hauses, eines Thurms, einer Brücke, das Skelett eines Schiffes u. s. w. zu construiren hat, so sieht er sich in allen Fällen vor die Aufgabe gestellt, nicht mehr von dem für die Herstellung der Festigkeit des Bauwerkes erforderlichen Materials zu verbrauchen, als nöthig ist; einmal um überflüfsige Kosten zu vermeiden; dann aber auch — und ich habe hier sveciell Eisenconstructionen im Auge — um die Schiffswand, den Thurm, die Decke eines Saales nicht zu fchwer werden zu lassen. Bleiben wir einmal bei dem letzten Beispiele, der Herrichtung der Decke eines großen Saales stehen, so wird hier die Festigkeit durch ein Gerüst paralleler, horizontaler Balken oder Träger erreicht, welche die Last der Decke zu tragen haben. Diese Last sucht die Balken, welche an beiden Enden durch Aufliegen auf einer Mauer unterstützt sind, durchzubiegen, beziehungsweise zu knicken; daher müssen die Balken biegungsfest construirt sein. Jeder Stab, den wir biegen, zeigt aber die Erscheinung, daß seine conver werdende Seite sich ein wenig verlängert, die concav werdende Seite sich ein wenig verkürzt; eine mittlere Schicht bleibt in ihrer Länge unverändert, sie wird die neutrale Schicht des Stabes oder Balkens genannt. Von den gedehnten Theilen sagen wir, sie befinden sich in Zugspannung, während den Theilen der concauen Seite Druckspannung zugeschrieben wird. Sowohl die Zugspannung wie die Druckspannung sind in der Nähe der neutralen Schicht am geringsten, sie wachsen auf beiden Seiten derselben gegen die Peripherie hin. Daraus folgt, daß die biegenden Kräfte in den peripheren Schichten am stärksten angreifen daß ihre Einwirkung in der neutralen Mittelschicht gleich Null ist. Wollte man daher einem horizontalen eisernen Balken einen quadratische» Querschnitt geben, so würde man eine große Material-Verschwendung begehen; man erreicht die gleiche Wirkung, wenn man das biegungsfeste Material an der Ober- und Unterseite des Balkens anhäuft, dafür in dm mittleren Theilen aber verringert, und deswegen sieht man bei dem Bau jedes größeren modernen Hauses die sogenannten Doppel-I-Träger znr Anwendung kommen, welche diesen Namen erhalten haben von einem in Gegenstellung befindlichen doppelten lateinischen ?, also so ^. Bei diesen Trägern befindet sich eine starke Eisenplatte an der Ober- und Unterseite, es sind die sogenannten Gurtungen, sie allein sind ausreichend, den biegenden Kräften Widerstand zu leisten. Damit sie zusammen aber einen einheitlichen Träger bilden, müssen sie durch ein dünneres, vertical stehendes eisernes Steg, die sogenannte Füllung des Trägers, mit einander verbunden sein.

Solche Balken sind an beiden Enden unterstützt, eine Durchbiegung würde also in der Mitte erfolgen. Es kommt aber principiell auf das Gleiche hinaus, wenn man die Träger nur an dem einen Ende befestigen, sie mit dem anderen aber frei in der Luft schweben lassen wollte; nur würde die biegende Kraft dann am stärksten neben dem befestigten Endpunkte

sein, weil hier die Last am längsten Hebelarm angreift, im Uebrigen bleiben
alle Verhältnisse ««geändert.
In dieser zuletzt bezeichneten Lage befinden sich die langen, bandförmigen
Vlätter so vieler Monocotyledonen, z.B. von Gräsern, Dracaenen, Jutken, Dasy-
lirien, Pandanus, Musa u. s. w. Sie sind mit dem einen Ende am Stengel
befestigt, mit den« anderen ragen sie frei in die Luft hinein, sie sind im
Allgemeinen leicht bogenfünnig gekrümmt, ohne sich doch allzuweit von der
Horizontallinie dabei zu entfernen. Diese Vlätter haben durch ihr eigenes
Gewicht auch die größten Spannungen an der Ober- und Unterseite aus-
zuhallen, und daher finden wir, daß das biegungsfeste Material ihres
Innern, die Vündel und Schichten von Bastfasern, an der Ober- und
Unterseite liegen, in den mittleren Gewebeschichten gewöhnlich aber ganz
fehlen: in ihrer Anordnung überwiegt vollständig die Rücksicht-
nahme auf Biegungsfestigkeit des ganzen Organs. Daß das für die
betreffenden Pflanzen von höchster Bedeutung ist, lehrt die Ueberlegung, daß
die Vlätter ihre Aufgabe, Kohlensäure zu assimiliren, nur gut erfüllen
können, wenn sie frei in der Luft schwebend erhalten werden und nicht schlaff
am Stengel herabhängen, wobei sie sich gegenseitig zudecken und von Licht
und Luft absperren würden.
Um als Beispiel eine recht allgemein bekannte Pflanze herauszugreifen,
möge der Mais etwas näher betrachtet werden, welcher den Typus der
Gräfer in einem hohen Grade von Vollkommenheit zur Darstellung bringt.
Untersuchen wir ein Maisblatt auf dem Querschnitt, so finden wir, dem
Gewebe desselben eingesenkt, aber dicht unter der Oberhaut gelegen, ein
System von Rippen und Bastfasern, welche in ihrer Unordnung den ent-
wickelten Principien entsprechen. Diese Vastrippen sind auf der Unterfeite,
wenigstens der älteren Blätter, gewöhnlich schmaler, auf der Oberfeite breiter,
weil die hier herrschende Zugspannung offenbar das Blatt mehr gefährdet,
als die Druckspannung der Unterseite; sonst stehen sie paarweise einander
gegenüber und sind verbunden durch zartwandiges, weiches Gewebe, sogenanntes
Parenchym, in welchem auch Gefäße, die zur Fortleitung flüssiger Stoffe
dienen, eingebettet sind.
Ein paar solcher, dicht unter der Epidermis der Ober- und Unterseite
des Blattes gelegene, das Blatt der Länge nach durchziehende Bastrippen
sind nur vergleichbar einem Doppelt-Träger in Bauwerken; die Bastrippen
bilden die Gurtungen, das Parenchym besitzt Festigkeit genug, um als Füllung
des Trägers dienen zu können; wir können daher der Auffassung Raum
geben, daß das Blatt des Mais zunächst aus einem Skelett parallel ver-
laufender 'I-Träger construirt ist, welche allseitig durch das weiche, chlorophyll-
haltige, assimilirende Parenchym mit einander verbunden werden. Demnach
giebt sich in dem anatomischen Aufbau eines folchen Blattes und speciell in
der Anordung seiner Steletttheile ein Princiv zu erkennen, wie es der Techniker
in sorgfältiger Berechnung bei seinen Bauwerken zur Anwendung bringt.

Ganz ähnliche Beschaffenheit zeigt der Bau des Skelettes in den
Blättern anderer Monocotnledonen, nur daß das gleiche Thema sich
bei den einzelnen Gattungen und Arten in ebenso vielen, doch untergeord-
neten Variationen abspielt. Eine Ausnahme bilden eigentlich nur die
großen Blätter der Palmen, bei welchen zum Zweck der Erzeugung eines
höheren Grades von Steifheit sich auch im Innern des Vlattgewebes
mehr oder weniger zahlreiche Bastbündel zu finden pflegen. Noch mag
hinzugefügt sein, daß solche Monocotnledonen-Blätter, die sich gewöhnlich
durch Riemen- oder Schwertform auszeichnen, keineswegs immer in ihrer
Stellung einen Bogen mit mehr weniger horizontaler Sehne zu bilden
brauchen, fondern auch aufrecht stehen können, wie die Blätter des Wasser-
kolben (Ivpba), der Schwertlilie (Iris). In diesem Falle müssen die
betreffenden Blätter aber ebensogut biegungsfest gebaut sein, als wenn sie
in horizontaler Lage befestigt wären, well sie doch immer nach einer Rich-
tung hin Uebergewicht haben, und weil das geringste Uebergewicht hinreicht,
um als biegende Last an einem langen Hebelarm zu wirken.

Wenn es sich somit zeigt, daß die skelettbildenden Rippen der Mono-
cotnledonen-Blätter eine anatomische Stellung einnehmen, deren Ruhen so
einleuchtend ist, daß es den Anschein hat, als seien sie durch die weit-
blickendste Intelligenz dahin gelegt, so kommt' noch der Umstand in Betracht,
daß für andere Gewebesysteme der Raum dicht unter der glashell-durchsich-
tigen Epidermis ebenso wichtig ist, wie für das mechcmifche. Das gilt für
das grüne assimilirende Parenchnm, welches nur dann, wenn es vom Lichte
durchstrahlt wird, für die Pflanze feine Arbeit zu leisten vermag, und daher
gleichfalls an die Oberfläche der Organe gehört. Die meisten Blätter sind
so dünne Platten, daß die grünen Zellen überall Licht genug erhalten, aber
es giebt auch dickere Blätter, in denen doch nur die peripherisch gelegenen
Zellschichten assimiliren können. Bei solchen Blättern kommt es dann zu
einer Arten von Concurreuz zwischen dem assimilirenden und dem skelett-
bildenden Gewebe, die auf verschiedene Weise zum Austrag gelangt. Der
häufigste Fall ist der, daß dicht unter der Epidermis Bastrippen mit Zügen
assimilirender Zellen abwechseln. Sind aber die Bastrippen sehr dünn und
durchscheinend, so können sie sich auch dem assimilirenden Gewebe strecken-
weife vorlegen, endlich kommt der Fall vor, daß zwischen die Skelettstränge
und die Epidermis sich noch ein paar Lagen assimilirender Zellen ein-
schieben- kurz, es herrschen in dieser Beziehung weitgehende Verschieden-
heiten bei den einzelnen Arten.

Ein anderes Gewebe, welches alle Theile des Blattes durchziehen
muß, sind die faftleitenden Röhren, die fogenannten Gefäße; sie müssen so-
wohl an der Peripherie, als auch im Innern vorhanden sein. Hierbei
entwickelt sich aber noch eine andere Wechselbeziehung. Für kein Gewebe
des Blattes ist Knickung fo fehr zu vermeiden, wie für die Gefäße, weil
durch Knickung der Zufluß und Abfluß des Saftes gehemmt werden würde.

Um nun diesen Erfordernissen für richtige Lage und Schuh der Gefäße zu genügen, sind die Bastrippen der Peripherie des Blattes häufig rinnen- sonnig gestaltet, mit der Converitcit der Rinne nach außen gekehrt, und in der Concavität der Rinne liegen die Gefäße, so daß mich sie periphere Lage erhalten und zugleich durch den Bast noch besonderen Schuh gegen Biegung erfahren. Nicht selten findet sich auch auf der inneren Seite der peripheren Gefäßbündel eine kleinere und schwächere Bastrinne, und selbst die im Innern gelegenen Gefäße können einen Schutz durch Bastfasern erhalten, so namentlich bei den Palmen.

Bei den meisten Blättern der Dicotyledonen liegen die Verhältnisse analog, wie bei den Monocotyledonen, nur daß hier weniger Bastfasern als Stränge und Schichten von Knorpelzellen mechanisch functioniren und das Skelett zusammensehen. Bei den Dicotyledonen haben wir im Allgemeinen eine nach Außen stärker hervortretende Verivpung. Bei den. Blatte eines Apfelbaumes, einer Linde u. f. w. sehen wir eine Hauptrippe in Verlän- gerung des Blattstieles das Blatt durchziehen, und an diese setzen sich seit- lich und fiederig die größeren Seitenrippen an; beim Ahorn, der Platane u. a. m. laufen von der Basis mehrere solcher Hauptrippen in fingerför- miger Stellung durch das Blatt, die ebensolche Seitenrippen tragen. Diese Nippen sind ihrerseits auf der Ober- und Unterseite mit inneren mecha- nischen Trägern ausgerüstet, und sie versehen, wie schon hervorgehoben ward, eine ähnliche Aufgabe, wie das Gestänge in einein aufgespannten Sonnenschirm. Auch im Blattstiel kann diese Bilateralität des Skelettes bestehen, allein dort kann es auch, wie z. B. bei der Roßkastanie, zu einem Bau des Skelettes kommen, welcher demjenigen der Stengel entspricht, mit denen wir uns uunmehr zu beschäftigen haben werden,

II.

Bei Untersuchung der Festigkeit des Stengels unterscheiden wir zweck- mäßig zwischen solchen Stengeln, die nur Längenwachsthum besitzen, wie z. N. die Halme der Gräser, und solchen, die auch in die Dicke wachsen, wie die Stämme und Aeste der dicotyledonifchen Bäume und Sträucher.

Als Beispiel eines schlank emporgewachsenen Pflanzenstengels möge ein Halm des Weizens oder Roggens als Beispiel angezogen werden. Der- selbe strebt vermöge des ihm innewohnenden negativen Geotropismus in der Richtung der Lothlinie empor. Er ist belastet durch die Blätter und die endständige Blüthenähre. Aber diese Belastung ist niemals vollkommen symmetrisch um die Are des Stengels hemm vertheilt, stets ist nach einer Richtung hin ein Uebergewicht vorhanden. Dies Uebergewicht kann im Laufe der Entwickelung, z. N. durch Hervorbringen eines Blattes von der einen Seite des Stengels auf eine andere sich verschieben, und eine solche Verschiebung wird eintreten, sobald die Windrichtung wechselt, weil der Wind ganz besonders dazu beitragen wird, den Halm nach einer andern

Seite zu neigen. Aus dem Allen folgt, daß der Halm ebenso wie die
Blätter biegungsfest gebaut sein muß, aber auch nur biegungsfest gebaut
zu sein braucht. Allein während es sich bei den Blättern im Allgemeinen
nur handelt um Biegungen senkrecht zur Fläche, so kommen beim Stengel
Biegungen nach allen Richtungen des Horizontes in Betracht.

Ein cnlindrischer, aufrechter, biegungsfester Körper, der nicht hohl ist,
wird von der Technik so construirt, daß I-Träger iu die Peripherie zu
liegen kommen, die durch radial verlaufende Füllungen zusammen gehalten
werden. Ist der Körper dagegen hohl, so können die Träger durch peri-
pherische Füllungen mit einander in Verbindung gesetzt werden, und ein
hohles Eisenrohr von gleichmäßiger Wanddicke ist ein eminent biegungsfester
Körper, weil in demselben gleichsam unendlich viele Träger mit einander
verschmolzen sind, welche zugleich unter einander als Füllung dienen; eine
Verstärkung kann ein solcher Körper noch in wirksamster Weise dadurch
erfahren, daß demselben von Außen einzelne längslaufende Nippen ange-
setzt werden.

Alle diese Einrichtungen finden wir im Pflanzenstengel verwirklicht.
Im Halme von Binsen, dem Nlüthenschafte von Aroideen u. a. m. findet
man dicht unter der Epidermis verlaufend ifolirte Vastrippen, von denen
je zwei und zwei, die einander gegenüber stehen, als I-Träger aufzufassen
sind, während die Füllung durch weiches Parenchnm, Gefäße u. f. w. ge-
bildet wird. Im hohlen Halm der Gräfer hingegen finden wir die isolirten
Bastrippen durch einen geschlossenen Hohlcylinder von Bastfasern ersetzt,
welcher gewöhnlich von der Epidermis durch einige Gewebeschichten getrennt
ist; aber gerade bei vielen Gräsern, welche diesen Vau aufweisen, kommen
dann zwischen diesem Bastcylinoer und der Epidermis noch isolirte Bast-
rippen vor, die häufig sich unmittelbar an den geschlossenen Enlinder an-
lehnen. Im Innern des Stengels der Monocotuledonen sind dann gewöhn-
lich weiter keine Steletttheile mehr vorhanden, als gerade für den Schutz
der Gefäßbündel nöthig sind, nur bei den Palmen findet man auch im
Stengel durchweg noch starke Bastkörper in der Nähe der Achse. Jedenfalls
erscheint aber die Construction dieser biegungsfesten Stengel als eine ebenso
rationelle wie diejenige der Blätter, vom Gesichtspunkte der Technik aus
müßte sie als theoretisch correct bezeichnet'werden.

Die in unseren Breiten wachsenden Bäume und Sträucher gehören
alle zu den Dicotuledonen, und je höher ein Baum, je ausgebreiteter seine
Astkrone, um so mehr ist dieselbe der Einwirkung der Schwerkraft und der
Winde ausgesetzt. Hier bedarf es daher ganz befonderer skelettbildendcr
Vorrichtungen, und diese sehen wir in der zweckmäßigsten Weise durch-
geführt.

Wenn mir die Keimpflanzen einer Buche, wie sie massenhaft in jedem
Walde zu finden sind, oder die Keimlinge eines Apfelbaums, welche man
wenigstens in einer Bmnnfchule sich immer zeigen lassen kann, betrachten, so

bestehen dieselben aus der positiv geotropischen Wurzel, die sich in das Erdreich einbohrt, und dem negativ-geotropischen Stengel, der in der Lothlinie aufwärts wächst, in seiner Achse die Wurzel nach oben verlängernd. Dieser Stengel trägt bei den beiden angezogenen Bäumen, wie bei allen Dicotyledonen, zunächst zwei einander gegenüberstehende Keimblätter, die beiden Eotnledonen. Zwischen diesen Keimblättern hindurch wächst der Stengel weiter in die Höhe und bringt als seitliche Ausgliederungen immer neue Blätter hervor, welche bei der Buche und dem Apfelbaum später einzeln, nicht mehr paarweise, am Stengel stehen. Dadurch gliedert sich der Stengel in kurze Abschnitte, denen ein Blatt entspringt und die man Knoten nennt, und in längere blattlose Abschnitte, welche Glieder heißen. Ein Knoten nebst dem dazu gehörigen, d. h. darunter stehenden Stengelgliede heißt ein Stockwerk des Sprosses, wobei natürlich das unterste Stockwerk bei den Dicotvledonen immer zwei Blätter am Knoten trägt, und bei anderen Arten als den genannten Beispielen auch den höheren Stockwerken zwei oder mehr Blätter angehören können. Indem nun Stockwerk auf Stockwerk gesetzt wird, vollzieht sich das Längenwachsthum des Schößlings, jedes neue und höhere Stockwerk bildet eine morphologische Wiederholung der tieferen bis in die feinsten anatomischen Einzelheiten hinein. Durch diese im Längenwachsthum hervortretende Verkettung identisch gebauter Stockwerke von unbegrenzter Anzahl unterscheidet sich der Körper der höheren Pflanzen wesentlich von demjenigen der höheren Thiere, der Pflanzenkörper ist dadurch im Principe niemals ausgewachsen, während ein Vogel, ein Fisch, ein Frosch in seiner Entwicklung dem einzelnen Pflanzen-Stockiverke entspricht. Denn nur die Stockwerke der Pflanzen können ausgewachsen sein, nicht aber der ganze Sproß, der sich der Idee nach so lange in der Bildung immer neuer Stockwerke versucht, bis er durch eine Stockung im Wachsthum oder durch eine Neubildung, z. B. durch die Erzeugung einer Nlüthe, thatfächlich zum Abschluß gelangt. Aus dem Grunde hat es auch an Stimmen nicht gefehlt, welche, von dem thierischen Individuum als morphologischer Einheit ausgehend, den Pflanzensproß für eine Kette von Individuen erklärt haben.

Ganz wie die Keimpflanzen verhalten sich im Frühjahr die einzelnen jungen Schößlinge, welche wir aus den Wintertuospen der Laubbäume hervorbrechen sehen; auch sie verlängern sich, indem sie Stockwerk auf Stockwerk fetzen. Der Herd für diese Neubildung ist an der äußersten, zwischen den Blättern der Endknospe verborgenen Stengelspihe gelegen, er führt seit langer Zeit in der Wissenschaft den Namen des punctum vßßst»tioni8, und das dauernde Vorhandensein dieses Vegetationspunktes bedingt den oben angedeuteten Gegensatz im Aufbau des Thier- und Pflanzenkörpers.

Der Embryo eines Thieres besteht zuerst aus kleinen, gleichartigen Zellen, die sich später zu deu abweichend gebildeten Geweben bisferenziren und fchließlich die Glieder und Organe, die Extremitäten, den Kopf, den Magen, das Herz u. f. w. hervorbringen. Damit ist die Entwicklung er-

schöpft, ein Zellenherd für dauernde Neubildung von Geweben ist am Thierkörper nicht vorhanden. Bei der Pflanze besteht der aus dem befruchteten Ei hervorgegangene Embryo zunächst auch aus einer Kugel, die sich aus vielen gleichartigen Zellen zusammensetzt; dann beginnt die Kugel sich in einen länglichen Körper umzugestalten, der an den Enden ein paar Pole trägt, die wir als die Vegetationspunkte des Stengels und der Wurzel unterscheiden. Diese Vegetationspunkte bestehen immer aus einem Zellengewebe, welches demjenigen der frühesten Entwicklungsstufe des jungen Embryo entspricht, und während das Zwischenstück zwischen ihnen sich in die fertigen Gewebe von Stengel und Wurzel umbildet, bleiben die Vegetationspunkte erhalten, so lange die betreffende Wurzel und der betreffende Stengel überhaupt in die Länge wachsen. In den Vegetationspunkten findet fortdauernd Zelltheilung und damit Zellvermehrung statt, und diese Zellen werden als neuer Zuwachs an die bereits vorhandenen Stengel- und Wurzeltheile angefügt. So bilden die Vegetationspunkte halbirte Embryonen; denn könnte man einen Wurzel- und einen Stengeluegetationspunkt an einander fügen, so würde man wieder den primären Embryo einer Pflanze haben. Bei der Keimpflanze entfernen sich durch das zwischengeschaltete neue Gewebe Wurzel- und Stengel-Vegetationspunkt im Lause der Entwicklung immer weiter von einander; ein aus der Laubknospe eines Baumes neu hervorbrechender Sproß besitzt natürlich nur einen Stengel-Vegetationspunkt.

Vom Wurzeluegetationspunkte, der niemals Blätter producirt, unterscheidet sich der Stengeluegetationspunkt dadurch, daß aus demselben in seitlicher Anlage die Anfänge der Blätter als kleine Höckrchen hervorwachsen. Zwischen diesen Blatthöckern giebt sich im mikroskopischen Bilde der eigentliche Stengelvegetationspunkt als halbkugelig oder schwach kegelförmige Kuppe zu erkennen, die sich durch Zellenvermehrung verlängert und dann wieder als seitlicher Höcker eine Blattanlage treibt: so entsteht die Kette der Stockwerke, indem diejenigen Stengelgewebe, welche zwischen zwei Blätter entfallen, gewöhnlich eine nachträgliche starke Verlängerung zu dem blattlosen Stengelgliede erfahren.

Während auf diese Weise der Sproß durch die zellenbildende Thätigkeit des Vegetationspunktes sich verlängert, tritt später das Dicknwachsthum hinzu, welches im Laufe der Jahre den Keimstengel der Buche und des Apfelbaumes in den dicken Stamm, die seitlichen Schößlinge der Krone in die mehr oder weniger dicken Aeste umwandelt. Weil dieses Dickenwachsthum in unmittelbarem Zusammenhange steht mit den auf die Festigung abzielenden Einrichtungen, so müssen wir dasselbe bei Betrachtung der Skelettbildung des Dicotyledonenstengels in Rücksicht ziehen.

Der junge Dicotyledonensproß besitzt am häufigsten dicht unter der Oberhaut eine Schicht von Knorpelzellen, die bald continuirlich verläuft, bald in einzelne Stränge sich sondert; seltener ist das Collenchym durch Bastfasern ersetzt. Dagegen treten Bastbündel sehr häusig auf in dem äußeren Theil der

Gefäßbündel. Mit diesem Namen bezeichnet man complicirt gebaute Stränge, welche nicht nur die Gefäße, sondern noch verschiedene andere Gewebearten umfassen; diese Stränge durchziehen den Stengel der Länge nach und treten aus den Knoten in die Blätter hinein, wo sie in Nippen und Adern verlaufen. Auf dem Querschnitt des Stengels zeigen sich die Querschnitte der Gefäßbündel zu einem Kreise geordnet, sie bilden daher in Wirklichkeit einen aus parallelen Stäben zusammengesetzten Hohlcnlinder. Jedes Gefäßbündel besteht aus einem äußeren und einem inneren Theil, welche durch eine Gewebeschicht von einander getrennt sind, deren Zellen ähnliche Eigenschaften besitzen, wie diejenigen des Vegetationspunttes, d. h. sie sind andauernd theilungs- und vermehrungsfähig; dieses Gewebe heißt das Cambium, während der innerhalb der Cambiumplatte liegende Theil des Gefäßbündels der Holztheil, der außerhalb derselben liegende Theil der Nasttheil genannt wird.
Bevor nun das eigentliche Tickenwachsthum eines Stengels beginnt, treten die bis dahin isolirten Lambiumplatteu der einzelnen Gefäßbündel seitlich mit einander in Verbindung, so daß ein geschlossener Hohlcnlinder aus Cambium entsteht; dies kommt dadurch zu Stande, daß aus den Parenchnmzellen, die zwischen den Gefäßbündeln liegen, durch Theilung ebenfalls Cambiumzellen werden. In diesem Cambiumcylinder findet nun die lebhafteste Zellenvermehrung durch Theilnng statt, und alles nach Innen davon entfallende Zellgewebe erfährt eine Umwandlung in Holz, alles nach Außen abgeschiedene Gewebe in sogenannte secundäre Ninde, in welcher der Negel nach Bastfasern enthalten sind. Ter Holztorper besteht aus Holzgefäßen, aus Holzparenchvm und aus Holzfasern, und diese letzteren sind es allein, von deren Festigkeit die Festigkeit des Holzes eines Baumstammes abhängt.
So können also in einen» solchen Ticotyledonenstengel als Skelett drei in einander geschachtelte Hohlcplinder mechanisch wirksamen Gewebes auftreten: das Knorpelgewebe oder Collenchmn in der äußersten Peripherie, der Bast in der secundären Ninde, die Holzfasern im Holz, wozu bemerkt sein mag, daß bei einzelnen Arten die mannigfachsten Abweichungen von diesem einfachsten Schema vorkommen. Aehnlich wie die Stengel verhalten sich übrigens auch in vielen Fällen die Blattstiele, bezüglich deren bereits auf die Blattstiele der Roßkastanie hingewiesen wurde, die einen im Querschnitt ähnlichen Vau besitzen.
Sowohl diese, einer andauernden Verdickung allerdings nicht fähigen Blattstiele, wie auch die jungen Stengel der Ticotpledonen und die mehr oder weniger schräge oder horizontal stehenden Aeste müssen natürlich biegungsfest construirt sein, da Schwerkraft und Wind sie zu knicken bestrebt sind; eine solche Construction wird durch die melirfach in einander geschachtelten Hohlcplinder skelettbildender Zellen in vollkommenster Weise gewährleistet. Aber auch der alte Stamm einer Buche, einer Ulme, einer Linde wird ans Niegnnnofestigkeit in Anspruch genommen, weil das Gewicht der >irone niemals ganz symmetrisch auf seinem Querschnitte lastet.

Wir haben jetzt noch die Entwicklung eines solchen alten, vielleicht hundertjährigen Stammes aus dem einjährigen Keimstengel in's Auge zu fassen. Im letzteren hatte sich, so wurde oben dargelegt, eine geschlossene Cambiumschicht gebildet, und von diesem Cambium war nach Außen Rinde, nach Innen ein Holzcylinder abgeschieden worden. Die Zellen dieser Cambiumschicht sind außerordentlich weich und zartwandig und daher leicht zerdrückbar und zerreißbar; der Frühling ist für sie eine Zeit besonders lebhaften Wachsthums. Wenn der Knabe um diese Jahreszeit sich Flöten aus der Weide herstellen will, so klopft er so lange mit einem harten Gegenstände von Außen auf den abgeschnittenen Zweig, bis er den größeren Theil der Cambiumzellen zerquetscht hat; dann gelingt es ihm leicht, die übrigen zu zerreißen und die Rinde glatt vom Holzkörper herunter zu ziehen. Jene faftreiche Gewebeschicht zwischen Rinde und Holz ist eben das Cambium, und wiederum wird diese Cambiumschicht durch den Gärtner zerrissen, wenn derselbe ein Auge unter die Rinde pfropft oder oculirt. Alle Umbildungen von Geweben an älteren Theilen der Holzgewächse gehen von der Cambiumschicht aus, darum kann sie nicht ganz peripher liegen, sondern mußte weiter nach Innen in den Stamm hinein verlegt werden, um durch die Rinde den erforderlichen Schutz zu erhalten.

Die Wachsthums- und Cntwickelungsfähigkeit des Cambiums ist aber bei den Bäumen so unbegrenzt wie diejenige der Vegetationspunkte. Nachdem im ersten Sommer eine Holzschicht, oder, auf den Querschnitt bezogen, ein Holzring gebildet worden war, gelangt im Winter das Wachsthum zum Stillstände. Im nächsten Sommer erzeugt das Cambium einen zweiten, im dritten Sommer einen dritten Holzring, und so entstehen die sogenannten Jahresringe des Holzkörpers, die man bei den meisten Bäumen mit bloßem Auge unterscheiden kann, und aus deren Abzählen sich das Alter eines Baumstammes genau feststellen läßt. Nicht nur im Stamm, fondern auch in allen Zweigen liegen derartige Cambiumfchichten dicht unter der Rinde, und so wachsen auch alle Zweige in die Dicke, und das Cambium selbst rückt mit zunehmender Stärke des Holzkörpers immer weiter nach Außen, d. h. absolut, nicht relativ, denn es bleibt immer von der Rinde bedeckt, welche sich gleichfalls von Jahr zu Jahr ein wenig verstärkt. Aber in dem Maße, wie neue Zweige in der Laubkrone eines jungen Baumes entstehen, wie dieselben durch Thätigkeit der Vegetationspunkte sich immer weiter verlängern, erfährt auch die tragende Lentralsäule, der Stamm, eine immer fortschreitende Verstärkung durch Anlagerung neuer Holzfasern, und ein Gleiches gilt von den Aesten, die den Armen eines sich immer mehr vergrößernden Candelabers verglichen werden können. Besäße der Baumstamm die Fähigkeit nicht, correlativ zur wachsenden Last der Krone in die Dicke zu wachse«, so würde er bald zusammenknicken müssen. Die Holzfasern aber sind es, welche ihm die nöthige Festigkeit verleihen, und diese Festigkeit können wir auch als Säulenfestigkeit bezeichnen, weil die Leistung ganz derjenigen einer tragenden

Säule gleichkommt. Wenn wir aber sehen, daß ein Baumstamm normaler Weise nicht hohl, sondern solide ist, so ist zu berücksichtigen, das; er auch in Richtung der Lothlinie belastet ist, und daß er somit nicht nur auf Niegungs-festigkeit, sondern auch auf Druckfestigkeit in Anspruch genommen ist; und ein solches druckfestes Piedestal muß die widerstandsfähige Substanz auf dem ganzen Querschnitt gleichmäßig entwickelt haben, wie z. B. der Sockel für ein Standbild aus Erz.

Ein relativer Unterfchied zwischen dem jungen, einjährigen Dicotvle-donensproß und den» alten Stamm ist insofern vorhanden, als bei ersterem der Holzkörper ini Vergleich zum centralen Parenchym einen mechanisch wirk-samen Hohlcylinder darstellt, während im dicken Baumstamm dieses centrale Parenchym im Vergleich zur Masse des Holzes verschwindend gering wird, so daß wir den Stamm eine solide Holzsäule nennen können; und diese Säule verstärkt ihre Tragfähigkeit Jahr für Jahr um einen Netrag, welcher hinreichend ist, die Jahr für Jahr wachsende Last der Krone aufrecht zu halten.

Während der Stengel der Pflanzen mit seinen Auszweigungen biegungs-fest gebaut ist, weil, so nehmen wir an, derselbe auf Biegungsfestigkeit in Anspruch genommen wird, braucht die Wurzel durchaus nicht biegungsfest zu sein: der Schutz des Erdreichs läßt den Angriff biegender Kräfte auf dieselben so gut wie ausgeschlossen erscheinen. Hingegen hat die Wurzel die Aufgabe, neben Zuführung der für die Pflanze erforderlichen Nährstoffe des Erdbodens der Pflanze den Notlügen Halt in der Erde zu gewähren, sie darin zu verankern. Kommt ein Sturm, welcher die Krone schüttelt und den Stengel biegt, so sucht derselbe die Wurzel aus dem Boden herauszureißen, oder vielmehr zu zerreißen, was immer bei der Entwurzelung von Bäumen geschieht. Daher muß die Wurzel Festigkeit gegen Zerreißen besitzen, so-genannte Zugfestigkeit, und in der Thal' sehen wir den anatomischen Bau derselben danach eingerichtet. Die skelettbildenden Elemente, welche Bast-fasern und Holzfasern zu sein pflegen, sind nicht peripherisch angeordnet, sondern im Innern, im sogenannten Eentrcilcylinder, znsammengehäuft. Das zeigen z. V. die Wurzeln des Mais, das zeigen auch die jungen Wurzeln der Dicotyledonen. Die älteren Wurzeln unserer Vänme besitzen ein ähn-liches secundcires Dickenwachsthum durch Thätigkeit einer Eambiumschicht, wie die Stämme und deren Aeste, und somit entsteht in ihnen ein ganz ebenso gebauter, als solide anzusehender Holzkürper wie dort.

Bei zugfest gebauten Körpern kommt es zunächst nur auf die Quer-schnittsgröße der widerstandsfähigen, beziehungsweise skelettbildenden Materie an; so wird ein Bündel von Bindfäden genau so widerstandsfähig sein, wie ein dickes Tau von gleichem Querschnitt. Allein eine einfache Ueberlegung lehrt, daß es für eine Wurzel doch nachtheilig sein müßte, wenn nur peripherisch gelagerte Bastfasern vorhanden wären, deren Querschnitt-summe eine ausreichende Zugfestigkeit gewährt. Denn nehmen wir an, eine

Pflanze entsendete nur eine Pfahlwurzel in den Erdboden, so würde der Stengel durch den Wind bald nach Süden, bald nach Norden und nach den übrigen Himmelsrichtungen gedrängt werden, und dabei jedesmal ein stärkerer Zug auf diejenige Wurzelseite ausgeübt werden, welche der Convexität der Stengelkrümmung entspricht. Liegt auf dieser Seite ein Theil der mechanischen Fasern isolirt, so wird er leichter zerreißen, biegt sich der Stengel später nach einer anderen Richtung, so wird ein auf einer anderen Seite gelegener Theil der Fasern dem Zerreißen ausgesetzt sein, iv ährend die Wurzel viel widerstandsfähiger fein muß, wenn die Fasern sich sämmtlich zu eineni central gelegenen Bündel vereinigen. Und diese Tendenz zur Zusammenschiebung der mechanischen Fasern in einen arilen Strang tritt bei den Wurzeln ganz unverkennbar hervor, so daß auch das Skelett der Wurzeln in seiner Abweichung von demjenigen des Stengels und der Blätter sich möglichst rationell gebaut erweist. Aehnlich steht es mit den Stielen mancher schweren, herabhängenden Früchte, in denen gleichfalls eine zugfeste Eonstruction deutlich hervortritt. —

Nun giebt es ferner eine Menge von Pflanzentheilen, welche gegen Druck in wirtfamster Weise geschützt sind. Alle festen Frucht- und Samenfchalen haben diefe Aufgabe für den zarteren Kern zn erfüllen, es bedarf nur eines Hinweises auf die Haselnuß und Nallnuß. Hier besteht das den Skelettpanzer bildende Material einfach aus fehr dickwandigen, knochenharten und zuletzt austrocknenden Zellen. Von größter Wichtigkeit ist der Schutz der Cllmbiumschicht in den Aesten und Stämmen der Bäume gegen Druck und Zerquetschung. Hierfür genügt der Pflanze nicht die peripherische Schicht der Parenchym-Rinde, sondern der Stamm umgiebt sich dann noch mit einem Mantel aus Kork: dies ist die äußere, bräunliche Schicht der Baumrinde, welche an älteren Stämmen als Borke oft eine beträchtliche Dicke erreicht. Der Kort ist ein elastisch-federndes Gewebe, wie es Jedermann von den Flafchenstöpseln her kennt, welche aus der Rinde der Korkeiche geschnitten werden. Der Kork besteht aus luftführenden Zellen, die jedem Druck leicht nachgeben und sich dann wieder ausdehnen, jedenfalls die Wirkung von Druck und Stoß von dem Cambium fem zu halten geeignet sind. Denn ist das Cambium beschädigt wordeu, so stirbt es leicht ad, und der Stamm wächst an der betreffenden Stelle nicht weiter in die Dicke.

Aehnlich ist das zarte assimilirende Parenchmn der Blätter durch die Epidermis, d. h. die Oberhaut geschützt. Die Epidermis mnß glashcll-durchsichtig sein, damit die darunter liegenden chlorophnllhaltigen Zellen vom Licht getroffen werden tonnen. Die äußeren Zellwände der Epidermis sind aber ganz außerordentlich stark verdickt nnd gewähren dadurch mechanischen Schutz. Meistens sind die tafelförmigen Epidermiszellen mich am Rande ausgezackt und greifen mit diesen ihren Zacken in einander, was wiederum einen höheren Grad von Festigkeit gewährt. Die Runder der Blätter sind aber

noch speciell gegen Einreißen geschützt durch Bündel von Fasern und Knorpel-
zellen, welche an ihnen entlang laufen.
Ganz besondere Vorkehrungen sind für den Schuh der Vegetationspunkte
gegen Druck getroffen; wird der Vegetationspunkt, der aus ganz weichen,
Zellgewebe besteht, verletzt, so kann die betreffende Achse sich nicht weiter
verlängern, denn die Vegetationspunkte müssen ja in letzter Instanz die
ganze Pflanze aus sich hervorbringen. Die Vegetationspunkte sind gleichsam
der Thon, aus dem die Natur die Pflanze knetet, fo daß sich die neuge-
bildeten Theile hernach nur zu strecken brauchen, um zu Seitenzweigen,
Blättern, Blüthentheilen zu werden. Hierbei wird von der Pflanze ein
äußerst einfaches Mittel gehandhabt, um die jüngsten Theile gegen Verletzung
zu schützen, es besteht darin, daß die jungen Nlätteranlagen rascher in die
Länge wachsen, als die zugehörigen Stengelspitzen, und sich dabei gegen die
Stengelare krümmen. So kommt das schützende Lnubdach der Knospe über
dem Vegetationspunkte zu Staude, welches so eingerichtet ist, daß jedes
ältere Blatt alle jüngeren einschließt und selbst wieder von noch älteren um-
wölbt wird, so daß nicht blos deni Vegetationspunkte selbst, sondern auch
den jungen Vlattanlagen der Schutz der älteren, gegen Druck und Stoß
widerstandsfähigeren, zu Theil wird. Gegen die Zeit der Winterruhe weiden
dann noch die braunen Schuppenblätter gebildet, welche der schlafenden
Knospe einen hohen Grad von Druckfestigkeit verleihen.
Wo immer in Zelltheilung begriffenes, zartes Gewebe an der Pflanze
auftritt, da fehlt es nicht an analogen Schutzvorrichtungen. Es ist allgemein
bekannt, daß die Stengelglieder der Gräser, speciell unserer Getreidearten,
in einer späteren Entwicklungsperiode an ihrer Basis wachsen; hier findet
sich dann eine Zone fo zarten weichen Gewebes, wie es im Cambium und
den Vegetationspunkten uns begegnete, und diese Stellen der Halmglieder
sind gegen Abbrechen wirksam geschützt durch steife, feste Mattscheiben, die
sie tutenförmig umgeben und biegungsfest gebaut sind durch eingelagerte
Stränge von Bastfasern. Nur gegen Zerreißen schützen diese Scheiden die
verwundbare Stelle des Getreidehalms nicht, und wohl Jeder hat einmal,
an einen, Getreidefeld hinwandernd, dessen Aehren eben hervortraten, solche
Halmglieder ohne Mühe aus der Scheide herausgezogen; gegen solchen Eingriffe
von Menschenhand sind die Pflanzen allerdings nicht geschützt.
Ein weiteres interessantes Beispiel für derartige Wechselbeziehung liefen:
die Vegetationspunkte der Wurzeln. Anch sie sind an der Spitze gelegen,
weil aber die Wurzel keine Blätter producirt, so fehlt ihnen der Schutz
der Laubknospe. Dennoch würden sie ohne druckfeste Hülle nicht bestehen
können, da sie sich in den Erdboden hineinbohren müssen nnd hierbei oft
bedeutenden Widerstand zu überwinden haben. Dafür sind sie mit einer
Kappe ans festem, elastischen, Gewebe bedeckt, der sogenannten Wurzelhaube,
auf deren Entstehung hier nicht naher eingegangen werden kann, die aber
geeignet ist, beim Eindringen der Wurzel auch in festes Erdreich als ein

äußerer Panzer von lederartiger Beschaffenheit den Begetationspunkt gegen Quetschung zu schützen. —

Die angeführten Erscheinungen dürften ausreichen, um zu zeigen, das;, wo immer es für die Pflanze nöthig wird, eine die Festigkeit erhöhende oder gewahrende Einrichtung zu besitzen, diese Einrichtung durch besondere anatomische Bildungen getroffen wird. Während nach dem Principe der Nrbeitstheilung in den höheren Pflanzen die (Gewebe sich sondern in skelett-bildende, Nährstoffe aufnehmende, assimilirende u. s. w., ließ sich für die ersteren, für die mechanisch wirksamen Gewebe der Nachweis erbringen, daß mit der Erzielung eines hinreichenden Nutzeffectes zugleich eine möglichst weitgehende Materialersparnis; im Aufwände der Pflanze angestrebt wird, und daß ihre Beschaffenheit und ihre Anordnung uns deshalb im hohen Maße rationell erscheinen.

^akob Frohschammer,
der Philosoph der Weltphantasie.

von

Bernhard Münz.

— Wien, —

neben nnd dornig war die Laufbahn des Mannes, dessen Name
an der Spitze unseres Essai prangt. Er war ein Märtyrer
der Wahrheit, denn er hatte nicht nur die mannigfachen
Hindernisse zu überwinden, welche dem Streben nach Erkenntnis und Geistes-
befreiung selbstverständlich im Wege stehen, sondern er mußte sich auch das
Recht, die Möglichkeit dieses Strebens selbst erobern. Und wenn
die einen Schwierigkeiten unter Mühsalen uud Opfern behoben waren, so
thürmteu sich wieder andere auf und erforderten neue Kämpfe und Opfer.
Traurig, aber wahr, fagt Frohschammer in feiner Selbstbiographie^): „Ich
möchte diese kurze Autobiographie fast eine Hi8tc>ria calamiwtum, eine
Geschichte von Mißgeschicken, nennen, freilich ohne jenes romantische Moment,
das die gleichbenannte Selbstbiographie Abälards so interessant macht selbst
für die, welche sich um seine Theologie und Philosophie nicht im Mindesten
kümmern."

Frohschammer wurde am l>. Januar 1821 in Illkofen, einem kleinen,
kaum mehr als 16 Häuser zählenden Torfe nahe dem rechten Tonauufer,
fast in der Mitte zwischen Regensburg und Straubing, geboren. Sein Vater
besaß ein nicht ganz unbeträchtliches Ockonomie-Anwesen von einigen hundert
Tagwerk Held, Wiesen und Waldung mit entsprechendem Viehstand und den

*) Deutsche Denker uud ihre GeisteLsclMfmiaen. Herm>3o,esseben von Adolf Hmrickfen.
2. und 3. Heft. Berlin 1888.

nöthigen Dienstboten. Von Dürftigkeit war also nicht die Rede, allerdings
auch nicht von eigentlicher Wohlhabenheit, denn der Hof war mit schweren
Abgaben belastet, und der Ertrag ward sehr häusig durch Überschwemmung
oder Trockenheit auf dem sandigen Boden oder Hagelschlag, dann auch wieder
durch sehr niedrige Getreidepreise geschädigt. Doch war sein Vater einfach
und sparsam und hielt die Wirtschaft in guter Ordnung. Seine Mutter
kannte er nicht, denn sie starb schon, als er zwei Jahre alt war. Seine
Kinderjahre verliefen, wie es gewöhnlich bei Kindern auf dem Lande geschieht.
Er verbrachte einen großen Theil der Zeit im Freien und zwar hauptsächlich
auf der Weide bei der kleinen Heerde von Schafen und Kühen. Diese Idylle
machte in seinem 13. Lebensjahr dem Studium Platz, für welches ihn der
Vater besonders darum bestimmt hatte, weil er, wie er glaubte, ohnehin zu
nichts Anderem zu brauchen sei. Er besuchte die Lateinschule und das Gymnasium
zu Regensburg und bezog im Herbst 1841 die Universität zn München, um
sich der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie insbesondere zu widmen.
Da Baader gestorben und Schilling nach Berlin übersiedelt war, fand sein
nach philosophischer Erkenntnis; dürstender, Geist wenig anregende Nahrung.
Er entschloß sich daher alsbald zur selbstständigen Netreibung des philosophischen
Studiums und wagte sich an Kants „Kritik der reinen Vernunft". Unvor-
bereitet, wie er war, wurde es ihm jedoch unendlich schwer, das Werk zu
bewältigen. Er kam übrigens nicht weit, da er wenige Wochen nach seiner
Ankunft in München von einem tückischen Nervensieber heimgesucht wurde. Er
widerstand eine Zeit lang und wollte sich lange in sein Geschick nicht fügen, aber
fchließlich blieb ihm doch nichts übrig, als in das allgemeine Krankenhaus zu
gehen, wo die Studirenden einen eigenen Saal haben. Hier verbrachte er
mehrere Wochen und war fchon nahe am Ausloschen, erholte sich aber endlich
doch wieder so weit, daß er in seine Wohnung zurückkehren konnte. Es dauerte
indeß geraume Zeit, ehe er sich wieder den Studien hingeben oder auch
nur die Vorlesungen besuchen konnte. Sobald es möglich war, ging er wieder
an ein philosophisches Werk, diesmal an Schellings erste Schriften; aber
auch diese boten große Schwierigkeiten für seine geschwächten Nerven. Er
legte sie daher bei Seite, zumal die Semestralprüfungen in Sicht waren.
Das zweite Semester wurde durch die vorgeschriebenen Vorlesungen absorbirt.
In dem zweiten Uniuersitätsjahre war dasselbe der Fall, so daß er von
philosophischen Werken nur einen Theil der Geschichte der griechischen Philo-
sophie von Heinrich Ritter lesen konnte. Es war nun die Zeit gekommen,
die eigentliche Berufswahl zu treffen uud das entsprechende Studium zu
beginnen. Frohschammer hatte sich, wie wir gesehen, allerdings schon bei
seinem Einzüge in München sein Ziel gesteckt. Die Wahl des Standes selbst
war für ihn von geringeren! Belange, wenn er nur seiner Herzensncignng
leben konnte. Er war aber von Anfang an von seinem Vater und von
der gesnmmten Verwandtschaft und Bekanntschaft zum Geistlichen bestimmt
worden, wie es eben auf dein Lande zu geschehen pflegt, obwohl unendlich

viele sonst begabte Naturen durch dieses Vorurtheil zu Grunde gerichtet
werden. Daß man beim Studiren einen anderen Zweck verfolgen könne,
als Geistlicher zu werden, war seinem Vater kaum faßbar; jedenfalls schien
es ihn« nicht angezeigt, sich wegen eines anderen Berufes in Unkosten zu
versetzen. Seine Stiefmutter war natürlich derselben Ansicht, und auch die
Verwandten wollten die Feierlichkeit einer Primiz nicht missen, „wenn sich
auch später Niemand mehr uni das erste Meßopfer und den auf diese Weise
selbst Geopferten kümmert". Frohschnmmer hatte nun von Jugend auf
niemals einen entschiedenen Drang in sich verspürt, ein katholischer Geistlicher
zu werden, — freilich auch keine Abneigung dagegen, obwohl feine Erfahrungen
ganz darnach angethan waren, eine solche zu begünstigen. Er lies; die Sache
stets auf sich beruhen, sprach sich niemals weder dafür noch dawider aus
und wollte an sein künftiges Geschick kaum denken. Jetzt aber ließ sich die
Entscheidung nicht mehr abweisen. Daß er sich der Wissenschaft hingeben
wolle, das stand ihm fest; aber woher follte er die Mittel zur Ausbildung
nehmen? Daß feine Eltern dieselben nicht gewähren würden, wenn er sich
nicht der Gottesgelahrtheit befleißigte, war ebenso sicher. Er selbst konnte
aber bei seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit, bei seinem Hange zur
Einsamkeit und Weltflucht nicht daran denken, sich seinen Lebensunterhalt
zu erwerben. Auch hätte er, wenn er sogar die Mittel freier Existenz gefunden haben würde, stärkerer Nerven bedurft, ,um das abzuweisen, was
seine Eltern beglückte, und das zu thun, was sie als großes Unglück empfunden haben würden. So entschloß er sich denn zur Theologie, welche
ihn nach seiner Meinung am leichtesten in den Stand setzen konnte, die
Sehnsucht seines Heizens und seines Geistes zu befriedigen. Vierthalb
Jahre später, da seine Promotion zum Doctor der Theologie, welche zum
Mindesten die erste der sogenannten höheren Weihen, das Subdiaconat voraussetzt, stattfinden sollte, kamen ihm noch einmal schwere Bedenken, ob er
wirklich Priester weiden und sich nicht lieber den rein philosophischen Studien
zuwenden sollte. Er wollte sich darüber mit einem der Professoren der
Geschichte berathen, traf ihn jedoch nicht an, wohl aber feinen Landsmann
Neithmayr, Professor der Theologie, der ihn beredete, auf der eingeschlagenen
Nahn weiter zu wandeln. Derselbe malte ihm ans, wie schwer es dem
„Ausgesprungenen" gelingen würde, in seiner hilflosen Lage philosophischen
Studien ungestört obzuliegen, und stellte ihm in Aussicht, daß ihn nach der
Ordination nichts daran hindern werde, mit Wohllust in ihnen aufzugehen.
In ersterer Beziehung hatte er wohl Recht, in der anderen aber unterlag
er einer großen Selbsttäuschung, wofern er sich nicht etwa eine bemußte
Täuschung zu Schulden kommen ließ. Frohschnmmer unternahm indes; noch
einen Versuch, ein Staatsstipendium zu erlangen. Da aber dieser trotz
seiner mit dem Preise der Universität gekrönten theologischen Schrift über
die Charismata der ersten Christen mißglückte, that er 1847 den verfehlten,
verhängnißvollen Schritt, welcher sein Leben und Wirken zu einer tragischen

Kette von Eonflicten, Kämpfen und Widerwärtigkeiten machte. Nach der Ordination ward er an verschiedenen Orten der Diöcese Regensburg in der Seelsorge verwendet. Seine Bitte, sich .in München in der Wissenschaft und für das Lehramt ausbilden zu dürfen, wurde von dem Bifchof mit der Erklärung abgefertigt: „Ob Sie sich der Wissenschaft widmen oder nicht, das ist ganz gleichgiltig. Wenn Jeder thut, was er will, wie soll ich denn da die Diöcese regieren?" Endlich riß unserem Priester die Geduld. Gegen Ende Juli des Jahres 1848 schrieb er dem Bischof, daß er spontan auf alle geistlichen Functionen verzichten und gehen werde, wenn man ihm die erbetene Erlaubnis; nicht ertheile. Hatte der Bifchof ihn bisher mit der Suspension von den geistlichen Functionen bedroht, wenn er feinen Befehlen nicht gehorchen würde, so drohte er jetzt dem Bischof mit einer freiwilligen Suspension und entwaffnete ihn auf diese Weise. Es war in seiner Lage ein gefährliches, verzweifeltes Mittel, aber es half. Nach wenigen Tagen erhielt er günstigen Bescheid. Zu Anfang August schied er aus dem Seelsorgeramte uud kehrte nach München zurück. Er beschäftigte sich dafelbst unter Entbehrungen vorzugsweise mit religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Studien und habilitirte sich 1859 an der dortigen Universität, da die philosophische Facultüt sich gegen den katholischen Geistlichen kühl und ablehnend verhielt, als Docent an der theologischen Facultät, an welcher er Vorlesungen über Dogmengeschichte, Religionsphilosophie und Pädagogik hielt. Daneben vertiefte er sich in Werke der modernen Naturwissenschaft, um wenigstens deren Resultate genauer kennen zu lernen, da eigene selbstständige Forschungen ihm nicht möglich waren. Sie wurden hauptsächlich mit Beziehung auf das psychologische Gebiet in Betracht gezogen. Wesen und Ursprung der menschlichen Seelen traten dadurch bald in den Vordergrund seines Interesses und regten ihn zu der Schrift: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generationismns" (München 1854) an, in welcher er abweichend von dem allgemein in der Theologie üblichen Ereationismus oder der Ansicht, daß die Menschenseele jedesmal unmittelbar von Gott geschaffen wird, die Behauptung aufstellte und begründete, daß die ganze Menschennatur von den Eltern stamme, der Mensch nach Leib nnd Seele durch die secuudär-schöpferische Macht des Geschlechtswesens der Menschheit entstehe. In demselben Jahre warf er in der gegen Carl Vogt gerichteten Abhandlung: „Menschensecle uud Physiologie" dem Materialismus den Fehdehandschuh hin. Die erstere Schrift bezeichnet einen Wendepunkt in der wissenschaftlichen Richtung des Verfassers, den entschiedenen Uebergang von der Theologie zur Philosophie, denn nur das Historische in ihr ist theologisch, nicht die entscheidende Untersuchung selber, welche den Keim seines später ausgebildeten philosophischen Systems in sich birgt. Sie hat aber auch großen Einfluß auf fem ferneres Lebensgeschick geübt. Ein norddeutscher Naturforscher hatte sie kennen gelernt und an ihr Gefallen gefunden. Da

derselbe mit König Maximilian II. in näheren Verkehr kam, machte er denselben auf die Schrift und den Verfasser aufmerksam, und da zu gleicher Zeit dessen Stellungnahme gegen den Materialismus bekannt wurde und Beachtung fand, so wurde ihm die damals an der Münchener Universität erledigte ordentliche Professur für Philosophie vom König verliehen, der ihm von da an auch stets ein besonderes Wohlwollen bezeigte. Das in Rede stehende Werk hat aber auch dadurch in das Leben Frohschammers tief eingegriffen, daß es ihn zum ersten Mal in einen peinlichen Eonflict mit der römischen Curie brachte. Es wurde nämlich auf Grund einer Denunciation von jesuitischer Seite auf den Inder der verbotenen Bücher gesetzt. Düllinger erzählt hierüber in Luise von Kobells „Erinnerungen" an ihn: „Eines Tages kam der Generalsecretär der Eongregation in» Auftrage des Papstes zu mir, um mich als deutschen über die Frohschammerische Arbeit „Ursprung der menschlichen Seelen" zu befragen. Ich erkundigte mich vor Allem, ob der Generalsecretär denn die fragliche Schrift gelesen? — „Nein, ich verstehe nicht Deutsch. Es verstehen überhaupt nur wenige diese Sprache. Indeß genügt es, das; eine bei dem Vatican angesehene Persönlichkeit das Buch anzeigt, anstößige Stellen in's Italienische übersetzt oder übersetzen läßt, und das Buch kommt nach Antrag des Referenten auf den Inder." — „Des Referenten?" sagte ich, „der des Deutschen unkundig ist?" Ich wandte ein, daß herausgerissene, vom Ganzen losgetrennte Sätze oft einen entstellten Sinn haben und man auf diese Art ein sehr unrichtiges Urtheil von dieser lehrreichen Abhandlung bekommen könnte. Der Generalsecretär zuckte die Achseln: „8uno 1s no8tr« re^nls." Damit war es abgethan. Die Veröffentlichung des Verbotes ließ allerdings kurze Zeit auf sich warten, da man zuvor Frohschammers ausdrückliche Unterwerfungserklärung unter das vom Papste bestätigte Inder-Tecret zu erlangen versuchte, um dieselbe unter der üblichen Formel: H-uctor luuäadiliter 86 8ubi«oit gleich mit publiciren zu können. Als Antwort auf diese schnöde Zumuthung erschien im Jahre 1858 die „Einleitung in die Philosophie", welche nach einer Kritik der neueren Systeme der Philosophie die Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, insbesondere die Erkenntnißlehre des Thomas von Aquino und dessen Bestimmung des Verhältnisses von Philosophie und Theologie einer scharfen, einschneidenden Kritik unterzog. Drei Jahre später hielt er der culturfeindlichen kirchlichen Orthodoxie „Die Freiheit der Wissenschaft" (München 1861) entgegen, welche die allgemeinen nothwendigen Grundsätze der wissenschaftlichen Forschung bestimmt und diese auch auf die Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche anwendet, da sie auch hier gelten müssen, wen» nicht die Wissenschaft ganz aus derselben verbannt werden soll. Die Freiheit der Wissenschaft besteht darin, daß sie nur ihren eigenen Gesehen, nicht fremden, unwissenschaftlichen Vorschriften zu folgen hat und nur die Wahrheit als Ziel sich setzt, nicht irgend einein anderen Zwecke dient. In dem Abschnitte: „Unsere Lage" wird die Lage

der katholischen Autoren als eine schlimme, bedauernswerthe geschildert und die Forderung der Unterwerfung der Wissenschaft unter die geistliche Autorität dafür verantwortlich gemacht, daß in Deutschland die ganze nationale Literatur und Philosophie von den Protestanten herrührt, wahrend doch der Zahl nach Protestanten und Katholiken ziemlich gleich stehen. Eine Ergänzung dieser allgemeinen und principiellen Schrift, zugleich aber auch in gewissem Sinne eine Fortsetzung des im Jahre 1868 erschienenen Werkes: „Das Ehristenthum und die moderne Naturwissenschaft" ^ist die Schrift: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung" (Leipzig 1869>, welche von dem Rechte der Wahrheit und dem Rechte der Ueberzengung handelt. Das Recht der Wahrheit ist ein unbedingtes, absolutes, das Recht der Ueberzeugung aber ist ein relatives nnd darf mit dein Rechte der Wahrheit nicht verwechselt oder demselben gleichgestellt werden. Eben weil jeder des Vernunftgebrauches fähige Mensch ein Recht hat, eine eigene Ueberzengung und damit ein Gewissen zu haben, kann dieses Recht nur ein relatives sein, insofern die Menschen dabei urtheilen und diese Urtheile nach Verhältnissen und Geisteskräften verschieden sind. Die Intoleranz entsteht dadurch, daß ei» einzelner Mensch oder eine Partei ihre subjcctive Ueberzengung, als wäre sie die objectiue Wahrheit selbst, für allein nnd absolut berechtigt halten, sich also mit der Wahrheit oder geradezu mit Gott selbst gleichsam idcntiftciren. Dadurch werden alle anderen Menschen mit anderen Ueberzeugungen für rechtlos erklärt oder geradezu als Verbrecher gegen Gott betrachtet. Auf dem Standpunkte des menschlichen Rechts muß eiu Mensch dem anderen gleiches Recht auf eigene Ueberzeugnng einräumen, da bei dem Urtheile über die Nichtigkeit derselben immer mir Mensch gegen Mensch steht, nicht Mensch gegen Wahrheit oder gegen Gott selbst; denn anch derjenige, welcher seine Ueberzengung auf Gott selbst zurückführt, thut dies nur kraft seines menschlichen Urtheils, das er einem anderen menschlichen Urtheile gegenüber nie für absolut oder direct göttlich ausgeben kann. Uebrigens ist es darum, weil der Einzelne dem Anderen das Recht zugestehen muß, seine eigene Ueberzeugnng zu hegen, nicht nöthig, daß er die Ueberzengung Anderer für gleichwerthig mit der eigenen hält, fondern jenes Zugeständnis; erfolgt, weil der Andere als Mensch ein gleiches Recht hat, selbst eine Ueberzeugung zu besitzen, nicht eine fremde wie ein Joch sich aufzwingen zu lassen. Daraus folgt, daß der Staat als Nechtsinstitut in Verbindung mit der freien wissenschaftlichen Forschung und dem religiössittlichen Ehristenthum Ehristi die Verpflichtung und die Aufgabe hat, seinen Bürgen« ohne Unterschied das Recht der eigenen Ueberzengung zu sichern, Wächter der Toleranz zu sein und die Einen vor Vergewaltigung durch die Anderen zu schützen. Er hat keine privilegirte oder alleinseligmachende Religion gelten zu lassen, sondern alle Meinungen frei zu geben, sofern sie nicht.den sittlichen und staatlichen Gesetzen widersprechen. Es ist ein Moment des menschlichen und bürgerlichen Rechts, seine eigene Ueberzeugung zu

haben, aber auch Pflicht, dieses Recht Anderen nicht zu verkümmern, um eben dadurch dem absoluten Rechte der Wahrheit, soweit es dem Menschen möglich ist, Rechnung zu tragen. Der unerschrockene Mannesmuth Frohschammers, welcher sich ähnlich wie einst Karl Leonhard Neinhold von den beengenden Fesseln des katholischen Priesterthums zum tapferen Vorkämpfer für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen emporgerungen, steigerte die in Rom gegen ihn herrschende Erbitterung dermaßen, daß seine Bücher kirchlich verdammt und deren Lectüre allen Katholiken bei Strafe der Ercommunication verboten wurde. Pius IX. selbst richtete im Deeember 1862 an den Erzbischof von München-Freifing ein apostolisches Schreiben, in welchem an Frohschammers Philosophie der Maßstab der Philosophie des Thomas von Aquino gelegt, die Freiheit der Wissenschaft als eine ottroiiatH 1ie«litia gebrandmarkt'und schließlich der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, daß der Verfasser einen Widerruf leisten werde. Da Frohschammer denselben standhaft verweigerte, ivurde er a cliviui8 fuspeudirt und den Eandidaten und Aspiranten der Theologie der Besuch seiner Vorlesungen strengstens untersagt. Dies geschah während der Osterferien des Jahres 1863. Zu Beginn des Sommersemesters hielt der Gemaßregelte vor den Studenten einen Vortrag über diese Angelegenheit, welche unter dem Titel: „Das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik" gedruckt wurde und weite Verbreitung fand. Er war von so zündender Wirkung, daß die Studenten den Beschluß faßten, ihrem Professor eine Ovation zu bereiten. Sie beriefen zu diesem Vehufe eine Versammlung; in dieser erschien der in solchem kreise wohl noch nie gesehene Eecretär der päpstlichen Nuntiatur in München, um gegen die geplante Huldigung Stimmung zu machen. Seine Mission scheiterte indeß; er konnte es nicht verhindern, daß eine mit vielen Hunderten von Unterschriften versehene Adresse Frohschammer in einem Prachtbande überreicht wurde. Dagegen sagten sich alle katholischen Gelehrten von ihn: los. Unbeirrt dadurch, blieb er jedoch seiner eingeschlagenen Richtung treu und bekämpfte unermüdlich alle jene Ansprüche des Papstes, welche den großen Kirchen- und Eulturknmpf hervorriefen, ohne sich indeß der ihm als Halbheit erscheinenden altkatholischen Vewegnng anzuschließen, wofür er die Feindschaft der Führer derselben erntete. Doch auch das Volk der Denker hat seinem edlen Sohne sein hehres Streben nicht gelohnt. Es hat die in eine sinnige und abgeklärte Form gefaßten Früchte feines hochgestimmten, idealen Sinnes nicht nach Gebühr gewürdigt, weil er zu stolz war, sie auf dem großen Nefonanzboden der Weltreclame niederzulegen. Es hat ihn mißachtet, verspottet nnd verhöhnt, weil er in dem grundlegenden Werke: „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" (München 1877) die Kühnheit und Originalität hatte, den schroffen Dualismus zwischen Sein und Denken, Objectivem und Subjectiuem, Materialismus und Idealismus durch die Erhebung der unter dein Ramen der Phantasie bekannten Seelenthätigkeit zum einheitlichen

Erkenntniß- und Erklärungsprincive des Weltalls, sowohl des Naturprocesses mit seinen Bildungen, als auch des geschichtlichen der Menschheit nebst dieser selbst, zu überbrücken. Man bewunderte oder beachtete wenigstens die logische Idee mit ihrem dialektischen Processe oder Mechanismus, man verhandelte endlos über Spinozas absolute Substanz, man hatte Interesse für die Indifferenz oder Identität des Absoluten als Grund der Welterscheinungen, man erwärmte sich für den blinden, dummen Willen, man griff vollends gierig nach dem Unbewußten als Bestimmung des Absoluten, als genösse man dabei die reifste Frucht voni Baume der Erkenntnis;, — nur über die Phantasie brach man, ohne sich vorher mit ihr vertraut gemacht zu haben, schlechtweg den Stab, da sie ja schon wegen ihres Namens ein ganz unwissenschaftliches Princip, ein bloßes Phantasmen sein mußte! Doch Frohschammer ließ sich durch diese systematischen Zurücksetzungen nicht anfechten, sondern widmete sich in stiller Zurückgezogenheit mit glühender Begeisterung seinem hohen Berufe, iu welchem er feine Befriedigung fand.' Auf ihn können füglich die schönen anapästischen Verse des Euripides angewendet werden, welche die Glückseligkeit des Forschers in unverkennbarem Hinblicke auf Anaragoras preifen:

„Glückselig der Mann, der in forschendem Drang > "<)>.ß'.«5 2n>.z ^? i^c,pl«5
Nach Erkenntnis! ringt, der, ferne dem Markt, ! i?-/l ^äg-s^v, ^5,il iw/.ii<üv
sticht BUrgerzwist, nicht rohe Gewalt > nil ^«-üv»!; ^' el; älix^
Zu entfesseln sich müht, ^«ix «piiwv.
Nein, der der Natur, dem ewigen All, ^ üXX' ü^»v«i5u x«9^pü>v fü-?«»;
Wie einst es ward nnd durch welcherlei Kraft,
Iu beschaillicher Stille seiu Tenkcn geweiht.
So Gearteten naht
Kein schmählicher Frcvclgedankc."*)

Frohschammer gelangte zu seinem Grundprincipe des Weltprocesses durch die Nelcmschung des Wesens und Wirkens unserer eigenen Phantasie. Auf diesem Wege erkannte er, daß sie nicht blos das willkürliche oder auch auf Täuschung beruhende Vorstellen eines Nichtwirklichen, sondern vielmehr ihrer Etymologie entsprechend die Einbildungs-, Borstellungs- und Erinnerungskraft, fowie die Ausbildungs-, Entwickelungs- und Schaffenskraft ist. Sie bezeichnet mit einem Worte die Bildungskraft überhaupt und verbiudet als folche das Sinnliche und Geistige miteinander im Bewußtsein ebenso wie in der Sprache und iu der Kunst, wo Geistiges uersinnlicht. Sinnliches vergeistigt wird. Die Geschichte, ja selbst die Naturwissenschaft wird von ihr beherrscht. "Wie einflußreich sie für Erziehung und Unterricht ist, braucht füglich nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Alle Genüsse, welche dem Menschen aus Farben, Formen, Tönen erwachsen, kommen nur durch die Phantasie zu Stande, durch welche er fähig ist, jene in der Vorstellung

X5l! 5ü'H Xll'l Lnu!^.
lül^ ?I'.5UIs>>.^ nü?i?I5l' «'.2'/^Ü!'/

*) Tic angeführten Verse sind von dem Wiener Uuiversitätsdocenten Siegfried Meller verdeutscht.

festzuhalten und in ein harmonisches Verhältniß zu seinem eigenen Wesen
zu bringen. Nicht «linder ist die politische und sociale Entwickelung durch
die Macht der Phantasie bedingt, sofern die durch sie zu Gütern verklärten
Dinge deni Willen Einzelner und ganzer Volker als Leitsterne dienen, zu
großen Unternehmungen und unglaublichen Anstrengungen den Anlaß geben
und dadurch Ursachen bedeutender Wirkungen, hoher Leistungen der Mensch-
heit weiden. Ist doch selbst die Sitte im Volke, welche ein so starkes
Vand der Sittlichkeit bildet, im Grunde genommen nichts Anderes als die
objectiv-historisch oder social gewordene Volksphantasie mit dem entsprechen-
den Volkscharakter, welchen; der Einzelne mit gleichsam unbewußter Wurzel
seines sittlichen Wesens und Wollens sich anpaßt. Allerdings ist dies nicht
die höhere, eigentliche Sittlichkeit, welche nur aus freier, bewußter, ver-
nünftiger Selbstbestimmung hervorgehen kann-, aber es ist immerhin ein
Stadium des Durchganges von der bloßen Natur zum höheren, geistigen
und wahrhaft sittlichen Leben der Menschheit. Wie die individuelle Phan-
tasie, so ist der Mensch selber in gemüthlicher, moralischer und selbst intellec-
tneller Hinsicht; und wie die Volksphantasie, so ist das Volk selbst, stark
oder schwach, sittlich oder unsittlich, von Ehre bestimmt oder ohne Ehrgefühl
und Zucht.

Die Phantasie ist aber auch einer der mächtigsten .bebet für die
Philosophie, wie dies schon Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" und
I. G. Fichte in der „Wissenschaftslehre" hervorgehoben haben, ohne aller-
dings ihr Wesen und Wirken zu erschöpfen. Veide Denker haben die
wichtige fundamentale Bedeutung der Einbildungskraft im Erkenntnißvrocesse
des Menschengeistes entschieden betont und sie auch da verwerthet, wo das
analytische Verfahren zum Stillstande kam und ein belebendes synthetisches
Princip weiter aushelfen mußte. Kant hat bekanntlich die Grundfrage seiner
Kritik, wie synthetische Urtheile n, priori, d. h. nothwendige und allgemein
giltige Urtheile, deren Prädicate sich weder aus den Subjectsbegriffen auf
rein logischem Wege, durch Zergliederung derselben ergeben, noch auch aus
der Erfahrung den Subjecten hinzugefügt werden, möglich feien, dahin
beantwortet, daß der Mensch zu dem Stoffe der Erkenntniß, welchen er
vermöge seiner Recevtivität empirisch aufnimmt, gewisse reine Erkenntniß-
formen, die er vermöge seiner Spontaneität unabhängig von aller Erfahrung
selbst erzeugt, hinzubringt und allen gegebenen Stoff ihnen einfügt. Kant
glaubt nun diesen apriorischen Besitz der reinen Vernunft, welcher nicht aus
der Erfahrung geschöpft ist, sondern vielmehr die Voraussetzung derselben
bildet, in Raum und Zeit als den ursprünglichen Anschanungsformen des
Geistes und in den zwölf Stammbegriffen oder Kategorien des Verstandes
gefunden zu haben. An sich sind diese Begriffe leer, wie an sich das
Material verworren ist. Er muß daher zur Einbildungskraft seine Zuflucht
nehmen, um in die Verstandesthätigkeit Leben, Bewegung, Zusammenhang
und Gestaltung zu bringen. Schon zur Iusammenfassnng der Theile bei

Vorstellungen und selbst bei Raum und Zeit erscheint ihm die reproduktive Einbildungskraft als nothwendig, um ganze Bilder, Vorstellungen zu gewinnen. Nur durch diese Einbildungskraft sind alle Theile eines Objectes zugleich vorhanden und also überhaupt ein Wahrnehmungsobject möglich. Freilich darf sie nicht willkürlich verfahren, sondern muß einer von dem reinen Selbstbewußtsein aufgestellten, mithin ursprünglichen Regel folgen. Indem diePhantasie sichnicht nur anschauend, sondern mich intellectuell bethätigt, ist sie auch als productiu zu betrachten. Eben diese productive Einbildungskraft ist für Kant auch Bedingung der nothwendigen und allgemein giltigen Erkenntniß, sofern sie die Verbindung der apriorischen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes bewerkstelligt. Das in der Einbildungskraft die Verwandtschaft der Vorstellungen erfassende Moment bezeichnet er als „Verstand der Einbildungskraft", womit er andeutet, daß diese wunderbare und geheimnißvolle Kraft nebst dem plastischen auch ein rationales Moment in sich enthalte. Er läßt sich einmal sogar, wenn auch nur flüchtig, dahin vernehmen, daß er die Einbildungskraft geradezu als die eigentliche Grundquelle aller Erkenntniß betrachte. — Eine ebenso große oder noch größere Rolle spielt die productive Einbildungskraft bei Fichte, denn sie tritt nicht nur da, wo der dialektische Proceß des Ich und Nichtich in der „Wissenschaftslehre" in's Stocken geräth, a!s bildende Potenz ein, fondern sie schafft auch sowohl das Ich als das Nichtich, das Subject und das Object. Das Nichtich oder object entsteht durch unbewußte, das Ich oder Subject durch bewußte Dhätigkeit der vom Ich und Nichtich „unabhängigen Thätigkeit", welche nichts Anderes ist, als die das Ich und Nichtich zugleich in sich befassende und gestaltende Einbildungskraft. Auf ihr beruhen alle Vorgänge in unserem Geiste. Im theoretischen Gebiete geht sie fort bis zur Vorstellung des Vorstellenden, im praktischen bis zur schlechthin unbestimmbaren Idee der höchsten Einheit, die nur nach einer vollendeten Unendlichkeit möglich wäre, welche selbst unmöglich ist. Ohne Unendlichkeit des Ich, d. h. ohne ein absolutes, in's Unbegrenzte nnd Unbegrenztere hinansgehendes Productionsvermögen desselben, ist auch nicht einmal die Entstehung einer Vorstellung erklärlich. Alle Realität wird blos durch die Einbildungskraft hervorgebracht. Sie ist ein subjectiver Erscheinungsproceß, der stete Fluß der zum Bchufe ihres Erscheinens nothwendigen Selbstbegrenzung der absoluten Subjectivität. Auf die Thätigkeit der Einbildungskraft gründet sich die Möglichkeit unseres Bewußtseins, unseres Lebens und Seins als Ich. — Desgleichen stellen die Snsteme Schellings und Hegels eiu großartiges Imaginationsspiel der Phantasie mit den allgemeinen Begriffen dar, durch welches der objectiue Weltproceß zur idealen Realisirung gebracht werden soll. Schelling sprach es direct aus, daß die iutellectuelle Anschauung, die schöpferische Einbildungskraft das eigentliche Organ der Philosophie sei. Hegel rühmte sich zwar, daß er es nur mit dein logischen Formalismus zu thun habe, welchen er mit dem absoluten Denken und Sein identificirte.

Es liegt jedoch auf der Hand, daß sein ganzes Lehrgebäude nur das Werk der schöpferischen Einbildungskraft ist; denn sein dialektischer Proceß der Kategorien, seine Evolution des absoluten Begriffs durch das stetige Negiren der eigenen Negation besitzt nicht an sich Fruchtbarkeit und treibende Bewegung, sondern gewinnt sie nur aus der zeugenden Phantasie des Philosophen. Sind doch Sein und Nichts nicht etwas Wirkliches, denn jenes soll ohne alle Bestimmung sein, und Nichts vermag Nichts; Werden aber kommt immer nur durch eine Kraft zu Stande, welche entweder zum reinen Sein hinzutritt oder hinterher in jenes eingeschmuggelt wird. Hegels System läuft auf ein stetes Sichinsichunterscheiden des menschlichen Denkens hinaus, welches zu nichts Realem nutzer ihm führt und daher blos ein wunderbares Phantasiespiel bleibt.

Frohschammer stimmt den erwähnten Denkern darin zu, das; die subjective Phantasie die Vorbedingung der Wahrheit ist. Wahrheit bezeichnet, wie er treffend auseinandersetzt, nicht blos die formale Nichtigkeit, d. h. die Übereinstimmung des Denkens mit dem gedachten Gegenstände, sondern auch die reale Existenz, nicht blos die Denkwahrheit, die Wahrheit der Erkenntnis?, sondern auch die Erkenntnis; der Wahrheit, die objective, sachliche, inhaltliche Wahrheit. In dieser lassen sich wiederum sehr bestimmt zwei Arten unterscheiden, die Wahrheit im Sinne von bloßer Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit und die Wahrheit im Sinne von Vollkommenheit oder Ideegemäßheit, die Wahrheit, welche nur Realisirung der Kategorie Sein ist, und die Wahrheit, welche die Idee des Seinsollens realisirt. Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit kann Unwahrheit im Sinne von Idealität sein. So gelangt der Geschichtschreiber zur Wahrheit, wenn er durch genaue Erforschung des wirklichen Sachverhalts erkennt, daß irgend eine geschichtliche Begebenheit ein Gewebe von Lug und Trug ist; indem diese Wahrheit aber inhaltlich nur Lüge und Täuschung ist, ist sie unwahr im höheren Sinne. Der Physiker dringt zur Wahrheit vor, wenn er die Schallbewegungen der Luft, ihre Zahl, Gefchwindigkeit, Dauer und Länge, fowie ihr Verhältnis! zum menfchlichen Ohr untersucht und möglichst eract bestimmt; den wahren musikalischen Werth der Töne, die musikalische Wahrheit hat er aber darum noch nicht erkannt. Ebenso glaubt der Chemiker die Wahrheit gefunden zn haben, wenn er das Gesetz und die Wirkung der stofflichen Verbindungen ermittelt hat, und es ist ihm dabei ganz gleichgiltig, ob diese Verbindungen in einer ästhetischen oder unästhetischen Form, in der Forin der Verwesung oder der Vlüthe erscheinen und wirken. Von der realen Wahrheit des Seins scheidet sich also scharf die ethische und ästhetische des Vollkommenseins, deren Erstrebung dem Dasein erst Sein, Bedeutung und höheren Werth verleiht, es zu einem menschenwürdigen macht. Beide Arten der Wahrheit aber stellen in sich eine Etufenreihe dar. Die erste Stufe der realen Wahrheit zeigt sich in den Einzeldingen, welche veränderlich und vergänglich sind.

Höher stehen die durch Abstraction gewonnenen Begriffe. Noch höher rangiren die dnrch Induction sich ergebende Gesetze, welche hauptsächlich das Ziel der modernen Forschung sind. In jenen kommt das ruhende, seiende Wesen der Dinge zum Ausdruck, in diesen ihr wirkendes, allgemeines Wesen; dort herrscht die Kategorie des Seins, hier die der Ursächlichkeit. Zu dieser gehören freilich, wenn die Erkenntnis; vollständig uud erschöpfend sein soll, auch die Final- oder Zweckursachen. Die Ideegemäßheit bildet den Uebergmig von der realen zur idealen Wahrheit. Auch diese hat ihre Stufen. Von den» ästhetischen Eindrucke der stofflichen Welt, besonders der Krystalle, schreiten wir fort zu den Organismen, welche desto vollkommener sind, je mehr sie an die Idee ihrer Gattung oder Art heranreichen. Im Thiere erhebt sich schon die Organisation zur Lebendigkeit, zur Beseeltheit mit Empfindung, SinnestlMigkeit und Selbstbewegung. Aber erst der Mensch in seiner Geschichte realisirt die Idee vollkommen. Das Wirkliche ist nicht als solches schon das Vernünftige, das Sein ist nicht als solches fchon das Vollkommensein, denn es giebt überall Unvernünftiges und Unvollkommenes, das eben durch warme, begeisterte und werkthätige Hingebung an die Ideen des Guten, Wahren und Schönen überwunden werden soll. Die verschiedenen Arten der Wahrheit verhalten sich zu einander wie Grund, Mittel und Zweck. Fundament und Norm ist die ewige, unveränderliche, nothwcndige Wahrheit in Forin von Kraft und Gefetz im Sein und Denken; die ideale Wahrheit ist der Zweck, welchem die empirische als Mittel dient. Diese Stufenreihe begegnet nns fowohl in der Natur und Geschichte als auch in der Wissenschaft, welche den real-idealen Proceß des Objectiuen dialektisch nachbildet. Die Normen und das Ziel der Wahrheit sind die Erkenntnißobjecte der Philosophie, das rein Tatsächliche beschäftigt die sogenannten empirischen und positiven Wissenschaften. Die Philosophie legt als Erkenntnißtheorie den Grundstein zu dem stolzen Heiligthumc der Wissenschaften nnd ist zugleich als Wissenschaft von den Ideen und deren Nealisirung in der Natur nnd dem geschichtlichen, bewußten Wirten der Menschheit, in welcher Eigenschaft sie im Grunde genommen auch die Erkenntnißtheorie als Wissenschaft von der Idee der Wahrheit und deren Verwirklichung in sich schließt, die krönende Klippel desselben. Sie steht über der Natur- und Geschichtsforschung als deren Wegweiserin, aber auch als deren Vollendung da; sie sitzt als Erkenntnißwissenschaft, Naturphilosophie, Philosophie der Geschichte, Ethik, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Neligionsphilosophie u. s. w. über die Ergebnisse derselben zu Gerichte, prüft sie auf ihre Identität oder Angemessenheit an die Vollkommenheit und ergänzt sie hierdurch zu einer Gesammt-Weltauffassung. Diese Weltanschauung danken wir der Phantasie. Ohne sie wäre die erkcnntnißtheoretische, formale Wahrheit unmöglich, da wir durch sie Objecte innerlich nachbilden, durch sie unterscheiden, vergleichen, verbinden, trennen und schließen. Den in der Tiefe der Welt, insbesondere in dem dunkeln Grunde der Menfchennatur

mliende» idealen Schatz aber fördert sie allein an's Tageslicht; sie ist die eigentliche Quelle der Ideen, welche nicht aus der Außenwelt geschöpft, sondern durch sie nur aus dem Schlafe geküßt werden. Der also entfesselte Drang, das Dasein nicht blas als daseiend anzustarren und für das materielle Interesse zu verwenden, sondern nach geistigen und idealen Gesichtspunkten zu deuten, zu verstehen und zu venuerthen, findet durch sie seine Befriedigung und Erfüllung. Vor Allem verdankt ihr die Gottesidee ihren Ursprung.
Wie alle geistige Bethätigung des Menschen mit der Thätigkeit der Phantasie beginnt, so auch die Religion. Durch die Phantasie wurde das Daß der Gottheit oder die Idee, daß eine höhere, übersinnliche Macht über der grob sinnlichen Aeußerlichkeit der Natur walte, in das menschliche Bewußtsein gebracht, wie auch die Natur in ihren Caufaluerhältnissen zunächst nur durch die Phantasie erklärt ward. In der Bestimmung des Wesens und der Wirksamkeit der Gottheit, ihres Was und Wie hat die Phantasiethätigkeit freilich zu großen Ungereimtheiten und Phantastereien geführt, welche die Menschen und Völker Jahrtausende hindurch in der Form von Symbolen, Sagen, Lehren, Gesetzen und Gebräuchen gefangen hielten und nur allmählich unter schweren Kämpfen von dein kritischen, sichtenden Verstände hinweggefegt wurdeu. Diese Illusionen sind unvermeidlich, weil die menschliche Natur so geartet ist, daß i» ihr die Phantasie als die herrschende Macht wirkt, so lange die Geisteskräfte nicht entwickelt sind, und die Entwickelung derselbe« selbst nur durch sie beginnen kann. Aller Fortschritt ist in den Rahmen der Zeit gebannt. Langsam und stetig muß Alles vor sich gehen, so ihm Daseinsberechtigung innewohnen, Dauer zukommen soll. Frühgeburten sind selten lebensfähig. Der Lenz, welcher vor der Zeit sich einstellt, muß immer nach kurzem Gefechte dem widerhaarigen Winter das Feld räumen. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Die Erde ist das Erzeugnis, vieler Jahrtausende und der ununterbrochenen Wirkung und Gegenwirkung der Elemente. „Eile mit Weile," so lautet auch die Devise, welche auf dem Programm der menschlichen Geistesentwickelung geschrieben steht. Diese stürzt nicht in gewagten Sprüngen vorwärts, sie weist keine plötzlichen, unvermittelten Häutungen auf, sondern geht schrittweise und bedächtig ihren Weg. Die gerade Linie ist für sie nicht unbedingt die kürzeste. Wie der vollkommenste Organismus, der Mensch, vor der Geburt allerlei sehr problematisch erscheinende Metamorphosen durchzumachen hat, ehe er sich zur bestimmten, deutlichen, vollkommenen Menschennatur, zur Geburtsreife durchringt, fo wird der gleichsam organisirte und plastisch gebildete geistige Gebalt des Bewußtseins beständig umgeformt und erfetzt. Demgemäß erfährt die Religion mannigfache Umwandlungen und Umwälzungen, ehe sie an der Zinne der Vergeistigung und der Verinnerlichung anlangt, unter der Gottesidee den realen Inbegriff aller übrigen Ideen in absoluter Vollendung oder die absolute ,^dee der Vernunft versteht. In engster Wechselwirkung mit dem Gottesbewußtsein steht die Moral. Die Gottheit wird für den

Menschen zu dein, was er nach Maßgabe seines inneren Gehaltes aus ihr zu machen versteht; andererseits empfangen Individuen und Völker von der Gottheit die Richtung und suchen sich zu ihrem Ebenbilde auszugestalten. Die Religion steckt dem Willen Ziele, welche ihm den Impuls geben, sich gegen die bloßen Naturtriebe aufzulehnen und damit über das bloße Naturleben zu selbstständiger, sittlicher Lebensthätigkeit hinauszuwachsen. Aus dieser trystallisirt sich dann immer bestimmter die sittliche Idee des Guten heraus, welche wiederum auf die Reinigung und Läuterung des Gottesbewußtseins zurückwirkt. Nicht minder hängt mit der Religion die Kunst zusammen. Sie fängt freilich nicht mit der Realisirung der Idee des Schönen an, sondern hat ursprünglich gleich der vorherrschend naturalistischen Religion, in deren Dienst sie steht, einen primitiven Charakter. Gleichwohl wird durch das Streben, dem Göttlichen Ausdruck zu geben, die Geisteskraft angeregt, die Einbildungskraft gesteigert und von den, Hauche der Unendlichkeit berührt, und daraus geht nach und nach die Idee des Schönen hervor, welche dann in der Kunst ihre selbstständige Darstellung findet. Aehnlich äußert sich die Idee der Wahrheit oder die Wahrheit als Idee zunächst nur in der platonischen Liebe zur Wahrheit, in dein Wahrhcitsgefühle, in dem Bewußtsein, daß es eine auf absoluten Werth Anspruch habende Wahrheit gebe. Das Was aber, die Verwirklichung dieser Idee der Wahrheit in der wirklichen Erkenntnis; wird erst nach mühsamen Anstrengungen errungen. Das geistige Leben theilt eben, wie gesagt, das Schicksal der Natur. Wie in dieser die niederen Organismen der Idee des Organismus noch wenig entsprechen, aber doch schon gewissermaßen den Keim der Wahrheit desselben enthalten, welche in den höheren Stufen immer mehr realisirt wird, fo daß sämmtliche Organismen, wenn auch nicht alle in gleichem Grade, als aufsteigende Stufen einer Reihe Wahrheit enthalten, so besitzen auch die unvollkommenen Gebilde der Phantasie einigen Wahrheitsgehalt und finden ihre relative Berechtigung darin, daß sie eben Stufen für die allmähliche Erringung eines immer höheren Grades der Wahrheit werden. Das Wefen der Idee» ist mithin zunächst an sich unbestimmbar und kann nur als eine eigenartige Triebkraft mit eigenartiger Tendenz und Zielstrebigkeit bezeichnet werden. Im Sinnlichen, Endlichen dagegen, sowie in Verbindung damit im erkennenden, bewußten Geiste erscheinen und offenbaren sich diese Ideen, treten aus ihrem Ansich und ihrer Unsichtbarkeit heraus durch Vethätigung tbeils schon in der Natur, wie dies bei der Idee des Schönen der Fall ist, theils und insbesondere durch Vethätigung und Entwickelung im Menschengeiste. Mit der objectiven und subjectiven Realisirung und Offenbarung dieser Ideen entwickelt sich zugleich der Menschengeist selbst, er gelangt immer mehr zu klarem Bewußtsein seiner selbst, zur Ertenntniß seines Wesen? und Berufes und erfüllt fo feine eigene Idee, welche die Entwickelung der verschiedenen Ideen in sich schließt. So ist die Phantasie trotz aller Irrthnmsfähigkeit das Organ der höheren, idealen Wahrbeit.

Das Streben nach der Einbildung des Idealen in das Reale und der Aus-
bildung von jenem in dieses ist übrigens selbst das, wo es in einer
Täuschung befangen ist, Wahrheit, während derjenige, welcher im Besitze der
wirtlichen Wahrheit ist, dieselbe doch nicht besitzt, wenn er sie blos mechanisch
festhält, ohne von ihr beseelt und durchdrungen zu werden. Unter diesem
(Gesichtspunkte hat die subjective Wahrheit mehr Werth als die objektive,
weil sie über das Leben ein Meer von Licht ausgießt, ihm eine höhere
Weihe ertheilt, es über den Streit und Hader der niedrigen Regionen
emporhebt und nns nach den, täglichen Kampfe nm's Dasein eine Erholung
verschafft, welche gleichbedeutend ist mit unserer Wiedergeburt. Die subjective
Wahrheit erfrischt und verjüngt, die platte Objectiuität läßt uns kalt.
Drastisch und mit kaustischem Witz hat (Goethe sie die „alte Schwieger-
mutter Weisheit" genannt. Erst wenn sie aus den kühlen Abstraktionen
des nüchternen Verstandes in die concrcte Phantasie anfgenommen ist, wird
sie für den Menschen lebendig, wobei freilich die kritische Analyse nicht ver-
säumt werden darf. Wie beim Einzelnen, so vollzieht sich auch in der
Menschheit überhaupt dadurch ein intellectueller Entwickelungsproceß. „Die
Wahrheit des Werdens besteht," wie Frohschammer sehr feinsinnig sich
ausdrückt, „in dem Werden der Wahrheit, insofern der große Werde-
proeeh der Welt das Werden der Wahrheit znm Ziele hat. Diese ist freilich
erst dann erreicht, wenn Denken und Gedachtes sich vollkommen decken, letzteres
selbst aber nicht blos Realität hat, sondern auch seiner Idee gemäß ist.
Räch dem Gesagten bringen wir nur die Vernunft als das Ver-
mögen der Ideen anf den Lebensweg mit. Die Ideen sind nicht etwa
als apriorisches Nesitzthum im menschlichen Geiste vorhanden, sondern mir
als Anlagen, nicht etwa actuell, sondern potentiell. Sic sind Bethätigungs-
weisen der auf das Ideale gerichteten Nildungskraft des Geistes, haben aber
doch ideale Realität an sich. Wer das leugnet, nimmt deni menschlichen
Dasein Fundament, Ziel und Zusammenhnng und setzt es zu einem sinn-
und zwecklosen Spiele blinder Kräfte herab. Ebenso wenig wie die Ideen
sind die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit und die die
Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit bestimmenden Kategorien, von
denen Sein, Ursächlichkeit und Möglichkeit die wichtigsten sind, dem Geiste
angeboren. Sie sind nicht feststehende, starre Formen, fondern Modificationen
des denkenden Geistes, .constitutive Momente seines rationalen Wesens, be-
sondere Arten der bildenden Denkthätigkeit, mithin Producte der Phantasie.
Die ihnen allen zu Grunde liegende Hauptkategorie ist das Wesen der Ein-
bildungskraft selbst, aus welchem unmittelbar das Bewußtsein von Ursächlich-
keit, Sein und Möglichkeit hervorgeht. Durch Wechselwirkung niit der
objectiven Welt und die dadurch angeregte Selbsttraft und Selbstbeobachtung
offenbart sich die Phantasie an sich und vor sich selber.
So stellt sich uns denn der Weltweise als Dichter dar. Giordano
Bruno, der philosophische Genius Italiens, ist entschieden im Rechte, wenn

er das große Wort gelassen ausspricht: Aon ß8t Plii1o8op!iu8 0181 qui
tinssit 6t piußit. Ein trauriger Denker fürwahr ist, wer nicht dichtet; ja
noch mehr, er ist eigentlich gar kein Denker. Er wandelt und weidet, um
mit dem Olympier Goethe zu sprechen, in dem dunklen Genüsse und den
trüben Schmerzen des augenblicklichen beschrankten Lebens, gebeugt von'
Joche der Nothdurft. Wir müssen indes; über Fruhschammer Hinausgeheu,
um der Phantasie volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn wir
den Forscher in seiner Werkstätte inmitten seiner Gedankenarbeit belauschen,
so sehen wir, das; er ohne die schauende, intuitive Phcmtasie nicht über die
herkömmlichen Anschauungen hinauskommen, über das unmittelbar zu seinen
Füßen ausgebreitete Sein nicht emporsteigen kann; er ist ohne sie nicht im
Stande, sich zn einem originellen, selbsteigenen Gesichtspunkte emporzuringen,
den Dingen eine neue Seite abzugewinnen. Sie ist das Organ, welches
diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Facultäten unzugänglich
sind. Alle folgenreichen Erfinduugeu und Entdeckungen sind
Dichtungen. Es erhellt dies zur Genüge daraus, daß sie nicht sogleich
mit dem Nüstzeuge der Wissenschaft angethan erscheinen, sondern erst allmählich
mit demselben versehen werden. Sie treten zunächst als Vermuthungen auf
und werden nach und nach durch Beobachtungen und Versuche zur Gewiß-
heit erhärtet. Großen, bahnbrechenden Ideen haften bei ihrem Entstehen
manche Lücken an, welche im Laufe der Zeit ausgefüllt werden. Es sind
Sprünge an ihnen bemerkbar, und nur langsam werden die fehlenden
Mittelglieder ergänzt, wenn anders sie überhaupt ganz und völlig ergänzt
werden können. Die Wahrheit offenbart sich als ein dünner, schwacher
Lichtschimmer, bevor sie in ihrer vollen Glorie erstrahlt. Sie thut es Anfangs
der lieblichen Galatea gleich, deren neckisches Benehmen Birgil also schildert:
Achsel wirft Galatea nach mir, das schelmische Mädchen,
Flieht zu de» Weiden zurück, doch wünscht sie uorhci sich aeschn.
Indem der Menschengeist also den Beweisgründen vorauseilt, ihnen
in kühnein Fluge unvermittelt das Ergebnis; vorwegnimmt, verräth sich die
Phantasie. Vollends giebt sie sich zu erkennen, wenn der Meuschengeift in
jähem Schwünge das Banner von Ideen aufpflanzt, welche im Hinblicke
auf die dünn gesäeten Beobachtungen und Erfahrungen noch lange nicht
spruchreif sind, wenn er es prophetisch Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden
znuorthut, wie wir dies schon bei den ältesten griechischen Denkern wahr-
nehmen können. Finden wir doch die Xeime der Theorie Darwins in der
Lehre Anarimanders vonMilet, wonach die frühesten thierischen Organismen
ihre Lebensweise geändert haben, nachdem die Bedingungen andere geworden
waren, und die Menschen aus Thieren anderer Art entstanden sind. Bei
Empedokles hinwiederum begegucu wir dem Gedanken, daß die Natur alle
möglichen Eombinationen durchprobirte, bis ein lebensfähiges und endlich
auch ein fortpflanzuugsfähiges Geschöpf zu Staude kam. Sobald dieses
vorbanden war, erhielt es sich von selbst, während jene früheren Bildungen

untergingen, wie sie entstanden. Heraklits Lehre vou de,u steten Flusse aller Dinge, in welcher Hegel die Grundzüge seiner eigenen Weltansicht niedergelegt sieht, stimmt in ihrem Kerne so genau mit gegenwärtig herrschenden und allgemein anerkannten physikalischen Lehren iiberein, daß ein zusammenfassender Ausdruck der letzteren sich mit dem Aristotelischen Berichte über die Doclrin jenes Philosophen nahezu wörtlich deckt. Diese ist selbstverständlich nichts Anderes und kann nichts Anderes sein als eine Verallgemeinerung aus der Erfahrung, — aber eine Verallgemeinerung von so genialer, weil das Wesentliche aus einem «»zergliederten und darum vielfach irreleitenden Veobachtungsmaterial sicher herausgreifender Art, wie nur wenige andere Grundlehren der alten Naturphilosophen. Und aus der Atomistik Demokrits ist die moderne Atomenlehre hervorgegangen.

Der Verstand ist au die strengen Gesehe der Logik gebunden; nüchtern und bedächtig im Vollbewußtsein derselben, schreitet er au sein Werk; er strebt unbedingter Wahrheit nach, und da sollte er von den« Vcmme der Ertenntuiß eine unreife Frucht, wie es die Hypothese ist, pflücken können? Dem Verstände ist es gegeben, zu erkennen, aber nicht zu ahnen; er besitzt die Fähigkeit, zu erforschen, aber nicht zu errathen; er geht den Dingen systematisch und planmäßig zu ^eibe, er bewältigt sie aber nicht blitzartig und im Handumdrehen, Indem die Hypothese sich demgemäß als solche durch ihren Charakter als eine Schöpfung der Einbildungskraft kundgiebt, zeigt sich die Dichtung als die Vorstufe und Triebfeder der Wahrheit. Die wissenschaftliche Thätigkeit ist immer nur eine kritische, zügclnde, sichtende, prüfende; sonne es an das geistige Aufbauen geht, tritt die frei schaffende plastische Gestaltungskraft in ihr unweigerliches und unbestreitbares Recht. Forschen ist Stückwerk, Kunst ist Ganzwerk. Da? kühle Denken hat die Theile in der Hand, die Phantasie schlingt um sie das geistige Band. Iudem sie ohne Zuhilfenahme der Erfahrung dem sogenannten Geseve der Totalität gemäß als Sinn für Identität, um uns eines von Bain gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, unter den verwickeltsten Bedingungen Uebereinstimmungcn entdeckt, unter den fremdartigsten, ja sogar widerstreitendsten Hüllen gemeinsame Grundverhältnisse zu Tage fördert, entfesselt sie den Verstand uud fordert ihn berans. Sie fchafft ihm den belebenden Fuuken, an welchen» er sich entzünden, die Idee, an welcher er sich messen und den Meister erproben kann.

Welch' große Rolle das freie, bewegliche Geisteswalten in der Entwickeluug der Wissenschaft spielt, wollcu wir au eiuigru keuchte« der Raturwissenschaft darthun. Alerauder von Humboldt fällt, da er die außerordentlichen Himmelserscheinungen im Tycho-«epler'schen Zeitalter in Betracht ^ieht, über Kepler folgendes Urthcil: „Wenn ich in diesen Betrachtungen über den Einfluß der unmittelbaren Sinnesanschaunng «epler vorzugsweise genannt habe, so war es, um daran zu erinnern, wie sich in diesem großen, herrlich begabten und wunderbaren Manne jeuer Hang zu pbantasiereicheu

Combinationen mit einem ausgezeichneten Beobachtungstalente und einer ernsten strengen Inductionsmethode, mit einer muthigen, fast beispiellosen Beharrlichkeit im Rechnen, mit einem mathematischen Tiefsinne vereinigt fand, der in der ,,8t6r6onietri» <iolioi-lim" offenbart, auf Fermat und durch diesen auf die Gründung der Rechnung des Unendlichen einen glücklichen Einfluß geübt hat. Ein solcher Geist war recht vorzugsweise vor Allen dazu geeignet, durch den Neichthum und die Beweglichkeit seiner Ideen, ja durch die Wagnisse kosmologischer Ahnungen, Leben um sich zu verbreiten." Von Newton, welcher der Sage nach dem herabfallenden Apfel die Idee vom Grundgesetze des Planetensystems dankte, erzählt Whewell, daß sich bei jeder Untersuchung, die er anstellen wollte, in der untersten Tiefe seines Geistes eine verborgene Quelle öffnete, von welcher sich sogleich ein Strom von Ideen und Ansichten und Suggestionen ergoß, daß er mit scharfem Blicke alle die Gegenstände, welche dieser Strom mit sich führte, bemerkte und die wahren, für seine Zwecke geeigneten Ereignisse hastig und mit fester Hand aus der Menge herausgriff, während er alle übrigen, ohne von ihnen gestört zu werden, vorbeirauschen ließ. Um mit einem berühmten Physiker, der in unsere Zeit hineinragt, abzuschließen, so läßt sich John Tnndall über seinen Freund und Borgänger an der lioval InLtitutiou, über Michael Faradan, dem es kaum jemand in der Zahl seiner fruchtbaren Entdeckungen gleich gethan hat, in der ihm gewidmeten Gedenkschrift also vernehmen: „Vermischt mit mancherlei Dunklein und Verwirrtem zeigen sich zuweilen Blitze wunderbarer Einsicht uud Aeußerungen, welche weniger das Ergebniß des Nachdenkens als das einer plötzlichen Offenbarung zu fein scheinen. Ich null mich hier auf ein einziges Beispiel dieses Ahnungsvermögens beschränken: Wheatstone hatte durch seine höchst sinnreiche Erfindung eines schnell rotirenden Spiegels bewiesen, daß die Elektrizität Zeit braucht, um einen Draht zu durchlaufen, indem der Strom die Mitte des Drahtes fpäter erreicht, als die beiden Enden desselben. Faradan sagt: Wenn die beiden Enden des Drahtes in Wheatstones Versuchen unmittelbar mit zwei großen der Luft ausgesetzten isolirten Metallflächcn verbunden wären, so daß die durch den ersten Inductionsact erzeugte Elektrizität, nachdem der Bogen für die Entladung geschlossen ist, im ersten Augenblicke aus dem Innern des Drahtes auf seine Oberfläche übergehen und sich hier sowie in der Luft über den umgebenden Leitern vertheilen könnte, dann wage ich vorauszusetzen, daß der mittlere Funke noch mehr als früher verzögert werden würde . . . Das war nur eine Prophezeiung, denn der Versuch war nicht gemacht worden. Sechzehn Jahre später jedoch, beim Eintritt der rechten Bedingungen, war Faradan im Stande, zu zeigen, daß die Beobachtungen von Werner Siemens und Latimer Clark über die unterirdischen und unterseeischen Drähte großartige Erläuterungen des Princips seien, welches er im Jahre 1838 ausgesprochen hatte. Die Drähte und das umgebende Wasser wirken wie eine Leidener Flasche, und die von Faradn», vorausgesagte Verspätung des Stromes

wird in jeder Depesche, welche durch ein solches Kabel geschickt wird, ersichtlich. . . Faradays Einbildungskraft war immer thätig, um die möglichst ausgedehnten Anwendungen von den gewomienen Versuchsergebnissen z» machen. Ich kenne Niemand, dessen Geist bei der Berührung mit einer neuen Wahrheit gleiche Kraft und Schnelligkeit des Generalisirens gezeigt hätte. Zuweilen habe ich die Wirkung seiner Versuche auf seiuen Geist mit der eines sehr entzündlichen Stoffes verglichen, welchen man in einen Schmelzofen wirft; das Hinzukommen jeder neuen Thatsache entwickelte augenblicklich Licht uud Wärme darin. Das Licht entsprang dem Geiste nnd half ihm, weit über die Grenzen der Thatsachen hinauszusehen, die Wärme aber entsprang dem Gemüthe und trieb ihn an, den neu geoffenbarten Vereich ganz zu erobern. .. Infolge dieses weiten Umblicks, welchen ihm seine lebhafte Phantasie verlieh, erhob er sich von den kleinsten Anfängen zu den erhabensten Zwecken."
Es ist Aufgabe der Wissenschaft, die Dinge im weitesten Sinne in ihren: Zusammenhang zu erfassen, ihre Beziehungen zu einander, deren es gar viele und verschiedene giebt, klar zu stellen. Einem der Lösung harrenden vielverschlungcnen Knäuel kann aber füglich nicht gleich von vornherein ziel- und zweckbewußt begegnet werden; in der träumerischen Verlorenheit erst wird der Ariadnefaden gefunden, welcher durch das Labyrinth der Natur geleitet. Durch das Spiel der Phantasie nur kommt man zum Ende, indem sich in demselben eine die vorhandenen Vorstellungselemeute zu einein in sich Hannonischen Accorde verschmelzende Verbindung ergiebt, an welche das Denken unverweilt anknüpft, um sie auszubauen und zu vertiefen. Erst aus der innigen Durchdringung des Vewegungsdranges nnd des Hemmungsvermögens, aus der geistigen Paarung der Dunkelheit und der Klarheit gehen lebendige Neubildungen heruor. Das Meßbare und das Unmeßbare sind stets auf einander angewiesen. Ungebundenheit und Gebundenheit fordern und ergänzen sich gegenseitig, wie Strömung und Gegenströmung des elektrischen Fluidums. In jedem Manne von Geist müssen die Seelen Don Quirotes und Sancho Pansas wohnen. Erste«, um vorwärts zu schreiten, die betretenen Wege zu verlassen, Anderes uud Besseres als die gewöhnlichen Menschen zu leisten; letztere, weil die Originalität zu nichts führt, wenn sie nicht durch gesunden Sinn, richtiges Urtheil und Erkenntniß des Wirklichen erleuchtet wird. Darum, weil sie nicht Ton Quixotes Kühnheit und Gestaltungskraft besaßen, sind gar viele bedeutende Gelehrte an großen Entdeckungen und Werken vorüber gegangen, ohne sie auszuführen. Aber viele arme Thoren haben an Ehimären ihr Sinnen verschwendet ohne Nutzen für sich und die Menschheit, weil ihnen Sancho Pansas hausbackene Weisheit gefehlt hat. „Ich bin vor allen Dingen ein Mann des Handelns," sagte Ferdinand von Lesseps in seiner akademischen Antrittsrede, fügte aber nichtsdestoweniger gleich hinzu, er habe dennoch einen großen Nespect vor den Träumern: nichts werde wirklich, was nicht vorher ein Traum gewesen; die Einbildungskraft sei ein guter Hebel für die schwer beweglichen

menschlichen Dinge, und je entfernter das Ziel, desto hoher müsse gezielt werden.
Wenn aber all unser Wissen mithin nichts Anderes ist als eine aus Vlüthen
duftiger Phantasie gereifte Frucht, wenn der Denker nothgedrungen Dichter
ist, bevor der Denker in ihm zur Erscheinung kommt, dann mögen wir ruhig
und getrost behaupten, daß es nicht Philosophen schlechthin, sondern einzig
und allein nur Dichtelphilosophen giebt.
Die in der Entwicklung der Menschheit eine so hochbedeutsame Stellung
einnehmende Phantasie betrachtet Frohschammer als ursprüngliche, primäre
5lraft, als Grundprincip unseres Weseus; denn sie läßt sich weder aus der
unorganischen Natur, noch aus unseren übrigen Seelenfähigkeiten ableiten.
Von den physikalischen Kräften weicht ihre Wirksamkeit ab, sie schaltet frei
mit ihnen, ja fpottet ihrer. Phantasie und nothmendiger gesetzlicher Naturlaut
sind so verschieden, daß jeue in ihrer willkürlichen Thätigkeit als das gerade
Widerspiel dieses erscheint. Andererseits hinwiederum setzen die Sinne, das
(Gedächtnis; und Bewußtsein, der Verstand, das Geniüth, der Wille uud die
Vernunft die Phantasie voraus, nicht umgekehrt. Sie ist es, welche vermöge
ihres sinnlich-geistigen Charakters alle übrigen Seelenkräfte durchdringt, ihnen
Leben und freie Bewegung verleiht uud sie zur Einheit des psychischen
Organismus vereinigt. Nur das Organisationsvrincip in dem Weltall ist
ihr vergleichbar, denn es bildet und gestaltet objectiv und real in ähnlicher
Weise, wie sie subjectiu und formal; es ist sinnlich-geistiger Natur und wirkt
plastisch und teleologisch, aber ohne Bewußtsein und Wille. Frohschammer
legt ihm daher den Namen der objectiuen oder Weltphantasie bei.
Daß in der Natur eine Weberin waltet, welche gleichsam in die festen,
fundamentalen Langfäden der allgemeinen nothwendigen Gesetze die Quer-
fäden einschlägt, um das unendlich mannigfaltige Weltgewebe zu spinnen,
bezeugen allenthalben die organischen Nildungen und die lebendigen Wesen.
Jene bekunden mehr das Ideale ini Sinne des Aesthetischen durch plastische
Darstellungen, Formen und Farben, diese dagegen tragen in ihrer reichen,
complicirten Gliederung, welche der Selbsterhaltuug und Fortsetzung der Art
im Kampfe nm's Dllfein angemessen ist, vorherrschend die Zweckmäßigkeit
zur Schau, obwohl ästhetische Momente bei den Thieren eben so wenig fehlen,
als teleologifche bei den Pflanzen. Die Differenzirung der Geschlechter voll-
zieht sich in ähnlicher Weise. Bei dem männlichen Geschlechte überwiegt das
teleologische Moment, bei dem weiblichen das plastische. Die Generations-
potenz stellt in ihrer Bethätigung bei der Zeugung den Höhepunkt des teleo-
logischen und plastischen Wirkens in der Natur dar, sie bethätigt die höchste
Zweckniäßigleit in unbewußteni Wirken und selbst die Tendenz nach ästhetischer
Gestaltung, sofern Pflanzen, Dhiere und Menschen zur Zeit der Geschlechts-
reife ihren fchünsten Schmuck anlegen, alle Pracht der Farben und Formen,
allen Wohllaut der Stimme und die Neize des Seelenlebens entfalten. Wenn
dagegen von materialistischer Seite betont wird, daß in der Natur an sich
nur wirkende Ursachen sich bethätigen, Zwecke und Zweckmäßigkeit daher nur

von dem Menschen selbst in die Natur hineingetragen, von ihm erdichtet seien, so müssen wir erwidern, daß der Mensch gerade von dem mechanistischen Standpunkte aus als Product oder Resultat des Naturpro cesses selbst, als Moment der Natur, ihres Wesens oder Wirkens aufgefaßt werden mutz. Was er denkt nnd thut, ist Gedanke und That der Natur selber in ihm und durch ihn. Wenn der Mensch nach Zwecken denkt, nrtheilt und handelt, so ist dies eben ein Denken, Urtheilen und Handeln der Natur. Also ist die Natur selbst dem zweckmäßigen Wirken nicht dem Wesen nach fremd, da sie gerade in ihrem höchsten Gebilde zu diesem Denken und Handeln kommt. Desgleichen bewegt sich der Materialismus auf einer schiefen Ebene wenn er behauptet, daß alle organischen und lebendigen Wesen nichts Anderes in sich enthalten und bei der Analyse aufweisen als chemische Stoffe und physikalische Kräfte, nnd daß es demnach nicht als absolut unmöglich bezeichnet werden könne, daß sie ein paar hunderttausend Millionen Male durch den allmächtigen und doch dabei blinden Oberherenmeister Zufall mit Natur-notwendigkeit aus ihnen hervorgegangen feien. Es ist eben nicht Alles, wofür in der Natur die fachliche Möglichkeit vorhanden ist, auch für sie in formaler Beziehung möglich. Es kann Manches in der Natur durch deren Stoffe und Kräfte von einer höheren Intelligenz und Willenskraft geschaffen werden, was von der Natur felbst nicht hervorgebracht werden, aus ihrem eigenen gesetzlichen Verlaufe nicht entstehen kann. Dahin gehören alle Werte der menschlichen Kunst und Wissenschaft. Schon irgend ein einigermaßen complicirtes technisches Werk, wie z. N. die Uhr, kann die Natur für sich allein nicht verfertigen, obwohl sie den materiellen Stoff und die physikalischen Kräfte, welche dabei verwendet werden, ganz in sich enthält. Sind denn aber auch die einfachsten Naturthatsachen und Naturphänomene, die wir als Thatsachen hinnehmen müssen, wie z. B. Schwere, Anziehung, Abstoßung, Magnetismus und Elettricität und dgl., begreiflicher als die Zwecktendenz in der Natur? Materiell ist nur der Stoff; die Kraft hingegen ist immateriell und alles Dynamische ein ebenso unerklärliches Wunder, wie das lieber-sinnliche. Insbesondere sind es die Thatsachen der Fortpflanzung, welchen gegenüber das materialistische Ertlärungsprincip für den Unbefangenen sich als durchaus unzulänglich erweist. Ueberblicken wir doch eine Reihe jener Be-dingungen, welche sich die Hand reichen mußten, um eine Fortpflanzung zu ermöglichen. Die Abkapselung der Samen, die Absonderung der Zeugungs-stoffe ist die erste schlagende Thatsache. Was hätte sie aber genützt, wenn nicht auch für eine geeignete Vereinigung der männlichen und weiblichen Keimstoffe gesorgt worden wäre? Es mußte sich ferner fügen, daß die Brunst bei den Thieren gerade in dem Zeitpunkte eintrete, welcher deni Zwecke und den Umständen entspricht. Es mußte sich weiterhin fügen, daß die im Leibe gebildete Frucht in zweckmäßiger Weise an das Tageslicht be-fördert, ausgestoßen werde und ebenfo das junge Thier dann aus dem Ei oder der Berpuppung hervortrete, wenn die nüthige Wanne und Weide

dafür vorhanden ist, wie die Raupe just dann auskriecht, wenn die Pflanze, welche ihr zur Nahrung dient, sich belaubt hat. Es versteht sich ganz und gar nicht von selbst, daß genau zu derselben Zeit, wo die reife Frucht aus dem Mutterleibe ausgestoßen wird, die Mutterbrust Milch abzusondern beginnt, um das Neugeborene damit zu «ähren. Ebenso wenig versteht es sich von selbst, daß au derselben Vrust sich Zitzen bilden, an welchen das Kind saugen kann. Und welcher Zufall veranlaßt den Vogel, sein Ei nicht einfach fallen zu lassen, sondern auch zu bebrüte» ? Und was würde das Sitzen des Vogels über dem Ei nützen, fände sich nicht an seinen: Bauche eine federleere Stelle, von welcher er die Federn zurückschlägt, uud die er in manchen Fällen selbst durch Auszupfen von Federn am Bauche herstellt? Die Federn würdeu als schlechte Wärmeleiter die Wanne des Körpers vo» den Eiern abhalten und das Brüten erfolglos inachen. Sind es wirklich nur glückliche Zufälle, daß im Innern des weiblichen Leibes neben dem Eierstocke auch ein Eileiter sich findet, um die vom Eierstocke sich lösenden Eier aufzufangen uud weiter zu schaffen, daß das Ei beim Durchgänge durch diesen Leiter geuau so viel Eiweiß aufnimmt, als uöthig ist, um den Dotter uud das Küchlein im Ei zur Reife zu bringen, und daß der Keim genau jene Stellung einnimmt, welche ihn der unentbehrlichen Lufteinwirkung iu jeder Lage des Eies ausfetzt?
Es fei mir gestattet, noch ein einen etwas größeren Raum in Anspruck nehmendes Beispiel anzuführen, weil die Zahl der zu einem Zwecke zusammenwirkenden Mittel hier eine jo ansehnliche ist, daß die Annahme eines zufälligen Zusammentreffens derselben absurd erscheint. Mein Gewährsmann ist M. Nallerstedt, welcher in der „Naturwisseuschaftlichen Rundschau" vou 1,^6 Folgendes berichtet: „Die ^xalisarten 0. cornirulntu und <>. »tricti, erheben sich nur wenig über den Erdboden, und da sie obendrein, auf bebautem Lande wachsend, von den umstehenden Eulturpflnnzen in fast allen Fällen hoch überragt werden, so würden die Aussichten für weitere Ausbreitung der ziemlich schweren Samenkörner äußerst uugünstige sein, wenn nicht durch besondere Einrichtungen für Aushülfe gesorgt wäre. Diese bestehen der Hauptsache uach darin, daß jedes Samenkorn von einer zur Zeil der Fruchtreife stark elastischen Haut umhüllt wird, durch dereu Zerreißen und Zusammenschnellen das Samenkorn weithin fortgeschleudert wird. Wenn diese Einrichtung schon an nnd für sich eine merkwürdige ist, so wird sie es noch weit niehr dnrch die begleitenden Nebenmnstüude, durch die die Natur ihren Zweck in ausgiebigster Weise zu erstreben sucht. Der Same bildet annähernd ein von der Seite her stark zusammengedrücktes Ellipsoid. In der Ebene der beiden größeren Aren des Ellipsoids zieht sich rings um die Frucht herum eine tiefe Furche, vorn mit scharfen, hinten mit stumpferen Rändern. Die scharfen vorderen Ränder zerschneiden die elastische Hant, wenn völlige Reife eingetreten ist, die Hinteren haben den Zweck, ein Umschlagen des Samenkorns nach den Seiten hin zu verhindern, da so das Samenkorn hinten mit breiter Basis einen WiderHalt findet. Da Vorder-

und Hinterrand des Samenkorns stark gekrümmt sind, so liegt die Gefahr vor, daß, wenn die Haut nicht ganz gleichmäßig von der Mitte des vorderen Randes aus zerreißt, der Same nach unten oder oben hin umschlägt und so entweder in der Spaltöffnung des Fruchtknotens hängen bleibt, oder doch nur in geringe Entfernung geschleudert wird. Um ein derartiges Umschlagen des Samenkorns zu verhindern, ziehen sich auf beiden Seiten desselben von vorn nach hinten breite und tiefe Furchen, denen sich die elastische Haut ganz genau anpaßt, wie man an der völlig losgelösten Haut leicht erkennt. Diese nach vorn gerichteten erhabenen Streifen auf der Innenseite der Haut wirken wie Schienen, zwischen denen der Same beim Beginn seiner Bewegung hingleiten muß, und sichern ein Vorschnellen des Samenkorns geradeaus nach vorn. Aber mit alledem ist die Erfindungskunst der Natur noch nicht erschöpft. Damit die elastische Kraft des Häutchens voll zur Geltung komme, gut es, noch weitere Bedingungen zu erfüllen. Zunächst finden wir den bis 2 om langen, füufseitig prismatischen Fruchtknoten, in dein in fünf Berticalreihen die sehr zahlreichen Samenkörner neben einander geordnet liegen, und der sich in fünf Längsspalten öffnet, stets senkrecht stehen. Nur so werden nach allen Seiten hin im weitesten Umkreise die Samenkörner geschleudert. Stände er geneigt, etwa gar wagerecht, so würde ein Theil der Samenkörner unnütz gegen den nahen Erdboden, ein anderer Theil gerade in die Höhe geschleudert weiden und an den Wurzeln der Pflanze wieder niederfallen. Außerdem muß, damit beim Ausschleudern der Samenkörner der günstigste Erfolg erzielt werde, der Fruchtknoten möglichst hoch und möglichst frei stehen. Diesen beiden Bedingungen wird in eigenthümlicher Weise Rechnung getragen. Für die Entwickelnngszeit des Fruchtknotens ist es wünschenswert!), daß er nicht über das Laubwerk hinwegrage, uni Schutz zwischen demselben zu finden. Während der Nlüthezeit ist darum der Stiel der zwei- bis füufblüthigeu Dolden kurz und verlängert sich bei fortschreitender Entwickclung der Fruchtknoten, bis er annähernd seine volle Höhe erreicht hat. Bis dahin stehen die Aestchen der Dolde mehr oder weniger aufrecht; behielten sie diese Stellung bei, so würden bei weiterem Wachsthum des Doldenstieles die Fruchtknoten sich über das Laubwerk erheben. Aber noch müssen sie wohl des Schutzes bedürfen, es beginnen deswegen die Aestchen der Dolde, die dnrch Gelenke mit den, Doldenstiel verbunden sind, sich in den Gelenken nach unten umzubiegen, so daß die Fruchtknoten die eigenthümliche in der Figur angegebene Stellung einnehmen. In dieser Stellung verharren sie bis zu ihrer völlige» Reife; tritt diese bei einein der Fruchtknoten ein, so richtet sich das zugehörige Doldenästchen in seinein Gelenke gerade in die Höhe, und der Fruchtknoten steht nun möglichst frei und ragt bei 0. cornlouwta über alle anderen Pflanzentheile hinweg."

Der Materialismus steht aber auch der Frage nach dem Ursprünge des Lebens ruchlos gegenüber, nachdem die moderne Naturwissenschaft nachgewiesen hat, daß die vermeintliche Entstehung von organischen Gebilden,

Pflanzen oder Thieren aus bloßen Elementarstoffen, ohne Samen oder
Keime schon vorhandener Organismen ans einer Täuschung beruht. Zuerst
wurde dies bezüglich der Entstehung von Fliegen aus faulenden Stoffen
dargethan. Ter italienische Naturforscher Nedi stellte durch geuauerc Beob-
achtung fest, daß die Fliegen, welche, im faulenden Fleische zu entstehen
scheinen, aus den Eiern stammen, welche von den Fliegen, die sich auf
demselben sammelten, abgesetzt waren, und daß da, wo dies ans irgend
einem Grunde nicht stattfinden tonne, auch keine jungen Fliegen entstehen.
Swammerdam fand, daß auch die Insecten, welche aus den sogenannten
Galläpfeln heruorgeben, nicht von selbst oder aus der Substanz derselben
sich bilden, sondern ebenfalls aus Eiern oder Maden stammen, welche von
Fliegen in dieselben gelegt werden. Malpighi erhob diesen Thatbesland
zur vollen, unumstößlichen Gewischeit, Ter Nachweis gelang zuletzt sogar
von den Entozoen oder Eingeweidewürmern und von den Infusorien.
Und wie die Urzeugung durch Beobachtung der Naturvorgänge nicht ent-
deckt, vielmebr als irrthümlich nachgewiesen werden tonnte, so ist es auch
bisher durch das Erperiment noch niemals gelungen, wirkliche Organismen
künstlich herzustellen und hierdurch wenigstens die Möglichkeit der ßsusruriu
zpuntllus» in der Natur offen zu lassen. Es ist also auch auf dem Stand-
punkte der Naturforschung zulässig, ja nothwendig, zur Erklärung der Ent-
stehung der Organismen ein eigenthümliches Gestaltungsvrincip anzunehmen.
Eine Zeit lang schien der Urzeugung der 1857 bei der Grundlegung des
ersten transatlantischen Kabels herausgebrachte Urschleim, der Häckcl'sche
Bathubius (Uailivbius IluscKslii Huxlev) das Wort zu reden. Er ward
als völlig strncturloses >llümpchen einer eiweißartigen Kohlenstoffuerbindung
befchrieben, welches sich indeß gleichwohl selbstständig bewegen, ernähren und
fortpflanzen, alfo individuell bethätigen kann. Man glaubte sich die Ur-
zeugung desselben vor Allem darum leichter erklären zu können, weil ihn»
noch jede eigentliche Organisation, jeder Unterschied uugleichartiger Theile
fehle, fo daß alle Lebensfnnctionen von einer und derselben gleichartigen
und formlosen Materie vollzogen werden. Ta ähnliche einfache Koblenstoff-
vcrbinduugen in unseren chemischen Laboratorien bereits künstlich hergestellt
werden können, so sah man durchaus keinen Gruud gegen die Annahme
vorliegen, daß auch in der freien Natur fich Verhältnisse finden, unter
denen ähnliche Verbindungen entstehen tonnen. Tics lautet sehr verlockend;
allein die Prämisse trifft nicht zu. Ter Gallertschleim, welcher mcilen-
weite Strecken des tiefsten Meeresgrundes überzieht, ist beileibe kein sonn-
loses, aber lebendiges Protoplasma, er hat sich vielmehr als ein harmloser
Gypsschlamm entpuppt. Bestände er aber auch stellenweise wirklich aus
Protoplasma, so wäre das Näthsel des Lebens dnrch sein Vorkommen doch
nicht gelöst, da die neueste Forschung schlagend nachgewiesen hat, daß nur
in wirklich gestaltetem, innerlich diffcrenzirtem Protoplasma das Leben ent-
stehen, sich erhalten und fortpflanzen kann. Tas lebendige Protoplasma

ist keine chemische Verbindung, sondern ein moleculare Structur besitzender Körper, welcher aus einem höchst complicirte» und subtilen Gemenge der verschiedenartigsten organischen und unorganischen Stoffverbindungen besteht und überdies aus acht verschiedenen Proteinstoffen (Eiweißverbindungen) zusammengesetzt ist, die verschiedenartig vertheilt sind. Eine künstliche Herstellung desselben im Laboratorium ist deshalb eine höchst schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe. Wenn es aber auch der Ehemie gelingen sollte, ein künstliches Protoplasma zu erzeugen, würde dasselbe neben den erforderlichen chemischen und physikalischen Eigenschaften auch den Nildungstrieb, welcher dem lebendigen Protoplasma der Pflanzen- und Thierzelle innewohnt, besitzen, mit einem Worte würde es lebendig sein? Gewiß nicht, es würde ein gestalt- und lebloses Protoplasma darstellen.
Die Vertheidiger der ßensratio aequivoca oder spontanen halten ihre Sache gleichwohl noch nicht für verloren; sie berufen sich darauf, daß durch die vorgenommene« Untersuchungen nnr dargethan sei, daß eine Entstehung von Organismen durch Urzeugung thatsüchlich nicht stattfinde, aber nicht, daß sie gar nicht stattfinden könne oder einmal stattfinden tonnte. Es sei also immerhin noch nicht die Unmöglichkeit derselben erwiesen, uud sie könne immerhin unter besonderen Naturverhältuissen uranfänglich stattgefunden haben. Ja, sie müsse einmal stattgefunden haben, da es der geologischen Forschung zufolge eine Zeit gab, in welcher auf der Erde die Bedingungen des organischen Lebens noch nicht erfüllt waren. Wollte man über den Ucbergang aus dem Anorganischen in's Organische zur Tagesordnung übergehen, so wäre man genöthigt, zum Wunder einer übernatürlichen Schöpfung seine Zuflucht zu nehmen, was gegen alle Princivien der natürlichen, wissenschaftlichen Forschung verstoßen würde und also unwissenschaftlich, unstatthaft, unvernünftig wäre. Allein gerade diefe Motivirung ist unwissenschaftlich, weil sie sich nicht auf sichere Gründe und Beweise stützt, sondern dem Vorurtheile, der Voreingenommenheit und Engherzigkeit entspringt. Die Wissenschaft überhaupt und die Naturwissenschaft insbesondere darf und kann nicht von vornherein bestimmen, welcher Art die Ursachen für gegebene Wirkungen seien oder sein müssen, sondern sie muß sie so nehmen, wie sie sich offenbaren oder als nothwendig erscheinen. Selbst vor der Annahme einer übernatürlichen Ursache darf sie nicht zurückschrecken, wenn genügende oder geradezu zwingende Gründe für eine folche vorhanden sind. Indem sie es über sich bringt, die Urzeugung um jeden Preis zum Dogma zu erheben, kommt sie methodisch auf eine Stufe mit der Theologie zu stehen, welche im Gegensätze zu ihr ein für alle Mal an der kindlich-naiven Tarstellung der Genesis festhält und an derselben nicht rütteln läßt, weil dies rationalistisch wäre und die Religion in das Gebiet des Natürlichen herabziehen würde. Ter Naturalismus der modernen Naturwissenschaft begegnet sich mit dem Supranaturalismus der Theologie darin, daß er die Natur » priori construirt. Nach den

Grundsätzen inouctiuer Forschung aber müssen die Principien und ange-
nommenen ersten Grundsätze stets von Neuem geprüft und nach den Thatsachen
gestaltet, entweder befestigt oder aufgehoben werden; nicht jedoch dürfenumgekehrt
die Thatsachen nach ihnen gedeutet oder vielmehr umgedeutet und damit
falsch begriffen werden. „Aber hiermit," wendet unser Philosoph gegen
die in Rede stehende Methode treffend ein, „mischt sich selbst vor lauter
Nesorgniß um die Wissenschaft ein unwissenschaftliches Vorurtheil ein; denn
wenn Thatsachen dafür sprechen sollten, daß die Organismen nur durch
göttliche Thätigtcit in ihrem Entstehen zu erklären seien, so müßte die un-
befangene Naturforschung diesen Thatsachen gemäß entscheiden und die
Theorie demgemäß gestalten. . . . Daß die unorganischen Natur-Stoffe und
-Gräfte in der Urzeit organisch zu schaffen oder zu zeugen vermochten und
nlfo eine Fähigkeit besaßen, welche sie später verloren haben, ist eine be-
liebige, durch nichts begründete Annahme, um aus einer Verlegenheit zu
kommen. Eine Annahme, die überdies sehr bedenklicher Art ist für die
Zuverlässigkeit der Natnrerkenntniß und der Naturgesctzmäßigkeit selbst. Tenn
wenn die Materie mit ihrem gesetzmäßigen Wirken eine solche Umwandlung
erfahren konnte im Laufe der Zeit und durch Acnderung der Verhältnisse,
so müßte das feste Fundament aller Natnrforschung, die feste Ueberzeugung
von der Beharrlichkeit, Unvcränderlichkeit und gesetzlichen Nothioendigteit
der Natur-Kräfte und -Gefetze selbst schwankend werden; damit aber auch
die Sicherheit des Natnrerkennens und Wirkens selbst. Wenn so funda-
mental-wichtige Gräfte der Materie verloren gehen konnten, dann können
auch noch andere verloren gehen, welche sie jetzt besim, und die Eigenschaften
des Stoffes und der Kräfte der Natur sind dann unzuverlässig!"

Ebenso wenig wie das Leben selbst lassen sich die psychischen Eigen-
schaften, Kräfte und Thätigkeiten aus rein materiellen Vorgängen erklären,
weil zwischen jenen und diesen nicht blos überhaupt eine Verschiedenheit,
sondern eine ausgesprochene Unuergleichbarkeit', eine entschiedene Incom-
mensurabilität besteht. Die Frucht eines Moleculnrvorgangcs kann
ebenso wenig psychischer Art sein, als die Wirkung einer psychischen Function
sich in einem Molecularuorgange äußern könnte. Zwischen Ursache und
Wirkung muß zum Mindesten eine im Principe bestehende Verwandtschaft
walten. Dazu kommt, daß in dem Momente, in welchem die seelifchen
Vorgänge auf einen mechanischen Stoffwechsel zurückgeführt werden, nicht
minder als unter der Herrfchaft eines Fntums jedes Streben zu einer Illu-
sion herabsinkt, die Selbstherrlichkeit und Freiheit des Willens und mitbin
die Zurechnungsfähigkeit und Selbstucrnntwortlichkeit eine Lüge wird. Die
Ethik stürzt in Trümmer und mit ihr das auf der Abfchreckuugstheorie auf-
gebaute Strafrecht. In markiger Weise schildert Johannes Scherr
die der Moral von Seiten des Materialismus drohende Gefahr, da er in
der „Menschlichen Tragikomödie" in den Schmerzensfchrei ausbricht: „In
unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen" Mode geworden.

den Unterschied uou gut und böse. Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der Seele zu schmeicheln mittelst der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken nnd Thaten des Menschen schlechterdings nur Productc seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler nnd Verbrecher mir für mitleidswerthe Kranke, für Geistesgestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wenn erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickelu wird, — ja, es ist recht verwunderlich, daß diese schöne Theone nicht auch schon von irgend einem „wissenschaftlichen" Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewendet und also an dem „grausen" Zaren, wie er bei Lermontow heißt, eine der jetzt so beliebten „Rettungen" verübt wird." Es giebt freilich Naturforscher, für welche der meiu Fassungsvermögen übersteigende, mir die Haare zu Berge treibende Gedanke an eine solche Rettung gar nichts Erschreckendes nnd Beängstigendes hat, nach deren Ansicht es nur des zur Befreiung von althergebrachten Vorurtheilen erforderlichen Aufwandes an Muth und Entschlossenheit bedarf, um die Willensfreiheit für eine phantastische Idee, ein Wahngcbilde «»»'zugeben. So sagt Emil Tu Bois-Neymond zu Ende seine? den „Sieben Welträthseln" gewidmeten Vortrages kalten Blutes: „Mit unserer siebenten Schwierigkeit also steht es so, daß sie keine ist, wofern man sich entschließt, die Willensfreiheit zu leugnen nnd da? subjective Freiheit sgefühl für eine Täufchung zu erklären, daß sie aber andernfalls für transcendent gelten muß." Tiefe Herren haben jedoch die Rechnung ohne den Wirtb gemacht. Sic, welche die Erfahrung allein gepachtet zu haben glauben, haben jene Erfahrung außer Acht gelassen, welche uns mit laut vernehmbarer Stimme zunift, daß der Wille im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes sich nach dem inneren Wesen des Wollenden richtet und ein klar umschriebene? Object des Wollens voraussetzt, mithin von dem Verstände abhängig ist. Wie die Ethik, so mnß anch die Logik der materialistischen Weltanschauung zum Tpfer fallen, da in dem Rahmen der harten, unerbittlichen Nnturnothwendigkeit für einen Imperativ kein Raum ist. Wenn, wie Earl Vogt in seinen „Physiologischen Briefen für die Gebildeten aller Stände" bemerkt, „die Gedanken etwa in demselben Berbältnisse zum Gehirne stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu de» Nieren", dann sind sie folgerecht dem Normativ der ^ogik gänzlich entrückt. Wir haben fortan kein Recht, auf unsere <'>eoaukenarbeit mit Stolz und Be-

friedigung zurückzublicken, denn sie ist nicht unser, mir leihen ihr nur unseren Namen. Was wir geworden, sind wir nicht durch uns geworden; was wir geleistet, haben wir nicht selbstthätig geleistet; was wir geworden und was wir geleistet, mußten wir durch die Mechanik der Gehirnatome werden und leisten. Tie Fürsten im Reiche der Wissenschaft haben nicht selbst ihre Aeonen überdauernden Meisterwerke geschaffen, die Gesetze der Materie haben sie vielmehr gemacht. Sie selbst haben an ihrer Unsterblichkeit gerade so viel Antheil, wie, mit Nespect zu sagen, an dem Urin, den sie aus- scheide», nnd an allen anderen Absonderungen des Körpers. Müßte aber nicht auch zufolge der Identität von Materie und Geist ein normaler Stand der Hemisphären des großen Hirnes unbedingt und unfehlbar die schönsten Geistesblüthen treiben und die edelsten Triebe zeitigen? Gleichwohl ist der Geistesfrühling erfahrungsgemäß, wenn auch an den normalen Zustand des Gehirns geknüpft, nicht schon mit ihm gegeben. Und die Sectio« der scheußlichsten, bestialischsten Verbrecher hat schon öfter ein nach jeder Richtung regelmäßig gebildetes Gehirn bloßgelegt. Ter kühne Vergleich Vogts richtet sich durch sich selbst. Eben darum, weil die Ausscheidung der Leder sich uns als Galle, die, Ausscheidung der 'Nieren sich uns als Urin präsentirt, darf über die fnnctionelle Verknüpfung von Geist und Gehirn nicht hinaus- geschritten, der Gedanke nicht zu einer Secretion des Gehirns gestempelt werden. Der Materialismus trägt übrigens als solcher den Keim seiner Selbstzerstörung oder wenigstens der Zerstörung alles Unterschiedes von Wahrheit und Unwahrheit, von Wahn und sicherer Erkenntnis; in sich, denn er vermag nicht einmal den gröbsten Aberglauben als unberechtigt darzuthun. Wenn Alles blos Prodnct des Mechanismus wirkender Ursachen ist, so sind Aberglaube und Wissenschaft als Erzeugnisse von gleicher Herkunft und Art zu betrachten, und jener hat so viel Recht und Nothwendigkeit des Seins, wie diese. Neide sind gleichberechtigt und dürfen fich in gleicher Weife geltend machen. So führt der Materialismus zum geistigen und morali- schen Nihilismus. Nicht an der Schule, welche die Natur eutseelt, ist es darnach, emphatisch auszurufen, daß da, wo, um mit Schiller zu sprechen, „Schaftendes Leben auf's Nen' giebt die Vernunft ihr zurück," die Wissen- schaft aufhört. An denen, welchen das Schöne und Gnte nicht am Ende, sondern am Anfange liegt, ist es vielmehr, gegen diejenigen, welche in der Materie eine Panacee erblicken, im Namen der Wissenschaft Front zu machen.

Tie objective Phantasie ist keineswegs ein metaphysisches, übcr- oder außerweltliches Wesen, sondern der Welt immanent. Sie trägt die Fülle der Formen ideell in sich, um sie unter Mitwirkung der Naturgesetze zu verwirklichen: jene Formen sind aber nicht fir und fertig in ihr enthalten, fondern als lebendige Möglichkeiten, wie die Melodien und Harmonien in einem Instrumente, und sie werden durch die eigenthümlichen Naturverhältnisse, welche gleichsam die Function des Spielenden üben, hervorgelockt, in die Wirklichkeit gezaubert. Tie objective Phantasie kommt aus der verborgenen

Tiefe des Universums, drängt in unendlichen Gestaltungen zur Offen-
barung und bildet sich zur bewußten Geistigkeit fort. Ihrem Ursprünge und
Wesen nach ist sie Eins und gleichartig, entfaltet sich aber von Stufe
zu Stufe und kommt durch eigene Macht in Raum und Zeit und durch
raumzeitliche Verhältnisse, durch Veräußerlichung und Verinnerlichung im
Weltprocesse zur Selbstrealisirung, wie das allgemeine Gravitationsgesetz in
der äußeren Welt zur Nealisirung und mechanischen Offenbarung kommt.
Im ersten Stadium des Weltprocesses ist sie noch in unbestimmter All-
gemeinheit als bomogenes Organisationsprincip thätig, sie wohnt dem Welt-
stoffe etwa so inne, wie das Formprincip dem Samen der Pflanze; ihr
Streben ist aber von Anfang an darauf gerichtet, sich durch verschiedene
Stadien bindurch auf dem Wege der Nesonderung in immer nene und ent-
wickeltere Formen zur Vollkommenheit auszugestalten. Sie beginnt gleichsam
au der Peripherie in Mineralien und Pflanzen sich zu individualisiren, von
diesen unbewußten Gestaltungen steigert sie sich zur Inuerlichkeit, Empfindungs-
fähigkeit und Sinnesthätigkeit in dem Thierreiche, welche ihre erste Selbst-
offenbarung ist, und wird endlich in der Menschheit ganz subjectiv, selbst-
ständig und frei.
Demnach ist die ganze Welt eine Schöpfung der objectiven Phantasie,
von welcher mnu gewissermaßen sagen kann, was Aristoteles von deni Nous
in den beiden Formen als thätiger und leidender Verstand behauptet, dnß
er die Fähigkeit sei, einerseits Alles zu machen, andererseits Alles zu werden.
Sie schafft und bildet aber nicht wie ein Künstler oder Demiurg etwas ihr
Neußerliches aus einen: ihr äußerlichen Material, sondern, wie sie diesem
und dieses ihr immanent ist, so geht sie schaffend in ihre Gebilde ein und
entfaltet sich in ihnen indimdualisirend, bis sie in dem selbstbewußten persön-
lichen Mensckengeiste sich selbst gewinnt. Und zwar faßt sie immer eine
Dreiheit von Momenten in sich: das Stoffliche, woraus gebildet wird, die
Kraft, welche bildet, und die Norm, nach welcher sie bildet. Diese sind nicht
Einerlei, wohl aber eine reale Einheit. Doch sind die beiden ersten Momente
nur Mittel für das dritte. Frohschammer stellt die Dreiheit auch mit seinen
drei Kategorien: Sein, Ursache und Möglichkeit in eine Parallele und be-
zeichnet sie als Ursein, Urkraft und Urwesen; jene beiden bewirken, daß
überhaupt etwas ist, dieses bestimmt das Wao, die Wesenheit der Dinge.
Der Stoff ist von jeher neben dem Formvrincipe vorhanden, und zwar
zugleich mit den ihn: innewohnenden Gesetzen. Er ist das Bewegliche,
welches zur Anwendung der ewigen Wahrheiten dient und selbst Wahrheit
ist, allerdings nur im ^inne von Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit. Er ist
selbst nicht wirkungsfäbig, sondern giebt nur die reale, sachliche Möglichkeit
dazu. Jedenfalls muß er aber eine ewige Vedeutung haben oder wenigstens
für die zeitliche Entwickelung als unbedingt nothwendig erachtet werden.
Sein dunkles Wesen ist freilich dem Lichte des Bewußtseins unverständliche
gleichwohl dient er ihm als „dunkler Grund, von dem es sich klar und

bestimmt abhebt, als dunkles Scheidungsmittel der unendlichen bewußten Individualitäten und als Mittel des Verkehrs, das zur Gestaltung, zu Symbolen dient, worein sich das Geistesinnere legt, um äußerlich zu erscheinen und Anderen sich zu offenbaren. Ja dient sogar auch als dunkler Schoß, in welchem der Funke des Geistes ruht; ähnlich wie der Feuerfunke im Steine, um durch Eontact oder Reibung mit anderen sich zu befreien und zur Erscheinung zu kommen; oder auch ähnlich, wie eine unendliche Fülle von Newegungscombinationen in der Natur ruht, die sich als musikalische Idee-Nealisirung in Harmonien offenbaren können im Laufe des Weltprocesses." So ruht der ganze Weltproceß auf ewigem, ebenso rationalem als idealem Grunde: Alles ist aus der Idee und realisirt sie gemäy den physikalischen und logischen Gesetzen. Das Ursprüngliche ist eine Synthese, und Alles schreitet in Synthesen fort.

Vor dem Forum diefer Weltauffassung kann die Darwinsche Transmutlltionstheorie oder die Lehre von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreiche durch den Kampf um's Dasein, natürliche Auslese, Vererbung und Anpassung keine Gnade finden. Wohl kann sich auch unser Philosoph im Hinblicke auf die in dem großen Gedenkbuche der Erde niedergelegten Documente, deren Veröffentlichung der geologischen und paläontologifchen Forschung vorbehalten blieb, der Descendenztheorie oder der Annahme, daß im Laufe des Naturprocesfes durch den Naturproceß felber eine allmähliche Entwickelung und Vervollkommnung der Arten stattgefunden habe, nicht verschließen, zumal er — freilich im Gegensake zu der Theodicee im „Mysterium Magnum", auf welches wir noch später zurückkommen werden — an der biblifchen Auffassung von der unmittelbaren Schöpfung sämmtlicher Pflanzen und Thiere durch einen Machtspruch Gottes auszusetzen hat, daß es mit der Gottheit, je hoher und reiner sich ihr Begriff in der Menschheit entwickelt habe und noch weiter entwickele, durchaus unvereinbar sei, daß die lebenden Wesen von ihr direct in's Dasein gerufen und darauf angewiesen wurden, sich gegenseitig zu verfolgen und zu vernichten, um felbft leben zu können, oder daß Wesen direct von der göttlichen Macht und Weisheit geschaffen wurden, deren ganzes Dasein darauf gegründet ist. Andere zu quälen und zu peinigen, indem sie sich von ihnen ernähren, wie dies bei dein schmarotzenden Ungeziefer der Fall ist. Nichtsdestoweniger sträubt er sich gegen Darwins einseitige Betonung der äußeren Einflüsse, gegen seine Motiuirung der Umwandlung der Arten durch ein blos äußerliches Geschehen, durch mechanische Umgestaltung im Drange der Naturverhältnisse und durch Anpassung an dieselben. Er betrachtet seine epochemachenden Forschungen und Entdeckungen als ein allerdings bahnbrechendes Moment innerhalb der Descendenzlehre, welches die Mittel nnd Wege beleuchtet, durch welche die allgemeine Vildumptraft im Zusammenwirken mit den Naturuerhältnissen den Naturproceß vollführt. Zunächst stellt Darwin kein besliüimteo Prineip und Gesetz der Erklärung der ursprünglichen Eni-

stehung der organischen Bildungen auf, da er die Ußnoi-ntio spontnnsa,
als eine unerweisbare und noch dazu aller Eausaldeutung widersprechende
Hypothese ablehnt. Er muß daher vou je vier bis fünf Arten im Pflanzen-
und Thierreiche ausgehen, ^- einer Annahme, deren Ineonfequenz er selbst
nicht verkennt, da er nach seinein Geständnisse eigentlich von einen: einzigen
Urorganismus ausgehen sollte, der dann allerdings eher einen principiellen
Charakter haben würde, als mehrere ursprünglich verschiedene niederste und
einfachste Organismen. Damit verliert er aber ein klares, sicheres Funda-
ment, denn wenn die Organisation einmal als gegebene unerklärt ange-
nommen wird, so ist grundsätzlich nicht abzusehen, warum uicht auch die
Vielheit und Verschiedenheit derselben als ursprünglich vorhanden ange-
nommen werden soll. Immerhin zeigt diese Voraussetzung verschiedener Ur-
typen, daß Darwin sich keineswegs mit den äußeren Verhältnissen und deren
Einwirkungen bescheidet. Für seine Annäherung au die Evolutionslehre
spricht auch der Umstand, daß er durch eine äußere oder innere Affcction
des Neproductionssystems der physischen und physisch-psychischen Organismen
auf irgend eine nicht näher bestimmbare Weise Modificationen des Nach-
wuchses entstehen läßt, welche im Kampfe uni's Dasein sich befestigen und
durch Vererbung erhalten, allenfalls auch fortgebildet werden können. Außerdem
hebt er als einen wichtigen Factor für die allmähliche Umwandlung der Arten
die sogenannte Eorrelation der Theile hervor, unter welcher er die innige
Beziehung der einzelnen Organe ini Organismus zu einander versteht, die es
mit sich bringt, daß die Aenderung des einen Organs auch eiue Aenderung
des anderen und dadurch eine bedeutende Modifikation des (Ganzen zur
Folge hat. Dieses Gesetz nennt er selbst gleich der Affection des Neproduc-
tionssystems bei der Erzeugung geheimnißuol^ und er knüpft daran die Be-
merkung, daß derlei fpontane Abänderungen nicht so sehr von den äußeren
Bedingungen, als vielmehr von der Eonstitution des Organismus abhängen.
Kann jedoch unter dieser, wenn sie der Mturmechcmik, der „Dysteleologie",
wie Häckel, der Statthalter Darwins in Deutschland, sich in der „Natür-
lichen Schöpfungsgeschichte" auszudrücken beliebt, gegenübergestellt wird, etwas
Anderes genieint sein, als das teleologisch-plastische Gefügt des Organismus?
So verblüffend auch diese Auslegung auf den ersten Blick erscheinen mag,
so ist sie doch nicht verwunderlich angesichts der Thatsache, daß Darwin in
der „Entstehung der Arten"*) von einer Abstammung aus einigen wenigen
erschaffenen Formen fpricht und seiner Freude darüber Ausdruck giebt*" >,
daß sein System „eine erhabene Vorstellung von der Gottheit"
gewähre. Büchner selbst kmm nicht umhin, die Thatsache, daß Darwin von
einer Schöpfung redet, ein „Loch in der Theorie" zu nennen, und hat
dennoch die Stirne, in feinen „Sechs Vorlesungen über Darwins Theorie"

*) lieber", von Vionn, S. 4W.

»*) S. 514.

in den panegyrische» Ruf, in welchen mich Häckel einstimmt, auszubrechen-
„Darwins Buch verbannt aus der Wissenschaft das Ungewöhnliche, Plötz-
liche und Uebernatürliche und setzt an dessen Stelle das Princip allmählicher,
naturgemäßer Entwicklung auf Grund bekannter und auch heute noch wirksamer
Naturkräfte." Aber auch diejenigen Wendungen Darwins, welche von der Natur
wie von einem vernünftigen Wesen reden, müssen, wie Friedrich Kirchner
in seinein znm ersten Mal in Deutschland unserem Philosophen die gebührende
Beachtung schenkenden Buche: „Ueber das Grundprincip des Weltprocesses^»
sehr richtig bemerkt, entweder als baare Minze angenommen werden,
was er sich allerdings verbittet, oder sie sind nichts Anderes als schale,
hohle, inhaltslose Phrasen. So laßt er sich in der „Entstehung der
Arten"") folgendermaßen vernehmen: „Der Meusch kann absichtlich nur
auf äußere und fichtbare Charaktere wirren, die Natur fragt nicht nach dem
Aussehen, außer wo es zu einem Zwecke nützlich sein kann. Der Mensch
wählt nur zu seinem Nutzen, die Natur wählt nur zum Nutzen des Wesens,
das sie pflegt. Man kann figürlich sagen, die natürliche Züchtuug (natural
ssleotion) sei täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt, eine
jede, auch die geringste Abänderung ausfindig zu machen; sie zurückzuweisen,
wenn sie schlecht, und sie zu verbessern, wenn sie gut ist." Uebersetzen wir
diese Worte in die nüchterne Sprache der eracten Forschung, wobei wir
nur Darwins eigene Definition der Natur benutzen wollen, so lauten sie:
Der Mensch wählt zu seiuem Nutzen, die vereinte Thcitigkeit und Leistung
der mannigfachen Naturgesetze wählt zum Nutzen des Wesens, welches sie
pflegt. Aber seit wann haben die gesammten Wechselbeziehungen der Atome
Vernunft zum Wählen? Und wenn es auch vou der unbewußten Natur
heißen mag, daß sie das Schlechte vernichtet und das Gute erhält, so kann
doch nicht von ihr ausgesagt werden, daß sie es verbessert. Wenn
Darwin ferner""» sich die Bemerkung entschlüpfen läßt: „Man könnte
fagen, die Natur habe Sorge getragen, durch rudimentäre Organe und
homologe Gebilde uns ihreu Abäuderuugsplau <i>^!» zu verrathen,
welchen wir außerdem nicht verstehen würden," so meinen wir, daß ein eraeter
Forscher sich nicht so ausdrücken dürfte, sollen nicht schon klingende Redensarten,
welche leeres Stroh dreschen, au die Stelle von Wahrheiten treten. Und
wie der Meister, so sprechen auch die Schüler von eine»! ni«u8 tormntivllü.
Häckel giebt dem Gedanken eines „inneren Bildungstricbes", einer
„unbewußt schöpferischen Naturtraft" Ausdruck, und fogar Büchner
gesteht „Formanlagen der Materie" zn, nnter deren Anleitung die
Natur einem bewußtlosen und in ihr selbst gelegenen Vildungstriebe folgt.

(Lchluß folg!.)

*) S. 12«.
**) S. 96.
5**) n. ll. O., 2. 5! 3.

Die Friedensbestrebungen unserer Zeit.

von

Karl Gnreiz;.

— Uönigzbeig i. f>r. —

rmeeuergrößerung, nnlitärische Ausbildung auch des lebten waffen-
fähigen Mannes, Erreichung größtmöglichster Kriegsbereitschaft
und Tchlagfertigkeit der Nation, Vervollkommnung der Geschütz«
und Geschosse, des Pulvers und aller Haudwaffen, der schwimmenden Panzer-
kolosse und ihrer unheimlichen kleinen Feinde, der Torpedos, intensivste
Vertretung der wirthschaftlichen Interessen der Nation im Kampf mit dem
Ausland bis zum ausgesprochenen Zollkriege — dies sind die Gedanken
der Politiker in unseren Tagen, und wir wollen vom Frieden sprechen!
Fast mochte es scheinen, als konnte man sich kein unzeitgemäßeres Thema
wählen, als das unserige. Aber jeder Krieg endet mit einem Frieden, und
jeder Kampf hat den Keim des Friedens in sich, des Friedens, dem stets
eine längere Tauer als dem Ttreit zukommt. Nach Frieden sehnt sich jedes
sinnige Gemüth, der Orientale — von Christus an bis heute — weiß keinen
besseren Gruß als den Wunsch des Friedens, und der Äsche der geliebten
Todten wünschen wir noch den Frieden nach.
Den Todten den Frieden! Aber den Lebendigen — ziemt nickt ihnen
der Kampf, wie die ganze Natur den Kampf zeigt, vom Kampfe lebt nnd
in steten Kämpfen die Wesen sich weiter entwickeln läßt?
Feindlich stehen sich die Meinungen über den ethischen, wissenschaft-
lichen und wirthfchaftlichen Werth oder Unwerth des Krieges gegenüber.
Wer erinnert sich nicht des Briefwechsels, in welchem sich einer der größten
Feldherren der Welt mit einem der hervorragendsten und humansten gelehrten
Förderer des Völkerrechts über diese Frage (1881» unterhielt! „Der ewige

Friede ist ein Traum," schreibt in diesem Briefwechsel Graf Moltke an
Bluntschli, „der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner,
und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich
die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und
Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens." Aber freilich: man kann auch
dem Historiker Franz Rühl nicht ganz Unrecht geben, wenn er in feiner
Rede über Kant uud den ewigen Frieden (Königsberg 1892) meint, das
menfchliche Leben sei mannigfaltig und unglücklich genug, um auch bei un-
unterbrochenem Friedensstande der Staaten untereinander jene Eigenfchaften
des Gemüthes zur Entwickelung uud Bethätiguug gelangen zu lassen, um
derentwillen der Krieg für wünfchenswerth gehalten wird.
Die Theorie von der Wohlthat des Krieges hat übrigens nicht etwa
blos auf militärischer Seite ihre begeisterten Vertreter. Bekannter ist kaum
ein dichterisches Lob des Krieges, „des Bewegers des Menschengeschicks"
als das Schiller'sche: „Denn der Mensch verkümmert im Frieden, . . .
aber der Krieg lästt die «raft erscheinen. Alles erhebt er zum Ungemeinen,
selber dem Feigen erzeugt er den Muth." Auch der hellenisch-eirenischen
Ratur Goethes entringen sich Worte vom Kriegslobe; denn es weiden
noch stets die entschlossenen Völker gepriesen, die für Gott und Gesetz, für
Elteru, Weiber und minder stritten und gegen den Feind zusammenstehend
erlagen. Auf philofophifcher Seite ist es vor Allem Lasson, der die Un-
entbehrlichkeii und WohltlMigkeit des Krieges hervorhebt (Lasson, Das Cultur-
ideal und der >trieg, 1868», unter den juristischen Schriftstellern ist keiner,
der diese Eigentümlichkeiten des Krieges Heller beleuchtete, als der Bearbeiter
des Kriegsrechts in dem größten deutschen völkerrechtliche!! Sammelwerke
<in v. Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts» Lueder, der preisgekrönte
Verfasser des Hauptwerkes über die Genfer Convention. In geradezu be-
geisterten Worten preist lueder die fördernde Wirkung des Krieges für
Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe und die Eultur überhaupt, ja er
kommt zu dem Schlüsse: „Diejenige!! Völker aber,, welche die wenigsten
Kriege aufzuweifeu haben, stehen deshalb auch am weitesten in der Eultur
überhaupt oder der Entwickelung gewisser Seiten derselben zurück. Nord-
Amerika ist ein Beispiel dafür, welche Rachtheile aus langen! Frieden und
dein blos dem friedlichen Geschäft und Gewinn gewidmeten Leben er-
wachsen." (Lueder, 1889, a. ci. O. IV, S. 204). Vergl. auch Lueder,
Recht und Grenze der Humanität im Kriege. 1880. Aehnliche Aeußerungcn
über wohlthätige Wirkungen des Krieges finden sich bei Natzenhofer
<1881), «ieftling (1885), Caluo (1885), Frarv, Fiore nebst zahl-
reichen Anderen, Historikern, Philosophen und Juristen, welche Lueder zu-
sammenstellte und zuerst ausgab. Orf. 1889, S. 195—221. Ja, man
kann Eugen Schlief nicht Unrecht geben, wenn er in seinen gleich nachber
ausführlicher zu erwähnenden Ideen über den Frieden in Europa (1892,
S. 169» ausspricht: „Was Deutschland angeht, so stand in jener Epoche

(in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts) die bekannte .historische Schuld mit der offen eingestandenen Begeisterung für den Krieg, als Institut des Völkerrechts, in höchster Nlüthe; hier war der Anklang, den jene Institute (die internationalen Friedenscongresse und Aehnliches) fanden, vielleicht geringer als in irgend einem anderen Lande Europas."

Noch größer als die Zahl der positiven Verehrer des Krieges dürfte die Zahl sein, die den sogenannten ewigen Frieden für unmöglich oder aus positiven Gründen für nicht wünfchenswerth, weil für schädlich halten und sich deshalb mit dem Kriege befreunden, die schlimmen Wirkungen desselben in den Kauf nehmend.

Daß ein Krieg nämlich auch schlimme Wirkungen hat, wer wird dies leugnen können! Es kann nicht die Aufgabe der Menschen sein, das Unglück zu pflegen, zu forden: und für durchaus wünfchenswerth zu halten deshalb, weil sich ini Unglück diejenigen Eigenschaften der Menschen gesteigert entwickeln, welche zur Ertragung des Unglücks nothwendig oder nützlich sind: das wäre ein unheimlicher und peinlicher clrouluZ vitio8U8! Freilich können die günstigen Wirkungen des Krieges das Unheil reichlich aufwiegen, das die Kriegsfurie, vom Jammer gefolgt, über Lander und Menschen aussät, reichlich ersetzen den Kriegsschaden nicht blos für das Ganze, das Vaterland und die Zukunft desselben, sondern sogar mich für die Einzelnen, die dem Tode entronnen und jähem Verderben. Aber nicht ohne tiefen Sinn ist es, daß die Germanen für den Krieg, ein Wort, welches Kampf, Streben und Streit bedeutet, die frömmere Bezeichnung Orlog (das ui-Iin^i oder urlll«), d. i. das von den Nornen Ausgelegte, das Urgefetzte, das Schicksal, gebrauchten, nicht blos, weil des Krieges Ausgang nie ganz in der Menschen Hand liegt, ^cöv iv -,'5uv«nl, xeii«l, sondern weil nicht der Mensch zum Kriege, sondern der Krieg wie ein Verhängnis; an den Menschen herantritt. So halten auch wir ihn begründet in der Weltordnung, wie auch vielen andern Gutes und Liebes und Schönes befehdenden, ja vernichtenden Dingen eben darin Raum geschaffen oder gelassen ist, die nach andern Seiten hin auch günstig wirken können oder müssen. Und es scheint wirklich, daß der Optimist Recht hat, welcher behauptet, kein Uebel der Welt sei ohne alle gute Folge.

Diametral entgegen jener Theorie von der Wohlthat des Krieges und jener kmnpffreudigen Partei stehen die Bestrebungen der Friedenspartei, der Friedensligen, der Friedenscongresse, freilich mit bedeutenden Unterschieden im Einzelnen, denn unter den Männern des Friedens wandeln auch solche, welche nicht den freundlichen Palmzweig, sondern den knotigen Knüttel schwingen diese sind von den Uebrigen wohl zu unterscheiden, zur Klarstellung der Sache Allen vorweg zu erwähnen; sie sind es, von denen Eugen Schlief in feinem bedeutenden Werke: „Ter Friede in Europa" (Leipzig, Veit und Comp. 1892, S. 168) sagt: „Namentlich die Vertreter jener Umsturzbestrebungen, welche nicht nur die gegenwärtig allenthalben gegebene Art

der politischen Organisation, sondern den ganzen geschichtlich herausgebildetcn, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Organismus der Welt über den Haufen werfen wollen, beeilten sich leider nur allzu oft, ihre Hebel bei der Frage nach der Friedfertigung Europas einzusetzen und damit derselben in Wahrheil nur allzusehr zu schaden, denn dieser Umstand hat mindestens ebenso sehr, wie der Einfluß der gewaltigen Realpolitiker, deren Ansehen gerade in der fraglichen Zeit besonders hoch stand, dazu beigetragen, dem Probleme selbst die Popularität, namentlich in den besseren und wohlgesinnteren Kreisen, zu entziehen, welche es doch seiner Natur nach unstreitig verdient." In diesem Zusammenhang gedenkt Schlief (a. a. O.) der in Genf in den sechziger Jahren errichteten „allgemeinen Friedensliga", welche im Jahre 1867 einen „Friedenscongreß" veranstaltete, von dem Schlief sagt: er verlief ohne jedes praktische Ergebnis; und schadete der Sache, welcher er nützen wollte, mehr, als er ihr genützt hat, denn er endete mit einer „solennen Prügelei" seiner Theilnehmer; in Paris that sich dann im Jahre 1872 eine ,,^1li»nc^ l!s 1'orärs st cls 1a si»ix" auf, von der aber fehr wenig bekannt geworden ist; und in nllerneuster Zeit entstand eine „^»«sc-mtion internationale äs 1'ai-bitraßs st cls in, pn,!x", welche besonders in London ihren Sitz hat, aber mich in allen andern Staaten Europas Anhang sucht und gefunden hat." Uebrigens reichen die „Friedensgesellschaften" bis in die Zeit zurück, und dies ist bezeichnend, in welcher die Welt aufathmete nach der definitiven Beseitigung des kriegswilden ersten Kaiserreiches in Frankreich und die Politik der „Heiligen Alliance" sich zur volkerweidenden Pentarchie auszugestalten suchte; so ward 1816 eine Friedensgesellschaft in London gegründet, welche sich die Herbeiführung von Schiedsgerichten in völkerrechtlichen Streitigkeiten zur Aufgabe fetzte, ein Ziel, welches sich auch die Friedensgesellschaften in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (1826), die in Genf 183» gegründete Friedensgefellfchaft, fowie das im Jahre 1841 in Paris errichtete (ünniitü de I», 8oeist6 6s I» murals snrstisnns und die zwischen den Jahren 1842 und 1851 in London, Brüssel, Paris, Frankfurt a. M. und zuletzt wieder in London abgehaltenen „Friedenscongresse" steckten. Es ist unbekannt, ob die ,.H,lIi»nos nnivsrsolls äs I'orärs st ds In civiiiL»tion"' ihren im Iuui 1872 zu Paris gefaßten Beschluß, die auf die internationalen Streitfälle bezüglichen Toeumente zu fmnnieln und die Falle felbst populär darzustellen, ausgeführt hat. Dem im September 1873 von der Friedens- und Freiheitsliga in Genf gefaßten Beschluß, als das wirksamste Mittel zur allgemein gewünschten Einführung der internationalen Schiedssprüche den Abschluß von Verträgen zur Vermittlung zwischen zwei oder mehreren Staaten zu empfehle«, steht, wie Nulmerincq lHandbuch d. V. R. IV S. 51! richtig betont, das große Bedenken entgegen, daß hierdurch der entscheidende Schiedsspruch für unanwendbar erklärt nnd der nicht erzwingbaren Folgeleistung einer Vermittlung (Mediation) der Borzug vor dem Schiedsgericht gegeben werde.

Ganz anders als die erwähnten, von Schwärmern verschiedener Art
besuchten Friedenseongresse traten die „interparlamentarischen Eongresse" auf,
Versammlungen, zu welchen nur Parlamentsmitglieder der verschiedenen
Staaten eingeladen waren und Zutritt hatten (London 1890, Rom 1891»,
und sonach war auch ihr Wirken ein anderes, ein eindruckuolleres als das
der „unparlamentarischen". In London ward von jenem parlamentarischen
Kongresse wesentlich gefordert, die Staaten sollten wenigstens in ihre
„weniger wichtigen" Verträge di? Schiedsgerichtsclausel aufnehmen, in Rom
trat man 1891 dieser Forderung, sie näher präcisirend, bei, warf mancherlei
nicht zur internationalen Friedensfache (Gehöriges mit in die Discnfsicm und
plante ein „interparlamentarisches Friedenscomitö" sowie die Bildung eines
internationalen Schiedsgerichtshofes — Beides Dinge von höchst zweifel-
haftem Werthe, sofern man dabei die Stellung der Negierungen außer Auge
lies;; immerhin sind diese letzteren nicht zu unterschätzen, sie erreichten uud
erreichen zwar nichts unmittelbar Praktisches, aber sie machen Stimmung
für alle diejenigen Bestrebungen der Staaten, welche darauf abzielen, an
Stelle kriegerischer Losung vo» Streitfragen internationaler Art die fried-
liche Ausgleichung treten zu lassen; man könnte vielleicht sagen, sie wirken
ähnlich, wie die deutfchen Schützen-, Sänger- und Turnerfeste in den fünf-
ziger und sechziger Jahren vor 18(i6 wirkten: sie lösten die deutsche Frage
nicht, hielten aber den Gedanken der deutschen Einheit hoch und machten
weite kreise des deutschen Volkes empfänglich für die Idee der Einigung.
Schiedssprüche statt der Schlachten, Schiedsgerichte statt der Heere
sollen die Vülkerstreite entscheiden — das ist es, was jene Eongresse an-
streben. Es darf nicht übersehen werden, das; in der Thnt dieses ein Weg
ist, auf welchem die Kriege vermindert werden können, nnd daß wirklich die
Negierungen bis zu einem gewissen Grade geneigt sind, in einzelnen Fällen
diesen Weg zu beschreiten. Die Bahn hierzu haben aber den Staatshäuptern
und den Negierungen, welche sich namentlich in den letzten zwanzig Jahren
fehr häufig entschlossen, völkerrechtliche Streitfragen einem Schiedssprüche
zu unterwerfen, nicht jene Friedenscougresse geebnet, fondern die juristischen
Schriftsteller; bis auf Hugo Grotius, den wissenschaftlichen Begründer
des modernen Völkerrechts, reichen die Aeußerungen der Völkerrechtsliteratur
zurück, welche den Weg zum Schiedsgerichte weisen und das Wie der Ent-
scheidung rechtskundig zu regeln versuchen. Jedes Hand- oder Lehrbuch des
Völkerrechts giebt hiervon Kunde und nennt die Neihe glanzvoller Namen
der Männer, die sich von Grotius au mit der Negelung des schiedsrichter-
lichen Progresses der Staaten eifrig und verdienstvoll beschäftigen; man ver-
gleiche die Nachweifungen bei Nulmerincg (a. a. i?. S. 56ss.), bei Nivier
«Völkerrecht 1889 S. 350), die neuesten Schriften von Nevon (I'nrbiti-assß
international, ?nri8 189ii) und Dreyfus (desselben Titels und Datums),
über die Nivier im Eentmlblatt für Nechtswissenfchaft (XII. 210 ff.) kürzlich
berichtet hat. (Vergl. auch Gareis' Institutionen des Völkerrechts, Gießen

1888 8 78). Das „Institut für Völkerrecht" <lN8titut 6e clroit
international), eine sich durch Eooptation ergänzende akademische Vereinigung von Theoretikern und Praktikern des Völkerrechts aus Ländern der ganzen Erde, hat gleichfalls das Verdienst, den Gedanken schiedsrichterlicher Entscheidungen der internationalen Streitfälle gefördert zu haben, insbesondere dadurch, das; es 1875 zu Haag einen von seinem Mitgliede L. Goldschmidt (Berlin) ausgearbeiteten und auf das Sorgfältigste begründeten Entwurf eiues Reglements für den schiedsrichterlichen Proceß angenommen hat. (Kevus 6« «iroit iutsrnatiunal Nd. VI. S. 421 ff. ^nnuair« 6o I'institut 6y äroit inwrnational. Vd. I. S. 126ff.)
Die Staaten zu veranlassen, alle ihre Streitigkeiten einein Schiedsgerichte zu unterbreiten, oder wenigstens möglichst viele derselben, und sie anzuhalten, dem Spruche dieses Gerichtes sich zu fügen, — das ist es, was nun noch angestrebt wird mit allen erdenklichen Mitteln juristischer uud politischer Art, das ist es, was — ich will sogleich hier meine eigene Meinung verrathen — niemals gänzlich erreicht werden wird, noch — meine ich — auch kann und soll, was aber sicher des Strcbens aller Besten werth ist; es ist hier nicht der ^rt, zu schildern, wie ^orimer eine internationale Gesetzgebung und sogar eine internationale Zwangsvollstreckung (mittels international einzuschwürender Truppencontingenteü) zu jenem Zwecke befürwortet, Ideen, die ganz unpraktisch sind, weil sie mit der unumstößlichen Souveränität der Staaten schlechterdings unvereinbar sind; ferner wie E. de Lavelene in juristisch viel correcterer Weise einen Völkergerichtshof gewissermaßen im Anschluß au die Nluntschli'sche Idee der Eodification des Völkerrechts, also durch Verallgemeinerung des völkerrechtlichen Vertrages überhaupt und des Schiedsvertrages insbesondere, empfiehlt; noch auch kann hier auf die detaillirten Vorschläge eingegangen werden, welche der Moskauer Professor des Völkerrechts Graf Kamarowski zur Vegründuug eines aus vier Departements zusammenzusetzenden permanenten Gerichtshofs, welcher über alle Fragen des internationalen Rechts (auch des internationalen Privatrechts) entscheiden solle, ausgearbeitet hat, — eine gute Kritik der Gedanken Lorimers, Laveleyes nnd Kamarowskis giebt Eugen Schlief in einer nun des Näheren zu besprechenden, zunächst an diese drei Schriftsteller anknüpfenden völkerrechtlichen Studie: Ter Friede in Europa (1892). Schlief referirt und kritisirt aber nicht blos, sondern conferirt auch selbst positiv; die Eigenart seiner Eonstrnction liegt darin, daß er die Grundlage untersucht, auf welcher ein allgemeines obligatorisches, schiedsgerichtliches Verfahren unter den europäischen Staaten aufgebaut und durchgeführt werden könne, und als solche Grundlage das „natürliche Staatensystem" der europäischen Staaten erkennt.
Wie nämlich der einzelne Staat oder der Staat an sich dadurch gebildet wird, daß instinctiv — mit Naturgewalt — die Menschen zusammentreten, zusammenstehen nnd diese ihre natürliche Vereinigung unter dem

gleichzeitigen Einflüsse der Rechtsidee neben dem Associationstriebe organisiren, so bilden thatsächlich und naturgemäß die europäischen Staaten eine Gesellschaft, einen Staatsverein, welcher nicht eine willkürliche, aus Zweckmäßigkeitsgründen gewollte Schöpfung, sondern ein natürliches Product der durch die bisherige Eultureutwickelung bedingten Sachlage selbst ist — Schlief nennt diesen Staatenuerein das europäische Staatensystem; an irgend einem Punkte ihrer Entwicklung wird den Staaten bewußt, daß sie unter der Ordnungsidee (Rechtsidee» stehen und durch diese natürlich an einander gebunden sind, bei und trotz aller Souveränität des einzelnen; sind die Staaten zu diesem Bewußtsein gelangt, so wird nicht etwa das Etaatensystem erst entstehen — dieses besteht dann schon lange, heute schon — wohl aber wird es sich dann constituiren, juristisch confolidiren, das vorher instinctive Zusammen- und Nechtsleben wird von da an, wie analog bei einer vrämeditirten Staatenbildung, als Rechtsleben declarirt: es findet ein Abkommen statt, welches, wie Schlief meint, nicht als ein beliebiger völkerrechtlicher Vertrag, fondern als „der Völkerrechtsvertrag" aufgefaßt werden muß, nämlich als die „begriffliche Grundlage des internationalen Rechts überhaupt" gelten foll und „der aber nicht in der Willkür oder dem Belieben der Eontrahenten, sondern in der Rechtsidee selbst seinen Ursprung hat," — ich wiirde vorziehen, statt dieser zwischen Vertrag und Nichtuertrag oscillirenden Erörterung positiv zu sagen: an einem bestimmten Zeitpunkte werden und müssen mit Naturnothwendigkeit die Staaten sich zufolge der gewachsenen Kraft der Rechtsidee entschließen — und zwar jeder für sich, felbstständig und in dauerndem Fortbesitze feiner Souveränität — materiell und auch formell anzuerkennen, daß ihr Verkehr und Zusammenleben unter der Herrschaft der Rechtsidee stehe und daß somit jeder Streit unter ihnen rechtlich ausgetragen werden müsse — dies mein Wort für Schliefs Gedanken.

Wenn es dann so weit gekommen ist, daß die Staaten Europas die Herrschaft des Rechts über sich anerkennen, und wenn die äußeren Verhältnisse der Staaten, insbesondere ihre Gebietsausdehnung feststehend geworden sind < Erfordernis; der Stabilität, von Schlief ausführlich erörtert), so hat das formell grundlegende Abkommen, der Völkerrechtsgrundvertrag sozusagen, hauptsächlich die Bedeutung, das Streitverfahren zu regeln, in dem die Staaten ihre völkerrechtlichen Differenzen zum Austrag zu bringen haben werden. Schlief giebt die Grundzüge dieser Proceßregelung an, indem er acht Fragen aufstellt und beantwortet.

Wie müßte sich der in diesem Ttreitverfahren urtheilende Gerichtshof äußerlich gestalten? Richter sind alle europäischen Eulturstaaten <„zwergenhafte Gebilde" sind ausgeschlossen», die wechselnde Präsidialmacht beruft das Gericht, welches nicht permanent versammelt sein soll, sowie ein Staat dies verlangt; will der beklagte Staat den Rechtsweg nickt beschreiten, und ebenso, wenn keiner der streitenden Theile sich dein Rechte fügen will, so müßte dies nach Schliefs Meinung den ganzen übrigen Welttheil unter die Waffen

rufen, und mit völliger Sicherheit müßte der widerspenstige Staat unter-
liegen, wie ein Verbrecher von der für das Recht streitenden Staatsmacht
unterworfen wird. Daß alle Staaten das Schwert ziehen und den Kampf
um's Neckt größten Stils unzweifelhaft gemeinfam und siegreich führen,
kann phantastisch, zu idealistisch, zu optimistisch gedacht genannt werden, aber
es ist consequent gedacht, nämlich wenn wirklich alle Staaten in der Wahrung
des internationalen Rechts eine oder die erste Eulturaufgabe des staatlichen
Gebens erblicken; dann nämlich werden sie beim flagranten Volkerrechtsbruch
mit derselben (Gewißheit einschreiten, wie jeder einzelne Staat gegen große
und kleine Verbrecher in seinem Gebiete mit seiner Strafrechtspflege ein-
fchreitet, ja, wie jeder anständige Mensch, wenn er die vhm'ische Kraft dazu
hat, verbrechen- oder fluchtverhinderrd einschreitet, wenn er auf frischer Dhat
wahrnimmt, wie ein Anderer eine Rothzucht oder einen Taschendiebstahl zu
begehen sich unterfängt. Die Folge und Folgerung ist nicht cmffallcud, es
fragt sich nur, ob jemals im Verkehr der Staaten untereinander die Rechts-
idee zu jener starken Herrschaft gelangen wird, wie sie sie im Verkehr der
Einzelnen innerhalb eines jeden einzelnen Staates, — wohl hauptsächlich
eben wegen der Macht dieses selbst — regelmäßig ausübt. Schliefs Staaten-
snstem setzt aber überall dieses voraus, und trifft diese Voraussetzung zu,
so ist die Durchführbarkeit seiner weiteren Vorschläge kaum erheblich zu
bezweifeln.

„Wie ist der international entscheidende Gerichtshof zu constituiren?"
fragt Schlief weiter und faßt die Antwort dahin, daß unter dem Einfluß
der zwingenden Kraft der politischen Moral, die für den Staat viel mächtiger
zu sein scheint, als die subjective Moral für jeden Einzelnen, die europäifchen
Staaten felbst die unabhängigen Richter, die streng objeetiv-rechtlich ent-
scheidenden Mitglieder ihres Völkerrechtsgerichts sein werden; es soll jedoch
nicht allen Staaten nur Eine Stimme oder jedem die gleiche Stimmzahl,
sondern nach der Bedeutung, Macht u. s. w. der Staaten dem einen mehr,
den« anderen weniger Stimmen im Gerichtshofe zustehen. Schlief weist
auf verschiedene Möglichkeiten der Stimmenbewerthung hin, vor Allem auf
folgende: Die vollkommen „zwerghaften Gebilde" scheiden wie erwähnt aus;
Serbien, Griechenland, Bulgarien, Dänemark und die Schweiz <d. h. die
Mächte dritten Ranges) haben je eine, zusammen also fünf Stimmen, die
Mächte zweiten Ranges: Holland, Portugal, Rumänien, Belgien und
Schweden, Norwegen je 2, zusammen also 10, und die Mächte ersten
Ranges: Spanien, Italien, England, Frankreich, Oesterreich, Dentschland
und Nußland je 3, zusammen 21 Stimmen. Man wird über die Be-
werthung im Einzelnen uud über die Ausschließung der Türkei, welcher
Schlief keinerlei Berechtigung, in« europäifchen Völkerconcerte mitzuwirken,
zugesteht, streite» tonnen.

Die weiteren Fragen sind verhältnißmäßig einfach zu beantworten. Be-
züglich der Vertretung der richtenden Staaten im Gerichtshofe wird eine

Einrichtung vorgeschlagen ähnlich den: Bundesrat!) des deutschen Reiches,
nur mit wechselndem Sitze. ?ie Competenz des Gerichtshofes soll sich auf
alle völkerrechtlichen Streitsachen erstrecken, selbst auf „Bagatellsachen", schließt
aber die Bestelluug besonderer Schiedsgerichte für einzelne Streitfälle ebenso
wenig aus, als durch die Eompetenz der ordentlichen Gerichte eines Landes
Schiedssprüche ausgeschlossen sind. Tic Verhandlung soll öffentlich sein,
die Abstimmung der Gerichtsmitglieder ebenfalls öffentlich, aber nach Be-
richt und constitutioneller Instruction derselben durch die Negierung, statt-
finden. Die Appellation ist ausgeschlossen, eine Erecution des Nichtersvruches
ist nicht besonders vorzusehen: gegen den sich nicht fügenden Staat tritt der
Kampf aller anderen ein; die Staaten verpflichten sich in dem Völkerrechts-
grundvertrage, die eouttimaoia wie den Friedensbruch als ««8U8 dslli für
sich alle aufzufassen und demgemäß einzuschreiten, — man sieht: ganz ohne
Krieg kommt die Menschheit auch nach Schliefs Vorschlägen nicht aus, er
bleibt die ultima ratio, auch hier heißt es also: das letzte Heil, das Höchste
liegt im Schwerte!

Auf die wesentlich positiveren fragen, insbesondere die Art, wie sich
Eugen Schlief die Lösung der orientalischen Frage vorstellt, soll hier nicht
eingegangen werden, ebenso wenig hat es Sinn, hier über Einzelheiten zu
streiten. Taß ich mit manchen Anschauungen Schliefs, z. B. mit feiner
Auffassung der BismurFschen Politik, nicht einverstanden sein kann, geht
aus meiner völkerrechtlichen Publication hervor und braucht hier nur er-
wähnt zu werden, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß die Meinungs-
verschiedenheit im Einzelnen und selbst in großen Fragen nichts an der
Werthschätznng des Schlief'schen Buches ändert: es steht auf der Höhe der
Zeit, die humanen und juristischen Bestrebungen, das Verhältnis; der Staaten
untereinander juristisch und friedlich zu gestalten und diese Gestaltung zu
sichern. Tarum lehnt sich die Betrachtung der „Friedensbestrebungen unserer
Zeit"*) an das Schlief'sche Wert an und findet in der Schilderung des
Schlief'schen Tvstems ihren Abschluß.

*) Ter Friede in Europa. Eine völkerrechtlich-politische Ttudic. Von Dr. jur. Hugen
Tchlief. Leipzig. Verlag von Veit K, Comp. 18Ü2. XVI und 511 Teilen in 8. —

Gin Realist des Rechts.

(Rudolf von Ihering.)

von

Ernst Mamroth.

— Vreslau, —

ur der Irrthum ist das Leben" und dann ein arohes Fragezeichen
dahinter, so schrieb mir Rudolf von Ihering vor aclit Jahren
unter die Zueignung einer kleinen Broschüre, die gerade aus
den, Druck kam, als ich mich von ihm verabschiedete. In der That, sein
Leben mar recht eigentlich ein Kampf gegen dieses Echiller'sche Kassandra-
Wort und, da es bekanntlich mehr der Irrthümer als der Wahrheiten giebt,
sein Schaffen fast durchweg ein herzhaftes, ehrliches Streiten. Ter Titel
seiner in weiteren Kreisen wohl am meisten bekannt gewordenen Vroschüre
war zugleich das Motto seines Lebens: „Der Kampf um's Recht."

Was aber die Hauptsache war, er kämpfte nicht um Worte, wie nur
zu häufig die moderne juristische Polemik, auch nicht um eigenen wissen-
schaftlichen Nnhm und Ehre. Wenn er die Stimme erhob und die scharf-
gefchliffene Feder ansetzte, so geschah es wirklicher Lebensinteressen wegen,
und da sich die menschliche Interessensphäre aus einer unendlichen Fülle
einzelner ineinandergreifender Momente zusammensetzt, so war ihm nichts
zu klein, aber auch nichts zn gros; und zu hoch, um darüber nachzudenken
uud zu seiner Begründung oder für feine Gestaltung das Wort zu nehmen.
Ein von österreichischen Gerichten abgeurtheilter Fall nächtlicher Ruhestörung
eines Gelehrten durch die musikalische Tanzunterhaltnng des Stubcmniethers
dictirte ihn: einen trefflichen Aufsah über das „NachbarverlMnist" (Jahr-
bücher für die Togmatik :c. Nd. XXIII); aus den Zehn- und Zwanzig-
pfennigstücken, die in die allzeit offenen Hände der Kellner und Kutscher
fliesten, prägte er das lautere Gold einer kleinen Vroschüre über „das Trink-

geld", und als die Bestrafungen der ersten unglücklichen Opfer der „Un-
übertragbarkeit der Eisenbahnretourbillets" ruchbar wurden, da erhob er in
einein geistvollen Aufsätze in der „Gegenwart" lauten Protest gegen diese
Auffassung. Die „Jurisprudenz des täglichen Lebens" nannte er selbst
eine zuerst in den sechziger Jahren und dann vielfach von Neuem aufgelegte
kleine Sammlung von Rechtsfragen, die, an Vorfälle des gewohnlichen
Lebens anknüpfend, dem Juristen die reichste Anregung bieten und deni
Laien eine überraschende Vorstellung davon gewähren, wie jede seiner all-
täglichen Handlungen unter den Gesichtspunkt einer rechtlichen Erheblichkeit
fallen. Welchen Eontract gehe ich mit der Theaterdirection ein, wenn ich
mir ein Nillet löse? Bin ich zum Schadenersatz verpflichtet, wenn ich auf
einem Balle meiner Tänzerin die Schleppe abtrete? Darf ich einen fremden
Hut benützen, den ich in einem Restaurant aus Versehen mit dem meinigen
vertauscht habe? Dies einige Proben aus den Hunderten mit Geist und
Geschmack ausgewählten Fällen.

Die vornehme zünftige Wissenschaft hat oft die Achseln gezuckt über
Ihering, und dies und noch ein Anderes, worauf ich später zu sprechen komme,
mag auch die Ursache gewesen sein, warum es verhältnißmäßig rasch still
geworden ist über ihn in der Presse, nachdem man den rastlosen Kämpfer
zur ewigen Ruhe gebettet hatte. Erst die Veröffentlichung mastloser Angriffe
gegen den Tobten rief als Reaction einige Entgegnungen feiner Freunde
hervor.

Im Allgemeinen aber hat man wohl die Daten seines Lebens ge-
wissenhaft zusammengetragen und den üblichen Nekrolog über dem frifcheu
Grabe gesprochen, nirgends jedoch, soweit ich sehe, auch uur annähernd
deni deutschen Volke zum Bewußtsein gebracht, was es besessen und was es
verloren an Rudolf von Ihering.

Ein Einziges habe ich vielfach als Eharakteristicum seines Schaffens
aussprechen hören, und das war falsch. Man pflegt ihm nachzurühmen, er
habe die Rechtswissenschaft „populär" gemacht, und meint damit doch nur,
das; er über populäre Dinge geschrieben hat. Als ob man nicht über einen
ganz gemeinen Schnupfen sehr unpopulär wissenschaftlich und über das wissen-
schaftliche Problem der Iellenbildung sehr populär schreiben könnte!

Von allen Wissenschaften eignet sich die Rechtswissenschaft am aller-
wenigsten zu populärer Behandlung. Ihre im abstracten Denken wurzelnden
Begriffe, ihre Ansprüche an die Bildung einer streng logisch ineinander-
greifenden Gedllnkenreihe widerstreben nun einmal dem Fassungsvermögen
der großen Menge. Eine Frage „populär" behandeln, heistt aber sie dem
„rios»ulu8", der Allgemeinheit, verständlich machen. Ihering hat dies auch
niemals angestrebt, er hat, wie nur jemals ein Geistesaristokrat, gewußt,
daß man das Volk nicht mit Eauiar speist, und ist sich klar darüber ge-
wesen, daß er das Publicum für seine Werke nnr unter einer vorgebildeten
Minderheit zu suche» habe.

Aber allerdings so eng hat er den Kreis nicht gezogen, daß er nur
für Juristen und nur Juristisches schreiben wollte. Das ließ die Vielseitigkeit
seines Geistes und die nichts Menschliches sich fremd wähnende Mannich-
faltigkeit seiner Interessen nicht zu.
Die Grenzen der Facultäten hatten für ihn keine Heiligkeit, und sogar
ein paar Novellen sollen nach kürzlich veröffentlichten Briefen zu feineu
Ingendverirrnngen zählen.
Merkwürdig, wie fehr das Milieu, in dem er lebte uud arbeitete,
diese Individualität wiederspiegelte! In der Mitte seines Arbeitszimmers
ein offener Flügel mit einein Heft Veethoven'scher Sonaten auf dem Pult,
auf der Chaiselongue iu der Ecke ein aufgeschlagener, offenbar gerade am>
der Hand gelegter, neuer Roman, ich glaube von Spielhagcn, und am Fenster
der Arbeitstisch bedeckt mit ehrwürdigen Folianten und einer Unmasse
einzelner Zettel, Notizen und Vorarbeiten zum „Geist des romischen Rechts",
— das war das eigenartige Stillleben, das ich vorfand, als ich zum ersten
Male in seinem Arbeitszimmer auf den Abwesenden wartete.
Die zünftigen Iuristenkreife haben ihm feine Eigenart viel verdacht.
Tic haben ihm unwissenschaftliche Schreibweise vorgeworfen, weil er an die
Stelle eines verstaubten, langweiligen, geheimnißvollen Juristendeutsch eiueu
vornehmen, fesselnden uud dabei krystallklaren Stil sehte, und sie haben
„Zersplitterung" genannt, was Vielseitigkeit war, und worin recht eigentlich
seine große Bedeutung liegt. Das war's ja gerade, was ihn befähigte,
über das <1u8 hinaus mitten in's Leben hineinzugreifen. Nicht wie ein
einsamer isolirter Thurm mit Winkeln und Ecken und geheimnißvollen
Schlupfwinkeln sollte sein System des Rechts in die Welt hineinragen,
sondern ein schlichtes, aber festes und wohlgefügtes Haus sollte es werde»,
das mitten unter den anderen zum Wohnen einlädt und sicher auf grund-
wasserfreiem BauplaK steht. Und deshalb griff er nicht nach luftigen
abstracten Begriffen, sondern nach der Realität des Tages. Erlebtes, nicht
bedachtes, wirkliche Thatsachen und Beobachtungen waren seine Bausteine,
und so von. Einzelnen zum Ganzen, vom Besonderen zum Allgemeinen auf-
steigend, schuf er — ein Kind feiner realistischen Zeit — für das Recht ein
neues gigantisches System, ein System, das nur einmal seines Gleichen
gefunden, als Darwins unerbittlich zermalmendes EausalitätsgeseK dem Iabr-
bundert den Stempel aufprägte.
Ihering nannte sein System den „Zweck im Recht", und die beiden
Bände, die diese Aufschrift tragen, nicht fein „Geist des römischen Rechts"
sind das eigentliche Werk und Facit seines Lebens. Leider bieten sie nur
ein Bruchstück des gewaltigen Ganzen, und wenn in der Hauptsache der
Grund dafür darin liegt, daß Ihering in schon vorgeschrittenem Alter an
ein Wert ging, das groß genng war, die Schaffenskraft eines ganzen
Menschenlebens zu erschöpfen, fo trägt doch einen Theil der Schuld auch
die Art, wie er arbeitete. Er selbst betlagt dies oft und schreibt zum zweiten

Bande an Glafer und Unger, von denen er sich schwer getrennt hatte, als er, durch den „Wunsch und das Bedürfnis; nach geistiger Sammlung bestimmt", das geräuschvolle Wien mit dem stillen Hattingen vertauschte: „Leider ist selbst trotz der geeigneten Lebensatmosphäre, die ich hier vorfand, mehr als ein Tecennium vergangen, bis der zweite Band das Licht der Welt erblickt hat, — vor nur steht noch der dritte und die Vollendung des Geistes des romischen Rechts, eine Mahnung, die schwer auf mir lastet und die mich immer von Neuem die langsame Art meines Arbeitens schmerzlich empfinden läßt." Die „langsame Art" seines Arbeitens — das ist kaum der richtige Ausdruck. Er arbeitete nicht laugsam, sondern die Arbeit wuchs riesengroß unter seinen Händen, theils weil er meist unbegangene Wege ging, auf denen ihm Schwierigkeiten und Hindernisse begegneten, die er nicht erwartet, theils weil ihm völlig die Fähigkeit kleiner Geister fehlte, auf Treu und Glauben etwas für richtig anzunehmen, nur darum, weil es bisher als richtig gegolten hatte. Ich weiß nicht, wie er sich zu Nietzsche verhalten hat, aber eine Verwandtschaft der beiden Geister ist nicht zu verkennen. Wie Nietzsche, hat er nicht die mindeste Hochachtung vor Worten, mit denen die nachbetende Indolenz der Zeiten unverstandene und unklare Vegriffe zu conserviren pflegt. Er ging stets bis auf den Grund, und dadurch kam er, es trivial auszudrücken, vom Hundertsten in's Tausendste. Tie größten seiner Werke lassen dies auf's Teutlichste erkennen.

Ten „Geist des römischen Rechts" hat er wohl selbst ursprünglich als sein Lebenswerk betrachtet. Aber im dritten Bande desselben, in dem er, abweichend von der herrschenden Meinung, den Begriff des Rechts im subjectiven Sinne nicht auf den Willen, sondern auf das Interesse gründete, fab er sich genöthigt, zur Rechtfertigung uud Verwerthung dieses Gesichtspunktes den Zweck in's Auge zu fassen. Statt aber auf der Grundlage dessen fortzuarbeiten, was Andere fchon über den Zweckbegriff geforscht und geschrieben, ging er selbst daran, das Problem »d ovo zu lösen. Er packte die in einem Menschenalter gesammelten Materialien für den „Geist des römischen Rechts" vorläufig zufammeu nnd ging guten Mutlis an ei» völlig neues Werk, den „Zweck im Recht". Aber als er dieses soweit gefördert hatte, daß ein erster Band von 570 Seiten vorlag, da lief ihm der Begriff des Sittlichen in den Weg. Ihn wollte er in einem neuen Eapitel begründen, allein wiederum erwuchs zu einem Ganzen, was er sich nur als Theil vorgestellt hatte. „Eine Frage rief die andere hervor" — berichtet er selbst — „und wenn ich meinem Grundsatz treu bleibe» wollte, keiner einzigen Frage, derm Beantwortung durch den Zusammenhang des Ganzen geboten war, auszuweichen, so blieb mir keine Wahl, ich mußte meinen Weg bis zu Ende fortsetzen. Von der Sittlichkeit ward ich zurückgeworfen auf die Sitte, ich mußte Rede und Antwort stehen, wie letztere sich von der Moral unterscheide, und wie sie zu ihrem Tlieil die Aufgabe, welche das Recht und die Moral in der sittlichen Weltordming zu be-

schassen haben, unterstütze und fördere, und von der Sitte mußte ich erst die verwandte Erscheinung der Mode abheben, die ihrerseits mich wiederum nüthigte, ihren Gegensatz zur Tracht zu bestimmen." Und so entstand ein zweiter Band voni „Zweck im Recht" von 716 Seiten, der eigentlich ein eignes neues Werk ist über „Sittlichkeit und Sitte" und der doch nach der Anlage des Ganzen nur ein Eapitel des „Zwecks ini Recht" sein sollte, wie dieser nur ein Abschnitt im „Geist des römischen Rechts".

Ein unerbittliches Schicksal hat den soweit gezogenen Faden hier jäh durchschnitten. Er ist zu fein und complicirt gesponnen, als daß eine fremde Hand ihn weiter führen fällte. Und fo ist uns, richtig verstanden, nicht eines Werkes Torso zurückgeblieben, sondern drei Fragmente; denn auch die dritte Abtheilung über Sittlichkeit und Sitte ist nicht vollendet.

In den, ersten Fragment ist Ihering noch ganz Jurist, in den beiden anderen viel mehr Philosoph. Als Dilettant auf diesem Gebiet ist er, wie er selbst schreibt, an die neue Aufgabe herangetreten, als ein Meister hat er sie gelöst. Denn wenn er seine Untersuchungen auch nicht zu Ende geführt hat, so ist doch aus dem, was er uns gegeben, und aus dem Vorwort, mit dem er es begleitet, das gewaltige Princiv des Ganzen klar genug, um überzeugend zu wirken und Fundament für eine neue Lehre zu werden.

Ter im eminenten Sinne realistifche Grundgedanke des Werkes — ich halte mich im Nachstehenden fo weit wie möglich an Iherings eigene Worte — besteht darin, das; der Zweck der Schöpfer des gesummten Rechts ist, daß es keinen Rechtssatz giebt, der nicht einem Zweck, einem praktischen Motiv seinen Ursprung verdankt. In dem Zweck steckt der Mensch, die Menschheit, die Geschichte; kein Handeln ohne Wolle», kein Wollen ohne Zweck. Ter Wille ist die schöpferifche Kraft in der Welt, aber der Hebel diefer Kraft ist der Zweck. Ter ursprünglichste Zweck beschäftigt sich nur mit dem eigenen Ich, und da man beim Menschen die ausschließliche Willensrichlung auf das eigene Selbst den Egoismus nennt, so ist der Egoismus die erste Triebfeder alles Handelns. Aber auch die Natur, die Welt, die Menschheit, die Gesellschaft erreichen ihre Zwecke nur durch dm Egoismus des Einzelnen. Wodurch? Tadurch, daß sie denselben bei ihren Zwecken mitinteressirt, baß sie ihm eine Prämie aussetzt für den Fall, daß er thut, was er soll: die Lust, und eine Strafe androht, wenn er nicht thut, was er soll, oder thut, was er nicht soll: den Schmerz.

Neide hinweggedacht oder mit einander vertauscht, den Schmerz auf die Ernährung und die Lust auf das Sterben gesetzt, — und das Menschengeschlecht wäre mit der ersten Generation untergegangen. Ter ursprünglichste Zweck der Menschen war, sich selbst zu erhalten, die „physische Selbstbehauptung"; die Sorge für den kommenden Tag aber fchuf als zweiten Zweck den der „ötonomifchen Selbstbehauptung". Sie wurde zum praktifcheu Motiv des „Vermögens", d. h. des auf Gewinnung und Aufspeicherung der erst in Zukunft nöthig werdenden Unterhaltungsmittel gerichteten Strebens,

und der Zweck des physischen und ökonomischen Egoismus zusammen trieb
weiter zum „Recht", denn ohne Recht keine Sicherung des Lebens und keine
Sicherung des Vermögens. So entstanden die ersten subjectiuen Rechte,
d. h. Formen, in denen das Recht im objectiven Sinne diesen beiden Inter-
essen seinen Schutz gewährt.
Je mannichfaltiger deshalb die Gestaltung menschlicher Interessen wurde,
desto mannichfaltiger gegliedert gestaltete sich das Recht, denn wie die Organe
der Lebewesen sich den Zwecken anpassen, für die sie die Natur bestimmt
hat, so bildet sich auch das Recht nach dem Grundgesetz einer Art ßeuei-atio
»sczuivoog, aus sich selbst heraus zur Befriedigung derjenigen menschlichen
Zwecke, für die es gebraucht wird. Wo also Bedürfnis; für einen Rechts-
schutz vorhanden ist, da entsteht auch ein Recht, und wo umgekehrt ei« Recht
besteht, da wird die Forschung auch einen Zweck finden, dem er sein Dasein
verdankt.
Und wenn der Zweck die Quelle alles Rechtes gewesen, so bildet
die Zweckmäßigkeit die Aufgabe eines jeden Rechtes. Nicht um feiner
selbst willen ist das Recht da, sondern als Mittel zur Verwirklichung der
menschlichen Zwecke. Und nicht die haarscharf logische Anwendung starrer
abstracter Rechtssätze, sondern die Anpassung der Rechts an die realen
Lebensverhältnisse ist wahre Jurisprudenz. Das „tiat ^usritia, psi'eat
iuuuäu.8" hat keinen Raum in diesem System, denn Zweck der Gerechtig-
keit ist es ja gerade, die Welt zu erhalten.
Da aber die Zwecke des Rechts nicht immer klar genug auf der Hand
liegen, um dem kurzsichtigen Auge des Einzelnen erkennbar zu sein, so be-
darf es treibender Kräfte, die die Verwirklichung der Rechtszwecke ermög-
lichen und bedingen. Solche Triebfedern sind in erster Reihe die egoisti-
schen Hebel jeder socialen Bewegung: Lohn und Zwang, in zweiter aber
die ethischen: Pflichtgefühl und Liebe. Den beiden Letzteren gemeinsam ist
der Begriff des „Sittlichen". Er tritt da ein, wo das Leistungsvermögen
des niederen Egoismus erschöpft ist, er dient zur Verwirklichung der Nechts-
zwecke, wo Lohn und Zwang ihre bestimmende Wirkung versagen. Aber
sieht man recht zu und geht man den Zwecken nach, denen der Begriff
des „Sittlichen" im Recht entstammt und die er verfolgt, so findet man,
daß er nichts Anderes ist, als eine Art höherer Egoismus, desjenigen nämlich,
der nicht mehr das kleine individualistische „Ich" als Mittelpunkt ansieht,
sondern der das Individuum als Theil der menschlichen Gesellschaft erfassen
uud der begreifen gelernt hat, daß das Individuum seinen eigenen Zwecken
auch dient, wenn es zur Verwirklichung derjenigen Nechtssätze mitwirken
hilft, deren Zweckfubject die menschliche Gesellschaft in ihrer Gesammtheit ist.
Gelangt die Ihering'sche Theorie in consequenter Verfolgung dieser
Gedanken zu der Schlußfolgerung, daß alle Nechtssätze und Rechtseinrichtungen
ohne Ausnahme praktischen Motiven ihren Ursprung verdanken, daß sie lediglich
Niederschläge der historischen Erfahrung sind, daß kein angeborenes Rechts-

gefühl den Menschen verhindert, zu morden und zu rauben, sondern nur die Erfahrung, daß dabei ein Gemeinleben nicht bestehen kann, daß die Idee des Eigenthums, der Ehe, des Staates gerade so gut ein historisch gewordenes Zweckvroduct ist, wie die Vorstellung eines Kochtopfes, eines Schiffes und einer Dampfmafchine, so mußte sich ihm das Verhältnis; der objectiu sittlichen Ordnung und des subjectiv sittlichen Gefühls gerade umgekehrt darstellen, wie der herrschenden Theorie. Ihr ist die dein Menschen immanente Sittlichkeit die Quelle, aus der die gesellschaftliche Rechtsordnung erwächst. Nach Ihering haben praktische Zwecke die Rechtsordnung hervorgebracht und das Gefühl praktischer Unentbehrlichkeit sie erhalten. Erst aus dieser durch den praktischen Zweck geschaffenen Welt heraus hat sich — als Product — das subjectiv sittliche Rechtsgefühl gebildet. Er hat einfehen gelernt, daß die drei gesellschaftlichen Imperative, auf denen alle Ordnung beruht: Recht, Moral und Sitte, nothwendig sind zur Erhaltung des Individuums und der Gattung, und nun es zu Gräften gekommen ist, erhebt es selbst seine Stimme, „um dasjenige, was es in der Welt gelernt hat, an der Welt zu verwerthen, den Maßstab, den es ihr auf dem Wege der unbewußten Abstraction allgemeiner Grundsätze entlehnt hat, auf sie felber zur Anwendung zu bringen, d. h. die Anforderung zu stellen, daß fie die Principicn, welche sie bisher nur unvollkommen erkannt hat, vollkommen durchführe — es ist das >iind, das, wenn es herangewachsen, die Mutter nach ihren eigenen Lehren meistert".

Daß diese Auffassung bei den Vertretern der transcendenten Idealität des Rechts auf heftigen Widerstand stoßen mußte, ist selbstverständlich; auffällig ist aber, daß auch die cnngeniale Erfassung Köhlers in Iherings Wert nur „die letzte bemerkenswerlhe Erscheinung des Positivismus einer Rechtswissenschaft" erblickt, „die ohne genügende philosophisch-historische Vertiefung die Welträthfel des Rechts zu lüseu versuchte". Gegen solche Neurtheilung wollte sick, Ihering verwahren, wenn er seine Kritiker in der Vorrede zum zweiten Bande bat, zu deu Ansichten, die er vertritt, erst Stellung zu nehmen, wenn das Wert fertig vorliegt. Er sieht es voraus, daß er mißdeutet weiden würde, besonders bezüglich seiner Zurückführung des Sittlichen auf den Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Militarismus. „Man wird ihn mit dem abgestandenen, öden, individuellen Militarismus verwechseln," schreibt er, „und mich schlankweg zum Militaristen im letzteren Sinne stempeln, bis im dritten Vande die Partie über die etlnscke Selbstbehauptung und den ethischen Idealismus zeigen wird, daß noch Niemand bisber die Fahne des ideal Sittlichen, wenn auck nicht so lioch gehoben, so doch auf so festem Gruude befestigt hat wie ich." Mick dünkt, das follte als Leitfaden auch für die Venrtheilung des Torsos gelten, um so mebr, als schon dieser auch mit dem Vegriffe der Göttlichkeit sich so auseinandersetzt, daß ihm nicht wobl der Kohler'sche „Kampfruf gegenüber der Verkehrnng unserer höchsten Bestrebungen" nl gelten brauckte. „Ich erkenne Gott als letzten Grund alles

Sittlichen an" — schreibt Iheriug im neunten Eapitel — „so wenig ich mir die Welt ohne Gott zu denken vermag, so wenig die sittliche Weltordnung ohne ihn. Aber ein Anderes ist, ob Gott letzter Grund oder Schöpfer des Sittlichen, oder ob er Zwecksubject desselben sei. Dies ist er nicht, denn dies Hiesie behaupten, dasi er in seinein Dasein bedingt sei durch die Verwirklichung des Sittlichen von Seiten des Menschen — eine Behauptung, die mit der Vorstellung eines höchsten Wesens unvereinbar ist."

Lassen sich so mit ganz weiter Zusammenfassung die großen grundlegenden Gesichtspunkte des Werkes sammeln, so ist es hingegen völlig unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes eine annähernde Vorstellung von der unerschöpflichen Fülle der Gedanken zu geben, die im Einzelnen, sei es als Belege für die Richtigkeit des Systems, sei es als beiläufige Anregungen, das Buch durchsetzen. Dicke Folianten könnten die juristischen Kärrner schreiben, wenn sie die Schnitzel sammeln wollten, die bei diesem Vau eines Königs im Reiche der Wissenschaft abfallen. Ueberall blitzt und funkelt es von neuen Wahrheiten, überraschenden Wendungen, geistreichen Einfällen. Ein vollständiger juristischer Mikrokosmos aller menschlichen Verhältnisse wird aufgedeckt, weite Ausblicke auf neue Bahnen der Wissenschaft werden eröffnet, und zwar nirgends in abstracten Deuteleien und spitzfindigen Tlfteleien, sondern überall klar uud deutlich und concret, immer das wirkliche Leben vor Augen, realistisch im eigentlichen und besten Sinne dieses viel mißhandelten Wortes.

Sein Bekenntnis; aber zum Glauben an eine realistische Behandlung des Rechts hat Ihering in noch einem anderen Buche abgegeben, das an wissenschaftlicher Originalität wohl in der Literatur aller Zeiten nicht feines Gleichen hat. „Eine Weihnachtsgabe für das juristische Publicum" hat er es genannt und „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" betitelt. Zur Waffe seiner unerbittlichen Logik gesellt sich hier noch die Pritsche des Humors, und beide schwingt er, daß es eine wahre Lust ist, zuzuschauen, wie die Hiebe sausen und treffen. Besonders in dem einen Abschnitt, den er „Im juristischen Vegriffshimmel" überschreibt, wetterleuchtet es nur so von Witz und Humor — man denke Witz und Humor in der Jurisprudenz! Wie ein großes Aufräumen in der Putzstube des heiligen römischen Rechts kommt mir der Aufsatz vor. Drinnen im hohen Saale des ehrwürdigen Gebäudes liegt der Staub und der Moderduft von Jahrhunderten; langsam und leise hat er sich herabgesenkt auf die kostbaren prächtigen Möbel, daß ihr Glanz vergilbt und ausgezogen ist und kaum mehr die wirklichen Formen erkennbar geblieben. Und nun zieht ein neuer Herr in das alte Schloß, der jung ist und dessen kräftige Lungen die Staubatmosphäre verabscheuen. Da geht's denn an's Ausklopfen und lüften: Fenster auf und die Sonne herein! Hei, wie der Staub da fliegt und hinauswirbelt, als stäubte man den Puder aus alten Perrücken und Zöpfen. Und wie Alles plötzlich ein ganz anderes Gesicht ertmlt in dem Zimmer, Vieles verschlissen

und morsch und zernagt von der Zeit, und Anderes hinwiederum doch jetzt
erst erkennbar in der Schönheit und Kraft seiner Bildung und Form.
Ein Traum giebt dem ganzen Aufsatz den Rahmen. Der Verfasser
erblickt im Traun: feine Seele, die ihr Erdendasein beendet hat, auf der
Wanderung nach der ewigen Wohnstätte aller abgefchiedenen Geister. Als
Seele eines Mannes, der auf Erden ein Professor des römischen Rechts
gewesen, geleitet Psnchophoros, der Seelenführer, sie in den juristischen
Aegriffshimmel. Aber erschreckt prallt sie zurück, denn stockdunkel ist es
hier. „Ganz natürlich," belehrt sie ihr Führer, „denn die Sonne ist ja
der Quell alles Lebens, aber die juristischen Begriffe vertragen sich nicht mit
den: Leben, sie haben eine Welt für sich nöthiq, in der sie ganz für sich
allein eristiren, fern von jeglicher Berührung mit dem Leben." Und in der
Thal nur die Augen des juristischen Theoretikers vermögen in dieser Finsternis;
etwas zu erkennen, weil er sich schon auf Erden daran gewöhnt hat, „in's
Dunkel zu sehen. Je dunkler der Gegenstand, den er behandelte, einen desto
höheren Reiz hatte er für ihn." So findet denn die näher getretene Seele
hier alle diejenigen zusammen, die auf Erden der unerschütterliche Glaube an
die Herrschaft der juristischen Begriffe und Abstractionen gegen die Versuchung,
sich um die praktischen Folgen derselben zu kümmern, vollständig gesichert
hat. Und auch alle die Instrumente, deren sie sich auf Erden bedient haben,
sind in himmlischer Vervollkommnung vorhanden: Die Haarspaltemaschine
und die Kletterstange der juristischen Probleme, der Eonstructionsapparat und
die Interpretationspresse, auch ein Eliminator für unbequeme Nechtssätze,
eine dialektische Bohrmaschine und an, Ende ein anatomisch-pathologisches
Begriffscabinet ist da. Ter Seele des romanistischen Professors aber wird
es angst und bange in dieser Wüste der reinen Vernunft. Hier ist ihres
Bleibens nicht, und fort eilt sie, bis sie wieder ini Licht ist und atmo-
sphärische Luft athmet, wo sie wieder wirkliche Dinge sieht. Bäume und
Wälder, grüne Auen und Häuser, ja selbst ganz gewöhnliche Kneipen und
Kegelbahnen. Da erst durchdringt sie wieder ein Gefühl des Behagens, der
Freiheit und des Lebens, und „hier wohnen" — erläutert der Seelenführer —
diejenigen Geister, die auf Erden Juristen und doch auch praktische Menschen
waren.
Als Gegenstück zu diesem Phantasma folgt ein anderer Aufsatz „Wieder
auf Erden", und unfchwer erkennt der Leser, daß der Zweck des „Scherzes"
im ersten Abschnitt nur war, den „Ernst" des zweiten um so wirksamer zu
«lachen. „Wie soll es besser werden?" ist der letzte Theil des Buches über-
schrieben, und klar und scharf formulirte Reformvorschläge zeigen, daß Ihering
nicht nur zu kritisiren und niederzureißen weif;, sondern in vorderster Reihe
auch steht, wo es neues Leben auf den Ruinen des zusammengebrochenen
Alten zu erzeugen gilt.
Traurig, daß uns dieser Mann, der an der Grenze menschlichen Lebens
noch in der Vollkraft seines Schaffens stand, genommen wurde, doppelt

traurig, daß er uns jetzt genommen wurde, wo wir uns im deutschen Reiche
zu einem gesetzgeberischen Werte rüsten, das die menschlichen Rechtsverhältnisse
des bürgerlichen Lebens für Jahrhunderte zu regeln und zu gestalten be-
stimmt ist. Seit fast zwanzig Jahren ist die Elite der deutschen Juristen-
welt mit der Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche
Reich beschäftigt. Wie es kam, das; Ihering nicht unter ihnen sah, ist mir
unbekannt. Sollte er nicht selbst vielleicht — anderer Arbeiten wegen —
zunächst abgelehnt haben, so gehört dies zu den Unbegreiflichkeiten, an denen
unser öffentliches Leben so reich ist. Vielleicht auch, daß man befürchtete,
er werde mit allzu kecker Hand überall da zugreifen, wo sich Gesetz und
Recht „wie eine ewige Krankheit" fortgeerbt, und er werde deshalb ein be-
quemer Mitarbeiter nicht sein. Das konnte wohl stimmen, aber daß er wie
kein Anderer am Platze gewesen wäre, wo es galt, frische Legirungen zu
finden, um aus altein kostbarem Metalle neue gangbare Münze zu prägen,
steht mir über allen Zweifel fest.

Der erste Entwurf des großen Werkes ist vor einer Reihe von Jahren
veröffentlicht morden. Ihm ist das Urtheil eines wissenschaftlichen Meister-
werkes und eines für das Leben unbrauchbaren Gesetzbuches gesprochen
worden. Unverkennbar trägt es die Züge der geistigen Physiognomie Wind-
scheids. Nicht besser hätte man für das Gelingen des großen Vorhabens
forgen können, als wenn man zum Nachfolger Windscheids im Vorsitze der
Commission Ihering gewählt hätte. Dann wäre ein Werk zu schaffen ge-
wesen, das eminente wissenschaftliche Gründlichkeit mit neuen befruchtenden
Ideen verband, die das wirkliche Leben kannten und seine bestimmenden
Momente zielbewußt erfaßten. Nun sind die beiden Großen von uns ge-
gangen, und nichts Unfruchtbareres, als die in letzter Zeit mehrfach gemachten
Versuche, den Einen am Anderen zu messen. Die Unterschiede beider Männer
in Bezug auf Schaffensart, in Bezug auf die Ziele, die sie sich steckten, wie
auf die Mittel, mit denen sie ihren Zielen nachstrebten, sind viel zu grund-
sätzliche, als daß man darüber hinaus einen quantitativen gemeinschaftlichen
Werthmesser für ihre Bedeutung fände. Aber Eines vermag man charakte-
risirend dock, wohl mit Berechtigung zu sagen: der Tod Windscheids bedeutet
den schwersten Schlag für die juristische Wissenschaft, der Tod Iherings einen
unersetzlichen Verlust für das deutsche Rechtsleben überhaupt.

^^

Frau satitia.

von

OlemenF SnKal.

— Wien. —

I^ch heirathete in, Alter von dreizehn Jahren Charles Bonaparte, welcher ein schöner Mann war, groß wie Mural.

„Mit zweiunddreißig Jahren wurde ich Wittwe, und Charles starb fünfunddreißig Jahre alt, als Opfer von Magenschmerzen, über die er sich oft beklagte, besonders nach dein Essen.

„In meiner neunzehnjährigen Che ward ich Mutter von dreizehn Kindern, wovon drei jung starben und zwei bei der Geburt.

„Als ich.Familienmutter geworden, widmete ich mich gänglich der Leitung meines Hauses und verließ es blos, um in die Messe zu gehen. Ich halte es für die Pflicht jedes wahren Christen, täglich die Kirche zu besuchen, doch glaube ich nicht, daß die Kirche von einer Mutter verlangt, sie solle den größten Theil des Tages außerm Hause verbringen.

„Meine Gegenwart war nöthig, um meine Kinder, so lange sie klein waren, im Zaume zu halten.

„Meine Schwiegermutter und mein Mann waren so nachsichtig gegen sie, daß sie beim leichtesten Schrei, beim geringsten Verweise, den ich ertheilte, zu ihrem Schuhe herbeieilten und sie mit Liebkosungen überhäuften. Ich, für meinen Theil, war streng oder nachsichtig, wie es der Anlaß erheischte. Darum gehorchten mir meine Kinder, liebten mich und haben mir auch seither zu jeder Zeit Liebe und Ehrfurcht erwiesen.

„Von allen meinen Kindern das muthigste war Napoleon"

Es ist zum ersten Male, daß die Welt sie selbst so sprechen hört: — die Mutter des Imperators, Frau Lätitia Vonaparte. Und deutlicher als

es jede Charakteristik vermöchte, lassen diese schlichten Eingangsworte ihrer persönlichen Erinnerungen die merkwürdige Gestalt dieser Fran vor uns auferstehen, von der ihr Sohn sagte, sie habe ihm Alles gegeben, was ihn gros? gemacht. Die rührende Naivetnt jener unbeholfenen Sätze, der kindlich fromme Glaube, der daraus spricht, und daneben der eiserne Lakonismus, der unbeugsame Stolz, die selbstbewußte Härte, das strenge Pflichtgefühl — sie geben ein eigenthümliches Bild, das Bild einer italienischen Kleinstädterin und einer antiken Römerin zugleich.

Sie war bereits die „corsische Niobe", nach dem schönen Dichterworte Earduccis, als jene Erinnerungen niedergeschrieben wurden. Sie hatte die Größe und den Fall ihres Hauses gesehen und zwei Generationen desselben beweint. Fast neunzigjährig, blind, in Trauerkleidern vor deni Spinnrocken steif aufgerichtet — so saß sie im Salon des Palazzo Rufsicini zu Rom da, über Vergangenem brütend, als lebende Reliquie einer großen Zeit, zn der die Gläubigen gepilgert kamen. Zwei solcher gut Gläubigen waren es, die sie im Jahre 1834 aufsuchten: Baron Larrey, ein treuer Diener des todten Kaisers, der ihn als Leibarzt jahrelang auf feinen Feldzügen begleitet hatte, und sein Sohn. Der Letztere, der nach der Gelegenheit suchte, seine ererbte Ergebenheit für das entthronte Geschlecht zu bethätigen, wollte dies wenigstens mit der Feder thun: — er hatte die Absicht, die Biographie der Kaiserinmutter zu schreiben, und war gekommen, um hierfür die Hilfe der Greisin selbst in Anspruch zu nehmen. Er hat erzählt, welch tiefen Eindruck er empfing, als er sie in: großen menschenleeren Saale, von den Büsten und Portraits ihrer todten Kinder und Enkel umgeben, erblickte, bewegungslos uud die Hände auf dem Schöße gefaltet, das Haupt auf die Brust gesenkt, die clllssisch strengen Linien des Profils, die gebieterische Stirn, die gerade Rase, die zusammengepreßten Lippen, das breite willcnsträftige Kinn von gespenstischer Aehnlichkeit mit den Zügen des großen Todten von St. Helena. Sie kam seinem Begehren freundlich entgegen, dictirte einen Theil ihrer Erinnerungen ihrer Gesellschafterin und erzählte Anderes mündlich. — Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seither verflossen, und heute erst wird dieses Material nebst Allem, was der unermüdliche Biograph inzwischen gesammelt, der Oeffentlichkeit übergeben. Es kam eine Zeit, während welcher Baron Larrey dem Hause Bonaparte in anderer Weise dienen konnte: er wurde Leibarzt Napoleons III. und Ehefarzt der Armee, wie sein Vater es bei Napoleon I. gewesen, und sah wie sein Vater nochmals das Glück und nochmals den Sturz der Dynastie. Seine Stellung bei Hofe machte es ihm möglich, für sein Werk eine Menge der intimsten Details aufzuspeichern, und als es mit dem Hofe vorbei war, fuhr er fort, daran zu arbeiten.

Merkwürdigerweise ist ihm Niemand bisher zuvorgekommen. Die Literatur über die Napoleoniden füllt ganze.Bibliotheken, aber es giebt darunter kein Buch, das der Ahnfrau des Geschlechtes gewidmet wäre.

Allerdings haben sich die Biographen ihres Sohnes mit ihr beschäftigen müssen, aber es geschah dies stets nebenbei, und diese mehr oder minder flüchtigen Skizzen, die da von Frau Lätitia entworfen wurden, geben zu-sammengenommen nichts weniger als ein einheitliches Bild. Während die Einen uns in ihr eine Art von corsischer Bäuerin erblicken lassen, starrköpfig und geizig, mit ihrem Fassungsvermögen nicht über Njaccio hinausreichend und zeitlebens ebenso unfähig, ihren Sohn zu verstehen, wie eine Henne, die zufällig ein Entenei ausgebrütet, — haben die Anderen das Haupt der Kaiseriumutter mit einer Aureole umgeben, in der die einzelnen Züge ver-schwimmen. So ist sie viel genannt und wenig bekannt gewesen und ge-blieben. Ein immer tieferes Dunkel der Vergessenheit breitete sich mit der Zeit über diese mächtige Gestalt, die einzige, welche in der Geschichte ihres Geschlechtes ebenbürtig neben der gewaltigen Figur des Imperators dasteht.
Pierre Loti, Frankreichs jüngster Akademiker und größter lebende Poet, hat die Eigenthümlichkeit dieses Looses lebhaft empfunden, als er bei einer Durchreife durch Ajaccio dem Napoleonischen Familienhause einen Besuch abstattete. „Für mich," — so erzählt er in einem seiner jüngsten Bücher — „bildet den unheimlichen Hauptgegenstand des Ortes ein verblaßtes Portrait der Madame Lätitia in ihren, Zimmer. Ein farbloses Pastell in einen, einst vergoldeten Rahmen, unter trübem Glas: ein bleiches Gesicht auf dunklem Hintergrunde. Sie ist ihm ähnlich: sie hat dieselben gebieterischen Augen und dasselbe plattgedrückte Haar an den Schläfen. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist von einer erstaunlichen Eindringlichkeit; — man glaubt das Gesicht einer Todten zu sehen, die entseht über das ewige Grabesdunkel verstohlen den Kopf zum Nahmen diefes Bildes hinaussteckt, um zu sehen, was die Lebenden machen, was aus dein Nuhme ihres Sohnes geworden — Anne Frau! Neben ihrem Portrait auf der alten wurmstichigen Eoni-mode ist unter einen, Glassturz eine „Krippe von Bethlehem" mit elfen-beinernen Figuren zu sehen, welche wie ein Kinderspielzeug aussieht; ihr Sohn dürfte ihr dieses Geschenk von einer seiner Reisen mitgebracht haben. — Es wäre wohl interessant, zu erfahren, wie die Beiden zu einander standen, wie sehr sie einander zugethm, gewesen: er mit seiner tollen Nuhmesgier, sie mit ihrer ewigen Strenge, Trauer und mit der unerbittlich klaren Voraussicht. Arme Frau! Sie ist in der That von tiefer Grabesnacht umgeben, und der schwache Schimmer, der vom Glänze ihres Sohnes auf sie fällt, reicht kaum aus, um ihren Namen in der Erinnerung einiger Weniger fest-zuhalten. So hat denn dieser Mann sich die Unsterblichkeit erkämpft, wie die alten Sagenheldcn, und seine Mutter ist, ehe ein Jahrhundert verflossen, vergessen. — — Kann, zwei oder drei verstreute Portraits, wie dieses hier, dessen Züge sich bereits verwischen, bewahren die Spur ihres Daseins." —

Loti sollte mit diesen beredten Worten nicht Recht behalten. Nach einem ganzen Menschenalter hat die rührende Pietät eines treuen Anhängers ihrer Familie der Frau Lätitia doch ein Denkmal aufgerichtet. Es ist ein ganzes Leben, das an diese Arbeit gewendet wurde, und sie ist auch darnach gerathen. Aus den Blättern dieses Buches weht uns ein Hauch jener andächtigen Stimmung entgegen, welche den Sohn des Napoleonischen Veteranen überkommen haben mag, als er vor fast sechzig Jahren zum ersten Male der Frau gegenüberstand, die den „großen Kaiser" geboren. Wir dürfen von diesem Biographen kein realistisches Portrait erwarten. Aber er hat uns Alles gegeben, woraus wir uns selbst ein solches entwerfen können: außer den eigenhändigen Aufzeichnungen Madame Lätitias und ihrer ganzen Correspondenz eine fast unübersehbare Fülle von neuen und von bereits bekannten Einzelheiten, Anekdoten und Dokumenten. Mit tiefem Staunen blicken wir in die merkwürdigen Gesichtszüge, die daraus hervortreten, auf die fremdartige Erscheinung, die hier wieder in's Leben gerufen wird.

Es giebt ein Blich, das sie uns theilweise zu erklären vermag. Das sind die Meisterwerke Prosper Mürim^es, die corsische Erzählung „Colomba". Ob M6rimöe, der ein häufiger Gast der Tuilerien zur Zeit des zweiten Napoleonischen Kaiserreiches war, an die Gestalt der ersten Kaiserinmutter dachte, als er die Heldin seiner Geschichte schuf, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich hat er keine andere Absicht gehabt, als einen Typus festzuhalten, der ihm auf seinen Reisen durch Eorsica öfter begegnet sein mag, eine wunderliche Menschenblume, wie sie nur aus dem steinigen Boden dieses Eilands hervorsprießt. — Dieses junge Mädchen, das seinen älteren Bruder mit unbeugsamer Energie zur Blutrache treibt, diese jungfräulich scheue und schüchterne Eolomba, welche in ihrem Taubengemüth Mordpläne birgt, deren zarte Hand mit der Nähnadel Hinzugehen, aber im geeigneten Moment auch ein Gewehr loszudrücken versteht, diese eigenthümliche Vereinigung von weiblichem Liebreiz und männlicher Kraft, die uns bald bezaubert, bald Grauen einflößt — das ist die echte Landsmännin Lätitias. Und ungefähr ebenso wie uns M6rim6e seine Eolomba geschildert, sah auch Lätitia Ramolino aus, als sie mit dreizehn Jahren Eharles Bonavarte heirathete: — eine frühreife classische Schönheit, von vollendetem Ebenmaß der Gestalt und der Gesichtszüge, eine in's Leben übersetzte antike Statue. Wenn wir ihr Portrait aus jener Zeit betrachten, so überrascht uns das ruhige Kraftbewußtsein, das aus den großen Kinderaugen spricht. Es entspringt bei diesem von der Natur begnadeten Geschöpfe einer idealen Gesundheit. Nachdem sie in neunzehnjähriger Ehe dreizehn Mal Mutter geworden, ist Lätitia noch immer die schönste Frau Eorsicas. Als Greisin hat sie einmal ihre Lebensphilosophie in folgenden Worten zusammengefaßt: — „Ich bin immer mit Appetit von Tisch aufgestanden und habe mich bei jedem Unglück sofort in

Gottes Tillen gefügt." Tiefe beiden Züge gehören bei ihr zu einander. Der gute Appetit und die Selbstbeherrschung, die Kraft des Magens und die Kraft der Seele stammen bei ihr von derselben Ursache her, uon einer eisernen Constitution und uon stählernen Nerven.

Dies ist es auch, was ihrer geistigen Physiognomie von frühester Jugend auf in unseren Augen etwas Unweibliches verleiht. Wir sind an ein solches Kraftübermnß bei einer Frau in unserer modern engbrüstigen Welt nicht gewöhnt. Ein unbeugsamer Wille, Kühnheit gegenüber der physischen Gefahr, rasche Entschlossenheit, stoische Härte wider sich selbst und Andere, Zielbewußtsein, Selbstständigkeit — sind für unfere Empfindung „männliche" Züge.

Darum erscheint uns Frau Lätitia wie Eine, die nicht vor hundert, sondern vor zweitausend Jahren gelebt hat. Sie erscheint uns wie ein Kind jener Zeiten, deren Phantasie die erzgerüstete Pallas Athene und die streitbare Amazone gebar, in welchen Gesundheit eine Tugend war und schöne Frauen muthig lebten und starben mit classischen Sprüchen aus Tacitus imd Eornelius Nepos auf den Lippen.

Wie eine antike Heldin erscheint sie uns und ein wenig auch wie eine Wilde, wie die Tochter eines Häuptlings in einem schottischen Clan, von Jugend auf gewohnt, einem Häuflein von Getreuen in einem abgelegenen Erdwinkel zu gebieten, mit den scharfen Instincten eines Naturkindes begabt, mit naiven Pflichtbegriffen und naivem Aberglauben und mit einen« unausrottbaren Mißtrauen gegen die fremde Welt ini innersten Winkel ihrer Seele.

Von solcher Art ist die Frau, welche Napoleon bekanntlich inmitten eines Krieges zur Welt gebracht hat, an dem sie selbst als Mitkämpferin theilnahm.

Beim Ausbruch des corsifchen Aufstandes wider die sranzösische Negierung war Charles Vonaparte mit seiner siebzehnjährigen Frau vor dem Insurgentengeneral Pascal Paoli erschienen, gefolgt von einer treuen Schaar von Anhängern feines Haufes, Alle auf ihren kleinen corsifchen Gebirgspferden reitend, die Vüchse auf der Schulter; man glaubt eine Scene aus einen« Walter Scott'fchen Noman zu lesen. Und Signora Lätitia war auch später nicht von der Seite ihres Mannes gewichen; durch Moräste und Wälder, auf steile Verge hinauf und niitten in den Kugelregen hinein war sie den Insurgentenschaaren gefolgt, bis sie die Mntterwehen zwangen, ihre kriegerische Laufbahn zu unterbrechen.

Von alledem erwähnen ihre Aufzeichnungen, wie wir gefehen, kein Wort. Charakteristisch wie ihr Thun und Sprechen ist für diefe Frau auch ihr Schweigen. Sie verschmäht es, dessen zu gedenken, was sie fnr bloße Pflichterfüllung hält. Es war nüthig, und es wurde gethan; wozu auch weiter davon sprechen?

Sie erwähnt auch weiter nicht, wie nach mehr als zwei Jahrzehnten, als sie bereits Wittwe geworden, derselbe General Pascal Paoli, der das

nunmehr mit Frankreich versöhnte Corsica an England ausliefern will, sich
an sie, die junge Frau, mit der Vitte um Beistand wendet, wie sie ihm
denselben stolz verweigert und darauf mit ihrer Familie und ihren Anhängern
der Vendetta der aufständischen Bauernschaft überliefert wird. In der Nacht
wird Signora Lätitia plötzlich geweckt und sieht ihr Zimmer voll Be-
waffneter. Beim Scheine einer Fackel erkennt sie in ihnen zu ihrer Be-
ruhigung treue Anhänger ihres Hauses. Sie sind gekommen, sie zu retten,
ihre Flucht zu beschützen. Kein Augenblick ist zu verlieren, schon sind die
Schaaren Paolis im Anrücken. — Und nun wird diese hilflose Frau im
Angesichte der Gefahr sofort zum Oberhaupte ihrer Umgebung. Ohne die
Fassung zu verlieren, weckt sie ihre jungen Kinder — die älteren Söhne,
Joseph und Napoleon, sind damals bereits in Frankreich — und wandert
mit ihnen und mit ihrer Escorte in die Nacht hinaus. Man zieht bei
Fackelschein durch dichtes Waldgestrüpp und über Berge, und Frau Lätitia
ist es, die ihrer Schaar Befehle ertheilt, die ihr Trost zuspricht, als man
von einem hohen Gipfel herab die Häuser der Familie Bonaparte und ihrer
Anhänger in Flammen stehen sieht, die ihren Muth aufrecht hält, wenn
dicht neben ihnen eine Truppe ihrer Verfolger im Gebüsch vorbeizieht.
Diese Momente wiederholen sich mehrmals, und auf einen Wink der
„Madama" versteinert das Häuflein der Flüchtigen sofort in lautlosen»
Schweigen. Bis in ihr spätestes Alter erinnert sich Frau Lätitia an einen
solchen Augenblick der höchsten Spannung und gedenkt mit Rührung — des
brauen Gebirgspferdes, das damals ihre Kinder trug und mit vollstem Ver-
ständniß der Lage regungslos stehen blieb, bis die Gefahr vorübergezogen
war. -^

Es ist begreiflich, daß einer folchen Mutter das „unerschrockenste" ihrer
Kinder — so heißt Napoleon in den Aufzeichnungen Frau Lätitias —
besonders an's Herz gewachsen mar. Mit naiven« Stolz erzählt sie uns
allerlei Episoden aus der frühesten Jugend ihres Zweitgeborenen, in denen
diefer Zug hervortritt. Zum Eharakterbilde des Imperators fügen diese
Anekdoten aus der Kinderstube nichts Wesentliches hinzu; wohl aber charakte-
risiren sie die Frau, die sie vorbringt. Man bemerkt, wie Frau Lätitia,
obwohl sie die Ruhniesgeschichte ihres Sohnes aus nächster Nähe gesehen
hat, sich dennoch darüber nicht klar ist, was einen modernen Feldherrn von
einem Helden des Alterthums unterscheidet und wie sie im Stillen geneigt
ist, es seiner persönlichen Tapferkeit zuzuschreiben, daß er alle Heere Europas
geschlagen. In den Augen dieser Insulanerin blieb der Aufstand ihres
Landes und der Guerillakrieg, an den, sie selbst theilgenommen, der Typus
aller Kriegführung, und ein siegreicher Feldherr stellt sich ihr dar als Einer,
der tollkühn in die feindlichen Reihen hineinsprengt und die Seinigen durch
sein Ungestüm mitreiht.

In Wirklichkeit ersehen wir aus der mütterlichen Erzählung, daß Napoleon ein wilder und ungezogener Innge war, so wild und ungezogen, daß die verzweifelten Eltern eines Tages, als er fünf Jahre alt war, auf die Idee kamen, — ihn in ein Mädchenpensionat zu stecken, damit das „ewig Weibliche" besänftigend auf ihn wirke und ihn von seinen Iähzorn-anfällen curire. Ter Versuch mißlang vollkommen. In den ersten Tagen allerdings vertrug er sich ausgezeichnet mit seineu Gespielinnen und faßte fogar zu einer derselben, der kleinen sechsjährigen Giacominetta, eine zärtliche Neigung, aber als er ob dieses innigen Verhältnisses von den anderen eifersüchtigen Kameradinnen Sticheleien zu hören bekam, da entbrannte er in gewaltigem Zorn, griff nach einem Stock und trieb die ganze entsetzte Schaar, den Gegenstand seiner Gefühle mit darunter, in die Flucht.

Für derlei Beweise von „Unerschrockenst", mochten sie damals ihr geheimes Wohlgefallen erregen oder nicht, hatte Frau Lätitia keine Nachsicht. „Ich war zänkisch und boshaft," erzählte Napoleon selbst auf St. Helena, „ich fürchtete Niemand, fchlug den Einen und kratzte den Ändern. Zum Glück war ich leichtfüßig; sonst hätte mir Mama Lätitia bald ineine Launen ausgetrieben. Sie hatte eine strenge Art zärtlich zu sein; sie sah uns nichts nach." Bis in seine letzten Tage hinein verfolgte den großen Verbannten die Erinnerung an gewisse Augenblicke, wo er trotz aller Behendigkeit der mütterlichen Strenge nicht zu entwischen vermochte, und mit Rührung und geheimem Schrecken gedachte er der Feigen und Trauben des väterlichen Gartens, des Verbotes, das sie ihm unzugänglich machte, und der Folgen, die eine Übertretung dieses Verbotes jedesmal seitens der unerbittlichen Signora Madre nach sich zog.

Die Rollen von Vater und Mutter waren im Hause Vonaparte vertauscht, wie uns schon die Eingangssätze der Aufzeichnungen Frau Lätitias errathen ließen. Ausgezeichnet illustriren dieses Verhältniß auch zwei weuig bekannte Briefe, die zwischen Napoleon und seinen Eltern gewechselt wurden, als Elfterer sich bereits in der Kriegsschule zu Ärienne befand. Er beklagt sich — in seiner gewohnten rücksichtslos schroffen Manier — über Geldmangel, der ihn seinen reicheren College« gegenüber in eine peinliche Situation bringt.

„Mein Vater!" — so heißt es im Brief — „wenn Sie mir nicht die Mittel zu einem würdigeren Auftreten verschaffen können, so lassen Sie mich nach Hause zurückkehren und zwar sofort! Ich bin es niüde, den Bettler zu spielen -"

Die Antwort ans dieses an den Vater gerichtete Schreiben übernimmt Frau Lätitia.

„Du bist mir das liebste unter meinen Kindern" — schreibt sie — „aber noch ein solcher Brief, und ich will Dich nicht mehr kennen. Wo hast Du gelernt, daß ein junger Mann in diesem Tone zu seinem Vater sprechen darf? Danke dem Himmel, daß Dein Vater nicht zu Hanse war.

als der Brief ankam. Ich will ihn vor ihm verbergen, da ich hoffe, daß
Du bereuen wirst, ihn geschrieben zu haben "
Wer merkt hier nicht die unschuldige Komödie, die zwischen dem nach-
sichtigen Vater und der strengen Mutter verabredet wurde, da Jener es
offenbar nicht über's Herz bringen konnte, die strafenden Worte zu schreiben?
Frau Lätitia verräth sich selbst gleich im nächsten Satz, der hinter dem
mütterlichen Zorn die väterliche Milde errathen läßt!
„Weder die naseweisen Lehren, die Du uns zu geben gewagt hast,
noch Deine Drohungen sind es, die uns bewegen. Dir eine Anweisung von
dreihundert Francs zu schicken "
Diese Schlußwendung dürfte übrigens die Wirkung der vorangegangenen
strengen Worte wefentlich gemildert haben. —
Immerhin war Lätitia die einzige Person im Hanse, die dem selbst-
bewußten, wenig zum Gehorsam geneigten Sohne gegenüber diesen Ton
anschlagen durfte. Sie war auch die Einzige, welche in richtigen Momenten
bestimmenden Einfluß auf ihn übte. Auf ihreu Nnth verzichtet er nach
Beendigung der Kriegsschule auf seine ursprüngliche Absicht, zur Marine zu
gehen, und tritt in die Armee ein.
Nach dein Tode Charles Bonapartes sind Lätitia und Napoleon die
beiden Häupter der Familie. Ein Bild von Dev^ria dem Aelteren hat
uns eine Scene erhalten, die uns nebst der daran geknüpften Anekdote dies
Verhältnis; wiedergiebt. Lätitia und ihre Kinder haben sich nm das Todten-
bett des Großonkels, des Archidiakons Fesch, versammelt. Die Gestalt der
Mutter domiuirt auf der einen Seite des Bildes, umgeben von den Töchtern,
die sich an sie drängen, gleichsam ihren Schutz suchend in dieser erschreckenden
Nähe des Todes. Auf der anderen Seite bildet der junge Napoleon den
Mittelpunkt der Gruppe. Der Sterbende weist auf ihn, indem er die
Hand des älteren Bruders Iofeph erfaßt, wobei er zu diefem nach der
Ueberlieferung die ahnenden Worte spricht: „Du bist der Aelteste des Haufes,
aber der da wird fein Haupt sein!"
Die beiden Ehefs der Familie behandeln einander mit einer achtungs-
vollen Grandezza, unter der nur manchmal die Herzlichkeit des natürlichen
Verhältnisses durchbricht. So hat Napoleon eines Tages, da er als junger
Offizier auf Urlaub im Elternhaufe weilt, einem Lanbmädchen, das ihm
ein Geschenk von ihrem Vater überreicht, in splendider Laune allzu reichlichen
Lohn gegeben. Die sparsame Frau Lätitia, deren Augen überall hin sahen,
macht ihm deshalb Vorwürfe. Statt der Antwort faßt er die zürnende
Mama uni die Taille; tanzt mit ihr in rufendem Tempo um deu Hof
heruni und läßt sie nach einem herzhaften Kuß ganz verblüfft über diesen
respectwidrigen Uebermuth stehen.
Solche Zwanglosigkeit kommt indeß, wie bemerkt, im Verkehre zwischen
Mutter und Sohn nur selten vor. In ihren Briefen und Gesprächen sieht
man vor Allem zwei Personen, von denen jede den Werth der anderen zu

würdigen weis;, weil sie an ihr gerade diejenigen Eigenschaften bemerkt, die sie an sich selbst am höchsten schätzt. Sie scheuten einander volles Vertrauen und betrachten sich als gute Bundesgenossen. Lätitia beräth mit ihrem Sohne, als dieser auf den Posten eines Bataillonscommandanten der corsischen Nationalgarde aspirirt, den Plan der Wahlkampagne uud setzt sich mit ihrem persönlichen Einflüsse und all ihren Geldmitteln für diese Candidatur ein. Napoleon, der sonst um diese Zeit von sehr geringer Mittheilsamkeit ist, setzt seiner Mutter unverhohlen den Plan feiner militärifchen Carriöre, feine hochfliegenden Absichten und Erwartungen auseinander, in sachlicher Weife, in einen» Tone, wie mau ihn einem zuverlässigen Kameraden gegenüber gebraucht, dessen Verständnis; man erprobt hat und von dem man einen brauchbaren Nath erwartet.

Tiefe beiden Geister fühlen sich einander ebenbürtig, und dies dauert fort, als Frau Lätitia vor dem Aufstaude Paolis, wie es früher erzählt wurde, fliehen muß und unter dem Schutze ihres Sohnes, der behende Stufe nach Stufe erklimmt, in Frankreich lebt. Vor feiner Abreife zur italienischen Armee, deren Eommando ihm übertragen wurde, spricht Napoleon zur Mutter die Abschiedsworte: — „Stirb mir nicht, gute Mutter, sonn hätte ich Niemand meines Kleichen mehr auf der Welt!" — —

Nun aber kommt die lange Zeit, während deren die Gestalt Lätitias auf dem glänzenden Hintergrunde, den ihr das Schicksal ihres Sohnes anweist, gleichsam verändert erscheint. Es ergeht ihr wie einer gewaltigen Statue von Meisterhand, die aus einer schlichten Nische, für die sie geschaffen worden, plötzlich in ein grell beleuchtetes Schaufenster versetzt worden wäre.

Sie ist Kaiserin-Mutter. Ter officielle Titel, den sie sich seines stolz einfachen Klanges wegen gewählt, ist „Hlndnmo Hl^re" — „Ihre Kaiserliche Hoheit die Fran Mutter". Ihr Sohn hat ihr ein Jahreseinkommen von einer Million augewiesen. Ter Prunk des glänzendsten Hofes der Welt umgiebt sie. Alles, was kriecherische Tcmuth, sklavische Lobhudelei zu ersinnen vermag, wird ihr dargebracht. Mus; sie doch einmal sogar in der Kirche hören, wie der predigende Bischof, sie, die fromme, italienische Kleinstädterin, der Jungfrau Maria an die Seite stellt, da sie gleichfalls der Welt einen Heiland gegeben hat.

In Wirtlichkeit kümmert man sich jedoch wenig um sie. Sie flößt keine Furcht ein. Man weiß, daß sie an den Intriguen des Hofes uiclit theilnimmt, sich nicht mit Politik beschäftigt und ihren Einfluß zu Niemandes Gunsten geltend macht. So erlaubt mau sich deuu manchmal im Geheimen, sie lächerlich zu finden. Ueber ihren corsifchen Accent wagt man eo nicht zn lachen: den hat sie mit dem Imperator gemein. Aber man spottet über ihren Geiz, der allmählich sprichwörtlich wird. Tiejenigen, die sie besuchen, erzäblen lachend von der ärmlichen Vewirthnng, die ihnen zu Theil geworden. Ein General lBengnot), der ihr einmal als Neisemarschall

zugetheilt worden, weis; Unglaubliches zu berichten: er ist von Frau Lätitia
bei der Rechnung einfach überuortheilt worden.
Auch Napoleon fühlte sich von solchen Zügen unangenehm berührt.
Gewöhnlich machte er seinem Unmuth hinter ihrem Rücken Luft. Er be-
klagte sich vor den Brüdern öfters darüber, daß die Mutter sich keine Mühe
geben wolle, ordentlich französisch zu lernen, und daß sie trotz seiner Bitten
ihn vor Leuten hartnäckig Napolione nenne. Manchmal machte er ihr auch
in's Gesicht Vorwürfe. Er fchilt sie wegen ihrer Sparsamkeit und fordert
sie einmal kategorisch dazu auf, ihre jährlichen Revenuen von einer Million
ganz zu verausgaben.
Und doch ist ihr Verhältnis; dasselbe geblieben. Zwischen Sohn und
Mutter besteht noch immer dieselbe Zärtlichkeit. Allerdings eine Zärtlichkeit,
welche bei diesen beiden Gewaltnaturen eigenthttmlich gefärbt ist und sich
manchmal in ganz curioser Weise äußert. Bei einem Diner, an welchem
der Kaiser nicht theilnimmt, erzählt Frau Lätitia den Gästen, sie habe
Napoleon in seiner Jugend oft mit Ohrfeigen tractiren müssen, damit er in
die Messe gehe. „Vorgestern" — fügt sie hinzu — „sagte ich ihm: —
„Jetzt ist es wohl nicht mehr nöthig. Dir Maulschellen zu geben, um Dich
in die Kirche zu bringen?" — „Nein" — sagte er — „jetzt ist es an mir.
Dir welche zu geben." — Und er gab mir eine." —
Die Mutter ist die einzige Person welche dem Beherrscher der Welt
ein hartes Wort zn sagen wagt. In der Nacht, in welcher die unheilvolle
Hinrichtung des Herzogs von Enghien vollzogen wir, ist die Familie bei
Napoleon versammelt, und während die Anderen mit schüchternen Vorstellungen
hervortreten, verurtheilt Frau Lätitia den Gewaltact in den schärfsten Aus-
drücken. „Du reißest hier einen Abgruud unter unseren Füßen auf" — sagt
sie ihrem Sohn, „und Du wirst der Erste sein, welcher hinein fällt."
Schweigend und mit gesenktem Haupte Hort Napoleon die strafenden Worte;
schließlich durch die mütterlichen Mahnungen erschüttert, schellt er, um den
Hinrichtungsbefehl zn widerrufen, — allerdings zu spät.
Dieser Einfluß Frau Lätitias wird von ihren andern Kindern öfters
in Anspruch genommen. Sie ist diejenige, welche zwischen ihnen und dem
Kaiser vermittelt. Sic vertritt die Interessen beider Theile, weist einerseits
zu weit gehende Wünsche zurück und bewegt anderseits zum Gewähren.
Ihre Eorrespondenz giebt ein lebendiges Bild dieser immerwährenden Thätigkeit.
Diese Briefe sind ein eigenthümliches Genienge von steifem Hofcereinoniell
und vertraulicher Plauderei. Wenn sie an Napoleon gerichtet sind, so kommt
es vor, daß sie mit „Eure Majestät" beginnen und mit „Deine gute Mama"
schließen. — „Hä^i« mio oain rißlio, ti addracciu coms ti nmo" —
ist gleichfalls eine Schlußformel, welche Frau Lätitia sich manchmal nicht
enthalten konnte hinzuzufügen, nachdem sie das Vorhergehende französisch
geschrieben.

Eine Angelegenheit wird in diesen Briefen immer wieder behandelt. Es ist der ewige Schmerz Frau Lätitias, der Punkt, in welchem ihr Einfluß gänzlich versagte: das Zerwürfnis; zwischen Napoleon und seinem Bruder Lucien, hervorgerufen bekanntlich durch eine Mesalliance des Letzteren. Die unermüdliche Ausdauer, die von der Mutter aufgewandt wird, um die entfremdeten Brüder einander näher zu bringen, der Scharfsinn, womit sie die Schwächen Beider zu diesem Zwecke auszunützen weiß, die tausendfachen Triebfedern, die sie in Bewegung setzt, die beredten Worte, die sie jahrelang verschwendet, all dies ist wirklich bewunderungswürdig. Schließlich erlebt sie es, daß Napoleon auf seinen Bruder eifersüchtig wird und ihr vorwirft, sie liebe Lucien mehr als ihn. „Ich liebe immer dasjenige meiner Kinder an» meisten, welches am unglücklichsten ist," antwortet Frau Lätitia. Solche Worte zeigen deutlich, das; sie mit der Größe ihres Glückes nicht kleiner geworden. Sie ist dieselbe geblieben, die ^sie war, in ihren Borzügen und Schwächen. Ihr Geiz, die Engherzigkeit, die sie manchmal bewies, die Menschenscheu, welche sie mitten im glänzenden Treiben ihrer Umgebung einsam bleiben ließ, sie lassen sich Alle auf ein merkwürdiges gemeinsames Moment zurückführen: sie traute der Zukunft nicht. Auf die Bemerkungen, die sich ihre Intimen manchmal über ihre Sparsamkeit erlaubten, antwortete sie in ihrem corsischen Französisch mit den eigenthümlichen Worten: ,,.16 ouumuule pour I'avßnir — Ich sammle für die Zukunft." Als Napoleon sie aufforderte, ihre Million in jedem Jahre auszugeben, erwiderte sie ihm: „Gut, wenn Tu mir zwei Millionen jährlich giebst." Es muß für den Imperator, dem die ganze Welt zu Füßen lag und dessen Glück keine Grenzen zu kennen schien, ein eigenthümliches Gefühl gewesen sein, dicht an seiner Seite die alte Frau zu wissen, deren argwöhnischer Blick in unsichtbare Fernen spähte und dort Unheil wahrnahm, wo die Anderen nichts als neuen Glanz uud Ruhm sehen tonnten.

Sie sollte Recht behalten. Ter Augenblick kam, in welchem Napoleon als ihr „unglücklichstes Kind" auf den grüßten Äntheil an ihrer Mutterliebe Anspruch machen durfte. Und von diesem Augenblicke an steht die Gestalt Frau Lätitias wieder in ihren mächtigen Umrissen da, aller Welt sichtbar. Sie zaudert keinen Augenblick, ihrem Sohne nach Elba zu folgen.

Eine merkwürdige Heiterkeit strahlt um diese Zeit aus ihrem Wesen. Sic will heiter sein, um den Gedemüthigteu an sich aufzurichten, und da sie will, kann sie es auch. Vielleicht ist es auch mehr als Selbstbeherrschung, wenn ihre damaligen Briefe Ruhe und Frohsinn athmen. Sie ist vielleicht im Stillen glücklich, ihren Sohn so ganz für sich zu besitzen, wie sie ihn zur Zeit des Glückes nie besessen. Jeden Abend dars sie unn mit ihm eine Partie Reversi spielen. Tagsüber, wenn sie nicht beisammen sind, sitzt sie vor ihrem Stickrahmen und blickt von Zeit zu Zeit auf das Arbeits'

tischchen, wo zwischen den Wollknäueln das Bild Napoleons und ringsherum
die Portraits der übrigen Kinder liegen.
„Eines Abends, als wir in Porto Ferrajo waren," — so erzählen hier
ihre Aufzeichnungen — „schien mir der Kaiser frühlicher als gewöhnlich.
Er lud mich und Pauline (seine Schwester) zu einer Partie ^cartü ein.
Einen Augenblick später stand er auf, verlies; uns und schloß sich in seinem
Eabinet ein. Da ich sah, das; er nicht zurückkam, ging ich ihn rufen, aber
der Ehambellan sagte mir, das; er in den Garten hinuntergegangen sei. Ich
erinnere mich, daß es in einer der schönsten Frühlingsnächte war; der Mond
schien zwischen den Bäumen hervor, und der Kaiser spazierte allein mit
hastigen Schritten die Gartenalleen entlang. Plötzlich blieb er stehen, lehnte
sein Haupt gegen einen Feigenbaum und rief halblaut: ‚Und ich muß es
doch meiner Mutter sagend — Bei diesen Worten trat ich vor und sagte
ungeduldig: ‚Wohlan, was hast Du deun heute Abend, daß Du so nach-
denklich bist?' — Der Kaiser bedeckte die Stirn mit der Hand und sagte
nach einem Äugenblick des Zögerns: ‚Gut, ich muß es Dir sagen, aber ich
verbiete Dir, davon zu sprechen, mit wem immer es auch sei/ — Er
lächelte, küßte mich und sagte: ‚Ich theile Dir also mit, daß ich diese Nacht
abreise' — ‚Wohin?' — .Nach Paris. Aber vor Allem bitte ich Dich
um Deine Ansicht darüber/
‚Dann laß mich einen Augenblick vergessen, daß ich Deine Mutter
bin/ Ich dachte nach und sagte schließlich: ‚Der Himmel wird es nicht
zulassen, daß Du durch Gift oder in unwürdiger Ruhe stirbst, sondern mit
den: Degen in der Hand, wie es Dir zukommt/" —
So urplötzlich wurde das Idyll wieder zum Drama, und mit diesen
unbarmherzig großen Worten entläßt die Mutter ihren Sohn in den letzten
Kampf. Sie hat sich nicht krampfhaft aufgerafft, die eisen« Kraft ihres
Gemüthes bleibt auch in den nächsten Tagen dieselbe. Wie sie naiv im
entscheidenden Moment Worte gefunden, die einer antiken Römerin zu ge-
hören scheinen, so kämpft sie auch weiter jede Schwäche nieder. Nur in
einem einzigen Briefe an ihren Sohn Lucien erwähnt sie dessen, daß ein
Spiel im Zuge ist, wobei das Schicksal ihrer Familie de» Einsatz bildet.
Auch hier drei Worte blos: — 1^ att'airez voin bisn — Es geht gut. —
Es kommt endlich ein Augenblick, wo auch diese eiserne Frau zusammen-
bricht. Ein einziger Augenblick in ihrem Leben! Als der schöne Traum
der hundert Tage ausgeträumt ist und Allen klar geworden, daß es nun
für immer vorbei ist, vollzieht sich der Abschied zwischen Mutter und Sohn
ganz anders als in der „schönen Frühlingsnacht" zu Porto Ferrajo.
Ein Augenzeuge dieser Nbschiedsscene, der Schauspieler Talma, hat sie
beschrieben:
„Der Kaiser gab kein Zeichen von Schwäche" — so erzählte der
Tragöde am nächsten Tage der Vorleserin der Königin Hortense — „der
Frau Mutter aber rollten zwei große Thränen über die Wangen hinunter.

Sie sprach nichts als die Worte: ,Adieu, mein Sohn!^ und der Kaiser er-
widerte nichts als: ,Adieu, Mutter!' Darauf küßten und umarmten sie sich."
Zum ersten Mal überwältigte der Schmerz die Constitution Frau
Lätitias. Sie ward krank. —
In Rom kamen ihr allmählich die Kräfte wieder. In der heiligen
Stadt sollte auch der dritte Abschnitt ihres Lebens verfließen, die lange,
hoffnungslose Zeit des Exils. Sie wählte diesen 3)rt, als hätte sie die
Empfindung gehabt, daß diese Stätte ehrwürdiger Trümmer, welche von
einer großen Vergangenheit erzählen, am besten für sie passe, die nun selbst
zur Reliquie einer verschwundenen Heldenzeit geworden.
So lange der Verbannte auf St. Helena lebte, galt ibm natürlich vor
Allem ihr Denken nnd Handeln. Ihr großer Schmerz ist, daß sie nicht
zu ihm darf und daß ihre Briefe an ihn nach langen Wanderungen öfters
verloren gehen. Sie bietet ihm Alles an, was sie hat, jene ziemlich be-
deutenden Ersparnisse, die ihr Geiz während der Jahre des Glanzes auf-
gehäuft. Als ihr Jemand bemerkt, daß fie sich dadurch zur Armutt, ver-
urtheile, erwidert sie: — „Was macht dies? Wenn ich nichts habe, will
ich einen Stab nehmen und für die Mutter Napoleons betteln gehen."
Wie sie selbst mit ihren Gedanken unaufhörlich auf Et. Helena weilt, so
heischt sie dies auch gebieterisch von den übrigen Gliedern ihrer Familie.
Sie fühlt sich durch jede Negnng von Lebenslust bei irgeud einem von ihnen
verlebt. „Vergeßt nicht, daß wir einen Unglücklichen in der Familie haben"
— heißt es immer wieder in ihren Briefen.
Sie ist jetzt übrigens wieder unbestritten der Chef des Haufes, und iln
ältester Sohn Joseph nennt sie auch einmal so in einem seiner Briefe. In
dieser Eigenschaft ist sie mich nicht sparsam mit Verweisen aller Art.
Der brennende Haß, den sie gegen „den Verräther Murat" empfindet,
macht, daß sie dessen Frau, ihre Tochter Caroline, mit immer neuen Vor-
würfen verfolgt. Als diese ihr schüchtern entgegnet, sie hätte doch ihrem
Maime nicht befehlen tonnen, erhält sie von Frau Lätitia die lakonische
Antwort: „Wenn Tu ihm nicht befehlen konntest, so konntest Du ihn be-
kämpfen !" — Der Ton, den sie ihren übrigen Kindern gegenüber anfchlägt,
ist manchmal nicht minder herb. In einem Briefe heißt es: „Habet Charakter!
Ich kann Euch nicht von dem meinen geben!" In einem anderen vrotestivt
sie entrüstet gegen die Absicht eines Enkels, eines Sohnes Luciens, einer
angekaufte« Villa den Namen „Villa Bonaparte" m geben. — „Der Name
Bonaparte" — schreibt sie an Lucien — „paßt nicht für einen kleinen
(karten <un pioeolo ^iai-ciiuo). Natbe Deinem Sohne ein biscken mehr zu
denken nnd weniger zu sprechen!"
Und merkwürdig! Während diese alte Frau bei dem Gedanken an
ihren unglücklichen Solm immer strenger nnd härter wird, verklären sich in

der Erinnerung des Verbannten auf St. Helena ihre Züge zu immer milderer Weichheit. Er gedenkt ihrer immer wieder, wird nicht müde, sie vor seiner Umgebung zu preisen als das Wesen, dem er am meisten verdankt und das ihm im Leben am nächsten gestanden, und als die liebevollste, zärtlichste aller Mütter. „Sie pflegen mich gut," — sagt er eines Tages wehmüthig zum Arzt Äntommarchi — „aber wenn meine Mntter hier wäre, sie würde dies noch ganz anders können." Und die Augen mit der Hand bedeckend, murmelte er die kindliche Klage: — „Ach, Mama Lätitia! Mama Lätitia!"

„Mein Leben endigt mit dem Tode des Kaisers" — so lautet der Schlußabsatz von Frau Lätitias Aufzeichnungen. — „Von diefem Augenblicke angefangen, verzichtete ich auf Alles, für immer. Keine Vefnche, keine Gesell schaften mehr, — auch kein Theater, welches früher in Augenblicken der Melancholie meine einzige Zerstreuung war. Meine Kinder und Neffen haben mich immer gebeten, in's Theater zu gehen; ich habe immer „Nein" gesagt und ihre Einladung als Beleidigung betrachtet. Sie haben niemals wie ich die Tiefe der Erniedrigung begriffen, in die sie der Tod des Kaisers gestürzt hat." —

Die verhängnißuolle Nachricht erhalt sie volle dritthalb Monate, nachdem ihr Sohn auf St. Helena den letzten Athemzug gethan. Sie bleibt starr ohne Bewegung sitzen — wie versteinert. Dann schickt sie Alle von sich und null Tage lang Niemand von den Ihren sehen, selbst nicht ihre Kinder, die sie zu trösten gekommen sind. Sie hat die Scham ihres Schmerzes — wie jene antiken Heroen, welche ihr Antlitz mit dein Gewände verhüllten, wenn sie weinten oder wenn sie starben.

Auch diese Wunde vernarbt schließlich. Nicht nur die natürliche Heilkraft dieses gesunden Organismus, auch der Balsam des Glaubens trägt dazu bei. Lätitia ist gläubig geblieben, wie sie es als Kind war. Ter Trost, den ihr die Kirche spendet, beruhigt sie. Ter frommen Kleinstädterin aus Ajaccio mag es auch nicht wenig geschmeichelt haben, daß ihr dieser Trost von keinen geringeren Händen gereicht wird, als von denen — des Papstes. Die Statthalter Ehristi sind ihr freundschaftlich gesinnt, sie darf sogar Briefe mit ihnen wechseln. In einein dieser Briefe findet sie ein rührend schönes Wort; sie nennt sich „die Mutter aller Schmerzen".

Sie sorgt für ihr Seelenheil nnd möchte auch gern für das ihres großen Sohnes sorgen. Luriose Zweifel beginnen sie zu quälen. „Glauben Sie, Eminenz, daß Napoleon im Paradiese ist?" fragt sie ängstlich einen ihr bekannten Bischof. „Ich glaube wohl, Madame," erwidert die skeptisch veranlagte Eminenz, „aber ick babe darüber noch keine Gewischeit."

Im Allgemeinen lebt Frau Lätitia, wie sie es selbst sagt, in der Vergangenheit. Ihre einzige Zerstreuung ist der mebrstündige Morgenspaziergang. Sic hat sich ein eigenthümliches Ziel dafür erkoren: die

Ruinen des Eolosseums. Tag für Tag findet sie sich dort ein, und die
Cicerones zeigen sie von Weitem den Fremden, wie sie in ihren Trauer-
kleidern in Gedanken verloren stundenlang dasitzt. Manchmal wird sie ehr-
furchtsvoll angesprochen. Sind es französische Laute, die an ihr Ohr
klingen, so erhellen sich ihre Züge; sie Hort von ihrem Sohne sprechen und
ist glücklich. Manches solche Gespräch ist uns bewahrt worden. So erzählt
der ältere Dumas irgendwo von einer jungen Dame seiner Bekanntschaft,
welche nach Italien gereist war, um drei Dinge zu sehen- den Carneval von
Venedig, einen Ausbruch des Vesuv und — Madame Möre. Sie sah Frau
Lätitia im Eolosseum und war ganz hingerissen von der Liebenswürdigkeit
der Greisin. Diese junge Dame ist später Mutter eines Mannes geworden,
den es gleichfalls nach kaiserlicher Grütze gelüstete: des Generals Boulanger.
Aber auch diese Spaziergänge nahmen ein Ende. Eines Tages stolpert
Frau Lätitia und füllt. Die Achtzigjährige zieht sich dabei eine Verletzung
zu, welche sie für den Nest ihres Lebens an's Zimmer fesselt. Und als
iväre es daran nicht genug, stellt sich um dieselbe Zeit plötzlich ein Augen-
leiden ein, das nicht weichen will und aller .Kunst der Aerztc Hohn bietet.
Es dauert uicht lange, nnd Frau Lätitia ist ein Krüppel und — blind.
Doch sie ergiebt sich weder den» Alter noch dem Gebrechen. Die Jahre,
die sie noch zu leben hat, verbringt sie, wie wir es zu Anfang beschrieben,
vor ihrem Spinnrocken, in der ewigen Trauerkleidung steif aufgerichtet und
mit den erblindeten Augen vor sich hin starrend, aber jugendlich frifch am
Geiste, wie sie es nur je gewesen, und alle Vesucher durch die Klarheit ihres
Urtheils und die Treue ihres Gedächtnisses verblüffend.
Datz auch ihre Seelenkraft und ihr Stolz dieselben geblieben, soll sich
zeigen. Es wird ihr mitgetheilt, das; man zu ihren Gunsten das Gesetz
durchbrechen will, das ihre Familie aus Frankreich verbannt. Sie antwortet
mit einem Vriefe an den Abgeordneten Sapey, in welchem es zum Schlüsse
heiht: „Was könnte mir Frankreich noch bieten, das nicht durch die Unge-
rechtigkeit der Mächtigen vergiftet wäre, die meiner Familie ihren Ruhin
nicht verzeihen können? Man lasse mich in meinen Leiden meinen Eharatter
rein zu Grabe tragen und denke nicht daran, datz ich mein Schicksal von
dem meiner Kinder jemals trennen könnte."
Einen tiefen Schinerz und eine grotze Freude hat das Schicksal noch
dieser Frau vorbehalten, für welche die Rechnung des Lebens bereits abge-
schlossen zu sein scheint: — den Tod ihres Enkels, des Herzogs von Neich-
stadt, und die Nachricht von der Wiederaufrichtung der Statue Napoleons
auf der Vendamesäule. Endlich aber versiegte auch diese unerschöpfliche Lebens-
kraft. Am 2. Februar 1836 als Sechsundachtzigjührige stirbt Frau Lätitia
oder vielmehr sie schlummerte ohne eigentliche Krankheit und Todeskampf
iu's Jenseits hinüber.
Der Maler Jean Gigour war um diese Zeit nach Rom gekommen,
um das Portrait uou Madame Möre zu malen, und mit einer Empfehlung

von ihrer Tochter, der Er-Königin Caroline, versehen. „Vor dein Palais Ninuccini angekommen", — erzählt er — „war ich erstaunt, unten Niemand zu finden außer einem Lastträger. Auch auf der Treppe war Niemand, der mich geleitet hätte, desgleichen Niemand im Vorzimmer und in den beiden ersten Salons. Alle Thüren standen weit offen. Im dritten Zimmer endlich, einem ungeheuren Raum, fand ich mich vor einer Todten, die prachtvoll aufgebahrt war. Sie lag auf einen» Paradebett von schwarzem silberbordirtem Sammt, dessen vier Ecken mit großen silbernen Aolern geziert waren. Ich hatte nichts dergleichen erwartet, denn in Rom sprach man noch gar nicht von diesem Ereignis;. Ich war daher sehr erstaunt, aber der schöne Kopf der Todten fesselte meine Vlicke so sehr, daß mir keine Zeit blieb, mir von meinen Empfindungen Rechenschaft abzulegen. Ich batte nie von einem so schönen Gesicht geträumt. Ter Tod hatte keine andere Spur darauf zurückgelassen als die Unbeweglichkeit. Die Züge waren ganz die ihres Sohnes mit etwas Eigenthttmlichem dabei, wovon nur die wunderbarsten antiken Statuen einen Begriff zu geben vermögen "

Hinnerks Glück und Lnde.
Eine 3eegeschichte.
von
Heinrich ltruse.
— Vücketmig. —
)a, wem das Glück wohl will, dem kalbet der Vchse! so sagt man.
Lolch ein Günstling des Glücks war Hinnerk Janssen, der Fischer
Im Neuharlinger Ziel, Linst fuhr er mit andren Schaluppen
Aus auf den 2chellfischfang, 3ie hielten sich nah an der Allst«,
Obgleich dort es dem Fisch nicht anzubeißen belieble,
Hinnerk sprach unmuthig zuletzt zu seinen Genossen:
„Wer nicht wagt, nicht gewinnt!" und fuhr hinaus auf die Hochsee.
Und dort wimmelt es also von Fischen, daß man mit Eimern
Wohl sie schöpfen gekonnt aus dem Meer, und die Angel verschmähend,
warf er das Fangnetz aus, und es riß von der Menge der Fische.
Aber das Wetter war heiß, und eh' man nach Vremen und Hamburg
Konnte versenden den Fisch, war unterwegs er verdorben.
„Hinnerk, vir bleibt nichts übrig, als daß Du die Fische zum Düngen
Ausverkaufst." „Vho," sprach Hinnerk, „das wollen wir sehen!"
Und so fuhr er nach Norderney, wo, gelockt von der Wärme,
Zahlreich, früher als fönst, schon die badenden Gäste erschienen.
Also halt' er die tadung verkauft in wenigen stunden
Und ein Geld gelöst, daß das Herz ihm lachte im leibe.
Darauf ging er vergnüglich am Strand und sagte im stillen:
Einer rieth mir, ich sollte die Fische zum Düngen verkaufen,
Und ein Anderer rieth, sie wieder in's Meer zu weifen.
Zeig' ich im Ziele das Geld (und er ließ in der Tasche es klimpern).
Reden sie wieder gewiß von Hinnerks rasendem Glücke,
„Aber das Glück ist da" — für Jeden, man muß es nur greifen,

wollt' er noch sagen, doch endete nicht den Gedanken. Er hörte
Plötzlich Geschrei in der Ferne und Rufen, was mag das bedeuten?"
Doch ei erspähte sofort mit dem scharfen Gesichte die läge,
's war ein badender Knabe zu weit in's Wasser gegangen
Und von der Strömung erfaßt. Denn es läuft ein ström um die Insel,
Immer am Ufer entlang und mündet zuletzt in die see aus.
wenn man geräth in den ström, so bedarf es gewaltiger Kräfte
Und Anstrengung, um wieder zurück zu gelangen ans Ufer,
Und fchon führte der reißende ström in's weite den Knaben.
Rathlos liefen die Wärter und viener am Strand durch einander.
war doch das Rettungsboot nicht zur stelle, und ehe das flott ward
Und herausgerudert, war lange der Knabe verloren.
Hinneil hatte sofort sich des wamms und der Stiefel entledigt,
Und so lief und sprang er hinein in das glitzernde Wasser.
schon war das schreien des Knaben verstummt, und er stöhnte nur matt noch:
„kielst mir! Ich kann nicht mehr." Da rief ihm Hinncrk von fern zu:
„Critt doch waffer, mein söhn!" v'ran hatte der schwimmende Knabe
Gar nicht gedacht in der Angst. so kam denn Hinnerk ihm näher,
Vis er den Knaben erreicht' und mit mächtigem schlage die Strömung
Tapfer durchbrach. Vald hatten sie Grund: „so! Kannst Du noch gehen?"
„V, ja wohl!" sprach fröhlichen Muths der gerettete Knabe.
Als sie zum Karren gelangt, rieth Hinnerk ihm: „Reibe Dich tüchtig.
Mach' auch nicht viel Wesens davon, sonst ängst'gcn die Eltern
sich nachträglich um Dich." Doch unermeßlicher Jubel
scholl vom Strand, als Hinnerk erschien mit dem prächtigen Knaben.
Nämlich es war ein Prinz und des Königes einziger Sprößling,
Ein merkwürdiges Gluck! so mußt' er nun selbst sich gestehe»,
Da er gefeiert sich sah als lebensretter des Prinzen.
Und schon kam ein Hoflakai zu Hinnerk gelaufen:
Allergnädigst der König begehre sofort ihn zu sehen,
Um für die Rettung des Prinzen gerührteste!! Dank ihm zu sagen,
Hinnerk erwog sich den Fall und sagte nach kurzem Vedenken:
„Nein, das geht nicht an, ich kann znm König nicht kommen,
Denn ich kann doch vor ihm nicht erscheinen mit triefenden Kleidern
Und Klumpstiefeln," „Ihr könnt ja wechseln die Kleider." „Unmöglich,
lieber, ich Hab' hier nichts, als was ich trag' auf dem leibe,
Denn mein Gottstischrock liegt drüben im Harlinger siele.
Also entschuldiget mich, Herr Hofrath!" wegen der schönen
Rothen und goldnen livree hielt Hinnerk Johann für ein großes
Chier bei Hof. Der lakai kam eilig schon wieder gelaufen.
Hinnerk solle nur kommen so, wie er gehe und stehe,
Hinnerk scheute gar sehr, an den Hof zu gehen. „Ich weiß ja,
Daß bei Hofe ich bin wie ein Fisch auf trockenem sande
Und mich tüchtig blaniire," „Doch da es der König befohlen,
Müßt Ihr gehorchen. Und seid kein Rarr! Der König wird Kuldreich
«Luch belohnen mit Gold." „Wie war' es — ich mache den Vorschlag —
wenn ich bleiben darf, wo ich bin, und mir schickte der König
Einen lnggedor in Papier gewickelt," „Das ist doch,

sagte «et Hoflakai, „für unseren König zu wenig,"
„Nun, meintwegen auch zwei." „Macht doch nicht Fisimatenten!
lasset die Majestät nicht warten!" Li mußte sich fügen.
„Da« wird all mein Tag' nicht gut geh»!" sprach er mit Seufzen.
Und so ging er zu Hof wie ein armer Zünder zum Galgen.
„Lagt, vor dem Könige muß man sich bücken?" so fragt' er beklommen
Seinen Vegleiter. „Natürlich. So tief zur Erde wie möglich,"
Spricht der lakai und öffnet die Thür und läßt ihn hineingehn,
wo schon wartet der König, der glückliche, dankbare Vater.
Hinnerk, als er betrat den getäfelten Voden, der glatt war
Ganz wie des winters 'ne Glitsche, er stand unsicher auf seinen
Plumpen Stiefeln nnd wäre beinahe von selber gefallen.
Aber sobald er versuchte, sich möglichst tief zu verneigen,
Schlug er der länge »ach hin, und mühsam sich wieder erhebend.
Dacht' er im Stillen bei sich: „war' ich nur lebendig von hier fort!"
„Hab' ich es Euch nicht gesagt, so wandt' er sich um zum lakaien,
Daß am Hof ich pass' wie die Sau im Hause des Juden?
Nein, Ihr könnt mit mir nicht Ehr' einlegen bei Hofe."
Hinnerk wurde getröstet vom König mit freundlichen Worte»:
„lieber, beruhiget «Luch! Die gewandtesten Herren und Damen
Gleiten beim Hofball aus und liegen zusammen am Voden;
Für sie selbst ein Verdruß, doch die Anderen lächeln darüber.
Hinnerk, Du hast um mich, um das welfenhaus und das Reich selbst, —
Denn ein Mittelreich, so darf man Hannover wohl nennen —
Ein unsterbliches lob Vir verdient." „Herr König," versetzte
Hinnerk bescheiden darauf, „Ihr macht zu viel aus der Sache:
Denn ich wußte ja nicht, noch ahnt' ich, der stattliche Junge
Sei ein Prinz und Erbe des Thrones. Ich hätte dasselbe
Einem Schusterjungen gethan. Es verstand sich von selber,
was mich aber verdrießt und jeden vernünftigen Menschen,
Ist, daß das Voot zur Stelle nicht war. Ihr kleidet und nähret
Eure Vedienten so gut, sie lungern herum wie die Herren,
Diese Müßiggänger und Tagediebe, und wollen
Nicht einmal die Schuldigkeit thun? Das ist doch abscheulich!
Majestät, Ihr solltet dazwischen fahren, so dünkt mich,"
„Soll auch künftig geschehen," entgegnete gütig der König:
„Doch heut' bin ich zu froh und zu dankbar, Jemand zu strafen,
Heut will nur ich belohnen, Dich, Hinnerk Janssen, am meisten.
Du sollst treten in Dienst beim Könige, wackerer Fischer.
Niemand soll als Du beim Vaden den Prinzen bedienen,"
Hinnerk war nicht entzückt und kratzte sich hinter den Vhren.
„Vadewärter? Das wird doch nicht gehen. Ich Hab' 'ne Schaluppe,
was soll werden damit?" „Die kannst Du so lange vermiethen.
Sind acht Wochen ja nur, so lange der Hof auf der Insel
weilt zur Ladezeit, was ist das aber? Das Wasser
Steht ja rings um Dich her. Dir triefen noch immer die Kleider.
Geh' und wechsle sie gleich. Du könntest ja sonst Dich erkälten "
Hinnerk lachte. „Das sind wir gewohnt, wir Fischer, wir werden

sechsmal naß und trocken des Tags. Das achten wir gar nicht,'
Doch, Herr König, Ihr seid tandratte und fönnt das nicht wissen."
„wenigstens stärke Dich dann durch Trank und Speise. Du sollst heut
schlechter nicht essen als ich." 5» ward denn Hinnerk zu einem
Zauberen Tische geführt und bedient, wie der König befohlen.
Hinnerk mundete herrlich die 3childkrötsuppe. <Lr hatte
Zchon drei Teller geleert und forderte noch sich den vierten,
Als ihm die Diener bemerkten: „<Ls giebt, Herr Janssen, noch mehr heut."
Hinnerk ergötzt' es gar sehr, daß die aufgeblasenen lakaien,
Die er Müßiggänger und Tagediebe gescholten,
Ihn als des Königes Gast als Herrn nun mußten behandeln.
Neben ihn ward ein 3toß von Tellern gestellt; doch er sagte:
„Kört, was sollen denn alle die Teller?" Ihm wurde die Antwort:
„Nun, für jedes Gericht, und es giebt sehr viele Gerichte,
Muß man serviren ja doch auf einem besonderen Teller."
„Nein, ich bin daran nicht gewöhnt," entgegnete Hinnerk,
„Ich muß Alles verzehren auf ein' und demselbigen Teller,
Sintemal selbiges «Lssen gelangt in den nämlichen Magen."
Nun, sie mußten sich richten nach seinem Befehle. «Lr aß denn
Tapfer drauf los, so viel er nur mochte, Veim dritten Gerichte
3töhnt' er bereits und sprach mit seufzen: „Da sagen die Menschen:
Vesser, es platze der Magen, als daß man verderben die Kost läßt,
Aber ich kann nicht mehr." Herr Janssen erhob sich, die Tafel
Aufzuheben; doch sprach ein lakai: „Hier ist noch 'ne Schüssel,
Welche der König befahl, zum 3chluß «Luch anzuempfehlen."
„Und was ist's?" „Das wissen wir nicht. Li« verdecktes Gerichtchen."
Als nun Hinnerk das Tuch wegnimmt, was liegt in der 3chüssel?
«Line Rolle mit Gold, wohl hundert Pistolen. „Der Tausend!"
Ruft mein Hinnerk erstaunt. „Das soll ich haben, sür jene
paar Minuten? wenn so mit Geld umgehet der König,
Greift er gar bald auf die Naht!" Die lakaien platzten vor lachen.
„Freilich, es herrscht bei Hof sehr große Verschwendung, das weiß ich.
Will nicht brennen das Feuer, so nimmt von der herrlichsten Vutter
Herr Hofkoch sich ein Pfund und schmeißt es hinein in die Flammen.
Hält' ich zu sagen allhier, ich wollt' «Luch anders kuranzenl"
Hinnerk Janssen, er stand nunmehr im Dienste des Königs.
Stets, wenn der Prinz sich badete, fuhr er hinaus mit dem Kahne
Kaum zehn Schritte davon; denn es könne ja wollen das Unglück,
Daß ein Krampf im Veine befalle den Prinzen. Der Vater
Konnte nunmehr sich völlig beruhigen über den liebling,
Treulich gehütet von Hinnerk, der hoch in des Königes Gunst stand.
Dieser ergötzte sich sehr an Hinnerks Geplauder, das harmlos
Immer erschien, doch hatt' er den Schalk im Nacken. «Lr flocht oft
Mutterwitz und «Lifahrung hinein, und es sagte der König:
„wenn ich Andere frage, so weiß ich schon meistens die Antwort;
wenn ich mit Hinnerk spreche, so kann ich nicht wissen im voraus,
was er für drolliges Zeug vorbringt, <Lr geniret sich gar nicht,
Nimmt lein Vlatt vor den Mund und liefet mir oft die leviten,"

Immer am Tag, wo Hinnerk das leben des Prinzen gerettet,
ward er geladen in's schloß nnd ließ es vortrefflich sich schmecken.
Aber beharrlich verschmäht' er am Tische des Königs die Fische,
Denn sie mochten ihm wohl zu gemein und gewöhnlich bedanken.
2« saß Hinnerk im schoße des Glücks. Vei guter Vesoldung
legte er jährlich zurück, und sauberer wurde sein Häuschen
Im Nenharlinger siel. Auch hart' er von Neid und von Mißgunst,
Da hochmüthiges Wesen ihm fern lag, wenig zu leiden.
Als nun erwachsen der Prinz, so beschäftigte Hinnerk sich wieder
Nur mit Fischen allein, und als ihm seine Schaluppe
Alt geworden und leck, so ließ fein gnädiger König
Ihm in Emden erbauen ein hübsches und größeres Fahrzeug.
Hinnerk war nicht ein Mann, der stets nur thut wie die Andern
Und ausfährt zur gewöhnlichen Zeit, am gewöhnlichen Vrte,
Und dann wartet darauf, daß sich einstelle der Häring.
sondern er sah sich um nach den Gründen, wo stehen die Fische.
wenn auf dem Meer nichts war zu fangen, so stellt' er die Netze
Auf im Watt und macht' auch dort sehr glückliche Fänge.
Einmal gewann er im Watt solch' eine unglaubliche Veute,
Daß sein mitgenommener Korb nicht faßte die schollen.
Und was tdllt er? Er streifte die Vbcrhosen vom Veine
Nähte sie unterhalb zu und füllte sie an mit den Fischen,
Und so trug er sie heim auf der schult«, als schleppte er eine
Halbe leiche vom strande nach Haus, und es lachten die leute.
Hinnerk Janssen weiß sich immer zu helfen! so sprach man.
ließ kein Fisch sich fangen, verschmäht er auch nicht die Garneelen.
Immer sprach man von Hinnerks Glück, doch erwähnte man selten
seine Velriebsamkeit und sein umsichtiges Wesen;
Aber es wechselt das Glück und blieb ihm nicht treu bis zum Ende.
Gleich nachdem er erhalten die prächtige, neue schaluppe,
schon auf der dritten Fahrt, vor den Augen des Harlinger sieles,
Gleich vornan in der Harl ist Hinnerk zu Grunde gegangen,
Denn ein dunkeler schwall zog bald sich am Himmel zusammen,
Und schon grollte der Donner und zuckten die Vlitze. Noch eh' er
Hatte die segel gerefft, kam eine gewallige Vöc,
Und im Nu war gekentert das schiff. Ein trefflicher schwimmer,
Hätl' er gerettet sich wohl, doch sah man, wie seine Genossen,
Mann und Junge, an ihn sich klammerten, und in die Tiefe
Zogen sie Hinnerk herab, so verlor er das schiff und das leben.
weder das Glück noch die Klugheit vermag uns Menfchen zu schützen,
Ueber uns waltet zuletzt unsträflich ein göttlicher Wille.

Der Antheil der Frauen an der Weltausstellung in Chicago.

von

Anna Simslln.

— z. I. Chicago. —

I.

Der geistige Anthcil.

M^raußcn im Jackson-Part fluchet der mächtige Strom industriellen und geistigen ,W! Lebens, der seinen Ausdruck in den Milliarden von Gegenständen findet, die eine vieltauscubjährige Ciuilisation von der ganzen bewohnten Erbe hier zusammenfließen ließ. Weit ab davon nnd doch in engem Zusammenhange inmitten der geschäftigen Citn Chicagos wogt eine zweite, nicht minder machtvolle Strömung des ringenden und schaffenden Menschcngeistes auf und ab. Tiefe leitet ihren Ursprung aus den viel duulleren, unbekannteren Regionen der Gebankenwelt her und tritt durch die während des ganzen Sommers in ununterbrochener Reihenfolge tagenden Weltkongresse in die Erscheinung. Seit unvordenklichen Zeiten laufen diese beiden Strome getrennt nebeneinander in gleicher Richtung vorwärts so wie hier. Durch Ergüsse in das gegenseitige Gebiet schwellen sie ihre Wässer abwechselnd an und kräftigen sich zu neuem, fruchtbarem Schaffe». Sie fnchen sich unausgesetzt zu vereinigen, finde» sich aber selten zusammen. Geschieht es, so scheint für den Augenblick der Höhepunkt des Strebens erreicht, nm im nächsten wieder zur Trennung zu führen. Tiefe beiden Ströme bezeichnen Praxis nnd Theorie, Wirklichkeit und Ideal.

So großartig und weltumfassend wie die Ausstellung, ist auch die ihr zur Seite gehende lange Reihe von Eongressen gedacht. Was sind sie anderes als das Bemühen, die sich fliehenden Machte Wirklichkeit nnd Ideal in Einklang zu bringen, für Praxis und Theorie einen Ausgleich zu finden. Sie sind nicht Jedermanns Sache, und doch gehören fie hierher, haben ihren berechtigten Platz neben der Ausstellung. Ticsc illustrirt augenfällig den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, in Technik, Handel und Wandel, in Krieg und Frieden, in Benutzung und Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte. Die Eongressc ziehen das Facit der Summe aller dieser Erscheinungen und haben es darauf hin zu prüfen, was dadurch zur Verbesserung des Looses der Menschen und zur Veredlung der Menschheit beigetragen worden ist, ob es ihr zum Segen oder zum Fluche gereichte. Tort die Dinge, hier der Mensch; dort die Materie, hier der Geist. Eine ganze Reihe brennender socialer Fragen drängen sich dabei in den Bordergrund. Alle sollen eine möglichst genaue Feststellung ihrer Tragweite, ihres heutigen Standpunktes crfahreil. Alle harren der Beantwortung, alle wollen womöglich ihre Lösung finde», nnd wenn nicht das, fo doch von bedeutenden Bertretcni ans verschiedenen Länder» und Boltsllllssen Hinweis auf Mittel nnd Wege, wodurch die allgemeine Wohlfahrt zu fördern sei. Als letztes schönes Ziel winkt die Harmonie der Interessen »nb der ewige Friede.

Erscheint dieses Ideal auch unerreichbar, wer wollte es zu schmähen wagen? Selbst das Spötteln will nicht mehr verfangen. Es ist so Vieles anders geworden und besser in der Welt, warum nicht auch darauf hoffen?
Vielleicht nach keiner Richtung werden die Columbische Weltausstellung und die ihr parallel laufenden Congrefsc eine gleich intensive Fernwirkuug ausüben, als in Bezug auf die Frauenfrage. Nicht etwa durch die ausgestellten Arbeiten und sonstigen Leistungen, wären sie noch so bedeutend, noch so hervorragend, was sie»»keineswegs sind. Weit weniger noch durch alle Worte und Reden in- und außerhalb der Congresse, wäre selbst mit Engelzungen gesprochen worden, obgleich mancher prophetische Blick in die Zukunft gethau wurde. Nein, einzig und allein durch das Gewicht der Thatsache, daß sich die Bcthcilignng der Frauen bei der Ausstellung wie bei den Congrcssen gerade so vollzogen hat, wie es geschehen ist.
Tie Wirkung dieser Thatsache erfährt keine Förderung und keine Schmälerung durch die Beurtheilung von den verschiedensten Standpunkten. Sie bildet in sich das stärkste Ferment zur Aenderung und Ausgestaltung bisheriger Zustande und Verhältnisse.
Tiefes Ferment wird sich mächtiger erweisen als irgend ein anderes bisher, es sei denn das Christenthum in seiner ersten Form als solches zu nenuen. Man mag das Ganze der Erscheinung im Princlp verdammen und bekämpfen, oder es befürworten, einen Vorzug oder einen Mißstand darin erkennen, es als ein Glück für die Frauen und die ganze Menschheit ansehen, oder für ihr Unglück; man mag Einzelnes an den Vorgängen besonders loben oder scharf tadeln — und zu letzterem bietet sich reichlich berechtigter Anlaß — das Resultat wird davon unabhängig sein und einen Fortschritt in der Weltgeschichte bedeuten.
Taran ändert auch nichts der Hohn und Spott einer Anzahl Scribentcn, die stets ihren schalen Witz an Erscheinungen üben, die sie nicht begreifen können oder wollen, die sich selbst um io geistreicher und interessanter vorkommen, je mehr sie Alles lächerlich machen und herunterreißen. Nach dieser Richtung hin ist von Journalisten in Bezug auf Chicago überhaupt reichlich gesündigt worden. Erst jetzt blicht sich allmählich eine gerechtere und einsichtsvollere Beurtheilung Bahn, die leider zu spät kommt, um die durch jene verschuldeten Nachtheile auszugleichen.
Bei Gelegenheit der Einweihung des Staatenhauscs von Indiana auf der Ausstellung hörte ich den ExPräsidenten der Republik Mr. Harrison die Worte aussprechen: Er bekenne, sich geirrt zu haben, als er geglaubt, nur inNew-?>orl wäre eine würdige Weltausstellung zu schaffen gewesen. Er sei damals glücklicherweise überstimmt worden, denn nun müsse er es aussprechen, nicht irgendwo in Amerika, und nirgends in der ganzen Welt hätte zu Stande gebracht weiden können, was Chicago geleistet.
Harrison hat Recht. So viel auch von allen Seiten gemäkelt worden, so viel Menschliches der Ausstellung und den Congrcssen anhaften mag, das Enburthcil lmm und wirb schließlich doch nur so und nicht anders lauten. Die Leute in Chicago haben freilich gesprochen wie einst die Juden beim Thurmbau zu Babel: Kommt, laßt uns einen Thurm bauen, der höher ist als Alles, was bisher gewesen, breiter, als die Welt je gesehen, und prachtvoller, als irgendwo auf Erden z« finden. Nnch ihre Sinne schienen sich schließlich beim Fortschreiten des gewaltigen Baues zu verwirren, denn sie hatten nicht alle Factoren in Berechnung zu ziehen vermocht, die sich bei der Ausführung hindernd in den Weg stellten. Unter der Hand war ihnen das Geschäft in seiner Großartigkeit doch ein wenig über den Kopf gewachsen, und manchmal schien es wohl, als hatten die verantwortlichen Leiter ihn dabei ganz verloren. Sic hatten mit den Menschen und mit den Elementen zu kämpfen: was Wunder, weim auch sie anfingen, in verschiedenen Sprachen zu reden, daß keiner den anderen mehr verstand. Besonders drängte sich dies Urthcil zur festgesetzten Eröffnnnaszeit auf, wo nichts fertig war und Alles aussah, als wenn nichts vorbereitet wäre. Tie Bewältigung des ungeheueren Frachtverkehrs scheiterte schon allein an der Endlichkeit von Zeit uud Raum, wie an dem Mangel von Arbeitskräften und gc-

währte ein Bild heilloser Uiwrdnung und Verwirrung, bei der Niemand mehr aus und
ein wußte, weder die Frachtstücke aufzufinden waren, noch die dazu gehörigen Begleit-
papiere. Daß gleiche Mißvcihältniß zwischen Plan und Ausführung herrschte überall.
In der That schien es jedoch nur so. Mau hat sich mit ein wenig Zeit schließlich
durchgefundcn, der Organisationsplan muß demnach gut gewesen sein. Nachdem sechs
weitere Wochen in's Land gegangen, steht die Ausstellung vollendet da, das Werl lobt
feine Schöpfer in tausend Zungen und stimmt ein in den Ruf, daß nie und nirgends
Großartigeres lind Herrlicheres bisher geleistet sei.
Einzig und allein in Chicago war es auch möglich, bei der Organisation eine so
ncit gehende Betheiligung der Frauen in Aussicht zu nehmen. In ganz Amerika hatte
man leine zweite Frau gefunden, mit gleichen Vorbedingungen, an die Spitze zu treten,
und Willens, diese große Arbeit und Verantwortlichkeit zu tragen, wie Chicago sie in
der Person von Mrs. Berthe, Honor» Palmer besaß. Man nennt sie die Königin
von Chicago, wie Chicngo die Königin des Westens heißt. Stellung, Geist, Ncichthum,
Energie und Thatkraft Vereinigen sich in ihr. Tcs Wortes und der Feder gleich mächtig
weiß fie ihreu Gedanken jederzeit den klarsten Ausdruck zu geben und ihn mit der Anmuth
zu umkleiden, welche ihr selbst eigen ist. Dazu gesellt sich ein außerordentliches Organi«
sationstalent, ein weiter freier Ausblick in das Leben und in die Zustande der Frauen-
welt, umfassende Bildung, gereifte Erfahrung und jene ungezwungene Gewandtheit im
Verkehr mit Menschen jeden Standes, wie sie nur durch Uebnng nnd Gewohnheit von
Jugend auf iu großangelegten Verhältnissen erworben wird.
Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, die Gattin eines der Direktoren des Wclt-
ausstcllungs-Comites, konnte A,iH. Palmer die Bedingungen stellen, unter welchen ihre
Mitwillung nur zu haben war. Ihre Vorschläge wurden von der Nationalregicrung in
Washington genehmigt, ihre Forderungen bewilligt uub durch Congreßbefchlnß in dem
Lc>2lä ol I.»<Iv H!»u28Sl8 zum ersten Male eine Behörde ron Frauen geschaffen,
der die Aufgabe zufiel, alle mit der Columbischen Weltausstellung verbundenen
Fillueninteresscn zn wahren. Dieser Behörde verlieh der Congrcß vollste Selbständigkeit
des Handelns, es wurden bedeutende Summen zu uneingeschränkter Verwendung über-
wiesen und Mrs. Palmer zur Präsidentin ernannt. In diesen» Loard c,f I.iillv
2l2n»ßel8 sind alle Einzelstallten der Union durch Frauen vertreten, welche ihrerseits
wiederum die Organisation in den betreffenden Landesthcilen zu leiten hatten. In dem
National Oiuneil l,f Vouien ot tb« Uniteä 8t»t«8 ist bereits eine treff-
liche Organisation vorhanden, die sich über das ganze Land spinnt »nd die hervorragendsten
Frauen in sich begreift, gleichviel welcher Richtung fie angehören, welchen Glauben sie be-
kennen, welche Bestrebungen fie verfolgen, wenn nur Tüchtiges von ihnen auf irgend
einem Gebiete geleistet wird. Diese Vereinigung bildete für die Columbische Welt-
ausstellung die bequeme Handhabe zur schnellen Mobilmachung aller geistigen wie
materiellen Kräfte und wahrlich, die Frauen Nordamerikas haben nach beiden Richtungen
Staunenswerthes geleistet. Selbst einige der Staatcngebäude auf dem Ausstellungsplatze
verdanken ihrer Initiative zur Beschaffung der Mittel die Entstehung, und in jedem Gebäude
ist ihre Mitwirkung sichtbar.
Doch es galt, nicht nur das Land, es galt, die Welt zn organisircu, und damit
begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Mrs. Palmer ernähnt dieselben in ihrer
Ansprache bei der Einweihung des Frauengebäudes am 1. Mai. Sic freut sich, so
viele Mitarbeiterinnen aus fernen Länden« begrüßen zu können, nachdem ein langer, oft
mühseliger Weg voll Hindernisse, drohender Gefahr des Scheiterns aller Pläne, aller
Hoffnungen, das Ziel doch endlich erreichen ließ. Mit Friedenspalmcn in den Händen
habe man nahm müssen, um nicht in den Beweggründen verkannt zu weiden. Bald sei
indeß die Erscheinung zu Tage gelommen, daß die menschlichen Interessen die gleichen,
wie verschieden auch Rasse, Regierung, Sprache, Temperament und äußere Bedingungen.
Dieselben socialen Probleme bewegen die Gemüthcr in allen civilisirteu Ländern, und die

ganze Welt ist an ihrer Lösung bethciligt. Uebcrall hat das XIX. Jahrhundert ähnliche Verhältnisse geschaffen und verrottete Zustände aus früheren Zeiten übernommen. Nickt« aber gleicht der Ungerechtigkeit, die überall der Frau begegnet, sobald sie auf eigenen Erwerb angewiesen ist. Sie muß nicht nur schwer ihr Brot verdienen, sie hat dabei noch gegen die öffentliche Meinung anzukämpfen. Da kommen die Männer und sagen, sie werden dadurch ihrer natürlichen Sphäre entrückt, welche allein das Haus sei. Schon das kennzeichnet sie als fremden Eindringling und entwerthet ihre Arbeit. Könnten die Augen jener Idealisten nur sich öffnen, die stets den versittlichenden Einfluß der Frau auf das Haus im Munde führen und an uns die Frage richten, ob wir sie durchaus daraus vertreiben wollen. Gewiß nicht die Frau, die so glücklich ist, iu der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten ihren Beruf finden zu können, wie jene sie im Auge haben, die nur auf die Wenigen, die Begünstigten, den Blick richten, nicht auf die größere Zahl des „schwächeren Geschlechtes", deren Leben sich nicht so ideal vollzieht, die nicht in einem Hause wohnen, in dem sie als Königinnen herrschen, von kräftigem Mäunerarm in Liebe vor der Berührung mit dem rauhen Leben geschützt. In der Wirklichkeit ist es anders. Die Frau muh arbeiten oder darben. Schulter an Schulter muß sie mit ihrem Manne in Fabriken und Gewerben dem Verdienste nachgehen, um ihre Familie zu erhalten, diejenigen ungerechnet, die dies anch mit dem faulen nnb lasterhaften Ehemanne zu thun gezwungen sind. Andere wollen die Eoncurrenz der Frau nicht, weil sie den Mann beeinträchtigt. Schöne Theorien, durch welche drei Viertel der Frauen geopfert würden. Logischer ist es. Polygamie einzuführen, die Wittwen sich verbrennen zu lassen und die überzähligen Mädchen gleich nach der Geburt zu ertränken, wie es der Osten thut. Mögen jene Sentimentalsten erst das Mittel ausfindig machen, alle hilflosen Frauen zu erhalten, daß sie den Kampf mit dem Leben nicht aufnehme,! müssen. Solche Theorien sind schöne Redensarten den Frauen im eleganten Salon gegenüber, die des Schutzes nicht bedürfen. Man schweige damit, bis sie ohne Scham und Erröthcn ob ihrer Unwirksamkeit und Schwache auch in den Fabriken und Werkstätten auszusprechen sind.

Wollt Ihr durchaus die Frauen von ihrem Piedcswl heruntersteigen sehen, auf welches sie die Jahrhunderte gestellt haben, so fragen jene Schwärmer? ,.Ia, tausend Mal ja," antwortet ihnen Mrs. Palmer, Sic bekennt, an die Piedestalthcorie überhaupt uicht zu glauben, da ihr nie ein Beispiel davon begegnet sei. Und fände man ein solches nach langem Suchen, dcmu würden wir dicse Frau auffordern, selbst herunterzusteigen, um zu helfen, ihren ärmeren Schwestern beizustehen. Freiheit und Gerechtigkeit für Alle sind mehr werth als Picdcstals für Wenige. Ist es nicht auch eiu natürlicheres und schöneres Verhältniß in der Ehe wie unter Freunden, Seite an Seite zu stehen, damit die guten Eigenschaften einander ergänzen und unterstützen? Tic imFrauengebändc vorgeführten Leistuugen sollen nickt'so aufgefaßt werden, als bedeuten sie an sick Großes, weil von Frauen herrührend. Industrie, Kunst, Handel und Wissenschaft war seit Alters her in den Händen der Männer, und diese sind es, durch welche die besten Ideen. Untersnchuugeu, Erfindungen, Wissenschaft, Kunst und Literatur zum reichen Erbtheil des Menschengeschlechts gemacht worden sind. Trotzdem haben einzelne Frauen alle widerstrebenden Umstände zu besiegen gewußt und der Menschheit wescutliche Tienste geleistet.

Als die eisten Aufforderungen zur Mitarbcitcrschaft, in die fernen Länder geschickt wurden, lächelten die schon designirteu Commissarc der einzelnen Staaten fast alle mit Achselzucken und erklärten, daß die Frauen bei ihnen nichts thnn und nicht gencigt sein würden, bei dem Werke zu helfen. In vielen Fällen sprachen sie es aus, es sei nicht Sitte des Landes, daß die Frauen sich öffentlich bctheiligtcn, Ihre Frauen begnügten sich mit Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten, führen spazieren u. s. w. Sobald aber diese Damen die kurz das Wesentlichste darlegende Botschaft erhielten, machte sich sofort die Freimaurerei des weiblichen Geschlechtes geltend. Sie begriffen die Tragweite und unterzogen sich willig der Arbeit und Mühe, bildeten Eomites und waren nicht so herz- und gedankenlos, um dem Loosc ärmerer Mitschwestcrn nicht Erleichterung schaffen zn wollen.

Ver Antheil der Frauc» an der Weltausstellung in Chicago, l.23
Bis in den fernsten Osten fand der Ruf Niederhält. Ja selbst aus den Landen«,
wo die Frauen erst zu begreifen anfangen, daß wo anders ihren, Geschlechtc die Bahn der
Erziehung und des Unterrichts bereits offen steht, kamen rührende Briefe voll Dank und
zugleich «oll Trauer, daß ihre Betheiligung unmöglich sei.
Es find nur einige wenige Züge aus der geistvollen Ansprache, welche den furchtlose»
Muth und die giofcherzige Empfindmig dieser bedeutenden Frau kennzeichnen, wodurch
sie alle Schwierigkeiten überwand, alle Hemmnisse besiegte. Sic scheute selbst die Reise
nach Europa nicht, um in den westlichen Staaten an Fiirsteichöfen und bei einflußreichen
Frauen für ihre Pläne Beistand zu werben, denn sie wußte, daß Alle folgen, wenn erst
Einige vorangehen. Befähigte Mitarbeiterinnen standen ihr zur Seite, obgleich sie jeder-
zeit mit unermüdlicher Arbeitskraft die oberste Leitung in der Hand behielt.
Für die Weltkongresse wurden von dm leitenden Behörden der Ausstellung
H,nxili»rv Com mitte«» geschaffen, die sich gleichfalls vielvcrzweigt über das Land aus-
dehnen. Das Hauptquartier ist in Chicago unter der Präsidentschaft von Mr. Charles
E. BonnllN. Einer dieser Nciräthe ist aus dem Loarä of I^ä? A»n»ßsr» ge-
bildet und Mrs. Chlls. Henri ton hat als Vicepräsidcntin die Leitung. Die Comitss
der Männer und Frauen arbeiteten gemeinsam, wo es gewünscht ward, und getrennt, wenn
die beiderseitigen Interessen dies vorwiegend erforderten. In jedem einzelnen Congrcssc
sind besondere Francnveisammlunaen vorgesehen, aber auch Redncrinncn für die allgemeinen
Sitzungen.
Ein eigenes Gebäude ist diesen Congresscn bestimmt, das spater Kunstzweckcn dienen
soll, der Homorial kalaee ol liu« H,rtg. Die Behörden Chicagos gaben
4N0000 5', denen seitens des Ausstellungs-Comitös 2U0000 8 hinzugefügt wurden,
unter der Bedingung, daß der Bau bis zum Beginn der Congresse fertig zu stellen sei.
Acht Säle sind für Sitzungen vorgesehen, davon sechs für drei- bis siebenhundert Personen
und zwei große .hallen, deren jede dreitausend Menschen faßt. Auch dieser Bau theilte
das allgemeine Schicksal, nicht fertig geworden zu sein, und bietet nur provisorische Ein-
richtungen, die sich unter fortwährendem Hämmern, Sägen, Hobeln und allem beim Bau
unvermeidlichen Lärm vervollständigen. Tic beiden Hallen sind in primitivster Weise von
Holz aufgeführt. Man kann froh sein, daß bisher weiteres Unglück nicht geschehen als
der Durchbruch einiger Galleriestufcn wahrend des ersten Congrcsscs, wobei außer einem
Beinbruch dreißig bis vierzig Damen Contusionen erlitten.
Freilich, solchem Anstürme waren diese Holzgerüstc nicht gewachsen, wie er in den
Tagen vom 15.—21. Mai sich zeigte, wo mit dem Congrcß für Frauenfortschritt der
Reigen eröffnet wurde. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelte es innerhalb und außer-
halb des Gebäudes. Es gab Tage, wo nicht Hunderte, sondern Tausende umkehren
mußten, wo jeder der acht Säle um die Hälfte mehr Zuhörer barg, als ihm zukamen,
und Räume und Reden improvisirt wurden. Drei Mal am Tage wiederholte sich dies,
denn die Sitzungen fanden nm 10 Uhr, 3 Uhr und 8 Uhr statt. Vornehmlich warm die
Abendversllinmlungen gesucht, wo die Männer einen großen Tbeil der Zuhörerschaft
bildeten. Jede Schätzung verfugt, allein kaum dürfte die Ziffer mit hunderttausend Zu-
lwrern in diesen sieben Tagen zu hoch gegriffen sein. Es muß sich erst zeigen, ob nur
einer der Congrcssc bis zun« Herbste so allieitigcs Intcrcsse und so ungctheilteu Beifall
findet.
Die Eröffnung am 15. Mai galt der gesammten Reihe der Kongresse und gleich-
zeitig der Einweihung der Räume, besonders der beiden großen Auditorien, »«Washington
und Columbus-Hall. In letzterer sollte die Feier stattfinden, das Publikum schwoll
jedoch derart an, daß cs in dic gegenüberliegende Washington-Hall überfloß und sie
gleichfalls ausfülltc. Um die Erschienenen nicht zu enttäuschen, geschah, was kaum wo anders
geschehen wäre als in Amerika, der Alt wurde wiederholt. Sammtliche Redner gingen
nach Schluß in die andere Halle nnd nnterzogcn sich der Aufgabe, dort ihre Redeu zum
zweiten Mal zu halten.

Die Feier begann mit Gebet. Professor Swing ist jedoch in jeder Beziehung ein
Foitschrittsmann. Er dankte Gott für die zunehmende Entfaltung und Freiheit im
Lllilbc, für die Ausdehnung gleicher Rechte auf Alle, für die Ausbreitung der Wissen-
schaft und ließ auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen, den Fortschritt zu Gunsten der
Frauenbewegung zu würdigen. In glänzender Rede erging sich der Präsident Mr.
Bonnay. Er feierte den allgemeinen Frieden als Förderer von Wissenschaft. In-
telligenz, Moral, Werten der barmherzigen Liebe, Fortschritt der Industrie und des
menschlichen Glückes. Tics seien die Mächte, unter welchen fortan die Kämpfe auf
friedlicheren Schlachtfeldern auszufechteu sind. Bei Einführung von Mrs. Palmer als
der Präsidentin des Frauen-Beirnths für die Eongresse hebt er den Fortschritt der
Frauen in diesen» Jahrhundert hervor. Derselbe sei nicht eine Herabwürdigung der
Fraueu, wie Manche meinen, sundern Forderung, Erleuchtung, Verfeinerung des Mannes.
Im philosophischen Sinne bedeutet die Hebung des weiblichen Geschlechtes, dllfj Liebe
für Macht einsetzt. Iemehr die elftere fortschreitet, je höher entwickelt sich die
Eultur. Aus diesem Beweggrunde habe man auch den Frauen-Beirath gebildet,
und lein Wort des Lobes reiche aus, mit welchem hohen Grade von Befähigung, von
Unterordnung unter den allgemeinen Plan, im Einklänge mit den Vorschriften diese
Frauen an der Seite der Männer-Eomites gearbeitet haben.
Mrs. Palm er gab nur kurz die Gesichtspunkte für die Congresse an, da die eigent-
liche Ansprache der Vice-Präsibentin Mrs. tzcnrotin zufiel. Gleichgewanbte Rednern,,
widmete sie jedem Einzelcongresse ein Wort und betonte die Gemeinsamkeit der Interessen
für die höchstgestellte Tome wie für die Arbeiterin, denn Beiden würden als Frauen ge-
setzliche und wirthschaftliche Rechte vorenthalten. Als sie ron dem dongrcß für das
Stimmrecht der Frauen sprach und Elisabeth Lady Stanton, Harriet Beecher
Stowe, Julia Ward Howe, Lucy Stone, Susan N. Anthony nannte, jene
großgcsinnten Frauen, deren Leben voller Selbstverleugnung und milchigem Auftreten die
heutigen Frauen ihre Stellung verdanken, da blicht lauter Beifall bei jedem einzelnen
Namen aus, denn es sind die Schutzheiligen der Freiheitsbewegung für die Sklaven und
für die Frauen seit nun fünfnndvierzig Jahren.
Ihr folgte Mrs. May Wright Sewall, die als Chairman die allgemeinen Ver-
sammlungen zu leiten hatte, uniraglich die eleganteste und gewandteste Rednerin in der
laugen Reihe ungewöhnlicher Kräfte.*) Mrs. Sewall wies auf die Verkettung güustiger
Umstände für das Zustandekommen dieser Weltkongresse hin und auf die National-
regicrungals deren hauptsächlichste Förderin. „Allein hinter dieser, sie umgebend, durch-
dringend, unsichtbar, und doch unwiderstehlich sie leitend, steht der Zeitgeist, „jenes
Weltprincip, dem allein die Entscheidung anheimgegeben ist, ob die rechte Stunde ge-
kommen für jedes Geschehniß, für Niederlage ober Sieg jeder Idee."
Es ist dabei im Auge zu behalten, das; die Nationallegierung hier wirtlich hinter
den Lomites steht, welche die Vorbereitung zu leite» hatten. Für die Franencongresse
lag die Arbeit in den Händen von Mrs. Sewall und der Schriftführerin Mrs. Zoster
Ellery in Philadelphia. Die schlicßliche Einladung ging gleichmäßig für alle Congresse
von Washington aus.**)
Mrs. May Wright Sewall führte in diesen Eongrcßtagcn den Vorsitz bei den
allgemeinen Verhandlungen abwechselnd in der einen und in der anderen Halle und
trat auch selbst für die ihr am Herzen liegenden Bestrebungen als Rednerin ein. Ganz
Außerordentliches leistete sie als Präsidentin. Mit voller Beherrschung des Gegenstandes
der Tagesordnung, verband sich ein Gedächtniß, dem nie die kleinste Einzelheit verloren

*) Sie lebt in Indianapolis, wo sie mit ihrem Manne gemeinschaftlich ein großes
College für junge Mädchen leitet, das gleichzeitig Pension ist.

**) Auch für die (5o»gressc waren in allen femen Ländern Frauen-Comitss ge-
schaffen und thätig.

ging, nie ein Name oder eine Thatsache in den Vorgängen fehlte. Ein feiner Tact ließ sie stets das rechte Wort zur rechten Zeit finden, um die engen Grenzen einer streng geregelten Geschäftsordnung fest inne zu halten. Es stand ihr aber auch zur Verfügung, wenn die Zuhörer iu Betracht kamen. Ihr Äuge sah, ihr Ohr horte Alles, was in dem entferntesten Winkel des Saales vorging. Bei einem in seinen Eigenschaften und in seiner Stimmung uucontioliibnren Publicum, das manchmal in qualvoller Enge zu» sammcngepreßt saf; und stand, war es gewiß nicht leicht, lautlose Stille während der Reden zu erzwingen. Jeder Versuch einer Störung durch Bewegung und Zwiegespräche fand sofort eine Eorrcctur, die nichts Verletzendes hatte und mit liebenswürdiger Wendung an das Anstandsgefühl appellirte. Meist genügte alsdann eine Gcberdc, das Aufheben oder leichte Niederschlagen des hölzernen Hammers, der in Amerika die Stelle der Glocke vertritt. Noch vor jenem bösen Zwischenfall des Durchbruchs der Tribüne unterlief; Mrs. Sewall nie, vor Schlick aufmerksam zu machen, daß man Stauungen vermeide, und gab dafür bestimmte Anweisungen. Ticht hinter der Bretterwand dieser Hallen laufen die Schienen des Ecutraldepots der Illinoisbahn und werden Züge rangirt. Mitten in der schönsten Rede kommt eine Locomotive angepustct, bleibt vor dem Fenster stehen, faucht und pfeift, bis sie weiterkämpft und eine andere sie ablöst. Tas bringt fortwährende Unterbrechungen, denn oft muß der Redner warten, bis wieder Ruhe eintritt, und es ist nicht leicht, dabei selbst die Ruhe zu bewahre». Tas Publicum nahm aber solche Störungen mit merkwürdig gutem Humor auf und füllte bei einem späteren Eongreß eine besonders lange nothgedruugeue Pause mit dem Absingen eines patriotischen Liedes aus, da der Lärm in der That für Ohren und Nerven unerträglich war. Ein besonders starkes Geräusch draußen könnte aber leicht eine Panik innen erzeugen, die schlimm endet.

Mrs. Sewall zur Seite standen eine große Anzahl Ehrenpräsidcntinnen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Schulung der Frauen zur Leitung von Versammlungen in Amerika bereits sehr verbreitet ist, denn alle entledigten sich ihrer Aufgabe mit großem Geschick, Würde und Ruhe. Es ist nicht natürliche Begabung allein, sondern wirkliche durch Uebung erlangte Schulung. Ebenso tritt bei Frauen wie bei Männern die Kunst des Vortrages mehr in den Vordergrund als bei uns, weil hier das Reden gelehrt und gelernt wird. In jedem Augenblick waltet die bestimmte Absicht vor, dem Gedanken die vollendetste Form und Gestaltung zu geben und ihn so znm Ausdruck zu bringen, daß die Zuhörer davon gepackt werden, seine Wirkung voll zur Geltung kommt. Manchmal fehlen freilich auch die Goldmünzen der (bedanken, nur Worte reihen sich an Worte, inbeß der geschickte Tonfall der Stimme, die angelernte Beherrschung des Organs und der Ausdrucksweise, treten an die Stelle und sichern den Erfolg. Jeder Redner hat hier etwas v«m Schauspieler, der sich über seiner Rolle vergißt und darin aufgeht, der gelernt hat, sich von ihr fortreißen zn lassen, das Feuer der Erregung, die starre Ruhe, warme Empfindung, Zorn, Entrüstung, jede Gemüthsbewcgung in seiner Stimme zu modcllircn, oft die eine unvermittelt an die Seite der anderen zu stelle». Es imponirt und blendet, bei Männern und Frauen gleichmäßig. Selbst im Gespräch tritt eine außerordentliche Wortgewandtheit hervor. Man lenit aber sehr bald die Schulen unterscheiden. Natürlich mnß die Gabe der Beredsamkeit überhaupt vorhanden sein, sonst läßt sich nichts herausbilde». Ist ein Redner originell, so macht er schnell wiederum selbst Schule.

Ter Eongrcß für den Fortschritt der Frauen spaltete sich iu acht Einzclcongressc: Erziehung, Industrie, Literatur u«d Kunst, gemeinnützige Bestrebungen und Werte der Barmherzigkeit, moralische und sociale Reformen, Religio», bürgerliche Gesetze und Regierung, Wissenschaft und Philosophie. Jeder dieser Einzelcongrcssc zerfiel wieder in Vommissioncn und Unterabtheilungen, die oft die Generalversammlungen der nationalen und internationalen Gesellschaften, Verbände und Vereine einschlössen. An jede»! Tage fanden bis zweiunddreißig Sitzungen statt, und jede hatte ihr eigenes Publicum i» reicher Anzahl, ohne die zuströmenden Gäste. In einzelneu

dieser Versammlungen begnügte man sich nicht mit Sprechen. Es wechselten Gebet, Ansprachen, musikalische Vorträge, Einzel- und Chorgescmg, Berichte und Reden, welche sich auf Zweck und Mittel des Vereins bezogen. Solche Programme entfalteten vorzugsweise die Vereine und Verbände mit ausgesprochen religiösem Charakter. Es zählten dazu L 2»tern 8 t 21, der die weiblichen Angehörigen der Freimaurerlogen mit ihren Erziehungs- und llnterstützungszwecken umfaßt, CKri3ti»n1emr>«!-2u<:e Union, die verschiedenen Missionsgcsellschaften, die Jungfrauen-Vereine zu gegenseitiger Förderung und zu Hilfszwecken aller Art, wie andere mit ähnlichen Tendenzen. Einer derselben, VVoman» «»tiaulli Inäi2n8 ^88oci»tion, führte die Kinder der indianischen Schule vor, die auf der Weltausstellung eingerichtet ist, welche Lieder sangen. Vorträge erläuterten die Erziehungsarbeit unter den Indianern. Einer von diesen Vorträgen hatte den Titel: Des Indianers Gestern und Heute, ein anderer faßte die Zukunft in's Auge. Als Antwort darauf erörterte ein Häuptling der Rochhäute Ehaunceu Jellom Robe vom Stamme der Sioux die Erziehungsfrage vom indianischen Standpunkte. Allein man würde irren, wenn man sich denselben noch im Federschmuck mid Indianercostüm vorstellen wollte. Er unterschied sich durch nichts in der Kleidung von den anderen Gentlemen, die zugegen waren, und ebenso wenig die Kinder, als durch Hautfarbe, Haar und Augen.

Ten Löwenantheil des Interesses nahmen allerdings die Kongresse für das Stimmrecht in Anspruch. Einmal, Neil diese Frage gegenwärtig mehr als je im Vordergründe steht, dann aber auch, weil sich alle Parteien und alle Schattirungen darin zusammenfinden. Ob Juden, Katholiken, Methodisten, Unitarier ihre Sitzungen hielten; ob Kleiderrcform, Kindergarten, Hochschulen, Gewerkvcreine, Mäßigkcitszwecke, Frcmenstudium, Hebung socialer Uebel, Erziehung, bürgerliche Gesetzgebung und Anderes auf der Tagesorbnnng stand, an irgend einer Stelle berührten sich diese Interessen mit der Forderung des Stimmrechts. Den Einen ist es Grundlage für alle Reformen, den Anderen das Mittel zur Erreichung ihrer bestimmten Zwecke und Ziele. In beiden Fällen ist jeder Gedanke an Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung bei dieser Forderung ausgeschlossen. Man glaubt im Gcgentheil zur Erhaltung derselben dadurch in höherem Maße beizutragen, macht daraus ebenso eine Frage der sittlichen, ja der göttlichen Ordnung, wie der rechtlichen und wirtschaftlichen Nothwcudigkeit. Tas Stimmrecht bedeutet für die Frauen in diesem Laude in der That das bezeichnete. Sic müssen es sich erringen, sei es auch nur als eine der vielen Menschentlasscn in dem großen Völlcrgemisch, das durch Einwanderung sich in jedem Jahre mehrt, und sie weiden es erhalten. Tic besten Verbündeten finden sie nunmehr in de» Staaten, die den Frauen bereits das Wahlrecht zum Staatencongreß verliehen hoben, unter welchen Wyoming diesen Schritt zuerst gethan. Im Fcbrnlli d. I. brachte Hon. I. T. Hurd folgende Resolution vor die dortige zweite Kammer, die einstimmig angenommen wurde. Erwiesen sei, daß Besitz und Ausübung des Stimmrechts durch die Frauen inWuomiug währenddes letzten Vierteljahihimdertt> nichts Ucbles erzeugt hat, wohl aber mancherlei Gutes gestiftet, daß es in hohem Grade dazu beigetragen, Verbrechen, Arinuth und Laster aus dem Staate zu verbannen und zwar ohne jede drückende Zwangsmaßregel, das; es friedliche und geordnete Wahlen gesichert, eine gute Regierung und einen bemerkcnswerthen Grad ron Civilisation uni öffentlicher Ordnung gcschaffcu hat. Wir weisen mit Stolz auf die Thatsache hin, da>! nach kaum fünfundzwanzig Jahren Fraucnslimmrecht nicht ein Bezirk in Wyoming mebi eines Armenhauses bedarf, daß unsere Gefängnisse fast leer und Verbrechen, mit Aufnahme von StlllltZfremdeu begangenen, fast unbekannt sind. Als Resultat der Erfahrung fordern wir alle cimlisirtcn Staat^oerbände auf, ihre Frauen stimmberechtigt zu machen. Es möge beschlossen werde», eine authentische!5opic dieser Resolution durch den Gouverneur des Staates an die maßgebenden.slörpcrschaften jedes Staates nnd Territoriums in diesem Lande nnd an alle Körperschaften in der ganzen Welt zn senden und die Presse aller Orten zu ersuchen, die Aufmerksamkeit ihrer Leser au? diese Resolution zu lenken."

Als gerade eine Rcdneiin aus Wyoming diese Zustände des Weiteren ausführte
und im Vergleich zu anderen Staaten mit Zahlen belegte, auch hervorhob, daß Ehe-
scheidungen nach und nach fast gänzlich aufgehört haben, trat ein Zwischenfall von
dramatisch packender Wirkung ein. Die hohe Gestalt des Exgouvemeurs Hoyt umi
Wyoming wurde im Hintergründe des Saales bemerkt, in den er soeben durch Zufall
getreten. Man nöthigte ihn auf die Plattform, und er bestätigte nickt nur das soeben
Gesagte, sondern gab noch »vettere Einzelheiten über die Vorzüge des Frauenstimmrechts,
Susan V. Anthony mit ihrm greisen Gefährtinnen Lucy Stone, Julia
Ward Howe und Julia Bcech er Hoote, die Schwester der Verfasserin von Onkel
Toms Hütte, erschöpften dies Thema allseitig und wurden dabei von jüngeren Kräften
wie May Wright Sewall, Reverend Anny Shaw, Martha Strickland,
Mary Stephenion und Anderen wirkungsvoll unterstutzt. Susan B. Anthony, mit
scharf ausgeprägten geistvollen Zügen, erörterte zumeist die praktische Seite in schlagender
Beweiskraft mit sarkastischer Würze, die nie ihres Eindrucks verfehlte, und einen ähnlichen
Ton schlug Mrs. Vcecher Hoote an. Tic Anderen mit klaren guten Augen in den
lieben Hausmüttcrchcngesichtern betonten mehr die sittliche Seite des Stimmrechts. Diese
alte Garde zwischen siebzig und fünfundsiebzig Jahren hat sich treu das Ideal ihrer Jugend
im Heizen bewahrt und brachte es auch auf diesem Congrcß zum Ausdruck, erwarb sich
ueue Lorbeeren zu dm alten. Neben der geistigen Kraft und Frische war nickt minder
die physische zu bewundern, denn meist mußten die Reben sofort in einem anderen Saale
wiederholt werden.

Die fünfte dicfer alten Vortämpferinneu für Rechte, die jetzt theilweise des Kampfes
schon lange nicht mehr bedürfen, Lady Elisabeth Cady Stanton, hatte nicht selbst
«ischeinen 5onnen, aber ihr Sohn war anwesend. Von ihr wurde eine gediegene Abhandlung
am ersten Tage vorgelesen, welche in kurzen Zügen eine Entwickelung des Antagonismus
der Geschleckter durch alle Zeiten giebt. Sie schlicht mit den Worten eines alten
treuen Genossen und Beistandes, der auch in den Congreßtagen scinc Stimme hören lieh,
Wendell Phillips: „Das Erste, was wir von sächsischem Vlute in der Geschichte hören,
sind jene Worte des TacituZ in seinem Germanien, welche lauten: „In allen ernsten
Angelegenheiten beriethcn sic mit ihren Frauen." Wenn einst das kräftige Sachsenblut
jüdischen Aberglauben und östliche Vorurtheile ausgestoßen haben wird, alberne Sitten und
Sophistereien der Vüchergelehrsamkeit mit den Füßen zertreten, dann wird ein neuer Tacitus
erstehen, der von bcn si cbcn Hügeln antwortet: „In allen ernsten Angelegen-
heiten bcrathen wir mit unseren Frauen." Auch Eady Stanton sieht in den
Ehren, welche den Frauen durch die Mitarbeit an der großen Ausstellung in der Königin
des Westens geworden, das ermuthigendftc Zeichen für die Bewegung.

Beiden zum Nrecken rollen Hallen mußte auch hintereinander Genüge geleistet werden,
als die berühmtesten Schauspielerinnen über die Bühne und die Frauen sprachen.
Frau Illnauschck war nicht ersckienen, aber die mit deutscher Bildung ausgestattete Polin
Helene Modjewska gab in der vornehmen Ruhe des Vortrages vielleicht die grüßte
Kunst der Rede an diesem Abend, während sie am anderen Tage für ihre russischen
Schwestern, denen unter dem Drucke ihrer Regierung auch hier das freie Wort nicht ge-
stattet sei, roll Feuer und Begeisterung eintrat. In ihrem Vortrag gab sie eine Geschichte
der Frauen in der dramatischen Knnst, wobei sie zumeist auf die deutsche Entwickelung
der Tühiic Bezug nahm. Clara Morris kam ans St. Louis in einem Extrazugc
von Locomotire und Salonwagen des Tircctors, den die Verwaltung gratis zur Verfügung
gestellt hatte, da sie nur einen Abend abkommen konnte. Sie und drei ihrer Eolleginnen
sprachen wirkungsvoll und hinreißend über die sittlichen Pflichten der Frau auf der Bühne
und im Leben, ihren Einftus,, ihre Stellung in der Gellschaft, ihre Leiden und Freuden.
Nicht weniger anziehend und bemcrkens,ucrth erschienen die farbigen Rcdncriimcn.
Sie sprachen über die Heranbildung des Negeroolls, behandelten aber auch andere Fragen,
vornehmlich über Erziehung und Religion, besonders Missionsarbcit.

Ueberall ließ sich erkennen, dah innerhalb gewisser Grenzen die ausgedehnteste Freiheit gestattet war, wenn nur mit dem Vollen sittlichen Ernst »erhandelt wurde, denn schließlich fanden die in Zielen und Mitteln scheinbar am weitesten auseinandergehenden Bestrebungen doch ihre Einheit in dem gemeinsamen Breimpunkte der allgemeinen Nächstenliebe, die Unglück und Elend mindern will, Unwissenheit ausrotten und Glück befördern. Allum-fassend und erschöpfend sind alle diese Congressc geplant. Keiner aber wird die Dimmsionen annehmen, wie dieser erste. Aus ihm entstand ein Ungeheuer mit hundert Köpfen, von denen mancher doppelt heranwuchs, wenn man ihn abgeschlagen glaubte. Ter Vorzug der Ausdehnung und Freiheit erwies sich als Nachtheil. Die bedeutenden Sitzungen mußten wiederholt werden, fragwürdige Verhandlungen nahmen unnöthig Zeit und Kraft in Anspruch. Die Ueberfülle des herbeiströmenden Materials konnte keine genügende Sonderung erfahren, so kam leichte und schwere Waare nebeneinander auf deu Markt. Zusammengehöriges wurde nuseinandergerissen, einander Fernliegendes in enge Verbindung gebracht. Auch hier erwiesen sich Zeit mid Raum als unzulänglich. Wie es mit dem Stoff erging, so mir dem Menschen. Allgcgenwart ist uns nicht beschicken, hier wäre sie die Voraussetzung ge-wesen, nm auch nur eine einzige Frage in ihrem Zusammenhange mit den andern zu er-fassen, ihr ans den Grund zu gcheu, sich eingehende Belehrung zu verschaffen. Was immer nur Wahres und Treffendes über irgend welchen Gegenstand zu sagen war, von wenigstens einer Seite geschah es sicher und zwar in einer Ausdrucksweise, daß der Iuhalt dura, die Form noch an Werth gewann. Andererseits wäre anch manches Wort, manche Nede ohne Nacktheit für die Kennzeichnung des Fortschrittes der Fraueu besser unterblieben. Alte Schlagwörter machten sich breit, lange akademische Abhandlungen über allbekannte Zu-stande nahmen die Zeit in Anspruch. Eine klärende Debatte konnte darum nicht Corrutur und Ausgleich widerstrebender Ansichten bringen. Nirgends kam es zu einer Sichtung, zu einem anderen abschließenden Resultat als dem rauschenden Beifall des Publicums, welches alle Aeußerungen gleichmäßig damit bedachte. Freilich blieb dadurch auch jede Schärfe fem. Kein Mißton störte die Harmonie, so verschiedene Instrumente zusammen erklangen. Man mußte sich au den reichen Einzcleindrücken genügen lassen nnd auf Klärung des Urtheils verzichten.

Es ist dies gerade im Interesse der Fmucn lebhaft zu bedauern. Man wird nicht verfehlen, ihnen daraus deu Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen, die in die Breite geht und nicht in die Tiefe. Dies ist der Grund nicht, man hat nur Unmögliches möglich machen wollen. Nachträglich gedenkt man, eine solche Klärung herbeizuführen. Die Be-arbeitung des Materials soll bedeutenden Frauen aller Länder übertragen weiden, sobald es erscheint. Das kann erst spät geschehen, denn die Nationalregicrung laßt die Ver-handlungen sämmtlicher Congresse nach st enografthischen Aufzeichnungen und überwiesenen Schriftstücken drucken. Dieser erste Eongreß wird etwa fünfundzwanzig Bände im Format der ^u^velopaeäia driwnnie» umfassen, wie Mrs. Sewall mittheiltc. Aus allen diesen Cougresscn geht demnach eine stattliche Bibliothek hervor, die den Standpunkt der Gegen-wart für gesellschaftliche Fragen so erschöpfend und umfassend behandeln wird, wie es noch nie geschehen, aber man kann billig zweifeln, baß sich Viele durcharbeiten werben.

Ein guter Gedanke ist es, daß im Frauengebäude iu der Ausstellung jeden Vor-mittag von elf bis zwölf Uhr Vorträge gehalten werden, die sich mit dem Material der Eougresse decken oder bereits dort gehalten worden sind. Sie finden große Theilncchmc bei dem Publicum, und selten ist der Saal nicht ganz ausgefüllt mit Hunderten von Zuhörern aller Stände, jedm Geschlechts und Alters. Die Menschen tragen somit manckien Gedanken nach Haus, der ihnen sonst fern gelegen, nnd hier nnd da fällt doch ein Samen-korn auf deu richtige« Bodm.

Seitdem ist wöchentlich ein anderer Ccmgreß dem ersten gefolgt, alle haben eine große Betheiligung seitens der Frauen erfahren, und auch dem folgenden wird es daran nicht fehlen. Hier fallt die Gegensätzlichkeit weg, die auf dem Kongreß für Fraucnfort-schritt begreiflich stark im Vordergründe stand! hier begegnen sich beide Geschlechter auf

dem bereits erworbenen Boden, stehen Schulter an Schulter, arbeiten zusammen wie gute Kameraden, zollen sich gegenseitige Achtung. Vielleicht litt der Preßcongref; noch ein wenig unter der Nachwirkung des erdrückenden eisten, da der Abstand an der Betheiligmig allerdings ein hervorstechender Zug war und wiederum nur die Frauensitzungen, sowie die allgemeine Versammlung, in der Mrs. Palm er und Mrs. Heu rot in die Delcgirtcn und fremden Gaste vorstellten, eine Ausnahme machte. Im mcdicinifchen Congreß trat die anerkannte Gleichberechtigung auch auf der Rednerliste merkbar hervor. Mehr noch war dies bei den Mähigkeitsbestrebungen der Fall, die wiederum große Theilnahme im Publicum fanden. Die noch in Aussicht stellenden Congresse ändern an diesem Gcsammt-bilde nichts, nnd auf ihre Verhandlungen einzugehen, wird man mir gem erlassen In Hinblick auf die fünfundzwanzig gesprochenen Truckbände mochte ich jetzt schon Lcssings Widmung mi den Leser etwas verändert für mich in Anspruch nehmen:

Hast Tu in diesen Blätter nichts gefunden,
Was Dir gefiel.
So sei mir wenigstens für das verbunden.
Was ich zurück behielt.

Erzielen die Congresse sonach für das eigene Land den Haupterfolg, so ist die Fem-wirkung doch auch nicht zu unterschätzen. Kann man bei jeder internationalen Zusammen-kunft, deren Vertretung nicht der Staat sichert, die Frage aufwerfen, wo sie sind, die Vertreter aller Nationen, die herbeigerufen wurden, um an den Verhandlungen theilzu-nehmen, durch persönliches Erscheinen ihr Interesse zu bekunden, durch Begegnung uud Kennenlernen engeren Zusammenhang herbeizuführen, so ist es auch hier der Fall. Immer werden Zeit nnd Umstände nur Wenigen persönliche Theilnahme gestottnu hier ist sie überdies größer als je zuvor. In Europa ist jedes Land vertreten, darunter Teutschland und England am zahlreichsten. Tennoch ist darauf nicht das Hauptgewicht zu legen, sondern auf die überall, auch in den entferntesten Ländern, vorher angeknüpften Beziehungen, die das Interesse wachgerufen haben und auch fernerhin den Zusammenhang wahren werden. Tas Weitere kann man getrost der Zukunft überlassen und jenem Walten des Zeitgeistes, das die Stunde für jegliches Geschehnis; bestimmt, während in-zwischen Chamissos Worte sich bewahrheiten:

Ein jedes Band, das noch so leise
Die Seelen aneinander reiht,
Wirkt fort in seiner stillen Weise
Auf unberecheiware Zeit.

^llustrirte Bibliographie.

Amerika. Eine allgemeine Landeskunde. In Gemeinschaft mit Dr. E. Dcckert und Professor De. W. «ückcnthal herausgegeben von Professor Vi, Wilhelm Sievcrs. Mit 180 Abbildungen, 18 «arten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Leipzig und Wien 18W, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Am frühe» Morgen des 12. October 1492 war es, als die spanischen Schiffe unter ihrem genuesischen Führer Christoforo Eolombo das langersehnte Land in Gestalt einer niedrigen Koralleninsel der Bahamagruppe in Sicht bekamen. Nach seiner Meinung war es die Osttüste Asiens, die man entdeckt hatte, und eiu volles Menschcnaltcr verging, che man, lange Zeit »ach dem Tode des Entdeckers selbst, die Ueberzengnng gcwmm, daß man es mit einem ucnen Wclttheile zu thuu habe. Seitdem sind vier Jahrhunderte dahingegangen, und Amerika, das dieses Ereignis; jetzt in der großartigen Weltausstelluug zu Chicago feiert, steht damit im Vordergründe des allgemeinen Interesses. Es war zu erwarten, daß die schon vorhandenen Monographien, Handbücher und Nciscwcrte über Amerika durch eine stattliche Reihe neuer Arbeiten vermehrt werden würden, mau kann aber nicht behaupten, daß die Mehrzahl dieser Erscheinungen eine werthvollc Bereicherung der einschlägigen Literatur bedeute: es fehlt ihnen namentlich die so wichtige lieber-sichtlichkeit und Einheitlichkeit des Stoffes, während sie an Nebensächlichem uud Zufälligem so Vieles biete», daß sie eher verwirrend, als belehrend wirken.

Eine löbliche Ausnahme hiervon bildet das vorliegende wissenschaftlich höchst gediegene Werk, ein Thcil der „Allgemeinen Länderkunde", von der bereits zwei Bäiwc, „Afrika" und „Asien" umfassend, erschienen sind. Zur Bewältigung des gewaltigen Stoffes, der in die Entdeckungsgeschichte Amerikas, den Aufbau des Erdtheils, seine Bodengcstalt und Bewässerung, seine Pflanzen- nnd Thierwelt, seine menschliche Natur-uud Culturbevöltcrung einführt uud die Entwickcluug uud Zustände aller Staaten und Eolouieu und endlich die alle amerikanischen Länder umgürtenden Vertehrsformen durch lichtvolle Schilderung dem Verständnis; nahe bringt, haben sich drei namhafte Gelehrte vereinigt. Sievers hat Südamerika, Deckelt Nordamerika und Kückcnthal Grönland und den Arktischen Archipel bearbeitet. Auch die äußere Ausstattung ist gediegen uud reich. Tic vortreffliche« Abbildungen sind meist Originale, nach Photographien in Holzschnitt

ausgeführt, die Tafeln in Farbendruck von künstlerischer Vollcuduug und die «arten, vlmfilalischc und politische, getreu und übersichtlich. Die Sprache der Verfasser ist einfach uud klar; doch dürfte eine Wortbildung wie Voltsdichtigtcit (z. N. Seite 2W) statt Voltsdichte endlich auszumerzen sein.

Ganz besonderes Interesse beanspruche» dieTarstelluugeuder amerikanischen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt. In diesen Verhältnissen sind in den letzten Jahrhunderten große Veränderungen eingetreten. Man kann z. B nicht mehr behaupten, baß die Llanos, wie früher, ei» reines Grasland wären i die berühmte Schilderung des Laud-

lw«: Litvli«, «menlo, Vibli«»l»pl!>sch!» Inssitut, Lcipzl».

schastschlliakters der Llanos, die Humboldt gegeben hat, paßt zur Zeit nur noch auf die Gebiete am Apurc, die übrigen haben ein mehr partartiges Aussehen angenommen, uud außer den Vaumgruppen heben sich jetzt hier und da am Wege uereinzelte Gehöfte aus der Ebene ab. Veachtcnswcrth ist ferner die geographische Verbreitung der Ihicre, welche auf den Antillen vorkommen, weil daraus geschlossen worden ist, daß Wcstindien einst zwar mit Sidamcrikn, niemals aber mit Nordamerika zusammengehangen hat, uud daß auch die Verbindung mit Südamerika, beuor noch größere Täugcthiere herüber-wandern konnten, gelöst worden ist. liiner der ärgsten Feinde einer durchgrcifeudcu

Zivilisation auf den Antillen ist die Lanzenschlange, deren Biß unbedingt tödtlich in:
sie findet sich ebenso in dem tiefen, feuchten Tunlei der Wälder, wie in den Zuckerrohr-
feldern und sonstige» Plantagen auf begangenen Wegen und sogar inmitten der Dörfer
und Gehöfte, Am auffalligsten ist die Veränderung, welche mit der Bevölkerung der
neuen Welt uor sich gegangen ist. Wahrend in Asien und Afrika, trotz mancher Ver-
schiebungen und Vermischungen im Einzelnen, noch dicienigen Völler leben, die vor nlten
Zeiten dort ansässig gewesen sind, bietet Amerika jetzt ein gänzlich anderes Bild als zur
Zeit der «Hntdecknng dar. Tic amerikanische Rasse hat vor den einwandernde» Vuiopätrn
2-7 Nict»il«!»ll de» Iguos!».
Au«: Licver«, «lmeiil«. Vibliogiaphisch«« Institut. Llipzi«.
das Feld räumen müssen und ist thcils ganz zurückgedrängt, theil« ausgerottet, überall
aber in politische Alchäugigleit gebracht worden, ^» Nordamerika haben die germanischen
Stämme die amerikanische Urbevölkerung weniger aufgesogen, als vielmehr bis auf ge-
ringe Neste ausgerottet: iu Zübamerita, in Mexico und Wcstindien haben die Romanen
nach Vernichtung einer großen Zahl von Amerikanern sich mit dem immer noch be-
deutenden Reste stark vermischt. Noch mannigfacher wurde die Mischung durch die ein-
geführten Afrikaner und durch die noch einwandernden Asiaten. Wir verweisen aber
Isicrmit ans die Lcctüre des in jeder Beziehung zu empfehlende,! Werkes selbst.
U. ,l.

' «zS"^
Die Lllnzlnichlanl«.
Au,: Silvlr«, «mctila. VldliogsllßhiIHe, Institut. L«!pzi».

Julian der Abtrünnige.

Geschichtlicher Roman in drei Bänden von Felix Tahu. Leipzig, Vrcitkopf und
tzärtel, 18!)8.

Ginc Frucht iahrclanger Studien und ernster Forschung über das tiefste philo-
sophische Problem, die Frage der sittlichen Weltordnung, legt Tahu in diesem gereiften
Werte vor, dessen Stoff seit jeher Dichter und Historiker gereizt hat. Seit D. Fr. Strauß
m einem allerdings nicht ohne moderne Seitenblicke auf Friedrich Wilhelm IV. abgefaßten
Vortrag Julian den Romantilei auf dem Throne der ssäsaren genannt, ist dieses Wort
ein geflügeltes geworden. Strauß erblickte die Romantik Julians in seinem ohnmächtigen
Unterfangen, eine alte Zeit wiedcrhcrzustclleu, die weltgeschichtlich überwunden war: und
in diesem Sinuc hat auch Ibieu i» Kaiser nnd Galiläcr den Ttofs behandelt mit einer
für den an historische Wahrheit gewohnten Leser abstoßend wirkenden Modernität. Ein
Vergleich des nordischen „Realisten" mit dem deutschen „Idealisten", »nie die abgeschmackten
Seblagwortc lauten, böte eine Fülle fruchtbarer Gesichtspunkte; eine kurze Anzeige muß
auf das Eingehen hierauf verzichten, das Eine aber darf hervorgehoben werden, daß der
deutsche „idealistische" Dichter das Problem anders nnd tiefer gefaßt hat: fein Julian
ist nicht ein Versuch, die Idee des „dritte» Reiches" gewaltsam in den antiken Stoff zn
zwängen, sondern die Ausarbeitung eines menschlichen Problems, das zu allen Zeiten
der Kernpunkt philosophischen Denkens war und darum historische Wahrheit gestattet,

ohne lebendigsten Aniheil auszuschließen; es ist Ue Tragödie alles idealen Sirebcns, die
sich in der Gestalt Julians historisch objectivirt.
Dahn begleitet Julian von der Mondnacht an, in der sein Geschlecht auf Befehl
des neuen Imperators Constcmtius vernichtet wirb, bis zum letzten Ausruf: „Tu hast
gesiegt, Galilaer," biographisch; der Stoff gliedert sich ihni daher organisch in die drei
Abschnitte, die den drei Bänden entsprechen: „Die Jugend", „Ter Cäsar", „Der Impe-
rator". Die namentlich im zweiten Bande ausgedehnt verwendete Briefform gestattet,
historisch weit Auseinanderliegendes künstlerisch zusammenzurücken, und bietet überdies ein
vortreffliches Mittel, Julian mit Fügen, die seinen Schriften uiw seinem Stile fein ab-
gelauscht sind, zu charakterijiren. Ueberhaupt muß hervorgehoben weiden, daß auch nach
der Seite künstlerischer Composition „Julian" die volle Reife des Künstlers zeigt.
„Der Geist einer erhabenen Natur hat diesen Jüngling geleitet von der Wiege bis
zum letzten Lebenshauch" — so chaiatterisirt Ammianue Marcellmus tieffcub den Kern
uon Julians Wesen, den edlen Idealismus, der Schwächen wie Eitelkeit nicht ausschloß,
Gefahreu wie Schwärmerei einschloß. Wir sehen den Jüngling als schwärmerisch-aske-
tischen Christen im Kloster; durch Lysias, den Scheinchristen, in Wahrheit den glübendcn
Verehrer des Heidenthums (eine frei erfundene Figur) lerut er für Plato und Plotin
schwärmen, dann baut er sich seine eigene Mrstosophic auf, eine wunderliche Symboli-
sirung des antiken Glaubens. Aber er muß erleben, daß Niemand daran glaubt, als er
selbst; das Christenthum siegt und raubt ihm durch den Wahnsinn des Fanatismus die
Liebe seiner Mutter, das Vertraue» seiner Schwester; sein innigster Frennd, Jovian, fällt
vom Heidenthume ab; sein Lcbensglück ist mit Kein frühen Tode seiner Gattin geflohen,
sein Lebensziel, die Antike zu erneuern, sieht er gescheuert, der letzte Halt, den er hat,
der Glaube an seinen Beruf, die politische Größe Roms zu erneuern, bricht mit der
Niederlage durch die Perser zusammen. Wie Julians fester idealer Glaube an den Sieg
des Sonnengottes, der Idee, zerschmettert wird, so des Luffas Glaube an die Steine, so
des Alllmannentönigs Chnodomar Glaube an Donar; die Tccne, wo Chnodomars Schwert
zerspringt, an das sich durch eine Traumerscheiuung Donars all sein Hoffen knüpft, und
die grcmcuhafte Wirknng der Ertenntniß, daß es keine Alen gebe, ist, wie die ganze
Schilderung der Alamanucnschlacht, von ergreifender Wirknng. Es ist die Tragödie
menschlichen Tticbcns uud Glaubens, die sich in den verschiedensten Gestalten vor uns
abspielt; und wo ist der feste Pol in der allgemeinen Vernichtung des Glaubens? Endet
die Tragödie mit achselzuckender Skepsis? Das einzig Bleibende ist das Begreifen der
Nothwendigkeit, das Erfüllen der Eigenart ohne den Glauben an einen endlichen Sieg
des Guten, das Heldenthum des Mcrovech, des Vertreters der Germanen. In diese
Gestalt hat Dahn seine heroisch-tragische Weltauffassung niedergelegt, dieselbe, die König
Tejll im „Kampf nm Rom" vertritt; aber hier klingt sie freudiger, Teja gehört einem
untergehenden Volte an, Mcrovech einem aufstrebenden; er weiß, auch sein Volk wird
einst fallen, aber noch ist diese Stnnde fern; der Urenkel des Nataverhclden Claudius
Civilis führt die Germanen über den Rhein und wird der erste Frankenkönig. —
Den Einzelheiten eines so großen — äußerlich wie innerlich großen — Wertes
kann eine kurze Anzeige nicht gerecht werden, sie kann nnr aufmerksam machen auf die
reichen künstlerischen Schönheiten der wunderbar vielgliedrigen und doch zu einem dura>
aus einheitlichen Punkte führenden Composition, deren sicher gezogene Linien die Hand
des reifsten Meisters zeigen, und die vollendete durch keine Episoden, keine Nebcnscenm
gestörte Harmonie der Wirkung. Wenngleich Dahn auch in diesem historischen Roman
frei erfundener Personen nicht entrathcn kann — nnd der Dichter hat keinen Grund, am
solche zu verzichten — so dürfte den Anhängern antiquarischer Treue doch kein Anlaß
gegeben sein, über Unhistorisches zu klagen; aber auch die andere Seite fehlt nicht, die
dem historischen Romane allein Berechtigung als Tichtwert gicbt, der menschliche Antheil
an den historischen Persönlichkeiten, nnd dieser ist hier vielleicht noch größer als in ver-
schiedenen anderen Werken Tahns; wie er selbst seinem eigenen Entwickelungsgange Vieles
entnommen — welcher Leser, der Tahns „Erinnerungen" kennt, würde nicht in dem
Lichtgottuerehrcr Julian den jugendlichen „Sonncnritter" erkennen, der später sich zu der
Philosophie Merouechs läuterte? — so wird der denkende Leser ein erschütterndes Abbild
seiner selbst und des menschlichen Lebens in dem tragischen Schicksal Julians erblicken.
In der wahrhaft genialen Weise, wie über das mit Schwächen behastete Individuum sich
das tragische Bild der Menschheit erhebt, ähnlich wie in Cervantes' unsterblichem Werke,
erblickeu wir die tiefste Bedeutung dieses wunderbaren Werkes. 0. >I.

Bibliograph

Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit" von Rudolf Steiner. Weimar, Herrn. Weißbuch. 1892.

Den Verf. dieser an Kürze und Vcr- bienstlichleit manche Druckbogenladungen überragenden Schrift hat, wie ich vermuthe, eine fleißige Autodidaxis soweit geführt, als eine solche zu führen pflegt. Mit folge- rnngssicherer Selbstständigkeit entlarvt er viele Grundlagen von Erlenntnißtheorien (zunml bei .Kant) als dogmatische Voraus» setzungcu (S. 7 ff. 17 f.) und bemüht sich im ersten Schritt seines eigenen Weges erfolg- reich, das zu beschreibe», auf dessen Grund das Erkennen erst beginnen kann, das „Ge- gebene". Der zweite Schritt mutz nnn eine darein eingreifende Tenkthätigtcit sein. Hier liegt der Mittelpunkt des ganzen ge- stellten Problems, und hier »erläßt misern Verf. die Kraft seiner Schule: was jeueu Ursprung einer erkennenden Bearbeitung des Gegebenen ermöglicht, das sind die — „Vegriffc und Ideen" (S. 27): was aber diese sind, was also der eigentliche Keim des menschlichen Ertennens ist, bei dem erst die großen Fragen nach unserm realistischen oder nichtrealistischen Vcrhältnitz zur Außen- welt beginnen und den wir schon glaubten, durch Stcincr's bisher so sichere Führung zu erfahren, darüber belehren nns — eine vierzeilige Anmerkung von jener Beiläufig- leit, wie sie wohl nur einem Autodidakten möglich ist, und die späteren Snnonnma „Kategorien" (S. 85) uud „Gedantcn- formen" (S. 42), — Der dritte Schritt, der eigentliche Grkenntnißact, ist die Wieder- herstellung der so gestörten Einheit, die Synthese der beiden ersten Elemente (S. 2!) ff). Derselbe Autor, der sich an einem entscheidenden Punkt so sehr der Descrip- tion überhebt, und der ebenso beiläufig (S. 85) das Object des menschlichen Be- wußtseins selbst" (vielleicht: „das menschliche Bewußtsein selbst als Object"?) vom übri- gen Weltinhalt" unterscheidet, überschätzt ein ander Mal diese Thätigteit: „Die Be- schreibung des Deutens ist zugleich die Wissenschaft des Denkens. In der That war auch die Logik nie etwas Anderes als eine Beschreibung der Tenkformm, nie eine beweisende Wissenschaft". (S .29 f.) Der- selbe Autor hält uns ferner einerseits für unfähig, „selbst wenn uns die ganze übrige Farbenfcala gegeben wäre, auch «ur eine Farbcnnüance bloß vom Ich aus zu er- gänzen" (S. 48), was sogar Humc trotz

ische Notizen.

der daraus folgcuden Erschütterung seiner empiristischen Idcenlehre für möglich hält („Untersuchung", Leipzig 1898 S. 20, wo leider in Zeile 7 nach „wenige" das selbstverständliche „nicht" ausgefalleu ist), uud verkündet andrerseits seine ertenntnihtheoretische Grundlegung als das Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit". Er glaubt schließlich, daß er „alle einseitigen Weltanschauungen überwunden" habe (S. 45), und „daß allerTtreit derWeltanschauungen" von einer Vertennung der „Natnr des Wissens selbst" komme (S. 40). Alle diese Sprünge scheinen wieder Kennzeichen des Philosophirens auf eigene Faust zu sein. Indem wir uns aber gegen dieses abweisend stellen mußten, thun wir es keineswegs gegen Steiners Gesammtleistung; sie düifte eines würdigen Platzes neben ihren derzeitige« Genossinnen sicher sein und zeigt, was der Autor auf anderen Wegen zu leisten im Stande wäre.

U. 8.

ßleltrische Viblioaraphie. Unter ständiger Mitwirkung der Elektrotechnischen Gesellschaft zu Leipzig herausgeg. v. Dl. Georg Maas. Leipzig, Ioh. Ambr. Barth. (Arthur Meliner.)

In monatlichen Heften soll die gesummte literarische Prodnction des In- uud Auslandes, soweit sie iu Beziehung zur Elektrotechnik steht, unmittelbar nach dem Erscheinen, unter Verzicht auf jede Kritik, wissenschaftlich geordnet weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Tic Geschichte des wackeren Leonhard Labcia»>. Von Theodor Löwe. 2. Aussage. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Gin Koniastraum. Schauspiel in fünf Aufzügen von Theodor Löwe. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam erscheint nns als eines der merkwürdigsten Bücher unserer Zeit — merkwürdig eben, weil es dieser Zeit angehört, der Epoche der Nervosität, der pathologischen Probleme, diesem Nu 6« 8w,-le mit seiner Vorliebe für das Abnorme, Gesuchte, Ungesunde. Man glanbt sich in die idyllischen Tage des Schulmeisterlein Wuz zurückversetzt beim Lesen dieser einfachen, zu Heizen gehenden Geschichte, die ein

ganzes Menschenleben, das sich in den bescheidensten Verhältnissen abspielt, schildert. Mies armen Dorfschusteis Sohn ist der Held der Erzählung, ein nach den Höhen des Wissens strebender Mensch, den aber Roth und Aiinnth in die alte Lebenssphäre zwingen und der — eme mehr contemplatiue, denn actiue Natur — sich mit heiterer Resignation in das Unvermeidliche fügt. Mit Meisterschaft ist nun die Entwickelung dieses Innenlebens geschildert, wirb veranschaulicht, wie dieser schlichte, gcmüthvolle Mensch in der harten Schule seines Lebens, in den schweren Schicksalsschlagcn, die ihn treffen, zn einem Philosophen heranreift, der sich in Freud' und Leid im Einklang fühlt mit dem All. ähnlich dem Anzengruber'sche» Steinklopferhans, der seine Lebensanschnunng in die Worte zusammenfaßt: „Es kann Dir nix g'schehn: Du gehörst zu dem All nnd das All zu Dir, es kann Dir nix g'schehn." Mit vollendeter sicherer Kunst ist ein Grnnbton das ganze Vuch hindurch festgehalten, das auf uns eine Wirkung übt, wie der wehmüthige Frieden eines leise verdämmernden Sommertagcs. Eine stille Innerlichkeit, die uns unmerklich mehr nnd mehr in ihren Bann zieht, durchdringt das Buch von Anfang bis zu Ende. Nur ein wahrer Dichter, der das Ncsnltat ernster Gedankenarbeit in die warme Farbe lebendiger Empfindung zn kleiden vermochte, konnte ein solches Wert schaffen, konnte mit den einfachsten Mittel» so tiefgehende Wirkungen erzielen.

In noch höherem Grade leinen wir Theodor Löwe als tiefen Denker kennen in dem sowohl in der Eonceptiou wie in der Durchführung imponircnden Drama .Gin Königstraum", das in feinem philosophisch-ethischen Kerne mit Ludwig Fuldas — übrigens wesentlich später als Lowes Schauspiel entstandenen — Talisman eine gewisse Verwandtschaft hat. Den gedanklichen Stoff dieses Schauspiels dramatisch zu bewältigen, das war eine Aufgabe, an die nur ein seiner Kraft bewußter Poet sich heranwagen, und die nur ein, mit solchem Wollen ein ebenbürtiges Können vereinender Dichter so lösen konnte. Wir vermögen nicht zu beurthcilcn, ob das Wert, dessen Hauptrolle dem Schauspieler eine sehr schwierige, aber für einen echten Künstler gewiß nicht undankbare Aufgabe stellt, von der Bühne herab völlig den mächtigen tiefen Eindruck macht, wie bei der Lectiire! jedenfalls glauben wir, daß nur bei der letzteren die eigenartigen Schön-

heiten diefes gedankentiefen Werkes voll erfaßt werben können; auf unmotivirte theatralische Effecte hinzuarbeiten, liegt Löwe gänzlich fern, dazu ist er ein zu ernster, strenger Künstler. Sich selbst genug zu thun, nicht den Beifall der Menge um jeden Preis zn erzwingen, ist sein Streben, in erster Linie war es ihm um die Erzeugung eines Kunstwertes, in zweiter erst um die eines Theaterstückes zu thun. Die Diction des Wertes ist dem Charakter des Stoffes angepaßt: voll Schwung ohne Bombast, voll majestätischer Würde und voll lichter illarheit bei aller philosophischen Tiefe. Die herbe Schönheit dieser Jamben, deren stolzer Flug durch die schwere Gedantenfillcht nicht gehindert wird, hat oft Shllkespeare'schen Fug: und an den großen Briten erinnert auch das zeitweilige Spielen mit Worten, das Hin- und Herwenden gewisser Begriffe. Hie und da scheint uns der gedankliche Kern zu deutlich durch die poetische Umhüllung zu schimmern — doch derlei kleine Mängel tonnen uns nie vergessen lassen, daß wir das Wert eines hochbegabten Dichters vor uns haben, von dem noch Bedeutenderes zu erwarten ist.

<,. ^.

Ter Liebe Lust und Leid. Novellen von Helene von Nenictn-Bajza. Berlin, I. Gnadcnfcld K Co.

Die zun» Theil sehr phantastifch geschriebenen kleinen Erzählungen bilden durchaus keinen Werthmesser für den gegenwärtige» Stand der ungarischen Literatur: mit ähnlicher Dntzendwaare wird der Büchermarkt in Teutschland aus eigenen Mitteln genugsam überschwemmt, es erübrigt sich wahrlich, derartige Erzeugnisse aus fremden Literaturen zu übertragen. m».

Kiudcr der Eüude. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius S«rutschet. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Zwei gut geschriebene Dorfgeschichten, die zwar nicht neu in ihren Motiven sind, aber lebenswahr in ihrer Ehaiatteristit, spannend und ergreifend nnd deshalb zur Lcctürc enwfohlen werden können, ml.

Lchlesische Vuchdruckerei, «»oft» und Verlag«.Anstal! u, 3. Schöntuender, Vresla»,
Unberechtigter Nachdruck au» dein Inhalt dieser Zeitschrift untersag!. U»i,»ise«nng,lech! ««behalten.

^ 1893«, k'riäOtiL k'ülwnF. I893«l
lsniiel . . 5820 K
8l!i!»zl!!N!im 4l^ »
Keubnm». . <?2 i
«uiitbl»»». 34° ,
s«!l!»q»e»«. <? »
l»iz«sll»»». 3K> »
-«4-
i^ läsliober Ver82llü
^^..,^.^^„.^v.
Z
»HK8S
«
klnutte
«^Nl.88^0lIN
pulvesfösinig
UNll
8psU!lel 8eis».
X/VN!.8N^IicN
8i»'!«lel Pastillen
^<^«,<^
Ol
m
vis Xarlsdaäsr ^insral^väZzer un6 Iuellenproäucte
»Ina TU delienen 6urcn 6ie
I.öt,ol 8e!,ntt!änll8^ Karlzball '/Lülimon
alle zlinmImzzßl'.llHlllülln^i,. HMKen null UMiiiztel,.
Uebsr8««i8(:l,^ll«lwt8 in llnn ^»»»ton 8t2«lt»n 21!°,- »«lttnoll«, «i
^W
i.

"L5CUNU5 ^MCäl- 0NLIL 1-^NN^NUI^."
Die ^äkrücnen kuIIunFen 2m ^volIinariä-Vrunnen
(^nrtti^i, IT,Kein-?reuä3en) betrugen an I^l2,3cneii unä
15,822,000 in 1889,
17,670,000 „ 1390.
/^i/^Z/c?^^ (7^^/^i7/e^ t/e^e/<5e//."
1^ IllVl^, 20. ^//e^öe^ 1890.
1^ ^l)I_l_!UN!8 LWI'^V, l.,MM

November l 8Y3.
Inhalt.
3»l>«

tjlerzu ein Portrait: Albert, König von Lachsen.
Radlrung von Johann lindner in München.

,N«l> »nd 3l!>' n!ch»!n! »m Anfong j«d» Mona»» in Heslen mll <» »in«, «unttbellag».
—— Pili» »i« <L»»i!<>I <3 L»fl») 5 lNait. .^—
All» 2»chl><,nl>l»ng«n »nl> p»ft»n«<>I<«n nllim«n i»»»rz»i! V»<!»llung«n »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Oard und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamen? zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. 2/3.

Z^l^lzi^eVerl^zHN^lvl-ilm^^ck^ttlNnÃ¤esinL^zliM,

,

Aord und Süd.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.

I.XVU. Vand. — November ^893. — Heft 200.
<M>! el„e„, porlroi! m «nt>imn»^ Aü'cil, «ö„!g u ° „ Sachs»!,,)
Vrezllau
Schlesische Vuchdiuckeiei, «unst» und Verlags-Anstalt
v. 2. Lchottlaende».

Die Feuertaufe.
Festspiel zur Feier des 50jährigen Offizier Jubiläums
5r. Majestät des Aönigs Albert.
<22. Vctober 1893.1
von
Franz Rappel-Ellfeld.
— Dresden. —
Personen:
«Zwald Weber, Feldprediger bei der Säch-
sischen Vrigade.
Michael Vloß, Militär-Roßarzt.
Zobel, Feldwebel im Regiment „Prinz
Georg".
Carl Walther, Homist bei den Schützen.
Seidel, Unteroffizier bei der Sächsischen
Artillerie.
Koch, Unteroffizier eines Preuhischeu In»
fllnterie-Regiments.
Kränket, Unteroffizier eines Baierischm
Infanterie-Regiments.
Erster Soldat (Schütze))
Zweiter Soldat (Pionier) / Sachsen.
Dritter Soldat (Artillerist))
<3ine Ordonnanz.
Anna, die Marketenderin.
Florian Hempel.
Hanna, seine Frau.
Tina, seine Tochter.
Ort: Auf den Tüpveler Schanzen. Zeit: >3. »PNI 18<g,
VI» zur L«iw»ndlung (»m Schluh! stillt die Vuhne dl« Tenne lHauptwohnraum) «ine» Schle»wig'schen Gehlfte» dar, welche» duich dll» Gefecht org mitgenommen »orden ist. Hauhteingang im blntergrund halb offene», zusammengeschossene» Thor mit Au»bl!cl »nf eine Windmühle, Schanzen, Haidelond und Vee llllsensund). In der Tenne hat fich «in« Feldwache von Soldaten verschiedener Lontingente und Waffengattungen, sowie eine fliegende Lontine der Marketenderin etadlirt. lisch« und Älnle, zusammen» gesetzt« Gewehre, allerlei ssiieg»gerl!h. Soldaten aller Waffengattung:« ob» und zugehend, an Tischen und
hinter den Hingängen im Hintergrund, sowie »n den Seiten, nach welchen hin man da» Lager der Feld» wach« fortgesetzt denken muh.

Erster Auftritt.

Iobcl. Vlsfj. Leidel. Ksch. Kräolcl. Anna. Zuletzt eine Ordonnanz.

Koch.
Nun hört das Schießen aber gänzlich auf —

Bloß.
Es ist nur 'ne Generalpause — ich wette drauf.

Anna.
Ich trau' dem Landfrieden auch nicht recht.
Das ist nun heut' schon das dritte Gefecht.
In der Früh' um viere ging's erste los.

Seidel.
Und aber wie!

Koch.
Na — curios.

Zobel.
Das war ein Donnern, das war ein Blitzen —
Wie krachten die Mörser und Haubitzen!

Anna.
Bis um 8 Uhr — da scholl es: Victoria!

Seidel.
War auf der ganzen Schanze kein Däne mehr da.

Kränket.
Ein Sieg wie znm Frühstück zurecht gemacht!

Seidel.
Ja, Bruder Aaier, das Hab' ich auch gedacht.
Aber der Soldat denkt — nnd der Generalstab lenkt;
Eh' man ein'n Happen tonnt' genießen.
War schon wieder ein mörderisch' Schießen.

Zobel.
Die Dänen, als hält' sie das Meer ausgespie'n.
Sah man in hellen Haufen herzieh'n.

Kränket.
Jetzt ging's erst tüchtig herüber, hinüber;
Von meiner Compagnie blieben nicht Viel' über;
Bin nutsdsiw vom Regiment von der Dann —:
Von uns stellt ein Jeder seinen Mann.

AüNll.
Ja, ja — wenn Ihr erst anfangt zu raufen.
Nachher laßt Ihr Euch nicht einmal Zeit zum Verschnaufen.
Kränket.
Das Draufgeh'n und Treinhau'n wäre schon ganz nett,
Nur immer an frischen Trunk wenn 'mer hätt'.
Wer alleweil austheilt, nimmt auch gern 'was ein.
Und der Soldat lebt nicht vom Vlut allein
Im Schlachtgewühl. Ich sag' Euch: bei mir
Thut Wunder der Tapferkeit ein Glas Vier.
Seidel.
Da bin ich anders — daß ich's nur gesteh'.
Den richtigen 6I»n macht mir der Kaffee.
Koch.
Wenn die Kugeln pfeifen und die Hiebe wettern.
Da lob' ich mir's, einen Gilka zu schmettern!
Anna.
Schließlich trinkt Ihr eben, was Ihr kriegt.
Und wenn Ihr auch nichts habt — es wird doch gesiegt!
Nloß.
Die Mutter hat Recht — und steht auch noch
Das Gefecht in der Schwebe — wir siegen doch.
Aerger kann's nun fchon nicht mehr kommen.
Als wie wir zuletzt das Gehöft hier genommen.
Ehr' Euch Allen, aber uns Sachsen
War der „tappere Landsoldat" freilich nicht gewachsen.
Spie auch herüber vom Alsensund
Tod und Verderben der Geschütze Mund,
Das erste und das dritte Bataillon
Vom Regiment Prinz Georg sprach ihnen Hohn —
Das Gehöft an der Düppeler Windmühle hier
Das nahmen und das halten wir.
Zobel.
Und wie der Moment uns znsammengeschnei't
Preuß', Vaier, Kurhesse und was Ihr seid —
Uns Sachsen seid Ihr nun zugesellt
Und meinem Eommando unterstellt.
Wie das Gefecht sich auch mag erneuen.
Sich concentriren oder zerstreuen —

Wir stehn in Reserve hier und als Wache,
Das will etwas heißen, das ist eine Sache.
Ich hoffe, Ihr wißt das Vertrauen zu schätzen.
So das Commando in Euch thut setzen.
Wir stehen hier auf 'nein Ehrenposten,
That auch ein theures Blutgeld losten.
Koch.
Ich kenne die Düppler Position
Von, vorigen Jahr' her als Freischärler schon.
Haben uns Tage lang hier herumgeschlagen
Und keinen Erfolg davongetragen.
That Papa Wrangeln hüllisch verdrießen.
Daß er nicht könnt' Alles in Grund und Boden schießen.
Damals schon sagten wir: Ja, bei Düppel
Und am Alsensund,
Da liegt der Knüppel
Beim dänischen Hund.
Zobel.
Um so größer ist heut' die Ehr'.
Seidel.
Uuberufen! Wenn's nur schon Abend war'!
Zobel.
Das Gehöfte nimmt uns kein Däne mehr!
Kloß.
Ein Gehöfte kann man's kaum noch nennen;
Um 5 Uhr sah ich's schon lichterloh brennen.
Stehen ja nur noch die durchlöcherten Mauern,
Thut mir leid für den Schleswiger Bauern.
Anna.
I wo! — Der fragt nichts nach dem alten Gerempel,
Ist ein guter Sachse mit Namen Hemvel.
Zobel.
Ein Landsmann?
Anna.
Aus Dresden hierher verzogen.
Treibt Handel — das Glück war ihm gewogen,
Ist ein gemachter Mann geworden.
Hat Hof und Feld hier allerorten.

Ich kamt' ihn schon vor zehn, zwölf Jahr',
Wie er noch Kammerdiener bei Prinz Johann war.
Zobel.
Hat er Weib und Kind?
Anna.
Und was für ein Kind!
Ein Prachtmadel, wie man wenige sind't.
Eine Nosentnospe, Milch und Blut —:
Ich glaube, sie ist dem Schützen gut.
Dem Walther-, der hat im Quartier gelegen
Bei Hempels — na — Gott geb' seinen Segen!
Zobel.
Wenn ihn nur die Eltern auch geben.
Und die Frau?
Anna.
Ich sag' Euch — in meinem Leben
Hab' ich so was von braver Frau nicht gesehn.
Zobel.
Na, na —
Anna.
Ihr werdet es schon verstehn —
Daß ich nicht übertreib', wenn Ihr erst wißt.
Daß sie unseres Herrn Feldpredigers Schwester ist.
Zobel.
Alle Achtung! Ist sie halb nur so wie der.
Dann gebührt der Dame die höchste Ehr'.
Anna.
Und so was von Güte — mit vollen Händen
Vertheilt sie an Alle Liebesspenden,
Ich sag' Euch Branntwein, Bier und Wurst.
Seidel.
Da wir grad' davon reden — ich Hab' Hunger und Durst.
Die Essensstunde ging heute auch vorbei
Ohne Speck nnd obligaten Erbsenbrei.
Um zwölf Uhr, na, ich sag' Euch Mutter,
Da faßten blos die Kanonen ihr Futter.
Anna.
Ach Gott, ich Hab' nnr noch Dünnbier und Brot —

Bloß.
Immer her damit, »Ms, doch in der Roth,
Wie's Sprichwort sagt, sogar mit Fliege«
Sich der Teufel selbst begnügen.
Koch.
Was Dünnbier und Brot nur? Nicht einmal Grütze?
Seidel.
Das war' auch das Letzte, worauf ich mich spitze. —
Kränkel.
Dünnbier?! Prrrü Da krieg' ich gleich 's Schütteln.
Ordonnanz (meldend von link«),
Herr Wachtmeister — 's sind Frauen da mit Lebeusmitteln —
Bloß.
Was — ?
Seidel.
Lebensnnttel — Fraueu?
Kränket.
Das müssen Engel sein
Anna.
Das sind die Hempels —
Koch.
Sie leben hoch!
Zobel.
Laß sie herein!
Zweiter Auftritt.
Porigt. Ha«»« und Dl«« m!t ein poor Mägden und Knechten, die Trllgllrbe ti»,en.
(von link«),
Hanna <»o« imls».
Ist's erlaubt, nur so da hereinzubringen?
Wir wollten Euch was zum Imbiß bringen.
Zobel.
Und thatet für uns die Gefahr nicht scheuen?
Hanna.
Wenn's gilt, unfern Schützen Beistand zu leihen?
Zobel.
Das nenn' ich brau.

Anna.
M, was Hab' ich gesagt?
Anna. <H, Ken Mägden und »neMen!:
Das setzt hier ab. Und dann unverzagt
Das Andere unter die Mannschaft vertheilt.
lMägbe und Knechte verlieren sich noch linl« und rech!«,)
(3>> Zobel:) Das ist für die Herren. Wenn's beliebt.
Zobel.
Ihr verweilt.
Bis zum Dank auf Euer Wohl wir trinken? . . .
Anna.
Kinder schaut her —! m»« e!«n «°r° °«f.)
Kränket.
Ha, Eier und Schinken!
Koch.
Kümmel und Portwein, Würste lind Klöße —
Seidel.
Delicate und von Überlebensgroße . . .
Bloß.
Wie Kinderköpfe; Backobst und potz Wunder ^
Sprotten, Spickaal und Riefenflunder!
Kränkel.
Und Bier vom Faß! — Kinder, laßt Euch nieder —
Nützt die Gefechtspaufe
Zu festlicher Jause!
Und dann, Bruder Danske: wollen wir wieder?
Zobel.
Will's den Damen belieben, sich zu bequemen.
In uns'rer Mtte Platz zu nehmen?
Hanna.
Was meinst Du, Dina? Ist Dir's nicht graulich?
Dina.
Ach nein — ich find' es beinah' ganz traulich.
»Die setzen sich Alle,)
Koch.
Bravo, bravo! (5s leben die Damen —!

Zobel.
Mit Verlaub, das besorg' ich in Eure,» Namen.
Ihr Wohl! (tnnlcn) Und Dank für die Liebesgaben,
Wie wir sie so noch nie empfangen haben!
Hanna.
Sollt' auch eine besondere Festfreude sein.
Kämpft heut unser Prinz nicht in Euren Reih'n?
Zobel.
Prinz Albert — Ja! Und Gottes Segen
Ueber ihm in Puloerdampf und Kugelregen!
Hanna.
Amen! Wenn ich ihn nur mal fehen könnt'!
(Alle essen und tiinlen).
Zobel.
Das kann sich machen, wenn's Gefecht zu End'.
Hanna.
Ihr denkt, das geht von Neuem an?
Zobel.
Die letzte Arbeit ist heut noch nicht gethan.
Hanna.
Ach und mein Mann, um den Prinzen zu sehen.
Horte nicht auf mein Bitten und Flehen.
Hing sich an meinen Bruder an.
Zobel.
Er kam wohl nicht in die Schußlinie 'ran.
Hanna.
Er sagte, er müsse den Prinzen begrüßen.
Dina.
Wo der Prinz ist, darf man doch nicht hinschießen?
Bloß.
Heilige Einfalt — dahin schießen sie erst recht.
Dina.
Das sind' ich von den Dänen aber recht schlecht.
Hanna.
Des Prinzen Leben muß man doch in Acht nehmen:

Zobel.
Der Hochstcommandirende wird darauf Bedacht nehmen.
Loch Prinz Albert, der hat Soldatenblut —
Hört, was er sagte — die Geschichte ist gut.
Ich Hab' sie vom Oberst. War Kriegsrath drüben
Im Schloß zu Gravenstein.
In des Prinzen Beisein
Ward die Orärs cly bawills vorgeschrieben.
Da bat der Prinz um tüchtige Verwendung.
Drauf der General: „Ich kenn' meine Sendung —
Wird sich Alles schon machen und geben.
Soweit sich's verträgt mit der Schonung für Dero Leben,
Wie wir bei Prinzen das so gewohnt sein."
Drauf der Prinz: „Ercellenz — ich will nicht geschont sein.
Ich bin Soldat, bin unter Kameraden —
Ein bischen Gefahr wird mir nichts fchaden!"
Hanna.
Wie ein Held gesprochen!
Kränkel.
Das nenn' ich Schneid!
Bloß.
Sucht Euch so einen Prinzen weit und breit!
Seidel.
Ja — und das waren nicht leere Worte,
Heute hat er's bewiesen am Orte;
Hat verdient sich Sporen und Degen
Als Kamerad im Kugelregen.
Flog her und hin von Eompagnie zu Eompagnie,
Und wie er so kam zu meiner Batterie
Da siel mir 'ne Geschichte vom Schießstand ein.
In Pirna war's, kann ein Jahr her sein.
Da that ihn beim Uebungs-Scheibenschiehen
Das viele Fehlen ein bischen verdrießen.
Ich hatte Glück — schoß nicht daneben —
Schwapp — hat er mir 'nen blanken Thaler gegeben! —
Und heute früh erkannt' er mich wieder.
Hält an und winkt mir vom Pferd hernieder:
„Mach's so wie in Pirne, und wenn Alles vorüber.
Kommst Du in's Hauptquartier hinüber

Und bringst mir pflichtschuldige Meldung hin.
Wie viel Thaler ich Dir heut schuldig bin."
Dina.
Das hat er gesagt? Ach, der Prinz ist lieb!
Gott mach' ihn fest gegen Schuß und Hieb!
Kann«.
So jung noch und schou so dienstgeübt
Der jüngste Lieutenant —
Zobel.
Hauptmann, wenn's beliebt.
Ich sah ihn als Lieutnant schon ererciren
Im Kadettenhaussaale stramm marschiren.
Bloß.
Ich war dabei, wie er zur Welt gekommen.
Alle (durcheinander!.
Wie? Was? Hat man je so 'nen Prahlhans vernommen?
Bloß,
's ist so. Ich erzähl' Euch, wenn Ihr nämlich schweigt.
Wie Prinz Johann die Geburt mir sogar angezeigt.
Alle (wie oben».
Ne so was! Bruder, das last einmal hören!
Bloß.
Die reine Wahrheit — ich kann sie beschwören.
Es war an der Mittwoch — dreiundzwanzigsten April —
Eine rechte Frühlingsnacht lau uud still.
Ich stand auf der Wache im Prinzenpalais
Vor den Zimmern der Prinzeß Amalie.
Plötzlich tritt aus dem dunkeln Eorridor
Eiligst eine Mannsgestalt hervor.
Ich ruf: Halt wer da? der aber kehrt sich nicht dran.
Schiebt mich bei Seite — da war's der Prinz Johann.
Ich hatte gar nicht Zeit, erst zu präsentiren.
Ließ ihn ohne Parole und Feldgeschrei passiren.
Potz Wetter! denk' ich, das setzt Arrest —
Nun, paßt einmal auf, jetzt kommt das Nest'!
Kaum hlltt' ich vom Schreck mich erholt — herrjeh —
Da steht auch schon vor mir ein Lakai in Livree,

.hat eine Kanne voll Wein in beiden Händen
Und sagt: „den läßt der Priuz Euch senden,
Er that ihn selber für Euch einschenken —
Ihr sollt an die Wache von heut Abend denken!
Es ward ein Prinz geboren soeben —
Trinkt!" „Prosit," ruf' ich — „der Prinz soll leben!"

Alle.

Prosit! Prost!

Hanna.

Das war ein herrlich Erlebnis;.

Bloß.

Ich war auch über die Allerhöchste Begebniß
Vor Freude ganz außer Rand und Banden
Hätt' die ganze Nacht gleich Wache gestanden —
Ich war meines Zeichens' damals Schmied,
Und wie man in Allein gem den Finger Gottes sieht,
Dacht' ich mir: wenn's eine Vorbedeutung war'
Für des Prinzen Leben und Earriöre:
Mo'g' er nur vor die richtige Schmiede gerathen.
Im Feuer sich stählen zu Heldenthaten,
Sei stets seiner Weisheit das Glück auch beschieden,
Das Eisen, so lang es warin ist, zu schmieden!

Dritter Auftritt.

Vsrige. Felbprediger Weber, Trompeter Watther (»««undet °m »im) und henipel <»«!> dtl Mitte! treten ein. Weber (hol die letzten Worte von Bloß lenlrt, lebhaft auf ihn zu- schreitend, ihm die band drückend, unb donn die Tomen be»ri>Kend!>

Weber.

Das walte Gott. Hab Dank, Kamerad;
Hast gesprochen wie ein deutscher Mann und Soldat.

Hanna.

Gott sei Dank, daß Ihr da seid! Bist doch unverletzt?

Hemvel.

Dank des Herrn Schwagers Führung — bis jetzt.

Hanna.

Aber was hat denn der Walther, der blutet ja —

Dina.

Hilf Himmel! (Wollte unwillkürlich zu Nllllher hineilen,)

Hempel.
Was ist Dir?
Dina.
Ach, nichts, Papa.
Hanna.
Sie kann halt kein Blut sehen.
Hempel.
Hat sie auch nicht nöthig.
Dina.
Es macht mir gar nichts; ich bin gern erbötig,
Herrn Walther gleich selbst den Verband anzulegen.
Walther.
Ach Fräulein — diese Sorge um meinetwegen.
Hempel.
Ist rührend, doch würd' ich zum Doctor Euch rathen.
Bloß.
Ich bin zwar nur Roßarzt, doch lasset den Schaden
Mich einmal besehn.
Walther.
'S ist 'ne Hautschramme nur.
Bloß.
Ein Streifschuß — und von Gefahr keine Spur.
Hempel (zu Hanno bei Seite),
Was bringst das Mädel unter's Kriegsvolk daher?
Hanna.
Sie blieb nicht zurück — Gott, sie liebt ihn so sehr!
Hempel.
Larifari! Der Kopenhagener hat mein Wort. —
's kann gleich wieder losgehen, Ihr müßt schleunigst fort.
Weber.
Was schiltst Du, Schwager, die Frau? Mir dünkt's.
Mit Deinem Patriotismus, Freund — da hinkt's.
Hempel.
Wie so??

Weber.
Kannst ruhig über's Herz es doch bringen.
Deinem einzigen Kind fremden Mann aufzuzwingen.
Gehörst zu den Deutschen, die sich in der Fremde geniren,
Deutsche zu sein, auf alles Deutsche raisonniren —
Kann man's da den Freniden verdenken.
Daß sie uns Alles eher als Ächtung schenken?!
Dürfen ungestraft jeden Deutschen beleid'gen.
Der nicht dran denkt, sich zu vertheid'gen.
Im Gegentheil mit unterwürfigem Sinn
Sagt: Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin.
Hemvel.
Herr Schwager — ich will nicht hoffen?
Weber.
Nicht von Eurer Person,
Ich red' leider Gottes von der halben Nation,
Doch das wird sich bald ganz anders machen.
Und die zuletzt lachen, weiden am besten lachen.
Denn nun haben wir endlich, was mir brauchen — den Krieg,
Und der Krieg das bedeutet für uns den Sieg.
Zur Liebe können wir die Welt nicht zwingen.
Aber Furcht und Achtung vor uns erringen.
Hemvel.
Herr Schwager, ist's Euer Amt, den Krieg zu predigen?
Weber.
Wenn er's einzige Mittel, sich der Schmach zu entledigen.
Hemvel.
Welcher Schmach . . .?
Weber.
Daß wir das größte Volk könnten sein
Und machen uns selbst doch nur schlecht und klein!
Das kommt von den schwächlichen Friedenszeiten,
In denen man ein Cavua uns that bereiten . .
Und macht's uns vergessen, daß unsre Ahnen
Jene trutzigen Helden, die blonden Germanen —
Wir müssen uns wieder auf uns besinnen,
Daß es gilt, ein Vaterland zu gewinnen.
Das uns Alle vereint. Dazu hilft kein Frieden.
Dazu kann der Krieg die Hand nur bieten.

Hempel.
Der Krieg ist an, schönsten, wenn er vorbei.
Zobel.
Nur der Krieg macht uns einig, groß und frei!
Hempel.
Ich Hab' stets gehört nur von Kriegesnöthen.
Bloß.
Das hat auch sein Gutes: die Noth lehrt beten.
Weber.
Und weckt aus schlaffer Genußsucht Jeden. —
Ja den Philister selber läßt sie erkennen.
Daß er was Höheres sein eigen muß nennen.
So rühmen's die Völker in allen Zungen,
So haben's die Seher und Sänger gesungen.
Hanna.
So denkt mir aus frühester Kinderzeit
Ein Lied, es sangen's die Landwehrleut':
„Habt Ihr das große Wort gehört,
Das Wort der neuen Zeit?
Ein Engel kam vom Himmel her
Und gab uns Schwert und Schild und Wehr
Und rief uns auf zun. Streit.
Wer nicht für König, Vaterland,
Wer nicht für Hof und Herd
Als tapfrer deutscher Landwehrmann
Mit Schwert und Lanze fechten kann.
Der ist der Schande werth . . .
Ist's werth, daß ihm kein goldnes Korn
Auf seinem Acker reift
Und daß ihm jeder Bube droht
Und frech nach seiner Kinder Brot
Und seiner Braut ihm greift."
Hempel.
Aber Frau, wie kannst Du Dich so hinreißen lassen!?
Zobel.
Herr Hempel, ich spreche, ohne zu spaßen.
Mische mich nicht in Ehezwist, — bin weit davon.
Aber Ihrer besseren Hälfte meine Gratulation!

Walther.
Und das lassen Sie sich sagen: der kleinliche Neid
Der Stämme hört auf — geht's zum blutigen Streit.
Hier am Alsenfund, wie am Ufer des Rheins,
Da schmettert die Trompete: Ihr Deutschen, seid Eins!
Rümpfen Sie ruhig über mich die Nase —
Ich bin Trompeter: ich weiß, was ich blase!
Seidel.
Ihre Frau brachte uns Liebesgaben
Und that uns durch liebe Worte erfreu'n;
Von Ihnen hörten wir nur Nörgelei'n,
Ist das Alles, was Sie für uns Liebes haben?
Kränket.
Das kann nicht lieben, das kann nicht hassen —,
Nur einen Philister kann der Krieg so kalt lassen.
Koch.
Der Krieg dauert so lang, bis Einer unterliegt,
Haben wir Sie nun endlich klein gekriegt?
Hempel. '
Und wenn Ihr mir gleich den Kopf abschlagt.
Der Krieg ist vom Uebel — Gott sei's geklagt!
Seht Euch doch mein Gehöfte hier an.
Wie das ausfchaut — ich bin ein geschlagener Mann!
Weber.
Geht, macht Euch nicht schlechter, als Ihr seid.
Und lernt verstehen die Zeichen der Zeit.
In schwülen Hindämmerns thatlosen Stunden
War dem Volke der Glaube an sich selbst schier entschwunden.
Da blitzt es auf — o Wetterfegen,
Wie leuchtet der Himmel im Feuerregen,
Und furchtbar aus der Donnerwolke
Spricht Gottes Zorn zu feinen, Volke:
„Ich will Dich lehren. Deine Vrüder Brüder nennen.
Ich will Dich lehren. Deine wahren Führer erkennen.
Drum Hab' ich den Feind erweckt Deinen» Herd,
Ermanne Dich, rüste Dich, greife zum Schwert!"
Und sieh', da fällt's wie mit Schuppen von den Augen
Mit einem Mal Allen, die noch was taugen, —
Von Gau zu Gau geht der Ruf in der Runde,
Und da fehlt kein Glied im ganzen Vunde,

<5H Franz Roppel°Lllfel> in Dresden,
Und wo die Fürsten voranzieh'n, die Nanner tragen
Wie die Herzen ihnen all' da entgegenschlagen!
Und wie Alle in ihrem angestammten Hern,
Ihren Führer erblicken, ihren Hort, ihren Stern!
Das ist der iirieg, wie er uns sich verkündet
Und Fürsten und Völker auf's Nene verbindet.
Und glaubet nur, daß einmal die Stunde
Ersehnter Einheit uns auch schlägt
Und daß vom schwäbischen Meer bis zum Sunde
Fürsten und Völker in neuem Bunde
Huldigen dem, der die Kaiserkrone trägt!
Zobel.
Solch' Wunder wirkt der Krieg und andere mehr-
Er schafft uns ein großes deutsches Heer.
Das will sagen ein Fels der Ordnung und Zucht,
Wie Ihr umsonst in der Welt ihn sucht.
Da finden sich, ohne zu irreu und zu wanken,
Millionen Seelen in einem (bedanken;
Da schlagen, was sie sonst auch bewegen mag,
Millionen Herzen in einem Schlag.
Das ist uur ein Wille, der Wille allein,
Soldat, nur Soldat, aber guter Soldat zu sein.
Das kennt, wenn Alles den Umsturz droht.
Nur der eisernen Mannszucht heilig Gebot . . .
Und droht die Sündfluth, und bricht sie herein —;
Ein Damm ist's, der ihr Stand hält allein.
Das ist, wie ich im Geist sie vor mir seh'.
Die herrliche große deutsche Armee!
Hempcl.
Das ist gauz schön, Ihr habt leicht prahlen.
Wer soll denn aber das Alles bezahlen?
Hanna.
Pfui Mann —'.
Nloß.
So denken alle Krämerseelen!
Weber.
Dhu' doch Deinen Kopf nicht damit quälen!
Glaubt mir, er ist besser, als er spricht.
Er sieht nur die Each' nicht im richt'gen Licht.

Hast Du erst gesehen das Reich sich erneuern.
Wirst Du ganz gern Dein Scherflein beisteuern!
Du bist ja im Herzen ganz sächsisch-loyal,
Web' Dich doch, wie Du bist, einmal.
Wozu denn Dein besseres Ich verhehlen?
Ich Hab' Dich durchschaut — Laßt mich's erzählen.
Heut früh, als das Gefecht schon angefangen.
Da trug mein Schwager ein lebhaft Verlangen,
Den Prinzen, den als Kind er gekannt, zn sehen.
Gut, sag' ich, Du brauchst nur mit mir zu gehen.
Von einer Höhe am Satruper Wege
Uebersah'n wir das Gelände und Gehege:
Wie Hochwasser im März, die fluthend wachsen.
Kamen brausend gezogen die Vcriern und Sachsen
Und nach deutschen Volkes uralter Sitte
Auf hohem Roß, in seines Volkes Mitte,
Umflattert von des Sachsenlandes Zeichen
Weiß wie Schnee und Grün, wie die deutscheu Eichen,
Ritt der Xönigssohn aus dem Hause Wettin
Stolz gegen den Feind über's Blachfeld hin.
Ter Tambour schlug, und wie zur Parade
Marschirten die Schützen auf sandigem Pfade.
Von den Strandbatterien cmf Alsen her
Summten die Geschütze dnmpf und schwer;
Die Salven rollten, es pfiff in die Glieder,
Neihenweis' sanken die Tapfern nieder.
So mancher Offizier
Mnßt' da runter von sein'm Pferd,
So mancher brave Schütze
Mußt' küssen die Erd' . . .

Walther.

Ich blies zur Attaaue, uud sie sangen das Sturmlied:
„Jeder muß heut zu sich sagen:
Weil ich Sachse bin.
Will ich kämpfend Alles wagen.
Alles geben hin.
Attaquirt im vollen Trabe
Auf die Feinde los.
Fallet Ihr, so ist im Grabe
Euer Nachruhm groß,

^56 Franz «oppel>Ellfell> in Dresden.
Wenn von Euch und Eurer Pflicht
Selbst der Feind mit Ehrfurcht spricht:
Sachsen fochten hier.
Das bekennen wir!
Weber.
Ja, so sprach auch ich zu mir:
Wir Sachsen fochten hier!
Und als »nein Schwager den Angriff fah.
Wunderbar, das sah ich, ihm da geschah.
Höher schwoll ihm der Lebensmuth,
Die Pulse flogen, es fiebert' das Blut,
Da war er stolz auf den Prinzen, seinen Herrn,
Und hatte uns Alle auf einmal furchtbar gem.
Und nun Hand auf's Herz, alter Knabe,
Sag', ob ich mich wirklich getäuscht in Dir habe!
Hempel.
Warum soll ich die Liebe zum Prinzen nicht eingestehn s
Das war ein Anblick für Götter — man muhte es sehen.
Hanna.
Und bist Du deni Prinzen nahe gekommen.
Hat er Dich erblickt. Deinen Gruß vernommen?
Hempel.
Wenn ich so weit vorgedrungen war'.
Dann hätt' ich jetzt wahrscheinlich nicht die Ehr',
Mich hier in so lieber Gesellschaft zu finden . . .
Denn wo wir standen — bei Satrup hinten.
Gedeckt von dem Neventlow-Hofgemäuer,
Da war's schon gar nicht mehr recht geheuer —
Ja wohl. Dein Mann war auch in, Feuer.
Hauua.
Nun wirst Du uicht wieder so tollkühn sein!
Hempel.
Das heißt, einmal möcht' ich so recht mitten hinein
Und dabei sein, wenn im Carrion, die Zügel verhängt.
Der Prinz wie ein Kriegsgott daher kommt gesprengt. —
Dina.
Ach, das möcht' ich auch sehn' — wie schaut er denn aus?

.b2875195'; HT.params['view'] = 'plaintext'; HT.params['seq'] = 634; HT.params['page'] = 'root'; HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/007918991';

Nord und Süd. 1893:2. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of

HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1893:2.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875195

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875195?urlappend=%3Bseq=634

Embed this book

About versions

Version: 2011-02-12 06:40 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text Find

Nord und Süd. 1893:2. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Wenn von Euch und Eurer Pflicht
Selbst der Feind mit Ehrfurcht spricht:
Sachsen fochten hier.
Das bekennen wir!

Weber.

Ja, so sprach auch ich zu mir:
Wir Sachsen fochten hier!
Und als »nein Schwager den Angriff fah.
Wunderbar, das sah ich, ihm da geschah.
Höher schwoll ihm der Lebensmuth,
Die Pulse flogen, es fiebert' das Blut,
Da war er stolz auf den Prinzen, seinen Herrn,
Und hatte uns Alle auf einmal furchtbar gern.
Und nun Hand auf's Herz, alter Knabe,
Sag', ob ich mich wirklich getäuscht in Dir habe!

Hempel.

Warum soll ich die Liebe zum Prinzen nicht eingestehn s
Das war ein Anblick für Götter — man muhte es sehen.

Hanna.

Und bist Du deni Prinzen nahe gekommen.
Hat er Dich erblickt. Deinen Gruß vernommen?

Hempel.

Wenn ich so weit vorgedrungen war'.
Dann hätt' ich jetzt wahrscheinlich nicht die Ehr',
Mich hier in so lieber Gesellschaft zu finden . . .
Denn wo wir standen — bei Satrup hinten.
Gedeckt von dem Neventlow-Hofgemäuer,
Da war's schon gar nicht mehr recht geheuer —
Ja wohl. Dein Mann war auch in, Feuer.

Hauua.

Nun wirst Du uicht wieder so tollkühn sein!

Hempel.

Das heißt, einmal möcht' ich so recht mitten hinein
Und dabei sein, wenn im Carrion, die Zügel verhängt.
Der Prinz wie ein Kriegsgott daher kommt gesprengt. —

Dina.

Ach, das möcht' ich auch sehn' — wie schaut er denn aus?

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Hempel.
Ich sag' Euch schneidig — ein paar Augen hat er
Einen Schnurrbart — so — und einen llsnri quarre —
Den Raupenhelm auf, den Säbel in der Faust —,
So kam er bei den Schützen angesaust —
Las war ein Hurrah! — das war ein Leben,
Sie thaten ihn schier aus deni Sattel 'rausheben.
Walther.
Sie hoben ihn 'raus — und das kam ihm zu Gute.
Der Prinz ritt die „Stella", die Schimmelstute;
Den Danen stach in die Augen die Couleur;
Sie zielten auf einmal höllisch her.
Und eh' man's denkt, reißt 'ne Granate — schwapp!
Dem Schimmel den Schweif vom Leib halb ab.
Das ficht den Prinzen wenig an.
Eins, zwei, drei ist er oben, nimmt den Gaul heran.
Ruft: Kameraden, wir müssen über den Graben!
Mir nach! Wir müssen die Schanzen haben!
Das mar ein Moment —, wie's auch platzte und krachte —,
Daß Einem das Herz im Leibe doch lachte.
Und da setzten wir freudig das Leben ein —:
Es ist doch schön, Soldat zu sein!
Dina.
Ein Held zu sein! Aber gesticulirt
Doch nicht zu heftig, Ihr seid ja blessirt.
Walther.
Das sollte sich wohl der Mühe verlohnen.
Mich wegen der Lappalie da zu schonen!
Das würde den Prinzen nicht abhalten.
Auf dem Schlachtfeld als Samariter zu walten.
Er kam von Einem zum Andern geritten.
Wo Verwundete stöhnten, wo Sterbende litten,
Hatt' Worte des Trostes für Jedermann —
Und sah sich den Aermsten nicht erst drauf an.
Ob's ein Sachse oder ein Däne war' — . .
Hanna.
Das macht seinem Herzen alle Ehr'.
Es ist der echten Helden Art,
Daß Stärke sich mit Milde paart.

Dina.
Druni sind die Schützen so brave Soldaten
Im „Schützenlied" da wird ihnen gerathen:
„Doch, Brüder, selbst in Gefahren
Vergesset nimmer die heilige Pflicht,
Erniedrigt Euch nie zu Barbaren
Und mordet die Wehrlosen nicht.
Den Blutenden pflegt, den Gefangenen schont
Und reicht ihm vertraulich die Hand.
Dann ehrt man als edle Sachsen
Euch selbst in Feindes Land."
Zobel.
Das heiß' ich gesprochen wie ein Kamerad!
Hempel.
Mir steht der Verstand still — in der That —
Wo hast denn Du diese Kenntnis; her?
Dina.
In seineni Büchlein, da steht noch mehr . .
Walther.
„Liederschah des Sächsischen Soldaten."
Ich erklärte dem Fräulein den Text und die Daten.
Dina.
Wir haben jeden Abend darin gelesen.
Hanna.
Ich bin natürlich dabei gewesen.
Hempel.
So was vassirt mir in meinen« Haus!
Aber Punctum — streu Sand drum — die Sach' ist aus!
Ihm werd' ick zu 'nein andern Quartier verhelfen.
Weber (ihn bei Zeile nehmend).
Sei klug, heul' lieber doch mit den Wölfen.
Wie wär's denn, denk nur. Du hätt'st im Quartier
'nen schmucken, leichtlebigen Cavalier,
Und sie hält' sich vergafft — ? den kenn' ich gut.
Ein kreuzbraver Junge, ein treues Blut;
Und dabei wohlhabender Leute Sohn.
Hemvel.
Ich will nichts hören; mein Wort hat schon
Der Kaufmannssohn aus Kopenhagen.

Webtl (ibn unmulhig ftehe» lüssend),
Da soll doch gleich das Wetter dreinschlagen!
<E» fallen i»sch hintereinander «in pallr dumpie 5tan»nenschläge,>
Alle (»uffahrend,,
Holla! Achtung! 's geht wieder los!
Hempel.
Hier eingeschlossen mit Weib und Kind!
, Pause,)
Vlot? (der hinaufgesehen, n»c!> vorn),
's ist nichts! Ein Paar Ichreckschüsse blos.
(lomnu zunick, Vom Brückenkopf drüben -^ daher weht der Wind.
Seidel.
Die Danen sind richtige Wasserratten.
Allemal, wenn wir dachten, daß wir sie hatten,
Wupp dich! waren sie in's Wasser gehuppt.
Und sofort hat sich 'ne Strandbatterie entpuppt.
Koch.
Sie haben uns doch verhöhnt: „Ihr habt uns nichts an.
Weil der Hund den Fisch nicht beißen kann."
Na, bei Eckernförde kriegten sie Eins auf den Mund,
Da hat den Fifch gebissen der Hund —
Da haben den Moment richtig abgelauert
Die Nassauer und haben ihm's Naß versauert.
Das Linienschiff schössen sie frei in die Luft,
Und der Fregatte zerfetzten sie tüchtig die Kluft.
An die Eharwoche werden die Herren denken.
Da der Danebrog sich muht' in Demuth senken.
Zobel,
's war am fünften, am (Gründonnerstag,
Da ich in Seegard im Hauptquartier lag.
Und am Eharfreitag Nachmittags um Vier,
Da brachten sie die Trophäen in's Hauptquartier —
Ich stand Prinz Albert auf ein paar Schritte nah —
Und es hat mich durchzuckt, wie ich die Augen sah.
Die Seine Hoheit dazu machte,
's war, daß ich bei mir im Stillen dachte:
Gott soll mich strafen.
Den lassen die Trophäen nicht schlafen!

Bloß.

Habt Ihr in Seegard des Prinzen Quartier gesehn?
Na, meiner Treu' — das muß ich gestehn —
In eine Nußschale von Haus ließ er sich einquartieren
Zusammen mit vier preuß'schen Offizieren . .
Es konnte Keiner kein Glied recht rühren.
Doch jeden Abend war Assemblüe,
Die Kameraden geladen vom Prinzen zum Thee:
Das heißt, der Thee, der gab nur den Namen,
Die Herren auch Grog und zu essen bekamen —
Es wurde überhaupt zwanglos souvirt —
Sitzplätze aber wurden nicht reservirt.
Und wer sich setzen wollte dabei.
Dem wurde gesagt: „Na, dann sind Sie so frei —
Und vergessen Sie nicht vor allen Dingen,
Ihren Stuhl sich selber mitzubringen.

Weber.

Frei und gemüthlich, ein herzlicher Ton,
So war's in Bonn bei dem Prinzen schon —,
Allwo er die Jurisprudenz studirt
Und NxÄM8u rißOl08uin mit Glanz absolvirt.
Da wußten die Professoren besonders zu loben
Seines gesunden Menschenverstandes schlagfertige Proben:
Wo den Kopf sich zerbrach' manch armer Tropf,
Traf' der Prinz den Nagel gleich auf den Kopf.

Zobel.

Und die Nefcheidenheit, die höchste aller Gaben,
Die ziert ihn: er will eben voraus nichts haben.

Anna (o°itn!ent>>.

Ja, davon kann ich Euch was zum Besten geben
Aus des Prinzen frühestem Lieutenantsleben.
Anno dreiundvierzig gegen Septembers End'
Rückt' ich in's Manöver mit dem Leib-Regiment.
Der Prinz macht' die Felddienstübung mit,
Marschirt' durch die ganze Lausitz in Schritt und Tritt,
Und auch sein Mentor, der würd'ge Herr von Langem,
Ist wacker ausschreitend mitgegangen.
In Radeburg trat dann der Prinz Johann
Das Eommando über uns're Abtheilung an
Und schlug eine Schlacht, die er auch gewann.

Am Vorabend lag Prinz Johann zu Zschorna im Quartier,
Und so erzählt ein Augenzeuge mir —
Prinz Albert, der in der Nähe auf Feldwach' postirt.
War nach Zschorna zum Futterfassen commandirt.
Und wie er sich dorten meldete jetzt.
Hatten Hoheit Vater sich grad' zum Souper gesetzt.
's gab Rebhühner, feiste, braun, duftig und fein.
Königliche Hoheit luden den Prinzen ein.
Mit zu speisen. Doch der denkt an seine Soldaten,
Ließ die Rebhühner Nebhühner sein —
Salutirt und spricht: „Zu Befehl, danke, nein —
Muß zurück auf Wache zu den Kameraden!"
Walther.
Das wissen die Kameraden aber auch.
Und darum weht der Begeisterung Hauch
Durch Aller Herzen, die an ihm hangen
Und mit ihm zu leben und sterben verlangen.
Zobel.
Die Kameradschaft thut das Soldatenleben
Mit echtem Heiligenschein umgeben —
Beim Ausmarsch aus Dresden ini Kasernenhof dort
Rief's der König uns zu als letztes Wort:
„Prinz Albert wird im Felde unter Euch weilen.
Will Gefahr und Strapazen mit Euch theilen,
Wie jeder Soldat in Euren Neih'n:
Laßt ihn Eurer Kameradschaft empfohlen sein!"
Bloß.
Wo Kameradschaft so von Königen geehrt.
Da fühlt der Soldat erst seinen Werth.
Walther.
So war's von je in unserm Königshaus —
Prinz Johann sprach es als Dichter aus.
Kennt Ihr sein Gedicht, „Kameradschaft" geheißen?
Das hohe Lied der Kameradschaft müßt' man's heißen.
Hanna.
Das Schönste, was in Eurem Liederschatz steht,
Ich kann es auswendig — Will seh'n, ob's geht:
„Wie herrlich ist's, wenn Waffenbrüder
Im Glück und Unglück Hand in Hand

Als Freunde unverzagt und bieder
Zum Kampfe gehn für's Vaterland.
Denn nur, wo Ringen Kraft begehret.
Wird Männertugend offenbar.
Und Kameradfchaft wird bewähret
Htur in der Stunde der Gefahr.
Trum eilt, Ihr Brüder, fest umfchlosfen.
Auf der betret'nen Heldenbahn,
Und nehmt auch mich als Kampfgenosfen
In Euren tapfern Reihen an!
Erhebt zum Himmel auf die Hände,
Ein Gott vernimmt den großen Schwur,
Und nahte auch der Welten Ende:
Es löst der Bund im Tod sich nur."
TiNll (schwärmerisch),
„Es löst der Bund im Tod sich nur."
Ach, Herr Walther, wären wir doch Kameraden —
Walther.
Wir sind's, und „Gott vernimmt den Schwur."
HeiNvel (schon verweisend,,
Mädel, was zischelst Tu mit den Soldaten?
Weber
(der bei den Lolbolen gesessen „nd geschrieben, plötzlich aufspringend):
Hurrah! Ich hab's . . .
Zobel.
Was habt Ihr gemacht?
Weber (oortrelend mit einem Watt Papier).
In aller Eile zu Papier gebracht.
Ein Weihelied, das ging mir im Kopf hemm.
So 'was muß heraus, sonst macht's Ein'n dumm.
Vom heutigen Tag werden Geschichtsbücher schreiben.
Der darf nicht unbefungen bleiben,
Tamit's einst heißt: „Ter dies Lied erdacht.
Hat den Sturni auf Düppel mitgemacht.
Es war der Feldprediger lobefam" . . .
Und nun hört zu, wie er's fertig bekam.

Zu singen nach bekannter Weise
Erst Solo und dann der Chorus im Kreise:
(er liest vom Älott,)
Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
diesmal ist Lein Schmerzensschrei
Tief in's deutsche Herz gedrungen,
Deine Noch ist jetzt vorbei.
Deutsche Krieger stammverwandt
Sandte Dir das Vaterland.
lüin Eolbllt, Sänger, nimmt ihm d»« Nlolt weg,)
Erster Soldat.
Das ist gut, das wollen wir lieber gleich singen.
Ich fang' an, den Refrain müßt Ihr bringen.
(Singt.)
Preußen, Bayern, Hessen schickte
Muth'ge Krieger aus zum Belt,
Aber mit uus Sachsen rückte
Stolz ein Königssohn in's Feld.
Schleswig-Holstein, stammverwandt.
Hilfreich grüßt Dich Sachsenlcmd.
Chor: :,:
Zweiter Soldat (Äinger, h<n do« Vlult genommen, singt,)
Als unnehmbar galt die Schanze,
Düppels seebeschirmte Wehr,
Bis im blut'gen Schwertertanze
Wir uns machten drüber her —
Unser Prinz voran, Hurrah,
Zeigt als junger Held sich da.
Chor: :,:
Dritter Soldat (Zäng», «>e oben, »mgy,
Ueberall im Kugelrege»,
Wo's am ärgsten knallt und kracht.
Hat der Prinz, der tapfre Degen,
Der Soldaten Muth entfacht.
Richtet ruhig unverwandt
Manch' Geschütz mit eigner Hand.
Chor: :,:
Erster Soldat (»>« oben. «»<,<).
Als uun plötzlich in die Flankeil
Fiel der Feind mit Uebermacht,
Uns're Schaar gerieth in's Wanken,

Wer hat sie zum Steh'n gebracht?
Heil, Prinz Albert, Heil Dir, Held,
Siegreich hieltest Du das Feld!
Chor: :^
Nina
«nimmt auch b»« Blatt und fing!,)
Aus dem Regen in die Traufe,
Falscher Däne, kamst Du da.
Das war Alberts Feuertaufe,
Hurrah hoch — Victoria!
Hell, Prinz Albert, Heil Dir, Held,
Von der Elbe bis zun» Bell!
Chor: :,:
<Plö«!ich heftiger Kanonendonner und ülewehlfeuer !n dn Ferne)
Zobel.
Achtung! Auf die Schanzeu! Alle Mann unter's Gewehr!
lab in die Mitte,)
(Die Goldaten stürzen auf ihre Vost««,)
Vierter Auftritt.
Vorige lohne Zobel),
(Bloß, Koch, Elidel und lklllnlel gehe» »b und zu nach den A>,«gängen, etwa» zu ersvahen,)
«Weber ebenso.)
Weber.
Das Hort sich an wie eine ernste Affaire.
Koch «unter der Thiir hinten).
Noch kann man nichts sehen vor Pulverdllmvf . .
Kränkel.
Auf der ganzen Linie entbrennt der Kampf.
Walther («m fort,.
Sind die Schützen dabei?
Vloß (ihn aufhaltend),
Ihr bleibt!
Di na (fich an ihn anlckmiegend).
Ich beschwör' Dich —
Hempel (streng ,u Lina).
Mädel — bist still doch!
Hanna.
Dina, hör' mich.

Weber.
Seid ruhig, hier seid Ihr gut aufgehoben —
Hemvel.
Hätt'st den Tag nicht sollen vor dein Abend loben —
Weber <,» ««h und zerünlel».
Seht Ihr noch nichts?
Koch.
Sind sächsische Bataillone . .
Kränket.
Jetzt rücken sie vor.
Bloß.
Hui! Das war nicht ohne!
Koch.
Das war ein Pulverwagen, der ging in die Luft.
Hanna und Dina.
O Gott!
Seidel.
Das heißt mau Pulver uervufft.
Kränket.
Jetzt seh' ich ganz deutlich die Plänkterketten —
Koch.
Und feurige Schlangen von Bajonetten.
Unna.
Der Tanz ist los, die Kanonen spielen auf —
Seidel.
Und der Teufel fä't Erbsen auf den Tanzboden 'nauf.
Bloß (unter der Thni hinten».
Dort ist der Prinz, das ist sein Schimmel —
Was ist das? Die Unfern geh'n zurück —
Walther.
Hilf Himmel!
Weber.
Die Sachsen? Nicht möglich, 's mär' zum Rasendwerden!
Walther.
So will ich nicht länger leben auf Erden,
Weg mit der Binde — Trompete heraus . .

Dina.
Was willst Du beginnen?
Walther.
Ich muß hinaus,
Sturm blasen, daß die Mauern von Jericho wanken.
Und sterben, ich Hab' keinen andern Gedanken!
Dina.
O könnt' ich mit!
Hanna.
Dina, Deine Eltern! bedenk, wo wir sind
Dina.
Verzeihung — ich lieb' ihn!
HeMpel (wiithend).
Pflichtvergessenes Kind!
Weber.
(Zu H«mpel:) Laßt doch das Schelten! lg» Walther-, Du bleibst '
hier . . . Zurück!
Walther <,» L>n°):
Leb wohl. Deine Lieb' war mein letztes Glück —
Bloß (wie oben»,
Der Prinz ist im tollsten Kampfgewühl,
Das Gefecht drängt hierher nach der Düvpler Mühl'.
Walt her.
Nabu frei! Wer seinen Fürsten im Stich läßt in Kampf
und Roth,
Ist kein Sachse, kein Soldat, kein Patriot!
(Ltiirzt ab !n die Mute,)
D iNÜ (überwältigt,,
Mutter, ich überleb's nicht — es ist mein Tod.
Weber.
Soll der Vursch' nns beschämen? Er hat ja so recht!
Ihm nach! Wer geht mit?
Alle (außer Heuchel«),
Ich! Ick! Wir Alle! fort in's Gefecht!
(«b mi! Wein durch die Mitte.,
Hemvel.
Wenn ich da zurück blieb — war' ich wirklich schlecht.
(Ab durch die Mitte)

Fünfter Auftritt.
Hanna. Tina. Anna.
<!a« Gefecht mich während diese» Auitrin« höcdur fein,)
HllNNll (ihrem Mann ersienm! nochrufend).
Mann, bist Du von Sinnen? Was willst Du denn dort?
Rennt man von Weib und Kind so fort?!
Anna.
Hören Sie — Ihr Mann ist sonst der Hübschste nicht grad'.
Aber daß er jetzt mitmacht', na, das ist doch 'ne That!
Hanna.
Ich glaubt' es nicht, hält' ich's nicht selber gesehn.
Es wird ihm doch kein Unglück geschehn? —
Anna.
Es wird schon nicht so dichte 'rangehn.
Behalten Sie den Kopf jetzt nur hübsch oben.
DiNÜ <,°erz«»i!«l!id>,
Äch, Mutter, die Angst! Dies Schiesten nnd Toben! —
Wo sind Alle die Lieben
Auf einmal geblieben?
Dort sind sie, wo Tod und Verderben wüthen — ...
Ach, wenn ihn nicht Gottes Engel behüten —
Wenn sie ihn bringen in's Herz getroffen.
Die Lippen blaß, die Augen starr, offen . . .
Hanna.
Sei ruhig, Kind, las; uns stark sein und hoffen.
Anna.
Glauben Sie denn, daß Sie die Einzigen sind?!
Hat Jeder 'ne Mutter, Vraut, Weib oder Kind!
Und bangen nicht selber im Königshause
Jetzt Vater und Mutter für den Sohn da draußen?
Hanna.
Ja, ja, ich fühl' es, wie recht Du hast.
In der Äauernhütte, wie im Palast
Dieselbe Liebe, dieselben Schmerzen —
Und einen Gott vor Augen nnd im Herzen! —
Herr Gott, laß uns auf Dich vertrauen.
Allein auf Deine Hilfe bauen.

Beschütze, die kämpfen in heißer Schlacht,
Von Kugeln umsungen, vom Tod umkracht,
Herr, steh' ihnen bei zu dieser Frist!
Wenn Dil in Sturm und Wetterschein
Im gerechten Streite für sie bist,
Dann muß der Sieg mit ihnen fein.
Schütz' jeder Mutter theuren Sohn,
Der für's Vaterland kämpft, für Altar und Thron —
Und den als Hoffnung Aller unferm Volk Du gegeben.
Deine starke Hand halt' über fein Leben,
Laß Dein Angesicht leuchten über ihn,
Herr, schütze den Sohn aus dem Haus Wettin!
(Da» schieben ha! nachgelassen, man hört Trompete» „da» Ganz« ao»ni!l<n" »lasen.)
(«lim« rennt nach dem Au»«««»»,, horcht hinau» und wendet sich bann sreudestrahlend zurück,)
Anna.
Horch, horch! Das sind die Unsern — Traratata!
Die Töne kenn' ich — „das Ganze avanciren" mit Hurrah!
Gott sei's getrommelt und gepfiffen: Victoria!
(geht wieder nach hinten,)
Hanna.
Dir, Allmächt'ger, Dank!
Dina.
O Göttermelodie!
Hanna.
Siehst Du uns're Lieben? siehst Du sie?
Anna.
Da kommen sie schon Alle wieder. Sie bringen ihn.
DiNN (entsetzt).
Todt?!
Anna.
I wo! Lebendig — Frau Hempel — Ihren Mann
Auf den Schulten! getragen hoch voran!
Da sind sie schon . . Willkommen — Hurrah!
Sechster Auftritt.
Tie Vorigen. Weber, Iobel, 2eidcl, Walther. K«ch und Vl«n trage» Hempel
jubelnd herein und setzen ihn nor seiner Frau ab.
Weber (noch halb unter der Th»r>.
Immer 'ran, immer 'rein. Mit Iuchheirassasa!
Da sind wir . . die Sieger von Düppel sind da!

Hanna (»oll snnbigni Elauncn«,.
Geliebter Mann!
Dina!
Vater!
Hanna.
Erkläret mir!
Wallt) er.
Den Helden des Tages — wir bringen ihn hier.
Di«« (zu Wolther),
O Walther! Du lebst!
Walther.
In meine Arme!
Hempel <zu Tina),
Iinmer stürz' Dich hinein!
Du bist seine Braut.
Di na (umlllmt ihn»,
O Walther! Dein!!
Hanna.
Welches Glück, aber nun weiß ich noch immer nicht recht —
Weber.
Ich will mich kurz fassen. Also mitten in's Gefecht
Rief der Trompeter hier und fort mit Hurrah
Und — hast Du nicht gesehen — waren wir dem Prinzen
ganz nah.
Unser Walther schien's auf den Heldentod angelegt zu haben —
Da war kein Verhau, kein Knick, kein Graben,
Neber den er nicht blasend hinübergesetzt . . .
Aufschaut der Prinz und winkt ihn heran zuletzt:
„Hast wie Keiner zum Sturm und zun« Sieg geblasen —,
Willst denn jetzt noch partout Dein Leben lassen?"
Walther (einfallen!,).
Ich: „Hoheit mir liegt nichts mehr an» Leben;
Der Vater von mein' Schah will sie einem Dänen geben."
Weber (»>>«»« ausnehmen«,
„Was für'n Landsmann der Rabenvater?" Der Prinz
drauf fragt.
HllNNll lz» Hempel),
Mann?! „Rabenvater?"

Hempel.
Ja, so hat der Prinz gesagt.
N alt her c»« oben,,
„Hier der Dresdner."
Weber (>»>« oben!.
„So ein schlechter Sachse?" hat der Prinz gefragt.
Hanna.
Manu?! „Schlechter Sachse?"
Hempel.
Ja, so hat der Prinz gesagt.
Weber.
Und weiter: „Das sollt' ich doch kennen das Gesicht,
Ist das unser alter Kammerdiener nicht?
Der Hempel? der ist so aus der Art geschlagen?"
Hanna.
Manu?! Aus der Art geschlagen?"
Hempel.
Ja, so that der Prinz sagen.
Weber.
Und der Prinz: „Wenn es noch der Kammerdiener Hempel war'.
Den, sagt' ich: das Mädel kriegt der Trompeter — der!"
Hempel (endlich sich aufraffend).
Da rief ich: „Hoheit so lang er noch 'neu Athemzug thut,
Ist der Hempel Dero Diener mit Gut und Blut."
Da lacht er guädig und sagt: „Also ohne zu fpanen.
Der Trompeter hat sich das Mädel erblasen.
Auf Wiedersehn zur Hochzeit!" — uud ist auf und davongejagt.
Hanna.
Mann! „Wiedersehn, Hochzeit?!"
Hempel.
Ja, so hat der Prinz gesagt.
Alle (durcheinander!.
Der Prinz hat's gesagt. Hurrah — Hochzeit und Sieg!
Zobel.
So stiftet den schönsten Frieden stets der Krieg.
Jetzt entfalten die Unfern das Siegespanier . .
Und singen: Herr Gott, Dich loben wir.
(!f« ist dunlel geworden. In dei Ferne Lhoral: Nun danle» alle Gott.,
V» bemächtigt sich Aller «ine andächtige Stimmung, Sie haben sich unwilltiirlich in die Nie vorn «M« zusammengedrängt, die Frauen lnien nieder, dor Feldprediger steht ganz ungezwungen, «ine feierlich« Haltung
annehmend, mitten unter ihnen. Alle haben unwilltiirlich den «licl nach dem Aulgon« im Hintergrund und nach Oben gerichtet.

vie Feuertaufe, !?!
Die Verwandlung,
welche die letzte Vcene, beziehentlich die Apotheose einleitet, muß sich I» geräuschlo« »ie möglich und non
der eintretenden Dunkelheit begünstigt »uf offener Ccene Uollziehen. Zunächst tritt Nacht ein, nur die Gruppe
recht» dorn muß zu erlennen sein.
Weber.
Alles Glück und Hell kommt aus Gottes Händen,
Er vermag zum Guten Alles zu wenden:
Ihm lasset uns danken. Ihn lasset uns loben.
Er hat heut einen Helden ans der Taufe gehoben —,
In Gefahr und Noth beschirmt sein Leben,
Dem wird er auch ferner seinen Beistand geben.
(Begeistert, ergriffen:<
Ja, Gott hat Großes mit ihm vor.
Mir erschließt sich im Geist der Zukunft Thor,
Mir ist, als sah' ich das Nahe verschwinden
Und dürft' Euch als Seher das Ferne verkünden!
(Während dieser Worte hat die Verwandlung begonnen. Di« ganze Bühne ist in Dunlel gehüllt. Im Hintergrund, Mitte in der Hohe, erstrahlt ein Licht, da» nach und nach in die Glorie übergeht.)
Der die Feuertauf' heut emvfing hier am Bell,
Sein Kriegsruhm wird erfüllen die Welt.
In des Unglücks, wie in des Glückes Tagen
Wird er glorreich Sachsens Banner tragen —
Und nahet der schicksalentscheidende Schlag
An All-Deutschlands großem Ehrentag,
Wird der Herr der Herrschaar'n mit trieg'rischen Ehren
Vor allen Fürsten ihn verklären!
(D«z Licht am Himmel hat sich zur «lorie entfaltet.)
Mir ist, als sah' ich auf die heimischen Auen
Aus offenem Himmel herniederschauen
Die Geister der Tapfern, die für's Vaterland starben
Und sich ewigen Nachruhm erwarben . . .,
Wie aus der Eherubim und der Engel Reigen
Sie segnend herab sich dein Helden neigen
Und verschwebend im goldenen Himmelsglanz
Ihm winken mit der Unsterblichkeit Kranz!
Unter der Himmellglorie, die von rosigen Wollen umsäumt fortteuchtet, ist im Hintergrund da» Städtebild von Drelden in magischer Beleuchtung sichtbar geworden. Tage»licht fällt zugleich »us de» Vordergrund,
welcher ol» «in« Terrasse der „Albertstodl" sich durch einen Vorsprung linl» »on den Casernenbauten charalte»
rill«, »in Triumphbogen wird daselbst sichtbar m!t der Büste de« llonig«, vor welcher mährend de» Folgenden die Veteranen Kränze niederlegen.
Und auf Erden schallt es tausendtönig-,
Sieger, Feldmarsckall und König!

Es nahen, die unter Deinen Fahnen,
Würdig ihrer tapfern Ahnen,
Ten Feind bekämpften im blutigen Feld,
Es grüßen Dich, huldigend, König und Held,
Des Sächsischen Heeres Veteranen!

Hinauf wirb die Lanze VNHne mit einem Schlag so hell wie möglich, und man steh! sie ln ihrer ganzen Vreite und Tief« »on Soldaten aller Waffengattungen in geschlossenen Gliedern angeMi.

Hell klingen die Eymbeln, laut tönen die Psalter,
Heil König Albert, Friedens-Erhalter,
Der Sachsenland schützet mit starker Hand —!
Die Annee, des Friedens Unterpfand,
Die Du geschaffen, die köstliche Wehr —
Hell grüßt Dich jubelnd Dein muthig Heer.
Die seit fünfzig Jahren Tu nennst Kameraden,
Stolz grüßen den Kriegsherrn die sächs'schen Soldaten,
Der in Freud' und Leid treu zu ihuen stand —
Mit Gott für König und Vaterland!!

Alle:

Hurrah! Hurrah! Hurrahü

Während de« Hurrahrufen» »iideln die Trommeln, die Fahnen weiden geschwlült, die Soldaten rucken geschlossen so weit all möglich vor, und Alle, die auf der Niihne sind, stimmen die Sachsenhymne an, zu deren Schluß der Lorhang langsam füllt.

'^H ^

Hakob Frohschammer,
der Philosoph der Weltphantasie.
von
Vernhard Münz.
— Wien. —
(Schluß.,
uch im Besonderen ist gegen Darwin Manches einzuwenden. So
verursacht die Fortdauer der niedrigsten Organismen einige
Schwierigkeiten. Wenn der Kampf um's Dasein und die natür-
liche Zuchtwahl schou unermeßliche oder wenigstens sehr lange Zeiträume dauert,
dann ist es schwer zu begreifen, daß es noch primitivste Lebewesen giebt, daß
sie nicht allmählich durch günstige Veränderungen der Natur in andere und
höhere Arten umgewandelt worden sind. Es müßte denn angenommen werden,
daß immer neue niederste Organismen durch Urzeugung oder auf irgend eine
andere Weife in der Natur entstehen oder daß diese Protisten durch irgend
eine gesetzliche Schranke in ihrem primitiven Zustande erhalten werden.
Neides nimmt Darwin nicht an, und so bleibt die Schwierigkeit bestehen.
Wenn ferner die organischen und lebendigen Wesen mit uortheilhaften Ab-
änderungen kraft dieser sich erhalten uud allmählich ueue Arten begründen,
während die anderen ganz oder theilweise zu Grunde gehen, so ist nicht zu
verstehen, daß gar viele mit ihrem Dasein unzuträglichen Eigenschaften, ohne
äußerliche Anpassung an ihren Aufenthaltsort, ohne entsprechende Waffen
gegen ihre Feinde, sich behaupten, ja oft besser gedeihen als Wesen ohne
diese nachtheiligen Eigenschaften, daß beispielsweise die Biene», deren Stachel
einen Widerhaken hat, der sie hindert, denselben wieder ungefährdet aus der
gestochenen Wunde zu entfernen, diejenigen, welche von diesem Mangel frei
sind, an Zahl übertreffen. Ueberdies zeigen sich an den Organismen manche
Eigenschaften, welche, wie die morphologische Symmetrie der Blätter und
der Stengel mit bestimmten Knotenpunkten, mit der Erhaltung und Förderung

ihres Daseins nicht das Geringste zu thun haben, demgemäß nach Darwins Nekenntniß aus dem Kampfe um's Dasein schlechterdings nicht abgeleitet werden können und daher ein anderes Erklärungsprinciv fordern.

Bei dieser Gelegenheit mag des hochinteressanten Umstandes gedacht werden, daß schon der erste Band der von Frohschammer im Jahre 1862 gegründeten philosophischen Zeitschrift: „Athenäum", welche Zur Wahrung der Rechte der Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche dienen, zugleich aber auch den, materialistischen Dogmatismus wissenschaftlich begegnen sollte, eine ausführliche Darstellung und Kritik der Darwinschen Theorie aus der Feder unseres Philosophen enthielt. Es war dies die erste eingehende Würdigung des Darwinismus in Deutschland, wo derselbe damals noch neu mar. Die Parteien begannen eben Stellung zu nehmen, oder, richtiger gesagt, die schnell anwachsende Partei der „deutschen Darwinianer" war noch in der Nildung begriffen, und die Neaction, welche gegenwärtig hier den bedrohtesten Punkt der alten Weltanschauung erblickt, war noch nicht recht im Harnisch, weil sie die Tragweite der großen Frage und die innere Macht der neuen Lehre noch nicht recht begriffen hatte. Die Abhandlung kam auch Darwin selbst zu Gesichte, welcher sich bemüßigt fand, dein Verfasser für die Anerkennung, die er ihn: trotz strenger Kritik zu Theil werden ließ, in einem Briefe^) feinen Dank auszusprechen. Besonders hob Darwin auch hervor, daß Frohschammer seine Lehre ganz richtig aufgefaßt und dargestellt habe, was angesichts des von manchen späteren, in die Breite gesponnenen Darstellungen erhobenen Anspruches, als ob durch sie erst das wahre Verständniß des Darwinismus gewonnen worden wäre, festgehalten zu werden verdient.

Die der Transmutationslehre anhaftenden Schwierigkeiten finden ihre Ausgleichung und Lösung in der objectiven Phantasie, welche, wie wir bereits oben gesehen haben, in der Natur als organisirendes Princip wirksam ist und vornehmlich als Generationspotenz sich bethätigt. Sie ist es, welche in unendlicher, unerschöpflicher Productionskraft mit den niedrigsten, einfachsten, unvollkommensten Organisationen beginnend, diese organischen Nildungen uach immanenten Vildungsgesetzen und nach den allgemeinen Gesetzen und Verhältnissen der Natur in fortdauernden Differenzirnngen hervorbringt und im Entwickelungsprocesse der Natur in immer complicirteren teleologischen und plastischen Gestaltungen äußerlich und innerlich zu immer größerer Vollkommenheit erhebt, wobei sie aber doch auch niit einer gewissen Freiheit oder Willkür in vielerlei seltsamen Gestaltungen physischer und psychischer Art und selbst in abenteuerlichen Formen neben teleologisch reichen und ästhetisch schönen Formen verfährt. Sie individualisirt sich zunächst in den Pflanzen und noch entschiedener in den Thieren, in denen sie schon einiger-

*) Darwins Viief wurde auf dringendes Ersuchen bei Autographensaminluna (5. Halms, des Directors der k. Hof» und Staatsbibliothek in München, einverleibt und nach dessen Tod bei der Versteigerung um 23 Mark verkauft.

maßen lebendig, selbstständig oder Seele wird. Diese Seele erscheint aber in den niedersten Thieren noch fast ganz als organisches Princip wie in den Pflanzen, so daß Zoologen und Botaniker sich viele derselben wie Fangbälle zuwerfen. Versenken wir uns in die mikroskopische Lebewelt der Gewässer, in jene Welt, welche Hacket freilich in viel zu großen» Umfange als das Reich der Protisten bezeichnet hat, so treten uns Schaaren von Organismen entgegen, bei deren Anblick nicht allein der Laie, sondern auch der erfahrenste Naturforscher in bangen: Zweifel ist, ob er Thiere oder Pflanzen vor sich hat. Die wesentlichen, charakteristischen Unterschiede zwischen Pflanzen und Thieren sind eben nach den eigentlich ausgebildeten Formen, nicht nach den niedrigsten, noch unentschiedenen Gebilden zu bestimmen, in welchen die allgemeine Weltphantasie noch in einer gewissen Indifferenz ihres Wirkens verharrt. So kommt den höher organisirten Thieren eine psychisch-physische Innerlichkeit zu, welche sich in der Empfindung und Sinnesthätigkeit, dem Triebe und Instincte, sowie auch durch Intelligenz, Willen und Affecte kundgiebt. Die Empfindung kann nicht begrifflich definirt, sondern nur aus eigener Erfahrung erkannt werden, weil sie ihrem innersten Wesen nach dein Subjecte angehört, ein Erlebnis? desselben ist. Sie ist für das Lebendige ein Wahrnehmen feines eigenen physisch-psychischen Zustandes, und zwar nach der jeweiligen Beschaffenheit desselben, des Seinsollens oder Nichtseinsollens. Wie schon aus der Etymologie der Empfindung erhellt, findet das Individuum in ihr sich selbst innen; ja erst mit ihr kommt die Natur überhaupt zur Selbstgewahrung. Die Natur wird ihrer selbst inne, indem sich Individuen empfinden. Eine psychische Dämmerung bricht durch die Empfindung an, wie zuvor die physische durch das Licht. Die Wesen, welche Empfindung haben, handeln und bewegen sich nicht nach bloßen Reizen und blos mechanischen Ursachen, sondern lassen sich von den Motiven der Lust und des Schmerzes wie von einem inneren Lichte oder vielmehr Helldunkel leiten. Die Empfindungsfähigkeit wurzelt demnach in dem idealen Charakter der Natur und in der objectiven Vernunft; sie ist durch die teleologische Einrichtung des Organismus und seine plastische Formgebung bedingt. Die Förderung derselben wird als angenehm, die Hemmung als unangenehm empfunden. Was für den Verstand das Unlogische, das ist für die Empfindung der Schmerz, d. h. die Störung des harmonischen, ideegemäßen Wesens des Organismus. Das Empfindende selbst aber ist eigentlich das plastische Moment, welches nach innen gewendet die Form des innerlichen Bewegens und Erregens, die Form des psychischen Abbildes der teleologisch-plastischen Aeußerlichkeit und ihres Zustandes ist. Es ist daher als die lebendig und innerlich gewordene reale, objective Idee des Organischen zu bezeichnen, in welcher sich die äußerlichen Zustände wiederspiegeln. Daraus ist ersichtlich, wie maßgebend die Empfindung von Lust und Schmerz für die Entwickelung des einzelnen Organismus und der Natur im Großen ist. Sie ist der Antrieb für die Einzelwesen und daher auch für das Ganze der

Natur, ihre Idee in der Tarstellung zu wahren und zu fördern, das Störende hingegen zu fliehen und zu bekämpfen. Also leistet die Unlust der Vervollkommnung der ganzen Natur Vorschub, gleichwie das Unlogische den Menschengeist entflammt, es durch rastlose Forschung zu überwinden und die Wahrheit zu erkennen. Sie spornt die Thiere an, die Schranken zu durchbrechen, die Sphäre ihrer Existenz zu erweitern und die Organe ihrer Thätigkeit zu vervollkommnen. Indem das Naturwesen z. V. die Unvollkommenheit seiner Sehkraft mit Unbehagen empfand, strengte es sich an, schärfte die Kraft durch Uebung, vollzog mit Eifer die nach und nach erprobten Bewegungen, Nerven- und Muskelspannungen, welche ein besseres Sehen beförderten, und wirkte damit wieder auf die Ausgestaltung und Ausbildung des Organs felbst zurück. Diesem aus der Unlust hervorgehenden Drange verdanken auch Bewegungs- und Hantirungsorgane ihre Vervollkommnung. Der menschliche Fuß und die menschliche Hand sind für die Zwecke des Menschen zu den: entwickelt worden, was sie sind.

Die berufensten Naturforscher der neuesten Zeit stehen vor der Empfindung wie vor einem Mthsel. Sie gestehen ein, daß die mechanische und materielle Erklärung bei der Empfindung versage, denn der Mechanismus bleibe eine nur unbewußte und äußerliche Bewegung, ohne je innerlich werden zu können. Um nun aber die Entstehung der Empfindung zu erklären, ohne gleichwohl die Einheit des Wesens des Daseins verlassen und neben der Materie noch ein anderes, ein ideales oder psychisches Princip annehmen zu müssen, haben sich Männer, wie Zöllner, Preyer, Nägeli, Häckel u. A., entschlossen, der Materie selbst eine Empsindungsfähigkeit beizulegen, welche unter bestimmten Umständen, bei gewissen Eombinationen aus der bloßen Anlage in die Wirklichkeit übergehen soll. Sie haben jedoch dabei übersehen, daß der hylozoistische Atomismus den Monismus geradewegs ausschließt. Wenn auch den Atomen Empfindung zukommt, fo sind Atome und Empfindung doch immerhin von einander verschieden. Sie bilden eine Einheit, aber keine Einerleiheit. Die Atome haben Empfindung, aber sie sind füglich nicht felbst Empfindung, sie sind nicht in jedem Sinne identisch mit ihr; und die Empfindung ist nicht als solche Atom, sondcni eine Eigenschaft desselben. Der Hylozoismus ist mithin nur eine andere Form des Dualismus. Ferner wäre durch die Empsindungsfähigkeit der Materie noch immer nicht die Organisation und das Leben felbst erklärt. Es bedürfte noch eines Formprincips oder eines teleologisch wirkenden Bandes, nm die einzelnen empfindungsfähigen materiellen Theilchen in die rechte Verbindung mit einander zu bringen und sowohl die Auslösung der latenten Empfindung zu erwirken, als auch die eigenthümliche Art des lebendigen Organismus, welchem sie eigen sein soll, zn bestimmen. Preyer z. B. setzt daher*) der Hypothese von empfindungsfähigen materiellen

*) Vgl. die Zeitschrift „Kosmos" 1877 (Octobci-Tcccmvcchcft!.

Atomen auch noch die einer besonderen „Anordnung" derselben zur Seite
und macht hierdurch die Sache nur noch verwickelter. Für das wahre Ver-
ständnis; der Natur muß also zur Naturwissenschaft noch die Philosophie
hinzukommen, welche mit einem Grundprinciv ihr Auslangen findet und
das Gebiet der Ideen, das ideale Moment in der Natur zum Gegenstände
der Forschung erwählt. Auf dem Standpunkte dieser Philosophie stammt
die Empfindung nur von innen her durch die immanente Vildungspotenz,
welche sich in der Wechselwirkung mit der Aeußerlichkeit, mit den Lebens-
verhältnissen erschließt. Als sinnliche Vermittler zwischen dein subjectiven
Innenwesen des Leibes und den. Zustande des Leibes selbe»' wirken die
sensiblen Nerven, welche zugleich wie physisch-psychische Fühlhörner der
Imagination nach außen hi» zur Orientirung im Sinnlichen, wie nach
Innen zur Wahrnehmung der Beschaffenheit des organischen Daseins dienen.
Sie sind gleichsam die Tasten der innerlich gewordenen Weltphantasie, welche
von den körperlichen Zuständen angeschlagen werden und dann harmonisch
oder disharmonisch in den Empfindungen von Lust und Schmerz in ver-
schiedenen Graden und Nuancen erklingen. Da die Materie als solche ganz
empfindungslos ist, ergeht es ihnen ähnlich wie dein Räume, welcher an sich
immateriell und doch Daseinsbedingung alles Materiellen, an sich ohne Be-
wegung und doch Bedingung aller Bewegung, an sich ohne Richtung und
Entfernung und doch Grundbedingung aller Richtungen nnd Entfernungen
ist, mit einem Worte die reale Möglichkeit der Offenbarung aller Eigen-
schaften des Räumlichen in sich enthält.

Die Empfindung unterscheidet sich von der Vorstellung dadurch, daß
sie sich auf keinen objectiuen Gegenstand bezieht, sondern stets subjectiv bleibt,
die sinnliche Leiblichkeit und deren ideegemäße oder ideewidrige Beschaffen-
heit zum Inhalte hat. In Bezug auf das Bewußtsein kann man das
Empfinden als die erste, noch in der Sinnlichkeit bleibende, niit ihr un-
mittelbar einheitliche Vethätigung der Bewußtseinspotenz betrachten; aber
doch nur als das erste Aufflackern des Bewußtseins, aus welchem später
das reine Bewußtsein hell aufleuchtet. Mit dem Gefühle hat die Empfindung
die Subjectivität gemein, doch können sie auch entgegengesetzte Klangfarben
an sich tragen, da bei schmerzlicher Empfindung freudiges Gefühl vorhanden
sein kann und umgekehrt. Lehrt doch die Erfahrung, daß durch innige Ge-
fühle der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung die schrecklichsten körper-
lichen Qualen überwunden, ja mit frohem Muthe erduldet werden können.
Zudem bezeichnet das Gefühl im Gegensatze zur Empfindung den geistigen
Zustand, die innerste Stimmung und Erregung des Seelenwesens.

Der Empfindungsfähigkeit der lebenden Wesen entsprechen nothwendig
die Sinne. Sie schließen einerseits das Individuum von der Außenwelt
ab und ermöglichen andererseits seinen Verkehr mit derselben, ohne daß es
aus sich herauszugehen oder sich aufzugeben braucht. Außer der individuellen
Bedeutung haben die Sinne auch eine allgemeine Bedeutung für die Natur

als solche, als Ganzes, als einheitliches Wesen, denn sie sind die Organe
ihrer Selbstwahrnehmung. Durch das Auge sieht, durch das Ohr hört sie
sich selber. Indem die Sinne nicht blos aufnehmen und wiedergeben, sondern
auch schassen und umschaffen und hierdurch die Natur um das ganze Ge-
biet der Empfindungsqualitäten bereichern, geben sie sich als Schöpfungen
der objectiven Phantasie zu erkennen. Sie „gehen aus dem Zusammen-
wirken der Phmttasie als objectiven Princips ini Uebergange zur Phantasie
als subjektivem Princip hervor, bilden also wesentlich ein Vermittlungsorgan
zwischen objectiuer Realität und subjectiuem Bewußtsein". Vor ihnen mußte
sich aber zuerst ein innerer und allgemeiner Sinn bilden, der zugleich die
Quelle der Empfindung und des Bewußtseins wurde. Dieser Allgemein-
sinn war das Sinnende, das Sinnlich-Geistige, das zunächst im Interesse
des leiblichen Befindens und dann auch aus psychischem Drange nach außen
strebte, um sich eben durch die Bildung der Sinne reicher und schärfer zu
indiuidualisiren. Diese forderte vor Allem specififche Nerven, welche zur
Auffassung der objectiven Reize geeignet sind, ferner eine psychische Function,
welche sie in Farben, Töne u. s. w. umwandelt und so dem Bewußtsein
zuführt. Jedenfalls können die Sinne nicht von außen her durch objective
Einwirkung der Sinneserreger auf die äußere Form der Organismen ent-
standen, gleichsam angebildet, angefügt fein. Nicht minder abenteuerlich ist
die Hypothese, daß die Sinne sich von innen dnrch die specifischen Functionen
gebildet und gleichsam allmählich angesammelt haben. Das Auge konnte
so wenig aus dem Sehen entstehen, als das Bewußtsein aus Bewußtseins-
oder Vorstellungsacten, da diese vielmehr jenes schon voraussehen. Demnach
erklärt Frohschammer den Ursprung der Sinne aus der Tendenz der all-
gemeinen Gestaltungskraft, ihr objektives rationales und ideales Wesen in
ihren Schöpfungen wahrzunehmen und ästhetifch zu genießen. Dasselbe
Moment in der Natur, welches nach fchüneren Formen, Farben u. f. w.
strebt, sticht auch Gesicht, Gehör, Geruch u. s. w. zu bilden, um sich selbst
zu gewinnen und zu genießen. Da nun die Sinne mit ihrer eigenthüm-
lichen Structur und Function gleich den Naturdingen der Vermählung der
objectiven Phantasie mit den der Materie innewohnenden Gescven entsprossen
sind, so haben sie gerade von dem Standpunkte der objectiven Natur aus
Zuverlässigkeit. Sie offenbaren nicht etwa nur die Erscheinung der Dinge,
sondern auch ihre primären Eigenschaften, ihr Ansich. Und was den Schein
betrifft, fo ist er doch wohl durch ein ganz bestimmtes Substrat der Außen-
welt, durch bestimmte auf uns wirkende Schwingungen des Aethers, der
Luft veranlaßt. Damit ist der Gegenfüßler des Sensualismus, der er-
tenntnißthcoretische Idealismus, gerichtet.

Die Triebe und Instincte sind physisch-psychischer Art und zwar jene
vorherrschend physisch, diese vorwiegend psychisch; Beide sind auch vorherrschend
Eigenthümlichkeiten der Art und als solche dem Individuum besonders zur
Erhaltung und Förderung, Fortpflanzung und Ausbildung der Art ungehörig.

Unter dem Triebe ist das aus der Gesammtheit der organischen Gliederung
hervorgehende Streben der lebenden Wesen nach ihrem Wohlbefinden als
Individuen und als Glieder der Gattung zu verstehen. Er ist zugleich
cau.8a yNoi6U8 und causa tinalis, da das treibende Gesammtbedürfniß
des Organisnms sich in ihm ausspricht. Er ist also nur möglich durch
eine lebendige Idee des Ganzen, die obsective Phantasie. Der Instinct
besteht in der Fähigkeit, ohne Unterweisung, Abrichtuug und Erfahrung den
Trieb zu befriedigen. Er ist die teleologische Steigerung des Triebes, die
„lebendig gewordene, und wenn noch nicht bewußte, so doch objectiu ur-
theilende und rational und psychisch-teleologisch wirkende Gestaltungskraft".
Darwin denkt sich die Entstehung der Instincte so, daß sie rein empirisch
stattgefunden habe, indem durch TlMgkeit und Anpassung allmählich er-
worbene Fertigkeiten und Erfahrung sich befestigen und vererben, also in
der Zeugung sich fortpflanzen und dadurch angeboren werden. Dieser An-
nahme liegt wohl eine gewisse Wahrheit zu Grunde, sie bietet jedoch für
sich allein keine vollständige nnd erschöpfende Erklärung. Setzt doch das
inftinctiue, oft keineswegs einfache und naheliegende, sondern im Gegentheil
sehr complicirte Verfahren fo vieler Thiere ein Kennen nnd selbst gleichsam
ein Vorherwissen von Naturverhältnissen voraus, das unmöglich mechanisch
dem psychischen Wesen eingebildet nnd als Begabung dann fortgepflanzt
werden kann. So suchen die Vögel rechtzeitig ein milderes >ilima auf, ohne
erst durch Kälte dazu getrieben zu werden, also ohne die Nöthigung der
Erfahrung abzuwarten, und sie finden ohne Führung den richtigen Weg
dahin. Vögel und Insecten treffen eine verständige Auswahl des Futters,
das sie ihren Jungen verabreichen. „Die Sandwespe," berichtet Schröder
von der Kolk*), „grübt Löcher in den sandigen Boden und bringt eine
Spinne oder ein Räupchen hinein, die sie nicht getödtet, sondern nur durch
Einführen des Stachels nach einer bestimmten Stelle des Nervensystems
betäubt und gelähmt hat, wodurch ihrer Fäulniß und Vermodernng vor-
gebeugt wird; dann aber legt sie in jedes solches Loch ein Ei, und das
daraus schlüpfende Junge findet fogleich seine Nahrung. Die Holzwespe
bringt neben das Eichen in der Zelle eine Art von Teig, der für sie keine
Nahrung ist, wohl aber der aus dem Ei kommenden Larve vortrefflich zu-
sagt." Von dem Schmetterlinge einer unserer Nlattraupen erzählt derselbe
Verfasser**): „Derselbe hängt zu Anfang des Sommers feine Eier nur
ganz locker an die Blätter der Bäume, und es kriechen bald Näupchen aus,
die sich im August einspinnen und auch wieder in Schmetterlinge ver-
wandeln. Die neue Zucht legt später die Eier auch wohl wieder auf
Blätter, die aber natürlich im Herbste abfallen würden. Deshalb umspinnt
jetzt der Schmetterling das ganze Blatt nebst dem Stiele, so daß es nicht

*) Seele und Leib, 2.170.

**) ll. a. O., S. 59.

abfallen, ja selbst nicht durch einen starken Sturm abgeweht werden kann, weshalb auch manche Blätter den ganzen Winter hindurch hangen bleiben. Der Schmetterling «erführt also im Herbste anders, als feine Vorfahren im Frühjahre. Dieses Abfallen der Blätter konnte aber der Schmetterling doch nicht voraussehen, da er es noch nicht erlebt hat, und das Umspinnen kann er auch uicht von seinen Eltern erlernt haben, denn diese haben im Frühjahre nichts Aehnliches gethan." Dieses außerordentlich zweckmäßige und nützliche Verfahren wird nur dann begreiflich, wenn die Instincte von innen, aus der subjectiv werdenden Phantasie stammen, wenn sich in ihnen ein allgemeines, dein bildenden und schaffenden Natnrprincipe innewohnendes Lebensgesetz offenbart. Die über die einzelnen Individuen übergreifenden Fähigkeiten oder Fertigkeiten werden mittelst der Nerven in die organische, teleologisch-plastische Potenz aufgenommen, wodurch eine psychische Bereicherung entsteht, welche sich dann durch die organisch-psychische Organisation vererbt. Der enge Zusammenhang zwischen Instinct und Einbildungskraft zeigt sich unserem Philosophen darin, daß junge Thiere besondere Organe, Hörner, Zähne u. dgl. als Waffen schon gebrauchen wollen, bevor sie dieselben noch besitzen. Diese Organe eristiren demnach schon in ihrer Phantasie, und von dieser geht der Gebrauch sowie die Organbildung selber aus. Äehnlich beobachten wir an dem männlichen Hirschkäfer, daß er sich für die ihm erst während der Ruhezeit wachsenden Hörner oder Zangen in: Voraus eine Höhlung gräbt.

Außer dem Instincte, welchen man als gebundene Intelligenz der Art bezeichnen kann, kommt den höher organisirten Thieren auch noch eine freie, individuell entwickelte Intelligenz zu. Sie sind einer Abrichtung fähig, sie können Erfahrungen sammeln, durch dieselben an Klugheit zunehmen und als Individuen urtheilen, mithin sich schon einigermaßen selbstständig aus der Art erheben. Sie besitzen sogar bis zu einem gewissen Grade das Vermögen der Abstraction. Diese kann sich allerdings nicht zu der von dem menschlichen Verstände geübten Abstraction, welche zwar von den einzelnen Dingen und Arten der Dinge ausgeht, aber dann ganz frei im Denken fich bewegt und mit den Begriffen selbstständig waltet, versteigen; denn die selbstständige Schöpfung von Gedanken im Newußtfein macht einen Hauptunterschied zwischen Menschen und Thieren aus, in den» Mangel derselben ist die Ohnmacht der Thiere zur Sprachbildung und wissenschaftlichen Forschung begründet. Indeß ganz unfähig für die Ertenntniß des Allgemeinen sind die Thiere nicht, wenn sie dabei auch, wie beim Urtheilen, an die unmittelbare Gegenwart und Einwirkung der Dinge gebunden bleiben und demzufolge zu keiner Verallgemeinerung und Theorie gelangen können. Sie sind im Stande, nicht blos die Individuen, sondern auch die Arten zu unterscheiden. Ein Hund z. V. wird an vielen Thieren und Menschen ganz gleichgiltig vorübergehen; sobald aber ein anderer Hund, also ein lebendiges Wesen seiner eigenen Art in seine Nähe kommt, wird er in Bewegung ge-

rathen, in ein freundliches oder feindliches Verhältnis; zu ihm treten und
allenthalben kundgeben, daß diefes Wesen für ihn eine ganz andere Be-
deutung habe, als die anderen. Die Thiere vermögen auch die Arten der
ihnen gefährlichen Wesen zu erkennen und ihr Verhalten darnach einzurichten.
Die Gemsen erwägen, ob sie einen Sprung wagen dürfen. Demgemäß ist
den höheren Thieren ein Urtheilen nach den Kategorien der Ursache und
Wirkung, der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, der Möglichkeit und Unmöglich-
keit und eine Erkenntnis; des Allgemeinen zugänglich, wenn auch keine vom
Eoncreten sich loslösende Verstandesthätigkeit dabei stattfindet. Diese ist ja
bekanntlich auch den Kindern und den ganz ungebildeten Menschen versagt,
denn auch sie müssen ihr Denken erst am Concreten sich entwickeln lassen.
Ferner können wir an den Thieren gewisse Gemüthszustände und Erregungen,
wie Liebe, Treue, Freude, Trauer, Sehnsucht und Furcht, aber auch die
heftigen Asfecte des Zornes, des Neides und der Rachsucht constatiren. Es
äußert sich niithin in ihnen die objective Phantasie im Vereine mit der,
wenn auch noch schwach wirkenden subjectiuen Phantasie, welche sich allmählich
über das zur Seele entwickelte Organisationsprincip erhebt. Beide zusammen
sind das individuell gewordene bildende, schöpferische Weltprinciv.
Der Menschengeist ist sohin die höhere Potenzirung und Concentration
des dumpfen Seelenlebens der höheren Thiere, und darum fühlt sich Froh-
schammer berechtigt, auch ihn als Schöpfung der Weltphantasie zu betrachten.
Er ist nicht nicht einmal von der Gottheit in's Dasein gemfen worden, er that
es nicht Pallas Athenen gleich, welche in voller Rüstung, mit strahlenden
Waffen und gezückter Lanze dem Haupte des Zeus entsprungen, er ist viel-
mehr eine Wesensform, welche erst in langem und schwerem Entwickelungs-
processe errungen, -in hartnäckigen, Kampfe mit den äußeren Verhältnissen
gewonnen morden ist. Dafür spricht der langsame Fortschritt der Eultur,
der Erkenntniß, der sittlichen Vervollkommung und der oft tragische, grausame
Gang der historischen Entfaltung der Menschheit von dem Anfange der Ge-
schichte an durch so viele Wechselfälle, Kriege und Revolutionen hindurch.
Die vorgeschichtlichen und ethnologischen Forschungen weisen eine Annäherung
der niedersten Nacen des Menschengeschlechts an die höchsten, menschenähn-
lichsten Thiere nach. Nicht minder finden sich Andeutungen, daß die frühesten
Menschen mit den noch jetzt lebenden unentwickelten Menschen und Völker-
schaften Aehnlichkeiten hatten, wenn sie ihnen auch allerdings nicht vollständig
glichen, sofern das noch Unentwickelte, Normale mit dein in der Entwickelung
Aufgehaltenen und anormal Gewordenen zwar Aehnlichkeit besitzt, aber ihm
nicht gleich zu setzen ist. Auch die sprachlichen Forschungen, insbesondere
diejenigen, welche die Sprachen vergleichen und deren Ursprung und Ent-
wickelung aus einander, sowie deren Umgestaltung zn erkennen sich anheischig
machen, weisen auf einen langwierigen allmählichen Fortschritt vom Einfacheren
zum Complicirteren hin, — einen Proceß, dein offenbar eine analoge Ent-
wicklung der Menschheit in geistiger, insbesondere intellektueller Hinsicht ent-

spricht. Schon die einzelnen sinnlichen Dinge können nur langsam durch die Sinne nach ihren Formen, Eigenschaften und Wirkungen wahrgenommen werden. Um wie viel weniger können allgemeine Wahrheiten und Erkenntnisse plötzlich und unvermittelt in das geistige Eigenthum übergehen!

Wie das geistige Wesen der Menschennatur nicht mit einen: Schlage geschaffen wurde, so kommt auch den einzelnen Menschenseelen kein göttlicher Ursprung zu; sie entstehen vielmehr auf natürlichen, Wege aus dem Gattungswesen der Menschheit durch die Zeugungskraft der Menschennatur, durch die (Generation der Eltern. Aber mich aus der blos materiellen Welt, aus Materie und physikalischer Kraft kann der Menschengeist weder uranfänglich hervorgegangen sein, noch bei der einzelnen Zeugung hervorgehen; denn das Wesen desselben ist nicht Stoff, noch auch blos das Ergebnis? materieller Vorgänge, noch ein Kraftpunkt, sondern ein Formprinciv, eine concrete, synthetische Potenz. Die Seele ist innerlich, der Kraft und Idee nach das, was der Organismus äußerlich offenbart. Ihr leibliches und geistiges Leben ist die Realisirung ihres inneren Wesens.

Durch den sinnlich-geistigen Charakter seines Grundurincivs entgeht uuser Philosoph dem klaffenden Dualismus von Geist und Materie, ohne fich indeß, wie wir gesehen, dem schroffen Monismus in die Arme zu werfen. Weit entfernt von diesem, hebt er im Gegentheile auf's Entschiedenste hervor, das; der Weltproceß mit einen» Factor allein nicht beginnen nnd nicht vollzogen werden könne. Der eine müsse mindestens einen zweiten aus sich heraus setzen. Die absolute Identität des Seienden und Wirkenden sei in keinem Falle aufrecht zu erhalten. Mögen Stoff und Formprinciv immerhin im tiefsten Grunde aus einer einheitlichen Wurzel herrühren, so dürfe man diese doch nicht als ein in sich vollkommen gleiches, identisches Einerlei auffassen, sondern man müsse sie mit der Potenz und Tendenz zur Entzweiung, Wiedervereinigung und Wechselwirkung ausgestattet denken; „denn das, was vollständig einerlei ist, kann nichts wirken und nichts werden. Das bloße leere Eins kann nichts produciren und nichts bilden; das Eine muß jedenfalls eine Fülle in sich bergen, und die Fülle muß verschiedene Momente in sich haben, welche bei der Entwickeln»!«, in Wirkung und Gegenwirkung sich bethätigen und dadurch Vielheit, Verschiedenheit und Entwicklung hervorbringen — verlaufend und wechselnd in Harmonie und Disharmonie, in Scheidung und Verbindung". Frohschammers Dualismus ist uicht schlimmer, als derjenige Spinozas; denn wie dieser seine beiden Attribute in der Substanz zusammenfaßt, so trägt nach Frohschmnmers Definition die Phantasie als geistig-leibliches Vermögen die Momente der Vereinigung und Versöhnung in sich. Sie näbert sich dem Stofflichen durch ihre gestaltende, psychisch-räumlich wirkende Potenz, indem sie die Sinnlichkeit der stofflichen Realität nachbildet und zugleich den Ranm setzt; der physischen Kraft aber dadurch, daß sie eben auch die Macht des Wirkens, des Schaffens hat, formal und geistig, wie jene sinnlich und real. Und wie

in dem Makrokosmos, so giebt es auch in dem Mikrokosmos nur einen relativen Dualismus, nicht einen Dualismus des letzten Princips, wie Descartes ihm huldigte, sondern der erscheinenden, wirkenden Ursachen im endlichen Dasein. In der Wurzel sind Materie und Kräfte, wie organisches Princip und Seele Eins, — wie ja auch das Ziel und Resultat ihres Wirkens in den organischen uud lebendigen Bildungen fortwährend die Durchdringung zur Einheit ist; nur beim Lebensproceß kommen sie in verschiedenem Grade zur Erscheinung. Der Geist belebt den Leib und gewinnt sich doch zugleich selbst durch dessen Bildung: Leib und Seele entwickeln sich in gleicher Stufenfolge, und die Kraft und Vollkommenheit des Geistes ist durch die Vollkommenheit des Körpers überhaupt und des Gehirns insbesondere bedingt. Der Menschengeist gleicht einem Kinde, dessen Geburt der Mutter das Leben kostet, denn in ihm giebt die objectiue Phantasie gewissermaßen sich selbst auf, indem sie sich uerinnerlicht, selbststandig, beflügelt, subjectiv, dem Naturzwange entrückt wird. Ihr ungebundenes, bewegliches Walten im Menschen spiegelt sich sonnenklar in der Natur der Kinder und der Wilden. Die subjectiue Phantasie bethätigt sich zuerst unter allen Geisteskräften, ohne erst einer Anleitung oder Unterweisung zu bedürfe«, wie der ungebundene Instinct der Thiere einer solchen nicht bedarf; und sie bethätigt sich ganz willkürlich, indem sie ohne Rücksicht auf Gesetz und Nothwendigkeit nach Belieben mit der Natur unispringt, ein eigenmächtiges Spiel mit ihr treibt, ans Allem Alles macht. Die so über den Naturproceß hinausgewachsene Phantasie, durch welche das ganze Wesen der Seele von der organischen Gebundenheit des leiblichen Organismus befreit wird, bildet deu psychische» Organismus mit seinen geistigen Kräften aus, indem sie die objectiu und real wirkenden Kräfte und Gesetze in einein bewußten Subjecte individualisirt und der objectiu-realen Vernunft durch die subjective Erkenntnißkraft den Stempel der Subjectiuität aufdrückt. Wie die objective Phantasie die Stoffe und Kräfte zu der stetig aufsteigenden Organisation verwerthet, so verwendet die subjective Phantasie vermöge der Macht des inneren Gestaltens, des Hervorbringens innerer Bilder die Erscheinungen und deren Gesetze und Bedeutung zur allmählichen Nildung des geistigen Organismus und wirkt als Einheitsprincip aller seiner Kräfte, deren Verbindung und Harmonie bei ihren Functionen sie vermittelt. Durch sie wird die leibliche oder physisch-psychische Empsindungsfähigkeit zum psychischen Vermögen der Gefühle und Affecte, die im Instincte gebundene Intelligenz und das niedere auf die körperlichen Organe beschränkte sinnliche WalMehmungsvermögen zun: freien Erkenntnißvermögen mit der Kraft selbstständiger, von den Sinnen losgelöster Abstractionen uud der Trieb zum Selbstbestimmungsuennögcn nach abstracten Begriffen und Grundsätzen, also zum freien, selbstbewußten, vernünftigen Willen. Diese Dreiheit von Grundvermögen entspricht den drei Hauptarten des cerebrospinalen Nervensystems, den Empfindungs-, Sinnes- und Bewegungsnerven. Die drei geistigen Vermögen schließen selbst wieder

verschiedene Momente oder Bethätigungsweisen in sich, wie dies auch bei den drei Arten der Nerven der Fall ist. Wie diese trotz der Verschiedenheit ihrer Verrichtungen unter der einigenden Leitung der objectiven Phantasie einheitlich und zweckmäßig zusammenwirken, so wird auch ungeachtet der dagegen von Herbart erhobenen Bedenken die Einheit des Geistes durch die Vielheit der Seelenvermögen keineswegs aufgehoben. Diese greifen symphonisch in einander, werden durch die subjective Phantasie umspannt und zur Einheit des Geisteslebens ergänzt. Die Ausgestaltung der Einheit des Geistes zu dem Fühlen, Erkennen und Wollen kann selbstverständlich nur in dem Zustande des klaren Bewußtseins und Selbstbewußtseins stattfinden. Jenes ist nicht im objectiven oder erkenntnißtheoretischen, sondern im rein subjectiven psychologischen Sinne als Zustand der Seele, welcher das Wissen uud Erkennen bedingt, zu fassen. Es läßt sich nicht bestimmt definiren, gleichwie die Sinneswahrnehmungen und alle unmittelbaren Acte der Seele sich nicht definiren lassen, sondern selbst geseht und unmittelbar erfahren werden müssen. Man versteht darunter das Licht, in welches Sinneswahrnehmungen von außen und Vorstellungen von innen eintreten und dadurch gewußt werden, d. h. das Bewußtsein im objectiven Sinne begründen. Dieses Bewußtsein stammt aus der Empfindungsfähigkeit und insofern aus der teleologischen, verständigen und idealen Beschaffenheit des lebendige,! Wesens. Die Vorstufe und Grundbedingung des Bewußtseins ist das Wachsein, welches ein mehr physischer Zustand, aber immerhin der Uebergang aus der Finsternis; des Unbewußtseins in das Licht des Bewußtseins ist. Wie diefes die Vlüthe der objectiven Phantasie bei ihrem Entwickelungsprocefse zur subjectiven Phantasie ist, so ist die Alüthe der subjectiven Phantasie das Selbstbewußtsein. Dasselbe bezieht sich unmittelbar nur auf das eigentlich geistige, erst mittelbar auch auf das körperliche Sein, das dann ebenfalls in das Ich, den Eentralpunkt des geistigen Organismus, aufgenommen erscheint, während zuvor vom Kinde das eigene Wesen nicht als Ich erfaßt, aber dafür auch das eigene Sein noch nicht als Subject, sondern als Object betrachtet wird. Aus diesem Umstände, daß das Selbstbewußtsein sich direct nnr auf den geistigen Organismus bezieht, diesen gleichsam für sich felbst beleuchtet, erklärt es sich, warum der Mensch von seinem eigenen leiblichen Organismus, seinem inneren Bau und seinen physiologischen Functionen direct so wenig weiß und nur mühsam durch objective Forschung Kenntniß davon erlangen kann. Das Selbstbewußtsein ist keine Vorstellung, sondern ein Zustand der Seele, auch nicht ein Vorgestelltes, sondern der in sich leuchtende Mittelpunkt, der Lichtträger, welcher zugleich sich, seinen Inhalt und seine Dhätigkeit wahrnimmt. Es entsteht dadurch, daß das seiende und objectiv wissende Bewußtsein zum wissenden Bewußtsein des Bewußtseins wird. Dieser Werdeproceß findet etwa in der Weise statt, daß durch --die freie, auf Grund des entstandenen Bewußtseins im Empfinden, Erkennen u. s. w. thätige Phantasie sich gleichsam über dem leiblichen ein höherer

psychischer Organismus bildet, in welche,» die physikalischen Gesetze und Formen zu logischen Gesetzen und Kategorien werden. In diesem verbinden sich Bewußtsein und die im Lichte desselben vor sich gehende Vorstellungsthätigkeit der subiectiuen Phantasie zu einem neuen geistig leuchtenden Organismus. Dieser kann sich nicht mehr nach außen durch die Sinne richten, sondern nur auf den eigenen geistigen Organismus mit seinem Inhalte nnd muß dadurch Selbstgestaltung im Bewußtsein^ Selbstbewußtsein, und Thun aus eigenem Wesen, Wille, werden, woraus das in sich selbstständige, abgeschlossene Ich oder die Persönlichkeit wird.

Eine Fortsetzung des grundlegenden Werkes ist das Buch: „Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache" (München 1883), in welchem mit möglichster Klarheit und Durchsichtigkeit dargethan wird, wie durch die Nethcitigung der Phantasie in ihrer objectiuen und subjectiuen Bedeutung das Menschengeschlecht in die Menschheit überging und die Eigenthümlichkeiten ihres primitiven psychischen und historischen Lebens entstanden und sich entwickelten. Es ist also das Gebiet der Geschichte der Menschheit, auf welchem die Untersuchung sich bewegt. Sie geht davon aus, daß es der neueren wissenschaftlichen Forschung gemäß unvermeidlich ist, einen allmählich verlaufenden Werdeproceß auch für die Menschennatur und das Menschengeschlecht gelten zu lassen. Wenn auch bei dem Mangel aller unmittelbaren Erfahrung oder directen Beobachtung das Wie dieses Werdeganges in tiefes Dunkel gehüllt ist, so ist doch das Daß desselben, die Thatsache, daß der Mensch gleich den höheren Thieren aus dem Naturprocesse selbst, d. h. aus der Aethätigung des allgemeinen schöpferischen Weltprincips hervorgegangen sei, ebenso durch Gründe aus der Anatomie, Physiologie und Embryologie, wie aus der Psychologie, Ethnologie und Menschengeschichte unwiderleglich bezeugt. Die vergleichende Anatomie zeigt, daß der menschliche Körper dem der Thiere ganz analog gebaut sei, mit denselben Theilen nach demselben Plane, in derselben Ordnung, so daß der Unterschied zwischen den höheren Thieren und den Menschen in dieser Beziehung eiu viel geringerer ist, als der zwischen niederen und höheren Thieren. Desgleichen sind die physiologischen Organe und Functionen bei den höheren Thieren und den Menschen die gleichen, nur dem Grade nach verschieden. In mancher Hinsicht, betreff mancher Sinnesorgane zum Beispiel, sind manche Thiere dem Menschen sogar überlegen, während dieser allerdings im Eentmlorgan, dem Gehirn, und in der Gesammtheit des Neruensystcms allen Thieren den Rang abläuf t >)n cmbryologifcher Beziehung findet dasselbe Verhältnis; statt. Auch der menschliche Embryo beginnt mit dem unscheinbarsten >ieime und muß verschiedene Stadien im Mntterschoße zurücklegen, in denen er noch keineswegs einem Menschen gleicht, sondern viel Thierähnliches aufweist, so daß zwischen einem menschlichen nnd thierischen Embryo geraume Zeit hindurch kein entschiedener Unterschied erkannt werden kann, bis zuletzt die reife Menschen-

gestalt sich bildet. Nei den höheren Thieren begegnen uns, wie bereits her-
vorgehoben wurde, Anfänge geistiger Fähigkeiten. Die Menschennatur zeigt
sich leiblich und auch seelisch allenthalben von der allgemeinen äußeren Natur
und den besonderen Naturverhältnissen auf's Tiefste beeinflußt, wie die Ver-
schiedenheit der Nacen, der Volker und der Individuen in ihrem Aeußeren
und Inneren bekundet. Ebenso ist die (beschichte der Menschheit mit dein
Naturprocesse und den Naturuerhältnissen innig verflochten und vielfach von
ihnen bedingt, wie denn auch die Nacen und Völker durch sie ihre Modification,
ihre eigenthümliche Begabung und ihre Aufgabe in der Entwickelung der
Menschheit erhalten, aber auch durch sie der Verkümmerung und dein Unter-
gange anheimfallen.

Die Analogien und Andeutungen des ganzen gesetzmäßigen Naturlaufs
führen jedoch keineswegs dahin, daß der Mensch von dem Affen abstamme,
wie die Gegner der Descendenzlehre im Unterschiede von Darwin*) vielfach
behaupten, um sie in Mißeredit zu bringen. Es ist vielmehr anzunehmen,
daß das allgemeine Nildungsurincip mit seinen beiden Hauptmomenten, dem
teleologischen nnd plastischen, die primitiven Organismen geschaffen habe,
aus denen die Menschheit hervorgehen sollte. Die Erde mußte dabei vor-
läufig die Stelle des Mutterschoßes vertreten, in welchem jetzt der mensch-
liche Embryo durch verschiedene Stufen hindurch sich zur vollen Menschen-
natur entfaltet. Die Aehnlichkeit reicht indes; hierbei nicht weit; denn der
Embryo des einzelnen Menschen im Mutterschoße birgt seine Idee und die
Kraft der Entwickelung schon in sich, da er aus dem Samen schon ent-
wickelter Individuen der Gattung stammt. Bei den primitiven Organismen
der Menschheit aber konnte keine Entwickelung eines schon im Keime irgend-
wie Gegebenen oder individuell Angelegten stattfinden, sondern die Welt-
phantasie mußte mit den Naturgesetzen in Wechseluerkehr treten, um ein
neues, höheres Wesen in's Dasein zu setzen und in ihm die objective Ver-
nünftigkeit des Daseins, welche sich zuerst in der Empfindung findet oder
wahrnimmt, zu lebendiger, individueller Realität und Idealität fortzubilden.
Zu diesem Vehufe fchuf sie allmählich den menschlichen Organismus als
Organ des bewußten Geistes mit dem entsprechenden Nervensysteme, den
Sinnen und dem Gehirne, welche alle schon auf die künftige Geistesthätig-
keit hinweisen, nicht zufällig entstehen, fondern für sie entsprechend gebildet
werden. Wie die? geschah, ist allerdings bis jetzt nicht genauer zu be-
stimmen; nur das Eine scheint gewiß zu sein, daß die Menschennatur mit
sehr unvollkommenen Formeu begouneu habe, wie dies aus dein Anfangs-

^) Narwin ucrlegt nämlich in irgend einen Zeitpunkt der Vorgeschichte der
Menschheit eine gemeinsame Stammform, von welcher sich dann nach der einen Seite,
aufstrebend, der Mensch abzweigte, nach der anderen, in thicrischcr Bildung verharrend,
der Affe. Tarnach wären die Vorfahren des Menschen als aftenähnlich gebildete, aber
schon mit der Anlage zur höheren <5ntwickelnng begabte Wesen zn denken, und so un-
gefähr scheint auch «nut sich die Sache vorgestellt zu haben.

zustande des Embryo des individuellen Menschen deutlich erhellt. Zwei Möglichkeiten hauptsächlich lassen sich annehmen. Entweder begann die Menschheit mit einem eigenen besonderen Urorganismus oder mehreren unter verschiedenen Verhältnissen, oder aber die Weltphantasie strebte in gerader Richtung der Menschennatur in ihrer organisirenden Thätigkeit zu und brachte dabei gleich der Pflanze, welche Blätter und Zweige als Stadien und Mittel prooucirt, in denen sie der Blüthe, der Frucht und dem Samen zustrebt, die mannigfachen Arten der lebendigen Wefen gewissermaßen als Nebenerfolge und Realisirungsstadien hervor, bis der Mensch als Höhepunkt erzielt ward. Die verschiedene!: Wandlungen des menschlichen Embryo, welche eine Abbreviatur des Entwickelungsganges der Lebensgestaltung darstellen, lassen es am wahrscheinlichsten erscheinen, daß eine bestimmte Art lebendiger Urteime sich zur Menschheit entwickelt hat, aber durch andere lebendige Wesen als Vorstufen hindurch, die für die organisirende Thätigkeit der Weltphantasie nur Bedingungen, Mittel zur Erreichung ihres eigentlichen Zieles, der Menschennatur waren, obwohl die Natur bei diesen: Entstehungsprocesse der Menschennatur die Stelle des Mutterschoßes bei der Bildung des menschlichen Individuums annahn,, so ist die Entstehung des Menschengeschlechtes selbst doch nicht der Geburt des Einzelmenschen vergleichbar, denn das Menschengeschlecht hätte sich in dem völlig hilflosen Zustande des neugeborenen Kindes nicht erhalten, geschweige denn vorwärts schreiten können. Dies setzt einen gewissermaßen thierischen oder wenigstens noch untermenschlichen Znstand voraus, in welchen» die Menschen nicht nur mit großer Bedürfnißlosigkeit und Ausdauer in Zeiten der Gefahren und Entbehrungen ausgerüstet waren, sondern auch unter der Herrschaft des Triebes und Instinctes standen. Diese aller Wahrscheinlichkeit nach lange naturalistische Periode inachte uuter dein Zeichen der subjectiuen Phantasie der Periode der Menschwerdung, der Kindheit des Menschengeschlechtes Platz.

Indeß war es nicht etwa die subjective Phautasie allein, durch welche ims geistige Leben der Menschheit in den verschiedenen Richtungen begründet wurde, sondern auch die objective Phantasie hatte an den: Erwachen desselben wesentlichen Antheil, wie eine kurze Betrachtung darthun mag. Die objective Phantasie, welche sich hauptsächlich als Generationspotenz äußert, hat insbesondere dadurch für den Beginn und die Fortentwickelung des geistigen Lebens der Menschheit Bedeutung, ja fundamentale Bedeutung, daß durch sie der Geschlechtsgegensatz gebildet und in Folge dessen die Ebe und die Familie begründet ward. Diese war die Stätte, in welcher die psychische Geburt des Menschen anfing, die wichtigsten geistigen Kräfte ihre erste Anregung fanden. Zunächst wurden in ihrem Rahmen die edlen Gefühle der Zuneigung, Liebe, Hingebung, Ehrfurcht, Entsagung und Aufopferung erweckt und genährt. Mit der Gefühlsbildung ging die ethische Bildung bei den Eltern und Kindern Hand in Hand. Das innige Verliältniß Beider zu einander bestimmte sich ohne äußeren Zwang, ohne

Röthigung durch Furoht und Schrecken, vielmehr durch einen inneren Drangs dessen Befriedigung als Glückseligkeit empfunden wurde. Es ist also gerade das Haupthindernis) aller ethischen Gesinnung uud sittlichen Willensthätig- teit, die rücksichtslose Selbstsucht, welche in der Familie am ehesten und entschiedensten durch das von der objectiven Phantasie geschaffene Verhältnis? überwunden werden kann. Ohne dieses wäre nicht abzusehen, wie die Nildung des Gemüthes hatte beginnen können. Bewußte moralische Ein- wirkung, d. h. Erziehung war nicht möglich, da noch "Niemand da war, der selbst erzogen worden. Auch Beispiele der Nachahmung gab es noch nicht lind noch weniger sittliche Gesetze und Grundsätze, da dieselben noch der Ent- deckung harrten. Die Blutsverwandtschaft war also die erste Begründerin humaner, idealer Nildung und Bethätigung der Menschen, wenn auch noch im engeren Kreise und insofern in befchränkter Weise. Ties wird schon durch den Umstand bestätigt, das; ursprünglich und noch lange Zeit hindurch die Menschen nur gegenüber den Familienmitgliedern und im weitesten Sinne gegenüber den Stammesgenossen die Nächstenliebe übten, während sie Glieder anderer Stämme nicht etwa nur als Fremde, sundern auch als Feinde, wenn nicht gar als Jagdbeute betrachteten und behandelten. In Folge dessen haben sich auch die aus verschiedenen Stämmen entsprungenen Nationen oder Volkerschaften scharf von einander abgesondert mit eigenen Nationalgöttern, besonderen Sprachen, Sitten, Gesetzen und Gebräuchen. Tiefe Scheidung konnte erst durch gewaltsame Unterwerfung nnd Eroberung theilweise beseitigt werden, wie es vornehmlich durch die Eroberungssucht der Römer geschah. Vollends aber sollte die Trennung der nach Völkern gegliederten Menschen in menschenwürdiger Weise durch deu Monotheismus und die sich mit Nothwendigkeit aus ihm ergebende Gleichheit nnd Brüderlichkeit aller Menschen, wie das Ehristenthum sie eindringlich lehrte, aufgehobeu werden. Toch auch das Ehristenthum zeitigte die erhofften Früchte nicht, denn es entstanden innerhalb desselben durch verschiedene Auffassungen des Göttlichen und Übernatürlichen neue und noch schroffere Spaltungen, so daß, wie früher uur Blutsverwandte, jetzt nur Glaubensverwandte als gleichberechtigte Mitmenschen und minder des Einen Gottes galten, Andersgläubige aber trotz ihres Monotheismus und trotz ihrer erhabenen Moral als Feinde Gottes, als Ungläubige uud Verbrecher gebraudmarkt und aus dein Nereiche der die Nechtswohlthat der Nächstenliebe genießenden Menschen ausgeschlossen wurden.
Als Urheberin des ethischen Lebens war die Familie zugleich der Quell des religiösen Gebens. Tie Religion dankt ihr, wenn mich nicht ihren Ur- sprung, so doch ihre erste und bedeutendste Anregung. Tie Liebe und Ehr- furcht, welche hauptfächlich dem Oberhaupts der Familie gezollt wurde, hörte mit dem Tode desselben nicht auf, fondern übertrug sich auf den Verstorbenen, da die kindlichen, unbefangenen Menschen sich nicht mit dem Gedanken ver- traut machen tonnten, das; theure Personen, welche eben noch lebten und denke», sprechen und wirken konnten, nun auf einmal ihr Tascin ganz und

gar eingebüßt haben. Sie dachten sich das verehrte Oberhaupt noch fort-
lebend und fortwirkend mit denselben Bestrebungen, Neigungen und Bedürf-
nissen, wie früher, und richteten daher ihr Verhalten zu ihm gerade so ein,
wie bei seinen Lebzeiten. Das von ihn: noch Sichtbare, der leblose Leib,
wurde sorgfältig aufbewahrt, da man der Meinung war, daß feine Seele
zeitweise oder vollständig in denselben zurückkehre. Er wurde vor der Zer-
störung und vor wilden Thieren so viel als möglich durch feste, sichere Grab-
hügel geschützt, an welchen Pietät ihm Opfer darbrachte. Es dürfte daher
kaum unrichtig fein, die Grabhügel als die ersten Altäre oder genauer als
die Vorläufer der Altäre zu bezeichnen, da aus diesem Eultus der Todten
«der der Ahnen der höhere Eultus unsichtbarer göttlicher Mächte hervorging.
Aber auch die intellektuelle Bildung des Menschen wurzelt, da sie
durch die Sprache bedingt ist, in dem versittlichenden Einflüsse der Familie.
Ten Anlast zur Auslösung der Sprachanlage boten den primitiven Menschen
nicht die sie umgebenden Naturgegenstände, sondern nur die Menschen, und
zwar nicht diejenigen, welche ihnen ganz fremd waren, mit denen fie keine
Gemeinschaft hatten, sondern solche, mit denen sie einen intimen Verkehr
pflegten, die ihnen nahe standen, ihr Gemüth bewegten und denen sie ihr
Herz auszuschütten sich gedrängt fühlten. Die Sprache entsprang dem
dringlichen, elementaren, unabweislichen Bedürfnisse nach gegenseitiger Ver-
ständigung uud Mitthcilung im Schöße der Familie. In diesem Sinne ist
das Problem ihrer Entstehung schon in dem Volksspruche: „Wovon das
Herz voll ist, davon geht der Mund über" gelöst. Wenn aber der Ur-
sprung der Sprache nicht im denken, fondern in den Gemüthserregungen
zu fuchen ist, dann hatten sicherlich die Mütter einen besonders wichtigen
Antheil an den ersten, allerdings noch unbestimmten Anfängen der mensch-
lichen Sprache, denn Mutterliebe kannte und kennt naturgemäß kein Maß
und keine Grenze.

Nach dieser Erörterung über die objectiue Phantasie wendet sich Froh-
sckiammer der snbjectiven Phantasie in ihrer Nethätigung der äußeren Natur
gegenüber zu. Diese bestand zunächst darin, das im Geiste immanente
Bedürfnis; nach Erkenntnis, der Ursachen des Weltgeschehens zu befriedigen.
Die subjective Phantasie knüpfte hierbei nicht an eine lange Erfahrung,
welche den Menschen zur Zeit ihrer Menschwerdung selbstverständlich versagt
war, an, sondern übertrug, die gewaltigen Lücken der dünn gesäeten Er-
fahrung selbstthätig ausfüllend, ihre Art und TlMgkeit auf die Dinge selbst;
sie schöpfte den Lausalnerus aus sich, anstatt ihn der realen Wirklichkeit zu
entnehmen. Reichlichen Spielraum gewährten ihr seltsame, auffällige, un-
gewöhnliche Vorgänge, aber auch folche Ereignisse, welche zwar öfter ein-
treten, gleichwohl aber keiner abstumpfenden Gewohnheit unterliegen und
immer neu das Interesse wecken oder das Gemüth in Aufregung versetzen,
wie dies bei nervösen Zuständen, Träumen, Krankheiten und insbesondere
bei dem Tode der Fall ist, weil sie unmittelbar die menschliche Natur selbst

betreffen. Dadurch ward für das menschliche Vewußtsein, für das Vorstellungsleben oder den Glauben der Menfchen eine innere Welt geschaffen, welche in Grund und Wesen von der thatsächlichen Natur und Geschichte grell abstach und nur durch die Einbildung und für den Glauben bestand. Der Natur wurde eine Uebernatur, den: Sichtbaren ein Unsichtbares, dem Gewöhnlichen, Begreiflichen ein Ungewöhnliches, Geheimnisvolles beigefügt und zum Gegenstände der Scheu und Ehrfurcht gemacht. Iu Folge dessen entstand das Verlangen, diese räthselhafteu Mächte in irgend einer Weise für sich zu gewinnen, um sich vor ihren Anfeindungen zu schützen. Die kindlich unwissenden Menschen legten an dieselben ihren eigenen Maßstab, anthropomorphisirten sie und suchten sie gleich den von Wünschen und Leidenschaften bewegten Menfchen durch Gaben und Opfer in guter Laune zu erhalten. Unkenntniß uud idealer Drang nach Erkenntnis; waren es, welche sich die Hand zu dieser phantastischen Welt- und Lebensauffassung reichten.
Indem die subjective Phantasie die Zeit nicht blos als Gegenwart, sondern auch als Vergangenheit und Zukuuft zum Vewußtsein brachte, hieb sie der Hydra des Stillstandes und der Versumpfung das giftgeschwollene Haupt ab und ward ein mächtiger Hebel des idealen Fortschrittes in der menschlichen Entwickelung, sofern sie die Vergangenheit wie die Zukunft der Gegenwart gegenüber in ein helleres, glänzenderes Licht stellte. Persönlichkeiten, welche in der Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben, werden von ihr in der Erinnerung erhöht und verherrlicht und üben hierdurch als begeisternde Vorbilder lind Muster der Nachahmung ans die nachkommenden Geschlechter einen fördernden und veredelnden Einfluß aus. Aber auch die allgemeinen Zustände uud Verhältnisse der Vergangenheit, wie nicht minder der Zukunft werden von der verklärenden Illusion als vollendet, paradiesisch vorgestellt nno als Ziele vorgezaubert, deren Erreichung Vollkommenheit und Beglückung verheißt. Aus diesen beiden der Phantasie vorschwebenden Idealzuständen und ihrer Erstrebnng setzt sich der historische Proceß zusammen, indem ein Theil der Menschen in der Vergangenheit sein Heil erblickt, der andere an die Zukunft sich klammert. Der letztere dringt auf Fortschritt, Aenderung und Umbildung des Bestehenden, damit es der Idee gemäßer sich gestalte; der erstere ist zurückhaltend und erwirkt wenigstens, daß die historische Stetigkeit nicht unterbrochen und mit dem Unbrauchbaren an den geschichtlichen Gebilden nicht auch die wirklichen Errungenschaften über Nord geworfen werden. Gilt dies schon für die gerichtliche Zeit, fo muhten die Vorstellungen der Vergangenheit und Zukunft in der primitiven Zeit der Menfchheit, wo eine Geschichte der Vergangenheit und eine verstandesmäßige Berechnung der Zukunft noch nicht möglich mar und nur die freie Phantasie ihre Schwingen entfaltete, um so mehr in die Wagschale fallen.
Ferner ward der naturalistifch getrübte Charakter des durch die objective Phantasie begründeten Familienverhältnisses durch die subjective Phantasie

vertieft und geläutert, so das; zur Blutsverwandtschaft eine auf Gesinnung, Gemüth und Willen beruhende geistige Gemeinschaft hinzutrat, welche in erfreulicher Weise auf die mit der Familie in engem Zufammenhange stehende sittliche, religiöse und sprachliche Bildung zurückwirkte.
Auch in praktischer Beziehung bethätigte sich die subjectiue Phantasie, indem sie die Menschen in den Stand sehte, Geräthschaften, Werkzeuge und Waffen zu erfinden, durch die sie sich gegen die elementaren Ausbrüche der Natur wappneten und den gefährlichen Thieren überlegen wurden, welche auf die ihnen von der Natur verliehenen körperlichen Organe angewiesen blieben. Zur Herstellung dieser künstlichen Schutzmittel bedurfte es einer teleologischen Thätigkeit, welcher die Thiere nicht fähig sind, weil in ihnen die Phantasie nicht frei ist und sich in Eombiuationen von noch nicht real gegebenen Zwecken und Mitteln nicht ergehen kann. In der Menschennatur hingegen wird die allgemeine Bildnngskraft nach der Iudividualisirung in der Organisation als besondere Bildungskraft frei nnd ermöglicht die Ver- ivcndung der Geisteskraft zu selbstständiger freier Thätigkeit, wie sie sich zuerst in zweckmäßiger Wirksamkeit und in einer wenn auch noch schwachen Abstraction oder Nildung von allgemeinen Begriffen knndgiebt. Dasselbe Prineiu bethätigt sich in den Schöpfungen der Natnr und in dem primitiven, wie höheren künstlichen Wirken der Menschen; dort wirkt das gestaltende Princip objectiu unter der Leitung und Verwendung der Naturgesetze, hier subjectiu unter der Leitung logischer Gesetze, welche zugleich den Gesetzen der Natur' entsprechen und sie im Interesse der Menschen verwerthen. In Verbindung mit der freien Phantasiethätigkeit hat der Verstand eine unter- geordnete, gleichsam dienende Rolle zu spielen; ihm kommt die Aufgabe zu, die geeigneten Mittel zur Ausführung eines Planes zu erwägen, zu beur- lheilen, allenfalls mich allgemeine Negeln darüber aufzustellen und abstracte Formeln zu gewinnen; aber er ist dabei allenthalben durch das zu erreichende Hiel bestimmt, wie er ja überhaupt in seiner Thätigkeit von dem Erfahrungs- material oder von traditionellen Prämissen abhängig, keineswegs jedoch ein schöpferisches Vermögen ist.
Ten Abschluß des Systems bildet das Werk: „lieber die Organi- sation und Eultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchnngen über Recht und Staat, sociales Leben und Er- ziehung" (München 1885), in welchem untersucht wird, inwieweit sich die allwaltende Phantasie ans praktischem Gebiete nicht blos zur Erklärung, sondern auch in der praktischen Thätigkeit selbst verwerthen lasse. Es wird die Organisation in Betracht gezogen, welche sich die Menschheit durch die Völker in den Staatsformen und in den gesetzlichen und socialen Ein- richtungen gegeben hat, und besonders die Rolle hervorgehoben, welche die Phantasie in ihren beiden Formen dabei gespielt hat und noch spielt. Tas Werk gliedert sich in drei Bücher. Tas erste ist dem Rechte und, da der Staat aus dem Rechte hervorgeht, auf der ,^dee des Rechtes feinem tieferen

.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help

Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1893:2.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection
Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875195

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875195?urlappend=%3Bseq=669

Embed this book

About versions

Version: 2011-02-12 06:40 UTCversion label for this item

Search in this volume

Search in this text Find

vertieft und geläutert, so das; zur Blutsverwandtschaft eine auf Gesinnung, Gemüth und Willen beruhende geistige Gemeinschaft hinzutrat, welche in erfreulicher Weise auf die mit der Familie in engem Zufammenhange stehende sittliche, religiöse und sprachliche Bildung zurückwirkte.
Auch in praktischer Beziehung bethätigte sich die subjectiue Phantasie, indem sie die Menschen in den Stand sehte, Geräthschaften, Werkzeuge und Waffen zu erfinden, durch die sie sich gegen die elementaren Ausbrüche der Natur wappneten und den gefährlichen Thieren überlegen wurden, welche auf die ihnen von der Natur verliehenen körperlichen Organe angewiesen blieben. Zur Herstellung dieser künstlichen Schutzmittel bedurfte es einer teleologischen Thätigkeit, welcher die Thiere nicht fähig sind, weil in ihnen die Phantasie nicht frei ist und sich in Eombiuationen von noch nicht real gegebenen Zwecken und Mitteln nicht ergehen kann. In der Menschennatur hingegen wird die allgemeine Bildnngskraft nach der Iudividualisirung in

der Organisation als besondere Bildungskraft frei nnd ermöglicht die Ver-
ivcndung der Geisteskraft zu selbstständiger freier Thätigkeit, wie sie sich
zuerst in zweckmäßiger Wirksamkeit und in einer wenn auch noch schwachen
Abstraction oder Nildung von allgemeinen Begriffen knndgiebt. Dasselbe
Prineiu bethätigt sich in den Schöpfungen der Natnr und in dem primitiven,
wie höheren künstlichen Wirken der Menschen; dort wirkt das gestaltende
Princip objectiu unter der Leitung und Verwendung der Naturgesetze, hier
subjectiu unter der Leitung logischer Gesetze, welche zugleich den Gesetzen
der Natur' entsprechen und sie im Interesse der Menschen verwerthen. In
Verbindung mit der freien Phantasiethätigkeit hat der Verstand eine unter-
geordnete, gleichsam dienende Rolle zu spielen; ihm kommt die Aufgabe zu,
die geeigneten Mittel zur Ausführung eines Planes zu erwägen, zu beur-
lheilen, allenfalls mich allgemeine Negeln darüber aufzustellen und abstracte
Formeln zu gewinnen; aber er ist dabei allenthalben durch das zu erreichende
Hiel bestimmt, wie er ja überhaupt in seiner Thätigkeit von dem Erfahrungs-
material oder von traditionellen Prämissen abhängig, keineswegs jedoch ein
schöpferisches Vermögen ist.
Ten Abschluß des Systems bildet das Werk: „lieber die Organi-
sation und Eultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische
Untersuchnngen über Recht und Staat, sociales Leben und Er-
ziehung" (München 1885), in welchem untersucht wird, inwieweit sich die
allwaltende Phantasie ans praktischem Gebiete nicht blos zur Erklärung,
sondern auch in der praktischen Thätigkeit selbst verwerthen lasse. Es wird
die Organisation in Betracht gezogen, welche sich die Menschheit durch die
Völker in den Staatsformen und in den gesetzlichen und socialen Ein-
richtungen gegeben hat, und besonders die Rolle hervorgehoben, welche die
Phantasie in ihren beiden Formen dabei gespielt hat und noch spielt. Tas
Werk gliedert sich in drei Bücher. Tas erste ist dem Rechte und, da der
Staat aus dem Rechte hervorgeht, auf der ,^dee des Rechtes feinem tieferen

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Wesen, seiner idealen Grundlage nach beruht, dein Staate gewidmet. Zuerst wird das Recht in seiner Idee, Grundlage, Entstehung und Entwickelung dargestellt und dann der Staat als Organisation der Nechtsidee, als Organ der Nechtsverwirklichung in Gesetzgebung, öffentlicher Ordnung und Rechtspflege, wie der allgemeinen Eultur in allen Beziehungen dehandelt. In dem zweiten Buche wird auseinandergefetzt, wie die Idee der Menschheil und Humanität, d. h. der menschlichen Vollkommenheit und Beglückung, im socialen Leben verwirklicht werden könne. Das dritte Buch setzt dem Werke die Krone auf, fofern ihm die Aufgabe gesteckt ist, zu erkennen, wie die Erreichung sämmtlicher Zwecke des Rechtes und Staates, sowie die Nealisirung der menschlichen Glückseligkeit im socialen Leben durch zielbewußte Erziehung der Jugend sowohl für den allgemein menschlichen Lebenszweck als auch für die besonderen eigenthümlichen Lebensberufe vorbereitet werden können. Die Erziehungs-, die Schul- und die Lehrerfrage gilt unserem Philosophen mit Recht als die wichtigste und brennendste unter all' den hier aufgeworfenen Fragen, weil ihre Löfung die der anderen zum größten Theile in sich schließt. Der Eulturstaat ist an ihr wesentlich betheiligt, da es ihm obliegt, nicht allein für die materielle Wohlfahrt der Bevölkerung Sorge zu tragen, sondern noch weit mehr die in ihr schlummernden Geisteskräfte zu entfesseln und zu befreien. Die Rücksicht auf feine weltgeschichtliche Stellung, das Interesse des Bolkes und der ganzen Menschheit gebieten ihm eindringlich, sein Hauptaugeumerk darauf zu richten, daß das gesammte Volk in die Werkstätte der modernen Wissenschaft eingeführt, der Geist der Freiheit, der Idealität und Humanität zu allgemeinem klarem Bewußtsein gebracht werde. Das unfehlbare Mittel zur Herbeiführung dieses Idealzustandes ist die Schule als Stätte der freien, lediglich nur vo» den nothwendigen, rationalen Gesetzen des Denkens und von der Beschaffenheit der zu erforschenden Gegenstände bestimmten Wissenschaft. Wie die Techniker die Errungenschaften der neueren Wissenschaft in Erfindungen und Entdeckungen, welche mit rasender Geschwindigkeit auf einander folgen, für das praktifche Leben nutzbar zu machen suchen und dadurch so Wunderbares und Erstaunliches geleistet haben, so sollen die Lehrer die Errungenschaften der Wissenschaft für das geistige und ideale Leben znr Erhöhung und Veredelung desselben verwenden. Dazu bedarf es indes; einer Zusammenfassung derselben zu einem organischen, harmonisch in sich abgeschlossenen, systematischen Lehrgebäude. Die Herstellung einer zusammenhängenden Weltanschauung ist aber wesentlich Aufgabe der Philosophie, welche die zerstreuten Ergebnisse der verschiedenen Wissenszweige nach Maßgabe ihrer inneren Verwandtschaft zur Einheit verbindet und unter ideale Gesichtspunkte bringt, — freilich nur für eine gegebene Zeit, da die Wissenschaft gleich der Natur nie still steht, sondern in immerwährendem Fortschritte begriffen ist. Aus diesem Grunde müssen sich die Lehrer, an welchen Anstalten immer sie mich wirken mögen, mit der Philosophie beschäftigen, und zwar nicht blos, nm sich durch

pspchologische Erkenntniß die richtige Methode anzueignen oder sich durch philosophische Ethik über das wahre Ziel des menschlichen Könnens und Etrebens zu unterrichten, sondern auch, um einen Einblick in die gesammte durch die moderne Wissenschaft bedingte Weltauffassung zu erhalten.

Die Ursprünglichkeit der Gedanken, die kraftvolle, kernige Polemik unseres Philosophen erinnert oft an I. G. Fichte, wie sich zuweilen auch inhalttick unverkennbar Parallelen zwischen beiden Denkern ziehen lassen. So namentlich rücksichtlich des Gedankens, daß der Lehrstand allein berufen und befähigt sei, an der Spitze der Eiuilisation zu marschiren und in den Gang der Geschichte einzugreifen. Darin allein liege die Gewähr einer besseren Zukunft, das, die Philosophie zur Philosophie der That werde, leutselig i» den bunten Jahrmarkt des Lebens hinaustrete, sich in den Kreisen, welche von dem Glänze der Wahrheit nicht erleuchtet sind, heimisch mache und hierdurch auf den Lauf der Geschichte Einfluß gewinne. Dagegen bäumt sich allerdings die Kirche, insbesondere die ihr Losungswort von den Jesuiten empfangende römische Papstkirche, auf. Sie verwirft zwar nicht unbedingt Wissen und Erkennen, sie läßt aber doch nur eine dünkelhafte, ausschließlich privilegirte Wahrheit zu. Sie schenkt der Philosophie wohl große Aufmerksamkeit, allein die Triebfeder dazu ist nicht die Philosophie als Selbstzweck, sondern die Erwägung, daß man auf die weitereu sireise der gebildeten Klassen durch Philosophie, durch natürliche Vernunftwissenschaft viel mehr wirken könne, als durch die sogenannte positive Theologie, die Fachwissenschaft der Theologen. Die Philosophie wird sohin von der Kirche als Magd betrachtet und behandelt und muß der weltlichen Wissenschaft gegenüber .Handlangerdienste leisten, das kirchliche Lehrsystem nach außen bewachen und allenthalben die erschütterten natürliche!! Grundlagen desselben stützen und ausbessern. Nicht als freie Forschung hat sie dies zu vollbringen, sondern in strenger Unterordnung unter die kirchliche Gewalt, und sie darf dabei an die eigentlichen Dogmen nicht rühren, diefe nicht einmal wissenschaftlich begründen wollen, geschweige denn sie irgendwie prüfen oder angreifen. Sie hat nur Berechtigung als Vorbereitung für die Theologie, als Dienerin der Kirche und Nekämpferin ihrer Feinde, sie kann aber nur bis zur Pforte des Heiligtlmms führen, darf in dieses selbst nicht eintreten; sie ist zu ewigem Stillstande verurtheilt, damit sie der Herrin nicht über den Kopf wachse. Um sie gegen alle Einflüsse der modernen Wissenschaft hermetisch abzusperren, scheute das Papstthum nicht davor zurück, ihr Licht, Luft und Nahrung gänzlich zn entziehen; von dem jesuitifchen Grundsätze, daß der Zweck die Mittel heiligt, durchdrungen, hat es sie zum Krüppel geschlagen, indem es in nenester Zeit die aristotelisch-scholastische Philosophie des Thomas von Aauin als die eigentliche kirchliche Philosophie proclmnirte. Es ist dies ein Hohn auf die Entwickelungstheorie, nach welcher die Wissenschaft niemals etwas Absolutes und Abgeschlossenes darbietet. Sie ist nie und nimmer fertig, nie und nimmer im vollen Besitze der sachlichen Wahrheit im ge-

IHH Reinhard Münz in Wien.
schichtlichen Entfaltungsprocesse der Menschheit. Gleichwohl hat sie Anspruch auf Wahrheit, "" sie Phllosophie im Sinne von Wahrheitsliebe, selbstlose Gesinnung der Wahrheit, ernstes, aufrichtiges Streben nach derselben ist; als solches ist sie, wofür wir als classischen Zeugen Lessing anrufen könne«, keiu todtes, unfruchtbares Gut, sondern lebendige, an ihrer Vervollkommnung rastlos arbeitende, sich immer neu gebärende Wahrlieit, welche erwärmt, begeistert, sich als Idee verwirklicht, in Fleisch und Blui übergeht und auf Verstand und Gemüth einen süßen, bestrickenden, nimmcr versagenden Zauber ausübt. Sie lebt und webt, um mit Schiller zu sprechen, in der

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Tie langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der limigtciten
Fwar Sandkorn nur für Zandkor» reicht.
Doch von bei groben Schnld der Zeiten
Minute», Tage, Jahre streicht"

und trägt so dem Menschengeiste Rechnung, welcher „keine bloße Denkmaschine, für die nur der entfprechende objcctiue oder reale Mechanismus des Naturgeschehens von Bedeutung und erkennbar wäre, sondern Leben, Fühlen und Wollen ist". Aus alledem geht hervor, wie bedeutsam und wichtig der Beruf des Lehrerstandes ist uud wie derselbe sich mit dem ganzen Rüstzeuge des modernen Wissens wappnen muß, um den Culturkampf zum Heile der Jugend und der Menschheit auszufechteu.

Tie Menscheugeschichte lehrt uns, daß nur jene Völker in die Waagschale fallen, welche entweder eine eigene Wissenschaft und Cultur geschaffen haben, wie die alten Griechen, oder eine solche wenigstens adoptirt und verbreitet haben, wie die Römer. Die ungebildeten Völker aber tonnten, so gros; und gewaltig sie auch eine Zeit lang sein mochten, der Menschheit nichts Werthuolles leisten und unterlagen daher bisweilen einem einzigen woblgefühlten Stoße. Unter diesen Umständen lastet im Lulturstaate die größte Verantwortung auf den Schultern des Cultus- und Unterrichtsministers, da die Realisirung der höchsten Idee oder des Inbegriffs der Ideen, der Idee der Menschheit nämlich in ethischer, intellectneller und ästhetischer Hinsicht in seim' Hände gelegt ist. Sehr treffend und außerordentlich beherzigenswert!) ist das Bild des Cultusministers, wie er unserem Philosophen vorschwebt: „Der Kultusminister muß vor Allem ein Culturminister sein, d. h. für Erziehung und Bildung des Volkes ein lebendiges Interesse und hohes Verständnis; haben, und nicht minder Einsicht besitzen in die Bedeutung der Religion, ihr Wesen, ihre geschichtliche Entwickelung in der Menschheit und ihr Ver bältniß zur eigentlichen (5ultur derselben. Mit den Gesehesparagrapbcn und deren Anwendung auf gegebene Verhältnisse ist es nicht gethan. Außerdem, wer wirklich an der Spitze des geistige« Lebens eines Volkes stehen und diese Stellung verdienen und zum Besten des Volkes und der Mcuschbeit

verwenden will, muh auch eine starke Gesinnung haben und von Idealen bestimmt werden. Mit bloßen: Verwalten oder Beherrschen oder nnt Beherrschtwerden von Furcht und Interessen, von Partei- oder Zeitströmung läßt sich die Wissenschaft nicht fördern und das Volk nicht bilden. Allerdings kann heutzutage weniger als je gefordert werden, daß er alle Gebiete, des Unterrichtes und alle Wissenschaften selbst im Detail kenne, aber von der allgemeinen wissenschaftlichen Situation der Zeit, von dem herrschenden Geiste, wie er Vergangenheit und Gegenwart bestimmt, muß er Kenntnis; haben. Dazu ist Kenntnis, der allgemeinen Wissenschaften, ist Kenntnitz insbesondere der Philosophie als Idealwissenschaft nothwendig. Diese Kenntniß ist für einen Leiter des geistigen Lebens eines Volkes oder Reiches in der Gegenwart um so nöthiger, als gerade setzt der sogenannte platte Positivismus, das blos empirische, ideenlose Wissen und das mechanische, geistlose Fachlernen sich immer niehr geltend zu machen sucht und die Wissenschaft selbst zu bloßem Mittel praktischer TlMigkeit herabgewürdigt zu werden droht. Wenn irgendwo nach Platonischer Forderung der, welcher an der Spitze steht, philosophisch gebildet sein soll, so muß dies bei dem obersten Leiter der Bildung des Volkes und dein maßgebenden Förderer der wissenschaftlichen Forschung der Fall sein."

Die Schule ist aber auch die hauptsächlichste Handhabe zur Beschwörung der socialen Gefahr. Durch die Reinheit der Erkenntnis; zur Reinheit und Lauterkeit des Wollens: Dieser Grundgedanke der Pädagogik I. G. Fichtes durchzieht wie ein rother Faden die Reformvorschläge Frohschammers. Wie Fichte eine Verjüngung und Neubelebung der Menschheit nur von einer aus dein Inneren hervorgehenden Wiedergeburt derselben erwartete, so erhofft auch Frohschammer eine gründliche Verbesserung der traurigen Lage der niederen Klassen nur von einer geistigen und moralischen Hebung derselben durch die Schule; denn nur den vernünftig denkenden und rechtschaffenen Menschen ist auch in materieller Beziehung zu helfen, den unvernünftigen und fchlechten aber niemals und in keinerlei Weife. Zudem liegt, wie die dem Müßiggänge frühnenden Mitglieder der vornehmen und reichen Volksklassen eindringlich lehren, das Glück in uns, nicht außer uns. Nicht durch materielle Güter kann das sociale Leben gefördert werden, sondern nur durch ideale Güter, welche die schaffende, gestaltende Phantasie in, Menschen anregen. Es handelt sich also darum, bei den arbeitenden Klassen nicht eine an der Oberfläche haftende Weltanschauung, sondern eine richtige Erkenntnis; und Würdigung der Dinge allgemach großzuziehen. Dadurch wird ihre Denkungsart eine andere werden, indem sie nicht mehr auf das den höchsten Werth legen werden, was nur äußerlich und nichtig, vergänglich und flüchtig ist, dessen Entbehrung daher auch kein wahres Unglück ist und nicht Grund bitterer Klage oder gar wühlenden Ingrimms sein kann. Sie werden dagegen einsehen lernen, daß die idealen Güter des Daseins, als da sind Arbeit, Ehre und Bildung, die wahren Güter sind, welche ihnen um nichts weniger als

den äußerlich begünstigten Klassen zugänglich sind, da sie Gemeingut werden
können, während in Bezug auf die sinnlichen Güter diese Gemeinsamkeit
und Gleichheit niemals herrscht oder aufrecht erhalten werden kann. Durch
diesen Adel der Gesinnung, durch die Wertschätzung der wirtlich werthvollen
Dinge und die Geringschätzung der gleichgiltigen und dem Wesen nach
werthlosen Gegenstände in, Vereine mit der Anerkennung der Pflicht und
des Rechtes auf Arbeit wird die sociale Frage ihre befriedigende Losung
finden. Wer eignet sich nun aber dazu, den Unterschied der Stände durch
ihre geistige Verbrüderung auszugleichen? Die Kirche oder der Staat?
Unser Philosoph ist ein entschiedener Anhänger des Staatssocialismus.
Wohl wird die päpstliche Kirche nicht müde, unablässig rirdi et «i-bi zu
verkündigen, das, sie allein im Stande sei, die kranke Gesellschaft zu heilen
und vor gänzlichem Verderben zu retten. Leider fehle ihr nur die nöthige
Freiheit dazu, die der Staat ihr genommen oder beschränkt habe. Hätte
sie nur diese, könnte sie nur unbedingt über den Staat verfügen, dann
würde die Welt sich bald vor Erstaunen nicht fassen können! Doch Frohschammer hat nicht umsonst dem Weltgerichte der Weltgeschichte gelauscht und
die in leblosen Formeln erstarrte Kirche persönlich bei der Arbeit gesehen. Vs8tissill tsri-eut! ruft er mit sittlicher Entrüstung aus. Die Thatsachen der Vergangenheit zeigen nur zu düster und schreckäch, wie die Kirche ihr sogenanntes
Recht, die Ausübung ihrer Freiheit und ihre ganze Aufgabe versteht. Ihr
ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, jedes selbstständige intellectuelle Streben und jede individuelle Willensregung zu hemmen. Blinde
Unterwerfung mag nun allenfalls bis zu einem gewissen Grade da am
Platze sein, wo der Verstand noch gar nicht erwacht oder nicht genügend
entwickelt ist, bei Kindern und Wilden. Es wäre aber, gelinde gesagt,
anachronistisch, wenn die Kirche unser vorgeschrittenes Zeitalter meistern
wollte. „Sollte," fragt Frohschammer tief empört, „das sociale Problem
dadurch seine Lösung finden, daß die arbeitenden Klassen wieder der früheren
Unwissenheit und Uncultur, dein dumpfen Aberglauben und sklavischer Unterwürfigkeit gegen priuilegirte Gesellschaftsklassen überantwortet weiden? Dadurch, daß ihnen durchaus verboten wird, die Vernunft zu gebrauchen,
irgendwie selbst zu urtheilen? Ihnen also damit gleichsam das geistige
Auge ausgerissen und weggeworfen werden oder wenigstens verbunden bleiben
soll, damit sie vor Kenntnisnahme der Wissenschaft, d. h. der Ergebnisse
der modernen Forschung bewahrt bleiben und kein Aergerniß und kein
Zweifel bei ihnen entsteht? Es ist ja noch immer ein Hauptgrundsatz der
Kirche und mehr oder minder aller Religionen und Eonfessionen, daß es
ein ganz besonderes Verdienst sei, sowohl auf den eigenen Willen als auf
die eigene Vernunft zu verzichten! ... Die Vernuuft und die Wissenschaft
insbesondere ist der päpstlichen Kirche und den positiven, rechtgläubigen
Eonfessionen verschiedener Art der Gegenstand unaufhörlicher Anfeindung,
Herabsetzung und Verdächtigung, so daß man meinen sollte, das größte Ucbel

und Verderbniß der menschlichen Ratur bestehe im Besitze und Gebrauche der Vernunft, und diese sei nicht eine Gabe Gottes, sondern des Teufels!"
Wenn auch Frohschammer die Kirche nicht für geeignet hält, die socialen Schwierigkeiten der Gegenwart aus dem Wege zu räumen, so fordert er doch keine religionsfeindlichen socialen Reformen. Weit entfernt davon, die Religion aus der Gesellschaft verbannen zu wollen, hält er sie vielmehr für ein wichtiges und hohes sociales Gut. Mit edler Wärme schildert er in dem Werke: „Ueber das Mysterium Magnum des Daseins" (Leipzig 1891), wie die reine, lautere, Liebe und Demuth athmende, gottinnige Religion, welche Jesus selbst gelehrt und gelebt hat, die höchste Stärkung in den Leiden des Lebens und die beseligendste Hoffnung im Angesichte des Todes gewährt. Trost, Licht und Heil strömen der Menschheit in der Nacht und Gefahr des Daseins aus der Idee Gottes, dem Glauben an ihn reichlich zu. Auch die Wissenschaft darf dies nicht verkennen, ob sie auch das Dasein eines persönlichen Gottes nicht wissenschaftlich begründen kann, die bisher für dasselbe erbrachten Beweise als nicht stichhaltig zurückweisen muh. Im Gegenlheil, gerade darum, weil die Wissenschaft gestehen muß, daß wir auf unserem Globus im unermeßlichen All wie über einem Abgrund dahinschweben, das Wesen des Sinnlichen und des Geistigen, des Unbewußten und des Bewußtseins nicht bis auf den Grund zu erforschen vermögen, geschweige denn über den ewigen, absoluten Grund »ach seiner Unendlichkeit und seinem Wesen endgiltig entscheiden können, so daß für den Glauben kein Gegenstand, kein Geheinmiß mehr übrig bliebe, kann der Religion die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Ter Weisheit letzter Schluß ist für die Kraft des menschlichen Geistes allenthalben Resignation in Bezug auf das Letzte, Höchste und dennoch zugleich unablässiges Streben nach Erweiterung der Erkenntniß in allen Beziehungen und in Bezug auf alle Objecte, welche sich dem menschlichen Bewußtsein anfdrängen. Demgemäß muß die Religion, wie in der den Gottesglauben in dieser unvollkommenen Welt rechtfertigenden Theodicee ausgeführt wird, mit der Wissenschaft in Eintracht zusammenwirken, um die Menschheit zu veredeln, den religiösen Haß und Glaubenshochmuth, welcher zwischen den Völkern und Religionen eine Schranke errichtet, zu beseitigen und dadurch die Religion selbst zu einem Segen für die Menschen zu gestalten. Sie muß in der Gegenwart und Zukunft ihren Inhalt den Verhältnissen der Cultur anpassen, wie sie es in der Vergangenheit, selbst im christlichen Älterlhum und im Mittelalter gethnn hat. Sie hat eben ihren Ursprung in dem menschlichen Raturtriebe, welcher sich durch die subsective Phantasie kundgiebt und zu obsectiuiren sucht. Sie ist eiue Anlage im Menschen, deren Bcthätigung mit den ungestaltetsten Formen begann und nach allmählicher Zerstreuung von Irrthümern und Mißbildungen aller Art im Einklänge mit der fortfchreitenden Geistesbildung einen sittlicheren Charakter annahm. Es erging der Gottesidee in ähnlicher Weise, wie den Ideen des Guten, Wahren und

Schönen, welche ebenfalls in höchst unvollkommener Weise mit grotesken Gestaltungen begannen und durch mancherlei Wandlungen und Verzerrungen hindurch sich entwickelten, bis sie endlich zur Klarheit und relativen Vollkommenheit gelangten. Die Annahme, daß das Gottesbewußtsein ebenso auf einer eigenthümlichen Geistesanlage beruht, wie die künstlerische, wissenschaftliche und ethische NetlMigung, daß die Religion aus dem allgemeinen Weltprincipe durch die bildende Thätigkeit der subjectiven Phantasie hervorging, ist die unentbehrliche Vorbedingung für das harnionische Zusammengehen von Religion und Wissenschaft. Die Zurückführung der Religion auf eine göttliche Offenbarung entzieht jenem Zusammenklange den Voden unter den Füßen, verwandelt das alte Nriti8 ziont vyu.8 8LisntL8 bonum et irmlum in ein 8umv.8 «iour Dsu.8 und macht die Religion zu einer furchtbaren Geißel, einem mörderischen Würgengel für die Menschheit, zu einer Quelle der Unduldsamkeit, der Lieblosigkeit, des grausamen, verfolgungssüchtigen, pharisäischen Fanatismus und zu einein unüberwindlichen Hemmnis; des intellectuellen Wachsthums. „Die Religion," ruft der wahrhaft fromme Verfasser zum Schlüsse des „Mysterium Magnum" mit dem Brusttöne der Ueberzeugung aus, „mit geschichtlichen Ereignissen und Einrichtungen und mit zeitweiligen Naturauffassungen innig nnd wesentlich verbinden und zugleich sie vor der Wissenschaft, vor der Vernunftforschung und Vildung dadurch retten und sichern wollen, daß man das Opfer der Vernunft <8ac:riticium inwULcw») fordert, heißt dieselbe zu Grunde richten und die Gebildeten allmählich dem Atheismus, wenigstens im Sinne der positiven Religionen zuführen. Denn wer soll oder kann schließlich an einen Gott glauben, der eine Vernunft als Höchstes geschaffen und dann den Gebrauch derselben gerade in der höchsten Angelegenheit verboten, ja das Opfer, den Verzicht auf den Gebrauch derselben, als Pflicht nnd höchstes Verdienst des vernünftigen Wefens anrechnen soll? Kein vernünftiges, geschöpfliches Wesen könnte ja so verfahren, wenn es vernünftig handeln wollte, wie follte der Schöpfer von feinen vernünftigen Geschöpfen princiviell solches verlangen, noch dazu nicht direct für sich, sondern für sogenannte Stellvertreter! . . . Den Menschen zumuthen, an einen Gott zu glauben, der solches thut, solches schafft und verlangt, heißt sie nöthigen, einen irrationalen Gott anzunehmen oder den Glauben daran ganz aufzugeben!" Vor dem Richterstuhle unseres Philosophen besteht nur das Ehristenthum Ehristi, welches im Gemüthe lebendig ist, sich als religiöse, fromme Gesinnung offenbart und die Gottesliebe in die werkthätige Nächstenliebe verlegt. Frohschammer liebt Gott in demselben Sinne, wie es Meister Goethe thut:

,M reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich mm."

In Gemäßheit des theistischen Standpunktes könnte die Schöpfung der mit so vielen und so schweren Gebrechen behafteten Welt nur durch die Wirksamkeit einer von Gott ansgehenden, gleichwohl jedoch von ihm ver-

fchiedenen Kraft stattfinden. Eine solche Kraftbethätigung würde am meisten der Thätigkeit der subjectiven menschlichen Phantasie gleichen, deren schöpferische Macht Gebilde hervorbringt, ohne ihnen ihr Wesen mitzutheilen. Die Weltfchöpfung iväre darnach als ein Werk göttlicher Imaginationskraft, die Welt selbst als eine göttliche Imagination aufzufassen, und zwar so, daß die göttliche, schöpferische Imagination ihrem realen Producte, der Welt, immanent ist und in ihr als allgemeines Gestaltungsprincip oder Weltphantasie fortwirkt, um die Gesetzlichkeit und Zweckmäßigkeit in« Weltprocesse zu realiftren und sich dann in stetiger Entwickelung zur Krone der Schöpfung, zum bewußten Menschengeiste auszugestalten, welcher in bewußter Verstandes- und Vernunftbethätigung und durch selbstständiges freies Streben nach Erkenntnis; und Offenbarung der Ideen der Gottähnlichkeit theilhaftig wird. Der ganze Naturlauf wäre demnach als Vorbild für die Erkenntnih des göttlichen Lebensprocesses, dagegen aber eben in dieser Erkenntniß als Nachbild des göttlichen Lebens anzufehen. Doch ist dies nicht streng wissenschaftlich zu erweisen, da die Lösung des Mthfels aller Räthsel außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt. Das große Geheimniß wird in aller Zukunft ein großes Geheimniß bleiben. Ißnoradimuz!

Wer fremde Leistungen anzuerkennen bereit ist, wird Frohschammer im Interesse der Wissenschaft großen Dank dafür zollen, daß er in einer Reibe lebrreicher Schriften dargethan hat, wie die Phantasie das ganze Dasein und Wirken des Menschen durchdringt. Die Erkenntnißtheorie insbesondere wird daraus erheblichen Gewinn ziehen, daß er die hohe umfassende Bedeutung der schöpferischen Phantasie für das bewußte Erkennen in allen feinen Arten und Stufeu feststellte. Auch können mir nicht umhin, seinem originellen Gruudpriucipe das Zeugniß auszustellen, daß es allen philosopbischen Forderungen zugleich Genüge leistet, für die Sinnlichkeit uud Geistigteit des Daseins zugleich ausreicht, Nothwendiges und Freies, Gesetzliche? und Ungesetzliches, Wahrheit und Irrthum, Gutes und Schlechtes in der Welt erklärt und als Einheit zugleich eine unendliche Vielheit sowohl im sinnlichen Gebiete als objectiue Geuerationspotenz, als auch im Geistigen als subjectiue Phantasie hervorbringt. Im Angesichte dieses durch Einheitlieitlichkeit und Folgerichtigkeit ausgezeichneten Systems ist es unverantwortlich, wenn Wilhelm Paszkowski in seinem Karl Ludwig Michelet zum 90. Geburtstage als Festgruß dargereichten Aufsatze: „Wie steht es jetzt mit der Philosophie, und was haben wir von ihr zu erhoffen?"*) das große Wort gelassen ausspricht: „Mit der Periode Kants und seiner großen Nachfolger scheint sich die philosophische Productivität des deutschen Geistes für eine Zeit lang erschöpft zu haben. Den Nachfolgern blieb die Arbeit des Sichtens und Durchforsche«-; des ungeheuren Gedankenmaterials, das jene

Vgl. Philosophische Vorträge herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. N. F. 22/23. Heft. Leipzig 1892.

gottbegnadeten Denker hinterlassen. Und das ist anch in reichem Maße geschehen, nicht ohne dankenswerthe Resultate zu Tage gefördert zu haben. Aber diese Arbeit drängt das Fortbilden eigener (bedanken zurück, und es ist zu der Aufstellung eines Systems, das alle (Gegensätze der Früheren einigte, bis jetzt noch nicht gekommen." Auch Frohschammer ist ein König, der den Kärrnern Arbeit geben sollte und dies auch voraussichtlich thun wird, da eine wissenschaftliche Errungenschaft sich auf die Dauer nicht unterdrücken läßt. Und er ist jedenfalls ein foliderer König als Paszkowslis Vorbild Hegel, über dessen Dogma von der Identität des Begriffs uno der Sache, des subjectiven und objectiuen Processes, des Denkens und Seins Nückert in dem siebenten Buche der „Weisheit des Brahmancn" treffend den Stab bricht in den Versen:

„Du denkest, was Du denkst, das müsse drum so sein.
Doch denke: Denkest Du denn auf der Welt allein?
Viel andre denken aucl', Uicl andres denken sie.
Doch anders wird das Sein durch anders Denken nie.
Es läht sich so u»d so von unserm Denken fassen.
Bleibt, >ra3 es ist, und sieht dem Spiele zu gelassen."

Jakob Frohschammer ist vor einigen Monaten ein stiller Mann geworden. Er war ein unermüdlicher, idealer und schwergeprüfter Mann. Tapfer uud heldenmüthig hat er für seine Ueberzeugung gekämpft sein Leben lang, darum möge er jetzt in Frieden ruhen! Dem von ihm heißgeliebten deutschen Volke aber möchten wir cm's Herz legen, daß es seines edlen Sohnes stets warm gedenke und sein heiliges Vermächtniß, welches er in seilten Werken niedergelegt hat, treu wahre, hege und pflege!

Der Wucher und seine Bekämpfung.

von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

'er Kampf der Gesetzgebung und Verwaltung gegen den Wucher und diejenigen Personen, welche ihn betreiben, zieht sich durch die Geschichte fast aller Völker hindurch; Wucher und Wucherer hat es zu jeder Zeit gegeben und wird es wahrscheinlich immer geben; selbst in dem Idealstaate, wie ihn sich die socialdemokratische Lehre vorstellt, dürfte er trotz der Beseitigung des Geldes nicht unbekannt sein. Tie Stellung, welche der Staat dem am Marke der Beuölkerung zehrenden Wucher gegenüber eingenommen hat, ist zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern eine wesentlich verschiedene, bald bedroht er die wucherliche Ausbeutung mit den strengsten Strafen, bald läßt er ihr freien Spielraum und verschmäht es, irgend wie dagegen einzuschreiten, bald bestraft er nur die Ueberschreituug des festgesetzten Zinsfußes, bald betrachtet er jeden übermäßigen Vermögcnsuortheil als einen wucherlichen; die herrschenden wirthschaftlichen und ethische» Anschauungen sind hierfür von erheblicher Bedeutung, und die Geschichte der Wuchergesetzgebung bildet insofern den Niederschlag der Ansichten und Meinungen, welche in einem bestimmten Zeitpunkte bei diesem oder jenem Volke als mastgebend galten. Ein Staat, welcher der Ansicht ist, daß ein Eingriff seinerseits in die Sphäre der wirtschaftlichen Verhältnisse unstatthaft sei, wird sich zu einer strengen Bestrafung des Wuchers nur schwer verstehen, während der Staat, der den Schuh der Annen und wirthschaftlich Schwachen als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, der Lösung derselben auch dadurch gerecht werdeu wird, daß er sich der Nothleideuden und Bedrängten hartherzigen Wucherern gegenüber thatkräftig annimmt. Während so das Nrtheil des Rechts über den Wucher zu, den

verschiedenen Zeiten ein verschiedenes war, hat die sittliche Anschauung in
demselben stets eine uerdammenswerthe Handlung erblickt. Als ein ver-
achtungswerther Mensch galt der Wucherer der öffentlichen Meinung Roms
selbst zu der Zeit, da sich der große Freiheitsfreund Brutus nicht schämte,
durch wucherische Verzinsung seines Vermögens große Neichthümer zu sammeln,
verachtungswerth war der Getreidewucherer in, Mittelalter, und verachtungs-
werth war der Geldwucherer in Deutschland auch vor der Zeit, in welcher
die Gesetzgebung sich veranlaßt sah, erhebliche Strafen gegen die wucherische
Verzinsung eines Darlehns anzudrohen, die sittliche Mißbilligung war also
von der gesetzlichen durchaus unabhängig. Für den Inhalt des Wucher-
begriffes war seit dem Schlüsse des Mittelalters bis in die neueste Zeit
die gesetzlich eingeführte Zinstare von entscheidender Bedeutung; als durck,
Anordnungen der Staatsgewalt die Preise im weitesten Umfang festgesetzt
wurden, erschien es auch angebracht, die Vergütung für die Nutzung eines
Cavitllls der freien Vereinbarung zu entziehen und ein für alle Mal dem
Höchstbetrage nach zu bestimmen, die Ueberschreitung der Zinstare galt als
Wucher und unterlag civil- und strafrechtlichen Nachtheilen. Mit der Be-
seitigung der Preistaxen, einer Folge der unter dem Einfluß der Physio-
kraten und der französischen Revolution erfolgten Befreiung des wirth-
fchaftlichen Lebens von staatlicher Bevormundung, sielen auch die Voraus-
setzungen für die Beibehaltung des Zinsmarimum hinweg; die fast zu einem
Dogma gewordene Lehre von der individuellen Freiheit der Prodnction, des
Erwerbs, des Verkehrs und des Eonsums lieh die Zinstaren und damit
auch die Wuchergesetze in fast allen Staaten verschwinden; in Preußen und
im Norddeutschen Bunde geschah die Beseitigung in den Jahren 1866 und
1867. Die absolute Verkehrsfreiheit, die durch diese Beseitigung der früher
bestandenen Schranken verwirklicht worden war, rief indessen Volkswirt!)-
schaftliche Nachtheile hervor, welche der Staat auf die Dauer umnögliä,
unbeachtet lassen konnte; die Freiheit des Zinsnehmens wurde im praktischen
Leben zu einer Wucherfreiheit, welche ihre Spitze vor Allem gegen die
kleinen geschäftsunkundigen Leute richtete und thatsächlich zu einer schweren
Bedrängniß für dieselben wurde; immer lauter wurden die Klagen über
die Wucherer, immer bitterer die Vorwürfe darüber, daß der Staat den
Wucheren: seinen Arm und seine Behörden zur Verfügung stelle, um die
wucherlichen Vermögensuortheile mit Gewalt einzutreiben, welche sie sich
hatten versprechen lassen, in Deutschland wie in Oesterreich wurde der
Wucher nachgerade zu einer öffentlichen Ealamitüt, und iu beiden Ländern
sah sich dir Gesetzgebung gezwungen, sich in besonderen Gesetzen mit seiner
Bekämpfung zu beschäftigen; in Oesterreich geschah dies schon im Jahre 1877,
im Deutschen Reiche erst 188N. Durch das Reichsgesetz vom 24. Mai
1889 wurde der Wucher wieder für eine strafbare Handlung erklärt; im
Einklang mit dem früheren Rechte faßte das Gesetz nur den Wucher in's
Auge, welcher bei der Gewährung eines Darlehns oder bei der Stundung

einer Geldfordemng verübt wird, die wucherische Ausbeutung, die bei einem anderen Rechtsgeschäfte begangen wird, z. B. bei dem Tausch, Kauf, wurde dagegen von ihm nicht berücksichtigt; da die Einführung einer Zinstaxe in der heutigen Wirtschaft unmöglich ist, so bezeichnete es als wucherliche Ausbeutung eine derartige Ueberschreitung des üblichen Zinsfußes, daß dieselbe in auffälligem Mißverhältnis; zu der Leistung des Gläubigers steht. Durch dieses Gesetz war nur der Ereditwucher, d. h. der Wucher, welcher bei einem Geschäfte vorkommt, bei welchem creditirt wird, unter Strafe gestellt; die Bestrafung des bei anderen Geschäften vorkommenden Wuchers blieb seiner Erweiterung vorbehalten.

Daß die wirtschaftlichen Wirkungen des genannten Gesetzes im Ganzen befriedigende genannt werden können, unterliegt wohl keinem Zweifel, es hat vor Allem das Gute gehabt, die Wucherer etwas einzuschüchtern und ihnen zu zeigen, daß der heutige Staat keineswegs gewillt ist, die Erlangung eines beliebig großen Vermögensuortheils zu gestatten, es hat des Weiteren der ärmeren Bevölkerung gegenüber der Bedrückung durch Personen, welche ihre wirthschaftliche Uebermacht schonuugs- und gewissenlos zur Geltung brachten, einen nicht zu unterschätzenden Schutz geboten. Schon bald nach seinem Erlaß zeigte sich aber, daß seine Ergänzung in gewissen Richtungen nothwendig sei; das Gesetz trat dein Wucher nur dann entgegen, wenn derselbe bei der Gewährung eines Darlehens oder einer Stundung verübt wurde, dies wußten die Wucherer alsbald zu benützen, der Darlehenswucher wurde seltener, dafür breiteten sich andere Wucherformen in stärkstem timfange aus. Es war insbesondere die bäuerliche Bevölkerung, die unter der wucherlichen Ausbeutung litt; in manchen Theilen des Reiches wurde dieselbe so bedeutend, daß eine völlige Verarmung des Bauernstandes constatirt werden konnte, und die ohnehin mißliche Lage des deutschen Landwirthes wurde hierdurch noch wesentlich verschlechtert. Es war ein allgemeiner Rothschrei, der aus den deutschen Gauen zu dem Gesetzgeber über die Ausbreitung des Wuchers drang, er wurde so laut und mächtig, daß die Bekämpfung des ländlichen Wuchers in die Reihe der Tagesfragen trat, deren befriedigende Lösung die Gesellschaft von dem Staat erwartete und verlangte.

Einen genaueren Einblick in das Treiben des Wuchers auf dem Lande, insbesondere in die zahlreichen, von einander wesentlich verschiedenen Formen, in welche die wucherliche Ausbeutung der ländlichen Bevölkerung eingekleidet wird, erhielt man zuerst durch eine von dem Berein für Socialvolitit unternommene EnauLte, die ein reichhaltiges und interessantes, wenn auch mit Vorsicht zu benützendes Material zu Tage förderte. Aus de» Ergebuissen dieser Enquste sowie aus Erhebungen, welche seitens verschiedener Regierungen veranstaltet wurden, ging hervor, daß auf den: Lande der Wucher hlluptfcichlich als Vieh-, Grundstücks- und Waarcnwucher auftrat; bei dem .Häuf und Verkauf von Grundstücken, dem Kauf und Verkauf von Vieh, bei der Veräußerung von Waaren jeder Art wurde ausweislich der Berichte

die bäuerliche Bevölkerung vielfach in einer Weise überuortheilt und —
man darf wohl einen starken Ausdruck gebrauchen — ausgeplündert, das?
ein passives Verhalten des Staates nicht länger gebilligt werden konnte;
mit besonderer Vorliebe warf sich die wucherische Ausbeutung auf die Viehpacht, und es läßt sich ohne Übertreibung behaupten, daß der Viehwucher
die Bedeutung erlangt hat, welche früher dem Darlehenswucher eigen war.
Für deu ländlichen Wucher ist es charakteristisch, daß die verschiedenen,
soeben genannten Wucherformen neben und in Verbindung mit einander
auftreten; gerade in diesem Umstände liegt die große Gefahr desselben,
welche ihn als eine öffentliche Lnlamität erscheinen läßt. Die Ausbreitung
des Wuchers auf dem Lande wurde in erster Linie nicht sowohl durch den
mangelhaften Zustand der Gesetzgebung, sondern durch eiue ungenügende
Organisation des ländlichen Lredits ermöglicht; auch die geringe Geschäftskenntniß der bäuerlichen Bevölkerung und die noch vielfach vorhandene Unfähigkeit derselben, sich in den Formen des Creditverkehrs zn bewegen, sind
nicht zuletzt dafür verantwortlich zu machen, daneben kann allerdings auch
die Gesetzgebung, wenn auch nicht lediglich die Strafgesetzgebung, von einer
gewissen Mitschuld nicht freigesprochen werden. Durch die Ergebnisse der
gemachte» Erhebungen war die ReiclMregierung zu der Ueberzengung gekommen, daß dem Tchutzbedüifniß der ländlichen Bevölkerung nur durch
eine allgemeine Ausdehnung des Nuchergesetzes genügt werden könne, und
trotz mancher hiergegen sprechenden Bedenken stimmte der Reichstag diesem
Vorschlage mit großer Mehrheit zu. Das Gesetz vom 19. Juni 1tt!»H
dehnt den Wucherbegriff auf alle Rechtsgeschäfte aus; des Wuchers macht
sich hinfort schuldig, wer sich bei irgend einen, Rechtsgeschäfte Vermögensuortheile versprechen oder gewähren läßt, welche nach den Umständen
des Falles in auffälligem Mißverhältnis; zu seiner Leistung stehen; zur
Verhängung der Wucherstrafe wird außerdem noch verlangt, daß dies
gewerbs- oder gewohnheitsmäßig und unter Ausbeutung der Rothlage,
des Leichtsinns oder der Unerfahrcnheit des Schuldners geschieht. Diese
Reuerung bedeutet für die deutsche Gesetzgebung einen Schritt von großer
Dragweite, und es muß als fraglich bezeichnet werden, ob in ihm ein
Fortschritt oder ein Rückschritt zu erblicke« ist; des Wuchcrs kann sich
in Zukunft schuldig machen jeder Verkäufer, welcher unter den gesetzlichen
Voraussetzungen eine Waare zu übermäßigem Preise verkauft, z. V. der
Viehhändler, welcher einem Bauern eine Kuh, die derselbe unbedingt für
feine Wirthschaft haben muß, zu einem unverhältnißmäftig hohen Preise
überläßt, der Vermietber einer Wohnung, der einen besonders hohen Methzins bezieht, der Verpächter eines Grundstücks nnd einer Heerde, derjenige,
welcher einen Tauschhandel abschließt, der Abzahlungshändler, aber auch der
Arbeitgeber, welcher die Löhne seiner Arbeiter herunterdrückt u. s. w. Aus
diesen Beispielen ergiebt sich die außerordentliche Dragweite der neuen Be»
stimmung; der gesammte wirthschaftliche Verkehr fällt unter das Wucher-

gesetz, und Leistungen und Gegenleistungen werden hinfort unter dem Gesichts-
punkte der Angemessenheit beurtheilt.
Der Gesetzgeber will keineswegs die Erlangung hohen Geschäftsgewinns
verbieten, er hat auch mit Nichten die Absicht, der Ausnutzung günstiger Ge-
fchäftsconjuncturen entgegenzutreten, was er untersagt, das ist die Erzielung
eines zu einer Leistung in auffälligen: Mißverhältnis; stehenden Vermögens-
vortheils durch Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns und der Unerfahren-
heit. Gegen diese Erweiterung des Wucherbegriffes, welche in der Ge-
schichte der Wuchergesetzgebung nur eine Vorgängerin hat, nämlich in der
Lehre des kanonisches Rechtes, die im Mittelalter von der katholischen Kirche
vertreten wurde und in der Eharakterisirung jedes Zinses als sündhaften Vor-
theils gipfelte, sind vor dem Erlaß des neuen Gesetzes zahlreiche Bedenken
geltend gemacht worden, man hat insbesondere die Befürchtung ausgesprochen,
daß durch sie der legitinie Erwerb und Verkehr beeinträchtigt und erfchwert, die
Rechtssicherheit geschädigt uud ein gewerbsmäßiges Denunciantenthum groß-
gezogen würde; es wird von der Anwendung der neuen Vorschrift abhängen,
ob diese Befürchtungen sich verwirklichen. Den Nichter stellt das neue Ge-
setz vor eine außerordentlich schwierige Aufgabe, welcher er nur durch sorg-
fältiges Eindringen in die wirtschaftlichen Verhältnisse gerecht werden kann,
er muß die wirtschaftliche Bedeutung der Leistung des Gläubigers mit dem
Vortheil vergleichen, welchen dieser von dem Schuldner hierfür erlangt hat,
und nur dann kann er zur Bestrafung fchreiten, wenn der Werth des letzteren
den der ersteren in auffälligem Maße übersteigt. Der Wucherer pflegt die
wucherliche Ausbeutung zu verschleiern, er kleidet die ihm gewährten Ver-
mögensvortheile in Nechtsformen ein, welche einen unmittelbaren Zusammen-
hang mit der von ihm gewährten Leistung nicht erkennen lassen, er bedingt
sich beispielsweise für die Überlassung eines Darlehns nur mäßige Zinsen
ans, verkauft aber zu gleicher Zeit dein Schuldner einen Gegenstand zu
hohen, Preise; auch diesem Gebahren entgegenzutreten, bietet das neue Ge-
setz die Möglichkeit, jeder übermäßige Vermögensvortheil wird von ihm als
ein wucherlicher betrachtet, der sich auf die Leistung des Gläubigers irgend-
wie bezieht, diese Beziehung festzustellen, ist aber die Aufgabe des Nichters,
welcher mit freien», durch keine Tchulbegriffe und Schulmeinungen einge-
fchränktem Blick die mitunter fo complicirten Verhältnisse des wirtschaftlichen
Lebens zu durchdringen hat. Daß die Erweiterung des Wucherbegriffes
der Rechtspflege die Mittel bietet, die ärmere Bevölkerung in ausgiebigen»
Maße gegen wucherliche Bedrückung zu fchützen, erscheint nicht zweifelhaft,
nicht nur die ländliche, auch die städtische Bevölkerung wird durch sie
gegen die Uebermacht im wirtschaftlichen Leben in Schutz genommen, und
es bedarf nur des Hinweises auf die Möglichkeit, vermittelst des neuen
Rechtes dem Wohnungswucher, der in den Großstädten so schamlos be«
trieben wird, zu Leibe gehen zu können, um den Leser davon zu über-
zeugen, daß diese Ausdehnung der Strafgesehgebung grundsätzlich und

praktisch eine der bedeutsamsten ist, welche das Reich überhaupt vornehmen konnte. Das Gesetz hat sich aber nicht auf die Ausdehnung des Wucherbegriffes beschränkt, sondern es hat auch den Geschäftsleuten, welche Geld- und Creditgeschäfte gewerbsmäßig betreiben, die Verpflichtung auferlegt, ihren Schuldnern alljährlich einen Rechnungsauszug zu übersenden, der die Höhe und Entstehung der Schuld erkennen läßt; hierdurch will man es verhüten, daß der Schuldner Jahre lang über seine Verpflichtung im Unklaren bleibt und sich auf einmal einer Verschuldung gegenübersieht, deren Höhe er nicht begreift. Die Einführung dieser Verpflichtung bringt allerdings eine gewisse Belästigung des Verkehrs mit sich, aber dieselbe steht in keinem Verhältnis zu den günstigen Wirkungen, die sie haben kann und vermutlich auch haben wird: gewisse Institute, welche in sich die Bürgschaft dafür bieten, daß sie den Schuldner nicht absichtlich im Dunkeln über feine Verbindlichkeiten lassen, sind von ihr befreit worden, auch der Verkehr zwischen Kaufleuten in engerem Sinne unterliegt ihr nicht, weil in demselben die periodische Verrechnung ohnehin Regel ist. Endlich hat das Gesetz den Betrieb des Viehhandels, der Viehpacht und des Handels mit ländlichen Grundstücken strengeren gewerberechtlichen Vorschriften unterworfen, welche eine weitgehende polizeiliche Eontrole wie auch die Untersagung des Gewerbebetriebes unter bestimmten Voraussetzungen gestatten; diese sehr bedeutungsvolle Vorschrift richtet ihre Spitze gegen eine große Anzahl von Personen, deren Geschäftsbetrieb sie insbesondere mit der bäuerlichen Bevölkerung vielfach in Beziehungen bringt: ob das Mißtrauen, das der Gesehgeber gegen sie hegt, gerechtfertigt ist, kann dahingestellt bleiben; zweifellos sind sie nicht ausnahmslos geutleinsn, andererseits dürfen sie aber nicht sammt und sonders als unreelle Geschäftsleute behandelt werden, deren Sinnen nnd Trachten nur darauf gerichtet ist, auf welche Weise sie, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, dem Bauern das Fell abziehen können, ohne mit dem Zuchthaus Bekanntschaft zu machen.

Die Ergänzung und Ausdehnung der Wuchergefetzgebung wird zunächst ohne Zweifel abschreckend wirken, man wird seitens der Wucherer wohl einsehen, daß es in Deutschland hinfort bedenklich ist, wucherliche Geschäfte zu betreiben, so manche derjenigen Personen, deren Lebensabend durch die straffe Anziehung der Zügel der Strafgewalt verdüstert wird, dürfte die bislang mit großer Vorliebe betriebenen Geschäfte gänzlich aufgeben. Dringend muß aber vor der Meinung gewarnt werden, daß durch die Verschärfung des Strafrechts der Wucher auf dem Lande nunmehr so gut wie unterdrückt werde; die Ursachen, auf denen die Ausbreitung des ländlichen Wuchers beruht, sind wirthschaftliche, demgemäß fällt auch die Hauptaufgabe bei seiner Bekämpfung der wirtschaftlichen Gesetzgebung anheim, das Strafrecht kann diese nur unterstützen; alle Maßnahmen, welche die Hebung des Bauernstandes in wirthschaftlicher und intellektueller Hinsicht bezwecken, wirken dein Wucher unmittelbar entgegen, auf sie muß nach wie vor das größte Gewicht

gelegt weiden. Vor Allem ist der Organisation des landwirthschaftlichen Eredits die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, es muß dafür Sorge getragen werden, daß der Bauer sich mit Leichtigkeit die für seine Wirtschaft nothwendigen Geldmittel beschaffen kann, ohne hierfür den gewerbsmäßigen Geldverleiher in Anspruch zu nehmen, für den ländlichen Immobiliarcredit ist in Teutschland wohl zur Genüge gesorgt, dagegen nicht für den Personalcredit: die Sorge für diefen muß eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung auf agrarvolitifchem Gebiete genannt werden; des weiteren ist die Hebung des ländlichen Genossenschaftswesens nicht außer Acht zu lassen, durch Absahgenossenschllften wird der Bauer von dem Zwischenhändlerthum befreit, ohne das er in manchen Gebieten des Reichs feine Producte gar nicht veräußern kann, die Bildung von unwirthschaftlichen Klein- und Zwerggütern ist zu verhüten, von Seiten des Staats oder der coinmunalen Verbände sind Einrichtungen zu treffen, durch welche den ärmeren Landwirthen das nöthige Vieh pachtweise überlassen wird :c. Endlich aber muß — und dies ist nicht die am wenigsten wichtige Maßnahme — die volkswirthschaftliche Einsicht des Bauernstandes gehoben werden, sei es durch einen mehr auf das praktifche Leben hinzielenden Unterricht in den Volksschulen, sei es durch Unterweisung in den landwirthschaftlichen Unterrichtsanftalten. Im Gegensatze zu den repressiven Maßnahmen, die in der Erweiterung des Wuchergesetzes enthalten sind, treffen diese präventiven die letzten Ursachen der Ausbreitung des Wuchers, es kann dieserhalb von ihrer energischen und systematischen Durchführung ein wirklicher Erfolg mit Sicherheit erwartet werden. Wie wünfchenswerth aber ein derartiger Erfolg ist, bedarf keiner Darlegung, der Wucher zehrt am Marke des Bauernstandes, wir sind uns aber der Bedeutung, welche der Bauernstand für Staat und Gesellschaft hat, heute mehr wie je bewußt, wir wissen heute, wie wahr das Dichterwort ist: „Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor"; beseitigen wir den das Bauernmark verzehrenden Feind, und wir werden zur Befestigung der socialen Pyramide ein gut Stück Arbeit geleistet haben.

^eanne d'Arcs seelisches seben.

!7eue psychologisch-historische Forschungen,

von

CH. Lhllmassili.

— steglitz'Verlin, —

Die Hallucinntionen der Pucelle, ihre Genesis und ihre Entwicielüiig*).

as 15. Jahrhundert könnte von einem modernen Psychologen ein
solches der Autosuggestionen und Massensuggestionen genannt
werden. Letztere zeigten sich in der Begeisterung, mit welcher
die Menge die Ideen Einzelner aufnahm und zu deren Verwirklichung hals,
erstere waren der Grund jener großen Zahl von Sehern und Seherin« m,
welche die Städte Europas theils heiligten, theils, dem Volksglauben nack,
durch gefährliches Einuerständniß mit Fürsten der Unterwelt unsicher machten.
Was unsere Hypnotiseure manchmal au ihren Versuchspersonen erzielen,
das haben damalige psychische Zustände fuggestibler Subjecte selbst bewirkt.
Die Suggestion nun mußte sich damals wie immer nach dem subjectivcn
Ideenkreise richten und deshalb meist religiöse Gestalten, denen das Individuum
den größten Werth beilegte, zum Gegenstande haben. Der betrachtende
Mönch, die betrachtende Nonne im Kloster, sie sahen bald die Objecte ibrer
fortwährenden Meditation vor Äugen, weil sie innig verlangten und glaubten,
sie zu sehen, und die Kraftwirkuug der Vorstellungen auf die Sinne aus-
bildeten; die Here, welche, weniger orthodox veranlagt, sich mehr zu den von

*) Nachfolgende Studie bildete das Thema von Vorträge», welche der Verfasser
in der Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München gehalten hat. ^ Um
allen Lesern dieser Zeitschrift die Abhandlung möglichst anMassen, entschloß er sich, die
Quellennachweise und insbesondere die lateinischen und altfrauzösischen Litate, welche sehr
zahlreich in derselben eingefügt waren, möglichst zu beschranken.

der Kirche verdammten Lehren der Magie hingezogen fühlte, sie sah mehr
die Gestalten, mit denen sie in Beziehung treten wollte; vielfach verwandelten
sich ihr durch die Einwirkung ihres Vorstellmigslebens ihre Erscheinungen
in die höllische Majestät oder deren Höflinge, und das ganze schreckliche
Bild der christlichen Hölle zauberte sich der armeu Suggestionirten vor die
Augen, wobei allerdings ihr Verbündeter, ehe er sie zum Höllenbraten aus-
erkor, ihr angenehme Zeitpunkte am Sabbath gewährte. Heren und Heilige,
das waren die Haupterrungenschaften der damaligen suggestiblen Zeit.
In dieselbe nun fällt das Auftreten einer Ieanne d'Ärc. Ihre Ge-
stalt kann, wenn man den Ueberblick über das damalige seelische Leben fest-
hält, nicht mehr so wunderbar erscheinen. Allerdings war gerade sie in
gewisser Hinsicht eine Ausnahme aus der Zahl der psychisch ähnlich Ver-
anlagten, indem ihre Missionen nnd Offenbarungen das religiöse und politische
Gebiet in hervorragender Weise vereinigten. Die Frage, ob sie eine Heilige
oder Hexe sei, war deshalb bei ihr für die mittelalterlichen Kirchenrichter
auch fchwer zu entscheiden, denn Visionen, Offenbarungen und Missionen
patriotischer und politischer Natur kamen' ihnen nicht alle Tage vor.
Gewisse Handlungen und Mittheilungen der Pncelle in späterer Zeit müssen
jedoch zu der Ansicht führen, das; trotz des anfänglich scheinbar mehr politi-
schen Eharakters das religiöse Element in ihrer Gestalt überwog. Wollte
sie ja, wie ich später noch eingehend beweisen werde, nach Beendigung ihrer
Thätigkeit in Frankreich als Befehlshaberin von Kreuzheeren zur Ausrottung
der Hussiten und „Sarrasins" wirken und lies; Elfteren diefes sogar in
einem nicht allzu höflichen Briefe ankündigen. Die Frage nach der Natur
ihrer Autosuggestionen und Hallucinationen wurde schon damals von zwei
Schulen in Frankreich verschieden beantwortet. Nicht etwa aus politischer
Rücksicht. Denn es ist nachgewiesen, daß viele Theologen, Inquisitoren,
wie Johannes Nider in seinem Formicarium, (einer Anleitung zu Häresie-
recherchen), ja sogar Heilige, wie Antonius, welche sich wenig um den
politischen Eonslict kümmerten und zu kümmern hatten, das arme Mädchen
der Hölle zuwiesen, annahmen, sie sei, wie die Nouener Richter sich so
schön ausdrückten, von Satan, Nelial und Nehemmoth ,,»ü ckßoipisncloZ
tickst" (zur Täuschung der Gläubigen) gesandt, weil ihre Ansichten und
der Charakter ihrer Heiligen mit den damaligen, allein wahren Doctrinen
der allwissenden Geistlichkeit, wie sie meinten, sich nicht vertrugen. Deshalb
muhte auch Karl VII., sollte er nicht als Ketzer und Teufelsdiener betrachtet
werden, der seine Krone den: leibhaftigen Gottseibeiuns verdankte, sich wohl
hüten, sich zu den Handlungen seiner Retterin zu bekennen, indem er sie
gewaltsam aus den Händen der Inquisition befreite, deren Urtheil später
bei der Schwierigkeit des Falles der heilige Stuhl nicht zu opponiren
wagte, so das; Ealirtus III. schließlich nur durch dringende politische Rück-
sichten nach langem Sträuben sich bewegen lies;, seine Zustimmung zur
Rehabilitation der Verdammten und ihres Königs zu geben.

Nun, für uns ist Johanna kein theologisches Räthsel mehr, für uns ist
sie ein Object psychischer Forschung geworden. Wie wichtig es ist, ihr Seelen-
leben auf Grund neuer Forschungen und eingehender Studien der Processe
zu beleuchten und zu erklären, haben allerdings nur wenige der unzähligen
Autoren, die über sie schrieben, vollständig erkannt. Bei uns Deutschen sind
es eigentlich nur Professor Hecker und Hase gewesen, welchen es wehr am
Herzen lag, die psychische Wissenschaft durch Erörterung dieses Problems zu
bereichern. Aber auch sie nahmen sich ebensowenig wie die mystischen Schrift-
steller verschiedener Richtung bis herab zu Guido Goerres, der sich damit
begnügte, Le Brun de Eharmettes abzuschreiben und mit möglichst vielen
historischen Fehlern und Lügen aus der Jungfrau eine Heilige unter katholischer
Beleuchtung des Uebernatürlichen zu machen, die Mühe, die Proceßacten
einer tieferen Prüfung zu unterwerfen. Was Quellenforschung anbelangt,
steht bei uns Dr. Eysell mit seinen: als Fundgrube noch immer unentbehr-
lichen Werke obenan, und es ist nur zu bedauern, daß seine Geistesrichtung
ihm nicht gestattete, aus seinen« Material die sich ergebenden psychologischen
Consequenzen unbefangen zu ziehen*). Ich muh gestehen, daß die Lösung
aller bei dieser historischen Gestalt auftauchenden psychologischen Fragen vielfach
mit Schwierigkeiten verbunden ist, wenn auch die Hauptsache den« tiefer
blickenden modernen Forscher sofort erkenntlich wird.

Die heutige Wissenschaft hat die mittelalterlichen Erklärungen mystischer
Erscheinungen unhaltbar gemacht. Das, was früher meist objectiver Ein-
wirkung zugeschrieben wurde, ergiebt sich für uns als das Resultat subjectiver
Zustände und Seelenbeschaffenheiten. Wirbrauchen keineTeufelundHimmlischen
mehr zu bemühen, um die scheinbar außerhalb des Sehers befindlichen Ge-
stalten, seinen scheinbar die Beziehungen von Object und Subject habenden
Verkehr niit ihnen zu erklären. Man macht uns zwar noch immer den
Einwurf, der Grund der plötzlichen abnormen Umgestaltung psychischer Wahr-
nehmung sei für manche Fälle noch nicht aufgeklärt. Wir können aber ruhig
entgegnen, daß bei genauerer Besichtigung derselben sie uns nur wieder Be-
weise für die neuerdings vielfach geprüfte Macht der Autosuggestion geben-
Erscheinungen wachzurufen, welche den Gesetzen normalen Seelenlebens wieder-
sprechen, und wir die zur Suggestion disponirenden Ursachen bei tieferer
Erforschung des Einzelfalles gleichfalls entdecken können. Dies vermögen
wir auch mit Bezug auf Ieanne d'Arc festzustellen.

Gewisse Autoren, welche jetzt noch behaupten, ihre Visionen und Offen-
barungen seien ohne sichtbare Veranlassung vor ihre Seele getreten, haben
guten Grund, alle Quellenstudien, die sie aufklären könnten, zu vernachlässigen.
Gehen sie ja auch in unserer Zeit noch darauf aus, in der Pucelle einen
der auffallendsten Beweise für ihr mittelalterliches System zu finden. Man
muß in der That mit größerer Blindheit heimgesucht sein oder dieselbe lieben.

") Siehe: Eysell, Johanna d'Arc. Rcaensbuia, Manz, 1864.

wenn man die vielen Ursachen nicht sieht, welche bei Johanna zusammenwirkten, um Hallucinationen auszulösen und ihr Seelenleben umzugestalten. Giebt uns doch sie selbst im Processe die wichtigsten Aufschlüsse in dieser Hinsicht, die leider zum Theil bis jetzt auch uon anderen Autoren als den orthodoxen nicht genug berücksichtigt wurden, geben uns ja solche die ihr am nächsten stehenden Personen, gewährt sie uns ja überdies ein kurzer Blick auf die Lombinationen der Verhältnisse und Anschauungen, welche das empfängliche Gemüth von Kindheit an beeinflußten. Wenn ich auf ihre eigenen Aufschlüsse zu sprechen komme, so muß ich vorerst darauf aufmerksam machen, daß dieselben von ihr mit der größten Zurückhaltung, wie eine kritische Einsicht in den Verdammungspro ceß*) erkennen läßt, gegeben wurden, und daß man stets berechtigt ist, anzunehmen, die Wahrheit habe ihr Zugestandniß noch ilbertroffen. Man kann nun aus ihren Aussagen sicher schließen, daß der Gedanke, Frankreichs Retterin zu werden, schon von Kindheit an, noch ehe ihre „i'ratrß8 ex varaäi.W", ihre Geschwister aus dem Paradiese, sie über ihre Gottessendung aufklärten, in ihr schlummerte und daß sie sich mit demselben dann allmählich immer vertrauter mackte. So sagt sie uns, sie habe schon als Kind großes Verlangen gehabt, der König möge sein Reich wieder erhalten (I. 66). Ferner erzählte sie den Richtern, sie habe von der Prophezeiung gewußt, daß eine Jungfrau aus Lothringens Marken Frankreichs Retterin werden würde, und wenn sie denselben erklärt, sie habe nicht an diese geglaubt, so kann sie offenbar nicht die Wahrheit sagen, da sie sowohl ihren Oheim Lavart wie auch ihre Gastfreunde in Vaucouleurs auf die Weisfagung verwies**). Ter Keim zu ihren späteren Ideen, der sich also in ihr gebildet zu haben scheint, konnte sicher durch die eigene Naturanlage zu schnellerem Wachsthum gebracht werden. War sie ja eine eigenartige Mischung der weiblichen mit der männlichen Natur. Ties scheint sich bei ihr gleichfalls, wenn man dem Zeugnisse eines Philipp von Bergamo, der berichtet, daß sie sich schon als Kind in Waffenspielen und im Reiten übte (?Ki1ipvu8 Lsi-ß. v« clllris mulißridu» cnp. 157), vertrauen darf, schon frühe gezeigt zu haben. Gewiß ist, daß sie eine große Gewandtheit im Führen der Waffen und in« Reiten schon vor Antritt ihrer Laufbahn besaß. Hierfür bürgt uns Alenyon, der im Rehabilitationsprocesse aussagt, er habe einmal in Chinon mit dem Könige, kurze Zeit nach der ersten Audienz Johannas, nach dem Mittagmahle einen Spaziergang auf den Wiesen vor dem Schlosse gemacht, und plötzlich hätten sie Beide Johanna mit der Lanze in der Hand auf einem Rosse daherjagen sehen; die Fertigkeit derselben habe ihn sehr erfreut, und er habe ihr ein Schlachtroß zum Geschenke gemacht.

*) Hnioüsiat, ?roce8 6« ooi><i»mn»tion et <ie iel>«,oiliwtion d» ^eann« ä'^re, ?2ii». 184l—5N in 8«. Sämmlliche Eitllte in den nachfolgenden Anführungen, denen tem Autornamc beigefügt ist, sind auf dieses Werk zu bezichen.

**) HuiedeiÄt. ^nln», H^el?»3 uouvsnux »ui I'b.istoirs ä« ^«»nne ä'H,io, ?aii« 1850 in 8«. p»F, 8, wo sämmtliche diesbezüglichen Stellen der Processe sich finden.

(Quich. Proc. III. 92). Sie hat auch, wie die Zeugen behaupten, über
eine gewaltige Kürperkraft verfügt und hatte stets mehr männliche als weib-
liche Art (III. 118. 8y. V. IM. Ihre Kraft scheint durch die Begeisterung
noch gehoben morden zu sein. So soll sie sechs Tage nnd Nachte hindurch
in den Waffen ausgeharrt und im Reiten eine Ausdauer gezeigt haben, welche
alle ihre Begleiterin Erstaunen setzte (III. 118; V. 120).
Die schließliche Ausbildung der eigenthümlichen Verbindung von Religion
und Politik in ihrem Gemüthe läßt sich nun leicht einsehen, wenn man die
Enthüllungen in Betracht zieht, welche sie im Proccsse über ihren theokratisch
patriotischen Ideenkrcis macht, und bedenkt, daß die Sehnsucht nach dem
Uebernatürlichen und einer Rettung der Bedrängten allein durch eine Hilfe
von oben, die, wie Mahrenholtz (Ieanne d'Arc. Leipzig 1890) erläutert,
sveciell in der Heimatgegend Johannas erwartet wurde, gerade in ihrer, in
eigener Art dem Höheren zustrebenden Seele am ineisten Grund zur Ent-
faltung fand. Für sie war Frankreich das vor Allen von Gott bevorzugte
Land, sein König der Stellvertreter des Himmelskönigs, wie sie öfters be-
merkt. So sprach sie am Hofe zu Ehinon: „Und es sagt Euch der König
des Himmels durch mich, daß Ihr in der Stadt Nheims werdet geweiht
und gekrönt werden und Statthalter sein werdet des Himmelskönigs, der
Frankreichs König ist (III. 103). Nach Alen<?on soll die Pucelle den König
auch aufgefordert habeu, fein Reich dem Himmelskönig zu geben, dann werde
diefer ihm Gnade wie seinen Vorgängern schenken und ihn wieder in das
Reich einsetzen (III. 91). Ihr Brief an die Engländer vor Orlöans*),
in welchem sie ebenso von Karl als dem Stellvertreter der Himmelskönigs
und von Frankreich als dem hl. Königreiche («»inet rovaulme) spricht,
sowie der an den Herzog von Burgund, in weichein es heißt, „daß alle die,
welche das heilige Reich Frankreich bekämpfen, gegen den König Jesus
kämpfen" (V. 126), ferner der an die Bürger von Troyes, in welchen» sie
diesen verkündet, „der König werde einziehen in die guten Städte des heiligen
Reiches, mit Hilfe des Königs Ihösus (IV. 287, 29)", geben weiteren Äuf-
schluß über ihre Anschauungen. Für sie mußten also Frankreichs und seines
Königs Feinde Gottes Feinde sein, und es mußte ihr naheliegen, der über-
natürlichen Rettung Frankreichs zu vertrauen, die sie der Prophezeiung gemäß
durch eine Jungfrau suchte, — eine Jungfrau, die sie bei ihrer Natur bald
mit sich selbst identificiren konnte. Wie sie selbst andeutet, hat sie, sehn-
süchtig die übernatürliche Befreiung herbeiwünschend, recht oft zu den in der
Kirche ihres heimatlichen Dorfes im Bilde dargestellten Heiligen, zu Katharina,
Margarita und dem heiligen Mchael, dem Schlachtenlenker und Haupt-
beschützer Frankreichs, gefleht, um so inständiger, als die Bedrängniß ihrer
Heimat und des Reiches durch die Feinde größer wurde und schlimmere
Nachrichten von der Lage des Königs kamen. Hieuon berichten auch die

*) I. 55. 84. 250. V. «,',.

Rehabilitatiouszeugen, nach deren Zeugnis; Johanna eine der eifrigsten Kirchen-
besucherinnen ihres Ortes war. Tas, was sie durch menschliche Kraft nicht
zu erlangen hoffte, mußte für sie vom Himmel kommen. Tic Bilder der
Himmlischen, die sie stets beim Gebete sah, drückten sich tief in ihre Seele
ein, und es war in der That keineswegs wunderbar, daß bei der Prädis-
position, welche die Pucelle, wie ich zeigen will, sonst noch hierzu bot, sie
schließlich objective Realität annahmen und mit ihr in objectiuen Verkehr
traten. Bei ihr vereinigten sich ja alle günstigen Bedingungen zur Erzeugung
der Hallucination.

Ganz besonders ist ihre seruelle Abnormität in Betracht zu ziehen.
Ueber dieselbe haben wir mehrere Berichte von Rehabilitatiouszeugen. In
dem Zeugnisse des „Haushofmeisters" der Pucelle, d'Äulon, kommt hierüber
folgende Stelle vor (Hl 219): „DU sncors i>Iu8 q>u.'i1 a u^ ciirs K
plusisur» teruiue8, Hui la äiote kucslls ont veus par pIu.8iLlir8 toil!
NU6 st 806N äs 8S8 8eoret8, c^uy onoc^ue8 n'avait eu lll 8ecreot6
ulalaclis <!c>8 s?mme8 et c^us Sinais nul n'su osut riei>8 eoßnoi8trs
«u appsrc'svoir pgi- 868 I>abi!1ßM6N8, iiß aultremsut^). Hienach ist also
oftmals von ihr nahestehenden Frauen bestätigt worden, daß sie nie periodische
Regeln hatte *). Auf diesen Umstand haben vielfach die Autoren hingewiesen
und betont, daß diese körperliche Eigenthümlichkeit sehr leicht krankhafte
Affecte und eine Umgestaltung des Seslenlebcns herbeiführte. Äehnliche
Fälle kann man aus den Ausführungen Osianders (Entwickelungskrankheiteu
des weiblichen Geschlechts. Gottingen 1817), des Professors Busch (Tas
Geschlechtsleben des Weibes) und neuerer Autoren ersehen. — Daß Ieanne
d'Arc stets die Keuschheit wahrte und deshalb den Namen der Jung-
frau mit Recht in der Geschichte führt, ist zweifellos. Wir können dies
aus zwei Berichten constatiren, von denen der eine aus Poitiers, der
andere aus Nouen, also aus der Zeit vor ihrem schrecklichen Tode stammt.
In Poitiers wurde sie nämlich auf Befehl ihrer geistlichen Ernminatoren,
welche die mittelalterliche Annahme theilten, daß eine reine Jungfrau nicht
des Teufels sein könne, da dieser über eine solche keine Gewalt habe, unter-
sucht. Es geschah dies durch Karls VII. Schwiegermutter, ^olande von
Aragon, nebst den Tamen von Gaucourt lIohanna von Preuilly) und von
Tröves lIohanna von Mortimer). Die Prüfung erwies Johannas Jung-
fräulichkeit**). In Roueu gefchcch die Untersuchung auf Veranlassung der
Beschützerin der armen Verfolgten, der Herzogin von Nedford, nnd hatte
das gleiche Resultat wie die vou Poitiers. Ter Restitutionszeuge Eolles
(III. 162. 8q.) sagt hierüber! „Deponit huoä iri5» »lolianrm luernt vi8iwta

') Er erklärt fcmer, das; er mehrere Flauen sagen hörte, welche besagtes Mädchen
mehrmals nackt sahen und von seinen Geheimnissen Wichten, daß es niemals die geheime
Krankheit der Frauen hatte nnd das; man niemals etuas an ihren Kleidern oder sonstwie
bemerken konnte.

**) III. 102. 209 8q. V. 87.

zior iuatronH8 st yuoct iuvsnta frlsrat Vir^o; e;t yuoä äiowm vi8it»ti<iii«iii
isosrnt tlsri äomina äuoiLsa öeclkoräille (III. 162. 8y.*). Man nruß
auch, wenn man den Zeugnissen gewisser Personen ihrer Umgebung, speciell
den Aussagen Alenyons, Thibaults und Aulons Glauben schenkt, zu der
Annahme geleitet werden, daß von ihr eine eigene sittlich-erhebende Kraft
auf Andere ausgegangen sein kann**).

Neben der Keuschheit pflegte Johanna wohl sehr die Tugend der Mäßig-
keit. Sie that dies wohl instinctiv; begünstigte sie ja hiedurch fortwährend
ihre Visionsanlage. Die Berichte, die über ihre Fasten gegeben werden,
möchte man oft als Uebertreibungen zu bezeichnen geneigt sein. So wird
behauptet, daß sie in den mühevollen Tagen der Erstürmung von Orlöans
manchmal nur eine Schnitte Brot mit etwas Wein zu sich nahm.

Ihre erste Vision hatte sie nach zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre
(im Sommer 1425)***) entweder in nüchternem Zustande oder nach voraus-
gegangenen Fasttage. Wahrscheinlicher ist Ersteies. Johanna widerspricht sich in
diesem Punkte, wie so oft im Processe. Im Verhörberichte vom 22. Februar
heißt es (I. 52): „Johanna hat am Tage vorher gefastet." Später aber

*) Er giebt an, daß Johanna von Matronen untersucht wurde und als Jung-
frau befunden wurde: und daß diese Untersuchung die Frau Herzogin von Bedford
machen ließ.

**) In Alen?ons Aussage heißt es (III. 100): „Einmal lag der Sprechende mit
derselben Johanna und Bewaffneten beisammen, und fah einmal, wie Johanna selbst sich
ihre Kriegskleidung anlegte, und einmal fah er ihren Busen, der schön war; jedoch hatte
der Sprechende nie ein fleischliches Gelüste nach ihr."

HI. 76 »q.: „Er fagt, daß er von Mehreren, die mit Johanna vertrauter waren,
gehört habe, daß sie nach ihr niemals ein Gelüste hegen konnten, wenn sie auch anfäng-
lich den Willen hatten: jedoch konnten sie sich nie an sie wagen und glaubten, daß man
keine Begierde nach ihr hegen könne: und vielmals, wenn sie von der Flcischessünde redeten
und gewisse Reden führten, die Begierde erzeuge» konnten, war es ihnen nicht möglich,
wenn sie dieselbe sahen und ihr nahten, davon zu sprechen, sie verloren auch plötzlich die
Fleischesbegierde, Und hierüber befragte er Mehrere, die manchmal Nachts mit der be-
sagten Johanna (in einem Zelte) lagen, und sie antworteten ihm, wie er oben erklärte,
indem sie gleichfalls sagten, daß sie und Andere, wenn sie in Gesellschaft des Mädchens
waren, kein Verlangen «ach einer Einigung hatten: und es scheint dem Aussagenden
eine fast göttliche Sache zu sein." (?) —

III. 219 (d'Aulon) „Obwohl sie ein junges Mädchen, schön und gut geformt war,
und er mehrmals, sowohl, wenn er ihr die Rüstung anlegen half, als auch zu anderen
Malen, ihren Busen und manchmal die Glieder nackt sah, und obwohl er oftmals in ihrer
Nähe uud stark, jung und in vollster Kraft war, so hatte er doch leine fleischliche Begierde,
eben so wenig als andere ihrer Leute, wie der Aussagende mehrmals erzählen hörte." <?)

Aehnliches behaupten auch die beiden Begleiter der Pucellc von Baucouleurs nach sshinon
(II. 438: 457).

***) Nach ihrer Behauptung am 22. Februar 1431 erging der erste Ruf von Gott
an sie im Sommer, als sie 13 Jahre alt war. (I. 52.) Am 27. Februar meint sie, eö
seien seit jener eisten Stimme wohl sieben Jahre verflossen. (I. 72.) Sie wäre also
im Jahre 1411 geboren und zur Zeit des Pwcesses nicht neunzehn, sondern zwanzig
Jahre alt gewesen.

erklärt der X. Artikel des Promotors, offenbar nach einer späteren Berichtigung der Pucelle: „Und damals war sie nüchtern und hatte nicht am vorhergehenden Tage gefastet." Jedenfalls war ihr Körper vor der ersten Vision prädisponirt, sowie jener z. B. des Sehers Swedenborg, in dessen Biographien ausdrücklich betont wird, daß er nur minimale Nahrung zu sich nahm.

Die Vision ist bei ihr offenbar, wie bei Anderen, vorerst in der einfachsten Form, in der des Lichtes, aufgetreten, in welchem sie dann, wie auch zumeist später, wenn sie ihre Stimmen horte, die verschwommenen Züge eines Gesichtes schaute***).

Erst allmählich nahmen die Züge festere Formen an, diejenigen, welche ihre Phantasie und ihr Wunsch ihnen gaben. Sie sagt selbst im Processe, sie sei anfänglich ungewiß gewesen, wer die Erscheinung war. „Zuerst," lautet eine Stelle in demselben, „hatte sie großen Zweifel, ob es der heilige Michael sei, der zu ihr kam."*) Eine andere Stelle ist gleichfalls wichtig: „Sie sah ihn vielmals, ehe sie wußte, daß es der heilige Michael sei."**) Der Zweifel nun mußte sie offenbar sehr peinigen, denn ich glaube, daß die Pucelle berechtigt war, anzunehmen, ein ganz anderes Wesen als der heilige Michael habe sich das Vergnügen gemacht, ihr zu erscheinen, — eine böse, verdammte Fee nämlich. Hier komme ich auf einen Punkt zu sprechen, der gleichfalls die Entwicklung der Visionen begünstigt zu haben scheint und in dem der Grund zu suchen ist, weshalb man so sehr geneigt sein tonnte, anzunehmen, Johanna sei von bösen Geistern inspirirt gewesen. Sie erzählte nämlich auf die Frage der Richter im Processe, ob ein wunderbarer Baum in der Nähe ihres Dorfes sei: „Es ist nahe genug bei Domremn ein Baum, der Baum der Damen (i'ai-d« äs» Dames) genannt wird, — Andere nennen ihn Feenbaum, — bei welchen, eine Quelle ist. Ich habe sagen gehört, daß die Fieberkranken aus dieser Quelle trinken und dahin gehen, um die Gesundheit wieder zu erlangen ... Ich bin selbst hiervon Zeugin gewesen. Ich habe auch sagen gehört, daß die Kranken, wenn sie aufstehen können, zu dem Baume spazieren gehen. Es ist dies der schöne Mai, der dem Herrn von Bourlemont gehört. Manchmal ging ich mit anderen Mädchen dahin und machte unter diesem Baume Blumensträuße und Guirlanden ... Ich habe mehrmals von alten Leuten, die aber nicht von meiner Familie waren, sagen hören, daß die

***) I. 75. „üt «ln wldeo revsllltinnsm, quin iki «it iumen." . . . („Und selten habe ich eine Offenbarung, ohne daß da ein Licht ist.")... „Vnlo 02m (vocsm) »uclit «in« olÄiiwts." („Selten hört sie dieselbe (die Stimme) ohne Klarheit.") Ferner I. 86: „IntsrloZat» qualem iissuiam ibi vi6«t, i«3ponäit: quoll viclet tHcism." („Gefragt, welche Figur sie da sehe, antwortet sie, sie sehe das Gesicht.")

*) ?l!ma vice dübuit m»FNHM äuditktianem, »n «8«et 83,not>L3 Aioullßl, qui vsnisnat »cl ip»»m I. 170.

**) Viäit, ip»um uiultntien«, »ntsquÄM 8oil«t, qunä «33«t 8»netu3 HlioKüsI. I. 171,

Feen an diesen: Orte verkehrten. Ich horte auch meine Pathin, Johanna, die Gattin des Maire Aub6ry, erzählen, das; sie die Fee selbst sah; ich weis; aber nicht, ob es wahr ist. Was mich anbelangt, so habe ich niemals, so viel ich weiß (!), die Feen unter diesem Baume gesehen und weiß nicht (!), ob ich sie anderswo sah oder nicht . . . Ich habe die jungen Mädchen Blumensträuße an den Zweigen des Baumes aufhängen sehen und habe selbst wie die Anderen solche aufgehängt ... Ich hörte meinen Bruder sagen, daß man in meinem Lande behauptete, daß ich die Bestimmung zu meiner That unter dem Feenbaume erhielt, aber das ist nicht wahr." l,,,I'2i oui äirs s, mon tlZre, yu'on cl>8ait c!»ü8 man pnv8, c^u« ^'»vgi8 pris mo» l»it 8UN8 I'^rdrs <iß8 I?ö63, inai csla n'k8t p.i« vr»i.'') ^1. 67. 68. 87. 88. 177. 178.) Wenn man diese offenbar mit großer Zurück-haltung gegebene Enthüllung einer Prüfung unterwirft und zugleich noch in Betracht zieht, daß Johanna, wie behauptet wurde, ihre Heiligen „Nathgeber von der Quelle" genannt haben soll, ferner selbst später zugesteht, daß sie an der Quelle einmal die heilige Katharina und Margaret« gehört habe (I. 295 8y.), so wird man einsehen, daß Gruud vorhanden war, sie der Annäherung an die zweifelhaften Feen einigermaßen schuldig zu halten. Dies fanden besonders die Richter, welche das Änathem über Zauberbrunnen und Feenbäume wohl kannten, und sie waren überdies zu der Annahme geneigt, daß die heimatlichen Feen mehr mit Johannas Visionen verknüpft waren, als sie selbst zugestehe» oder andeuten wollte, weshalb sie auch ihre „Heiligen" in großem Verdachte hatten und so gerne über deren Aussehen, Gestalt, Kleidung, Gesichtszüge und Eigenschaften Näheres von der fehr verschwiegenen Pucelle erfahren wollten. Jedenfalls mußte der Pucelle stets der Gedanke an die Feen naheliegen, und die Sage von ihren Erscheinungen konnte sie stets auf die Möglichkeit von Visionen überhaupt vcrweiseu und zur Genesis ihrer Hallucinationen mitgewirkt haben. So war es auch ganz leicht möglich, daß sie bei den ersten Erscheinungen bei deren Undeutlichkeit über die Natur ihrer Ursache sich nicht klar war, ja, wie gesagt, die Befürchtung hegen konnte, daß statt eines heiligen Michael oder anderer Himmlischer sich über-natürliche Wesen an sie herandrängen wollten, welche sie als mittelalterlich religiöses Mädchen nur für verkappte Newohuer der Feuer- uud Schwefel-region halten durfte. Mit ihnen wollte sie sich selbstverständlich aus Vernunft-gründen nicht weiter einlassen, da sie ja der Gedanke an Inguisitionsscheiter-haufen, der mit dem au deu Verkehr mit zweifelhaften Geistern associin war, unangenehm berühren mußte. Ihre Phantasie und ihr Wille suchte deshalb die verschwommenen Formen mehr nach den Bildern zu gestalten, die sie in ihrer Heimatskirche sah und vor Allem das hauptsächlichste Objeel der Verehrung in jener Zeit, den Beschützer Frankreichs, Sanct Michael, in ihnen zu entdecken. Anfangs fiel ihr dies schwer. Als aber die bei ihr während des ganzen Lebens hauptsächlich vorhandene Gehürhallucination durch ihr Verlangen zum ersten Male ausgelöst wurde und sie „eine fromme und

gute Stimme" hörte, wurden ihre Zweifel geringer (I. 169 8h.), und sie
hatte nun, wie sie ganz offen in, Processe sagte, den Willen, zu glauben, daß
der Sprechende der heilige Michael sei. Die diesbezügliche Stelle im Processe
ist eine schwerwiegende für die Erklärung der Entstehung ihrer Hallucina-
tionen. Sie ist aber trotzdem von den bisherigen Autoren ignorirt worden.
Ich gebe sie vollständig wieder: „Interi-o^ata, ciuomudo ipza ooßuovü,
hnocl ip8e erat Ductus Mctmel, rssponclit, huod per lohnelam 8ü»in
et per iäioina H,NFeI«rliin. luterrossat», huomo^o ereiiiäit, hiwck «rat
i6ioiüil ^UFkIurlim: re8ponäit, huocl Ip8a credickit 8ati8 oilo et dadnit
l8t»m vululltateul cie creäendu itluä." sl. 169 8h.: „Gefragt, wie sie er-
kannte, daß er der heilige Michael sei, antwortete sie, sie habe es durch
seine Sprache und das Idiom der Engel erkannt. Gefragt, wie sie glaubte,
daß es das Idiom der Engel sei, antwortete sie, daß sie es schnell genug
glaubte und den Willen hatte, es zu glauben.") Hierzu gehört noch folgende
Stelle, welche sich auf Michaels Begleitungsengel, von denen ich später
sprechen werde, bezieht: „InterroFata, hualiter eo^novit, huoä er»nt
^.nz;eli: re8pon<tit yuuck crecliäit iioe 8<»ti8 cito et daduit i8wm volun-
tatem liuo crecienlli." <I. 171: „Gefragt, wie sie erkannt, daß es
Engel seien, antwortete sie, daß sie dies schnell genug glaubte und den Willen
hatte, es zu glauben.") Man braucht also im Falle Ieanne d'Arcs gar
nicht mehr allgemein auf die Beobachtung hinzuweifen, daß der Kein: der
«allucination durch den Willen ausgebildet werden kann, da man diefe offene,
naive Erklärung besitzt, welche auch das Vorhandensein und die Macht der
Autosuggestion darlegt. Johanna kann für uns nunmehr ein neuer Beweis
für die Gewalt des Willens und der Vorstellung sein, welche eine selbst von
unserer modernen Psychologie nur geahnte, nicht vollständig erkannte Aus-
dehnung besitzen dürfte.

Die zunehmende Intensität des Wollens scheint der Jungfrau allmählich
die ganze Gestalt des heiligen Michael vor die Sinne gezaubert zu haben.
Leider entsprach dann dieselbe nicht ganz den theologischen Begriffen von der
Herrlichkeit des Himmelsfürsten. Sie sah nämlich, wie sie einmal den
Nichtern, obwohl sie sonst sich nicht auf Mittheilungen über die Erscheinungen
einließ, enthüllte, denselben in der Gestalt, die ihm wahrscheinlich ein wenig
idealer Bildhauer in ihrer Heimatskirche gegeben hatte, in der Gestalt „ä'un
trö8 vsÄve prelici'Komiue", „uniu8 veri88iini prudi liumini3", (I. 173)
wie die anticiceronischen Geistlichen in ihr Inguisitionslatein übersetzten,
„eines wahren Niedermannes". Die Begleitungsengel nun, — denn es
schickte sich ja nicht, daß der Himmelsfürst ohne Gefolge kam, — die sie
mehrmals gesehen zu haben behauptet, konnten ihre Gestalt bei ihrer großen
Anzahl — waren es ja nach ihrer Annahme mille millin ^u^elorum,
Millionen von Engeln, was die Nichter zu großer Skepsis veranlaßte, —
leider nicht vollständig materialisiren. Sie erschienen ihr vielmehr, wie sie
am Todestage, bei ihren, zweiten Widerrufe im Kerker erklärte, nur als

kleine Miniaturbilder, was an die Engelsköpfchen in den Kirchen eriunen.
Sie sagt (1. 478, s^.; I. 481), sie seien gekommen ,,in mussna mi>Itit»llin^
ßt in iniüiina <iunntit»ts 8eu in inininiig rsdu»"^). Wir haben also
hier eine interessante Verkleinerung der Hallucinationsgestalten bei grünere:
Zahl derselben. — Ganz klar scheint sie übrigens auch den heiligen Michael
selten gesehen zu haben. Wenigstens »lochte man dies aus ihren aus-
weichenden Antworten schließen. Nachdem die Nichter bereits von der
Pucelle den Bescheid erhalten, sie hätte keine Erlaubnis,, ihnen Näheres über
das Aussehen des Himmelsfürsteu zu sagen, fuhren sie dennoch zudringlicl'
fort: „War der heilige Michael nackt?" Tarauf antwortete die Angeklagte
witzig: „Glaubt Ihr, Gott habe nichts, um ihn zu bekleiden?" Richter:
„Hatte er Haare?" Pucelle: „Warum wären sie ihm abgeschnitten worden?"
Richter: „Hatte er eine Wage?" Pucelle: „Ich weis; nichts." Schliestlict,
antwortete sie auf eine wiederholte Frage, sie wisse nicht, ob er Haare habe.
<I, 73.) Seine volle Gestalt scheint sie sich selten haben hervorzaubern zu
können, und überdies wollte Michael uicht lange mit ihr verkehren, sondern
sagte ihr eines Tages, er werde ihr zwei seiner Untergebenen, zwci weil-
liche Heilige, Katharina (nach der auch ihre Schwester getauft war» u,w
Margaret«, zu denen sie eine grosie Verehrung hatte, senden, die zu ihrer
Führung bestimmt wären, und denen sie glauben solle, da es nach Gottes
Vorschrift sei. (I. 169, 70.) Tie Beiden kamen auch wirklich. Aber, wie
den heiligen Michael, erkannte sie auch diese nicht sogleich, wie sie im
Processe sagt, sondern erst nach längerer Anstrengung. (I. 72,310.) Wer von
ihnen zuerst km», hatte sie in Roueu bereits vergesseu. lldicl.) Vier Wochen
vor ihren» Tode gesellte sich ihnen noch eine neue Gestalt bei, von der sie
fest glaubte und von der ihr die Heiligen sagten, das; sie der heilige
Gabriel sei. (I. 400.) Ter Vorgang der Autosuggestion hat sich also mebr-
»»als beim Wechsel des Hallucinationsobjectes wiederholt.
Sie selbst glaubte nun fest all die Nealität der Erscheinungen und die
Identität derselben mit den Himmelsgeistern. Hatte sie ja dieselben, wie
sie mehrmals betonte, mit den leiblichen Äugen gesehen. <I. 73. I. 93.)"»
Sie glaubte hieran so fest wie an das Tasein Gottes <I. 93) oder an den
Erlösungstod Ehristi. »I. 274 8y.) Wenn sie nun die Engel und Heiligen
wirklich so gnt gesehen hat, das; sie sicher wickle, sie seien Heilige ans dein
Paradiese, wie sie behauptet <I. 93», so »ms; es allerdings ausfallen, das, sie.
wie fchon bemerkt, so energisch sich weigerte, näbcre Aufklärungen zu geben.
Hierfür könnte man einen Grund darin finden, das; Johanna bei ihrer
Klugheit wohl geahut haben mns;, wie leicht bei Beschreibungen ihrer Visionen,
die offenbar in ihre»! Aussehen, wie aus der Enthüllung über den heiligen

*) „In gros;« Mcnssc und in kleinster Griiszc oder wie Ncinstc Tmge."

**) l^sso villi enz m-üli^ mci^ ^ori'oriilidu« aeczue den« »irnt e^c> video vo3.
(Ich habe sie mit meinen leidlichen Nüssen sseschcn ebenso gut, wie ich Euch sehe.)

Michael geschlossen werden kann, weniger den Anforderungen von Theologen an Heilige entsprochen haben, der Verdacht der Nichter gegen dieselben erregt werden konnte. Es dürfte aber auch zu schließen sein, daß die Pucelle speciell die beiden Heiligen, mit denen sie am meisten verkehrte, Katharina und Margaret«, nur selten in ganzer Gestalt und dann zumeist wohl nur in verschwommenen Umrissen gesehen hat, während in der Regel die Gehörhallucination bei il,r vorherrschte, die sich in den bei ihr so wichtigen „Stimmen" zeigte (welche, wie es scheint, häusig mit der Vision des Gesichtes der Heiligen verbunden waren), so daß man also die Veranlassung der Zurückhaltung auch in der Unvollständigteit und Unklarheit der Visionen suchen kann. Allerdings weist eine Proceßstelle darauf hin, daß die Gestalten wenigstens einmal vollständig und mit größerer Klarheit vor ihr gestanden sind. Dieselbe lautet: „Gefragt, ob sie jemals die heilige Katharina und Margaret« geküßt und umarmt habe, antwortete sie, sie habe Neide umarmt. Gefragt, ob sie einen guten Genich gehabt hätten, antwortet sie, es sei gut, das zu wissen, daß sie einen guten Geruch gehabt hätten. Gefragt, ob sie bei der Umarmung eine Wanne oder etwas Anderes empfunden habe, antwortete sie, sie habe sie nicht umarmen können, ohne zu fühlen und sie zu berühren. Gefragt, an welchem Dheile sie dieselben umfaßt habe, ob oben oder unten, antwortete sie, daß es sich besser schicke, sie unten als oben zu umfasseu." (Sie will hier offenbar auf die Nothwendigkeit der Demuth anspielen. I. 185 8h.) Tue Gestalten waren also in diesen« Falle der Hcülucination des Dast- und (Geruchssinnes sicher vollständig ausgeprägt. Dies kann jedoch nur ausnahmsweise geschehen sein; spricht ja sonst Johanna immer mehr von den „voesz Kanotoruin", „den Stimmen der Heiligen" als von den Heiligen selbst.

Diese Stimmen hörte sie täglich, wie sie sagt*), und sie that Alles auf Oeheiß derselben**).

Die Hallucination des Gehörs war also bei ihr am häufigsten; wahrscheinlich ist, daß sie vielfach, wenn auch nicht immer, auch von der des Gesichtes derart begleitet war, daß sie das Antlitz der sprechenden Heiligen erblickte. Denn sie antwortet auf die Frage, welche Figur sie bei der Lichterscheinimg und Stimme sähe, daß sie daselbst das Gesicht schaue. (I. 86.) Früher hatte sie jedoch auf die Frage, ob jene Stimme, von der sie Rath erbat, Gesicht und Augen habe, erklärt: „Das werdet ihr nicht mehr (von mir mitgetheilt) haben." Und sie fügte bei: „Es ist ein Spruch kleiner minder, daß manchmal Menschen gehangen werden, weil sie die Wahrheit sagen." (s. «5.)

*) I. 57: „It«m <!ieit ,7oI>2,lN3, cz»<)<! nc,n egl 6i«8, szuin llu<Ii»t illni» «t «ti»m bsn« in6iß«t vocom," «(5'bcnso saat Zohauna, da« lein Tllss Ucrache ohne daß sie diese Stimme höre, und sie derselben auch sehr bedürftig sei.)

**) I. 1l!3: „Intüm, s>no<l lsei. >ie donn, «sso seri per pr^eeeptoin vurum we»lum. (Alles, was ich Gutes that, habe ich auf Oeheif; meiner Stimmen aethau.»

Ueber die Entstehung der Gesichts- und Gehürshallucinationen hat uns
der nordische Seher Swedenborg besser als Ieanne d'Arc aufzuklaren gesucht,
indem er zugleich den Beweis lieferte, daß die Visionen und Stimmen nicht
objectiver, sondern subjectiver Natur sind. Ich will hier seine diesbezüglichen
Erörterungen folgen lassen. In seiner Schrift vom Himmel und der Hölle
(Swed. auserlesene Schriften. Frankfurt a. M. 1776 I. 66) sagt er:
„Man muß aber wissen, daß die Engel von den Menschen nicht durch
die Augen des Leibes, sondern durch die Äugen des Geistes gesehen werden.
Die geistliche Welt wird von dem Menschen gesehen, wenn er von dem Ge-
sichte des Leibes abgezogen und ihm das Gesicht des Geistes eröffnet wird.
Alsdann weiß der Mensch indeß nichts Anderes, als daß er mit den Augen
des Leibes sehe." Ueber das Hören äußert er sich: „Die Rede eines Engels
oder auch eines Geistes mit dem Menschen wird so laut gehört, als das
Reden eines Menschen mit dein anderen, aber sie wird nicht von denen, so
dabei stehen, sondern von ihm allein vernommen. Die Ursache ist, weil
das Reden eines Engels oder eines Geistes zuerst in das Denken des
Menschen und hernach durch einen inneren Weg in sein Gehürwerkzeug ein-
flieht und dieses also von innen bewegt, wogegen das Reden eines Menschen
von außen herein in das Ohr kommt und dasselbe von außen bewegt. Daß
das Reden eines Engels oder Geistes von innen heraus in das Ohr dringt,"
fügt er bei, „wurde mir auch daraus offenbar, daß es auch in die Junge
kommt und sie in leichte, zitternde Erregung bringt." (p. 269.) „Die Engel,
welche mit dem Menschen reden," so belehrt der Seher uns hinsichtlich der
Geistersprache (idiä. p. 266), „reden nicht in ihrer Sprache, sondern in der
Sprache des Menschen, und auch in anderen Sprachen, die der Mensch
inne hat, nicht aber in Sprachen, die der Mensch nicht versteht. Die Ur-
sache, daß es sich so verhält, ist die, weil die Engel, wenn sie mit dem
Menschen reden, sich zu ihm wenden und sich mit ihm vereinigen. Der
Engel aber oder auch der Geist, wenn er zu dem Menschen kommt und
durch die Wendung sich mit ihm vereinigt, dringt in das ganze Gedächtnis?
des Menschen ein, so daß er selbst beinahe glaubt, er wisse die Gedanken
und die Sprache des Menschen von sich selbst, während er sie doch nur in
dem Gedächtnisse des Menschen liest. Ich habe darüber mit den Engeln
gesprochen und gesagt: sie meinten vielleicht, daß sie mit mir in meiner
Muttersprache redeten, weil es sich also empfinden und vernehmen lasse, da
doch nicht sie es wären, welche redeten, sondern ich."

Dieses Reden in der Muttersprache ihres Schützlings liebten auch die
Heiligen Johannas. Sie sprachen, wie sie bemerkt, vorzüglich französisch.
(I. 86.) In dieser Hinsicht waren sie sowohl den Geistern Swedenborgs,
als auch denen anderer Seher und Seherinnen ähnlich.

(kchluh f°l«t,)

Der Aommabacillus in Wasser und Eis.

von

L. Fürst.

^ Vcrlin. —

!? unangenehm und nachtheilig eine ängstlich-übertriebene „Nacillo-
phobie" ist, so wenig Vortheil bringt es andererseits, wenn die
weiten Kreise der Bevölkerung über die bacilläre Ursache epi-
demischer Krankheiten nicht völlige, dem neuesten Standpunkte der Wissen-
schaft entsprechende Klarheit haben.

Von Zeit zu Zeit lohnt es sich wohl, einen solchen aufklärenden Ueber-
blick zu geben. Ter Perständige wird durch klares Wissen und Kennen nie
beunruhigt, im Gegentheil. Er gewinnt gerade, weil sich ihm das scheinbar
Unheimliche einer Sache mehr und mehr als eine Natur-Erscheinung ent-
hüllt, die sich durch Mikroskop und Eultur-Tfen in ihre Elemente auflösen,
sich in ihrem gesetzmäßigen Gange nachweisen läßt, die in solchen Zeiten
doppelt nothwendige Ruhe und Besonnenheit. So verliert auch das Wort
„Cholera", vor welchem der Unwissende in bleicher Furcht erbebt, für ihn
seine Schrecken. Nietet ihm doch dieselbe Wissenschaft, die ihn aufklärt,
gleichzeitig das Schwert zu ihrer Bekämpfung, den Schild zum Schutze gegen
ihre tödtlichen Pfeile.

Nur der Unwissende ist waffen- und schutzlos. Er ergreift die
thörichtesten Maßregeln oder legt in stumpfer Ergebung die Hände in den
Schoß. T>ie Presse aber hat die Pflicht, Helles Licht zu verbreiten, un-
bekümmert darum, ob es nur den Einsichtigen leuchtet, ob es auch hier und
da Thoren blendet oder verwirrt. Sie kann nicht um der Letzteren willen
ihre höchste Aufgabe, durch Belehrung dem öffentlichen Wohle zu dienen,
vernachläfsigen. Sie muß, einen» Waffenschmiede gleich, das Vollkommenste

an Waffen liefern; die Furcht, daß diefe Waffen gemißbmucht werden könnten, darf ihn in feinein Schaffen nicht irre machen.

In einer Zeit, wie heutzutage, in welcher die Knnde von den Krant-Heits-Erregern keinem Gebildeten mehr ganz fremd. Vielen fogar recht vertraut ist, hätte es keinen Zweck, der Volksbildung, die ja das einzige Mittel für das Verständnis; hygienischer Maßregeln und Vorschriften ist, Scheuklappen anzulegen.

Der Komma-Nacillus oder echte Cholera-Vibrio, welcher nach unferen heutigen, auf Robert Kochs Entdeckung aufgebauten Kenntnissen vorhanden sein muß, wenn die Diagnose „Cholera" gesichert sein soll, hat auf dem diesjährigen „Congreß für innere Medicin" zu Wiesbaden seitens der Referenten Rumpf (Hamburg) und G affin (Gießen) volle Anerkennung gefunden. Der Crstere, welchem in Folge der enormen Hamburger Epidemie eine sehr große Erfahrung zur Seite steht, ist zu dem Resultate gekommen, daß sich der Komma-Bacillus bei der Section der an Cholera Verstorbenen stets vorfand, fobald der Tod innerhalb der ersten 6—7 Tage eingetreten mar. Später allerdings gelang der Nachweis nicht mehr so regelmäßig, doch fanden sich »och am 18. Tage entwicklungsfähige Eremplare. Rumpf und sein Mit-Referent erklärten es für ganz unzweifelhaft, daß der Koch'sche Komma-Nacillus das ursächliche Moment der Cholera ist, bei der er ausschließlich und regelmäßig vorkommt und schon während der Krankheit in den Entleerungen nachzuweisen ist. Daß die mit Letzteren den Körper verlassenden Vibrionen sofort weitere Ansteckungen bewirken können, ist unbestritten.

Wenn auf einem medicinisch-wisfenschaftlichen Congresse das Urtheil der Referenten in diesem bedingungslosen Ausspruche gipfelt, fo darf man es als den Ausdruck der Meinung der gegenwärtigen deutschen Aerzte ansehen und als feststehend betrachten.

Dennoch ist dein echten Cholera-Vibrio sofort ein ihm täuschend ähnlich aussehender „falscher Temetrius" erstanden, ja es sind mehrere Prätendenten aufgetaucht, die, gestützt auf ihre Familien-Aehnlichkeit, den« Cholera - Bacillus entweder die Alleinherrschaft entreißen, ihn seines Nimbus entkleiden oder die Herrschaft mit ihn: theilen möchten.

Verschiedene Forscher, wie Finkler, Prior, Fürbringer u. N. fanden bei der einheimischen oder unechten Cholera s^dolsi-» uo8ti-a8), die alljährlich, zumal bei Kindern, auftritt und nicht felten tödtlich verläuft, eineu fehr ähnlichen Bacillus, ebenso Vogler (Mona) bei ungefährlichen Diarrhoen einen dem Koch'schen Bacillus in Form ähnlichen, aber von ihm in Lultur und Neaction verschiedenen Vibrio. Neuerdings hat sich auch nach Weigel, Günther u. A. im Flußwasser ein solcher gefunden, der in Gestalt, Cultur und Wirkung kaum von dem Bacillus der asiatischen Cholera zu unterscheiden ist.

Andererseits sind genügend viel Fälle einheimischer Cholera, welche zum Tode führten, beobachtet worden, ohne, daß man — trotz des ähnlichen klinischen Verlaufes — den Kommabaeilluö fand. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß Jemand an einer der Cholera mindestens nahe verwandten Krankheit sterben kann, ohne daß Cholera-Vibrionen sich finden.

Die Sache liegt so, daß man trotz ähnlicher Symptome die Diagnose „Olwlßi-n a8iltti<H" in Folge negativen bacteriologischen Befundes nicht stellen kann. Der Fall kann dennoch ebenfo fchwer verlaufe«, obgleich der „constante Begleiter der Cholera, das einzige concrete Merkmal zur Feststellung der klinischen und anatomischen Diagnose" — wie sich C. Fränkel (Hamburg) ausdrückt — fehlt und obgleich, wie er fagt, „Fälle, die klinisch für Cholera anzusehen sind, bei denen aber >tommabacillen sich nicht finden, nicht zur Cholera zu rechnen sind".

Für das schlichte Verständnis; der Bevölkerung im Ganzen und Großen, welche ja doch schon sehr viel Sinn für Bacteriologie besitzt, hat dieser anscheinende Widerspruch etwao Verwirrendes. Wenn einerseits der Komma-Vibrio ein notwendiges Attribut der Cholera ist, andererseits diese den Menschen befallen kann, ohne daß sich der Kommabacillus findet, schließlich aber auch dieser sich in den Entleerungen eines Menschen nachweisen läßt, ohne daß der Betreffende — sei es aus Mangel an Disposition oder in Folge einer auf gefunden Verdauungswegen beruhenden Immunität — sich inl Geringsten krank fühlt, so sind dies noch zum Dheil ungelöste Näthsel und offene wissenschaftliche Fragen.

Daß wir auch darüber Aufklärung erhalten, warum in einem Falle Dod an Cholera ohne den Vibrio, im anderen Falle der Vibrio ohne Cholera beobachtet wird, ist nur eine Frage der Zeit. Das letzterwähnte Borkommniß ist vielleicht häufiger, als man denkt; es kommt sicher nicht so selten vor, daß Mancher den Cholera-Vibrio zufällig aufnahm und wieder ausschied, ohne in seinem Befinden gestört zu sein, während er dennoch zum Zwischenträger des Ansteckungsstoffes für Andere, mehr Disponirte wnrde.

Die Sphinr „Bacteriologie" giebt den Forschem noch manches Näthsel zu lösen. Wer wird der iDedipus sein? Wir denken: Koch und seine Schule. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß der bacterioskopischen Diagnose, welche in genau nachweisbarer Form die Feststellung der Krankheit, den positiven Befund eines sicheren Kennzeichens, ermöglicht, die Zukunft gehört.

Die von Koch, Dunham, Baeyer, Nencki, Vrieger, Schottelius u. A. verbesserte Methode eines schnellen Nachweises der Kommabacillen ist ein großer Fortschritt auf diefem Gebiete. Die in wenigen Minuten durch Deckglas-Trockenpräparate mit verdünnter Ziehl'scher Fuchsin-Lösung festzustellende mikroskopische Diagnose, deren einmaliger negativer Befund aber nicht genügt, wird durch ein verbessertes Culturverfahren wirtsam ergänzt. Es ist dies die von Dnnham angegebene Züchtung iu alkalischer sterilisirter Pepton-Lösung (1°/u mit 0,5"/,, Kochsalz», eine Methode, die

schon nach li Stunden bei 37" eine Reincultur ergiebt, aus welcher dann bei gleicher Temperatur sich in 8—10 Stunden eine Agar-Cultur gewinnen laßt. Die dritte Errungenschaft ist die LH olerar oth-Reaction einer solchen Reincultur, d. h. die Neaction der wässerigen Lösung von Indol, einem Fäulnißproduct des Eiweißes. Das Indol, welches sehr frühzeitig in ueptonhaltigen Cholera-Eulturen auftritt, vereinigt sich mit der gleichzeitig darin entwickelten salpetrigen Säure durch Vermittelung von concentrirter, nitritfrcier Schwefelfäure in den vurvurrothen Farbstoff, der zur Zeit als „besonderes Kennzeichen" im Signalement des Eholera-Vibrio gilt. Wir verdanken diese Kenntnis; hauptsächlich Nrieger und Salkowski.

Neuere Forschungen haben sich mit demjenigen Element beschäftigt, welches wohl am häufigsten den Ausgangspunkt und das Verbreitungsmittel der Epidemien bildet, mit dein Wasser. Daß dies in seiner Verwendung als Trink- und Gebrauchswasser, je nach seiner Herkunft ans Brunnen, Leitungen oder Flüssen, für Jedermann die größte Bedeutung hat, indem Niemand auch nur einen Tag ohne Wasser eristiren kann, bedarf keiner Betonung. Jeder ist an der Forderung reinen, gesunden Wassers, an den. Verlangen nach strengsten Maßregeln gegen dessen Verunreinigung interessirt. Es ist eine gemeinsame Gefahr, gegen die Alle geschlossen vorgehen müssen und zu deren Bekämpfung jeder Einzelne beitragen kann. Tie Hamburger Epidemie gab auch hieriu deutliche Fingerzeige.

Jene Epidemie — ein unfreiwilliges hygienisches Erperiment an der gesammten Bevölkerung einer Kroßstadt — hat, wie Koch darthat, den Beweis für die Bedeutung der Nolle, welche das Wasser bei der indirecten Uebertragung spielt, klar erbracht. Genau an der Grenze der Hamburger und Altonaer Wasserversorgung schnitt auch die Seuche ab, Hamburg verheerend, Altona verschonend.

Hamburg bezog sein Wasser im unfiltrirten Zustande aus der Elbe oberhalb der Stadt, wo es relativ rein war, Alton« im filtrirten Zustande unterhalb der Stadt, wo die Elbe von Verunreinigungen wimmelte.

Im Uebrigen waren alle Boden- und Eanalifations-Verhältnisse für beide Städte gleich. Und dennoch machte die Seuche bei der Altonaer Stadtgrenze haarscharf Halt. Sogar in einer Straße, deren eine Seite sich von Hamburg, deren andere sich von Alton« mit Wasser versorgt, bot die eine Tod und Verderben, die andere das Bild guten Gesundheitszustandes. — Das gab zu denken. — Woran lag es? Koch ermittelte, daß das ursprünglich viel schlechtere Wasser Monas durch die Filtration von Eholerabacillen befreit wurde, während das Hamburger Wasser, das unfiltrirt war, trotz der Entnahme an günstiger Stelle massenhaft Cholera-Vibrionen enthielt, die ans den Sielen und von den Kähnen stammen mochten. Das bedeutungsvolle Ergebnis, war also: „Filtration reinigt das Wasser und schützt vor Cholera."

Aber noch ein anderes wichtiges Resultat fand «och, nämlich die Art,
wie Leitungen zu filtriren sind. Die Filter solcher größerer
Leitungen enthalten eine Sand- und Kiesschicht, welche das zu reinigende
Wasser durchlaufen muß und an deren Oberfläche es die Verunreinigungen
in Form einer Schlammschicht zurückläßt. Diese ist eigentlich die sil-
trirende Schicht. Nur wenn sie nicht unter 30 cm stark ist und wenn
das Wasser mit keiner größeren Geschwindigkeit als 100 mm in der Stunde
diese Schicht passirt, hält sie die Krankheitserreger zurück. Fehlt die
Schlammschicht, ist sie zu dünn, wird sie zu oft und ehe sie die nüthige
Mächtigkeit hat, behufs „Reinigung" der Filteranlage entfernt, so fließt das
Wasser zu schnell, nur unvollkommen von Vibrionen befreit, durch die Sand-
uno Kieslage. Dann allerdings kann selbst filtrirtes — aber unrichtig fil-
trirtes — Leitungswasser Ansteckungsstoffe auf die Bevölkerung, welche das
Wasser verwendet, übertragen. Allerdings muß die Schlammschicht häusiger
entfernt werden, wenn sie zu schnell undurchlässig wird, was sich bei einem
an Lehm oder Algen reichen Wasser zu ereignen pflegt. Eine derartige
Entfernung der nicht mehr filtrirenden Ablagerungen kann schon in einem
Tage nothwendig werden; gewöhnlich aber functionirt die Schlammschicht
mehrere Tage bis Wochen, und erst nach solchen Zeiträumen werden die
verschiedenen Filterbassins einer Leitungsanlage wechselweise zu reinigen sein.
Wie schon angedeutet, darf die Schlammschicht auch nicht unnüthiger-
weise entfernt werden, denn gerade sie ist die Schutzwehr. Das zeigt sich
so recht im Winter, wenn sie im offenen Filterbecken an ihrer Oberfläche
gefriert und rissig wird, oder wenn die Becken eben gereinigt worden sind.
Sofort ergiebt dann die bakteriologische Prüfung wieder Mikroben in
größerer Menge. Ueberhauvt lassen sich solche ja nicht absolut zurückhalten;
die Sand- und Kiesschichten gestatten immer noch eine Ansiedelung von
Mikro-Organismen, aber ihre Anzahl ist verschwindend gering und praktisch
bedeutungslos. Auch ist nicht zu leugnen, daß in den Leitungsrohren einzelne
Ansiedelungen längere Zeit haften und sich vermehren können, ohne regel-
mäßig fortgespült zu werden. Es kann dadurch eine ungleiche Vertheilung
der Bacillen entstehen, so daß keimfreies und kernhaltiges Wasser abwechseln.
Auch diesen Uebelstand wird die Technik wohl noch beseitigen lernen.
Die Bedeutung des Wassers als Träger und Verbreitung von
Mikroben ist eine ganz eminente. Wenn 1 com unfiltrirten Elbwassers
einige Hunderttausend Keime enthielt, 1 com des filtrirten Wassers aber
nicht viel mehr als 100 Keime, so sprechen diese Zahlen deutlich.
Die kleine, aber schwere Epidemie in Nietleben bei Halle bestätigte
Kochs Angaben. Die Trinkwasserleitung der dortigen Anstalt entnahm
ihr Wasser aus der bereits von Leipzig her durch die Elster verunreinigten
Saale und zwar speciell von einer Stelle, oberhalb welcher ein sehr
schmutziger Bach in die Saale mündet. Das etwas verdünnte, unsaubere
Wasser des Letzteren gelangte in die Filteranlage, die aber, da sie für eine

so große Anzahl von Anstaltsbewohnern nicht ausreichte, mit zu großer Geschwindigkeit (170 mm in der Stunde) filtriren wußte. In Folge dessen konnten die Filter nicht mehr ein Passiren der Keime hindern, zumal die Verschmutzung eine zu häufige Entfernung der Schlammschicht nothwendig machte. Selbst in dem bereits filtrirten Wasser fand Pfuhl noch 52 410 Keime im ccm, im unfiltrirten sogar 302 400 Keime. Speciell Cholerabacillen konnte Koch noch im filtrirten Wasser dort nachweisen.
Nach diese»: Befund ist es nicht gut zu verstehen, wie Hüllmann au dein bacteriellen Charakter der dortigen, offenbar von einem Hamburger Wärter eingeschleppten Epidemie zweifeln kann und geneigt ist, andere locale, insonderheit Bodenverhältnisse dafür verantwortlich zu machen. Gerade diefe waren, da der Untergrund Porphyr war, nicht ungünstig, wohl aber die unhvgienische Wasserversorgung, welche einem schon durch vorangegangene, mehrmonatliche Brechdurchfälle disponirteu Meuschenkreise zu Dheil wurde.
Hamburgs neue Wasserleitung besitzt offene Filter von 7500^ Meter Flächen-Inhalt. In Berlin find die offenen Filter des Stralauer Werkes vier Mal fo gros; wie die Altmmer. Daß fo große Filter-Anlagen, zumal wenn sie im Winter vereisen, schwer zu reinigen sind, ist nicht zu leugnen. Auch hier wird die Technik einen Ausweg finden. Zufällig traf im Winter 1^92 in Altona eine vorübergehend ungenügende Functiou der Filter mit großein Reichthum des Elbwassers an Keimen, die aus Hamburg durch eine Nach-Epidemie in den Fluß gelangt waren, zusammen. Die Folge war sofort eine Nach-Epidemie in Altona. Auch die im September I5i93 zu Hamburg aufgetauchten Fälle sind auf einen Defect in der Filter-Anlage, in Folge dessen Elbwasser unfiltrirt in die Leitung gelangte, zurückgeführt worden.
Man sieht aus alledem, daß der Ursprung eines Leitungswassers nicht genug beachtet werden kann. Es folgt aber auch aus den bisherigen Erfahrungen die Lehre, die Speisung einer Wasserleitung durch Flußwasser thunlichst zu vermeiden, insbesondere, wenn dieses nicht ganz einwandsfrei oder gar der Verseuchung verdächtig ist. Muß man aber solches Wasser trinken, so verlasse man sich nicht zu fest auf die Reinigung desselben durch Filter-Anlagen im Großen, sondern gehe lieber sicher und genieße das Nasser nur im abgekochten und wieder erkalteten Zustande.
Indem Koch die Zahl von 100 Keimen in einem Eubikcentimetcr Wasser als die höchst zulässige Zahl bezeichnet, tritt er zugleich dafür ein, daß iu Zukunft nur das reine Quellwasser für Leituugeu benutzt werde, wie dies schon in vielen Städten Deutschlands der Fall ist. Anch zeigte er, wie man die oft bedenklich verunreinigten „Kefselbrunnen" durch Auffüllen mit Kies und darüber mit feinkörnigem Sand bis zum Brunncnrande und durch Einführen eines eifernen Pumprohres auf einfache Weife zu gut filtrirten Brunnen umwandeln kann.
Die Untersuchungen des Begründers unserer heutigen Bacteriologie haben damit gerade jetzt eine große Bedeutung für die Epidemiologie und

das öffentliche Sanitätswesen gewonnen. Es ändert sich an diesen hohen Verdiensten nichts durch die Frage, ob nicht ähnliche Vibrionen, wie der von (Holyra ll8i2tioa eristiren, welche keine oder geringe pathogene Bedeutung haben. Auch hier führt nur rastloses Forschen und Streben nach der Wahrheit zur Klärung noch dunkler Punkte und damit zum Ziele.

So hat jüngst Dunbar im Hygienischen Institut zu Hamburg im Elb ströme Eholerauibrionen-ähnliche Bacillen gefunden. Von 77 Wasserproben, die den verschiedensten Stellen des Flusses entnommen waren, ergaben 20 eine Vibrionen-Ärt, welche dein echten Komma-Vacillus zum Verwechseln gleicht — und das in diesen: Juli, also in einer für Hamburg völlig cholerafreien Zeit. Die Enlturen hatten „fast ganz das Aussehen einer Eholera-Eolonie"; das Wachsthum geschah „sehr ähnlich"; es ergab sich „kein wesentlicher Unterschied". Auch die Thieruersuche zeigten „keine durchgreifenden Unterscheidungsmerkmale", ja die Entwickelungs-Energie war sogar größer als beim Koch'schen Bacillus. Der Dunbar'sche tödtete die Versuchs-Meerschweinchen in gleicher Dosis unter ähnlichen Symptomen.

Wir haben also hier die merkwürdige Erscheinung, daß sich Vibrionen, die weder in der Form noch in der Eultur und Wirkung sich wesentlich vom Kommabacillus der asiatischen Cholera unterscheiden, jetzt im Elbstrome bei Hamburg sehr verbreitet und zweifellos nachzuweisen waren, ohne daß dort Eholera austrat. Vor dem 19. Juli dieses Jahres hat keine der über 100 Wasserprüfungen den Bacillus ergeben; feit diesem Tage ist er massenhaft vorhanden. Ist der Sommer seiner Entwickelung günstig gewesen? Ist er eine harmlose Abart, eine abgeschwächte Form des Eholera-Bacillus? Birgt er eine Infections-Gefcchr oder ist er unschädlicher Natur? Wir erhalten auf diefe Fragen keine Antwort. Die Zukunft muß sie uns geben; denn welche Irrthümer, welche ungerechtfertigte Maßregeln können vorkommen, wenn ein fo gleichartiger, leicht täuschender Befund sich bei der Flußwasserprüfung felbst einem geübten Nacteriologen darbietet, ein Befund, welcher übrigens an die C. Fränkels im Rheinhafen zu Duisburg erinnert.

Wir fehen, es ist durchaus noch unentschieden, welche Bedeutung diese Wasser-Vibrionen haben, und wir müssen — angesichts solcher Beobachtungen — in den gesundheitspolizeilichen Schlußfolgerungen große Vorsicht walten lassen.

Verunreinigungen des Trinkwassers durch Tnphus-Bacillen und durch Eiterkokken, wie sie schon wiederholt beobachtet wurden, sind dagegen viel weniger leicht mißzudeuten. Hat doch erst neuerdings Landmllnn (Frankfurt a. M.) in einem Brunnenwasser, nach dessen Gebrauch die umwohnenden Familien stark von eitriger Mandelentzündung und Diphtherie heimgesucht worden waren, Streptokokken (also Eiter-Keime) in erschreckender Mächtigkeit nachgewiesen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß auch die oben erwähnten Wasser-Vibrionen in irgend einer Beziehung zur

Cholera stehen. Ihre eminente Aehnlichkeit mit dein Komma-Vacillus der asiatischen Cholera macht sie von vornherein verdächtig.
Wiederholt wurde beobachtet, daß Spätsommer- und Herbst-Epidemien mit Eintritt der kalten Jahreszeit erloschen. Ter Volks-Instinct vertraute darauf, daß der Frost die Ansteckungsstoffe unschädlich mache und abtödte. Diese Vermuthung hat sich durch neuere Untersuchungen bestätigt; der Kommabacillus geht durch sehr niedere Temperaturen zu Grunde, mährend allerdings, wie Uffelmann in Rostock neuerdings durch Versuche festgestellt hat, mäßig niedere Temperatur, welche andere, mit dem Kommabacillus vorhandene Batterien abtödtet, dadurch iudirect diese erhält. Vei nur 6° Wanne des Flußwassers blieb der Cholerabacillns noch 2l) Tage, im Leitungswasser noch 23 Tage, in» Saalewasser noch 7 Tage am Leben. Es tonnen also bei mäßig kühler Temperatur, wie sie z. N. der Herbst bringt, die Batterien der ^liolsr» »8i»tic» noch sehr lange im Wasser genügend entmickelungsfähig bleiben, um das plötzliche Aufflackern einer Nach-Epidemie zu bewirken. Anders liegt die Sache bei wirklichein Frost. Ihm kann der Cholera-Erreger nicht widerstehen.
Dies führt uns auch auf den inneren Gebrauch des Roheises.
Derselbe macht eine sorgfältige Wahl des reinsten Natureises oder eine Anwendung des aus destillirtem Wasser hergestellten Kunsteises schon an und für sich zur Pflicht, besonders aber in Zeiten epidemischer Krankheiten. Nun hat allerdings Renk in Halle a. S. nachgewiesen, daß in einem stark mit Cholerabacillen inficirten Saale-Wasser, welches 39 Stunden bei — 9,6 ° <Ü. im Freien blieb und zu Eis wurde, sämmtliche Bacillen erfroren waren, und er ist zu dein Schlüsse gelangt, daß in Eis, welches über 8 Tage alt ist, kein Eholerakeim mehr entmickelungsfähig bleibt. Allein trotz alledem ist es rathsam, sich nicht durch den bewußten Genuß von unreinen! Eis zum Gegenstande eines Experimentes zn machen.
Jedenfalls müssen wir dem Wasser, besonders dem der Flüsse, große Aufmerksamkeit schenken und mit Genugthuung die Maßregeln verfolgen, welche von Staats wegen auf deren Reinhaltung gerichtet sind. Sind doch die Wasserstraßen, wie man jetzt als sicher annehmen darf, die natürlichen Verbreitungswege der Cholera. Man kann dem, was neuerdings W. Becher (Verlin) über die Ninnenschifffahrt und ihre gesundheitspolizeiliche Ueberwachung sagt, nur beipflichten. Die strenge Controle der Flößer, welche meist aus Polen kommen und in ihrer Indolenz, ihrer ungenügenden Sauberkeit und gänzlichen Unkenntnis? der Bedeutung hygienischer Vorschriften wiederholt schon zu Verbreiten: der Cholera wurden, ist im Interesse des Gemeinwohles unentbehrlich.
Man wird aber auch den Schiffer verkehr, obwohl man es hier durchfchnittlich mit intelligenteren und besser situirten Elementen zu thun hat, einer genauen Beaufsichtigung unterziehen.

Bei den Flöhern sind Controlstationen und Beschränkung des Fluß-
Verkehres auf die Tageszeit geboten. Anders bei den Schiffern. Sie
sind wirthschaftlich fest organisirt, haben Verständniß und guten Willen.
Bei ihnen wird für gewöhnlich eine Selbstcontrole durch eine von ihnen
gewählte Schiffer-Commission, der ein Arzt zur Seite steht, genügen. Auf
diese Weise wird mau nach dem Principe der Selbstverwaltung und der
prophylaktischen Hygiene wohl ebenso viel erreichen, wie durch gesundheits-
polizeiliche Maßregeln und durch Beschränkung der Fahrzeit auf die Tages-
stunden. Ist ein solcher Flußsanitätsdienst gut organisirt, so wird der
Binnenschiffahrt ihre wichtige TlMgteit nicht ohne Noth beeinträchtigt.
Auch der Vorschlag, die Schiffer mit Gesundheitspässen einer Tagesdauer
auszustatten, damit sie, so lange Alles an Bord gesund ist, die Control-
stationen ungehindert passiren können, verdient Beachtung.
An der staatlichen Stromüberwachung hat die gesummte Be-
völkerung ein lebhaftes Interesse; denn Jeder fühlt, daß die Schiffer und
Flößer, welche den: Ansteckungsstoff« sehr ausgesetzt sind, ihn durch Ver-
seuchung des Flusses leicht weiter verbreiten. Ihr Schiff ist ihre Welt, auf
der sie leben. Hier muß ihnen die Möglichkeit gegeben sein, die Gesetze
der Gesundheitspflege zu befolgen. An zahlreichen Stellen muß den
Schiffern gutes Trinkwasser zu Gebote stehen. Zweckmäßige Vorrichtungen
auf jedem Fahrzeuge ldesinsicirbare Eimer) und an Haltestellen (desinftcirte
Allsgußgruben) müssen es ihnen möglich machen, das Verbot der Verun-
reinigung von Flüssen und Canälen praktisch durchzuführen und jede
Verseuchung derselben zu vermeiden. Strenge Beaufsichtigung ihres ständigen
und des nur vorübergehend angenommenen Personals, für das sie verant-
wortlich zu inachen sind, sowie zeitweilige genaue Untersuchung der Schiffs-
räume in epidemieverdachtigen Zeiten ergänzen die angeordneten Maßregeln.
Wie nothwendig diese sind, weiß jeder Kenner des Vinnenschifffahrt-
Vertehrs. Es sei dennoch daran erinnert, daß Lubarsch 1892 im Kiel-
waffer eines von Hamburg kommenden Schleppdampfers Cholerabacillen
fand, die freilich Wittzack «Frankfurt a. M.) als nicht vom Flusse, sondern
aus der verseuchten Capitänstajüte stammend ansah. Jedenfalls ist es
Thatsache, daß die Fahrzeuge und ihre Bewohner häufig Träger der Cholera
und Letztere oft die Einschlepper der Epidemie sind.
Man kann es nur mit Freuden begrüßen, daß das Reichsseuchengesetz
die Überwachung des Flußverkehrs als eine seiner wichtigsten Aufgaben
erfaßt hat. Tic Anzeigepflicht für Erkrantungsfälle auf dem Wasser, die
Beaufsichtigung des Personals, die Ausschließung Verdächtiger von der
Weiterfahrt sowie die Controle der Fahrzeuge sind dadurch geregelt.
So sehen wir denn, daß man allenthalben thätig ist, um dem Wesen
und den Wegen der Seuche nachzuspüren und ihr epidemisches Auftreten
zu verhüten, indem man jeden Einzelfall fo schnell unterdrückt, daß sich kein
Herd aus ihm bildet.

Selbstredend ist die Würdigung der localistischen und epidemio-
logischen Richtung, welche Flügge in einer neueren Arbeit mit Unparteilich-
keit gegeben hat, zu Gunsten des bakteriellen Contagiums ausgefallen. Und
in der That kann die Boden-Hypothese allein das Näthsel der Cholera-Ver-
breitung nicht lösen. Hierbei soll gar nicht geleugnet werden, daß ein durch-
lässiger, weicher, wechselweise durchfeuchteter und mit organischen Stoffen
durchsetzter Boden, Tiefstand des Grundwassers, bestimmte Jahreszeiten u. s. w.
die Cholera begünstigen. Das Wesentliche ist die directe und in-
directe Uebertragung durch den specifischen Vibrio, dessen Verschleppung
durch Wäsche, Nahrungsmittel und Auswurfsstoffe, vor Allem aber durch
das Waffer. Die Gefahr liegt, was man den Localisten gegenüber nickt
energisch genug hervorheben, der Bevölkerung nicht oft genug warnend be-
tonen kann, in der Aufnahme durch die Verdauungs-Organe, nicht in der
durch die Athmung, wie dies vielleicht bei der Malaria und dem Gelben
Fieber möglich ist.
Schon jetzt kann man, wenn mcM jene beiden Richtungen aufmerksam
verfolgt, gewahren, daß sich die Localisten der München er und die Conta-
gionisten der Berliner Schule, trotz mancher Gegensätze und Kämpfe,
nicht mehr fo fchroff gegenüberstehen. Crstere müssen die Bedeutung des
Nacterienbefundes, der an die Stelle eines unbekannten Ansteckungsstoffes
etwas ganz Positives gesetzt hat, und die Wichtigkeit der Wasser-Controlc
mehr und mehr anerkennen. Letztere aber bemühen sich von Jahr zu Iabr
mehr, die öffentlichen Scmitätsuerhältnisse, die Canalisation und Abfuhr,
die Nodenbefchaffenheit in der Nähe menschlicher Wohnungen und die
sonstigen, etwa in Frage kommenden Momente zu verbessern, soweit dies
überhaupt menschlich möglich ist.
Auch hier kommt der strategische Grundsatz: „Getrennt marschiren und
vereint schlagen" mit der Zeit zur Geltung. Wissenschaft und Hygiene
werden aus den sich jetzt noch hier und da widerstreitenden Ansichten doch
schließlich siegreich hervorgehen und das einzig zu erstrebende Ziel erreichen:
das öffentliche Wohl.

^»^z. c^?Hk°,
^«ss^^^'V
.r ! ^

werde, die Du bist!

von

Hedwig Volim.

— Verlin. —

lcht Tage später.

Am Meer! Nordsee! Starker nordischer 2i>ind umbraust nüch. Er erfrischt mir Leib und Seele.

^mmer nur wandle ich am Strand entlang, weiter und weiter.

Eine Düne springt vor, ich will wissen, was dahinter liegt — wieder das Meer.

Eine neue Krümmung — weiter — weiter! immer das Meer, dasselbe, dasselbe.

Nein, doch nicht dasselbe. In der Frühe noch umschmeichelten kosend die Wellen das Land, uud gegen Abend, da packten sie es mit Niesenkrallen, heuleud, würgend, als wollten sie es zerfleischen, in ihrem finsteren Schon begraben.

Das rasende Arbeiten der ungeheuren Wassermassen, was schafft es? Nichts. Nachher Alles wie vorher. Und unser Nasen? dasselbe. Nachbcr Alles wie vorher. Und das Meer rast doch, und wir rasen doch.

Mein Kopf wird frei, die Brust weit in der derb kräftigen Luft. Ist denn das ausgemacht, daß ich alt bin? eine bireisin? Ich bin vielleicht eine Ausnahme der Natur. So wenig Dinge sind bewiesen. Daß gerade das bewiesen ist, das; wir alt werden und sterben müssen! Aber man kann ja hundert Jahre alt werden! Und ich bin erst fünfnndfünfzig. Ich habe ja noch beinahe ein halbes Jahrhundert vor mir.

Ans! Frisch! Hinaus! Wandere!

Und ich wander-te frohgemuth wohl eine Stunde lang. Vor mir her
ging ein junges Mädchen in ruthem Kleide. Dann wurde mein Athem kürzer,
meine Kraft erlahmte, ich schleppte mich nur so hin, und in bitterer Er-
nüchterung folgten meine Blicke dem jungen Mädchen in Roth, bis sie sich
in der Ferne — ach in so weiter Ferne — verlor.
Nein, ich bin keine Ausnahme, ich werde nicht hundert Jahre alt, ich
werde nichts werde ich. Ich bin eine angefangene Sache, die nicht
fertig wird, nie.
Am schönsten ist das Meer in den Stunden, die der Nacht vorangehen.
Abends, wenn die Fluth sich zurückgezogen, dann spiegeln sich die Sonnen-
reflere in dem leise verrinnenden Wasser am Strand mit einem süßen,
seidenweichen Schimmer von unendlicher Zartheit, bläulich oder rosig. Diese
süße Lauheit in der Farbe des Wassers, die schwärmerisch zarte Tönung wirkt
wie verhallende Aeolsharfen oder wie der Hauch eines Liebesseufzers auf
einer Flöte.
So müßte das Greisenalter verrinnen, eine sanft hinhallende Abend-
andacht.
Etwas Rührendes haben die Schaumflöckchen, die die Brandung auf den
Sand wirft und die nun außerhalb ihres Elements zitternd, frierend zurück-
bleiben, bis der Sand sie aufsaugt. So ein Meeresschaum bin ich auch,
aus meinem Element gerissen, und der Sand saugt mich auf — hent —
morgen. — Was ist denn noch von mir übrig? Aber ich bebe noch nnd
friere. —
Heute iu lichtlofer Dämmerstunde wehte ein kalter Wind. Am Himmel
dicht geballte Wolken. Grünlich nächtig das Meer. Oede und naß der
Strand. Die weite Faiblosigkeit nur von dem weißen Schaum erhellt.
Ich fühlte die Kälte bis in's Mark. Und doch stand ich wie gebannt. Und
als ich später mein warmes, freundliches Zimmer betrat, kam ich mir wie
versprengt vom Weltall vor, es zog mich zurück zu dem lichtloscn Strand,
hinaus in das Unabsehbare, das Niesenhafte. Und vor diefer grandiosen
Lieblosigkeit, in dieser menschenfernen Weltallsstimmung verlor ich das Ge-
fühl meiner Persönlichkeit und floß fort mit den wallenden Wogen in's
Unermeßliche hinaus.
Ich habe oft das unheimliche Gefühl, daß ich nicht mehr weiß, ob ich
bin und wer ich bin.
Dann spreche ich wohl ein Dutzend Mal den Namen Agnes Schmidt
vor mir hin, aus Angst ich könnte ihn vergessen. Aber ich will ihn ja ver-
gessen. Ich und Agnes Schmidts Was haben wir gemein?

Ich suche gern eine schmale, von hohen Dünen eingefaßte Stelle des Strandes auf, wo nichts ist als das Meer, das graue Meer mit den weißen Schaumkronen. Wenn ein starker Wind weht und der fliegende Sand wie etwas Lebendiges in unheimlicher Eile den Strand entlang huscht, und die graugrünen Gräser auf den Dünen zitternd ineinanderfahren, so fühle ich mich eingehüllt von der großen schwermüthigen Einsamkeit wie in ein Büßergewand.
Ich bin ja auch eine Büßende. Wessen Schuld büße ich? diemeine?
Wirr stürzen in mir die Gedanken über und durcheinander. Ein Chaos, aus dem es blitzt und grollt. Bald taucht ein himmlisches Licht auf, bald sehe ich durch einen Spalt die Hölle gähnen.
Oft, wenn die Flammenstreifen am Himmel sich in dämmernd metallischem Funkeln im Wasser restectiren, und ich halbschlummernd am Meer liege, dann weih ich nicht, ob ich träume oder ob ich Visionen habe.
Heut war mir's, als ob ich in der Luft auf einer Strahlenbrücke stünde. Ein Zug von Genien, mit Rofen bekränzt, fchwebte nur entgegen, unter süßem Gesang Blumen streuend. Ich strecke die Hand ans nach den Blumen. Da braust aus dunklem Gewölk jäh eine milde Jagd heran. Eisigen Athem hauchen die Dämonen, und der Athem wird Sturm. Und er übertäubt den Gesang, und Blumen und Genien wirbelt er fort. Und mich auch.
Ich stürze hinab, und ich liege am Strande mit einer Wunde in der Brust. Der Sand trinkt mein Blut, und lange, röthliche Gräser wachsen hervor, scharf wie Schwerter. Und die Dämonen sind Furien geworden und bedrohen mich. — Was wollt Ihr? was habe ich gethan?
— Du hast alle Gebote gebrochen. Du hast Ehebruch begangen. Du Haft Deinem Mann mit Abneigung angehört. Du hast Gottes Namen gemißbraucht, denn im Namen Gottes hast Du, ein Mensch, Dich zum Wurm erniedrigt. Du hast den Feiertag nicht geheiligt. Immer hast Du gearbeitet und nie gebetet. Du hast getödtet — Dich selbst.
Der letzte Schimmer der untergegangenen Sonne erlosch. Die Vision entschwand. Geister will ich schauen! Geister! und ich sehe nur Gespenster. Oder bin ich selbst ein Gespenst, das Gespenster sieht! Tollkomische Vorstellung!
Sturm! Sturm auf dem Meer! die entfesselte Wildheit thut mir wohl. Schwarze Wolken jagen über den Horizont. Plötzlich bricht eine furchtsame, blasse Sonne hervor, aber schon jagen neue Wolken hinter ihr her und löschen das zarte Licht. Die paar Baume am Strand krümmen sich winselnd, wie Lebendiges, das gepeitscht wird. Mehr! Mehr! Ich liebe diese Posaunenklänge der Luft, das heulende Zischen, das schauerliche Aufjauchzen. Riefenseufzer, als wollten sie die Brust der Natur sprengen. In dieser dithyrambischen Wollust ist zugleich höchste Bejahung und Verneinung des Lebens.

23H Hebwig Vohm in Veilin,
Wahnsinn und Begeisterung ist im Sturm, etwas, das hinaus will aus
dein engen Kreis unseres kleinen Planeten. Ja — hinaus! hinauf!
Im Sturm am Meer ist es mir offenbar geworden. Jetzt weiß ich's.
Ich weiß es bestimmt, hinaus in alle Winde ruf' ich's: Seelenmord! Wer
that's? Niemand. Alle. Meine Eltern? Mein Mann? Nein. Sie sind
unschuldig. Daß ich hundert Jahre zu früh geboren wurde, das ist's. Wenn
meine Zeit kommen wird, dann bin ich todt, vermodert, lange schon. Zur
rechten Zeit geboren werden und im richtigen Lande, davon hängt Alle?
ab. Daß ich in Berlin geboren wurde, damit fing »nein Unglück an. In
Süditalien oder in Indien, wo Palmen raufchen und die Sonne ist, die
nicht untergeht, da hätte meine Heimat fein müssen.
Was hätte aus mir weiden müssen? Malerin etwa? Ja, durstig, mit
Inbrunst hängen meine Augen an dem Antlitz der Natur. Ich verstehe
ihre fünfte und ihre wilde Sprache. Aber ich kann ja den Pinfel nicht
führen.
Oder Schriftstellerin? Ich schaue, ahne, denke. Ich möchte schöpfen,
schöpfen aus der Tiefe meiner Brust, da rinnt ein Quell, aber ich habe
kein Gefäß zum Schöpfen, und die lebendigen Wasser verrinnen, verrinnen,
und »nein Herzblut mit. Ich kann weinen, bitterlich, aber ich kann die
Thränen nicht schildern. Was ich empfinde, wild ist's wie das Meer,
raufchend, unermeßlich, tödtlich. Ich kann es nicht sagen. Raphael, sagt
Lessing, wäre, auch ohne Hände geboren, der größte Maler geworden. Mag
sein. Aber er hätte mit Selbstmord oder Wahnsinn geendet. Ich stoße
zuweilen einen lauten Schrei aus, ein „Wehe", als gehörte ich zum Chor
einer griechischen Tragödie, aber nur wenn das Meer laut anfbrüllt, fo das;
Niemand ihn hört, auch ich felbst nicht. Es ist fo lächerlich. Ich bin ja
nur eine alte Wittwe! Das weife >iind!
In tiefer, tiefer Noth bin ich! Zu wem rufe ick? Gebet? Ja, ick
möchte das Kreuz umklammern, irgend ein heiliges Symbol. Ach, ich bin
nicht geboren, um zn glauben. Ter Himmel ist mir zu niedrig, der Glaube
zu kinderhaft, zu selbstsüchtig.
Höher, höher hinauf wächst mein maßloses Sehnen, Welten zu, wo
kein morscher Leib die flammende Seele einsargt. Immer müssen! leben
müssen! sterben müssen! so gerade denken müssen! Freiheit will ich! körper-
lose, schrankenlose!
Warum mußte ich leben, wie ich gelebt habe? weil ich ein Weib bin
und weil auf uralten erzenen Gesetztafeln geschrieben steht, wie das Weib
leben foll? Aber die Schrift ist falsch, falfch ist sie!
Warum hat Niemand die falsche Schrift gelöscht?
Weil man Buchstaben von Erz nickt löschen kann?

So zerschmettere man die Tafeln, wie Moses auf dein Sinai that. Man
zerschmettere sie!
Ich hatte wieder eine Vision.
Ich sah einen langen Zug von Schwänen über das Wasser gleiten.
Ihr weißes Gesieder glühte in rosigem Abendlicht. Und die Schwäne sangen
ihr Schmanenlied, so todestraurig, so herzzerfließend, daß von ihreni Singen
sich's unten auf dem Grund des Meeres rührte. All die zarten, bunten
Seesterne und die silberschimmernden Fische sah ich unter der Oberfläche
des Wassers durcheinander gleiten, und mitten unter ihnen tauchte ein Kopf
auf, der Kopf einer Todten, einer Ertrunkenen.
Grauenhaft. Schilf in dein weißen, triefenden Haar, in den leeren
Augenhöhlen vhosvhorescirendes Licht.
Und schaudernd sah ich, der Kopf — mein Kopf. Aber nein, das
war ja der Kopf, der auf der Bildsäule in dem verwitterten Gnrtchen
fehlte. Auch mein Kopf? Ich halte ihn, ich halte ihn mit beiden Händen,
fest, fest.
Und nun wußte ich es mit einem Mal. Ja, lange schon, lange babe
ich Selbstmordgedanken.
Tas Meer zieht mich hinab. Der nordische Wind hat meine Nerven
zu hoch gespannt, gespannt zum Zerreißen. Fort mutz ich, dahin, wo milde
Lüfte wehen, wo Sonne ist und der Wind an Palmen rührt.
Italien!
Acht Tage später.
In Florenz. Hier bleibe ich nicht lange. Kein Ort für mich. Blumen
und Gesang und Heiterkeit und Grazie.
Ein Land für die Jugend. Abseits stehe ich da. Und doch, wenn
ich zu dem herrlichen Platz von San Michele und der Kirche von San
Miniato hinaufsteige — ich thue es fast täglich — und von Sonne und
Schönheit durchglüht bin, dann kommt mir zuweilen der Gedanke, als tonnte
ich doch noch in der Welt einen Platz ausfüllen, vielleicht iu einem Kloster
Kinder erziehen. Bin ich aber eine Stunde später wieder in meinem
Zimmer, so ist das Feuer erloschen. Es war ja nur ein Nefler der Sonne
von Florenz. Ich falle kraftlos zusammen.
Ich sah ein Mädchen, das aus einem Marmorbassin Wasser schöpfte.
Sie trug eine rothe Blouse und einen hellen Rock. Von höchster Amnutb
war es, wie sie, auf den Fußspitzen stehend, den Oberkörper hintenüber
geneigt, den hellen Wasserstrabl in einem kupfernen Gefäß auffing. Tas
fchwarze Haar hing ibr wirr über die Stirn. Tic dunklen Augen lachten.
Blühendes Leben. Blühender Lrib. Woran erinnerte mich nur das

Mädchen? Ich trat zu ihr heran, unwillkürlich fiel mein Blick auf den
Wasserspiegel, und ich sah ihr Bild neben dem meinen. Still schlich ich
von dannen.
Ich weiß nicht, wieso ich mit einem Mal an meinen sechszehnten Ge-
burtstag zurückdenken mußte. Ich trug an dem Tage ein weißes Kleid
und im Haar eine Georgine.
Eduard wollte kommen. Ich war vor den Spiegel getreten, aber nur
um die Blume zu befestigen, an mein Aussehen dachte ich nicht. Und nun,
nach vierzig Jahren tauchte dieses Spiegelbild aus meinem Gedächtniß auf,
ein Gesicht mit strahlenden, dunklen Augen, einer schweren, schwarzen
Flechte und blühend rosigen Farben. Ja, jenem Mädchen vom Bassin war
ich ähnlich gewesen. Eine bittere Wehmuth feuchtete mir die Augen, weil
ich nicht gewußt habe, daß ich schon und jung war.
Ich wollte gleich wieder fort von Florenz, und nun kann ich mich nicht
losreißen. Der herrliche Garten des Palazzo Pitti, der Boboli-Garten hat
es mir angethan.
Und dieser Palast, Jahrhunderte steht er wie ein Fels in der Brandung
der Zeit, und seit Jahrtausenden rauscht der Wind durch seine immergrünen
Eichen.
Stein und Baum, ich beneide sie.
Sein! Sein! nur nicht Nichtsein!
Daß ich so viel Wesens um mich mache! Was liegt an dem Einzelnen!
Aber die Gattung vergeht doch so gut wie der Einzelne, es dauert
nur etwas länger. Die Erde wird erkalten, und nie mehr werden Menschen
auf ihr wandeln. Welcher Zeitraum ist der Rede werth, wenn man ihn
an Ewigkeiten mißt!
So habe ich Recht, um mich zu weinen, daß ich nun zu spät erwacht
bin, da es zur Neige geht. Das Unrecht, das man mir gethan, man hat
es Allen gethan. Was in mir erlöst sein will, zugleich will es Andere er-
lösen. Hindert Ihr den Baum am Wachsthum, Ihr tödtet auch die Früchte,
Ihr tödtet den Schatten, die Andere erquickt hätten.
Oft zähle ich in rasender Angst die Mnuten. Wie wenige bleiben
nur noch! Dann stirbt Agnes Schmidt. Aber ich? ich auch?
Ein vegetirendes Naturdasein ohne Intelligenz, ob das nickt wirklich
das beste Glück ist? Ein Bursche ist in dem Hause, wo ich wohne, 'kaum
achtzehn Jahre alt. Er sitzt so den ganzen Tag draußen auf den Stufen
der Treppe und singt, singt wie ein Vogel in den Zweigen, immer dasselbe,
dieselbe Melodie, bald in trauriger, bald in lustiger Weise. Ich sehe ihn
nie betrübt oder verstimmt, immer nur mit dem Ausdruck glücklicher Heiter-

Werde, die vn biftl 23?
Kit. Und der Grund? Ein paar Gran weniger Gehim als andere
Menschen.
Ist nicht in der That der Wahnsinn viel mehr ein Stück lauterer
Natur als unser abgerichteter Verstand? Der Wahnsinn läßt Eindrücke und
Vorstellungen auf sich wirken, wie die Sonne auf die Pflanze wirkt, wie der
Sturm auf das Meer, ohne Kritik, ohne Abwehr.
Ich bin gern auf Kirchhöfen. Unsere Gedanken ähneln da den Ge-
danken, die wir haben, wenn wir krank sind. Alles Richtige schwindet.
Wir werden hellsichtig. Ich liebe es, auf das zu horchen, was die Todten
reden.
Auf dem Kirchhof von San Miniato aber, da bleiben sie stumm unter
ihren häßlichen Gräbern, Gräbern, die an Rumpelkammern erinnern.
Kleine, rohe Gitter mit Metallringen für Blumentöpfe schließen die
Grabstätten ein. In den Blumentöpfen dürftige, verstaubte künstliche Blumen,
schwarze oder weiße. An den Gittern hängen Kränze, oder sie liegen auf
den Gräbern, Kränze von häßlichen Perlen oder Strohblumen. Kleine,
thörichte Sächelcken stehen umher, Väschen, Laternen, allerhand kindischer
Trödel. Und all das Angesichts der herrlichen Apenninenkette, unter dem
weiten Horizont, der Abend für Abend in purpurnem Violet eine feierliche
Glorie niederstrahlt, Angesichts der edel schönen Kirche mit den dunklen
Cupressen.
Wie einfach und natürlich wäre es, nur ein grüner Hügel, auf den
die Sonne von Florenz scheint. Auf den Hügel, ja. Aber nicht bis zu
den Todten käme sie.
Wir suchen doch im Leben immer die Höhe. Und nun — da unten
— so tief unten. Kommt Gott zu uns herab? wir müssen doch zu ihm
hinauf!
Ich will nicht begraben sein. Verbrannt. In Flammen!
Sie werden mich ja doch nicht verbrennen. Ich will auf meinem
Grabe keine Blumen, keinen Stein, keinen Baum — nichts. Es ist so eine
kindisch abergläubische Regung, als würden die Gestorbenen wissen, daß man
die Blumen auf ihrem Hügel verwelken läßt, daß man ihnen am Sterbetag
keinen Kranz bringt. Wir meinen, daß wir noch nicht völlig todt sind, so
lange noch ein Lebender unserer denkt.
Ob die Kinder bei meinem Begräbnis; singen werden: wir brauchen
keine Schmiegermama?
Der Boboli-Garten — vielleicht der schönste Garten der Erde — ist
ganz aus grünen Mauern gebildet. Lorbeerbäume, Cypressen, immergrüne
Eichen. Auf einem hügeligen Terrain steht er. Man steigt darin auf und

ab. Weltabgeschieden wandelt man zwischen diesen luftigen, Wohlgeruch ausströmenden Mauern, den tiefblauen Himmel über sich. Hier und da münden sie auf einen freien Platz, von dem man hinübersieht in die Berge, hinab in das Häusermeer der Stadt. Im Schoß der Berge Dörfer und Städte, einzelne Gehöfte bis hoch in die Berge hinauf. Im Abendlicht erglänzen sie wie funkelnde Edelsteine auf flammenden! Schleier.

Das Athmen hier ist eine Lust. Ter Herbstduft der Bäume vermischt sich mit dem frische» Athem, der vom Gebirge kommt.

Eigenartig in dein Garten ist auch das Ineinander von Kunst nud Natur. Ueberall Bildwerte, meist von Marmor, einige von Sandstein. Sie stehen in Nischen und auf freien Plätzen, sie tauchen empor aus Wasserspiegeln, sie winken und locken aus grünen Verstecken, sie heben sich srei vom Aether der Luft ab.

Von einem der Plateaus abwärts zu einem Wasserspiegel, aus dem die Göttergestalt des Neptun ragt, führt eine breite, stolze Allee hochragender immergrüner Bäume. Die Bäume stehen da wie Pfeiler. Bildsäulen lehnen daran, Götter uud Göttinnen, freudig und bewegt, in lieblicher Erhabenheit. Eine Allee, als führe sie zum Parnaß oder zu einen: Gefilde der Seligen.

Gegen den Ausgang dieser Götterstraße zweigen sich von beiden Seiten Alleen ab, wie ich ähnliche nie gesehen; breite, aber niedrige grüne Bogengänge, die Wipfel der immergrünen Eichen engverschlungen, so dicht, daß nur golden dämmernd die Sonnenstrahlen hineinhuschen. Das grüne Dach eine Wölbung von reinster architektonischer Form, die Stämme, die es tragen, phantastische Säulen. Tempelhallen, Loggien Gottes.

An den« einen Ende dieser Tempelhallen ruht in einem Siegeswagen eine marmorne Göttin. Ihr schimmernd weißer Leib lockt. Ich ging, wohin sie lockte, und kam zu einer der schönsten Stelle des Parkes, zu einer ziemlich steil abfallenden Allee.

Da sitze ich nun tränmend oft stundenlang, von Lorbeerwänden eingeschlossen. Am Fuß der Allee ein Rasenplatz mit einem Rest alten Gemäuers. Ieuseits des Rasens erhebt sich das Terrain wieder sanft mit Gruppen von Laubbäumen im Herbstschmuck, von sinnverwirrender Schönheit. Das dunkle, herbe Grün der Eichen und Lorbeerbäume erscheint nur als Folie dieser traumhaften, unaussprechlichen Farbenzärtlichkeit. Lauterste Goldtöne, die in'Z Grünliche, Gelbliche und Röthliche bis in's flammende Roth fpielen und allmählich fanft ineinanderfließen. Ein Farbenbild, das aus Licht, Liebe, Duft und Traum gewoben scheint, ein Bild von zartester uud bezauberndster Genialität, von kosendem, sphärenhaftem Liebreiz. Ein Regenbogen, der sich einmal darüber spannte, erschien hart daneben. Lautlose Stille. Nur ab und zu ein leiser Windhauch, als käme er aus geheimnißuoller Höhe und brächte selige Botschaft. Selbst das Läuten der

weide, die Du bist! 23Z
blocken von unten erscheint zu profan für den olympischen Charakter des (Wartens.

Ich hörte einmal, wie Jemand im Park sagte: „Nichts als Bäume, das ist doch kein Garten, das ist ein verschnittener, mißglückter Wald. Wo bleiben die Blumen?"

Das ist wahr, der Noboli-Garten hat keine Blumen. Und das ist seine Eigentümlichkeit. Nur Baum und Stein. Er braucht auch leine Blumen, er darf keine Blumen haben. Sie gehören nicht hinein. Blumen sind ein Bild der Vergänglichkeit, sie welken über Nacht, wie die Menschen auch. Darum passen auch Menschen nicht in diesen Garten, der etwas Unvergängliches hat, wie für die Ewigkeit geschaffen. Vor Jahrhunderten war er gerade wie jetzt, und nach hundert Jahren wird er noch immer so sein: ernst, groß, klassisch, einsam.

Heute schreibe ich im Garten selbst. Die Rosengluth des Himmels zittert auf dem Wasserspiegel des Teiches, und Neptun und all' die andern Göttergestalten blühen aus dein rosigen Aether hervor. Hier begreife ich, daß die Schönheit an und für sich ein Gegenstand der Anbetung sein kann, und daß jene Barbaren, die zur Tonne beteten. Recht hatten.

Unter Enpressen klagen wir anders, als unter blühenden Linden.

Keine Senfzer. Kein Schrei wie am Meer. Die dunkle Lupresse weist zum Himmel. Der Schinerz wird weihevolle Traurigkeit, er wird Gebet. Ein stilles Sichuerlieren wie ein Glockenton in die Luft.

In einem der kleinen Häuschen auf dem Wege von S. Michele will ich wohnen, für immer. Da will ich eingehen znm Frieden.

Ich habe eine lange Weile stillgesessen.

Vor der geklärten Schönheit hier erfaßt mich ein Staunen, ein schmermüthiges Staunen darüber, daß die Menschen meinen, sie wären das Vornehmste alles Geschaffenen.

Wie? im Weltall ist ein winzig kleiner Stern, die Erde, eine Almosenempfängerin. Ihr Licht und ihre Wärme empfängt sie von andern Planeten. Und auf diesem Stern ein mikroskopisch kleines Wesen: der Mensch.

Und in der Unermeßlichkeit des Universums niit seinen unzählbaren Sonnen und Planeten gerade dieses Geschöpfchen dasjenige, wohin alles Uebrige zielt? Dies die Krone der Schöpfung?

Unwahrscheinlich.

Verschwände die Erde und mit ihr der Mensch aus den« Weltkreis, vielleicht würde das All nicht tiefer davon berührt, als die Erde etwa von einen: Erdbeben auf Sicilien.

Erlischt aber die Sonne, so stürzen todte Steine in ewige Nacht.

Und wir hilflose Creaturen, mit Augen, die weinen, mit Herzen, die
brechen, mit Krankheit und Qual, wir, die wir einst nicht waren, und einst
nicht sein werden, mir — das Höchste?
Ich kann's nicht glauben.
Welten muß es geben, wo keine Augen weinen, keine Herzen brechen.
Wesen muß es geben ohne Jammer und Noth, Wesen, die nicht Staub
sind, und die in sonniger Seligkeit ewig sind. Eine Seligkeit, wie wir sie
in ekstatischen Momenten mit schauderndem Entzücken vorahnen.
Was grüble ich nur darüber? Die Sterne sind so fern, so fern.
Doch auf der Erde ist der Mensch der Gipfel der Schöpfung.
Wirklich? ist er es?
Er ist mehr als all das Tausendschöne, das Wunderholde um mich her?
Die Farbenglorie da oben, ist sie nicht ein Gedicht, groß und schön,
wie kein Dichter es dichten kann?
Was wir fühlen, und wäre es jauchzende Lust, ist sie jauchzender als
hier all das Strahlen und Blühen und Duften?
Während ich so dachte, fing ein Vögelchen an zu singen. Ich wein
nicht, was für ein Vogel es war. Aber die Töne durchdrangen mich und
rissen nur das Herz empor. Und der Vogel, glaubt man, hat, wenn er
singt, nicht Gefühl und nicht Intelligenz. Seine Kehle nur ein Instrument.
Wer spielt es? Gott? wer ist Gott?
Die Schwingungen des Aethers, das Rauschen der Bäume, des Meeres
das Flüstern der Gräser, die Donner der Luft nur ein mechanisches In-
und Aneinanderklingen? nicht doch vielleicht eine Sprache, eine beseelte?
und wir verständen sie nur nicht? Ist sie nicht mit der Musik verwandt?
auch die ist wortlos und kann doch so tüdtlich süß sein, so hinreißend beredt,
und sie kann uns erschüttern bis zur Vernichtung.
Die menschliche Creatur ist von allen Naturgebilden am lieblosesten
organisirt. Selbst das erhabenste Denken hängt von einem paar Gehirn-
fasern ab. Ein Faserchen reißt. Der Denker ist ein Idiot.
Zerreißen aber wilde Erschütterungen das Herz der Erde, durchrasen
Orkane die Lüfte, die Natur bleibt dieselbe. Sie heilt die Wunden, die
sie schlägt, und blüht fort und fort, unzerstörbar! unzerstörbar!
Aber im Hirn des Menschen entspringen die großen, weltbewegenden
Ideen?
Thun sie das?
Oder empfängt sie etwa nur das Hirn in geheimnißvoller Befruchtung?
und das Zeugende — nicht vielleicht mit Uebersinn geschwängerte Ascher-
wellen, Geisterflüsterungen, jenseitige Botschaften? — Von wem? von Gott?
Wer ist Gott?
Ohnmächtig sind wir. Sterne reißen sich los, immense Welten, und
schweifen als Kometen durch das All. Feuer bricht ans dem Schoß der

weide, die Du bist! 2^
Berge, Wasser aus dem Urgrund der Erde. Verge thürmen sich auf Berge.
Urkräfte! Riesenkräfte!
Und ich, ich lieh mich festhalten von Fesseln, dünn wie Spinnweben,
in der Vorstellung, daß sie unzerreißbar waren. Eine Gefangene — in
einer Berliner — Hinterstube. Ich mußte lachen bei dieser Vorstellung!
laut auflachen!
Manchmal bin ich böse, daß ich so nüchtern gesund bin. Nur krank-
hafte Menschen sind hellsehend, fernsehend. Weil das Gefängniß der Seele,
der Leib durchschimmernd geworden? die Fessel loser?
Ware ich hellsehend!
Wenn ich etwas tief und geheimnißvoll Quellendes in mir fühle,
warum werde ich mir dessen nicht klar bewußt, warum kann es nicht an's
Licht?
Ich weiß, ich weiß es, es ist etwas in mir, das niehr ist als ich,
etwas, das den Zusammenhang mit der Weltseele sucht. Zusammenhang
mit dem flimmernd goldenen Duft da oben, Zusammenhang mit den Göttern
da im rosigen Aether, Zusammenhang mit
Ach, es ist ja nicht wahr — Lüge, was ich da so vage zusammeu-
phantasiit habe. Ich belüge mich selbst. Ich dränge nur so in's Weite,
Große, weil ich mich vor der Enge der vier Sargbretter fürchte. Ich
klammere mich an das Universum wie an einen Nothanker. Es ist nicht
wahr, daß ich mich still verlieren möchte, wie ein Glockenton in die Luft,
nicht wahr, daß ich in Florenz bleiben will in einen» Häuschen auf dem
Weg nach S. Michele. Ich kehre nie hierher zurück. Ich will ja weiter
— weiter — immer weiter! bis ich — die Weltseele — — — auch
eine Phrase? vielleicht. Wir wissen ja nichts! Nur Funken! sie ver-
glimmen — Asche!
Seit acht Tagen in Capri. Ich athme nur Duft. So voll Güte ist
die Natur. Ihre zärtliche Luft liebkost die faltige Wange wie die rosige.
Von wildschöner Poesie diese Trümmer mit der üppig wuchernden
Vegetation. Eine entzückend liebliche Arbeit der Natur an dem Morschen,
Verfallenen.
Romantische, traumhaft verzauberte Plätze giebt's in Capri, wo nichts
die Einsamkeit unterbricht als das leise Wehen des Windes in den blühen-
den Gesträuchen; so still ist's, daß oft der plötzliche Flug eines Vogels mich
erschreckt. Unsagbar, unsagbar das süße Pathos dieser leise tönenden Ein-
samkeit. Wohin ich mich wende, ich bin allein in einem Urwald wilder
Blumen. Kein Stein, aus dem nicht Kräuter oder Blumen sprießen. Und
vor mir, neben nur, überall das Meer, das blaue, ein zerfließendes Juwel
an der Brust dieser Landschaft von lieblichster Wildheit, von zarter Grandio-
sität.

In der Ruhe erscheint das Meer schöner als der blassere Himmel.
Das sanft Hinfließende des bläulichen Silbers ist uon singendem Rhythmus wie die Verse Homers.
Selbst der Sturm ist hier lieblich. Die blauen Wellen mit den silbernen Köpfchen toben nur wie berauschte Nereiden. Ihr klagendes Grollen sind langgezogene Flötentöne. Sagenhaft raufchen sie an den Felsen auf. Nur die Seefalkeu schießen im Sturm über das tiefe Ultramarin des Wassers wie Verkündiger düster geheimnißvoller Botschaft. Ein Klingen. Sprechen, Klagen über den Wassern, als lägen in seiner Tiefe die Welträthsel.
Und daß man hier frei ist, frei wie der Vogel in der Luft! Kein abgesperrter Weg, keine Bank, kein Wächter, kein Anschlag, keine Warnung für das Publikum. Man schläft Nachts bei offenen Thüren. Verbrecher und Diebe giebt's auf dieser seligen Insel nicht. Wildwüchsig Alles, zauber-märchenhaft.
Neptun selbst scheint auf seinen Götterarmen diese Insel aus der Tiefe emporgermgen zu haben.
Ist es Göttliches auch, das meine Seele hier emporträgt?
Einmal, als ich noch klein war, sah ich in einen: Berliner Schaufenster eine südliche Landschaft mit verwitterten Säulen, mit Envressen und Palmen, und seitdem, wenn ich in die Stadt ging, machte ich immer einen Umweg, um zu dein Bilde zu kommen. So unwiderstehlich lockte es mich.
Ist das nicht unerklärlich? oder erklärt es sich so, daß
Es kommt vor, daß Menschen, die ganz jung in fremde Länder aus-gewandert sind, allmählich ihre Muttersprache vergessen. Und nach einem halben Jahrhundert vielleicht, wenn sie ini Fieber oder im Sterben sind, finden sie sie wieder, die Sprache ihrer Heimat.
Bin ich auch im Fieber oder im Sterben, und finde ich sie hier wieder, meine Heimat? War ich nur verschlagen nach Berlin in die Philipp- und in die Steglitzerstrahe? Was sollte ich denn da? Agnes Schmidt! ja — aber ich?
Ich gehe auch gern durch die Gassen und Gäßchen uon Eapri. Von fremdartigen: Reiz sind sie.
Jedes Häuschen hat seine Veranda und seine Pergola, die fäulenge-schmückte, und um die Säulen hängt die Nebe, die sich gar lieblich von der weißlichen Mauer abhebt. Wunderlich verzauberte Treppen. Sie führen nach oben in die leere Lust, sie führen hinunter in Höhlen, sie kreuzen, sie verschlingen sich, man sieht nicht, woher sie kommen, wohin sie gehen. Märchenhafte Winkel in den schmalen Gassen, ein schwärzliches Stück Mauer, davor ein Eitronenbaum, dahinter das Meer. Und Blumen! Blumen!
Blumen in Scherben, Blumen in dunklen Gefäßen. Sie wachsen aus den Mauern in tollen: Geschlinge, sie klettern an schimmligem Gestein empor.

weide, die vu bist! 2H2
Eine Straße aber giebt's, .die nur ein langer, schmaler, überwölbter,
steinerner Gang ist, so schmal, dah kann: zwei Menschen nebeneinander gehen
können. Und dunkel ist's darin und übelriechend. Unrath in allen Ecken.
Und auf diese Gänge öffnen sich Zimmer, mich Läden, in denen Eßwaaren
feilgeboten werden. Treppen sichren empor auf Veranden oder zu Wohn-
räumen. Diese Mauergänge haben wie die Tunnels ab und zu Oeffnungen,
durch die das Meer blaut und küstliche Seebrise dringt. Und in diesen
Höhlen leben Menschen, zufriedene, glückliche, lustige Menschen, und sie sehen
den ungeheuren Eontrast nicht zwischen ihrer ästhetischen Misere und der
poesietrunkenen Pracht da draußen.
Warum wundere ich mich darüber? Ich blieb ja auch zeitlebens in
geistiger Misere, und ganz in meiner Nähe waren Bibliotheken voller
Geistesschätze.
Ein halb verwitterter Valkon in dieser düfter steinernen Gasse ist ganz
mit Sonnenblumen geschmückt. Zwischen den Blumen sehe ich oft ein rosiges
Gesichtchen auf den Steingang hinausfpähen.
In einem offenen Hausflur näht ein blasses Mädchen an einen: Kleid
für die Jungfrau Maria. Tic nackte, bemalte Holzftgur mit dem Kind im
Ann steht vor ihr. Und Mutter und Kind tragen Kronen. Das blasse
Mädchen aber hustet unaufhörlich. Und nicht die Himmelskönigin und nicht
das Iesukind können ihr helfen, und tragen doch Kronen. Aber sie helfen
ihr doch in anderer Weife — durch den Glauben. Das kranke Mädchen
wird in der freudigen Hoffnung sterben, jenseits zur Rechten der Mutter
Gottes zu sitzen, weil sie ihr doch das schöne Kleid genäht hat.
Die Holzfigur in ihrer Nacktheit ist kein Gegenstand für ihre Anbetung.
Die Kleider muß sie tragen, die sie selbst ihr genäht. Dann erst ist sie
die richtige Himmelskönigin.
An dm Kleidern für meinen Himmelstünig habe ich auch genäht und
genäht. Und nun fuche ich den Gott dazu, fuche ihn
Oft wandle ich zwischen den Ruinen des Tiberius umher. An einer
Stelle scheinen die Trümmer ein Garten steinerner Grabhügel, darauf
Riesensträuße gelber Blumen. Gelb? nein Gold. Und nur diese eine
Farbe, sinnverwirrend reizend. Blumen, wie von der Sonne empfangen,
im Aether geboren. Und überall, ringsum das Meer.
Weiterhin führt ein schmaler Gang zwischen zwei zerbröckelten, niedrigen
Mauern. Der Fußboden uraltes, römisches Mosaik. Auf den niedrigen
Mauern eine Ueberfülle wilder Blumen; sie brennen in rosiger Gluth, sie
flammen in Purpur, durchsummt und durchssattert von Bienen und Schmetter-
lingen. Die Blüthenkelche auf beiden Seiten der Mauern berühren sich
oben und bilden ein Dach von Blumen. Nie haben meine Lungen süßeren

Duft geathmet, nie meine Augen Liebreizenderes geschaut. Und hier, hier
hat Tiberius seine Opfer in's Meer gestürzt.
Ist der Mensch wirklich so viel mehr als das Thier? Auch Tiberius?
Er, das Raubthier, das zerfleischte, und die er zerfleischte waren doch auch
nur Lämmer, sie ließen sich ja zerfleischen.
Ein Rieseneidechs, schillernd in smaragdgrünem Glanz, verfolgte einen
Schmetterling. Er rettete sich in den Aether hinauf.
Flügel! ja Flügel!
Auch wir werden einst Flügel haben. Ob wirkliche, ob nur mechanisch
entwickelte Kräfte gleich Flügeln — wer weiß es!
Menschen, schön und ergreifend wie die Infel, giebt es hier. Ich habe
den Mann gesehen, den ich hätte lieben müssen, wenn ich ihm in jungen
Jahren begegnet wäre, ein Mensch, den die Natur in einer Feierstunde ge-
schaffen hat. Ich sehe ihn täglich. Als er zum ersten Mal über die Schwelle
des Hotel Pagano trat, war er ganz in weihen Flanell gekleidet und trug
eine Passionsblume im Knopfloch. Seine Züge sind mild und edel, seine
blauen Augen tief, crystallen klar, man glaubt die Gedanken hindurch schimmern
zu sehen. Er sitzt mir gegenüber bei Tisch. Er ist wie ein Psalm. Ich
höre Harfenklänge, wenn er spricht. Er ist Arzt.
Es fragte ihn Jemand, warum er immer Passionsblumen im Knopf-
loch trüge.
„Es blühen ja hier davon so viele," antwortete er lächelnd.
Ich weiß es besser. Er trägt sie, weil, wie man sagt, in ihrem Kelch
die Marterwerkzeuge Christi versinnbildlicht sind. Er trägt sie als eine
Mahnung, eine Art Ordenskreuz, ein Zeichen, daß er zu einer Gemeinde
gehört, die still sich bildet. Tolstoi ist einer ihrer Ordensmeister. Er sagt
es selbst, sein Ideal ist nicht das des grüßten lebenden Philosophen: „der
Uebermensch"; es ist der „Mitmensch". Seine Religion ist Nächstenliebe.
Neulich rühmte Jemand die aufopfernde Sorgfalt, mit der er ein krankes
Kind auf Ccwri pflegt. Er wehrte das Lob ab. Seine Nächstenliebe fei
nur ein subtiler, raffinirter Egoismus. „Niemand von uns," sagte er,
„wäre im Stande zu essen, aus Scham, während ein Hungriger vor ihm
stände". Mache denn das einen Unterschied, ob ein Einzelner vor uns, oder
Tausende und aber Tausende hinter uns ständen? Nur weil wir sie nicht
sehen? Wir missen es doch.
Wie hätte ich ihn geliebt. Aber ich habe ihn ja geliebt, ob im Traume,
ob im geheimnißvollen inneren Schauen, ich weiß es nicht. Ich habe ihn
geliebt als Kind, wenn ich verzückt in den Mond schaute, ich habe ihn ge-
liebt, wenn die Poesien, die ich in der Schule las, mich durchglühten.
Ich habe ihn geliebt, später, wenn bei mechanischer Hausarbeit seltsame

weide, die Du bist! 2H5
Schauer durch meine Nerven rieselten. Es ist eine alte Liebe, so alt,
wie ich selber bin. Er mar mir vorherbestimmt. Und nun gehören mir
verschiedenen Generationen an.
Wenn wir von Tisch aufgestanden sind, eile ich, so schnell ich kann, auf
die einsame Höhe meines Lieblingsfelsens. Unter mir, auf dem Abhang
Blumen und balsamische Kräuter, von allen Seiten das silberbläuliche Meer,
das in der Sonne erglänzt und sich leise an dem Felsen bricht. In der
Ferne die Inseln und Halbinseln des Golfs.
Ich nehme den Hut ab, mein graues Haar weht im Winde. Ich stehe
aufrecht, die Hände emporgestreckt, und ob ich Verse spreche, ob ich sie nur
empfinde, ob ich sie selbst dichte, ob es die Poesien Anderer sind, ich weiß
es oft nicht. Ich pflücke ganze Hände voll wilder Vlumen, und auf dem
Wege lasse ich sie eine nach der anderen fallen. Er macht täglich denselben
Weg, er wird über die Blumen schreiten.
Man erzählt, als ein römischer Held und Kaiser Lapri betrat, fing
eine verdorrte Eiche wieder an zu grünen. So fängt auch, da er sich zeigt,
mein Herz wieder an zu grünen und zu blühen. Wieder? nein, es blüht
und grünt zum ersten Mal!
Graues Haar, Falten, Runzeln! bin ich das? Nein, nein. Ich bin
in mir, in mir. Ich stecke nur in einer fremden Haut.
Seltsam, daß die Haut unser Schicksal ist.
Wir haben ein glattes Gesicht. Wir lieben einen Menschen. Schön
und gut.
Es zeigen sich ein paar Falten in unserem Gesicht. Wir lieben einen
Menschen. Bedenklich.
Wir haben viel Falten. Wir lieben einen Menschen. Lächerlich.
Verächtlich.
Oder liegt das Sonderbare darin, daß Herz, Geist und Haut nicht gleich-
mäßig verschrumpfen?
Kann ich dafür, daß Schätze der Liebe in meiner Brust ruhen, die
nie gehoben wurden, und nun hat die Sonne, die seligste Schönheit, sie
an's Licht gebracht. Eine Fluth ist über mein Herz gekommen! Nicht die
Liebe für den Einen nur, die Liebe für Alle, für Alles, was fo flammend
beredt, fo voll Frühlingskraft mich überwältigt.
Ich bin ja ein neuer Mensch. Ich bin jung. Ich habe noch nicht
gelebt. Ich muß ja jung sein.
Ich habe die psychische Kraft, mich zu verwandeln. Wie jene Medien,
von denen ich gelesen, die, wenn sie den Geist eines Verstorbenen citiren,
in geheimnißvoller Suggestion Stimme und Gesichtsausdruck des Tobten
annehmen, so habe ich meine gestorbene Jugend citirt. Sie ist da, und
meine Lippen lächeln mit dem Lächeln jungen Glücks, in meinen Augen ist

das Licht der Jugend. Ich bin wahr und wahrhaftig achtzehn Jahr alt.
Vräutlich ist mir. Nach Capri habe ich meine Hochzeitsreise gemacht, dem
seligen Eiland, das ganz ein Festgemach ist für die Hochzeit zweier Seelen.
Auf meinen einsamen Spaziergängen bin ich in eine Höhle gcrathen,
sie heißt Matromania. Wunderbar diese Höhle niit ihren gewaltigen Wölbungen
uud Steinblöcken. Innen ist sie tempelartig ausgebaut, ein Nest altrömi-
schen Mauerwerks. Einige Stufen sind erkennbar, die zu einer Art Mar
führen. Hier soll Tiberius dein Sonnengott einen Knaben geopfert haben.
Eine ganz enge Oeffnung führt in die Höhle hinein. Durch diese Oeffnung
blickt man hinaus auf das Meer. Herrlich wirkt es von hier.
Und Tiberius sah diesen hinfließenden Strom herzerschütternder Schön-
heit, und es bändigte ihn nicht, es rührte ihn nicht.
Plötzlich fiel mir ein, wie, wenn hier ein kleiner Stein von» Gewölbe
sich loslöste und zermalte mich, oder er fiele vor die Oeffnung, und ich
müßte qualvoll verhungern!
Ja, auch die Natur kann böse sein, böse und grausam.
Und vielleicht war es das, was den Tiberius so böse, so teuflisch
machte. Täglich fah er die uerderbnißschwangeren Feuersäulen des Vesuvs
emporlodern. Er sah Jahr für Jahr, wie das süße blaue Meer und die
herrliche Erde sich aufthaten und in wilder Gier Lebendiges verschlangen.
Hinter gleißnerischer Pracht, überall, überall sah er den Tod. Und das
machte ihn wahnsinnig. Und er spie seine wollüstig thierische Grausamkeit
der Natur wie einen Riesenhohn in's Antlitz. „Ich bin stark wie Tu!"
Und bei seinen milden Todtentänzen weinte er Thränen von Feiler.
Darum nennt man auch den feurigen Nein hier: Thränen des Tiberius.
Es mar dämmerig geworden. Düster glühende Neflere der unter-
gegangenen Sonne sielen in das tiefe Dunkel der Höhle, und färbten die
leife herabsickernden Tropfen roth, roth wie Nlut. Ein Schauer durchlief
mich. Meine Hände wurden eiskalt, und ich hatte die Hallucination, als
siele der Stein wirklich.
Ich saß da, zitternd, ohne die Kraft, mich zu rühren. Auf dem Altar
glaubte ich eine goldene Schale zu sehen, davor ein Greis mit wallendem
weißen Bart. Mit einem Stabe berührte er die Schale, eine weißliche
Flamme loderte empor, und aus den Flammen entwickelte sich ein Wirrwar
traumartiger Wesen, wild phantastische Fratzen und holde Lichtgestalten in
zartfarbigen Schleiern, auf dem wehenden goldenen Haar grüne Kränze.
Dann waren es ernste, schöne Frauen, schwarz verhüllt. Und durch all'
den bunten Nebel schwirrten feurige Schmetterlinge. Auf den Säulen des
Altars faßen Eulen. Halb ein Herenfabbath, halb Feentraum.
Durch den schwarzen Hintergrund der Höhle lief feuriges Zucken, ein
jauchzendes Sprühen in allen Farben, blau, roth, grün. Und allmählich

weide, die vn bist! 2H?
entwickelte sich aus dem Sprühen ein Regenbogen, ein strahlender, und er wölbte sich und schwoll, quer durch die Höhle eine Brücke bildend, die in's Freie führte. Und mit einem Male mar der Regenbogen eine Schlange, eine glitzernd wunderschöne Riesenschlange, und auf die lebendige Brücke schwangen sich all' die wirren Gestalten und drängten hinaus in's Freie.
Und auch ich erklomm die Brücke. Da ringelte sich die Schlange um meinen Leib, und preßt mir die Brust zusammen, und die Schlange sprach: „Ich bin ja die Sünde, die Sünde des Tiberius. Ich bin die Brücke, die zur Hölle führt."
Der letzte Sonnenrefler war verglommen. Die Hallucination verschwand.
Ich stürzte hinaus aus der Höhle.
Ich meine, man ist verantwortlich für seine Träume und Hallucinationen. Habe ich gefehlt? Womit? Der Mann mit der Passionsblume — ist er es? Ist es, weil ich ihn auch jetzt noch liebe, wenn auch in besonderer Weise? Liebe im erotischen Sinne? Gott behüte mich.
So lange ich allein bin, fern von Menschen, weiß ich, daß nichts in mir ist, was das Licht zu scheuen braucht. Sobald ich aber unter Menschen komme, sehe ich mit den Augen der Anderen, denke ich mit den Gedanken der Andern, dann fühle ich mich eines lächerlichen Anachronismus schuldig, und ich schäme mich.
Sinnliche Liebe ist nur wie der Schaum auf einen: Getränk. Wenn er verflogen ist, genießt man das Getränk nm so reiner. Sinnliches Begehren hat oft mit der eigentlichen geistigen Individualität der Begehrenden nichts zu schaffen, und gemeinsam dabei ist Mann und Weib nur die Erregung des Blutes.
Was für eine dunkle, fonderbare Vorstellung, daß die Liebe zur Erhaltung der menschlichen Gattung da sei, wie die Befriedigung des Hungers zur Erhaltung des Leibes. Die Erregung des Blutes ist wegen der Fortpflanzung da, aber nicht die Liebe, nicht die Liebe.
Ich liebe ihn, nicht wie eine Mutter den Sohn, nicht wie eine Schwester den Bruder, nicht wie die Gattin den Gatten liebt. Freier, reiner ist, was ich empfinde, eine intime, begeisterte Genossenschaft, geboren aus der herztiefen Sehnsucht nach Mehrsein, nach einem Mehrerkennen, Mehrfinden, Weiterfchauen. Das zärtliche Ineinnnderfchmiegen von Stimmungen und Gedanken, ja, auch sie sind eine zarte Wollust, und die Küsse, die nicht auf die Lippen geküßt werden, sondern von Seele zu Seele, auch sie sind eine Ekstase, ein inbrünstiges Erschauern der feinsten Neruendrähte, Funken von der Weltseele abgesprüht.
Was ich da von der Liebe geschrieben habe, ist das nicht öde Phantasterei und völlig unrealistisch? Für Andere vielleicht, nicht für mich.
Die meisten würden das Leben, das ich gelebt habe, durchaus realistisch nennen. Für mich war es nur ein blasses Traumbild. Das Alltagsleben,

das sich so mechanisch abspielt, was wir essen, trinken und so daherreden,
die physische Liebe, das alles erscheint mir schattenhaft, unwirklich. Unleugbar,
unser Körper ist realistisch. Aber nur nnser Körper?
Man sagt, der Mensch sei halb Thier, halb Engel. Liegt nur auf der
Thierseite das Realistische? Und was wir innerlich leben, was wir in
Halbvisionen schauen, was in der Tiefe unserer Brust singt und klingt, mit
einem Wort, Alles, was auf der Engelseite liegt, das wäre nicht realistisch?
Aber es erfüllt mich, es ist mein Schmerz und meine Lust, meine Ver-
zweiflung und mein Entzücken. Und die Liebe, die ich meine, ist ebenso
realistisch wie die Umarmung der Leiber.
Und dennoch — dennoch — Ich bin immer in Angst, man könnte
hinter das Geheimnih meiner Jugend und meiner Liebe kommen. Er nicht!
er nicht! vor Allem er nicht! Neulich kam er an der Stelle vorbei, wo
ich saß. Er grüßte, blieb stehen, er wollte mich ansprechen. Ich gab mir
ein verfallenes Aussehen und wandte mich ab. Würde er das Doppelwesen
in mir verstehen? Und daß es nicht die alte Frau ist, die ihn liebt, sondern
das junge Mädchen, das vor 35 Jahren 18 Jahr alt war?
Nein, ich brauche mich nicht zu schämen, die Anderen müssen sich schämen,
weil sie nur das verstehen, was alltäglich geschieht, und was auf der Thier-
seite liegt, und weil sie nicht begreifen, daß es jedem Alter zukommt, das,
was liebensmerth ist, in's Herz zu schließen.
Auch einer alten Frau? Der siebzigjährige Goethe liebte ein junges
Mädchen, um ihrer Jugend und ihres Reizes willen; und Mit- und Nachwelt
bewunderte darin Goethe'sche Gemüthskraft. Empfindet aber eine alte Frau
tief und stark für einen Mann, um seiner Seelen-Schönheit willen, so ist
sie — erotisch wahnsinnig.
Arme alte Frau, laß dich nicht, da du noch lebst, in's Todtenreich
schicken. Ich liebe dich, alte Frau. Ich kenne deine geistigen Mühsale.
Ich bin ja selber alt alt? wirklich? oder
Ich habe in meinen Kinderjahren eine Geschichte von Jean Paul
gelesen von einen» alten Menschen, der in einer Neujahrsnacht in marternder
Neue über sein vergeudetes Leben verzweifelt. Und da erwacht er. Es
war nur ein Traum. Er ist jung. Das Leben liegt vor ihm. Wenn ich
nun auch blos träumte, daß ich alt wäre? Und ich erwachte und wäre
jung, und
Ach ja! ach ja! Ich habe ja wieder so oft das Gefühl des Schwedens,
des Fliegens wie in den Träumen meiner Kinderjahre.
Gestern bin ich wieder zu den Rninen des Tiberius emporgestiegen.
Ich fand Alles in Nebel gehüllt, Himmel und Meer eins. Lichtgrauer, un-
durchdringlicher Aether, nur ab und zu ein silbriges Glitzern, das gleich
wieder verschwand. Die blühenden, farbigen Sträucher unten am Ufer

schienen in dem traumhaften Aethermeer zn schwimmen. Säuselndes Tönen
über dem Abgrund.
Als allmählich der Nebel wich, erschimmerten die Felsen in mystischem
Glanz, in goldigem Grün, dunklem Purpur, welkem Braun. Hier und
da ein Sonnenrefler. Schaum spritzte auf. Als ich lange hinuntersah in
die quirlenden Wasser, schienen sie Form und Gestalt anzunehmen. Der
brandende Schaum wurde zu weißen Leibern, aus den Lichtstrahlen ent-
wickelte sich goldenes Haar. Die Sirenen! Und sie winken nnd sie locken.
Eine heiße Wehmuth machte mich weinen. Zu spät, zu spät begreife
ich, wie schon die Welt ist! wie schon!
Nun erglänzt das Meer, nun blüht diese wilde Mnrthe nur einen
kurzen Augenblick für mich, ein Blitz, der in die Finsternis; zuckt — dann
Nacht.
Weiche, schmerzlichdürstende Melancholie hüllt mich ein, wie die höchste
Schönheit sie erregt, die über unser Herz und über unfern Kopf hinaus-
wächst, und die inbrünstig zu nmklammern, unser Organismus zu dürftig ist.
Zu fchün! zu schön! zu weich und süß und schwelgerisch. Hierher hätte
ich nicht kommen sollen. Florenz hatte mir Ruhe und Resignation gegeben,
die Nordsee mir Kopf und Nerven gekräftigt. Hier aber ist Alles schmachtend
schmeichelnde Liebkosung, nur Blühen uud Duften und Träumen. Die
Insel der Sirenen!
Was war das? Er hat nur einen.Myrthenstranß zugeworfen. Ich
sah ihn wohl. Also doch ein Traum, daß ich alt bin? —
Ich habe mir aus der Myrthe einen Kranz gewunden, und den Kranz
habe ich mir auf's Haupt gesetzt. Eine laue Wärme ging von ihm aus,
die mich durchdrang, weil seine Hände ihn gepflückt und gehalten. Er war
hinter mir fortgegangen. Und doch sah ich ihn, als ginge er vor mir her,
und je weiter er sich entfernte, ich sah ihn immer gleich nah.
Ich sah ihn in die kleinen Mauergänge einbiegen, die zum Hotel
führen. Eine junge Capresin tan« ihm entgegen. Wie schön und anmuthig
sie war. Er blieb stehen — er Ich griff nach deni Mnrthenkranz.
Er fiel zu Boden. Nun war er mir entschwunden.
Beim Nachhausegehen fürchtete ich mich vor dem Wasserspiegel, vor
meinem Bild darin. Ich wollte die Illusion nicht verlieren.
Die Illusion?
Aber er warf mir doch die Mnrthe in den Schoß!
O du liebster Mensch! Du Nester, du weißt's! Du weißt's!
Erwecke mich! erwecke mich!
Der Geist des Tiberius geht um! Er hat gelogen! sein Antlitz lügt!
Die Passionsblume, die er trägt, ist eine Lüge. Ich habe sie ihn« von der
Brust gerissen. Der Duft von Eapri, der berauschende, ist Gift. Das

blaue Meer — ja — eine Riesenschlange, eine glitzernde, gleißende!
Sirenen! Meine Liebe ^ Irrsinn! Ich will sie ertränken, ertränken in:
Meer! tief im Meer, bis sie todt ist — todt. Der Geist des Tiber!
Ich habe es nicht gethan. Wozu soviel Lärm machen. Es ist ja so
wie so zu Ende. Ruhe! Ruhe, alte Frau!
Ich war ein paar Tage zu zweien. Nun bin ich wieder allein. Ein-
samkeit — das Leichentuch der Überflüssigen.
Der Mensch im Sarge, der den Deckel hebt, ein wenig hebt, das ist
das Bild unseres ganzen Seins. Ter Leib — der Sarg. Das brennende
Verlangen, hinaus — hinauf! das ist die ^raft, die heben will, will, und
nicht kann.
In Eapri wäre ich? Nein, in einer Wüste. Meine Lippen brennen,
»nein Blut brennt ^ Durst — Durst!
Ich habe vou dem Wein getruuten, uon den Thränen des Tiberiuv
habe ich getrunken. Ich bin jammerbcrauscht — berauscht! Nur Ruhe —
Ruhe! Fort uon hier! Wohin? gleichviel. Was habe ich ihm gctban?
Eisige Schauer — eisige Schauer! Und das Hämmern da im >iopf —
dumpf, dumpf und stark. Was soll zerspringen!
Das arme Weib! das arme Weib! Miserables Geschlecht! Du hast
nicht daran gedacht, eine alte Frau mit Thrnnen der Vegeisteruug im Aua,e
— Sappho aus den Fliegenden Vlättern. Eine alte Frau, mit einem
Herzen, das klopft, mit einem Hirn, das denkt — Großmutter Psnckie.
Psuche, sagte er, er weiß also, weß Art ich bin? Und doch — doch —
Auch er! er! so weise, so gütig, so fein! Auch er! Kann er nickt
über deu Gedankenkreis feines Zeitalters hinaus, wer kann es denn?
Es ist nicht mein Zeitalter, nicht meins! Ich hasse es! hasse es,
das elende Zeitalter!
Mein «opf! mein armer Kopf! am Fuß der Säule, der blut-
besprenkelten, liegt er da? oder unter dem Wasser, über das die Schwäne
ziehen? Warum haben sie mir das Herz gelassen! das Herz! es muß auch
heraus! das zuckende — blutende
Warum mußte ich leben wie ich — — schrieb ich das nicht schon
einmal — und von den ehernen Gesetzestafeln, die — — und von dem
Sarg — und — man soll sie zerschmett — zermet — mein Gott ^ wie
schreibt man das Wort? zersch wie schreibt man — der Deckel —
haltet! haltet! — er — ich — ja -^ Asche
Hier endete das Tagebuch. Doctor Nehrend fand darin nicht, was
er zu finden gehofft hatte: Psychologisches Material für die Entstellung von
Geisteskrankheiten. Doch war er von tief menschlicher Rührung ergrissen.

als er jetzt an's Bett der Sterbenden trat. Sie saß aufrecht. Ihr Antlitz
war schmal wie ein Schatten. Sie trug noch den welken Myrtenkranz.
Die spitzen Stengel hatten sich in ihr Haar verwickelt. Man hatte «er-
sucht, den Kranz zn entfernen, und ne dabei geritzt. Ein Tropfen Blutes
rann ihr über die Stirn. Mechanisch zerpflückte sie die Passionsblume, die
auf der Decke lag. Ihre todentzückten Blicke hingen an dem Feuerball
der uutergchenden Sonne. Als sie jetzt mit einer Stimme, die verhallenden
Harfenklängen glich, den Arzt anredete, spielte ein zartes Lächeln um ihre
Lippen- „Eine Greisin, die an Geburtswehen stirbt. Ob im Tode mein
Ich geboren wird? — ob ich ini Jenseits werde, die ich bin?"
Und nach einer Pause hob sie noch einmal zu reden an. Jetzt schien
ihre Stimme aus weiter Ferne zu kommen.
— „Ich höre das Schwanenlied, das die Sonne singt. Morgenrothe!"
Mit dem Ausdruck seligen Lauschens sank ihr Kopf leicht wie ein Hauch in
die Kissen zurück. Ohne Alter, ohne Geschlecht war dieses sterbende Antlitz,
in dem Tod und Schönheit sich vermählten. Die mächtig glanzvollen Augen,
von dunklen Schatten umgeben, schienen durch Himmel und Erde hindurch
ewige Zeiten und unendliche Räume zu durchmessen. Sie schienen zu sehen
und zu verstehen, was im Diesseits nicht gesehen und verstanden wird. In
ihrem Licht war ein Vergehen uud Werden, ein Absterben und ein neues
Leben, eine unermeßliche Traurigkeit und ein begeistertes Schauen voll er-
habenen Staunens.
Höher und höher stiegen die Augensterne, bis sie allmählich hinter den
breiten Augenlidern verschwanden.
Ein Marmorbild von reiner Schönheit lag sie da im Tode, mit dem
Blutstropfen auf der Stirn, auf dem Haupt die dornige Myrte.

Der Antheil der Frauen an der Weltausstellung in Chicago.

von

Anna Simslln.

— z. I. Chicago. —

N.

Der sichtbare Antheil.

Frauenbehörde, 2o»rÄ c>l 1^6^ Nanoßsrz, welche durch Congreh-
ist.V^ beichlus; cingei^t worden war, hntle dc» uuislisscudcn Aü'tmn crbaltcu, alic dc:
der Weltausstellung in Frage kommenden Fraueninteressen zu Wahlen. So unbestimmt
der Ausdruck lautet, war derselbe doch geeignet. Alles einzuschließen, was sich im Vei-
laufe der geschäftlichen EntWickelung erst ergeben tonnte, und bannte somit nickt die
Thätigleit im Voraus in eng gesteckte Grenzen. Die freicste Auffassung der gewährten
Rechte hat denn auch durchgehend Geltung gefunden. (3s ist nicht mit der einen Hand
gegeben, mit der anderen genommen worden. Gewiß und ohne Frage sind auch von
dieser Behörde Fehler gemacht. Sic theilt darin das Schicksal sämmtlicher anderen, die
solche auch nicht vermieden haben. Angriffe und Anklagen vermochten jedoch niemals
bisher, die überwiegende Anerkennung zu schmälern und der Sympathie Eintrag zu thun,
welche im ganzen Lande von Anfang an das Vorgehen der Frauenbehörde begleiteten
und das sichtbar vor Angcn tretende Gcsammtrcsultat mit Genugthunug begrüßen und
anerkennen.

Als die Frauenbehörde an ihr Organisationswcrt ging, machte sie sich zuvörderst
klar, daß lein Versuch zu unternehmen sei, auf industriellem Gebiete Frauenarbeit von
Männciarbelt zu trennen. Neide sind in der Industrie aller Länder in heutiger Feit
so eng verbunden und mit einander durchsetzt, daß eine Scheidung unmöglich ist. Die
Vorführung des Fraucnantheils könnte somit lediglich in einer Verdoppelung des Aus-
gestellten bestehen. Ebenso wenig wurde Sonderung für Einzclleistungen in Kunst und
Kunstgewerbe gewünscht. Als Grundsatz galt, daß nur Nebeneinanderstellung männlicher
und weiblicher Arbeiten auf demselben Gebiete den richtigen Maßstab gewährleisten, mit
dem im Wettbewerb beider Geschlechter zu messen sei. Es war somit keineswegs eine
gesonderte Ausstellung für Frauen beabsichtigt, um weibliche Arbeit und Kunstfertigkeit
aller Länder nebeneinander zu zeigen und zu Markte zu bringen. Alle derartigen Er-
zeugnisse sollten vielmehr den betreffenden Abtheilungcu, Gruppen und Klassen ihrer
eigenen Nationen organisch eingereiht werden n»d dort als nothwendigcs und uner-
läßliches Glied der Vervollständigung des Gcsammtbildcs eines Landes dienen. Trennung
und Loslösung der Frau und ihrer Thätigteit aus dem Rahmen nationaler Arbeit und
Leistungsfähigkeit gedachte man nicht nur zu vermeiden, sondern wollte im Gegentheil
grundsätzlich die Zusammengehörigkeit einheitlich gewahrt wissen.

Dagegen lag die Absicht vor, in einem besonderen Frauengcbäude Alles zu vereinigen, was EntwickeUmg und Stellung des weiblichen Geschlechts bei allen Völkern durch die Jahrtausende kennzeichnet. Unterstützung und Betheiligung durch Originale, Nachbildungen, Modelle und Zeichnungen ward allseitig erhofft, um diese sinnfällige Geschichte des Frauenlcbens durchzuführen. Vornehmlich sollten hervorragende Leistungen weiblicher Kunstfertigkeit und geistiger Arbeit den Fortschritt der Frauen auf allen Gebieten während der letzten hundert Jahre zur Darstellung bringen. Für die Vertretung der Gegenwart stellte deshalb die Fraucnbchürde den allerhöchsten Werthmesser auf. Darnach war nur bereits anerkannt Mustergiltiges aller Länder für die Galerie des Frauengebäudes zuzulassen, so daß die Annahme allein schon der Ertheilung eines Preises aleichkäme. Besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, die Fraucnthätigkeit auf dem Felde helfender Nächstenliebe umfassend und übersichtlich vorzuführen. Dazu sollten Berichte, Modelle, Abbildungen und Grundrisse ron Hospitälern, Wohlthätigleitsanstalten und ähnlichen Einrichtungen dienen, welche für Frauen bestimmt sind oder Frauenmitwirkung einschlichen. Ein Musterhospital mit Krankenpflegerinnen-Ausbildung, Vorführung verschiedener Kinderaaitcnsustcme in einem Kindergarten und eine Hochschule der Neuzeit waren in Aussicht genommm, diesen Bestrebungen allgemeines Interesse zuzuwenden.
In diesem Sinne mitzuwirken, ersuchte man die im eigenen Lande überall gebildeten Local'Eomitös, wie auch diejenigen der fernen Länder und bat, die Vorbereitungen derartig zu treffen, dafz ein möglichst umfassendes und getreues Bild der gesummten Fraucnthätigkeit ihres Voltes zur Darstellung gelange.
Leider hat das hier in großen Umrissen wiedergegebene ideale Programm seine Verwirklichung nicht, oder doch nur zum kleineren Theile erfahren. Die Frauenbehüibe sah sich schließlich gezwungen, alle bei den Lomitös eingelaufenen Anmeldungen im Filluengebäude zur Aufstellung zu bringen. Damit fiel Kritik und Auswahl fort. Gutes und Schlechtes nimmt seinen Plutz nebeneinander ein, nnb zwar in gedrängtester Enge, oft ohne genügendes Licht, da die Räume nicht zu Ausstellungszweckcn vorhergesehen waren.
Konnte nun auch nicht das stolze Wort seine Erfüllung finden, dei Frauenpalast sei bestimmt, den „Genius der Frau" zum Ausdruck zu bringen, so ist derselbe in der ihm aufgedrungenen Gestaltung jetzt um so mehr die Verkörperung ehrlicher Frauenarbeit in ihrer Allgemeinheit, die ihren vollen Antheil an der Entwickelung des Menschengeschlechts von Alters her in Anspruch nehmen darf. Auch das Genie der Frau kommt dabei nicht zu kurz. Sein göttlicher Funken leuchtet aus dm ursprünglichen, einfachen Arbeiten uralter Zeiten und wilder Völkerschaften mit dem gleichen Strahle wie aus den großartigen Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit. Das waren sie in jenen Tagen gleichfalls. Die erste Spindel mit der Wirtel als Schwungrad, der erste Webstuhl, das Formen und Brennen der Töpfe, das Gerben der Felle mit der Anfertigung mehr oder minder vollkommener Kleidung, die Bereitung der Nahrungsmittel, es sind die Erfindungen der Frauen ans jener Zeit, wo die Männer nur Jagd- und Kricgspfaden nachgingen. Diese Seite der Frauenarbeit tritt auch in den reichen amerikanischen Sammlungen indianischer Stämme hervor und läßt sich klarer verfolgen, als bei Vollem, wo die Cioilisation einen schnelleren Verlauf genommen und die Uranfänge schwerer nachzuweisen sind, die in diesem Lande historisch überliefert wurden und zum Theil noch jetzt sich vorfinden, wie bei den Klippen- und Höhlenbewohnern.
So erfüllt das Fraumgebäude dennoch seinen Bemf, und jede Frau kann stolz darauf sein, was es barstellt und was es in sich birgt, selbst wenn die Einzelleistung vor der Kritik nicht Stand hält.
Von der Fraumbehördc war von Anfang an beschlossen, Frauengeist und Fähigkeit bei dieser Gelegenheit zu erproben, und soweit es sich irgmd thun ließ, in Anspruch zu nehmen. In erster Reihe bei Herstellung des eigenen Gebäudes. Auch das Baufach wirb nicht länger als ein Monopol für Männer in einem Lande angesehen, das seine Volks-, Hoch- und Fachschulen von Kindheit an beidm Geschlechtern zu gemeinsamer Ausbildung

öffnet. Bisher zogen Hochschulen und Universitäten strebsame und geistig bedeutende Frauen vorzugsweise an, dock) bringt die gleiche technische Vorbereitung von Knaben und Mädchen Begabung und Neigung bei letzteren auch für tectmische Berufsarten zur EntWickelung. In einigen Jahren wirb man mit weiblichen Architekten und Ingenieuren zu rechnen haben, wie heute mit Aerzten, Aduocatcn, Pastoren, Vertreterinnen der Theorie und Praxis in Ehemic und Physik. Es kommt nur darauf an, daß sie ein Feld zur Bethätigung des ergriffenen Berufes finden. Kein Land bietet dazu den gleichen Boden wie Amerika. Es soll ja nicht immer just ein Kampf bis auf das Messer werden, wer sich bei der Eoncnrrenz als Stärkerer erweist. Raum für Alle hat die Erde, heißt es hier mehr als anderswo^ In den ungeheueren Ländeisticckcn, die noch urbar zu machen sind und der Pioniere dazu benöthigcn, oder die nur spärliche Bevölkerung aufweisen, lassen sich die aufkeimenden Bedürfnisse neuer Ansiedlungen vielfach leichter durch Frauenarbeit aller Berufszweigc decken, als durch solche von Männern. Tll sind nur zwei Fälle. Entweder die Frauen leisten Tüchtiges, dann wirb man ihre Arbeitskraft auf dem neun: Felde in Anspruch nehmen und sie für berechtigt halten. Oder es ist andaueriw Stümperarbeit, von der Niemand Gebrauch machen kann und will, dann erstehen keine neuen Nachfolger. Auch nicht jeder Baumeister ist ein Pallavicini oder ein Schlüter, und er findet doch Verwendung in bescheidenem Kreise.

Die jugendliche Architektin von dreiundzwanzig Jahren, Min Sophie Händen, deren Entwurf bei der für Frauen ausgeschriebenen Concurrcnz sür das Frauengebaude den Preis von tausend Dollars erhielt, Ware in ihrem bescheidenen Auftreten die Letzte, den Vergleich mit jenen Meistern zn beanspruchen. Auch die Ausführung dieses ihres Erstlingswerkes nach kaum beendetem Studium in Boston wurde ihr anvertraut. Als Hauptausstellungsobject der Frauenbchörde kann sich der Bau der öffentlichen und allgemeinen Kritik nicht entziehen, nun er vollendet dllsteht und einen Theil des unvergleWich herrlichen architektonischen Bildes ausmacht, das leider für so kurze Dauer geschaffen wurde, doch wcrth wäre, in seiner erhabenen Schönheit erhalten zu bleiben. In diesem volltönenden Rhythmus einer architektonischen Symphonie, zu der die Stilllrten aller Zeiten nnd Völler den harmonischen Anfban bilden, bedeutet das Fiauengebäubc allerdings nur eine bescheidene Klangfigur. Es fehlt das gleichmäßig durchgeführte Ebenmaß der Gliederung in den einzelnen Theilen nnd zum Ganzen, wie es sich imponirend in de» anderen Bauten ausspricht, bei denen staunelw und bewundernd zu fragen ist, wo der Schwerpunkt für diese himmelanstrebcnden Kuppeln zu suchen, was diese ungeheueren, schier unabsehbaren Hallen in ihrem Gefüge zusammenhält, da dem Spinnengewebe leicht aufstrebenden Eisengeflechtes, unter dem die mächtigen Träger verschwinden, solche Kraft nicht innewohnen kann. Die Ueberfülle gewaltiger Constructionen erdrückt das Fmucngebaudc und laßt es an dieser Stelle unbedeutender erscheinen, als es an jedem anderen Platze sein würde. Dazu thun die in das Gebäude verlegten Ausstellungen demselben ein Unrecht an. Es wird dadurch erst zu den anderen Ausstellungsräumen gerechnet und mit ihnen in Vergleich gezogen. Ter Stil ist italienische Renaissance, der zn zierlichen Säulemeihen iu den beiden Geschossen reichlichen Anlaß bot und an den vier Ecken ein drittes Geschoß durch solche morkirt, die indeß nur den Dachgarten in Form eines oben offenen Pavillons abschließen. In der Mitte des durch eine Stufeureihe etwas erhöhten Gebäudes liegt die Haupthlllle. Dieselbe reicht zwei Stockwerke hinauf und ist mit Oberlicht versehen. Eine breite Galerie läuft im zweiten Stock um diese Halle und findet nach innen gleichfalls durch Säulenreihen ihren Abschluß, wodurch der Eindruck eines italienischen Tchloßhofes erreicht wird. In diese Galerie münden die obcrm Räume, die im unteren Stock die Haupthalle umgeben und doselbst die Ausstellungen der einzelnen Länder aufgenommen haben. Zu den im dritten Stock gelegenen Restanrationsräumen gehören die Dachgärten, deren freier und luftiger Aufenthalt gern zum Ausruhen aufgesucht wird.

Das Gebäude entwickelt alle seine Vorzüge nach der gesellschaftlichen und gemüthlichen Seite, für die es eigentlich hauptsächlich bestimmt war. Dem tragen die Dachgärten

Rechnung, wo Jeder des schönen Ausblicks und freien luftigen Aufenthaltes froh wird.
Terselbe Charakter prägt sich im zweiten Geschoß aus. Tort nimmt ein großer Saal
die eine Seite des Gebäudes ein, für gesellschaftliche Zwecke und Aufführungen bestimmt.
Daneben befindet sich die M u st ertliche, die indeß nur ein Embryo geblieben ist. Sie
beschränkt sich zumeist auf Herstellung einiger Gerichte c»is Maismehl und dient zur
Empfehlung des Materials. In der Küche haben diejenigen Ausstellungsgegenstände ihren
Platz gefunden, die in das Gebiet der Speisebereitung fallen: Eonserven, Fruchtwein,
Packereien, von Frauen hergestellte und erfundene Geräthr. Dieser Theil ist indes; merk-
würdig gering bestellt und steht keineswegs im Verhältnis; zu seiner Wichtigkeit für die
Frauenwelt. Die östliche Seite dieses Geschosses ist in einzelne Zimmer ron behaglichen
Dimensionen getheilt. Das erste derselben hat die Ausstellung des englischen Hospital-
uud Krankend! enstcs aufgenommen, die unten nicht Platz fand. Es ist eine Musterleistnng
aller zum Hospitalgebrauche in Anwendung kommenden Hilfsmittel an Material und
Menschen, letztere in Modellen jeder Art Krankenpflegerinnen des Mutterlandes und der
Kolonien.

Daneben hat Japan ein Zimmer mit Stickereien und Gemälden und Porzellan-
malerei, die der unteren Ausstellung zugchören. In der Technik durchaus Gutes leistend,
müssen sie betreffs der Auffassung in ihrer Eigenart bcurtheilt werden. Drei andere
Zimmer sind in gemüthlicher und doch eleganter Ausstattung als Gescllschaftsräume durch
die Frauen uon Cincinnati, Connecticut und Kalifornien zu allgemeinem Ge-
brauch gestiftet. Sie dienen diesem Zwecke uon früh bis spät in ausgedehntestem Maße.
Jeder kann unbeanstandet ruhen oder sich unterhalten! ein loggienartiger Vorbau gestattet
zugleich deu Aufenthalt im Freien. An den Wänden und riugs zerstreut finden sich
Ausstelluugsobjcctc in geschnitztem Holze, in Marmor und Bronze, Gemälde, elegante
Schränke mit Handarbeiten, keramischen Erzeugnissen, Porzellan- und Glasmalereien, auf
welchem letzteren Gebiete die Franen ron Cincinnati Ausgezeichnetes leisten. Es folgen
Veiwllltungszimmer und der Sitzungssaal der Fraucnbehörde, welcher Vormittags von
elf bis zwölf Uhr zu Vorträgen benutzt wird. Jeder dieser Räume birgt eine Fülle bc-
mertenswerther und interessanter Objccte, aber es ist auch dahin Alles verschlagen, was
sonst keinen Platz gefunden, und man bedauert lebhaft, daß derartige Ausstellungsgegen-
stände überhaupt einen solchen erhielten. Den Amerikanern fehlt im Durchschnitt kriti-
scher Sinn uud kritischer Instinct. Es kommt ivohl daher, weil Nichts sich an Systeme
anlehnt, an bestimmte autoritative Gesetze bindet, sondern Alles stets eine individuelle Ge-
staltung sucht und findet. Gerade hier macht sich der Mangel an Auswahl und Kritik
am fühlbarsten. Haarsträubend ist zuweilen, was eine falsche Rücksichtnahme nicht gänz-
lich beseitigt hat. Dem Gesammteindructe ist dadurch außerordentlicher Eintrag gethan.

Ter daran stoßende „Oraanisationssaal" kann eine große Bedeutung in An-
spruch uchmen. In origineller Weise ist der Raum mathematisch in verschieden gestaltete
Abschläge getheilt, die alle zunächst von einander durch eiu niedriges Gehege von blauem
Stoff getrennt sind. Jede Abtheilung vertritt einen Verein, eine Gesellschaft oder Ver-
band solcher durch das ganze Land der Vereinigten Staaten. Banner, Symbole, Flaggen,
Büsten und Portraits hervorragender und nm die Gesellschaft verdienter Persönlichkeiten,
Pläne und Abbildungen der dazu gehörigen Gebäude, statistische und graphische Dar-
stellungen der Leistungen und Erfolge sind verschiedentlich angebracht. Sie versinnlickcn
auch dem gewöhnliche:! Besucher die Tragweite der sonst nnr auf geistigem Gebiete
arbeitenden gemeinnützigen und wohlthätigeu Nesticbuugeu. Zugleich wirb eine sehr
energische Propaganda damit verbunden. Es sind stets Vertretungen vorhanden, die Er-
klärungen geben, Statuten und Berichte vcrtheilen, zur Mitgliedschaft auffordern. Die
Mäßigteits-Gesellschllften haben ihre Mitgliedsuntcrschriften der Absagung uon geistigen
Getränken zu Hnndcrttausenden auf Rollenpapier geklebt, und ihr massiger Umfang liegt
zur Ginsicht aus. Andere verbanden die Kärtchen zu Guirlanden und verzierten damit
den Raum. Mehr als fünfzig Genossenschaften der verschiedensten Tendenzen sind ver-

treten, darunter nur eine ausländische, I/anion 6«z l«mms3 6« ?r»noe. Wie sonderbar sich auch das Einzelne giebt, die Rührigkeit und das Organisationstalent der Amerillnerinnen flößen Achtung ein, und man begreift ihre großartigen Erfolge.

Die von der Galerie zugänglichen westlichen Räume enthalten die wundervoll eingerichtete Bibliothek der Fiauenschriftstellcrei aller Völker, sowie Darstellungen über Thätigkeit, Erziehung, sociale Lage, Berufsaiten, Einrichtungen von und für Fnm«r, welche Aufzeichnungen, Karten, Tafeln und Illustrationen jeder Art erläutern. Für Letzteres ist sehr wenig eingeliefert. Das Frauen-Comit« in Deutschland hat einige« statistisches Material mühsam zusammengestellt, das aber unzuläuglich ist uud nicht zur Geltung kommt, ebenso das anderer Länder. Dagegen ist von Frankreich mit Hilfe der französischen Regierung diese Aufgabe erfaßt und in großartiger Weise zum Ausdruck gebracht worden. Allerdings kann ein derartig ergiebiges Bild cultureller Zustande einee Landes nur durch Vetheiligung der Regierung und ihrer Organe erfolgen, denen ein ausreichendes Material uud die Kräfte für die Bearbeitung zur Verfügung stehen ober die es sich zu verschaffen wissen. Es bleibt keine Frage offen über Erziehung, Unterricht Fortbildung, materielle uud geistige Förderung in Ncrufsgenosscuschaftcn und freien Vereinigungen, die nicht ausgiebige Beantwortung fände, wenigstens nicht den Versuch einer solchen. Alle Syndikate, Gesellschaften, Vereine und individuellen Bestrebungen haben einheitliche Bearbeitung erfahren, und Alles ist so einfach, klar uud übersichtlich, dabei in gediegener, würdiger Ausstattung, daß Jeder mit vollem Verständnis; Einblick gcwiimen kann. *) Die Regierung hat auch selbst die Zusammenstellung der Werte von 876 Schrift« stellerinnen mit 1145 Bänden veranlaßt, die alle Jahrhunderte einschließen. Mit Tom-Positionen sind fünfzig Fiaucu vertreten; die Sängerin Marchesi allein mit fünfundzwanzig Bänden. Ihr eigenes Portrait, umgeben von dreißig Bildern ihrer bedeutendste« Schülerinnen, gehört zn der Sammlung vou berühmten Frauen, zu der die Negierung gleichfalls aus Museen und Bibliotheken beigesteuert hat, was Geschichte, Literatur und Kunst darin boten, wie auch viele Handschriften solcher Persönlichkeiten. Man erkennt aus Allem, die französische Regierung hat eine Ehre darin gesehen, die Frauen Frankreichs würdig zu vertrete», uud erreicht, daß sie es am besten sind.

Selbstverständlich liefern die Vereinigten Staaten gleichfalls ein reiches statistische:' und graphisches Material für die ethnologische Seite der Eultuizuständc des Frauenlebens. In Amerika wird mehr als irgendwo Statistik getrieben und Wcrth darauf gelegt. Allgemeine Voltstheilnahmc begleitet jede statistische Acußerung, und es wird dieses Feld von Berufswegeu uud aus Liebhaberei nach allen Richtungen cultimrt. Frauenarbeit ist dabei mit einem bedeutenden Procentsatze vertreten. Die im Jahre 1888 durch das ganze Land veranstaltete Enauste über industrielle Fmuenbeschäftigungcn und die damit verbundenen culturellen Zustände wurde gleichfalls mit Heranziehung von Frauen durchgeführt, die sich ihrer Aufgabe vollständig gewachsen zeigten, wie die Vorrede dieser bedeutenden uud werthvollen Ausarbeitung besonders betont, die aber auch das gleiche Gehalt erhielten, das Mänueru für dieselbe Arbeit gewährt worden wäre. Ebenso stellen Literatur, handschriftliche Sammlungen uud dazu gehörige Portraits ein reiches Eontingcm, das allein eine stattliche Bibliothek ausmacht. Von Onkel Toms Hütte sind die Uebersctzungen in allen Sprachen gesammelt, die bald denen der Bibel gleichkommen. Illustrlrte Werke aller Art bilden dazu eine Ergänzung,

Auf der Galerie selbst findet sich eine Fülle interessanter Gegenstände. Eine hervorragende Stelle nimmt darunter die Keppelsche Sammlung von Stichen, Radirungen, Lithographien uud Holzschnitten ein. Sie umfaßt drei Jahrhunderte und veranschaulicht die französische, englische und amerikanische Schule der Gegenwart betreffs der Frauenarbeit. Der älteste Stich ist nach Giulio Romano von Diana Ghisi-Italien, die meist

*) Die ethnologische Seite ist graphisch auf einer bedeutenden Anzahl Karten von Frankreich in ansehnlichem Maßstäbe vorgeführt, welche fast alle Wände einnehmen.

nach diesem Meister und nach Rllphacl in den Jähren 1581—1588 arbeitete. Maria
von Mcdici, Königin von Frankreich, ist aus derselben Zeit mit einem Holzschnitt
vertreten, der die Büste eines jungen Mädchens zeigt. Gertrude Rughman-Holland
ist die Dritte im XVI. Jahrhundert. Das siebzehnte Meist fünf Frauen auf, darunter
Anna Sendiait aus Nürnberg: die Anderen sind aus Frankreich und Italien.
Angelika Kauffmann und Katharina Prestel nebst drei Französinnen und drei
Engländerinnen sind Vertreterinnen des XVII. Jahrhunderts, während das unsrige in
der ersten Hälfte deren siebzehn vorführt, zu denen Theresa Holbein in Wien gehört.
Die andern vertheilen sich auf England, Frankreich und die Niederlande.
Immerhin war es eine Seltenheit, wenn Frauen den Grabstichel führten, obwohl
eine ganze Reihe derselben sich ausgezeichnet haben, die oft die Anregung dazu von
Vätern oder Gatten empfingen, welche diese Knnst betrieben. In neuerer Zeit ist bereits
von bestimmten Schulen zu sprechen, denen Frauen die Richtung gegeben. Mi«
Nichols in England, Luise Abbema in Frankreich, Mrs. Mary Nimmo Moran
in Philadelphia sind hervorragende Vertreterinnen derselben, die mit vielen Genossinnen
allerorts ehrenvoll genannt werden. Den Holzschnitt vertritt in Frankreich Rosa Bon»
heur, Miß Edith Coopcr in New Jort. An Zahl und Leistungen steht indes;
Amerika obenan. Dies gilt von den graphischen Künsten und noch mehr vom Holzschnitt,
in welchem betreffs technischer Vollendung dies Land zur Zeit eine Höhe erreicht hat, die
kaum noch übcrtroffen werben kann. —
Erlesene türkische, persische und indische Teppiche an den Wänden, mit ihren
harmonisch ausgeglichenen Farbcntönen, bilden eine beruhigende Abwechselung für das
Auge. Darunter außerordentlich werthvolle Exemplare, deren eines mit dem Preise von
150(10 Tollars bezeichnet ist. In der Mitte derselben befindet sich der Thron des Präsi-
denten der Republik Mexico mit wunderbar reicher und vollkommen ausgeführter Stickerei
in Gold auf rothem Sammt, den kein Kaiser verschmähen dürfte. Um die eine Längs-
seite zieht sich oberhalb ein Lartou von etwa achtzig Fuß Länge und zwei Fuß Breite,
eine photographische Abbildung der berühmten Stickerei der Königin Mathilde von
Frankreich aus dem X. Jahrhundert. Es ist eine colorirte getreue Abbildung, die der
Municipalmth der Stadt Bancux ausgestellt hat, wo sich diese merkwürdige Arbeit be-
findet. Antiquitäten an Dosen, Fächern und Nippes sind an dieser Seite aufgestellt, auch
eine Sammlung von alten Büchcreinbänden und Werken mit Initialen von Fraucnhand.
Das Wcrthuollste ist eine erlesene Auswahl herrlicher Spitzen aus allen Jahrhunderten
und in den mannigfaltigsten Techniken. Amerika ist kein Land, das echte Spitzen pro-
ducirt hat, aber es weiß sie zu würdigen und hat das Geld gehabt, sich diese Zeugen
vergangeuer Zeiten zu kaufen, denn darin steckt ein nicht unbedeutendes Vermögen. Sie
gehören dem Gewerbe-Museum iu New Z)ork und reihen sich dem im unteren Geschoß
zur Entfaltung gekommenen Reichthnm an Spitzen ebenbürtig an.
Von den fremden Ländern hat England am meisten zu dm Portraits berühmter
Fraucu beigesteuert, die sich an den Wänden des großen Versammlungssnales und an den
Seiten der Galerie zerstreut finden. Sic beginnen mit Edith von Wilton, der Tochter
König Edgars, die im Jahre 984 starb und als St. Eadgitha heilig gesprochen wurde.
Aus dem frühesten Mittelalter, den Zeiten der Tudors, den Bürgerkriegen, kommen wir
diesem Jahrhundert näher, und immer mehr treten Frauen hervor, die sich durch philan-
thropische Bestrebungen, im Erziehungsweseu, iu Literatur und Kunst einen Namen gemacht
haben. Es sind nahezu zweihundert Portraits, deren Mittelpunkt die Königin und ihre
Töchter iu mehrfacher Darstellung bilden. Deutschland hat zu diesem Theile der Aus-
stellung leinen Beitrag geliefert, der als historisch zu gelten hätte. Die Vorführung
einer Anzahl Frauen, die auf musikalischem Gebiete gegenwärtig thätig sind, durch
Fräulein Anna Morsch, und dramatischer Künstlerinnen durch Fräulein Olga Morgen-
stern befindet sich in der deutschen Abtheilung im unter«! Geschoß und hat leider leine

Erweiterung erfahren. Schweden gab Bilder und Biographien von Künstlerinnen und Tchriftstellerinnen nebst deren Werten. Amerika ist auch hier am reichsten Vertreten.

Erst das untere Geschoß entfaltet den Wettstreit der Nationen in Vorführung heutiger Erzeugnisse des Frauenflcißcs.

Tie von allen vier Seiten durch hohe Portale zugängliche Mittelhallc hat leine Verschönerung durch die Wandgemälde erfahren, mit denen man ihr einen besonderen Reiz zu verleihen gedachte. Sie sind durchaus verfehlt in Farbentönung und Zeichnung, ja, sie vermögen nicht einmal durch den Gegenstand der Darstellung, Apotheose nnd Scenen des Frauenlebens, auf das Gefühl zu Wirten und dasselbe zn bestechen, lim ein B:unnen-modell in der Mitte reihen sich Bronzen und Sculpturen zwischen grünen Blattpflanzen, unter denen vorzügliche Büsten von Susan B. Anthony, Elisabeth Lad» Stauton, Lucy Stone und HarrictBcecher Stowe hervorzuheben sind. Andere finde» sich im ganzen Saal vertheilt.

Amerika zählt mit einem bedcntenben Procentsatz Frauen in der Bildhauerkunst. Meistens haben die im Franengebäubc vertretenen Künstlerinnen auch in der Äunstgaleric ausgestellt, und zwar im Verhältnis; von eins zu fünf ihrer männlichen Kunstgenüssen, deren fünfundvierzig vorhanden. Tie Leistungen Einzelner zeugen von grosser Begabung nnd genialer Auffassung, die es mit dem Durchschnitt der Künstler auf diesem Gebiete wohl aufzunehmen vermag. Eine Anatme von Anna Whitney und die Büsten von derselben, wie auch Leif Eric son, der in Amerika hochgcfeicrte Nebenbuhler von Eolumbus, in lebensgroßer Ausführmg und lebensvoller Gestaltung, erringen mehr als einen Achtungserfolg.

An den beiden Längswänden haben Oelgcmälde ihren Platz gesunden, nntcr den selben Glasvitrinen mit alten und neuen Stickereien, Fächern, Spitzen und Nltcrthümcrn derselben Nationen, die in den Bildern vertreten sind, soweit sich dies thuu lieh. Gleiche Glastasten ziehen sich iu zwei weiteren Doppelreihen durch die Halle, an deren Enden einige Schränke Abwechselung in die Monotonie bringen. Sie enthalten im bunten Völkergemisch alte und neue Stickereien aller Techniken, aller Zeiten und aus allem nur erdenklichen Material. So herrliche Wunderwerke der Nadel darnntcr vertreten find, die bis zum XII. Iahrhuudert Hinabieichen und aus Museen, Schlössern, Kirchen, Klöstern, Edclsitzen und Baucrhöfen hierher ihren Weg gefunden haben, so wenig ist der Aufstellung Lob zu spenden. Weder ist System hineingebracht betreffs der Zeitfolge, der Stilartm und technischen Ausführung, noch künstlerische oder auch nnr geschmackvolle Anordnung versucht, die de» Wcrth vieler Objecte erst in das rechte Licht gerückt, wie dem Ausstellungsraum zum Schmuck und zur Zierde gereicht hatte. Zu den Oelbildeni haben die besten weUichen Kräfte jedes Landes ihren Beitrag geliefert. Es kann aber nicht gesagt weiden, das; der Eindruck befriedigt. Es ist zu viel Mittelgut darnntcr, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen. Teutschland hat fünfzig Bilder beigesteuert, die in sich harmonischer abgeschlossen sind und unter denen wir unsere hervorragendsten Malerinnen finden. In der Kunstgalerie sind gleichfalls Malerinnen n»d Bildhauerinnen, so das; die Einheit überall fehlt und die Ucbersicht erschwert ist. Ter Zufall hat hierbei gcwaliei, lein bestimmtes Programm, wodurch die Einen hierher, die Anderen dorthin verschlagen wurden. Iu der Kunstgalerie sind beispielsweise scchsundsechzig Malerinnen mit Oclgc-mäldcn von Amerika, fünfundzwanzig von England, von Deutschland neben und von Frankreich nur deren sechs, darunter bessere und weniger gute Bilder als im Frauengc-bäudc. Gesllmmtleistung und Einzellcistung werden doch nur eine relative Schätzung erfahren können und zu keinem abschließenden Ilrtheile über die Frauen in der Kunst führen, obgleich ihre Betheiligung verhältnißmäßig gros; erscheint.

Unter den in den vierzig Glasvitrinen der Haupthalle ausgelegten Erzeugnissen weiblicher Geschicklichkeit aus Vergangenheit und Gegenwart sind so köstliche Stücke, daß man sich nicht satt daran sehen kann und in so großer Anzahl glcichwerthig, daß man keines derselben hervorheben darf, ohne den anderen Unrecht zn thun. Tie meisten find

unverkäuflich mid die verkäuflichen meist unerschwinglich. Bei einem etwa zwei Meter laugen und vierzig Zentimeter breite» Spitzenvolant ist die Vcrtaufssumme mit zehntausend Tollars angegeben, und Preise von sechs- bis achttausend Tollars für den Meter findeu sich in der französischen Abtheilung gleichfalls. Einen solchen Neichthum erlesener alter und neuer Spitzen hat wohl die Welt noch nicht auf einem Platze vereinigt gesehen. Königinnen haben sich ihrer Schätze entäußert, um in diesen am höchsten bewertheten Erzeugnissen weiblicher Kunstfertigkeit den Fleiß und die Geschicklichkeit der Töchter ihres Landes zu zeigen, die diese selbst freilich am theuersten, mit Leben uud Gesundheit, bezahlen müssen. An diese dunkle Seite der Herstellung darf man freilich bei der Betrachtung und uneingeschränkten Bewunderung solcher oft hauchartigcn Nadeln ebilde nicht denken, wenn man sich ihrer erfreuen will. Tie echte Spitze, vo» jeher kostbar, wird einen um so höheren Werth annehmen, je mehr sich die Vollkommenheit der Imitation steigert. Schon jetzt hat dieselbe einen hohen Grad erreicht, so daß nur Kcnneraugcn nicht getäuscht werden. Man ahmt selbst die unumgänglichen Ungleichheiten der individuellen Handarbeit nach, die oft der Spitze einen besonderen Neiz verleihen, ihr ein bestimmtes Gepräge aufdrücken, wie dies vornehmlich bei alten Arbeiten der Fall ist. Es wird schliesslich nur darauf ankommen, von wem Spitzen getragen werben, um an ihre Echtheit zu glauben oder sie anzuzweifeln.

Tie Spitzel, würden ein eigenes Capitel einnehmen, wollte man auch nur den hervorragendsten Stücken Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kein Land, das nicht besonderen Werth aus ihre Ausstellung gelegt hat, wenn es sich der Erzeugung derselbm rühmen kann. Obenan stehen Italien, Belgien und Frankreich. Tie Königinnen beider Länder haben ihre werthvollsten Prachtstücke dazu geliefert. Tie italienische Abtheilung nennt nur Gräfin Lora bi Brazza als Ausstellerin, doch steht die Regierung hinter ihr.

Ein im Stule des XV. Jahrhunderts eingerichtetes Zimmer, das durch ein eisernes Gitter abgeschlossen ist, enthält eine Fülle historisch geordneter Spitzen, von denen die Bettdecke, unter welcher Victor Enillnuel geboren uurde, und ein wundervoller Sc!leier von Nuranospitzc die größten Stücke sind, die der Königin gehören. Fächer, Tücher und Besatzspitzen in vcnctillnischer, genuesischer und sicilicmischcr Arbeit stammen gleichfalls aus ihrem Besitz imd haben eine geschmackvolle Aufstellung erfahren, zu der Geschäftshäuser die Gegenstände lieferten, wie »olche auch bei den Spitzen vertreten sind. Tie historische Turchfllhrung dieser Sammlung findet ihre Ergänzung in dem Werke der Gräfin Brazza über Spitzen und Spitzenmanufactur, nur wenige Erzeugnisse anderer Art des italienischen Frauenflcißes sind hinzugefügt.

Belgien hat gleichfalls den Hauvtwcrth auf seine Spitzen gelegt. Um die Spitzen du Königin gruvpircn sich historische Stücke, die bis in das XI. Jahrhundert reichen. Hier sind neben Points vorzugsweise Mechelner, Valencicnncs, Molincs, Brüsseler vertreten, doch finden sich auch italienische Techniken, wie unter diesen flandrische und die Verschmelzung beider.

Tie meisten dieser Spitzen sind im Privatbesitz der Aristokratie und ecr Kirche und wurden deshalb außer Pieisbewerbung gestellt. Eni Werk von Photographien alter merkwürdiger Spitzen ist gleichfalls von der Königin gegeben. Außer einigen Gemälden, Stichen und Holzschnitten hat Belgien nichts weiter vorgeführt.

Tie Kaiserin von Rußland hat die Spitzen des Landes sammeln lassen und auch von ihrem persönlichen Eigenthum beigesteuert. Aber Nußland steht weit zurück. Ebenso England, das in seinen irischen und Honitons eine Tpecialität pflegt und diese Industrie zu heben sucht. An der Spitz: steht die Gräfin Aberdeen, die dafür thätig ist, allein die vorgeführten Proben erreichen keineZfalls die Höhe der genannten Länder. Tänemart, Schweden und Norwegen haben sich gleichfalls angelegen sein lassen Proben vorzuführen, doch kommen dieselben nicht in Betracht. Oesterreich hat nur eine Mustersammlung seiner Spitzenschule, und Teutschland ist einzig und allein durch in Schmiedcberg gearbeitete Points der Kaiserin Friedrich vertreten, welche dieselben

von den schlesischen Frauen zum Geschenk erhalten hat. Auch andere Proben derselbe» Spitzenschule von Hoppc-Weinhold sind zum Vertauf ausgestellt. Bemerkenswert!) sind nur noch Spanien und Mexico, in deren Arbeiten Stickerei und Spiyenwcrl so eigen-artig verflochten ist, daß die suinnwebartigen Erzeugnisse und Reliefarbeitcn zwischen beiden stehen und von beiden etwas haben.

Allen Ausstellungen voran in Spitzen alter und neuer Zeit steht Frankreich, das auch sonst mit umfassendster Heranziehung von Geschäftshäusern die Frauenarbeit nach jeder Richtung vorführt. Es sind ideale Leistungen, die hier zu Tage treten. UebeLsictit und Reichhaltigkeit der Tarstellung, Geschmack, Tüchtigkeit und Eleganz der Ausführung überall, wohin das Auge fällt. Ein reich ausgestattetes Gesellschaftszimmer im Stile Ludwigs XVI. mit einer Gruppe in Lebensgroße, führt die ganze Industrie der Fimmel» ausrüstung und Bekleidung vor, bei der Frauen und Frauengenossenschaftcn betheiligt sind. Die Berufsgenossenschaft der Nodelarbeiterinnen hat einen werthvollen Beitrag in der Reproduction historischer Eosrüme geliefert, eine große Anzahl etwa siebzig Zenti-meter hoher Puppen, gekleidet in Anzügen von Königinnen und einfachen Frauen aus allen Jahrhunderten bis auf die Kaiserin Eugenic. Ein Gegenstück dazu ist von Nerv-Z)ork ausgestellt, umfaßt inbeß nur die zwei letzten Jahrhunderte. Tie Piwpen sind kleiner, auch macht sich ein Unterschied in der Bearbeitung sehr bemerkbar. Tie Porzellan-manufactur von Sövre bietet erlesene Malereien von Frauen, das Sundikat der Handschuh-fabrikcmten Handschuhe. Mit Einsicht und Verständnis ist auch diese Abtheilung ausge-stattet, wie die im oberen Geschoß befindliche. Es fehlt bis zum Corset nicht eine Spccialität. Gold- und andere Stickereien, ausgestellt von Geschäften mit Betheiligung der Arbeiterinnen am Gewinn, von Genossenschaften, Schulen und Privaten, ergänzeil das Bild technischer Fertigkeit, wie Sculuturen, Malereien, Stiche und Federzeichnungen von sieben Vild-hlluerinnen und achtzehn Malerinnen die künstlerischen Leistungen vertreten, dabei Sarah Bernhardt mit drei Büsten und einem Basrelief. Im vorigen Jahre war bereits be-kannt, daß die französische Kammer eine Million Francs für diesen Zweck bewilligt habe.

Die in der Nähe befindliche Ausstellung der Frauen von Mexico giebt in wahren Wunderwerken alte nationale Techniken, die sich selbstständig entwickelt haben, und solche, die sorgfältig gepflegte und erziehlich ausgebildete Handgeschicklichkeit beweisen. EH ist eine Fülle an Gegenständen und ein Reichthum des Materials, die Staunen erregen. Auch dort war ein Fmuencomit« thätig und hat mit so gutem Erfolge gewirkt, das; siebenhundertundzwanzig Ausstellerinneu sich bethciligten, nach den Vereinigten Staaten die höchste Zahl. Die Ausstellung zeigt die Frauen Mexicos auf einer sehr entwickelten Culturstufe. Selbst in Betreff der Kunst lassen sie es an achtungswerthen Leistungen nicht schien. Büsten, Oelgemälde, Aquarelle, Stift- und Federzeichnungen geben Proben davon, denen eine Anzahl kunstgewerblicher Leistungen zur Seite steht. Aus allen ihren Arbeiten spricht lebhafte Phantasie, und die Ornamentirung greift oft auf alte Stil-arten ihres Landes zurück. Tie mexicanische Regierung hat sich gleichfalls durch Hergäbe von Arbeiten aus Museen und Tarstellung der Schulen betheiligt, in der Hauptsache aber wohl durch Bewilligung der Mittel, um diese glänzende und interessante Sammlung Zu ermöglichen, welche eine der hervorragendsten ist.

Das Eap der guten Hoffnung, Schweben, Norwegen, Slam, Japan und Spanien nnd Portugal folgen auf derselben Seite. Das erste« hat neben modernen Arbeiten solche von Buschweibern, Kaffern und Malaien ausgestellt, die orginell sind, ebenso deren Hausgeräthe und musikalische Instrumente. Schweden, Norwegen, und cnn liebsten auch Finnland, halten sich von einander getrennt. Dennoch trägt Alles den Ebaialter-zug einer gemeinsamen Eulturstufe, wenn auch die einzelnen Aeußerungen verschieden sind. Hausindustrie alter und neuer Zeiten werden durch Erziehung und Unterricht ergänzt. Die historische Beisteuer geht bis auf den Anfang des XVII. Jahrhunderts zurück, Puppen veranschaulichen die Landestrachten. Stellung und Wirken der Frauen in Schweden ist auf statistischen Tafeln gegeben, Fiauenliteiatur, Portmits und Biographien von Schrift«

stellerinnen, Componistinnen und Künstlerinnen gesammelt. Von Mrs. Lea Ahlborn-Stockholm sind dreiunbsiehzig Medaillen und vierzehn bronzene Reliefs ausgestellt, durch welche ihre anerkannt hervorragende Meisterschaft auf diesem Gebiete bewiesen wird.

Slam glitzert von goldgestickte,: Königsgewändern, Schärpen, Gürteln, Decken, Kissen, Schürzen und Kopfbehängen, Alles übcrsponnen und durchwebt mit Metallfäden und solchen Verzierungen. Orientalischer Reichthum und Prachtcntfaltmig spricht aus jedem Stück, doch fehlt es auch nicht an künstlichen Blumen und getriebenen Gegenständen, an Korbflechtereien und Wachsarbeitcn, die von Betriebsamkeit und Fleiß der Fmuen sprechen.

Wo immer Japan zu finden ist, documentirt es fich als ein feines Volk, das intelligent und strebsam, sich in kürzester Feit die moderne Cultur zu eigen gemacht hat. Auch die Frauen haben Anthcil an dieser schnell erworbenen Zivilisation, und die Regierung hat nicht mit Geldmitteln gekargt, ihn zum Ausdruck zu bringen. Das japanische Fmucn-comit« stellt ein von der Königin verfaßtes Gedicht, hmwschriftliche Manuskripte anderer Hofdamen und ein Buch über die japanischen Fmuen aus. Prinzessin Kotohito hat einen von ihr gemalten Fächer eingesendet, und Prinzeß Mori eine ganze Sammlung häuslicher Einrichtungs- und Bekleidungsgegenstände, musikalische Instrumente, Dolch, Schwert und Luzussachcn, vorgeführt in einer Zimmereinrichtung. Seidenzucht und Weberei, Porzellanmalerei und Lackarbeiten sind in kostbaren Proben vertreten. Bei der Ausstellung betheiligt sind sechsundsicbzig Frauen oder Vereinigungen solcher.

Spanien bedankt sich mit einer umfassenden, in einem monumentalen Schrank prachtvoll aufgestellten Sammlung aller erdenklichen Erzeugnisse von Frauenhand für die Huldigungen, welche Amerika ihm bei der Eolumbusfeier zu Theil weiden ließ. Es ist eine außerordentliche und schöne Ausstellung. Die Königin stand an der Spitze des Eomites, betheiligte sich selbst mit Aquarellen und lieh von ihrem Privatbesitz. Auch die spanische Regierung hat nicht mit den Mitteln gekargt. Die llanarischen Inseln und Cuba haben ihren Antheil an herrlichen Stickereien, künstlerisch ausgeführter Nadcl-malerei, Gold» und Silberfpitzen. Tic Hausindustrie der Landbevölkerung fehlt nicht, Kirchen, Klöster, Museen und Schulen haben beigesteuert. Auch andere Gebiete sind uertreten und zeigen den Gcwerbeflciß der Frauen. Seidenzucht und ihre Producte, ge> schnitten« Tabak, von Frauen gepflanzt und weiter behandelt, Cigarien und Eigniettcn, Stärke und Anderes. Bücher, Manuscriptc, Photographien von ausgezeichneten Frauen sind gesammelt, und elf Schulen haben ihre Leistungen vorgeführt. Eine Reihe lebens-großer Figuren in den malerischen Trachten der spanischen Landbevölkerung bildet auf der oberen Galerie einen Anziehungspunkt. Auch Spanien kann sich zu dem Erfolgt der ebenso würdigen wie wirkungsvollen Vertretung seiner Fmuen beglückwünschen, bei der zweihunbeitachtunddrcißig Ausstellerinnen betheiligt sind.

Rußland, England, Neu Süd-Wales und ein türkischer Bcschäftigungs» Verein nehmen den entgegengesetzten Flügel des Gebäudes auf der westlichen Seite ein. Letzterer führt mehr oder weniger schön gearbeitete wcrthrolle türkische Stickereien von muhameblInischen Fmuen vor. Er giebt sich nur als Wohlthätigkcitsinstitut und reiht sich damit den Eulturbestrebungen ein, weist indcß auch vorzügliche Arbeiten auf.

In Rußland hat ein Kaiserliches Frauen-Eomite die Vorbereitungen ge-troffen, das augenscheinlich von der Gunst des Hofes und der Regierung getragen worden ist. Die Hergäbe kostbarer Hofgewänder ron den frühesten Regicrungszeiten bis zu de« jüngsten Tagen und anderer seltener und wcrthvollcr Gegenstände aus den Schatzkammern des Kaiserhauses, aus Museen nnd Kirchen, spricht ebenso dafür, wie Einsammlung, Auf-bau und sonstige Zusammensetzung der Ausstellung. Es ist leine Seite hcmsindustricllei Thätigkeit der Frauen Rußlands unberücksichtigt geblieben, von Gewinnung und Vchcmdlung des Flachses bis zur werthvollsten Bearbeitung in Fäden und Geweben. Musterung und Technik der slavischen Bearbeitung trägt vielfach einen von dem romanischen gänzlich ver-schiedenen Charakter, doch begegnen sich beide wiederum in kunstvollen Gebilden der ge-schnittenen und ausgezogenen Fäden. Was Rußland immer zu zeigen hatte, wurde mit

Fleiß und Umsicht zusammengefügt und bietet ein ausdrucksvolles Bild russischen Frciuen-
lebens- und Arbeitens. Die Schulen sind inbezogen, die Trachten der Bevölkerung dar-
gestellt, die Spiele der Äinder gezeigt. Nichts fehlt, als etwas Freiheit der Bewegung
zur geistigen Entwickelnng des Voltes. Auch im Inbustriegebäude sind die gewerbliche!!
und Fachschulen, die kaiserlichen Institute und Volksschulen für das weibliche Geschleckt
sehr vortrefflich vorgeführt.
England trägt den Charakter der Neuzeit mit einigen Resten der Vergangenheu
in seiner Ausstellung zur Schau, die durch eine spinnende und eine webende Frau beleb:
ist. Eine reiche Entfaltung aller gemeinnützigen Bestrebungen in großartigem Maßstäbe
führt deren Erzeugnisse wie Einzellcistungcn auf jedem Gebiete weiblicher Geschicklichkeit
in trefflicher Anordnung vor. Tic Regierung hat ^ 5000(1 dafür bewilligt, und so
konnten die Vorbereitungen über das ganze Land durch das Eomite ausgedehnt werden
und Erfreuliches und Bedeutsames zu Tage fördern. Tic Königin und die Prinzessinnen
haben selbst durch Handarbeiten und Malereien ihr Interesse bethätigt und vornehmlich
die unter ihren» Protcctoratc stehenden Vereine vorgeführt. Die meisten der sechshüliden-
neuuunddreißlg Ausstellerinncu haben sich indeß mit Einzelleistungcn betheiligt.
Neu Süd-Wales zeigt in jeder Beziehung den Zusammenhang mit dem Mutter-
lande und erläutert zugleich, daß dort hinter dem großen Wasser auch Menschen auf der
gleichen Eulturhühe mit uns leben, hier sowohl wie im Industriegebäude.
Zwei eigenartige irische Ausstellungen sind auf der Midwap Plaiscmce durch
Lady Aberdeen und Mrs. Ernest Hart rcrtrcten. Irische Törfer, um die alten
Burgen Blarneu und Tonegal gruppirt, führen die Hausindustrien Irlands arbeitend
vor, um die beide Frauen sich grosse Verdienste erworben haben, doch wäre die Ver-
doppelung besser unterblieben.
Ten Haupttheil der ganzen östlichen Längsseite nehmen die Vereinigten Staaten
mit einem Gefilde moderner Arbeite» ein, die sich hier aus allen Einzelstaaten zu-
sammengefunden haben. Zeigt sich auch Gutes und Schlechtes durcheinander wie in
einem Aazar, so geht doch daraus hervor, daß Amerika recht Tüchtiges leistet und ball
noch mehr leisten wird. Dafür sorgen die großartigen Fachschulen, die hier und in dem
Industriegcbäude schier zahllos diese Richtung vertreten. Tic Schule schließt weiblichc
Handarbeit aus, sorgt iudeß für Entwickelung der Hcmdgeschicklichkeit bei «nabcn und
Mädchen in dem gemeinsamen Unterricht auf allen Stufen, der mit dem Kindergarten
beginnt und mit der Universität endigt. Da füufundsicbzig Procent aller Lehrkräfte in
Amerika Frauen find, so fallen die Leistungen der Schulen eigentlich gleichfalls in das
Gebiet des sichtbaren Autheils der Frauen bei der Ausstellung.
Wenige Nbthcilungen, Massen und Gruppen giebt es, die nicht von Amerikanerinnen
irgendwie vertreten. Ja, selbst eine geschmiedete Arbeit mag als Curiosität angeführi
werden. Bedeutend heben sich die ethnographischen Sammlungen hervor, die Afro-
Amc litauische Fraueuausstellung von New-Ioii; die Smithsonian-Vorführung
der Frau in der Barbarei! die prächtigen und wissenschaftlich werthvollcn Sammlungen von
Mineralien, Versteinerungen, Muschelii. Pffanzeil, Farneil, Moosen; der hochentluickeltc Zcicheii-
Unterricht, der alle kunilgewervlichen Erzeugnisse günstig beeinflußt, unter denen Holzschnitt
und Holzbildhauerci, Mustereutweifcn für Tapeten und Stoffe, sowie die in Amerika
außerordentlich beliebten Arbeiten auf dem Gebiete der Keramik viele Frauen beschäftigen.
Am wenigsten befriedigt das Zimmer der Erfindungen. Der Eindruck ist:
Wenig und unbedeutend. Ohne gründliche Kenntniß der Technik und der Gesetze der
Eonstruction läßt sich das nun einmal nicht erreichen, und so weit haben es auch die
amerikanischen Frauen noch nicht gebracht, aber sie befinden sich auf dem Wege dazu.
Es sind meist Gegenstände zum Hausgebrauch, die hier vorgeführt werben.
Als Annex ist das Kiudeigcväudc zu nennen, in dem Kindergarten, Kindcr-
unb Säuglingsstube, Turuanstalt, Handfertigkeitsschule, Nüchengarten und Taubstummen-
anstalt thiitig Propaganda für ihre Systeme inachen. Das kleine Häuschen, in dem

Alles vereinigt ist, was auf die Entwictelimg des Kindes Bezug hat, nimmt das volle
Interesse des Publicums in Anspruch,
Von dem Neichthum, dm das Fraueugebäudc nicht in sich aufzunehmen ver-
mochte, floh über in alle Staatengcbäude und in alle anderen Abtheilungen. Es sind
indetz meist Wiederholungen oder absichtliche Verdoppelung, selten Ergänzungen oder gar
völlig losgetrennt Neues im Gebiete der Frauenleistungen. Sie finden sich überall, i»
der ssunstgalcrie, im Industiiegevaude, ja selbst in der ethnologischen Ausstellung.
Den letzten Theil des Raumes auf dem südwestlichen Flügel nehmen Ceylon mit
einer sehr originellen Aufstellimg nicht sehr hervorragender indischer Arbeiten ein,
Brasilien mit wenig Bemerkcnsweithem, wogegen im Industriegebäude die Schulen
gut illustrirt sind, und als Schlich Deutschland und Oestcrreich.
Leider laßt sich von Neiden nicht viel Rühmens machen, doch dient das Letztere
dem enteren noch einigermaßen als Folie. In beiden Länden« ist weder die Bedeutung
erkannt worden, welche diese Ausstellung für das eigene Volt hat, noch anderen Nationen
gegenüber. Die Engherzigkeit, mit welcher die Vorbereitungen in Teutschland getroffen
wurden, lassen Deutschland weit hinter den anderen Nationen zurückstehen. Es machte
sich mehr ein Abschreckungssysteni geltend, als daß aufgefordert, ermuntert und angelockt
oder gar gesammelt wurde, Gegen das, was andere Staaten aufgewendet haben, erscheint
die Summe von 30 00U Mark um so kärglicher, welche der Reichscommissar für diesen
Zweck uur glaubte erübrigen zu können. Aber es fehlte anch überall der Gemeingcist,
welcher in Eollectinausstellungen eine allseitige Netheiligung ermöglicht hätte, wie es
audcrc Länder gethan. Es rächt sich dies schwer nach allen Seiten. Selbst bei dem
Ausgestellten, bei dem sich nur 1W Ausstellerinnen bcthciligten, wären Wiederholungen
besser vermieden, die in einer solchen Ausstellung ermüdend wirken. Die Gediegenheit
der einzelnen Arbeiten, die systematische Vorführung und methodische Gestaltung derselbe»,
welche bei allen deutschen Ausstellungen als Gnmdton zum Ausdruck gelangt ist und
sich anch hier wiederfindet, täuscht allein über die Dürftigkeit uud Unuollständigkcit der
Vertretung deutscher Frauenarbeit und Fraucnwirkens hinweg und erwirbt sich die
Achtung und Sympathie Sachverständiger. Das mit vieler Mühe gesammelte und zu-
sammengestellte statistische Material ist gleichfalls nnzulanKch und kann auch vollen Werth
erst durch allseitige Illustrirung erhalten. Zu der Bibliothek wurden fünfhundert Bände
beigesteuert, bei denen indes; mehr der Zufall gewaltet hat, als systematische Auswahl.
Für die Vergangeicheit hat Teutschland keinen Beitrag geliefert, nnd die Hausindustrien
sind unberücksichtigt geblieben. Das Fröbel'sche Kindergartensystem ist durch das Fröbcl-
Pestalozzihllus in Berlin am umfassendsten vertreten. Diese Ausstellung ist indes; in das
amerikanische Gebiet verschlagen worden und steht dort gänzlich zusammenhanglos, da sich
nirgends dafür der geeignete Raum fand. Das in der deutschen Abthcilung Vorhandene
ist kärglich und giebt kein einheitliches Bild. Es steht weit hinter den, zurück, was alle
Länder, dis in die fernsten, darin vorgeführt haben. Amerika steht auch darin Allen
uorau und hat eine individuelle Entwickelung erzielt, von der alle anderen Volter jetzt zu
lcmcn haben.
Oest erreich hat nicht einmal so viel. Einzelne vortreffliche Arbeiten verschwinden
unter dem Wnst unbedeutender; Literatur und Kunst sprechen keine beredte Sprache für
den Culturftllnd der Frauen.
Deutschland ist auch der einzige im Erziehungsfache ausstellende Staat, von
dem nicht Werth darauf gelegt wurde, die weiblichen Fach- und Fortbildungsschulen in
ihrem Zusammenhange mit weiblicher Schulbildung zu zeigen. Ebenso blieb das uor-
schnlpflichtige Alter unberücksichtigt, das alle Länder einbezogen haben. Tas Schwergewicht
ist allein auf die männlichen Ausbilduiigsanstalten gelegt, wie dies in Wirklichkeit der
Fall. Böser Wille kommt dabei nicht zum Ausdruck, es ist nur bezeichnend für die ge-
ringe Wichtigkeit und Bedeutung, die Teutschland vorerst seinen Frauen nnd Töchtern
noch beimißt nnd somit — ein Enlturmaßstab.

3»ie»trci,'e 3». laiserlichen Hoheit des w»«fzfNrften»!lno»iol»c»s Nilolaus,
Aleyaul!» «witsch vo« Ruszllllll! 18lw—1!^»I. Im Anftrage 2r. kaiserlichen Hoheit
verfaßt von Fürst E. Ilchtomstij. Aus dem Russischen übersetzt uon vi-, Hermann
Brunn!)ofer. Verla« von F. A. Blockhaus in Leipzig.
Die Reise, welche der künftige Herrscher Rußlands in den Jahren 18!O—l8l)I durch
Asien unternahm, hat auch außerhalb der Grenze» Rußlands und nicht zum wenigsten
bei uns Aufmerksamkeit erweckt, die noch dazu durch jenes noch in frischer Eriuncinng
stehende Attentat, das einen jähen Abschluß jener Orientreiie herbeiführte, in sensationeller
Weise aufgestachelt wurde. 2o wird auch das Werk, iu welchem diese Rc,se beschrieben,
in Teutschland Interesse erwecken; wenn auch naturgemäß die Anthcilnahmc an der
Person des hohen Reisenden und au seinen Erlebnissen nicht so lebendig sei» kann, »ric
in dem Heimatlande desselben uud so das Wert Uou Uornherem für uus einen Theil
des Reizes verliert, den es in der russischen Fassung auf die Laudsleute des Vcnassers,
des als Tickiter und Philosophen bekannten Fürsten E. Uchtomstij, üben mag, so besitzt
es doch an sich Vorzüge genug, um auch einen deutscheu Leser zu fesseln, abgesehen uo»
der luxuriösen Ausstattung, die das Wert zu einem kostbaren Prachtwertc stemvelt. —
Tic Reise umfaßt die Zeit vom 28. Oktober (4. November) 1890 bis zum 4.
(16. August) 1891. Iu diesem Zeitraum wnrde folgendes Rcilcftrogramm absolvirt: Von
Gatschin begab sich der Großfürst-Thronfolger zunächst nach Wien zum Besuch des Kaisers
Franz Josef, sodann nach Trieft, von uo ihn ein russisches Geschwader „ach Griechenland
bringt. Hier übt Olmnpia besondere Anziehungskraft: Athen und der Isthmus ron
Aorinth mit dem noch unvollendeten Eanal werden besichtigt: es folgt die Fahrt durch
den Zuczcanllli Aegppten wird bis zur Insel Philae, oberhalb des ersten Niltatarattcs,
besucht, dann geht es nach Indien, Iura, Tiani, Ehina und endlich Japan, wo die Thal
eines fanatischen Eingeborenen die vollständige Abwickelung der geplanten Reise verhindert,
worauf dieselbe durch die Rückrene durch Sibirien, woselbst der Großfürst in Wladirrostock
den ersten Tpatenstich zu der großartigen transsibirischen Bahn thut, ihren Abschluß findet.
Man wird an ein Werk, wie das vorliegende, natürlich nicht die Ansprüche stellen,
die man an ein ernst wissenschaftliches Neisewcrk zu stellen berechtigt ist: im Großen und
Ganzen kann es sich hier nur um Momentaufnahmen handeln, uni die Fizirnng flüchtiger
Eindrücke und Ztimmungsbilder; manchem mußte auch ein Platz eingeräumt werden
das mir durch die Person des hohen Reisenden Interesse zu erwecken vermag. Dennoch

bietet der Verfasser mehr
als eine fesselnde Unter-
haltung; erzeigt sich oft
genuss als einen fein-
nebildeten und nntenich»
tetenMann, der uns man-
ches Lehrreiche zu sagen
weil!, der nicht nur an
der Oberfläche der schnell
vorüberziehenden Erschei-
nungen haften bleibt,
sondern vielfach in die
Tiefe geht nnd in kurzen
Fügen ein anschauliches
Charakterbild von Land
und Leuten zu entwerfen
vermag, (iinige lleber-
schwänglichkeitcn in Be-
zug auf die hohen Persön-
lichkeiten, sowie einige
specifisch russische Anschauungen können den Genus;, den die Lectüre des dem Inhalte
nach fesselnden und belehrenden wie in der Form schwungvollen, oft poetisch angehauchten
Textes gewährt, nicht beeinträchtigen.

Wie verlautet, hat der russische Autor, der der deutschen Turache mächtig sein soll,
auf die Gestaltung der von Dr. Brunnhofer besorgten deutschen Fassung steten und sehr

Eingeborene Typen »»« Bombay,
Nu«: ß. Uc!,tomllii, Orienti-eise de« Giomnrsien-Thion'olger
»Ol! Nma»no,
F. ?!. Aiocthou«, Leipzig,

wesentlichen Einfluß geübt, so daß das Werk bis zu einem gewissen Grade ein deutsches Originalwerk geworden ist.
Die reiche und glänzende Illustration des Werkes rührt von dem russischen Maler und früheren Offizier N. Karasin, der als ein Schüler Dor«s bezeichnet wird, her. Einen gewissen Einfluß des französischen Meisters vermag man in den effektvollen Phantasie-Bildern zu erkennen. Im Uebrigen sind die sorgfältig ausgeführten Holzschnitte — theils Vollbilder großen Formats, theils zahlreiche Tcxtbilder von verschiedener Größe — nach Photographien ausgeführt, so daß der Künstler zur Bekundung seiner Eigenart nicht be-sonderen Spielraum hatte. Die Illustrirung erstreckt sich auf die verschiedenste» Gebiete: Bauten und Denkmäler, Ansichten von Städten und Landschaften, wichtige Begeben-heiten, charakteristische Tnpen, Scenen aus dem Leben und Treiben der Völker, sowie an Bord der russischen Fregatte „P,,mjat Asowa" weiden uns vorgeführt. Die uns vor-liegenden achtzehn ersten Lieferungen, welche uns bis nach Nomban führen, enthalten außer derartigen bolzschnitten noch die Portraits des Großfürsten Georg Alexandrowitsch,
Ochsenwagen,
Au«: V. Uchtomll!!, Orlentleise de» GloßfiiisteN'Ihronfolaer von Nußland.
F. ll. Vioclhau», Lelozig.
des Khediwe Tewfit Pascha nnd des Prinzen Georg von Griechenland, der durch sein muthiges Eingreifen das Leben des Großfürsten-Thronfolgers rettete, ferner zwei Gruppenbilder in Heliogravüre, von denen uns die eine die Reisegesellschaft am Fuße der Eheops-Ppramide, die andere in Indien vorführt, endlich eine Karte von Aegnpten im Maßstäbe von 1:4000000 und einen Plan von Bombcw (Maßstab 1:91000).
Wie die technische Ausführung der Holzschnitte nnd Heliogravüren, so ist auch Papier und Druck musterhaft, wie dies ja bei der altberühmtcn Verlagshandlung vou vornherein zu erwarten ist. Das Werk erscheint in 60 Lieferungen 5 1,50 Mk. Es wird vollständig zwei Prachtbände von 250 Foliobogen Text mit 120 ganzseitigen Separatbildern, ca. 280 Testbildern, ca, 8 Kunstblättern in Stahlstich und Heliogravüre und mehreren Karten füllen. Ter Preis für die beiden Prachtbände wird 110 Mk. be-tragen. Außerdem wird eine Luxusausgabe auf Velinpapier, iu Saffianlederbaud zum Preise von 300 Mk. hergestellt werden. Wir werden auf das werthvolle Werk bei weiterem Vorgeschrittensein desselben zurückkomme». — l —
Bibliographisches Institut in leipzig.
Ans dem rührigen, mit Ernst und Umsicht geleiteten Verlage des Bibliographischen Instituts liege» uns wieder eine Reihe bcachtensweither Pnblicationen zur Besprechung vor. Au erster Stelle haben wir das rüstige Fortschreiten der neuen Auflage des großen Meyer'sche» Konveisations-Lexilons zu erwähne». Erst vor wenigen

Jahren, 1890, ist die vierte Auflage dieses bedeutenden „Nachschlagewerks des allgemeinen Wissens" beendet worden, und jetzt liegm bereits die eisten beiden abgeschlossenen Bände der fünften Auflage bor, die ihre Vorgängerin abermals quantitativ und qualitativ überbietet. Wir haben beim Beginn des Erscheinens dieser neuesten Auflage auf die Vorzüge dieses hervorragenden Werkes, das als eine der nützlichsten und verdienstvollsten Erscheinungen des Büchermarktes, nicht blos des deutschen, bezeichnet werden muh, nachdrücklich hingewiesen. Von Auflage zu Auflage gewinnt das Meyer'sche Konversations-Lexilon an innerem Gehalt und äußerer Schönheit. Aus der Anlage des ganzen Werkes, aus der zweckentsprechenden Raumveitheilung, aus der Gleichniäßiglcit in der Behandlung der verschiedenartigsten Stoffe, der Knappheit in der Darstellung, der Objektivität des immer discreten Urtheils erkennt Jedermann die Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit einer einheitlichen, unaufhaltsam arbeitenden Leitung. Der bildliche und kartographische Schmuck dient ausschließlich dem ernsten Zwecke der lebhafteren Vera»-fchaulichung und schnelleren Unterweisung. Nicht weniger denn zehntausend solcher Abbildungen sind in den Text eingefügt, und dazu komme» noch gegen tausend bildliche Darstellungen, geographische Karten, Stadtpläne u. s. w. auf besonderen Tafeln, alle in vorzüglichster Ausführung und mit den besten Mittel» unserer vorgeschrittenen Vervielfältigungstechnil in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck wiedergegeben. Ucbcrhaupt verdient die äußere Ausstattung, die gerade bei einem Nachschlagewert ihre besondere Wichtigkeit hat, die unbedingteste Anerkennung. Das Papier ist von widerstandsfähiger Festigkeit und guter Farbe, der Druck sauber und scharf^

Bei jeder Stichprobe, die nir mit den Aufsätzen in dieser neuen Auflage veranstaltet haben, hat sich das neue Meyer'sHe Konversations-Lexikon in der That als verläßlichster Rathgeber und auf jedem Gebiete gleichermaßen bewanderter Lehrer bewährt. Alle neuen Forschungsergebnisse auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten sind berücksichtigt worden, und selbst in der Behandlung der schwierigsten Themata tritt überall das rühmliche Bestreben, durch Einfachheit einer lichtvollen Darstellung das Fernliegende dem Verständniß des Gebildeten nahe zu bringen, in bemerlcnSwerthester Weise hervor. Wir brauchen, wenn wir diesen zweiten Band durchblättern, auf's Gc-illthewohl nur auf die Aufsätze „Astrophotographie" und „Bakteriologie" zu verweisen.

Um die Bedeutung der illustrativen Ausstattung zu würdigen, genügt schon die eine Angabe, daß diesem zweite» Bande für den Aufsatz „Bildhauerkunst" nicht weniger als sechzehn Tafeln beigegeben sind. Auch die plastischen Werke unserer jüngsten Künstler sind berücksichtigt worden: die rührende Caritas von Dubois, der Tanz von Caipeaux, der die Fa?ade der Großen Oper in Paris schmückt, der Raub der Sabinen« von Neinhold Vegas, Charlotte Wolter von Victor Tilgner, die Büste Licbigs von Wagmüller, der Triumphzug des Bacchus vo» Wem an der Fa?abe des Burgtheatcis, der schlafende Hirtenknabe von Hildcbrand, die Germania von Siemering u. s. w.

Auf dem festen Unterbau, den die früheren Auflagen unserer großen deutschen Konrcrsations-Lexikll geschaffen haben, erhebt sich also diese neue in immer größerer Vervollkommnung. Wir dürfen mit Recht stolz sein auf unsere lexikalische Literatur. Sie hat auf dem Weltbüchermarkt der Kulturstaaten ihresgleichen nicht. Es wird sich uns noch öfter die Gelegenheit darbieten, auf das Weitcrerscheinen dieses Werkes hinzuweisen, und wir behalte» uns vor, «ach Abschluß des großen Unternehmens das Ganze in eingehenderer Weise zu besprechen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Beginn der neue» Aussage des großen ist Meyers Kleines Konversations-Lexiko» in drei Bänden zum Abschluß gelangt. Auch dieses „kleine" Lexikon ist mit der Zeit zu einem ziemlich umfangreichen Werke, zu drei stattlichen Bänden, angewachsen. Man hat sich eben davon überzeugen müssen, daß eine größere Knappheit kaum möglich ist, wem das Wert seinem eigentlichen Zweck, über alles Mögliche schnelle u»d einigermaßen orientircnde Auskunft zu geben, entsprechen soll. Die großen Lexika enthalte» wissenschaftliche Abhandlungen, die an den Wißbegierigen den Anspruch einer sehr aufmerksamen Lectüre, ja bisweilen des ernsten Studiums stellen. Derartige Aufsätze sind aus dem kleinen Konversations-Lexikon vollkommen ausgeschieden. Hier ist kein Raisonnement, keine Deduction, leine Kritik, hier sprechen eben nur die Thatsachcn — correcte Angaben, scharfe knappe Erläuterungen, Tat« und Definitionen, Alles in strengster Objectiuität, Die meisten Artikel sind denn auch nur wenige Zeilen lang. Aber in diesen wenigen Zeilen ist das »»bedingt Erforderliche gesagt, nicht mehr, aber auch »icht weniger. Bei noch gewaltsamerer Zusamniendrängung des ungeheuren

Stoffes, der hin zu bewältigen ist, würde das Werk seiner Aufgabe, in jedem Falle kurze und bündige Auskunft zu ertheilcn, kaum genügen tonnen. Uns hat dieses con» densiite Nachschlagewerk immer, wenn wir es herangezogen haben, vortreffliche Dienste geleistet. Die äußere Ausstattung steht auf derselben Höhe wie die des großen Werkes. Druck, Papier, die zahlreichen Beilagen, Karten und Tafeln sind mustergiltig.

In der bekannten Meyer'schen Klassiterausgabe sind jetzt Uhlands Werke in zwei stattlichen Bänden erschienen. Ludwig Früntel hat die Werte herausgegeben, mit einer vortrefflichen Abhandlung über Uhlands Leben und Wirken eingeleitet, den lyrischen Gedichten, den Dramen und wissenschaftlichen Aufsähen besondere Würdigungen voran- gestellt, den Text kritisch durchgesehen und discrcte Erläuterungen beigefügt. Es kann nicht genug gerühmt weiden, daß die Werke des herrlichen Dichters, die sich immer mehr zu verjüngen scheinen, in dieser geschmackvollen und würdigen Ausstattung zu einem spottwohlfeilen Preise der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Endlich haben wir noch auf das Erscheinen der dritten, neubearbeiteten und ver- mehrten Auslage von Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs hinzu- weisen, die Director W. Keil besorgt. Auch dieses Wert ist jetzt zum Formate der Konverslltions-Lcxita herangewachsen. Dafür sind die beiden Bände der früheren Auf- lagen jetzt zu einem zusammengefaßt. Es enthält in alphabetischer Ordnung einige 70 000 Artikel über alle auf Deutschland bezügliche topographische Namen, die Staaten und deren Verwaltungsbezirke und alle Orte mit mehr als 300 Einwohnern, sowie auch die kleineren, die eine Vertehrsstation, eine Pfarrkirche, ein größeres Gut von 20 Be- wohnern an besitzen. Dem Orts-Lexikon sind die Wavpentafeln der deutschen Staaten, der preußischen Provinzen und der deutschen Städte, eine politische Uebeisichtslartc, eine Karte der Bevölkerung und der Veitheilung der Confessionen, sowie die Pläne der dreißig größten Städte des Deutschen Reichs beigegeben. In den tzausbibliotheten und namentlich in den Bureaus der Beamten und Kaufleute wird dies Werl, das mit größter Gewissenhaftigkeit hergestellt worden ist, vortreffliche Dienste leistm. ?. I,.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des «eiste«. Illustrirte Ge- schichte der Wissenschaften. Anschaulich dargestellt von K. Fonlmann, k. k. Professor. Mit 13 Tafeln. 30 Beilagen und 200 Tertabbildungen. Wien, A. Hartleben.

Wenn auch an größeren gelehrten Werken über die Geschichte der einzelnen Wissenszweige, besondersfüreinzclncLänder, lein Mangel ist, so fehlte es bisher doch an einer gemeinverständlichen, zusammenfassen- den und doch handlichen Gcsammtgeschichte der Wissenschaften. Diese Lücke soll das vorliegende, auf 30 Lieferungen berechnete Wert ausfüllen.

Das Werl beginnt zwar mit dem Mittelalter, aber da dieses völlig auf dem Ulterthum aufbaut, so wird das Wichtigste aus der Geschichte der Wissenschaften doch hier eingcflochten. Für die Zeit nach Erfindung der Buchbruckerkunst soll die Eintheilung des Stoffes nach den Jahrhunderten ge- schehen. Innerhalb der einzelnen Abschnitte werden jedesmal behandelt werden: 1) Ge- schichte des Unterrichts, 2) der Sprach- wissenschaft, 3) der Naturwissenschaften (incl. Landwirthschaft), 4) der mathemati- schen Wissenschaften und ihrer Anwendung auf Geographie und Astronomie, 5) der Geschichtsschreibung und Kriegswissenschaft,

6) der Theologie und Philosophie, 7) der Staats- und Rechtswissenschaft und 8) der Medicin mit Einschluß der Hngiene.

Die Darstellung ist, soweit es sich nach dem uns vorliegenden eisten Hefte beurtheilen läßt, eine geschickte. Eine werthvolle Bereicherung des Inhalts liefem die zahlreichen photogmphisch copirten Abbildungen von Holzschnitten und Kupferstichen seltener und kostbarer wissenschaftlicher Werte, von denen einige «ich die Farben des Originals treu wiedergeben sollen. Diese Abbildungen, welche die vollste Trene der Originale bieten, weiden besonders den Fachgelehrten kleinerer Städte, in denen größere Bibliotheken nicht zur Verfügung stehen, werthvoll sein.

Auch die übrige Ausstattung des Werkes, Papier und Druck, lassen nichts zu wünschen übrig.

Wir hoffen auch übel den weiteren Fortgang des Werkes, welches einem wirklichen Bedürfnis; entspricht und daher sich viele Freunde erwerben wird, Gutes berichten zu sonnen. ^r>.

Das Reich der Habsburger. Von
Sidney Whitman: rechtmäßige deut-
sche Utbersetzung von O. TH.Alexandcr.
Berlin, Carl Ulrich und Co.
Der Verfasser hat sich bereits bekannt
gemacht; denn aus seiner Feder stammen:
„Das Kaiserliche Teutschland", Psychologie
der Deutschen Armee" und „Der deutsche
und der englische Arbeiter." Die vorliegende
Studie behandelt die heutige Ocsterreichisch-
Ungarische Monarchie und kritisirt in einer
Einleitung und 18 Ccwiteln die charakte-
ristischen Typen und Zustände dieses Reiches,
Vergangenheit und Gegenwart, Deutsche,
Czechen, Ungarn, Juden, den Wiener, den
Kaiser, den Adel, die Arme», die Priester,
dm österreichischen Mittelstand, den Bauer
und die Frauen. Das Buch ist zunächst
für die Landslcute des Verfassers bestimmt,
nimmt aber wegen der zahlreichen feinen
Beobachtungen und der häufigen Parallelen
mit englischen und deutschen Verhältnissen
auch unsere Theilnahme in hohem Grade
in Anspruch. Mißverständnisse fehlen nicht
ganz, und zuweilen begegnet man einem
Mangel an Tiefe der Auffassung, aber im
Ganzen und Großen ist das Gemälde richtig
gezeichnet und gut ausgeführt. Die Oester-
reichcr sollten es recht gründlich bettachten
und namentlich die Worte des «chluß-
capitels beherzigen: Tisciulin — moralische,
geistige und wirthschaftlichc Tisciulin —
das ist es, was ihnen auf der ganzen Linie
fehlt, und was mwcre Völker nur allmählich
durch die Arbeit von Generationen sich an-
eignen konnten. bs.

Tramaturaifche Vaufteiue. Oesam»
melte Aufsätze von Fcdor Wehl. Aus
dem Nachlaß Wehls, herausgegeben von
Eugen Kilian. Oldenburg und Leipzig,
Schulze'sche Hofbuchhandlung.
Wchl ist einer der erfahrensten Drama-
turgen. Was er über Theater schreibt, ist
immer lesenswcrth, denn wenige Menschen
haben soviel gesehen, wie er, und weuigc
haben einen so fcinm Theatcrinstinct besessen.
Kilian hat sich durch die Herausgabe dieser
Bausteine ein Verdienst erworben. Das
Bändchen enthält dramaturgische Bemer-
kungen zu einzelnen Dramen und tzaupt-
gestalten dramatischer Dichtungen, Analnseu
hervorragender Leistungen solcher Künstler
und Künstlerinnen, wie Marie Seebach,
Charlotte Wolter, Clara Zicgler, Joseph
Kainz u. s. w. u. s. w.
Zu bedauern ist, daß der Herausgeber
den einzelnen Aufsätzen nicht wenigstens das
Jahr ihrer Entstehung hinzugefügt hat.

Man wird da manchmal ganz irre. Man
weih nicht, in welcher Zeit Wehl Frau
Marie Seebach gesehen hat, und das ist
doch sehr entscheidend für den, der die Richtig-
keit seiner Ausführungen nachprüfen will.

Gotthold Ephraim Lcsnngs sämmliche
Schriften. Herausgegeben von Karl
Lachmann. Dritte auf's Neue durchge-
sehene und vermehrte Aussage, besorgt
von Franz Munckcr. Stuttgart G. I.
Göschen'schc Verlags-Handlung.
Achter Band.

Dieser VIII. Band der von uns wieder-
holt mit wärmstem Lobe empfohlenen Neu-
Ausgabe des Lochmannschen Lessingwerles
enthält Lessmgs Beiträge zu den „Briefen
die neueste Literatur betreffend", die beiden
Vorreden zu der Übersetzung des Theaters
des Herrn Diderot und das Leben des Sopho-
kles. Die große Sorgfalt des jetzigenHeraus-
gcbers, Professor Muncker in München,
haben wir wiederholt hervorgehoben. Auch
in diesem Bande prägt sich der Fleiß und
die Gewissenhaftigkeit Munckers aus. Be-
trübend und beschämend für die Bücher-
täufcr in Deutschland klingt es, wenn man
am Schluß der Vorrede zu diesem Bande
lesen muß, daß das deutsche Publicum den
Verleger dieser vortrefflichen Gesammtaus-
gabe von Lessings Werken im Stiche läßt. Eine
beschämende Thatsacke, die sich leider so oft
wiederholt, als ernste Männer eine ernste
Arbeit unternehmen, und die traurig con-
trastirt mit de» Augenblickserfolgen manä-er
Literatuierzcugnissc, denen Frivolität und
Leichtfertigkeit an der Stirn geschrieben
steht. il.

Von Richard iVluthers Oefchichte der
Malerei im neunzehnte» Ianrnun»
dert (G. Hirths Kunstverlag m
München)
sind feit unserer letzten Ankündigung zwei
neue Lieferungen erschienen, die vierte und
die fünfte. Wir verweisen besonders auf
die Abschnitte, welche das humoristische
Anekdotenbild: Friedlich Eduard Mencr-
heim, Enhuber u. s. w.: das socialistische
Tcndcnzbild: Tassaert, Wiertz: die Torino-
vellc: Knaus, Defrcggcr: die Landschaft in
Deutschland: Lcssing, Gurlitt; in Frank-
reich: Calllme; in England: Turner: dann
die Landschaft von 1830 mit den frcmzö-
schen Meistern Rousseau, Corot, Dumö,
Diaz, Daubignn, Trovon behandeln. Sehr
fesselnd ist auch die Charakteristik Millets,
den wir durch die Reproductiou fast aller

seiner bedcntendeien Weile in seinen eigenthümlichen Vorzügen, in der wunderbar poetischen Stimmung und der ergreifenden Einfachheit, die in seinen Compositionen herrschen, näher kennen leinen, als es uns bisher möglich gewesen ist. — u.

Monatshefte der Gomenius» Gesell» illmft. I. Vd. Heft 3, u. 4; II. Bd. Heft 1 u. 2, 3.

Mttheilunaen der isomenins »Gesell« ,'chaft. Heft 1 u. 2,3. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. (In Kommission.)

Das Programm der Monatshefte hatten wir bereits früher erörtert: getreu dem Sinne dieses Programms sind die Monatshefte weitergeführt. Wir wolle» aus dem reichen Inhalt die Titel der größeren Abhandlungen anführen: auf diese selbst einzugehen, würde zu weit führen. A. Israel: Tas Verhältnis, der Dicwetie» mk?iia des Comenius zn der Didaktik Nattes: Dr. Keller: Johann Valentin Andreae und Comenius; Nr. Keller: Die Comcnius-Gesellschoft. Geschichtliches und Grundsätzliches: Dr. M. A. N. Rovers: C-iu Fricdensspruch. (Es handelt sich um den Ursprung des Spruches: ,.8nmm» <>c>ne>irslil»s Odiiütiunorum lex «st tiiua: 5srv»ro in omnidug ueosssariiz unit»t«in, in miuu8 u««!e83»rii» üoertHrßm. in nmnil»,» sr^ll nmn«» e2r!t»ww.") O.Radlach: Ter Aufenthalt des Comenius in Lüneburg im August 1N4? und die Wiederaufnahme seines Nriesivechsels mit Valentin Andiene. Unter der Rubrik Quellenforschungen wird ferner in sämmtlichen Heften die Zusammenstellung autobiographischer Rotizen aus den Werten des Comenius uon Dr. I. Kvacsala fortgesetzt. —

Ten Monatsheften haben sich seit Anfang d. Ihrs. die „Mitthellungen der Comeniusllesellschllft" beigesellt. Während entere einen mehr wissenschaftlichen Charakter haben, sollen die letzteren in mehr voltsthümlicher Form die Ziele nnd Aufgaben der Gesellschaft znr Tarstellung bringen. Vesondcrs sind die „Mittheilungen" znr Forschung der aus Volksbildung und Voltserziehnng gerichteten gemeinnützigen Ziele der Gesellschaft bestimmt. Sie weiden demnach cnttmlten: Kürzere Lcitanffätze aus dem Gebiete der Bildungspflege, der Mnrtersprache oder gemeinnütziger Vestrebnngen und ihrer Geschichte: Rundschau auf dem Gebiete verwandter Vestrebnngen älterer und neuerer Zeit: Gedanken, Aussprüche und Bemerkungen: Gesellschaftsangclegen-

heiten: Bücher und Zeitschriftenschau. Del
Leitaufsatz des eisten Toppel'Heftes ist be-
titelt: „Comenius und die Frauenreckte",
der des dritten: „Der erste Einspruch gegen
die Sklaverei und Franz Daniel Pastorius".
Es ist sehr erfreulich, dasz die Comenius»
Gesellschaft sich nicht darauf beschränken
will, wissenschaftlich zu arbeiten, sondern daß
sie auch im Geiste des Comenius ernstlich
daran geht, „die erarbeitete Wissenschaft
Anden, zu vermitteln und bildend nnd er-
ziehend durch diese Wissenschaft auf solche
Kreise einzuwirken, denen ihre Zeit und
ihre Mittel nicht gestatten, in den engeren
Kreis der Lehrenden und Gebenden einzu-
treten." Als ein Mittel zu diesem Zwecke
schwebt ihr die auch von anderen Seiten
schon erstrebte Errichtung uon Volksaka-
demien vor, wie sie in England und Rord-
Amerita schon vielfach bestehen. — Warm
zu begrüßen ist es anch, daß die Mit-
theilungen über alle Bestrebungen, welche
diesen Zielen dienen, legelmaßig belichten
und wenn möglich eingehend auf die viel-
fach zeisplittciten Kräfte wirken wollm. Wir
wollen nicht unterlasse,: zu erwähnen, daß
nach dem 1. Hefte der Mitteilungen die
Comenius-Gesellschaft schon der Gesellschaft
für Veibieitung von Volksbildung behufs
gegenseitiger Unterstützung nahe getreten ist.
Möge der Gesellschaft und den Mit-
thellungen reicher Erfolg in den gemein-
nützigen Bestrebungen zu Theil weiden: viel
ist hici nachzuholen, noch mchi ist noch füi
die Zukunft zu leisten! >Vp.

Die Vollsunterhalwn». — Erstrebtes —
Erlangtes — Erwünschtes. Von Kurt
Baeckcr. Berlin 1893. Tcutsche
Schriftstellergenossenschaft.

„Nur Ucbclwollcn oder gänzliches Ver-
kennen kann Voltsunterhaltnngcn als
„Volksbelustigungen" bezeichnen. „Brot
nnd Spiele" ist die Losung eines unterge-
gangenen Weltreiches gewesen, die heutige
heißt: „Arbeit und Volksbildung".
Tas ist auch die Parole für die „Volks-
unterhaltnngen." Tiefen Ausspruch des
Oberbürgermeisters Dr. Vaumbach hat der
Verfasser seiner Arbeit als Motto voraus-
geschickt, in deren erstem Theile: „Zweck
und Aufgabe der Volksmiterhaltung" er
zeigt, wie die sociale Frage nicht allein
eine Frage der leiblichen, fanden, ebenso
sehr die der geistigen Ernährung ist. Das
Volt will und mich seinen Antheil haben
an den Schätzen, welche Wissenschaft nnd
Kunst zu Tage fördern: nnr wenn dem

Volke Gelegenheit gegeben wird, sein Wissen zu bereichern, seine Bildung zu fordern, kann es im Kampfe um's Dasein gerüstet dastehen, und wenn ihm.nach der Arbeit Gelegenheit zu richtiger Erholung und Zerstreuung gegeben wird, kann seine Arbeitskraft lebendig erhalten werden. An dieser Erweiterung der Volksbildung, an dieser Erziehung des Volkes zum Genüsse edler Vergnügungen mitzuarbeiten, ist eine der ersten Ausgabe unserer Zeit. Zu dieser Arbeit anzuregen ist die Aufgabe des ersten, mehr theoretischen Theiles der Schrift.

Der zweite Theil giebt eine kurze geschichtliche Darstellung des bis jetzt bei uns Erreichten, soweit es zur Kcnntniß des weit gereisten Verfasser gekommen ist. In einem Schlußcapitel stellt der Verfasser Betrachtungen an „über die Rückwirkung der volsthümlichen Unterhaltung auf die Kunst und auch auf die Culiur der höheren Bevölkcrungsschichten."

Wir wünschen der Schrift eine recht weite Verbreitung. Denen, welche schon jetzt ans dem Gebiete der Volksbildung thatig sind, giebt sie eine Fülle von neuen Anregungen: diejenigen, welche bis jetzt der Sache zweifelnd gegenüberstanden, wird sie von ihrer Wichtigkeit überzeugen nnd zur Mitarbeit aneifern.

Möge der Verfasser bei einer neuen Auf» läge Uou recht bieten Erfolgen der neuen von ihm vertretenen Bestrebungen berichten können. ^Vp.

Karl Prölls Kalender alle» Deutschen auf das)ahr l«»4. Neilin. Verlag des Allgemeinen Deutschen Verbandes.

Der unermüdliche Vorkämpfer des Deutfchthums Karl Pröll hat seinem Kalender in seinem IV. Jahrgang ein neues Gewand und einen reicheren Inhalt gegeben. In dieser Gestalt wird es nicht schwer sein, dem Kalender zu den zahlreichen alten neue Freunde zn gewinnen. Pröll ist auch der vielseitigste seiner Mitarbeiter. Hier bietet er ein Gedicht, dort ein paar Sprüche, eine novellistische Skizze, eine kurze Abhandlung. Aber er hat auch einen großen Stab von Schriftstellern aller politischen Gruppen um sich zu schaareu verstanden, die indem einen Gedanken einig sind, „in dem deutschen Volte ei» weltnationalcs Bewußtsein zu erwecken." Pröll versteht darunter: „lebendiges Interesse an allen Deutschen, mögen sie wo immer auf der Erde Heimstätte gefunden haben, wanne Nntheilnahme an ihrem Schaffen, ihren Erfolgen und Be-

drängnissen, ihren Freuden und Leiden d. i.
an deren ganzem Schicksal." In diesem
Geiste ist der ganze Kalender gehalten, und
wir begegnen hier Männern wie: Ernst
Wichert, Dr. Schroeder-Poggelow, vi-,
Otto Arendt. Aoolf Pichlei. Karl Vormeng.
Ireiheirn von Dumreicher, Otto oonLeixner,
u. s. w. u. s. w.
Pröll« Kalender bietet unter der Rubrik
Nationale Schutz- und Arbeits-Genossen«
schatten die Satzungen aller Vereinigungen,
die als Geistesverwandte auf diesem Sonder -
gebiete arbeiten: Die Satzungen des Allge-
meinen Deutschen Verbandes, des Allge-
meinen Deutschen Schulvereins, des Eentral-
vereins für Handelsaevglllphie und Förderung
Teutscliei Interessen im Auslände, der
Deutschen Colonialaesellschllft und des Allge-
meinen Deutschen Sprachvereins. Auch das
Klllendarium ist von einem starken Kampfes-
geist getragen und enthält eine „Kampf- und
NottMndschronit der Deutfchen in Oester-
reichUngarn." Da heißt es z. A. unter
dem 23. Juli 1881: „In Reichenberg er-
frechen sich einige tschechische Elnwanderer
und Vllgabonoen. die Deutsche Bevölkerung
zu insultiren, werben aber von den ent-
rüsteten Deutschen handfest zurückgewiesen."
— Prölls Kaleiwer ist für alle Deutschen
des In- und Auslandes schon darum ein
wichtiges Bindemittel, weil es, fern von allen
politischen und socialen Bestrebungen des
Augenblickes, nurdas allgemeine, verewigende
Gefühl der Vaterlandsliebe pflegt, il.

Heinrich Leuthald. Ein Dichterportrait
von Adolf Wilhelm Ernst. Zweite
Auflage. Hamburg. Conrad Kloß.
1893.

Wir haben auf die erste Auflage dieser
warm und mit vollem Verstandniß für
Person nnd Sache geschriebenen Mono-
graphie bereits an dieser Stelle aufmerksam
gemacht. Die rasche Folge einer zweiten
Auflage beweist, daß das Interesse für den
unglücklichen Dichter, der bei Lebzeiten so
wenig Anerkennung gefunden hat, im
Wachsen begriffen ist. 5

Tie dritte Stiege. Socialer Roman von
Eduard Graf von Keyserling.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Ein seltsames Buch, ein modernes Buch
durch und durch! Ein Aristokrat, der Her-
kunft nach, hat es geschrieben, und ein
Aristokrat ist auch der Held und Mittelpunkt:
die Ideen aber, die dann verarbeitet werden,
bewegen sich im Kreise der socialdemo-
kratischen Weltanschauung. Ter Held, ein

ostpreußischer Edelmann, hat als schneidiger Eorpsftudeni d« Genüsse des Lebens bis auf die Neige ausgekostet und ist am Ende von weltschmeizlichem Ekel erfaßt worden. Ein Rencontre mit einem socialdemokratischen Wonder-Apostel in Leipzig bringt ihn in Beziehung zu dem neuen Ibeentreise, und halb neugierig, halb widerwillig gcräth er mitten in das socialdemotratische Lager hinein. Sein unbeschäftigter Geist, seine unbefriedigte Gemüthsstimmung und eine gute Portion Inbiffercntismus und Charakterlosigkeit lassen ihn von der neuen Sphäre nicht loskommen, so daß er bald ganz in das Lager der bisherigen Antipoden abschwenkt und der in Genf domiciliienden Centralleitung sich zur Verfugung stellt. Er wird nach Wien entsandt und redigirt dort mit einer Anzahl Genossen ein agitatorisches Blatt. Die Wiener Erlebnisse bilden dm eigentlichen Inhalt des Romans. Leben und Stieben, Ziele und Irrungen der Parteileitung weiden mit lebendigen Farben ausgemalt. Das Ende vom Liede ist ein großes Fiasco. Das Häuflein der Getreuen besteht aus idealistischen Schwärmern, deren redliche Absichten und hochfligende Hoffnungen durch die Ungunst der Verhältnisse, sowie durch den verständnißlosen Stumpfsinn und den Egoismus der Massen, auf die sie sich stützen wollen, zu nichte gemacht werden. Einer der Ihrigen entpuppt sich obendrein als Polizeispitzel, und mit der trübseligen Erfahrung, daß das Leben doch anders ausschaut, als die schönste Theorie, zerstreuen sich die Anderen in alle Winde. Mit einem dumpfen Mollton trauriger Resignation klingt die Erzählung aus. Zwischen die Schilderungen des socialistischen Parteitreibens sind, um das Buch zu einem veritablen Roman zu gestalten, Episoden aus dem bürgerlichen Leben hineingewebt. Die Schicksale einer kleinbürgerlichen Familie, auf die eine echte Wiener Halbwelt-Existenz entscheidend einwirkt, die Zustände im Hanse eines auf großem Fuße lebenden Notars und die unerquicklichen Verhältnisse einer reichen und geizigen Hausbesitzerin weiden in den Kreis der Erzählung gezogen, — Alles anscheinend, um einen Gegensatz und eine Folie für die Voiticfflichkeit des socialistischen Zutunftsideals zu schaffen. Die Details-Schilderungen sind meist sehr hübsch und fesselnd und zeugen von feinster Beobachtung, aber die Zusammenfassung der einzelnen Elemente zu einem künstlerisch abgerundeten Ganzen ist dem Verfasser doch

nicht gelungen. Er hat es nicht fertig
gebracht, die ziemlich willkürlich zusammen-
gewürfelten Geschichten organisch zu ver-
binden; der Endeindruck ist daher kein ganz
befriedigmder, da eigentlich Alles in der
Schwebe bleibt. Dennoch müssen wir den
Roman als gehaltvolle Arbeit bezeichnen,
die in mehrfacher Beziehung hoch über die
den Markt füllenden Durchschnittsproducte
hinausragt. Die Mängel der Technik
werden durch die Lebendigkeit und Frische
der Erzählung ausgeglichen, und die Wärme,
mit der der Verfasser sein Thema behandelt,
theilt sich unwillkürlich dem Leser mit, auch
wenn der Stoff ihm nicht eben sympathisch
ist. Es wäre wahrlich kein Fehler, wenn
dieses Genre des Romans häufiger als bis-
her cultivin würde. ?. «3.
HerTodesprediger. Romanvo»Gustav
Landauer. Dresden und Leipzig, Hein-
rich Minben.
Vor allen Dingen ist „der Todes-
prebiger" kein Roman, er enthält nicht die
mindeste Handlung und gar leine Verwicklung,
sondern eine socialistische Studie, die an
die Erzählung eines Menschenschicksals ge-
knüpft ist.
Karl Startblom ist ein Mensch, der alle
Wandlungen des Innenlebens an sich durch-
macht; als Jüngling zu philosophischen
Träumereien geneigt, wird er aus Nützlich»
leitsrücksichten Jurist und zwar ein kalter,
nüchterner, ausschließlich seinem Fache leben-
der Actenmensch. Als Amtsrichter heirathct
er und wäre gewiß sein Leben lang bei seinen
Acten geblieben, wenn ihn das Schicksal
nicht gewaltsam auf andere Bahnen gelenkt
hätte. Nach fünfjähriger Ehe starb seine
Gattin, ihre drei Kinder waren ihr im Tode
vorangegangen, bald nach deren Ableben verlor
er seinen älteren Bruder, der ihn zum Uni-
versalerben seines beträchtlichen Vermögens
ernannt hatte; hierdurch wurde er finanziell
unabhängig und von der Notwendigkeit
befreit, einem bürgerlichen Berufe nachzu-
gehen. Jetzt erwachte die alte Lust zu
philosophischen Studien bei ihm auf's Neue,
denen er, einsam, wie er in der Welt da-
stand, und nachdem er sein Amt niedergelegt,
einzig und allein nachging; mit dem Er-
gebnis; seiner Forschungen hoffte er, der
Welt ein tzeilsvertünder zu werden, aber
der Faustische Zug in ihm fragte, wozn?
weshalb? An sich und seinen wissenschaft-
lichen Studien verzweifelnd, führt ihn ein
Zufall der socialistischen Bewegung in die
Arme, hier glaubt er, der Menschheit etwas
leisten zu können, uud wird ein begeisterter
! Agitator, bis er wiederum dem niederdrücken-

dm Gefühl von dci Nutzlosigkeit oller menschlichen Bestrebungen erliegt: im Tode allein sieht er die Erlösung der Menschheit, er wird zum leidenschaftlichen Todesprediger, der in Wort und Schrift die Nutzlosigkeit menschlichen StrebnO verkündet und die Menschheit auffordert, sich zu befreien und zu erlösen — vom Leben. Aus dieser krankhaften Seclenstimmung rettet ihn ein Weib, eine Vertunderin der freien Liebe, und indem sie ihn das Leben wieder lieben lehrt, giebt sie ihn auch dem Socialismus wieder. Das Buch ist viel zu sehr Tendenzschrift, um einen literarischen Werth zu haben, aber es beweist ein starkes Talent, das nur noch sehr der Abklärung bedarf. in«.

Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Banden von Karl Baron von Torresani. Dresden und Leipzig, (5. Piersons Verlag.

Wir haben an dieser Stelle schon wiederholt Gelegenheit gehabt, Torresanis llnmuthiges Erzählertalent rühmend anzuerkennen. Nach der Lcctürc des vorliegenden Buches haben wir von diesem Lobe nichts zurückzunehmen, leider aber auch wenig hinzuzufügen, „Der beschleunigte Fall" ist nämlich ein lehrreiches Beispiel dafür, wie rapid ein in die Mode gekommener begabter Erzähler vom Wege der Kunst auf den der fabrikmäßigen Vielschreiberei abzuirren pflegt. Wenn man es auch einem Dichter, der nicht gerade in die Kategorie der Olympier gerechnet zu werden prätendirt, nicht allzu übel nehmen darf, daß die von ihm geschaffenen Gestalten eine gewisse Familienähnlichkeit zeigen, so kann man es doch nicht billigen, wenn eben erst zu einem Roman verbrauchte Figuren gleich wieder für einen neuen verwandt werden, che noch der al!e vergessen ist. Ter Rittmeister Lasar Kämpf in dem vorliegenden Buche ist aber Zug für Zug nichts, als ein Abklatsch der Rittmeisters Ruder von Klingsboot in „Drei Tage für ein Leben." So etwas durfte sich die selige Marlitt erlauben, welche fast zwei Jahrzehnte mit ihrem einzigen Aschenbrödel-Motiv die Gartenlaube füllte und die.Handvoll Figuren, über die sie nur verfügte, immer wieder in neuer Drapirung vor Augen führte; das mögen auch ihre noch lebenden Nachtreten»,«» mit mehr oder weniger Glück versuchen: aber ein Mann von Torresanis Begabung sollte doch andere Wege wandeln. Die Partnerin, welche er seinem Helden zugesellt, die ehemalige Operetten-Diva Bella, besitzt schon mehr Originalität,

ist aber wegen ihrer Zerfahrenheit und
wegen ihres gänzlichen Mangels an Cha-
rakter nicht geeignet, Ken Leser zu inter-
essiren, wie ihren von blinder Leidenschaft
nntersochten Liebhaber. Im Ucbriqen ist
sie als Typus aus der heutigen Frauen-
welt nicht schlecht getroffen. Tie Compo-
sition des Romans und die Veitheilung
des Stoffes läßt auch Manches zu wünsäim
übrig. Während der Autor im ersten
Thcil sich Zeit nimmt zu behaglichen Schil-
derungen nnd breiten, oft zu breiten Eoi-
soden (z. B. die Landpartie nach Obcrsteia»,
geht die Handlung im zweiten Theile
straffen Schrittes vorwärts, ohne rechts und
links Sonderbildchcn aufzulesen. Endlich
ist es dem Verfasser zu rathen, mit seinen
linguistischen Spielereien, für die er eine
ganz besondere Passion hat, nicht zu weit
zu gehen. Dialekte läßt man sich stellen-
weise, wenn's der Autor versteht und leinen
zu unlfänglichcn Gebrauch davon macht,
recht gern copiren, aber die individuellen
Gigenthümlichkeiten der Sprechweise ein-
zelner Personen wirken, durch einen ganzen
Roman durchgeführt, meist ermüdend mid
langweilend. Ten Obeistlicutcnant Kro-
patsch läßt man sich noch gefallen, auch
den alten Schlachtschitzen in „Drei Tage
für ein Leben"; Vater Zeus in der „Iuckcr-
Comtesse" war schon vom Ucbel, aber der
„Bubi" in der vorliegenden Geschickte ist
geradezu unerträglich. Trotz alledem ist
der Roman eine Dichtung, die dm Leser
nicht nur spannt, sondern auch wirklich fesselt,
allerdings ohne ihn cndgiltig zu befriedigen.
Geni gelesen wird <>! immerhin wer-
den, und daran hat nicht blos die frische,
flotte Erzählung und die vielfach recht
treffende Charakteristik, sondern auch dal
wunderbar getroffene Localcolorit, die an-
schauliche Schilderung des Lebens der öster-
reichischen Aristokratie ihren Ancheil. Ta-
rin ist Torresani Meister, wie neben ihm
vielleicht nur noch Ossip Fchubin und Marie
von Ebner-Eschenbach. Möchte er sich nur
gelegentlich ein anderes Motiv wählen, als
gerade nur immer die blnwe erotische Lei-
denschaft! Er hat das Zeug dazu.

Erzählungen. Von Marie von Ol-
fus. Berlin, Emil Felder.

Die vier Erzählungen gehören zur
Gattung derjenigen Nouellistik, wie solche
von den ssamilicnblättern gepflegt wird;
— der reiferen weiblichen Jugend darf das
Buch unbedenklich in die Hand gegeben
werden, dem Geschmack dieses Alters sind

die Geschichten angeputzt, und der Beifall der jugendlichen Leserinnen ist ihnen sicher. Ml.

Abendfchatte». Von Will» Pastor. Novelletten. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

In Willn Pastor lernten wir eine eigenartige Individualität kennen, deren kleine, sehr lesenswerthe Novelletten uoll geistreicher Gedanken sind; literarischen Feinschmeckern sei die Lectüre derselben empfohlen, die sich aus dem Wust trivialer Alltagsbelletristik sehr vortheilhuft hervorheben. Ml.

Wippchen in Khicago. Von Julius Stettenheim. Berlin, 2, Fischers Verlag. 1803.

In der schon bändcireichen Literatur, die die Weltausstellung in Chicago gezeitigt hat, sind die Aufzeichnungen des unverwüstlichen Wippchen sicherlich die amüsantesten. Vielleicht sind sie auch eben so belehrend , wie die meisten anderen. Man kennt die Art des edlen Ncrnaner Corrcsvondenten. Er veröffentlicht seine köstlichen Berichte ja schon seit einer langen Reihe von Jahren, aber sie sind heute noch eben so frisch, luftig und witzig wie am ersten Tage. Das Ueberraschende und Neue, das Wivpchen in Chicago nicht gesehen hat, hat ihn sogar zu einer Neihe von Novellen in Versen begeistert. Cr erscheint auch als Lexikograph und Herausgeber amerikanischer Spruch-Wörter. Das Chicagocr Wörterbuch enthält einige sehr vortreffliche Ucbersetzungen, ,. V. Urwald: ^Vaten-Wooil, Bauernfänger: l'oiilltr^m»n-^»t<:b«r, mir nichts, dir nichts: to ms nntlnn^, to tbe« natbinß. Reinsall: lall ol tds Rinne :c. Unter den Sprüchen zeugen die folgenden von dem tiefen Eindringen in den amerikanischen Geist: „Ein Schelm, der mehr giebt, als er nimmt," „Heute mir, morgen auch," „Keine Negel ohne <!« 1>i," „Jeder fege vor meiner Thür," „Wetz Brod ich esse, dctz Wein ich trinke," „Ente gut, Feitung gut." — u.

Stirb und werde'. Dichtung von Adolf Brieger. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert K Monge.

Ter philosophische Titel dieser Dichtung dürfte in vielen Lesern die Befürchtung erregen. Kotz ihnen hier eine schwer verdauliche Gedantenlost geboten wird. Zur Beruhigung solcher ängstlichen Gemüther und zur warmen Empfehlung des vorliegenden Buches versichern wir das Gegentheil. Adolf Brieger legt zwar seinem episch lyri-

schen Gedicht emcn tiefen Gedanken zu
Grunde, entwickelt ihn aber klar, schön und
frei von jeder didaktischen Langweiligkeit,
ja würzt ihn sogar durch Hunior. In Form
einer ergreifenden Liebesgeschichtc weiß er
als echter Poet den Charakter seines Helden
nicht nur interessant darzustellen, sondern
auch die verschiedensten Stimmungen meister-
haft wiederzugeben. Der tiefe Eindruck, den
„Stirb und werde!" hervorruft, erklärt sich
daraus, daß es alle die Bedingungen erfüllt,
die Meister Theodor Storm treffend mit
folgenden Worten ausspricht: In seiner
Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser
zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder
mindestens eine Genugthnung gewähren, die
er sich selbst nicht hätte geben können, sei es
nun, baß es unsere Anschauung und Empfin-
dung in ungeahnter Weise erweitert und in
die Tiefe führt oder, was halb bewußt in
Duft und Dämmer in uns lag, in über-
raschender Klarheit erscheinen laßt.
Li„3eM!>3>?u>! Weder. L^pwuunss »»cd H»«v»dl (wr li^wclwi, vuilielmlkn.
Vsüwllt. ^e!te»t,>!< ,wut,«cn»>!, HeI6eneeMc!,l,
V. <l. .^n^lskcl^wcnen lldüttlllßen v. ?. Holt-
m»n«. XüIIicM». N, Indien.
Nsrti, >5., (üUoK un,I t!I»8, KumÄN. 2«!te
,^ul!»M. I^li«!?, Q üvi»ü>i<>i'.
ru«! ^unw,Q<!e». X». ?(« I)i8 713, I!»!!»',
0, »<>i!,!>>I,
«Iiwcnl. I^ipiix, V, rrle<!l!<:b.
Lüttissi, II,, vuü l',»ssn>mm (!,'r U»n<>»er!iei,
Nn>' ßeverlx'iiuUtiKcN« 8tu<!w, LrüunzcKvei^,
2olln, ^,, Der i'»II «„>>!< lÄüKI,!»,«^,«. üin 8!twn-
Inid n. >!, n!^>»'llü,»l, !!>'8l>!>!<c!>, vlü^äril,
», zi!i!,Ie°.
2i»n<is«, l',„ VW ll»,!i't!,!lll»iu»ß<>„ ,Il«! IN, ^»Iir-
n. L»l8<i„l!.
— 8!>l>IIez' un<! Ix>n! ljviu,,. ü«-»l littenl!'.
^I>»l»!il<'ll>I!,!i>r, I^r!s,?.!st, II, Ij«i'5,I<>N,
2i<><!b«eK, ,X,, 2»r«>!>t>:!', Lin IjM>'»ji ?.ur v^r-
ßleicni'nHl'n tirsckiclit« <!>>l Kl'Il^wm'n u, ^Iiüo-
Ion,!,'«. I^Ipllss. V, ?ri«I,^'I,,
Dsliiii»!, Il^ .^1»'!' ,IW I.i>>>«?, Di,, Dlieiül»«,»- u,
Ä?,i!«?!„',>du<!l!, ziu,ir!,e„, N,v I', ,^Ib«>N ö^ 0«,
l,ü!i>?,!8, Vl'It ^ Oomp,
üb««, <!„ s!,üil!,»nr!t« >Vc>^>>, I^«5,'l„i>!!! 3—U,
ÄMtMlt, D»>I,l5<^I,e V^I'Il!g!!-.^N8WIt,

?»IK«, n,, 1»,!« unH H„Hue!,t. NeHie!,te »u« D>8
unH ?r<lum. UUncnen, Kl, ü, widert <^ Co,
?i»Ll»«i, Il„ H»tn»iu«leuer. DllmiiienHiÄina I»
Hrei Hulull^u. vre«Hen, ü, ?ier«on.
I°i«l I^licl. I1l>!Kinnn»t«,<e!>rilt, 4, ^l>I>rg. Ku, 12,
Lerliu, MMiin fllr Vni!>«Iitter»tur.
?ulHn»i, ?r,, Xno«,<e»Her I°rlii,liuss, tzueHimdurz,
I!br. !?r. Vievez,
»o«iH. Il, He, UenHrüi I.ovenH»Ie. Nrii««e!,
^. I^K>>ÜU« en c<>,
<3iill»n, LrUHer, KiuHer u. riÄN^-XKreiien, ^!I„«lr,
v. r, «rot ^oimun. I^ielermig 8—12, Stuttgart,
lleutzeiie Ver!»zz-^n«t»It.
<3mn> ^ NIneKe» von üi«en unH von s!n!H, Illit
Portrait unH 8eNiu««viD,ette von !!, ?!>nmu,
rr»nlilurt I>, zi„ ziüliwu ^ V/»IH«oIimiHt,
ttulll uruH Xon«i, lieben Her Nrieeiien unH
Wmer, <!, Huli, Uernn«,;, von N, DnMimllNN,
I^ielerunss 9—1,°!, Lerlin, VeIHm»nu«e!>e
LuciilianHIunL.
^»«l-Iillli», ^.I^l'IiristimelitznimntlliHeu. Oinniss,
N, U»e««el.
^»nll»!, ?.. U»r»I>>. Lin I^ieH Her IH'be. Leriin,
?. ^eiiermnnn,
N»pp»I, ^ Der Li,! i, HIten 1V«t»ment, v, 8l»nH-
Punkte Her verzleienenHe» N«Iijr!on«g,'»ei>!ente
au» drtrneiitet. I^eip?.!g, V lrieHrieli.
NsitWllr. N. u. X, 1»Ini»nil. KorHHeut«eI,e ür-
Äiuier. Leriin, Veriüss H, Verein« Hör Illlener-
^optsil, ri,, l!i»»?.enHe« ülenH. Ronum In «eck«
LlleKern. 3 Nnde. Lerün, «edr, ?»etel.
>7l»Ilibll<ül, i!iu»trirte« lür Xleintluer-XUeKter ».
-UelHmber. Iler»u«ss. von^, Uun^rN, I^>!p?.iz,
H, Iwietmever,
^»«nn«, ^, H., »Il!««ige LeH»n!l«n eine« zl!i««ieen,
veuwen n»ei> Her 132, ^uli. He« enzlizenen
Orizi>mi« von ^uiiu« X»uie», Hinrisse untoil«,
Heuweli. ^ulillße, Miie, N, Ne«eniu«.
X«,e^«i, ii., Hu« Hrei ürHtiieiien. Ne««nme!te
>!,f«!ltüe. »IpÄss, c. I>, I!!r«e!,<eiH,
X»«tn«i, >V, H^ >Hr ÜK»p«oHe von VeneHig.
'lwuerzpiel in 5 äusüNMn. »is«ig 1883,
Xin»?«I«>, (!I>^ UüHloI,w, .>u« H«i» LnL!i«cd«n
von I'. 8p»nzende>^, llit einem Vnr«'urt,
Ii«««el. II,, N, ««bei H c«.
Xosoliviti, L,, Die slünüö«. Kove»i»ti!c». Ilnmün-
UteiAtur über Hen Xrieg 1870—1871, Lei>i„,
>V. Nrnn»u.
X«v»I«ll, l)^ Kew! 8ee!,« ?iÄWH!en, Novellen.
liÄnIctult », zi., C. Xue»it?/?l.
Xl».e«»i, U^ ^ol>»nn Ullrtii, ziiüer. Diu Leltlüg
«ur s!e«e!>!ente Her Dini>!inH«lu»!leil. Lreinen,
!U, Nein«!«« K»elil.
lHll?u>l«lll, I'n., Xrbeiterleden, 8ec!i« Kuveileu.
Ix'iMk, >V. krleHrieli.
I««oli1«ltl»«l, ?,, 11er Heut»llue ülnnegezllnßi. üiue
I)»r«teii>ui<? «einer Ne«ei>iel><e, ,<eine« Ve«eu»
un<I «einer Murinen. 2 LiinHe. VuIkenIHttei,

^. 2«'i»«!er.
I« I^vi« «t Ilulll^s. Ilevu« Hoeuuientoire
!IIu«tree inen«uei!e, 18N3, I^o, (!. I'uri«,.V, ?un-
wine,
I<«v^lt«r, 5,, ve»t«c!>e VoiKzlleHer, lieft 4,
rlamdurss, (!, Irit««e!ie,
Il»,v, U,, Der vierte 8tku<>, Liicier I>, H. ärdeiter-
leveu Her C,«:envl>rt, i'iÄniilurt, ^, K„enil»>r,
Il«in«ll, ^., lün 8ruHerKu,<«, vr»in» in vier Hul-
2ÜMN. Iji'eillen, ^. XUiiwmnn,
Hülst, «neveinpiiH, Vdrterbucn Her engiizcb«»
»»H Heut«cue» 8pr»eue. ^,ielerm>8 9. Lerlin,
lH»ssen«edeiHt«el>e Ve,rI»8«'L»e!!n»nH!unss,
Q«oll»1»i, II,, V»n Iiolier Vl»-t«, HenIlvUrHi«'
Iieite» eine« »Iteu Xnovle«, Line neuinuH.
Ileimeiirouill, lüivlluM», ^. Ue««.
Q,t«>v»^^, .X,, vll" Uevitter. vrauut w Wns
HullllMN, H, H. ü»«», von >. >I»rK»v unH
II, 2ev««, 8lutt^»rt, <?, ÄÄleouie,.
?oli1ii>»,nn, V., ^uHn-en« I»Hen. r>eu»i«H
Neu««r'« Ver!»I?,
— I)»« ^»Hentiin!» und «eine leinse, KeuvieH
Neu«er'« Verwss.
?l«u«A»n, N.>> 1'uIIl.iÄut. llovc!leiten. I^ipli«,
0. üel««ner.
?rl<!oi, N.. I.ieH«r »u« I^uß in« lH»H. DreZHen,
U, ?uH»r,
ü«tc>iii>, o»tH«ut»«Ii«. Lilitter xur rönierung
Her Ilunmnitüt. 2«eiter ^»Iirß. Xr. 1«, 17 u. 18.
Xonig«uerss, LiAun 6 Velier.
K«»«lil»i^, U. v., ^»l «cnvunileuHem L«len.
Il,nuu>, Lilierleiil, 8, I>uu>«,
»U««n»rl»i, L,, »r Kieme LoilmiH «Her Het»
8»newrum minor» H. i, LvÄnxig lr«mm!>e>tere
I.,'8,>m>e„ von ?, »iluriu« » in F»nt» Cu»r».
I»I!ine!>en, Kr, L. H»«N K Ou.
8»U»», ü, H, Urol. rllr«tw ?»u!ine. 8om»n ».
H, Xeit Her leibeigen««««». H,»t«rl«. Ueder«.
von N. »n!,e. Dre«He». N, IllmHen,
golUIls« VsiK». Illuztr. von er«ten Heuweb.
XU»«tieru, Uelernn« 43—52, 8tutt8»rt,
v«ut«c!>e VerI»ss«'H»«t»It.
8<üin»l<!t. c>>.. Nie »rnelterlreunHIieli« virtu-
«eimltiieue Di!ct»tur. 8e!I>»tver!ng.
Leliuiiclt, X^ 8e!,IIIer« 8u!in ürn«t. Line Lriel-
«llmmiiuig mit Diuleitimg. lilit Li!Hni»«en u.
?.vei N2nH«e>!rilt«n von 3elulier u. ciuetne. I.
?l»Her!>»rn, ?. 8el!öniuss!>,
l3l»m«!»» ^ 2!lnn, k«veui»trie unH 8e«!«urße,
>lllnc!,en. ^. !?, »I»u»n»,
!3^I>v«>l»il«ll, II^ Line ?ll!»«tr«volution. I^u«t-
«piei in 4 Eilten. vre«Heu, II, AinHcn,
3t»^e,libur^, N^ v»« «exueiie LienH H. oberen
8!>lnHe. LI» Kntu«e!,rei »n Hie Nessentlieiilieit.
»ipiiß, ^V. IrieHrieli. »
Iliiln», 1^, >?r!ll. von, Die Vl!r?.nnrss>>r liill>-
truppen im vien«te Oe«terreicn« I75ü—17«3.
Li» Leitrüß üur l!e«e!>. H. «leben^iinr, D1eRe5.
VUi?,!'ur8, .^. 8tu!«r.
litu», <?,, I>!« 8teii!en?^It, !U!t 73 iVdblIHunßlen.
Leriln, Vei^ein Her LUeiierlwimHe.

vlil, ^V., 1)n«er lillienHer in «einer Lntviclielun«
von Hen ii!te«ten HnlKngeu niz!,eul«.I?»«!erlx»i>,
r, 8eiioni»i;!!.
v«i Ve« »Uli» ?il«<1«ll, üin l?»odtr»x lu
Hem Lueiie: „Im Xilmnl »m Hie ^'eit»u«ell»u-
un«, lreidur«, >K»Hem, Ver!»8«l>uclll»uHI. v.
', Q U. «odr.
Vln<Uu>1», ^. l.^ r«Lmeute. XUricn, Verl»««'
IllilMÄN.
Vlntsi uncl VsO.il«!»«, Die ^!Hi«el>e I^itwiÄtur
«eit ^!>«e!üu«« >le« X»nnn». l^ielerunß 14.
I'rior, 8, «»ver.
2«li««iic>»», l!„ Äor»Ii«e!>e "lriinmereien. Iil«e!,
N, 8e!i«Äde,
^sitnLlu-iN tili» ^^>noti»illu». ^»ilrMnß >-
Nett 11. Nerii», », 8rie«er.
— ^»nrVinz I, 5uII 1893. lleriin, U, «ri«?er.
lledigir! nntei v«2n«!»!ll!chle!! de» tze«,!«g»b»c».
Schllstsch» VnchOrnlterei, Kunst» nnl> v»l>ag,.Anstull o. S. 2ch»«Ia«nd«, »l«I«u.
Unbei»ch!l«t« Il<>ch!>n«l a», !>,m Inhul» l>!»l« Z»!»Ichlift unters««!. U»b»ll»!,»n,«»chl »»ibehollen.

^ 1893«r. k'rigckO l'ülwn^. 1893«
"l, !" !!!,!'„!!!,„,,!,„^
WMM'^U.^'U.,
«„^.
lfni«! . .
zz«»»
llüll^l»» .
<» -
8l!il«!!>iii»»
<>« -
71>«l«!l»dl»»»^<! ,
l«,l,N!»>, .
«» .
ü»l!l!ds»u».
«' .
f«!«»^>«!>«,
« -
l»i»ll»l!z-H
,w -
l»i«l!,l»n».
3«' .
«4-
» ' !
»in<l lu belieben ciurcn äie
>!
«c>vie 6ulcb
alle ziinellllWzzer-Mllllllin^l!, ^«lllekell un«! vl^uizteii.
^^l^^ci^ciic^^T^^^^^^^^^2^F3!^
ti
^/'

"L5CUNUL ^uoicxi' ONLIL l'^NN^NUl^."
(^.Nltn^il, KI^in-I'reuZäen) betrugen an ^l^äcncn und
15,622,000 in 1869,
17,670,000 „ 1690.
/^H//6>^// (^//<2^^c/e^ i/e^e/öe//."
1^ IM8> 20. H'eM^ö^ 1890.
1^ ÜM!_>M>8 LMI'^V, !_I^^I),

December l8YZ.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Karl Stauffer-Vern.
Radirnng von Wilhelm Urauskopf in Karlsruhe.

»Nord »n> SOd" erschein! »m Anfang jedes Mono!» !n heften Mi! i» ein« llnnftbeilage,
plel» p«> <v»»«»> <I hes!e> « Mail. —
All« Vnchhandlungen »nd postanstaüen nehmen iedeezei! Vestellnngen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mnrd und Süd" be>
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die "
Redaction von „Ourd und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. 2/3.

Veilagen zu diesem hefte
M. ^. Mischen'sche Ne«l«<,Kbuch!,a!!»Iun« in Swügoel, sllorl 5!onffei°A«n,>
Um«lt» ><e N»l>!>a»l>t in ücilm, !ver!eich„,s! d, Veig!»al>Nat>irilngen von Rael S!auffel!?een 1
Otto 2p«mei in leipzig, !5pamer's !vcüuc,chich<e,)
3«li>iK Tchmid! s Kunslvtllan in F>»i>»!, (Rnöüei'scbe Farbenh°!,schni!!e,1
«chleNscht »uch»ru<!clci, .«uns«- >!»» V<r!ag«.Unf!att ». H. «ch«t«»en»« in ?l«wu,
<Hinck, R°N!»nt!scl!l liebe,)

ln unsere Mtwnnenten!
ie bereits erschienenen Viinde von
„!7ord und Süd"
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Vänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Vand (—3 hefte) bro» schirt 6 Mark, gebunden in feinstem 2riginal>Linband mit reicher Goldpressung und öchwarzdruck 8 Mark.
Einzelne hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Einbanddecken
im 5til des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer leinwand, und stehen solche zu Vand I.XVII (Oktober bis Vecember 1,893), wie auch zu den früheren Vänden I—I.XVI stets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Vecke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
öchlesische Vuchdruckerei, Uunst- und Verlags-Anstalt
v. 5. 5chottlaender.
(Veftellzettel umstehend)

Mestelczstter.
Vei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul lindau.
«Lxpl, Vand I,. II.. III., IV.. V., VI., VII.. VIII., IX.. X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.. XVII., XVIII., XIX.. XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII., xxvm.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.. XXXV..
XXXVI.. XXXVII., XXXVIII,, XXXIX.. XI.., XI.I.. XI.II., XQIII.,
XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII, XI.VIII., XI.IX.. I... I.I.. I.II.. I.m..
1,1V., I.V.. I.VI.. I.VII.. I.VIII, I.IX, I.X., I.XI., I.XII.. I.XIII.,
I.XIV., I.XV., I.XV1
elegant broschirt zuni preise von «^ 6.—
pro Vand (— 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von «^ 8.— pro Vand.
<Llpl. Heft 1, 2, 2. 4, 5, K, 7, 8, 9, IN, 11, <2, 52, 14, ,5,
,6, ,7, ,8, 13, 20, 2,, 22, 22, 25, 25, 2«, 27, 28. 29, 20, 21, 22, 22,
2,, 32, 26, 27, 38, 2Z, HO, ,1, ,2, 42, 4,, 55, 46, 4?, 4«, 43, 5°, 5,,
52, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 53, 60, 6,, 62, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 7», 72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 82, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 3>, 32, 92, 94, 95, 96, 9?, 9», 93, IM, ^o,, 102, ^02,
104. 1«2, ,06, ,07, 108, 1»3, U«, 111, N2, 112, 114, »15, 116, ,1?,
118, 113, <20, ,2^, ,22, ,22, ,24, ,25, ,2«, ,27. ,28, ,23, ,20, ,2,,
,22, ,22, ,24, 125, ,26, ,27. ,38, ,23, ,4«, ,41, 142. ,42, ,44, 142.
14«, ,4?, 14?, 143, <5«, 151, 152, ,52, 154, 155, 156, 157, 128, 159,
160, ,61, ,62, 162, I64, ,65, 166, 167, 168, 169. 1?N. 171, 1?2, ,72.
1?4, 175, 1?6, 177, ,78, ,?9, 180, ,8,, ,82, ,82, I84, ,85. ,86, ,87,
,88, 189, ,90, 131, 192, 192, 134, 535, ,96, 19?, !9», <33, 200
zum preise von «^ 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XVII. Oktober bisDecember <892)
«Lzpl. do. zu Vand I.. II., III., IV., V.. VI. VII.. VIII.,
IX.. X.. XI.. XII., XIII.. XIV.. XV., XVI., XVII.. xvm.. XIX..
XX.. XXI.. XXII., XXIII., XXIV., XXV.. XXVI.. XXVII.,
xxvm., XXIX.. XXX.. XXXI.. XXXII.. xxxm.. XXXIV..
XXXV., XXXVI., XXXVII., xxxvm.. XXXIX.. XI... XI.I..
XI.II.. XI.III.. XI.1V.. XI.V.. XI.VI., XI.VII.. XI.VIII., XI.IX..
I... I.I., I.II., I^II.. I^IV., I.V., I.V1.. I.VII., I.VNI.. I.IX., I.X., I.XI.,
1.XII., I.XIII.. I.XIV.. I.XV.. I.XVI
zum preise von «^ ^.50 pro Vecke.
Wohnung I l!«m«:
N!ch!gewünlch!»» bitten zu »Ulchftletchni,
Um g»si, «cht dnttltche N»m»n», und w«hm>ng»»n»»b« »»!!» «lsncht.

5c/,!Â« 5>K('VcN<^2an2iÃ¤K v 3 2mun!Â«>nlin':nNn?:I^i,

Üorö unö Süö.
Eine deutsck^e Monatsschrift.
Herausgegeben
Faul Lindau.
I.XVII. Vand. — Vecember ^893. — Heft 205.
Vre ^ Iau
Schlesische Vnchdrnckerei, Uunst- und verlags»Anstalt
v. 2. Zchottlaendei,

Die Hofdame.

von

Marie von Glaser.

— Wien. —

>re ist sehr befangen, die junge Hofdame, wie sie da durch die Bahnhofshalle an dem grüßenden, «nterthänigen Bahnpersonal vorüberschreitet. Ihre Hofdmnenhcrrlichkeit ist erst wenige Monate alt, voriges Jahr noch, nm diese Zeit, da war sie daheim bei den Eltern — das einzige Tochterchen guter, zärtlicher Eltern, das nichts wußte vom Blicken und nichts von Bücklingen, das keinen Schritt nnbehütet that, und nun? Nun hieß es auf jede Regung Gewicht legen uud ernstlich sinnen, ob es denn wirklich auch ganz schicklich sei, den rechten Fuß vor den linken in Bewegung zu setzen und . . .

„Guten Morgen, Baronin!"

„Sie hier, Fürst Waldern?"

„Nichts «ls ein glücklicher Zufall — parolo ä'iionusur. Sehen Sie mich uicht so erschrocken an, Baronin. Ich habe draußen in der Nosen-villa einige Befehle zu geben, ehe die Herrschaften übersiedeln — und Sie?"

„Ich? Ich fahre auch nach Willdorf. Meine Eltern haben im Nofenthale ein Häuschen für den Sommer gemiethet, da will ich nachsehen, ehe sie es beziehen; es wird wohl so Manches fehlen, und meine arme Mutter ist so schwer leidend . . ." der Fürst blickt theilnahmsuoll in das sorgenernste, junge Antlitz.

„Sie haben viel Kummer, Sie Aermste, und das Leben bei uns thut das Seine, um Sie Ihre zwanzig Jahre vergessen zu machen. Ein Schand-leben — was? Nein?! Nun, geben Sie es nur zu; die gestrenge Ober-hofmeisterin ist außer Hörweite, und Hoheit . . ."

„Nein, die Hoheit ist engelsgut, und ich finde mich schon prächtig,
hinein, nur gerade heute ist mir ein bischen schwer um's Herz "
„Das zweite Läuten — steigen wir ein — ich darf doch mitfahren?"
Sie sieht ängstlich zu ihm auf:
„Wenn Sie glauben, daß "
„Ich glaube nichts, als daß ich gar keine Lust habe, eine f« fchöne
Gelegenheit, mit Ihnen zu plaudern, zu verpassen, und dann, wie oft,
glauben Sie, Baronin, werden Sie sich's gefallen lassen müssen, in den
nächsten sechs Monaten in meiner Gesellschaft nach Willdorf zu fahren?!"
Er reicht ihr den Arm, und wie sie da neben dem hochgewachfenen
Mann einherschreitet, fühlt sie sich fo sicher, so geborgen.
„Mu8 voila disu iu8ta1168, so —!" Er breitet seine Neisedecke über
ihre Füße, und ihr fcheint es, als nähme diefe fürsorgliche Artigkeit un-
gebührlich viel Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Es sind aber auch
zwei felten schlanke, selten schöne Füßchen, die Fürst Waldern da zu sehen
bekommt, nnd wie kaum ein Zweiter weih er diesen Anblick zu würdigen.
„Arme Kleine — ewig Schaoe um sie," denkt er, wie sie aus dem
Dämmerlichte der Halle hinausgleiten in den hellen Frühlingsmorgen hinein.
Es ist gegen Ende des April. Die Aeste der Obstbäume biegen sich
blüthenschwer, rosig und weiß schimmert es zwischen dem frischen Grün,
die Wiesen liegen in thauiger Frische da, ein warmes, feuchtes Duften zieht
durch das Eoup6fenster herein und umweht die junge Erscheinung ihm
gegenüber.
„Wie gut es ist, herauszukommen, nicht wahr?" spricht er, sehend,
daß die Wangen sich färben und daß in die großen, ernsten Augen eine
neue Helle kommt. Sie lächelt ihm froh zu. — Sie ist hübsch, wenn sie
lächelt. Nein, wie hübsch sie ist — jetzt, wie sich ihre Lippen theilen und
die weißen, ein wenig zugespitzten Zähne zum Vorschein kommen. Wie
konnte er nur je sagen: „An unserer neuen Hofdame ist auch garnichts!"
Wenn sie nur ein bischen freier fein wollte — freilich, es war ihr noch
Alles so fremd, nnd sie nahm es so ernst mit ihren Pflichten, das arme Ding.
„Sie freuen sich hinaus?"
„Ach so sehr!"
„So sehr!" Er lacht. „In der Nosenuilla ist das Leben noch ent-
setzlicher, als in der Residenz, weil es dort enger ist, da weiß die Hoheit
von Allen, . . ."
„Nun, sie kann es wohl auch!"
„Nur nicht so heftig, Baronin, ich spreche für Sie. Mein Dienst ist
leicht genug, leichter noch auf dem Lande — aber für Sie — die ewigen
Besuche — und die Promenaden — und das Eroquet! — Dazu verträgt
die Ercellenz-Gräsin die Hitze sehr schlecht. Ich kenne sie nie bissiger, als
im August. Passen Sie nur einmal auf! Aber nein — ich wollte Sie
nicht wieder traurig machen! Sie freuten sich eben so hübsch! . . ."

„Oh — ich freue mich noch! Ich werde die Meinen täglich sehen
tonnen, denn Hoheit ist ein Engel an Güte und versprach mir, eine freie
Stunde zu gönnen . . ."
„Die Sie sich theuer genug erkaufen werden; um mit der Hoheit gut
zu stehen, muß man nicht so genau sein. Man erzählt ihr ein — zwei
Neuigkeiten — hört ihr eine Weile geduldig zu — sagt ihr dann höchstens
noch etwas Zartfühlendes über die Lidy — ist das ein dk»8t! — Sie
mögen es doch auch nicht? — und dann geht man seiner Wege!"
„Aber — aber, Fürst!"
„Nichts für ungut. Ich verehre sie, unsere Hoheit, sie hat die Güte und
Nachsicht für mich, wie die beste der Mütter für den ungerathensten aller
Söhne — aber gerade amüsant ist sie mir nicht!"
„Sie sind undankbar, denn Sie stehen in hoher Gnade!"
„Weil ich es eben bin, Varonin. I^S8 8entiinsut8 us prsnusut p»8
bei Fürsten — und Sie verlangen doch nicht, daß ich die Lidy verehre —
oder doch?"
„Nein — das wohl nicht — doch . . ."
„Kein Doch — oder ein Doch, bis Sie um ein Jahr älter geworden,
aber was sprechen wir da von all den langweiligen Dingen. Sagen Sie
mir Etwas von Ihnen —!"
„Von mir, Fürst?! Von mir, ich wüßte nicht, was — als daß ich
viel Heimweh habe und mich um die Mutter ängstige, die mich so schwer
vermißt!"
„Sie sind ein einziges Kind?"
„Nein, noch ein Vruder — Hauptmann und erst achtundzmanzig
Jahre alt "
„Wie Sie das stolz sagen — Sie haben ihn wohl recht lieb?"
„Den Oswald — ach unendlich!"
„Der Glückliche! Eine Schwester zu haben — von einer Frau selbstlos
geliebt werden — das ist mir noch nie widerfahren. Die Mutter starb,
als ich zur Welt kam, und sobald ich nur rechtschaffen auf den Füßen stand,
steckte mich der Vater in's Eadettenhaus — und dann . ."
„Sie Anner!"
„Sie wissen nicht — was dann war, Baronin!"
„Nicht viel des Guten, wenn auch des Glanzes, fürchte ich!"
„Ich darf Ihnen gar nicht fagen, wie Recht Sie haben." Einmal
im Leben ist der Fürst da ernst geworden, ein Schatten zieht über sein fein
geschnittenes Gesicht, die kühnen blauen Augen sehen in's Weite, und
der spöttische Zug um den hochmüthigen Mund hat etwas Weiches. Es ist
nur ein Augenblick — aber Baronin Marie gewahrt es. Und, wie sonderbar,
er dauert sie — der verwöhnte, vielbeneidete, vielbegehrte princ« cKarmÄüt.
„I,« princs cbÄrmllut," so nennt man bei Hof und in der Stadt den jungen
Ehrencavalier, vor dem sie bei ihrem Dienstantritte eine so heilige Scheu

empfunden, da er nur immer zu lachen und zu spotten gewußt. Bisher
hatte er sich wenig genug nach ihr umgesehen — und nun ist er mit einem
Male so gut gegen sie, und er scheint auch ernst sein zu können — und
vielleicht, vielleicht auch traurig — auch bekümmert—auch mitleidsbedürftig ...
— Willdorf —!
„Daß alles Gute so schnell zu Ende geht und daß das Böse doch so
endlos ist! Als kleiner Junge beschäftigte mich bereits dieses Problem —,
eine Stange Gerstenzucker eins, zwei, drei — fertig! Ein Stück Commiß-
brot — brr . . . uu u'sn vo)-«,it p»8 I» tin. Von der Residenz nach
Willdorf in Ihrer Gesellschaft eine Secunde — mit der Hoheit — mit der
Ercellenz-Gräfin die von beiden Damen als herrlich geschilderte — sehnlichst
erhoffte Ewigkeit!"
„Sie lästern, Fürst Wäldern!"
„Ich bin ein Ketzer, Baronin!"
Der Zug hält. Fürst Waldern springt ab, er ist Marie beim Aussteigen
behilflich und lacht froh auf.
„Nun — war das nicht eine ganz artige kleine S8oapacls? Ah fo —
Sie wollten mich verabschieden, Baronin? — Nein — ich bin kein Frennd
von Halbheiten — jetzt nehmen Sie mich nur gnädigst mit in Ihren Wagen —
da ist Ihr Diener!"
Sie sollte ihn vielleicht zurecht weisen — ein kühles, höfliches Wort
finden — aber ach — es ist so harmlos — so frisch — nach dein langen,
starren Winter. Sie willigt ein. So führt der Fürst Marie durch den
kleinen Hofmartesalon und über die Treppe hinab. Im offenen Wagen
sausen sie durch die Straßen des kleinen Städtchens in das Nosenthal, wo
sich um die, von einer Anhöhe weit in's Land grüßende Sommerresidenz
des Hofes vornehme Landhäuser und schmucke Villen, von Gärten umgeben,
reihen. Der Fürst lenkt Mariens Aufmerksamkeit auf Dies und Jenes, nennt
Eigenthümernamen, macht da eine boshafte Bemerkung, dort eine Grimasse
und nimmt schließlich in komischer Devotion vor dem geschlossenen Thore
des herzoglichen Gartens den Hut ab. Endlich bleibt der Wagen vor einer
kleinen Villa stehen.
„So — diese hier ist's, da haben im vorigen Sommer die Bromfelds
gehaust — und hier — sage hier —" und der Fürst bleibt auf der untersten
Stufe einer kleinen Terrasse stehen — „bin ich dein alten Bromer auf seine
gichtische Zehe getreten. Da kommt schon die Gärtnerin. Guten Morgen —
he da, Kleiner! Kopf oder Adler?" und er wirbelt eiu Silberstück dem
kleinen Burschen hin, der sich ängstlich an den Nock der Mutter klammert.
Marie schüttelt verweisend den Kopf.
„Ich werde Sie von nun ab nur mehr Prinz Uebermuth nennen! Und
setzt muß ich Sie ernstlich bitten, mich zu verlassen. Ich habe Vieles
zu ordnen, und ich kann Sie wirklich, ich kann Sie durchaus nicht dabei
brauchen!"

„Wirtlich nicht — durchaus nicht?! Ich verspreche aber, hübsch artig
zu sein!" Er faltet die Hände und fleht stumm, und wie er sieht, daß
es dem Mädchen Ernst ist, da läßt er seine Stimme weich weiden, wie er
schmeichelt:
„Sie waren eben noch so gut gegen mich. Ich that Ihnen leid — so
lassen Sie mich doch wenigstens einmal zusehen, wie eine Tochter, eine
Schwester sorgt — und wenn Sie mich nur ein bischen leiden können, so
lassen Sie sich dabei von mir helfen — Ja?!" Sie erwidert nicht. Er
hat ihr Fühlen in seinem Heiligsten begegnet — das macht sie wehrlos,
und er weiß es.
Sie durchwandern die Räume des Hauses vom Boden zum Keller. In
den Wohnzimmern erscheint mancherlei Aenderung erwünscht. Ueberall spricht,
räth, hilft der Fürst mit: „Da — das Ruhebett für die Mama zum Fenster
gerückt —, so — da kann sie die Straße hinabsehen und erblickt Sie
gleich dort um die Ecke biegen — und das Tischchen daneben für ihre
Glocke, ihre Vücher und die Arbeit, nicht wahr? Und für Ihren Vater?
— Einen bequemen Fauteuil? Keiner da? Im ganzen Hause keiner?!
Ich schicke Ihnen einen herüber von niir, Varonin — einen ganz ercellenten.
So, was fehlt uns noch? Sie wollen eine Liste machen? dictiren Sie mir
von Zimmer zu Zimmer gehend — das ist das Sicherste!" Er ist ganz
bei der Sache; und ihr ist so wohl, fo warm, wie sie sich da umsorgt fühlt.
Unten auf der Veranda rastet sie dann, bis er zurückkehrt von der Rosen-
villa. Sie hegt Verdacht, daß er es nicht sehr wichtig hat mit seinen Auf-
trägen dort. Doch sie grübelt nicht, wie sie seiner schlanken Gestalt nach-
sieht — vornehmer noch in der duukelu Interimsuniform als in dem gold-
verschnürten Wllffenrock, in dem sie den Fürsten zu sehen gewohnt ist. —
Was werden die Eltern sagen, wenn sie ihnen von dem Allen erzählt -
sie tonnen doch darin nichts Böses sehen; sie ist Hofdame — selbstständig
— und er — er ist der reizendste Mensch, der ihr je begegnet — reizender
als Oswald? Was ist das? Zum ersten Male vergleicht sie da ihr Idol
mit einem fremden Manne — niit einem Wildfremden — ein Wildfremder
— ist er ihr das wirklich, der prmce cliai-mant?!
Da ruft schon seine frohe Stimme, und er hält ihr von Weitem einen
mächtigen Strauß knospenden Flieders entgegen.
„Ich habe ihn selbst abgeschnitten, und darum hat es so lange ge-
dauert!"
„Und sonst haben Sie nichts gethan?" forscht Marie.
„Doch!" entgegnet der Fürst mit großem Ernste, „ich habe nns einen
kleinen Inibiß bei der alten Beschließerin bestellt, den uns Ihr Diener
herüberbringen soll "
„Aber um Gottes willen, Fürst "
„Aber um Ihretwillen, Baronin! Haben Sie denn Heuer noch nicht
genug gefastet?"

Und wie hübsch er ihr eine halbe Stunde später seruirt! Wie köstlich
ihr das ländliche Frühstück mundet! Ist es doch gut, zu leben — jung zu
sein — zu vergessen, daß es einige Meilen weit — eine große Stadt giebt,
ein gartenumschlossenes Palais — glänzende Säle und starre Regeln und
strenge Menschen. Und doch, man ums; wieder zurückkehren zu all' dem.
Man muß — das ist ein häßliches Gemahnen in solcher Stunde.
Der Hof hat bereits seinen Aufenthalt in der Nosenvilla ge-
nommen. Die Frühmesse ist eben beendet. Die Ercellenz-Gräsin rauscht in
ihre Zimmer zurück, Serenissimus drückt einen Kuß auf die Stirne seiner Ge-
mahlin und geht seine Minister anhören, Hoheit allein zögert noch in der Halle
und pflichtschuldigst mit ihr — die Hofdame vom Dienst, Marie von Birken.
„Na elwi-ß — auf einen kleineu Augenblick im blauen Salon — ja!"
„Wie Hoheit befehle»!"
Sie treten in eiu Helles, hohes Zimmer, dessen Glasthüren osfeu stehe»,
so daß die duftende Mailuft vom Garten hereinströmt. Die Herzogin läßt
sich auf eine Ottomane nieder; sie sieht ihre junge Hofdame mit ihren
fchwachen, hellen Augen freundlich an, ehe sie zu sprechen beginnt — in der
ihr eigenen, überhaftigen Art.
„Vor Allem ^ ^s ti«n8 Z, vou.8 6ire, liebes Kind, daß ich — wie
auch der Herzog Ihnen sehr wohl wollen. Ihr Wesen ist durchaus ver-
läßlich, ich bin von Ihrer Anhänglichkeit überzeugt, Sie haben Ihre Pflichten
richtig erfaßt — das Einzige — nein, das wollte ich eigentlich nicht fagen
— oder doch — also, wie gesagt, das Einzige, was Sie noch abzustreifen
brauchen, ist eine — etwas — mun llimi, wie kam: man sich da nur
ausdrücken — etwas zu große Warmherzigkeit. Sie sind sehr impr«88i<m-
nadle — sehr jnng noch — »ans äoute, es wird sich geben. Die gute
Emma ging wieder einmal in ihrem Diensteifer zu weit. Ich bedauere,
mich ihr gegenüber — geäußert zu haben — über, über — nuu über Ihre
kleine, sichtbare Vorliebe für Waldern —, ich muß auch immer Alles gleich
herausreden; und geht sie mir nicht gestern mit einem Langen und Breiten
zu Ihren Eltern "
Visher hat Marie nicht gewagt, ihre Herrin auch nur durch eiuen Vlick
zu unterbrechen, wie erstarrt, ist sie vor ihr gestanden, nun aber geht ein
Zittern über die junge Gestalt, um die Augeu zuckt das Weh, als die
Lippeu bebeu: — „Zu den Eltern — oh Hoheit!"
„Es war nicht in meiner Absicht. Ich wollte mit Ihnen selbst sprechen
— Sie warnen — aber die Haderstadt glaubte verstanden zu haben,
ich hätte sie so gewissermaßen beauftragt, Ihrer Mutter davon zu fagen
— nun, gar fo fchrecklich steht es nicht um Sie, Kiud, mir dachten nichts
allzu Böses — aber, wie gesagt — Sie sind noch jung, es fehlt Ihnen
an Erfahrung, nnd daß Ihnen Waldern das Köpfchen verdreht — das
ist verzeihlich. Er ist einer meiner Lieblinge — dieses große t>ntant t«r>

i-idls — aber das kann ich denn doch nicht gestatten — in meinem Hanse
— sozusagen unter meinen Augen ... es ist genug, wenn er Sachen an-
stellt, über die die ganze Stadt zu reden hat; — voriges Jahr die schöne
Gräsin Lori — Heuer die kleine Baronin Drisch — dazwischen, ich weiß
nicht, was und wer — und jetzt möchte er hier anfangen — und dabei
hat ihn die Ramelli in ihren Banden — die schöne Ramelli von der Oper
— doch das gehört, wenn man will, nicht hierher — und doch, es gehört
dazu, um Sie zu überzeugen, das; Wäldern kein ernsteres Gefühl für Sie
haben kann — haben wird! Ich hätte ihn eigentlich schon längst congediren
sollen — aber er ist ein so lieber Mensch — er thut dann so reuig —
und schmeichelt mir immer wieder von Neuem Gnade ab. Also auf Ihrer
Hut sein, Kind, keine Ausflüge mehr en <5eux — keine Promenaden im
Parke — und so weiter — und so weiter, nichts mehr, aber auch nichts
weniger als das, was der Dienst, was die v.8»F68 des Hofes, wie die des
Hauses — verlangen — —!"

Das Mädchen vermag kein Wort zu erwidern. Ein Sturm hat sich
in der jungen Seele erhoben, Gefühl kämpft gegen Gefühl.

Die Herzogin achtet nicht darauf, daß Marie regungslos geblieben,
die Gedanken der hohen Frau sind weiter geschwirrt, zu anderen, helleren
Dingen. Man erwartet Besuch auf der Rosenvilla, liebe Verwandte
aus benachbartem Fürstenstaate — und schon sinnt das mütterliche Herz
der kinderlofen Fürstin von einer möglichen ehelichen Verbindung zwischen
ihrer Lieblingsnichte und einem Vetter des Herzogs ... an ihr Ohr klingen
hell und schmeichelnd die Töne des Hochzeitsreigen — sie fchaut ein „liebend
Paar", Myrthengrün — Schleicrwehen — Sie hold verschämt — Er
lwheitsvoll und ernst — dazu ein jubelnd Volk — das Alles, da in Marie
Birkens Seele ein erstes zaghaftes Hoffen ersticken will. Es wogt mw
wirrt in ihr, wie sie so still vor ihrer Herrin steht, auf das erlösende
Wort harrend, das sie entlassen würde. Hoheit unterläßt es, zu sprechen;
hat ganz und gar vergessen, daß ihre Hofdame in ihrer Nähe ist, und als
sie dessen endlich gewahr wird, da macht sie eine entschuldigende Bewegung:
„Ah, paräon, m» oliöi-o, ich beobachte gerade die Lidy — sehen Sie, wie
sie sich da draußen im Sonnenschein umhertummelt, wie graziös sie ist —
diese flinken Füßchen — wirklich einzig —! Sie haben keine Ahnung, wie
ernstlich ich mich oft wegen ihrer zarten Gesundheit quäle — aber so sehen
Sie sich doch, Kind "

Marie zagt, ehe sie spricht: „Wenn Hoheit die Gnade hätten zu
gestatten, daß ich mich entferne; ich fürchte, daß meine Mutter die Mit-
theilungen der Gräsin Haderstadt sehr erregt haben werden, und wenn Hoheit
keine weiteren Befehle für mich haben — —"

„Ach — Sie denken noch an diese Bagatelle! Man sieht, wie jung
Sie sind — jung und iinprs^ionuadls. Ihre Mutter wird nicht weiter
darauf geachtet haben; ich liehe Sie gerne gehen, aber wir haben noch

die Post durchzusehen, und UN, 1 Uhr will ich zur Bahn, die Prinzessinnen abholen. Ich weiß nicht, ob der Herzog Zeit haben wird, mich zu be« gleiten — und die Emma hat gewiß ihre Migräne, 18 Grad Maumur im Schatten — eine abnorme Hitze für Mai — Sie sehen übrigens auch blaß aus, Kind — nur keine Überspanntheiten. Lidn — Lidn — da bist du ja!" — und die Herzogin machte auf der Ottomane bereitwilligst für ein graues Windspiel Platz. Einen Augenblick ist es Marie, als könne sie nicht bleiben und weiter lächeln und sprechen und die Lidn bewundern, als müsse sie mit ihrem frischen Leide sich flüchten ach wohin? — nicht zur Mutter, der jede Erregung tödtlich sein kann — nicht zum Vater, der sie tapfer sein geheißen — nicht zu Oswald — wohin? Ach einmal, ein einziges Mal ihr Haupt an des Geliebten Brust schmiegen dürfen, seinen Arm schützend um sich fühlen und dann sterben, — vergehen

„Sehr 1mpre88iollnabls," wiederholt sich Hoheit mehrmals, während ihr Marie die eingelaufenen Briefe unterbreitet und ihr da durch eine kleine, müde Bewegung, dort dura) einen weltverlorenen Blick uerräth, wie wenig sie bei der Sache sei, und über die jungen Züge ziehen lies-ernste Gedanken ihre Schatten. Tic Briefe sind erledigt — gelesen — be- sprochen — die zu ertheilenden Antworten bestimmt. Eine halbe Stunde später, und Marie fährt an der Seite des Fürsten Wäldern zur Bahn. Terenifsimus hat zun, Entzücken seiner ihn anbetenden Gemahlin seine Minister unerwartet früh entlassen, und unbarmherzig, ohne sich weiter einen Gedanken zu machen, weist die Herzogin Marie ihren Platz im zweiten Wagen an.

„So still, Baronin — bin ich in Ungnade?" fragt alsbald der Fürst.

Marie fühlt, daß sie unter seinein forschenden Blicke tief erröthet. Sie will ihm entgegnen — steif — kühl — artig. Sie will, aber ihre Stimme bebt, und die Augen verschweigen nicht die Qual ihres Heizens.

?er Fürst versteht. — Wie, wenn er aller Welt zum Trotze hier Ernst machen würde? Das wäre so etwas — etwas ganz Neues! Warum nicht? — Warum nicht! — Nein, was die Landluft und der Maien- duft aus Einem machen tonnten, am Ende gar einen fentimentalen Narren, der Gedichte träumt — „von dunklen Sternenaugen und einer rehschlanken Maid — lind marmorweißen Händen" — verspottet sich der Fürst schon im nächsten Augenblick, um dann Marie in seiner Weise Aufschluß über die erwarteten fürstlichen Gäste zu geben. Sie lauscht seiner Stimme, ohne auf seine Worte zu höreu, ihre Blicke hängen dabei verstohlen an ihm, sie ahnt es nicht — sie würde vor sich selbst zurückschrecken, ahnte sie es, daß jeder einzelne dieser Blicke ihn wie eine Liebkosung umstreift. Selbst ihn, den Verwöhnten, Verdorbenen, überkommt etwas wie Erbarmen, in einer vagen Art vergleicht er sie mit einer Vlüthe, die, von einem heißen Hauch bewegt — den. Brechen oder dein Welken entgegenharrt; — und brechen — brechen kann er sie nicht und welken — nein, welken

soll sie nicht — nicht seinethalben. Der Thor, als ob es nicht Nlüthen gäbe, die die erste Schwüle versengt! Marie zürnt sich. Vergeblich ruft sie die warnenden Worte der Herzogin, ihren Stolz, ihren Muth, ihre Mädchenwürde zu Hilfe; es schmilzt Alles dahin vor dem überwältigenden Verlangen, von ihni geliebt zu werden, ihn lieben zu dürfen — und sonderbar, jedes Erinnern an die Pflicht gegen die Eltern weist sie ängstlich von sich ab. Der Fürst fühlt eine wahre Rührung, als er ihr beim Aussteigen die Hand bietet und sieht, wie sie da zusammenzuckt. Er ist voll der besten Vorsätze — doch sie thut ihm so leid, und es ist eine so reizende, kleine Hand — er kann wirklich nicht anders — ein rascher Blick — die Hoheiten steigen bereits die Treppe empor — er streift den langen schwedischen Handschuh zurück und drückt einen Kuß auf die zarte Handfessel, deren leichte Bewegungen ihn schon so oft entzückten. Er ist so rasch gewesen, daß sie kein Wort der Abwehr gehabt, und ehe sie ein würdiges des Verweises gefunden, müssen sie dem herzoglichen Paare nacheilen.

Wie ini Traume gleiten an Marie die nächsten Eindrücke vorbei. Der Zug braust heran — die Erwarteten entsteigen dein Eoupe — Umarmungen und Ausrufe — sie wird vorgestellt. Verbeugungen und huldvolle Worte — sie kommt erst einigermaßen zu sich, da sie Hoheit der jüngsten Prinzessin zutheilt und sie sich neben dieser, einer hohen, blonden Erscheinung, im Wagen sitzen findet.

Prinzessin Ida ist ein stilles, schüchternes Mädchen, das nur leise Fragen wagt — „ob denn oft schlechtes Wetter sei — ob die Baronin auch gern im Rosenthale weile — und ob die Lioy denn noch immer recht bissig —", und dabei sieht sie Marie mit ihren wasserblauen Augen so gütig cm, daß diese bei sich denkt, Prinz Karl, der Herzogin Bruder, habe so Unrecht uicht, wenn er von seinen jugendlichen Nichten sage: „So hoffnungslos blondhaarig, blauäugig und gutherzig zu fein — bringen andere Sterbliche gar nicht zuwege." Prinz Karl ist der Hagestolz der fürstlichen Familie. Das Ideal eines Junggesellen, vergöttert von seinen zahllosen Nichten, geliebt von seineu Schwestern, giebt es keine Hofdame der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft, die nicht für ihn geschwärmt. So oft sich in früheren Jahren eine Veränderung im weiblichen Hofstaate ereignete, nahm die Herzogin dem Bruder das Versprechen ab, den Neuling hübsch in Frieden zu lassen. Prinz Karl hat stets fest und feierlich versprochen uud nie sein Wort gehalten, und aus alter Gewohnheit nimmt ihn, die Herzogin noch immer dasselbe Versprechen ab, daß er — wahrscheinlich auch aus alter Gewohnheit — im Lauf der Zeiten nicht halten gelernt. Er ist zu ritterlich, dabei zu durch und durch ehrenhaft, um sein Spiel dort zu treiben, wo ernstere Gefühle erwachsen könnten, und oft überbot die Fama die tollen Streiche selbst; wer sich aber einmal Prinz Karl zum Freund gemacht, der hatte einen festen Verbündeten für alle Zeiten. Marie Birken war ein erklärter Liebling

des hohen Herrn geworden. Ihre Jugend, ihr frisches Wesen hatten ihn von vorneherein für sie eingenommen — und als er sie dann näher kennen lernte und sie beobachtete, fällte er das günstigste Urtheil über sie. Er weih wohl, daß dies die Gräsin Haderstadt mit scheelen Augen aufnimmt. Das ist die einzige Frau, der er im Leben begegnet — ohne ihr — wenn er schon zur Ehre der Wahrheit gar nichts Anderes finden konnte — zu versichern — sie habe eine Stimme, die ihn bis in feine Träume verfolge. Die natürliche Eonfequenz davon ist, daß ihn die Haderstadt haßt, so intensiv, wie nur einen der Tage, die über 18 Maumur Wärme haben, und daß er die Haderstadt haßt — fast fo grimmig wie den Groom, der ihm ein englisches Pferd krumm reitet.
Prinz Karl ist noch eine sehr stattliche Erscheinung, wie er an der herzoglichen Tafel neben Marie sitzt und unaufhörlich über den Tisch hinüber die jugendlichen Schwester-Prinzessinnen mit seinen Neckereien plagt. Das hindert ihn nicht daran, hin und wieder ein liebes Wort für seine Nachbarin zu haben.
Die innere Erregung — das Bangen, das sich ihrer bemächtigt hat — macht Marie weit stiller als sonst, und Prinz Karl läßt seinen Blick mehr als einmal mißtrauisch zu dem unteren Ende der Tafel schweifen, wo Waldern zwischen den fremden Ehrencaualieren sitzt — mit der heitersten, unbefangensten Miene der Welt. Zum tiefen Leidwesen der Gräfin Haderstadt geht es nie zwangloser, etiquettewidriger auf der Rosenuilla zu als gerade dann, wenn die Nichten der Herzogin dort zu Gaste sind; es scheint, als fliehe vor ihrem Frohmuth die fönst von ihr sorgfältig erhaltene, kunstvoll angefachte „Hofluft". Das Diner ist beendet, und die Herrschaften wie die Suiten treten aus deni Speisesaal auf die Terrasse, wo der fchwarze Kaffee genominen wird und Hoheit ihr unentbehrliches Reversi fpielt. Nach einer Weile gerät!) die Eonversation in's Stocken, und den Prinzessinnen wird eine Partie Eroquet vorgeschlagen: „Lieber Ie8 Fräoss!" bitten sie, und alsbald sausen die bunten Neifchen in die Luft, und auf dem Nasenplateau herrscht ein lustiges Hin und Her — ein lebhaftes Schleudern und Haschen. Waldern giebt vor, „rückständige Arbeit" zu haben, und zieht sich in sein Zimmer zurück — wo er — überflüssig ist es zu versichern — weder schreibt, noch lieft, noch — denkt. Er sieht vielmehr von feinen: Fauteuil hinab auf die Spielenden, und in seiner trägen Art stellt er Vergleiche an zwischen den drei großen, überschlanken Gestalten und den eckigen Bewegungen der Prinzessinnen und der zarten, graziösen Erscheinung Mariens. Prinz Karl mag Aehnliches tbun, wie er sich über das Terrassengeländer lehnt und oft durch ein lustiges Wort die Spieleifrigen irre macht.
„Der Doctor!",
„Was kann der Doctor wollen?!" rufen die Prinzessinnen aus, sobald sie, über den Anhang emporschreitend, Doctor Kaders, den herzoglichen Leibarzt, gewahren. Die Spielstöcke senken sich, da er näher kommt.

und drei Hände strecken sich ihm gleichzeitig entgegen. Doctor Kaders verbeugt sich und erwidert auf die hastigen, huldvollen Anreden ein wenig formvoll, wie das wohl in seiner Art und seiner Stellung liegen mag. Indessen er achtet kaum auf die jungen Hoheiten — sein Blick sucht Marie Virken. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Varonin — nein, nein" — wie ihn da Marie schon angstverzehrt ansieht — „es ist nicht so schlimm. Ihre Mutter hat wieder einen ihrer bösesten Anfälle überstanden — sie ist ruhiger jetzt — aber sehr schwach — sie verlangt nach Ihnen, und da dachte ich, wenn die Hoheiten Sie entbehren können . . ."
Prinz Karl war mittlerweile unter ihnen.
„Versteht sich von selbst, daß sie gehen soll" — und wie er einen dankbaren, feuchten Blick Mariens auffängt —: „nur nicht gleich so verzagt sein, Kind, — gehen Sie sich fertig machen — keine Sorge, ich melde es bei meiner Schwester."
„Steht es schlecht, Doctor?" fragt der Prinz dann, als Marie sich entfernt.
„Ernst, Hoheit! Ernst — wie immer, es ist ein verjährtes Herzleiden, mit dem wir es da zu thun haben; jeder neue Anfall schwächt die Lebenskraft, es kann noch Monate dauern — es kann ebenso gut morgen mit der armen Frau aus sein." Die Prinzessinnen sehen einander und dann den Arzt an, und aus ihren ehrlichen, jungen Gesichtchen spricht warnies Mitgefühl. Prinz Karl klopft den Doctor auf die Achsel: „Sehen Sie da nicht zu schwarz, lieber Freund? Der menschliche Organismus überwindet zuweilen erstaunlich viel!"
Doctor Kaders hebt rasch das hochblonde Haupt, ein kaum merkliches ironisches Lächeln zuckt um seine Lippen und blitzt in seinen Augen auf. „Der menschliche Organismus hält allerdings zuweilen recht wacker aus, Hoheit — aber das Her;, das oftmals verwundet und zu guter Letzt noch mit Nadelstichen gemartert wird, das muß dann doch endlich zu Grunde gehen. Diese Frau hat genug gelitten — der Verlust des Vermögens — die materiellen Kümmernisse — die Sorge um die standesgemäße Erziehung der Kinder —!" Die helle Iornesröthe steigt dem Doctor bis zu den Schläfen, als er hinzufügt: „Und diese Vescheerung, die ihr vielleicht den Gnadenstoß gegeben, danken wir der gütigen Einmischung der Fran Gräfin Haderstadt. Wenn sich Ihre Hoheit nur abgewöhnen möchte, mit dieser Dame Alles und Jedes zu besprechen, ohne dabei im Geringsten zu bedenken "
„Sch, Sch! Sie sind schon wieder einmal zu aufrichtig — lieber Doctor!" und so sehr gnädig Prinz Karl ihm gesinnt ist — seine Stimme klingt gedehnt und spröde. Der junge Arzt, der es inlierhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem großen Rufe und zu der Ehrensielle eines herzoglichen Medicinalrathes gebracht, ist ein Schützling Prinz Karls, und da kann es den hohen Herrn ernstlich verdrießen, wenn er durch sein grundehrliches Wesen bei

Hofe verstoßt, wenn er sich durch seine Rückhaltlosigkeit schadet. Doch Kaders setzt lieber seine Zukunft aufs Spiel, ehe er etwas gelten läßt, das gegen sein Wissen und Gewissen geht — oder ehe er ein Interesse für die Nervenaffectionen der Ercellenz-Gräsin heuchelt. „So geben sie ihr doch in Gottes Namen ein beruhigendes Pillerl!" hat ihm Prinz Karl so oft zugerufen, bis es in der Hofgesellschaft ein geflügeltes Wort geworden. „So geben Sie ihr doch in Gottes Namen ein beruhigendes Pillerl!"
Doctor Kaders nimmt den Verweis seines Gönners schweigend hin.
Er kommt von einem Krankenlager, wo er Zeuge so wahrer Grüße gewesen, daß ihm der irdische Olymp mit seiner ganzen Weihrauchumwülkung recht nichtig erscheinen muß — selbst der gute Prinz Karl — selbst die drei unschuldsvollen Prinzessinnen, die erst lange mit einander tuschelnd verhandeln und dann eine die andere vorschiebt, ehe Prinzessin Ella herausbringt:
„Sie machen sie gewiß gesund, Herr Doctor —!"
„Wen, Hoheit?"
„Nun, die alte Baronin!"
„Warum das mit solcher Bestimmtheit, Hoheit?"
Prinzessin Ludwig« kommt der Schwester zn Hilfe: „Weil Sie Alles können, lieber Doctor "
„Ja und weil Sie mich von dem Keuchhusten curirt "
„Und mich voriges Jahr von der Halsentzündung, die fehr bösartig war!" fügen die Anderen hinzu. Doctor Kaders verneigt sich dankend vor diesen beschämend-überwältigenden Zeichen fürstlicher Anerkennung und jugendlicher Dankbarkeit. Prinz Karl lacht. „Sehen Sie, das sind Kau^roM Phrasen. Ich stehe dafür ein — sie machen genau dieselben, wenn sie in ein, zwei Jahren als Gemahlinnen irgend eines regierenden Fürsten in irgend eine „allezeit getreue Residenz" einziehen. Höchstens, daß sie bis dorthin so viel Geistesgegenwart haben werden, statt von Keuchhusten- und Masern-Befreiung — dem Bürgermeister von seinem Blumenstrauß zu sprechen, der längst verwelkt ^ oh noch herrlich weiter duften wird — in ihrer Erinnerung nämlich!" Der Doctor lächelt bescheiden — und die Prinzessinnen, obgleich sie nicht verstehen, was Onkel Karl da meint, lächeln gleichfalls. — Sie versichern Marie, die sich ihnen von Neuem genaht, ihres Mitgefühles, und Prinzessin Ida, schüchterner noch als ihre Schwestern, aber anch feinfühlender als diese, flüstert ihr verschämt zu: „Wir wollen für sie beten!" Dann nehmen sie aber auch schon ihr Spiel wieder auf, und der Zwischenfall ist vergessen, bevor noch Marie die kleine Strecke Weges zurückgelegt hat, die die Nosenvilla von der Behausung ihrer Eltern trennt. Sie stellt angstvolle Fragen an den Arzt, der sie begleitet, und dieser — eben noch so voll herben: Selbstbewußtsein — ist weich und zart gegen sie — und tröstet sie und richtet sie auf, so gut er nur kann. Sie gesteht ihn, zitternd, daß sie sich schwere Selbstvorwürfe mache ... Da sieht er sie mit seinen hellen Augen ernst an: „Armes, armes Kind — nur Muth — Muth —

Sie wissen, ich setze mein ganzes Können ein — aber wir dürfen es uns
nicht verhehlen, es ist eine traurige, traurige Geschichte." —
Und es ist eine traurige, traurige Geschichte! —
Marie weiß im Augenblicke, wo sie an dem Nette der Mutter nieder-
kniet, daß das schwache Herz, welches so lange tapfer gerungen, dem letzten
Kampfe entgegengeht. Sie kennt es so genau, dieses zartbesaitete, über-
empsindsame Wesen der Mutter! — So genau wie jede einzelne der Falten,
die sich in ihr Antlitz gefurcht, fo genau wie die müden, abwehrenden Be-
wegungen der armen, kleinen Hände, die einst — ach so viel bewundert
gewesen. Sie küßt sie nun, wie sie sie noch geküßt, mit einer Andacht,
die einem Gebete gleicht. Und wie sich die matten Augen endlich öffnen,
da heben sich auch mühevoll die Hände, und sie legen sich ihr schützend und
segnend auf's Haupt. Marie umschlingt die abgemagerte Gestalt mit den
Annen, und ihre Thränen fließen still und unaufhaltsam — sie ersticken
fast ihr: „Oh Mutter, Mutter verzeih'!" Der Arzt läßt sie gewähren. Ter
Zustand der Kranken ist zu ernst, als daß er die Weihe dieser Stunde zu
stören wagt, sie soll vielmehr einwirken ganz und voll auf die junge Seele,
die sich für schweren Kummer stählen muß. Und es ist ein langes, hartes
Stählen, und es ist ein tiefer — unermeßlich tiefer Kummer, den Marie
in diesen Sommermonaten durchleidet. Die Mutter erholt sich nicht mehr.
Wohl kehrt das Vewufttsein zurück, und die schmerzverzerrten Lippen finden
wieder und immer wieder die alten, liebkosenden Worte — aber ach! Es
giebt auch Stunden, auch Tage, wo sie regungslos liegt — wie eine Todte
fast — bis ein Jammern, ein Stöhnen den Wachenden klagt, daß sie noch
leide. Oftmals ist es dem armen Mädchen, wenn sie aus dem grauen Lichte
der Krankenstube in den frohen Sommertag hineintritt, als verfahre das
Geschick zu hart mit ihr. Sie glaubt, es sei mehr, als sie ertragen könne,
wenn sie sich des Abends über ihre Kranke beugt — ehe sie sie für die
Nacht verlassen muß — und sie dabei die namenlose Angst vor den: Morgen
durchschauert. Und oh — diese langen, schwülen, wachen Nächte in dem
fremden Hause! Wie sie dadurch Alles um sich kaum anzusehen verträgt
— von dem einfachen Eomfort, mit dem ihr Zimmer ausgestattet ist — bis
zu dem Service, in den: man ihr das Frühstück servirt — Alles fremd —
Alles neu — Alles gleichgiltig . . .
Und doch ist es in umsichtigster Güte, daß die Herzogin bei ihrem
Ausspruche beharrt: „Ihre Tage stelle ich Ihnen zur Verfügung — Ilire
Nächte nicht!" Der Doctor hat es fo gewünscht. Er ist besorgt, das Mädchen
würde nicht Stand halten. Oft, wenn sie auf seine warnenden Worte, sie
möge sich schonen, nur mit einer traurigen Kopfbeweguug entgegnet, da
erinnert er sie an Pflichten, die ihrer harren — an den Vater — an den
Nnlder. Der Gedanke an diese Neiden macht Marie trostlos. Sie selbst
ist seit der ersten niederschmetternden Gewißheit zu der vollen Größe ihres
Schmerzes herangereift. Wie aber wird der alternde Mann einen Schlag

29l) Marie von Glaser in Wien.
von solcher Wucht überwinden? Wie Oswald, der mit jeder Faser seines Herzens an der Mutter hängt, den ferne vom Hause nur immer ihre milden Ermahnungen behüteten? Und zwischen dieses Bangen gleiten verschämt Erinnerungen an Wäldern hinein. Er hat seinen Urlaub angetreten, wie in Hofkreisen geflüstert wird, um nicht mehr auf seinen Posten zurückzukehren. Marie sagt sich: das sei Alles überwunden — sie wolle es vergessen — als sei es niemals gewesen — und dabei kommt über ihr Antlitz, bleicher und schmäler noch durch die Kümmernisse dieser letzten Zeit, eine abgehärmte Ruhe und in ihre Augen ein herber Blick. Sie sehen es Alle. Die Herzogin sieht es, und es thut ihr in der Seele leid. Prinz Karl sieht es, und er ist voll Mitgefühl. Die Ercellenz-Gräfin sieht es, und in ihren Blicken glimmert es, und ihre Lippen bewegen sich befriedigt. Sie fehen es daheim — und der Vater fenkt schmerzbewegt das Haupt, und Oswalds weit offene Augen träumen traurig in's Unendliche. Doctor Kaders allein stützt sie. Sie wiederholt es ihm oft: „Ich hätte es nie ertragen können — ohne Sie!" Er verdient diese Worte von ihr — er ist immer — er ist auch in der entscheidenden Stunde bei ihnen. Sie sind alle da. Nach langen, harten Kämpfen tritt jählings Ruhe bei der Kranken ein. So oft sie um ihre Erlösung gefleht, fo sehr sie das Ende um ihretwillen herbeigesehnt — es kommt ihnen das Bangerwartete zu rasch, zu unvorbereitet — der eine brechende Blick, mit dem sie die Sterbende umfaßt, erscheint ihnen keinen Abschiednehmen. Sie hätten ein letztes segnendes Wort hören mögen, die Versicherung, daß sie verziehen, was zu verzeihen sei. Marie ist ruhiger und muthiger als die Anderen, und da sie die erstarrte Hand umfaßt, fühlt sie, als zöge etwas wie Frieden ein in ihre Seele. Sie ist unermüdlich in ihrem Bemühen um Vater und Bruder. Sie geht durch die Pflichten dieser düsteren Tage mit einer stillen Würde, die sie selbst hinwegtäuscht über ihr Leid. Noch in späteren Jahren weiß sie sich an alle Vorkommnisse der Trauerfeierlichkeit zu entsinnen —: Die kleine menschen erfüllte Kirche — die dumpfen Orgelklänge — die herabbrennenden Wachslichter — die welkenden Kränze — die bunten Wappenfarben der Schleifen — die Inschriften und die stolzen Namen auf diesen — und gramgebeugt und gebrochen der Vater — und Oswalds hochragende Gestalt und sein todtrauriges Antlitz — und mitten darin — der Sarg, der die Mutter umschließt! — Erst als man diesen draußen auf dem kleinen Friedhofe in die Erde senkt — kehrt das wahre Empfinden in sie zurück. Sie weiß es, daß mit der Hülle, die sie geboren, auch ihre Jugend begraben wird, — ihre Jugend, ihr Anrecht auf die Güter dieses Lebens, auf Alles, was das Dasein umhellt. Sie wird nicht schwach noch weich. Es ist eine solche Nitterniß, die sich einmischt in ihren Schmerz, und er ist ihr zu heilig. Sie will ihn stolz tragen vor den vielen Blicken, die sie liebevoll und sorgend, theilnehmend und forschend, schaulustig und gleichgiltig umgeben. Sie zürnt Oswald

fast, der in seiner glitzernden Uniform, den Helm in der Hand, dasteht und
sein Weh ausschluchzt wie ein Kind. Sie führt ihren Vater hinweg, der
jedem Einzelnen die Hand drücken will und jedes Wort über die Todte in
seinem müden Gedächtniß aufspeichern möchte. Ihr thut Alles gleich weh
— Alles, der Anblick der Menschen wie der Schall ihrer Stimmen, ihr
Mitgefühl wie ihre leeren Versicherungen — Alles — bis zu den Strahlen
der scheidenden Septembersonne, die, wie sie sich noch einmal uniwendet,
über den frifchen Grabeshügel schweben.

Jahre und Jahre sind entschwunden.

Nieder ist der Lenz da — wieder Sonnenstrahlen — und Vlüthen-
schimmer und Himmelsblauen. Und wieder einmal war die erste Hofdame
der Herzogin ^ Marie von Virken, nach dem Nosenthale gekommen,
um für ihren Vater die Sommerwohnung in Stand zu setzen. Mit
einer Regelmäßigkeit geschieht das immer zu ein und derselben Zeit des
Jahres, sodaß sich die Vewohner Willdorfs, wenn sie nach einer mehr-
monatlichen Paufe einen herzoglichen Wagen und in ihm die wohlbekannte
Erscheinung der Hofdame gewahren, getrost aus ihrem Winterschlafe
rütteln und zu einander fagen können: Das Frühjahr ist da!

Es mag Manchen unter ihnen geben, der ihr nicht gar freundlich nach-
blickt, wie sie hock aufgerichtet — fo stolz und strenge dantzt — und den
Kopf nur hin und wieder grüßend neigt — als sei so ein Gruß etwas wohl
zu Erwägendes.

Zuweilen klingt ihr auch ein hartes Wort nach. Und wenn darin ein
gutes Stück Kleinstädterei liegt — und wenn es sicherlich die Mißgunst ist,
die sich mit einmischt, wenn in der Residenz abfällig über Mariens Wesen
geurtheilt wird — so kann sich dennoch selbst das liebevollste Auge nicht
verhehlen, daß etwas seltsam Starres, Kaltes an ihr und um sie sei. Etwas
seltsam Kaltes, Starres, das aber nicht ihrem ureigeueu Wesen zn ent-
sprechen scheint, von dem man vielmehr glauben kann, daß es sie, so voll-
endet sie sich's anerzogen, so kunstvoll sie darüber verfügt, zu Zeiten im
Stiche zu lassen vermag. Es schwebt wie herbe, unverbrauchte Anmuth mit
in ihrem knappen, sicheren Gang, ein Hauch dieser Anmuth streift ihre ganze
Erscheinung — die überschlanke Gestalt in ihrer steifen Haltung — das
stolz getragene Haupt, welches die frühgranen Haare umgeben, so sorgfältig
zurückgehalten — als sollten sie ja nicht die vorlauten Verräther durchkämpften
Leides sein. Und das Antlitz spricht seine eigene traurige Sprache und das
nie trauriger, als gerade danu, wenn ein Lächeln über die scharfen Züge
gleitet und in den Augeu nachzittert.

Der Achtlose sieht das Alles freilich anders — und es ist um Vieles
leichter, im Vorbeigehen zu urtheilen, um Vieles leichter — und vielleicht
auch um Vieles klüger, wer es anders hält, kommt um manche Illusion —

und um eine Illusion weniger — um Unsägliches ärmer! Und um wie
viele Illusionen ärmer ist Marie geworden, seit sie das erste Mal die Fahrt
nach dem Rosenthal angetreten! Ihre Gedanken gehen diese lange Zeit zurück,
wie sie auf dem Perron des kleinen Willdorfer Bahnhofes auf und ab
schreitet, den Zug erwartend, der sie wieder zurück nach der Residenz
bringen soll. Das wohlbekannte Ganze muß sie an die entschwundene und
an die dahinschwindende Zeit erinnern. Ein trostloses Empfinden von Ver-
einsamung beschleicht sie, wie sie da die Ahnung peinigt, sie habe vielleicht
ein letztes Mal für das Sommerheim ihres greisen, siechenden Vaters zu
sorgen gehabt. Sie sagt sich wohl, es sei ihr die Vorsehung in diesem
Einen gnädig gewesen, in diesem Einen, daß er ihr erhalten geblieben bis
zu der äußersten Grenze menschlichen Alters. Aber — jeder kommende
Tag kann ihn ihr rauben, und dann werden ihre schweren, doch heiligen
Pflichten beendet sein und mit ihnen die Seelenbefriedigung, die ihr deren
Erfüllung gebracht; sie wird allein zurückbleiben — ganz allein! Oswald —
längst verheirathet — ist in diplomatischen Diensten im Auslande — seine
Frau war ihrem Herzen eine Fremde geblieben. Sie trägt es ihr bitter
nach, daß sie die militärische Laufbahn des Bruders zerstört — die Zukunft
dieses Soldatenbruders, die so blank und schimmernd vor ihm gelegen,
die sie unermüdlich war, sich mit zärtlichem Stolze auszuträumen. Seither
war ein Mißton zwischen die Geschwister gekommen, den sie nicht zu bannen
vermochten, so sehr sie es auch Beide ersehnten. Das Schicksal war hart
gewesen gegen Marie von Birken, und es hat sie hart gemacht in ihren,
Urtheile wie in ihrem Handeln. Bei Hofe steht sie freilich in hohem An-
sehen. Sie gilt seit dem Tode der Gräfin Haderstadt als die rechte Hand
der Herzogin, und man nennt sie vielfach als die Nachfolgerin der ge-
strengen Obersthofmeisterin — wiewohl Damen von höherem Range, von
älterem Adel diese Stelle anstreben. In ihrer Ergebenheit für das herzog-
liche Haus und für die Person ihrer Herrin ist Marie nicht zu übertreffen.
Das Leben und die Erfahrungen am Hofe haben Manches in ihr erstarrt
und erstickt, nichts aber, keine Enttäuschung und keine Versuchung, kein
eigenes Leid uud keine fremde Niedertracht haben an der Ehrenhaftig-
keit ihrer Gesinnungen, an der Festigkeit ihrer Grundsähe zu rütteln ver-
mocht. Sie hat sie als das Vermächtnis; des Elternhauses gewahrt und
als solches hoch gehalten. Sie ist von unerbittlicher Strenge gegen sich,
das macht sich selbst in ihrer äußeren Erscheinung geltend, in der peinlichen
Sorgfalt, mit der sie sich kleidet und ihre Kleider trägt, in ihren Be-
wegungen auch und im Tonfall ihrer Stimme, aus der sie jedes wärmere
Einklingen auszuscheiden sich vergeblich müht. Sie gönnt sich keine Er-
holung. Sie kennt nichts als Pflichtenerfüllung, dieser opfert sie Alles. Ob
hin und wieder nicht zu viel? Wer würde wagen, darüber zu entscheiden?
Und wer, ob die tiefe Achtung, die man ihr bei Hofe und in der Stadt,
die ihr die Nächsten wie die Fernstehenden zollen, sie zu entschädigen

vermag für die bittere Pein, die sie um diese durchlitt, für die Entsagungen, die sie sich auferlegt, für den stolzen Ernst, mit dem sie sich Schritt für Schritt umhütet, für die überängstliche Sorge, mit der sie sich prüft — sich und Alles und Jedes, das sich ihr naht?! —

Sie fragt sich selbst, zum ersten Male seit Langem, als sie, nachdem sie den Zug bestiegen, in der Coups-Ecke lehnt und hiuausblickt auf die Hügelkuppen, die jede einzelne wie alte Freunde zu ihr hereingrüßen. Sie kennt sie so lange schon und so gut — im Sommer, wenn sie in ihrer grünen Pracht prangen, im Herbste, wenn sie vielfarbig leuchten; sie hat sie im ersten Schnee gesehen und von Sonnenschein umglänzt und Mondlicht überfluthet. Und doch, sie sagen ihr, wie sie da in dem gelben Dämmern des Frühlingsabends in's Blaue schimmern, etwas ganz Neues. Es ist ihr so bange — so eigenartig bange — so unsäglich einsam. Von einem Kirchlein, das weiß und feierlich, die zerstreuten Häuschen einer kleinen Ortschaft überragend, daliegt, klingen die Abendglocken. Wenige Stunden noch, und sie wird mitten im Gewoge eines Hoffestes sein, frohe Menschen sehen, liebenswürdige Worte hören und sprechen und verbindlich dazu lächeln. Um dieses Festes willen hat sie während des Tages mit jedem Augenblicke kargen müssen und nicht zu dem theuren Grabe gekonnt, nach dessen Anblick sie sich wie nach einem Troster sehnt. Ach, Pflichten! — Pflichten — hier — dort — überall — immer. Sie denkt zurück an die Vergangenheit des Gestern — dann weiter und weiter ... Sie horcht auf, ein Vogel schmettert sein Abendlied in die Luft hinein, den, Gefährten entgegen, süße, werbende Töne — ein leises, antwortendes Zirpen — sie beugt sich weit zum Fenster hinaus — auf einem Naumaste im frischen, jungen Laub uestelt das befiederte Pärchen. — Es fröstelt sie, sie schmiegt sich fester in die Polster zurück, sie schließt die Augen, und langsam rolleu vereinzelte Thränen über ihre Wangen.

Wonach das alternde Mädchen sinnt? — Die Trauer um eine verlorene Jugend — wer kann schildern, wie es in der Seele um sie klagt, seufzt und schluchzt? Marie kann nichts dawider. Es klingt ihr wie eine ferne Stimme — es klingt so schmeichelnd-schwül und dann Alles still — Alles öde — Alles fahl . . .

Sie zuckt zusammen, der Zug gleitet in die Halle ein. Der Diener steht am Trittbretts, er nimmt ihr das Täschchen ab. Sie grüßt nach rechts, nach links und sieht dabei unnahbarer aus denn je. Ihr Wagen erwartet sie — einige Minuten später, und sie durchschreitet die Gänge des Palais, ihren Zinnnern zu. Diese Zimmer! Sie sind in ihrer düsteren Vornehmheit ein Stück sie selbst. Kein Zeichen des Bewohnt-, des Daheimseins. Kein Eckchen, das etwas Warmes — Helles — hätte, keine lieben Bilder, nicht eine jener kleinen Nichtigkeiten, die oft so unermeßlich viel zu werden vermögen, keine Blumen, die Farbe und Leben brächten. Schwere Vorhänge ^ kostbare Seidenstoffe — Möbel von altmodischer

Pracht — hohe Spiegel in Goldrahmen und Gemälde ferner, südlicher
Gegenden von Meisterhand. Auf dem großen, geschnitzten Schreibtische die
Photographien von Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Namenszügen und
dicht daneben die Almanache des Hofes und die des Adels in Reih' und Glied.
Mariens erster Blick beim Eintreten gilt den Schriftstücken und Briefen, die
ihrer Erledigung warten. Die Zofe nimmt ihr Hut und Mantel ab,
sie meldet ihr auf ihr hastiges, sorgendes Fragen, daß „zu Haus" nichts
vorgefallen sei, und dann beginnt die Baronin auch schon mit der Sichtung
der durch ihre kurze Abwesenheit vernachlässigten Post. Sie schiebt dabei
ihre eigene Correspondenz bei Seite, um die dringendsten unter den Auf-
trägen der Herzogin zu vollziehen. Sie liest — blättert — schreibt —
sauber — correct in schlanker Schrift — so fest und ferme, als sei es
in Wahrheit Unumstößliches. Hier ein gnädig dankendes — dort ein huld-
voll ersuchendes Wort — ein Gemähren und Willfahren — ein über-
tünchtes Versagen — ein „Nein" in guter und in aller Form.
Marie von Birken ist eine Meisterin dieses Stiles geworden. Ihre
Briefe sind in Hofkreifen berühmt. Man anerkennt, daß sie ihre Feder
mit würdevoller Leichtigkeit zu lenken weiß, daß diese selbst in den heikelsten
Wendungen von vollendeter Höflichkeit zu sein versteht. Und wenn diese
Feder dennoch zuweilen durch ein feines Wort gleich einein blanken Schwert
in eine wehe Seele zu fahreu, wenn ein einziges solches Wort wie zünden-
des Gift in einem stolzen Empfinden zu wühlen vermag, so dankt sie das,
wie so vieles Andere, der strengen Schule, die sie, wie die hochselige
Ercellenz-Gräftn selbst zugestand, „mit Auszeichnung" durchgegangen.
Marie blickt auf — eins — zwei — vier Briefe — die wichtigsten
für heute — sie läutet dem Diener: „Zur Post!" und fliegt dann die an
sie selbst gerichteten Schreiben durch. Sie hält sich bei keinem länger auf.
Sie hat sie so satt bekommen, diese Versicherungen von Verehrung und
liebevoller Anhänglichkeit, sie ist so gewohnt, nach dem „Nnn komme ich aber
mit einer ergebenen Bitte" — oder: „Nur Ihre bekannte Güte gibt niir den
Muth," oder: „bei Deinem Einflüsse, liebe Marie, wird es Dir ein Leichtes
sein" zu suchen, die diese Versicherungen einzuleiten pflegen. Und doch
zieht sie diese noch denen vor, wo sie herausfühlt, daß Herz zum Herzen
sprechen will. Nur das nicht! Nur kein Auge in ihr Sanctuarium dringen
lassen . . . Sie macht wenigen Auserwählten gegenüber eine Ausnahme.
Zu diesen Auserwählten gehört der Medicinalrath Kaders. So hellt sich
auch ihr Antlitz auf, sobald ihr seine krumme Doctorschrift entgegensiebt:
für das Anliegen, das er ihr empfiehlt, will sie sich mit aller Wärme ein-
sehen — sie ist davon überzeugt, es sei ein gutes, würdiges. In
früheren Jahren hatte man sich in der Residenz in Muthmaßungen ergangen,
daß der bevorzugte Arzt des Herzogshauses einen Seelencultus für die Hof-
dame hege, daß er um dieses Eultus willen nnuerheirahtet geblieben.
Es verhielt sich nicht so. Wie kein Anderer hatte der Arzt Marie in

ihrem wahren Wesen kennen gelernt. Er hatte sie an: Kranken- und Todten-
lager beobachtet, sie von Pflicht zu Pflicht gehen gesehen und dabei einen
tiefen Blick in ihr sonst so abgeschlossenes Seelenleben gethan — da war
es denn kein Wunder, daß er sie hoch hielt. Als er späterhin ein junges,
blühendes Mädchen als Gattin in sein stilles Heim führte und eine frohe,
kleine Schaar um ihn allmälig emporwuchs, da kam Marie gerne in
das friedliche, abseits gelegene Häuschen, und es waren frische, frohe Ein-
drücke, die sie von dort heimtrug in ihre stolze Einsamkeit.
„Es ist Zeit zun» Ankleiden, Frau Baronin," erinnert die Zofe.
„Ich weiß — sogleich!" Es gehört mit zu ihren werthvollsten Eigen-
schaften als Hofdame, daß sie in ihren» Dienste die Pünktlichkeit selbst ist —
nie zu spät — selten zu früh. So tritt sie zur festgesetzten Stunde in den
kleinen Salon der Herzogin ein, wo sie der hohen Frau harrt, um ihr
dann in die großen Gemächer zu folgen. Mariens Gestalt kommt zur vollen
Geltung in deni Kleid von grauer Seide, welches sie trägt, die lange
Schleppe legt sich in schwere Falten, sie läßt sie hoheitsvoller erscheinen
als sonst. Die altersbleichen Spitzen, die die Corsage umhüllen, wie die
Perlen, die sich um den Hals schlingen, mildem das matte, eintönige Grau
der Robe, und im erhöhten Maße thut dies das schimmernde blaue Band,
an dem der höchste Frauenorden des Landes erglänzt.
„Sie sehen sehr gut aus, Kind — wirklich charmant!" ruft die Herzogin
beim Eintreten aus und betrachtet ihre Hofdame prüfend durch die Lorgnette.
„Und ich — wie seh' ich aus — wird der Herzog zufrieden fein?"
„Wenn Hoheit gestatten —"
„Nun — nur rasch — che er kommt — etwas nicht in Ordnung?"
„Alles in Ordnung Hoheit —. Die Toilette ist süperbe, ich fürchte nur,
die Coiffure sitzt nicht ganz fest . . ."
„Warum nicht gar. Die Eoiffure wird noch zur iä^e tix6 bei Ihnen,
seit sie damals beim D<-jeuner, das wir dem Erzherzog gaben, so erbärmlich
wackelte und uus in Verlegenheit brachte. Haben Sie sich sehr fatignirt?
Ich hatte einen reizenden Tag, der Herzog fuhr mich felbst in die Fasanerie
— er war so gut gelaunt, und es war schön, wie im Sommer —, dann
kam Karl. Ich erhielt einen Brief von Ida — oh! ich habe Ihnen eine
Unmasse zu erzählen. Mir ist wieder eine Idee gekommen — eine Partie für
Leopold, wenn mir das ausgeht . . . Haben Sie fchon von, König gehört —
er hatte einen Unfall — es hätte böfe enden können — die Pferde scheuten
doch nein, jetzt habe ich keine Zeit, Ihnen das Alles 6n ättail mitzutheilen.
Ich freue mich kindisch auf die jungen Leute heute Abend — kindisch —
<ch! da bist Du schon — »nein lieber Hans!"
Der Herzog tritt lächelnd ein. Wenn er nur einmal im Leben gekommen
wäre, ohne seine Gemahlin in lebhaftester Eonversatiou zu stören und ohne
von diesem frohen „Ah da bist Dn schon . . ." begrüßt zn werden. Diese
geistige Regsamkeit ist es, die den« Wesen der Herzogin noch an der Grenze

des Alters etwas ungemein Anziehendes verleiht. Ihren „Hans" liebt sie abgöttisch — das wissen nicht nur Jene, die die Schwelle des Palais überschritten — das muß auch Jeder sehen, der der Herzogin einmal am Arme ihres Gemahles begegnet, wie sie zu ihm emporblickt, wie seine Worte, sein Blick ihr Antlitz verklären, wie sie sich ihm anschmiegt, als fühle sie so recht, er sei ihr Alles. Herzog Johann selbst ist voll milder Würde, seine hohe Gestalt hat nichts von ihrer jugendlichen Elasticität eingebüßt und seine dunklen Augen blitzen aus dem schmalen Antlitz, das der kurze, schneeige Bart umrahmt.

Das Fest, welches die adligen kreise der Residenz um das herzogliche Paar vereint, ehe der Hof seinen Aufenthalt in der Rosenvilla nimmt, gewinnt an allgemeinem Interesse durch eine vielbesprochene Verlobung. Ein jüngerer Prinz des herzoglichen Hauses hat sein Herz an ein Mädchen verloren — das wohl einem alten Adelsgeschlechte angehört — ihm aber dennoch nach den Hausgesetzen nicht ebenbürtig ist. Nach langen Kämpfen und durch die wanne Fürsprache der Herzogin ist endlich die Einwilligung der Eltern des Prinzen wie die des Herzogs zu einer Eheschließung erlangt. Seit Monatsfrist weilen die Verlobten bereits in der Residenz — und die weiche Seele der Herzogin schwelgt in dem Anblicke des jungen ^iebesglücks. Sie hat nicht geruht, bis ihr der Herzog gestattete, ein Fest zu veranstalten, bei deni alle Welt ihre lieben Kinder sehen und sich mit ihnen freuen könne." Sie denkt nicht im Entferntesten daran, daß dem auch anders sein könnte. So kommt es ihr gar nicht in den Sinn, daß Marie von Virken, ihre „liebe, einzige Marie" nicht genau fühlt wie sie selbst, sie vermißt nichts an Wärme in ihrem Ton, wenn sie von der jugendlichen Araut spricht und vermißte sie dieselbe, sie hätte im nächsten Augenblicke eine Entschuldigung bei der Hand. In Wahrheit ist Marie dem bräutlichen Mädchen nicht gewogen, sie sieht mit ihren: in der Beobachtung geschulten Auge Manches an ihr, das ihr nicht zu gefallen vermag. Sie fragt sich selbst — gewissenhaft, wie sie stets sein will —, ob sie nicht etwa eine Voreingenommenheit gegen diese Verbindung habe, ob sie in derselben nicht allzusehr eine Gefährdung der höfischen Principien erblicke? Oder hat sie verlernt, der Jugend zu begegnen — sie zu verstehen — sind es die traurigen Erfahrungen, die sie da und dort gemacht — sind es die Härten, die Menschen und Geschick in ihr großgezogen — sie weiß selbst nicht darüber zu entscheiden. Sie weiß nur, daß die junge Gräfin Adelheid, in der blendenden Vlüthe ihrer Schönheit und ihrer zwanzig Jahre, mit den, siegesfrohen Vlick in den strahlenden Augen, sie nicht wie die übrige Welt in dem Vanne ihres Zaubers hat. Sie sucht vergeblich nach der „seelischen Anmuth", die man ihr nachrühmt. Für sie entbehrt das Wesen der jungen Gräfin der mädchenhaften Würde, sie ist ihr zu sehr von dein einen großen Gefühle hingerissen ^ - sie mißbilligt das Zurschautragen dieses Empfindens, sie kann sich zu einer Hintansetzung des äußeren Anstandes

einmal nicht verstehen. So verletzt Gräsin Adelheid unbewußt durch jede Bewegung, durch jedes Lachen, durch ihr ganzes frohmuthiges Thun und Lassen ihr empfindliches Hofdamenauge und -Öhr. Die Herzogin hingegen sieht in all' dem nichts — als „kindliche anmuthende Natürlichkeit"; die hohe Frau hat offenbar ihr Jung und Impressionnable im Laufe der Jahre vergessen gelernt; impulsiv, wie sie ist, steht sie immer ganz und gar unter den« Eindrucke des Augenblickes.
Das Fest ist lange vor Mitternacht beendet, und nach alter Gepflogenheit nehmen die Hoheiten den Thee im Salon der Herzogin — Prinz Karl und Marie werden von der Herzogin aufgefordert, ihnen Gesellschaft zu leisten. „Denn ich habe mich noch nicht halb, ich habe mich eigentlich noch gar nicht ausgesprochen ..." ruft die hohe Frau und fährt, unbekümmert um den verständnitzvollen Blick, den der Herzog mit Prinz Karl wechselt, fort: „Nun und was fagt Ihr? Sah sie nicht reizend aus, meine liebe Kleine? Ach — und wie sie einander gerne haben, es ist wirklich eine Idylle — eine herzerquickende Idylle. Mein lieber Karl — willst du mir vielleicht widersprechen?"
„Nicht im Entferntesten. Ich warte nur den Moment ab, um Dir eine idyllische Mittheilung zu machen . . ." Die Herzogin sieht erwartungsvoll auf — „Deine lieben Kinder haben sich — sie haben sich geküßt!" Eine kleine Pause. Der Herzog räuspert sich —, Marie von Birken hält ihren Kopf um einen Gedanken höher — Hoheit stellen rasch ihre Theetllsse nieder: „Aber Karl —!"
„Ja, geküßt!" beharrt er.
„Nun ja — höchst wahrscheinlich mehr als einmal schon — aber doch nicht heute Abend?!"
„Doch!"
„Du lachst — ich lass' mich nicht von Dir anplauschen . ."
„Erst sagst Du, es sei eine Idylle — die lieben Kinder" ^ er imitirt ihre Stimme — „und dann willst Du mir die erfreulichsten Thatsachen nicht glauben. Ich kann Dir nicht helfen, liebe Luise — so geschehen — heute Abend — im Theezimmer hinter den Paravent "
„Du hast es gesehen?"
„Nein, gehört — nur gehört — osln, 8utlit!"
Die Herzogin wirft einen hastigen Blick auf Serenissimus — dieser unterdrückt ein Lächeln, dann sieht sie fast ängstlich nach ihrer Hofdame. Mariens Antlitz ist regungslos, es uerräth durch nichts, wie sie über die jugendlichen Missethäter denkt.
„Eigentlich — gar nicht schon von so einem alten Herrn — der Verräther zweier Liebenden zu sein — gar nicht großmüthig —" Und die Herzogin blinzelt lustig mit den Augen. Das Wort trifft.
„Ein alter Herr — Baronin ^ so kommen Sie mir doch zu Hilfe, Sie wissen, nach dem Hofkalender . ."

„Wohl irrthümlich 66, Hoheit . ."
„66," fällt die Herzogin ein „und nicht einen Tag jünger!"
„Vielleicht doch, vielleicht ein Druckfehler, Hoheit . . .!"
„Recht so, Baronin, nur immer für Ihre Freunde einstehen," scherzt Serenissimus in bester Laune.
„Es ist doch eine Schande — Karl — eine große Schande, meine armen Kinder so bloßzustellen, noch dazu vor der Marie, die ohnehin ein Wau'Wau ist . . . übrigens ist ja gar nichts weiter dabei, ich kenne zwei alte Lente, die es zu ihrer Zeit nicht nm ein Haar besser machten — Tu vielleicht auch, Hans?"
„Ja, und denen es heute noch »im jede versäumte Gelegenheit leid thut," ergänzt der Herzog galant.
„Glauben Sie nur ja nichts von versäumten Gelegenheiten, Baronin — es hat kein sentimentaleres Paar gegeben, seit die Welt steht, und wer, wie ich, immer das Zusehen . ."
„Oh, was das Zusehen anbelangt, lieber Karl!" . . .
„Nur keine Anzüglichkeiten, meine Herrschaften!" und ernster geworden, fügt der Herzog hinzui „Ich weiß nicht, bilde ich es mir nur ein oder ist es wirklich so ^ mir null es immer scheinen, als habe das, was Karl in das Wort „Sentimentalität" zusammenfaßt, ganz aufgehört. Tic jungen Leute von heutzutage sind anders — sie sind freier, sie legen sich nicht viel Zwang auf — — was sagen Sie, Baronin?"
„Da läßt sich nur schwer erwidern, Hoheit; die Iugeud hatte zu allen Zeiten ihre Rechte und ihre Ansprüche, nur hat man diese in früheren Jahren strenger zu regeln verstanden, nnd wenn man dabei auch unerbittlich gewesen — unerbittlich nnd zuweilen uubedacht — und wenn hin und wieder darüber auch ein junges Herz heimlich zu Grunde ging, so erscheint mir die damalige Richtung immerhin als die vornehmere, als die standesgemäßere. Man muh früh lernen, sich den äußeren Formen, den Fordernngen, die Menschen und Schicksal an uno stellen, anzupassen, das gilt für einen Jeden von uns — wie aber erst für Persönlichkeiten, zu denen Tausende emporblicken — die einem Volk als Beispiel dienen. Was nun diesen besonderen Fall und die jungen Herrschaften anbelangt, so möchte ich — wenn Hoheit wirklich die Gnade haben, auf meine Meinung zu hören — so möchte ich sagen — sie sind noch jung lind impresstonnable, da kann man gar nicht genug vor Ueberspanntheiten warnen!"
Marie von Virken hat ruhig und sicher gesprochen, wie immer — kein Wort hat schärfer geklnngen wie das andere, so sind die drei Worte, die dereinst das erste süße, gläubige Hoffen in ihr vernichteten, so erregungslos würdevoll über ihre Lippen gekommen, wie die gleichgiltigsten. Diese drei Worte, die ätzend in ihre Seele gedrungen waren, die jede warme Regung und Alles, was an Weichheit und Helle in ihrem Wesen gelegen, zermalmten, bis eine verheerende Entsagungskraft ihr geworden, welcher

Härte und Bitternis; gefolgt. Diese Härte und diese Bitternis; hatten unbewußt mit eingestimmt in das Urtheil, das sie abgegeben, und so ehrfurchtsvoll sie es auch ausgesprochen, es wehte wie ein erstarrender Hauch über die ihr Lauschenden. Selbst Prinz Karl wagt kein leichtes Wort — und die Herzogin blickt schweigend vor sich hin. Der Herzog allein fühlt sich verpflichtet, ihr zuzustimmen.

„Sie haben wahr und würdig gesprochen, Baronin — wir sind einmal dazu da . ."

„Ich vor der Hand nur zum Schlafengehen," unterbricht Prinz Karl lachend Serenissimus, und die Herzogin, froh, sich aus ihrer Schweigsamkeit befreien zu können — fügt rafch ein:

„Ja — und ich mache nur darauf aufmerksam, das; man von solchen Gesprächen sehr leicht einen Eauchemar hinwegträgt ... Ihr habt Alle viel mehr geredet als ich — ich bin eigentlich gar nicht zu Worte gekommen — somit habe ich morgen — noch zu erzählen vom König — von der Fasanerie von . . ."

„Luise — es ist noch nicht morgen," mahnt Prinz Karl, und ehe sie erwidern kann, ist er hinter der Portiere verschwunden. Sie sehen ihn: lachend nach.

„Er kann kein seriöses Wort hören, er ist und bleibt ein großes, altes Kind!"

„Du hast Recht, Hans — aber was singen wir ohne ihn an, und die seriösen Worte sind eigentlich recht überflüssig — das sieht man erst ein, bis man alt geworden' ist. Marie — Sie sind fatiguirt. Gute Nacht, m«, ob.öi-8. und morgen lassen Sie mich ja nicht vergessen — an Alles, was ich Ihnen zu sagen habe!"

Ihr wärmstes Lächeln zieht über Mariens Antlitz, wie sie erwidert:

„Gewiß nicht, Hoheit, denn ich freue mich schon darauf . . ."

Die Hoheiten sind allein geblieben.

„Das war heute ein schöner Tag, Hans — ach wie viele so schöne haben wir schon zusammen verlebt!"

„Ja, mein Kind, dafür müssen wir Gott danken!"

„An mir soll's nicht fehlen. Und, Hans, Du bist nicht böse auf meine lieben Kinder?"

„Wegen dieses — einen Kusses?! Ich kann es wohl kaum mit gutem Gewissen — denn weißt Du, Luise, woran ich dabei denken mußte?!"

„Ach ja! An den Abend in Monrepos — auf der Veranda, wo die Oleander-Bäume standen!"

„Und wo die gute, alte Marchburg so fest eingeschlafen war. Du hattest ein weißes Mullkleid —"

„Das weißt Tu noch! Mit himmelblauen Bändern, ach!"

„Aber zu weich dürfen uns diese alten Erinnerungen auch nicht machen — sonst wachsen uns die jungen Leute über den Kopf. Eine gewisse Reserve müssen sie beobachten lernen, da hat die Birken schon Recht. Die kleine Adelheid braucht eine feste Hand. Dn bist zu gnt, mein

Engel — viel zu gut. Wir sollten uns doch endlich wegen einer Obersthof-
meisterin entscheiden. Wie wäre es denn . . ."
„Die Marie! Oh Hans!"
„Du möchtest sie?"
„Wie Keine! Und sie versteht es besser als Jede. Und dann — es
wäre so schrecklich für sie, jemand Fremden über sich zu haben. Sie
ist uns so attachirt, o'e^t uns perznuns aämiradle 80N8 wu.8 1s8 l2p-
p«i-t8 — so tadellos in Allem — fast zu tadellos . . . 8«,u8 psur st
8lli>8 reproobe ..."
,,^,d, st 8an8 Mi6! Das war heute eine ganz artige kleine le^ou!
Aber ihre Meinungen sind richtig — und mir gefällt es, daß sie den Muth
ihrer Ueberzeugung hat. In dem Einen ist sie der Haderstadt voraus."
„Ja! aber sie ist um nichts faciler, — sonderbar, wenn ich zurück-
denke, wie jung und unerfahren sie war!"
„Hat sie irgend eine Neigung gehabt? Das schien heute Abend w
mit einzuklingen ..."
„Neigung?! Nicht daß ich mich zu erinnern wüßte! Den Wäldern,
weißt Du, den die Ida in Gödöllo bei den Jagden getroffen —"
„Der eine ungarische Gräsin heirathete?"
„Ja, eine Zichy oder eine Szechenn — ich weiß nicht mehr recht, für
den hatte sie — glaube ich — so ein kleines Faible — aber das ist schon
nicht mehr wahr. Das war damals, als noch meine Lidy lebte" — die
Herzogin hält einen Augenblick bei dieser Erinnerung gerührt inne -^ „kurz
vor Idas Verlobung — und jetzt sorge ich mich schon für ihre Mädchen" —
„Ach, mein Engel — das hast Du schon gethan, als die jungen
Damen noch nicht gehen konnten!"
„Du Böser — nein. Du Guter — die Freude für die Marie!"
„Wir wollen aber doch noch überlegen! ^"
„Nicht länger als bis morgen! Jetzt lasse ich Dir keine Ruhe mehr,
Hans! Uon Dien — es ist wirklich schon furchtbar spät — wann werden
wir Zwei uns einmal ausgesprochen haben?!"
„Nie, mein Engel — nie — dafür sorgst ..."
Die Herzogin verschließt mit einem Kusse das ihr drohende „Du". —
Mariens Vater, der greise General von Birken, wohnt in einer der
stillen Seitengassen, die vom herzoglichen Palais in den belebteren Theil
der Residenz hinabführen. Von seinen Fenstern aus übersieht er zu seiner
intensiven Freude den Hof einer gegenüber liegenden Kaserne. Er ver-
bringt ganze Tage in seinein Lehnstuhle ^ die Vorgänge in diesem Kasernen-
Hof verfolgen. Es kommt vor, daß, geht „drüben" Alles nach seinem Gut«
dünken, er „Brav — sehr brav!" ruft; er kann aber auch poltern und sein
„Kehrt euch!" und „Vorwärts Front!" klingt strenger, als das des ehr-
geizigsten Lieutenants. Es kümmert ihn dabei nicht im Geringsten, daß

seine Befehle unbeachtet in die Luft hineinschallen. Wenn „seine" Soldaten
bei klingenden: Spiele zu ihren Uebungen ausziehen — Alles so schmuck
und stramm — Alles so blitzend-blank, da sieht er ihnen andächtig nach
— und dann pflegt er zu sagen: „Die alten Wunden brennen!"
Er hat deren eine stattliche Anzahl, und er liebt sie jede einzelne, wie
einen treuen Gefährten. Der größte Schinerz seines Lebens ist es, das;
sein einziger Sohn aus dem Dienste geschieden. Es hat einen Virken
in der Armee gegeben, so lange man zurückzuforschen vermag. Um so
niohler thut es ihm, daß Marie seine Gefühle theilt; ihr erzählt er, wie er
es ihrer weichherzigen Mutter niemals gethan, von den Kriegen, die er mit-
gemacht, von den Schlachten, in denen er im Kugelregen gestanden — Er-
innerungen, die seiner alten Soldatenseele theuer sind, über Alles. Und
Marie ermüdet nie, den wohlbekannten Geschichten immer von Neuem
zu lauschen. Täglich, um die Mittagstunde, kommt sie ihn besuchen, das
sind ihnen Beiden die hellsten Augenblicke des Tages. Der alte General
hat bereits drei Mal auf die Uhr gesehen — Zwölf vorüber -7- wo
bleibt sie heute? Die Zeit wird ihm lange, bis er in dem Flur ihre
Stimme hört, sich nach seineni Befinden erkundigend, dann geht geräuschlos
die Thür auf — sie tritt ein.
Wenn sie zu dem Vater spricht, kommt eine seltsame Veränderung
über sie, es ist, als ob sie alles Strenge, Starre zurückbanne. In ihren
Sorgen um ihn erscheint sie um Vieles weiblicher, um Vieles weicher —
die Art, mit der sie ihm die Polster zurechtrückt, ist in sich selbst eine
Liebkosung. „Was giebt es Neues, Kind? — Du siehst so feierlich aus?"
fragt der Vater.
„Feierlich? ,^ch habe Dir etwas zum Lefen mitgebracht — lieber
Vater — vielleicht deshalb . . ." Er greift erst nach einer Brille, ehe er
das Schriftstück, das sie ihn, reicht, in seine zitternden Hände nimmt.
Mariens Blicke haften auf dem verwitterten, faltigen Antlitze, eine tiefe
Bewegung erfaßt sie, da sie gewahrt, daß, nachdem sie offenbar den
Sinn des Inhaltes mühsam herausbuchstabirten, allmälig ein Freuden-
sckimmer in den getrübten Angen aufdämmert. Wie er dann das Document
auf seine Kniee gleiten läßt und ihr die Arme entgegenstreckt, da ist ihr,
als sei der grausame Selbstvorwurf, der feit dem Tode der Mutter in ihr
nagt, ini Erlöschen. Er ruft ein über das andere Mal aus:
„Diefe Freude! Daß ich das noch erleben durfte — ach, wäre die Mutter
noch da! Mein braves — gutes Kind — wie hast Du uns Ehre gemacht!"
In dieser Stunde schwindet das herbe Erinnern an den langen,
schweren, steilen Weg, den sie gehen mußte, ehe sie es erlangen konnte, das
Decret, das ihr nun erst in Wahrheit merthvoll geworden, das Decret,
welches sie „in anerkennender Würdigung ihrer uieljährigen, bewährten
— mustergiltigen, in hingebender Treue dem herzoglichen Hause geleisteten
Diensie" — ernennt zu dessen — Obersthofmeisterin.

Karl ötauffer-Vern.

3eine künstlerische Lebensarbeit.

von

August Schricker.

— 3traßburg i, <L. —

^en>l es unter allen Umständen von Werth ist, einen intimen Einblick in ein modernes Künstlerdasein zn gewinnen, so ist dies in besonderein Maße der Fall bei einem Üeben, das in raschem ^aufe große Erfolge und Beherrschung verschiedener sonst getrennnter Gebiete in sich schließt, und in dessen Inneres uns der Künstler selbst absichtslos reiche Blicke eröffnet.

Es ist dieser Einblick bereits in reichem Maße gewährt durch die Darstellung von Otto Vrahm. »Stuttgart, Goeschen 1892.) Als mir im Frühjahr 1891 die Familie Stauffers den größten Theil des künstlerischen Nachlasses und dazu ungewöhnlich zahlreiche intime Niederschriften des Künstlers übersandte, da gewann für mich derjenige Theil des Stoffes den meisten Werth, der mir etwas Neues über die künstlerische Arbeit kündete; der Roman dieses Lebens, mit dem sich seit Jahren das Zeitungsuublicum beschäftigt hatte, war mir wegen der starken pathologischen Einmischungen unsympathisch, und in einem Vortrag über Stcmffer, den ich im Februar 1892 im „Historischen Verein" zu Straßburg hielt, führte ich von dem, was nickt den Künstler Stauffer anging, nur dasjenige an, was zum Verständniß des Lebensganges nicht unumgänglich nothwendig war.

Wesentlich ans Grund dieses Vortrages wurde der vorliegende Essay ausgearbeitet, der vor dem Erscheinen des Vrahm'scheu Werkes vollendet vorlag.

Der Stoff, über den Otto Vrahm und ich verfügte, war, wenn auch in vielem Thatsächlichen sich berührend, ein ebenso verschiedener, wie die Gesichtspunkte, unter denen wir Neide unser Portrait faßten.
Charakteristisch ist es für Stauffer, daß, wenn es ihn nach einer Zeit angespannter Arbeit drängte, längere Briefe zu schreiben, er dies als ein Zeichen ansah, daß „er sich innerlich begucke". Die kürzeren Briefe und Postkarten an die Seinigen sind werthvoll dadurch, daß er in ihnen Alles, auch die kleinsten Einzelheiten seines Lebens mittheilte.
Beim Schreiben folgte er allen den Stimmungen und Verstimmungen, wie sie ihn eben bewegten; wenn er Urtheile über Mitstrebende abgiebt, so äußert er sich immer so, wie er gerade denkt, so daß wohl zu verschiedenen Zeiten über denselben Gegenstand ganz Verschiedenes zum Vorschein kommt.
Daß diese Familienbriefe oder Theile davon veröffentlicht werden könnten, daran hat er sicher nie gedacht; es erscheint deshalb bei der Benutzung dieser Monientphotographien seines Inneren geboten, nur dasjenige zu benutzen, was er selbst nicht vorenthalten hätte.
„In der Pfarrhelferei Trübschachen im Emmenthal kam nach gemitterschwerem Morgen am 2. September 185? ein munterer Knabe zur Welt, der spätere Portraitmaler Karl Stauffer." So beginnen die Blätter, in welchen die Mutter „einige Notizen", thatsächlich sehr werthvolle Auffchlüsse, über das Leben ihres Sohnes mitgetheilt hat. — Im Frühjahr 18l>0 erhielt der Vater, ein Verner Stadtbürger, die Pfarrstelle zu Neueneck, nahe bei Bern. Dort verlebte der Knabe die ersten)ahre. An das kräftige Naturgefühl, das die knospende Seele erfüllte, erinnert sich der Künstler noch in seinen reifen Jahren.
Einen melancholischen Zug scheint er von dein Vater überkommen zu haben, die Lust zum Fabuliren in seiner Art, das Träumen von künstlerischen Entwürfen, denen er kühne Namen gab, die frühe Lnst am Zeichnen und Malen kommt wohl auf Rechnung des Großvaters väterlicherseits, welcher starke künstlerische Neigungen hatte, nnd der Mutter, welche in ihrer Jugend selbst Künstlerin werden wollte und die ersten Versuche ihres ältesten Sohnes theilnahmuoll begleitete. Mit Eifer covirte er die Illustrationen Walthards zu den Bauerugeschichten des Ieremias Gotthelf, deren Originale in den Besitz der Familie gekommen waren. Mit den: sonstigen Lernen ging es sehr ungleich. Zuerst in der Dorfschule von Neueneck, dann bei einem benachbarten Lehrer, dann in« Waisenhaus zu Bern, einer Schulanstalt mit Internat, immer waren Klagen über das stürmische „ungleichmähige Temperament" des Knaben zu vernehmen. Der Insvector berichtet 1869 an den Vater: „in den Stunden unaufmerksam und geistesabwesend, flüchtiges, leichtsinniges Wesen. Er beschäftigt sich lieber mit Zeichnen und Schreiben als mit Latein, Griechisch, Französisch und deutschen Aufsätzen, ja selbst Herr Volmar — der Lehrer des Zeichnens ^ ist selten mit ilnu

zufrieden." ^ Aus einein außerordentlich vernünftigen Briefe von» Jahre
1872 ersehen wir dagegen mit Sicherheit, daß der junge Stauffer geistig
viel weiter gefördert mar, als es fünfzehnjährige Gymnasiasten sonst zu sein
pflegen, und daß er sich bewußt auflehnt gegen den Zwang, Dinge zu lernen
und Methoden zu folgen, zu denen er keine Beziehung gewinnen konnte.
Anstatt Latein, Griechisch und Französisch wünscht er in die Naturwissen-
schaften eingeführt zu weiden. Er legt sich auf eigene Faust ein chemisches
Laboratorium an, „das Ganze für 80 Francs"; hat den Plan, eine Elektrisir-
maschine zu verfertigen „ganz nach eigener Construction", die von einen»
der befragten Fachmänner gebilligt wird, und er hofft zehn Francs von dem
physikalischen Cabinet zu bekommen, da er die Bilder für akademifche Vor-
träge geliefert habe.
Diese Neigung zur Naturwissenschaft ist ein bemerkenswerther Zug, und
weit entfernt, etwas der künstlerischen Anlage Ungemäßes zu sein, finden
wir ihn häufig bei den großen holländischen Malern und Naturbeobachtern
des 17. Jahrhunderts.
Es folgen nun einige für Eltern und Sohn unerquickliche Jahre. Hier
mar ein junges Füllen, das nur „in Freiheit dressirt" werden konnte, dort
waren Persönlichkeiten und die überkommenen strengen Anschauungen des
Pfarrhauses für solche Erziehungsweise nicht zu haben, und so kam der
Jüngling zu dem — wie wir sehen werden — seiner Natur am meisten
Widersprechenden: er „faullenzte". Auf der anderen Seite aber stand man
vor der Nothwendigkeit, für den bald Siebenzehnjährigen einen Beruf zu
suchen, mit dem er sich durch's Leben bringen könne. Man schickte ihn auf
den Nath Volmars zu einem diesen« bekannten Malermeister im Sommer
1874 nach München „in die Lehre". Das Lehrgeld mußte für drei Jahre
voraus erlegt werden.
Hören wir die Erzählung dieser Episode mit seinen eigenen Worten:
„Donnerstag Abend kam ich in München an. Am anderen Morgen um
5 Uhr kam der Meister gleich; anstatt die Stadt zu sehen hieß es Abends
bis 7 Uhr arbeiten. Am Sonntag fragte er mich, ob ich arbeiten wolle:
ich habe natürlich nein gesagt: habe aber einen großen Kleiderkasten schleifen
müssen den ganzen Sonntag, da kamen mir aber die Thränen, und das
Heimweh hatte mich stark gepackt." — „Es war eine Douche auf Selbst-
überschätzung, da sah ich, daß ich hinten und vorn nichts Gcscheidtes zusammen
brachte. Seiner Frau habe ich Alles thun müssen, sogar die Schuh putzen,
Milch kochen, Wasser tragen, das Kind umherschleppen, . . . jeden Sonntag
arbeiten — bis ich einmal revolutionirte und sie sich eine Magd nahm,
von da an machte es sich dann." In das ganze lebensgefährliche Elend
dieser Zeit läßt uns ein Brief vom 24. Juni 1874 blicken, in dem er schreibt:
„DieHolzapfelstrahe ist der westlichste Theil von Mimchen, oll hat der Meister
ein kleines Logis von 2 Zimmern. In einem ganz kleinen Zimmer dllneben ist eine Frau
mit ihrem ganz kleinen Nind, das die halbe Nacht aefchrieen bat, dllneben auf einer

anderen Seite ist eine andere Frau an dem Typhus lianl gelegen bis gestern; da haben sie dieselbe in's Krankenhaus transportirt; zu diesem Transport haben sie mir mein Bett genommen und es wieder hcigethan, das hat nun zufällig die Frau Meisterin erfahren und hat mir gesagt, daß ich nicht darin schlafe, weil die Sterbende natürlich geschwitzt hat. Nun schlafe ich in dem Eßzimmer des Meisters."

Er lernte gnvsen, anstreichen, nmrmoriren, schabloniren, Schilder malen. Von Berlin aus giebt er später seinem Vater, der nach München reisen wollte, ein Itinerar nach den Stätten seiner Wirksamkeit: „Bei der Brücke ist die Kaltwasserheilanstalt Vrunnthal, wo der Meister und ich im Winter die Möbel und Zimmer angestrichen haben", oder „Nymphenburg-Hirschpart und neben der Eisenbahn entlang, dann kommst Du in das Revier, wo ich bei zehn solchen Häusern meine Kunst »I tresen probirt, z. B. Kurzwaaren-lmndlung von Wallner, Pferdeschlächterei von Ehegarmer."

„Als ich spürte, daß ich setzt curirt war, den Eifer wieder hatte und die Lust zur Arbeit, bin ich ihm (dem Meister) am Neujahr durchgebrannt und habe mich selber durchgeschlagen," heißt es in einem Briefe an seinen geliebten Berner Lehrer Volmar. Mit dem Durchschlagen aber ging's sehr schwer, denn es war ein harter Winter und keine Zeit für Anstreicherarbeit. So nahm er denn, was sich ihm bot, führte Wägen durch die Stadt, spaltete Holz. — „Ich hatte" — schreibt er — „keine Kleider, gar nichts mehr, da kommt mir der Gedanke, zu Quaglio zu gehen" (dem königlichen Hoftheater-maler). Dieser stellt ihm Arbeit für einige Wochen später in Aussicht.

Nun zwang ihn die Noth, wieder einmal nach Hause zu schreiben und um einen Vorschuß zu bitten. Nach der TlMigkeit auf dem Dachboden des Hoftheaters trat er im Frühjahr bei einem Decorationsmaler ein und ver-diente bei zwölfftündiger Arbeit 2 Gulden 39 Kreuzer im Tag. „Ich decorire das Schloß bei Laiin, sehr schöne Arbeit, bei welcher ich eigentlich so viel vrositirt haben werde, wie bei der Theatermalerei, weil ich die Geschichte componire und allein ausführe, denn mein Meister kann nichts."

Kaum konnte Stauffer wieder aufathmen, so begann er schon, sich um 30 Gulden Materialien, Farben, Pinsel, Palette, Staffelei zu kaufen und an den Sonntagennach harter Woche seine ersteStudie zu malen — einSelbstportrait — „denn" — so schreibt er im Frühling 1875 — „ich will Künstler werden."

Im Herbst desselben Jahres finden wir ihn ausgesöhnt mit den Seinigen wieder in Bern. Es wurde ihm schwer, sich aus dein furchtbaren Kampfe um's Dasein in die respektvolle Stille des Pfarrhauses zu finden. Man findet an ihn» „grobe Manieren", was zu vielen unangenehmen Erörterungen Anlaß gab. Aber er „faullenzte" nicht mehr. Mit angestrengtem Fleiß fördert er seine landschaftlichen und decoratiuen Studien, die er der Direction des Ochsischen Legats unterbreitet. Er erhielt ein Stipendium und ging im Januar 1876 nach München.

Das erste Osterzeugniß rühmt sein „ernstes Streben, sehr großen Fleiß, vorzügliches Betragen" und erklärt ihn „einer thatkräftiaen Unterstützung behufs Fortsetzung seiner Studien für würdig".

Die Flegeljahre sind zu Ende, es beginnt der Sturm und Drang des
werdenden Künstlers. Cr wagt es in dieser Zeit nicht, einen fertigen Nrief
an Volmar abzusenden „weil von vier zu vier Wochen ineine Ansichten sich
ändern und mein Gesichtskreis sich erweitert und mir dann das, was ich
geschrieben habe, entweder nicht klar genug den Gedanken ausspricht oder
überhaupt nichts mehr taugt". Er arbeitet von 7 Uhr Morgens bis N Uhr
Abends an seinen Kreidezeichnungen nach der Antike bei Professor Strähuber;
wenn ihn der „strenge" Lehrer lobt, das? er so gut und so auf seine (des
Lehrers) Weise skizzire, so findet er, daß dies Compliment weniger ihm ge-
höre als Herrn Volmar, der ihn in jeder Beziehung das Neste gelehrt habe.
Strähuber empfiehlt ihn an die Naturklasse zu Professor Raab; später, wenn
er Anatomie kenne, soll er noch einmal zur Antike zurückkehren. Raab hatte
damals eine Naturklasse freiwillig übernommen und nahm blos die Schüler
an, welche er wollte. — „Den ersten Tag" — erzählt Stauffer — „bat
er nur ganz einfach gesagt, daß meine Zeichnungen eine Schweinerei seien,
die ein Holzhauer besser machen könne, und einige Tage später ruft er mich
in das Zimmer, wo die Arbeiten der besten Schüler aufgepflanzt sind, und
zeigt an ihnen meine Böcke. — Ich hätte mir gar keinen besseren Lehrer
wünschen können, als ihn, denn wenn nicht immer die Peitsche geknallt
wird, kommt man nicht weiter." Als Stauffer den Lehrer einmal fragt,
wie viel Zeit er wohl brauche, um mit Erfolg in eine Malfchulc treten zu
köunen, sagt ihm dieser, vor Herbst 187? lasse er ihn nicht fort, bevor er
sattelfest werde in der Zeichnung, d. h. erst wenn er eine Portraitstudie in
vier Stunden ohne Eorrectur auffassen könne mit der grüßten Äehnlichkeit
und in derselben Zeit sie fertig mache, daß es nur noch der vollendenden Hand
bedürfe. „Malen ist das Zeichnen mit der Farbe; können Sie aber nicht
zeichnen im tiefsten Sinne, wie wollen Sie dann malen? Das eigentlich
Geniale an einer Zeichnung besteht aber in der Anlage, die man so einrichten
muß, daß man beim Fertigmachen nur auszuarbeiten braucht."

Wer die späteren Arbeiten Stauffers keunt, wird erkennen, wie fruchtbar
diese Lehren waren, und wie sie dein ganzen Schaffen des Künstlers Richtung
gegeben haben.

Er schrieb in dieser Zeit:

„Ich bin ron Natur aus malerisch angelegt, und laufe zu leicht Gefahr, unter dun
Streben nach malerischer richtiger Wirkung die ebenso wichtige Contour-Zeichnung zu ver-
nachlässigen. Weil nun mein Sinn für^ontouren noch nicht so ausgebildet ist, wie der
für Licht- und Schnttenwirlung, so erscheint es mir Pflicht, das Mihverhältniß zuerst
auszugleichen, damit ich nicht immer der Sklave meiner Modelle bin."

>^n einem Briefe an Volmar, den er hier feinen geistigen Bater nennt,
lesen wir aus der gleichen Zeit:

„Ich habe also mit einem Male das begriffen, was Sic vor drei Jahren schon in
der „Siebenten" immer predigten, daß es nur einen stärksten Schatten giebt, und nur
ein höchstes Licht, und daß kein Ton in der Natur gleich ist dem andern, daß man die
Töne zusammenarbeiten muß, bis das Portrait so leuchtet wie die Natur, daß malcriscl«

Einheit in die Sache muß, daß jede Farbe anderes Licht im Schatten hat, kurz, ich habe malerisch sehen gelernt."

Die Eltern äußer» sich bedenklich über seine „weitausschauenden Pläne", die er in seinen Briefen, unter Darlegungen über eine neue Hose, einen nothwendigen Ueberrock, eine Brille oder eine gebrochene Gnpsbüste entwickelt. Er erwidert darauf:

„Ja, was soll ich wohl anders thun, ick lebe nicht in der Gegenwart, sondern nur in der Zukunft, und zwar fängt bei mir erst das Leben an, wenn ich die Technik nnter ineinen Daumen habe."

Für ihn, der mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit nur an dies Eine dachte, der nach der schweren Tagesarbeit bis tief in die Nacht hinein über der Anatonne sitzt oder sich in ernsthafte Lectüre vertiefte, konnte das landläufige Treiben der Akademiker nicht sympathisch sein.

„Ich habe jetzt ein Bild gekriegt von dem Leben auf der Akademie, speciell Antikeusaol: eine ärgere Bummelei kann man sich gar nicht vorstellen, die halben kommen nur die Hälfte der Zeit, und die andere Hälfte der Zeit, wenn sie da sind, treiben sie Dummheiten, laufen Uon Einem zum Anden,, schwatzen und scherzen: die am wenigsten können, sind die ärgsten Vlagucurs mit Kalabreser und Locken und Stroh im Kopf, und die armen unsterblichen Werke, die mir immer übermenschlicher vorkommen, je mehr ich mich hinein vertiefe, müssen sich herumschmeißeu und kritisiren lassen von dieser Bande, dah es Einem ordentlich weh thut." —

Trotz dieses Ernstes war ihm aber Iugendmuth und Lust zu tollen Streichen nicht abhanden gekommen. So erschien er an Fastnacht 1877, am Tage nach einem >innstlerfest, als „Verner Mädchen" in der Marimilillnstraße, wurde ob seiner kräftigen Schönheit fehr bewundert, dann aber wegen des überlauten Jubels der Verehrer auf die Polizeidirectiou gebracht. Dort gab sich das Mädchen als Maler Stausser zu erkennen. Die Geschichte ging durch alle Zeitungen der bairischen Hauptstadt und machte ihn« ebenso viel Vergnügen, wie den Herren der Polizei und den Lesern.

Lebhaft beschäftigte ihn ini Frühjahr und Sommer 1877 die Frage, zu welchem Lehrer er in die Malklasse kommen werde. Er erörtert, ob er nicht nach Paris oder Antwerpen gehen solle.

Müncken behielt die Oberhand. Er wurde nach anfänglicher Ablehnung in die Maltlasse uon Wilhelm Dietz vorgemerkt.

Wie weit er im Zeichnen gekommen war, und wie energisch er arbeiten konnte, sehen wir beispielsweise aus 16 Blättern kleiner Landschaften und Architekturstücken aus dem Dorfe Polling, welche er als das Ergebnis; von vier Pfingsttagen nach Hause brachte*).

Wir können die vier Jahre, die ihni in München noch gegönnt waren, an der Hand seiner Briefe fast Monat für Monat übersehen.

*) Aufstellung der Werke von Karl Stausfer-Bern in der Königlichen National-GIllerie, 4. December 1891 bis 14. Januar 1882 mit Einleitung von von Donop. Verlin, Mittler 1891. III. 4«;. 47. 48.

Als Markstein seiner künstlerischen Entwicklung in München steht am Beginn der „Schäfer mit Hund" vom 3. Mai 1877, eine Bleistiftzeichnung*), in welcher zum ersten Male das Genie des wirklichen Künstlers aufblitzt, am Schlüsse zwei Portraitstudien. Die eine der Kopf des jungen Mannes im Profil mit rothem Barte"*», von dem er selbst am 27. Februar 1880 schreibt, „es ist jede Form, jede, auch die geringste Modellirung hineingemalt, und ich bin der Ansicht, das? er in der Farbe das wahrste, wenn auch nicht brillanteste von meinen Malwerken ist." — Die andere Studie ist „leider ein alter Kerl und nichts weniger als schön" ^"); es war hier nickt ein Gelingen aus lauter Zufall, sondern durch Berechnung und Durcharbeitung jeder Form auf das Gewissenhafteste" <l5. Januar 1880). Dazwischen liegt eine erstaunliche Menge von Arbeiten, die uns zum Theil durch die sorgsame Mutter erhalten worden sind. Er studirt außer der Malklasse Perspective und Anatomie, copirt in Schleichen» und München, malt Stillleben und Landschaften, zeichnet Bestecke ini Geist der deutschen Renaissance, betheiligt sich an zahlreichen Eoncurrenzen und liefert Skizzen für die Ausstattung der Künstler-Maifeste.

In der Malklasse bei Diek, in welche er in, Herbst 1877 eintrat, hatte er am Anfang „den Kopf voll von moralischen Ohrfeigen," wenn ihm Dich sagte: „das Zeug wegzthoa, weils doch loa Schad drum i>?" — aber schon in den ersten Monaten 1878 vernahm er in denselben altlmierischen Lauten: „aha, geltens jetzt kommen's drauf."

Das Jahr 1878 brachte ihm einige Medaillen, eine für den Studienkopf eines Mädchens in Profil. An der Wende des Jahres 1878 und 79 steckt er wieder bis über die Ohren in der Preisaufgabe, „ruhmbegierig, ehrgeizig und comvonirwüthig". „Es ist," schreibt er am 29. December, „das Thema gestellt, Ausschmückung eines Speisesaales, entweder als selbstständiges Bild oder mit Architektur und entsprechenden symbolischen Figuren. Ich habe das Erste« gewählt und zeichne einen Earton zu einem Bacchanal, es werden so 5l)—l>9 Figuren darauf kommen; 23 davon sind schon überwunden. Ihr könnt Euch denken, das; es kein Spast ist, NO nackte Figuren, Männer, Weiber, Greise, Kinder in allen erdenklichen und unerdenklichen Stellungen singen, tanzen oder lieben zu lassen. — Am 1l). Januar ist Ablieferungstermin, eine sehr kurze Zeit, nur 3 Wochen."

Das Blatt ist uns erhalten^!, ist nicht bezeichnet nnd sieht so unstaufferisch aus, daß es für die Skizze eines Makartianers genommen werden könnte und von einem tüchtigen Kenner auch genommen wurde, bis der später aufgefundene Brief jeden Zweifel ausschloß.

*) von Donov a. a. O. III. 44.

**) von Donov n. ll. O. I. 27. Dort ist irrthiimlich Februar 1<Mi gelesen.

***) von Donov I. 8.

f) von Donov III. 52.

Wenn behauptet wird, daß dem Künstler das „Compositionstalent",
jene „freie Combination vieles Einzelnen zu einem scheinbaren Neuen",
wie O. Vrahni es (S. 23) nennt, gemangelt habe, so betrachte man diese
Arbeit. Wer nach dreijährigem Studium als ersten Wurf in kurzen Wochen
ein solches Blatt, mit im Ganzen sicherer Anordnung der Gruppen, voll
von leidenschaftlicher Bewegung und mit einer Reihe von Einzelschönheiten
zu Wege bringt, von dem kann mit Sicherheit angenommen werden, daß
er auch Aufgaben dieser Art bewältigt hätte. — Nur äußere, deutlich nach-
weisbare Umstände waren es, die ihn hinderten, das zu erfüllen, was dieses
jugendkräftige Blatt versprochen hatte.
Im Februar 1879 trat Professor Metz aus Gesundheitsrücksichten von
der Leitung der Malklasse zurück, und Professor Löfftz übernahm seine
Stelle. Neiden Lehrern ist er — ein kritisches Naturell — von Herzen
ergeben, und er giebt seiner Bewunderung und Dankbarkeit mannigfach
Ausdruck. Im Mai 1879 richtete man an ihn die Bitte, für das Künstler-
Sommerfest eine große Decoration zu entwerfen, die als Schmuck der Burg
Schwaneck gedacht war, 61/2 Meter lang, 3^ Meter hoch. In wenigen
Wochen war die Skizze vollendet. — Von den sonstigen Arbeiten des
Sommers sind noch zu erwähnen eine Landschaft, Waldinneres in Groß-
hesselohe; ein Stillleben, Gemüsestand in großen Abmessungen (4x3 m),
ein Gemüsestand mit einem Mädchen und ein in der Schule gestellter Act,
von den: er schreibt: „Es ist ein Modell, das dem Christus von Holbein
in Basel ähnlich sieht, wie ein Ei dein anderen; die Wirkung des Modells
ist eine sehr ungewohnte und sehr überraschende." Wie sehr den Künstler
dieses Problem gepackt hat, sehen wir daraus, daß er ^ später als
Stecher auf einem Höhenpunkte angekommen, ^- sich in dem großen
liegenden männlichen Act die gleiche Aufgabe stellt, um sie siegreich zu be-
wältigen*).
Im Herbst 1880 wollte er in Bern ausstellen. Das Stipendium
sollte von Neuem vergeben werden. Es war eine wichtige Entscheidung,
denn Stauffer stand vor der Eompositionsklasse. Schon am Anfang des
Jahres waren ihm vom elterlichen Hause her Befürchtungen geäußert worden,
das Stipendium könne ihm entzogen werden. Was befürchtet wurde, geschah.
Trotz seiner Münchener Arbeiten, die bei der „Stauffer-Ausstellung" in
Berlin 1891 beurtheilt werden konnten, trotz der vorzüglichen Zeugnisse der
Akademie wurde dem dreiundzwanzigjährigen Künstler an einem entscheidenden
Punkte seiner Lehrjahre das Stipendium genommen. Auf die besondere
Fürsprache eines wohlwollenden und kunstverständigen Mannes wurde ihm
nachträglich noch gerade soviel gewährt, daß er sich zur Reise nach Berlin
bereit machen konnte.
Stauffer entschied sich vor Allem deshalb, nach Berlin zn gehen, weil

(* von Donov in. 133—137.

ihm dort ein wohlhabender Freund ^ selbst Maler — und dessen Familie
Wohnung und Atelier angeboten hatten. Beim Scheiden von München
schreibt er:
August 188«.
,M ist ein eigenthümliches Gefühl, ron einer Stadt zu scheiden, in der man die
Jahre bei Onrwickelung durchgelebt hat, die die bedeutendsten sind fiii's ganze Leben.
Ich habe hier meine künstlerische Gymnasialzeit absolvirt und meine Anschauung auf ein
ganz bestimmtes Ziel gerichtet, das ich nur taum im Laufe der Jahre wieder sehr ver-
rücken werde. Ich lonn zwar nicht sagen, ich hatte nichts als diesen Stab, als ich über
den Jordan ging, denn ich hatte 1NUU Frcs. Stipendium, aber das kann ich sagen, jetzt
habe ich viele Schafe und Rinder, d. h. ich habe viel gelernt."
Auf der Reise nach Verlin macht er in Dresden Halt, wo ihm einige
Portraits aufgetragen waren. Um 8 Uhr Morgens kommt er an, eine
Stunde später tritt er in die Gallerie; er ist „ganz stürm davon".
Holbein ist ihm der „König aller Portraitmaler", „Giorgione, Ticimw,
Paolo Veronese, Palma Vecchio Leute, die förmlich schwimmen im Gold-
schein ihrer Farben". „Natürlich muß man so einen decorativen Veronese,
der schon ungeheuer gelitten, dessen Schatten theilweise zugedunkelt und
rauchig geworden, nicht so sehen, wie er wirklich ist nach 300 Fahren,
sondern wie ihn der Künstler dazumal gemalt hat, was man sich, wenn
man einen coloristischen Sinn hat, eben zusammenstellen kann und in, leiste
vor sich sehen. Nicht Feder kann's, aber ich kann's."
Fm Herbst 1880 betritt er Verlin. ^- „Ich bin hier wie der Vogel
im Hanfsamen . . . ein schönes Atelier, eine sehr liebenswürdige und kluge
Dame des Hauses, ein famoser Ofen, der behaglich heizt, und vor mir die
ganze Welt offen, mir davon ein Stück zu erobern."
Wer ihn gefehen hätte, als er die Straßen der Hauptstadt zum ersten
Male durchschritt, möchte ihn kaum für einen Künstler gehalten haben. Der
hochgewachsene Körper in abgetragenen Kleidern, starker, runder Kopf über
breiten Schultern, rothe Wangen auf Heller Haut, krause Haare und ein
keimendes Schnurrbärtchen. Das Auffallende war der eigenartige scharfe
rafche Blick des Auges. Den mächtigen Körper hatte er in München durch
fortwährendes Turnen fo ausgebildet, daß er die große Kugel von 80 Pfd.
mit einem Arm in die Höhe hob und über das 7 Fuß lange Pferd frei
springen konnte. Die Lebensgewohnheiten von einer merkwürdigen Einfach-
heit. Seine Abendmahlzeiten bereitete er mit Vorliebe selbst. „Herdäpfel-
salat", „Rösti" oder gebratene Maccaroni, und wenn es hoch kam: „Sau-
füße mit Erbsen" waren ihm dann Lieblingsspeisen.
Vor eigentlichen» Mangel war er durch die Güte seiner Gastfreunde
und den Rest seines Reisegeldes geschützt. — Aber dieses nahte sich in den
ersten Wintermonaten seinem Ende, und er hatte das Gefiihl, daß er nicht
länger unter fremdem Dache bleiben folle. —
„Ich male gegenwärtig," schreibt er am 10. December ^ „well mir
das Geld fehlt zu einem lebenden Modell, zwei Schädel, der eine von vorn.

der andere von unten." Es ist dies das merkwürdige Stillleben*), das er
später in anderer Form wiederholt hat, in welchem er trachtete „die male-
rische Vollendung bis zur Bewußtlosigkeit durchzuführen". Er sucht dann,
um Boden unter die Füße zu bekommen, eine ständige Arbeit und erbietet
sich zu Entwürfen von Chromolithographien. Es war vergebens. In seiner
Roth entschloß er sich zu Herrn von Werner, dem Director der Akademie,
zu gehen.

Ueber diese Zeit vom 12, Januar 1881, wo er im Atelier Werners
erschien, bis zun» September des gleichen Jahres, wo er von sich mit Recht
sagen konnte, „ich bin jetzt in des Wortes verwegenster Bedeutung ein be-
rühmter Mann," lassen wir ihn selbst berichten in einem seiner ausführ-
lichsten Briefe aus dein April 1886, der an eine in Etraßburg lebende,
der Familie Stauffer verwandte Dame gerichtet ist. Derselbe beginnt humo-
ristisch bei der Geburt, schildert die Schweizer und die Münchener Jahre
und fährt dann, bei dem Aufenthalt in Berlin angekommen, fort:

„Es ging mir schlecht, so schlecht, als es Einem eben gehen kann, wenn man uiel
Talent hat und lein Geld nnd man Einem das Letztere sofort und das Elftere gar nicht
ansieht. Allein in der großen Stadt, ohne Erfahrungen, ohne Empfehlung, ohne Geld,
warf man mich überall, wo ich Beschäftigung fuchte, hinaus wie einen Bettler, oder gab,
was noch schlimmer war, schöne Worte, nur nm mich los zu sein und sie nachher nicht
zu halten. Ich habe verschiedene dieser Herren später getroffen, sie liehen sich mir vor-
stellen, nm mit mir bekannt zn werden, und hatten leine Ahnnng, daß ich derselbe wäre,
den sie früher schnöde behandelt. Es machte mir ganz besonderes Vergnügen, sie in Ver-
legenheit zu bringen, und was ich thun konnte dazu, habe ich redlich gethan, Gott sel
Tan!. Es ist eben was Anderes, wenn man in Frack und Lackschuhen mit nagelneuem
Klapphut Bekanntschaften macht, als mit schmutzigen Stiefeln und abgetragenen Kleiden«,
Daraus crgiebt sich die Lehre, daß man keinen jungen Menschen schlecht behandeln soll:
man kann nie wissen, wie man ihm wieder begegnet. Ich weiß nicht, wie ich auf die
Idee kam, aber ich ging, als ich gar keine Aussicht sah, etwas zu erreichen, zu A. von
Werner, dem Akademiedirector, der, wie er meine Arbeiten gesehen hatte, mir sofort fein
Atelier anbot, um drin zu malen, und mich zu seinem Specialschüler machte; er gab mir
eine Reihe Aufträge, die er nicht selbst zu machen die Zeit hatte, und sorgte für mein
Fortkommen als ein wohlwollender Mensch und feiner Mnstler. Von dem Zeitpunkte
an ging es mir wenigstens finanziell immer ordentlich. Im Sommer darauf stellte ich
das Portrait eines Freundes, des Bildhauers Max Klein, auf der Berliner Kunstaus-
stellung aus, welches so merkwürdig einschlug in die hiesige südliche und veraltete Manier,
das; ich mich heute noch darüber wundere, wie es möglich war, mit einer so naiv und
einfach gedachten und gemalten Arbeit einen solchen Staub aufzuwirbeln. Ich bin
heute noch der festen Ueberzeugung, baß das Bild weit überschätzt wurde als Leistung, es
war nur die Tendenz, das malerische Glaubensbekenntnis;, wenn man es lo nennen darf,
welches in dieser Arbeit ganz klar zn Tage trat nnd welches durch seine Ueberzeugungs-
treue sich den Respcct erzwang, auch wo man ihm nicht svmpathisch gegenüberstand. So
kam es, daß diesem Bildnis;, als dem 4. seit 1UU Jahren, die goldene Medaille vom
Senat zuerkannt wurde. Ich kann nicht sagen, daß mich die Auszeichnung, deren Werth
und Tragweite ich damals noch nicht kannte, besonders überrascht oder gefreut hätte. Ich
war ein zu klarer Kopf, um die Sache anders aufzufassen, als sie aufgefaßt weiden mußte,
nämlich als eine finanzielle tzilie, nm meine Studien ungestört fortsetzen zn können, was

*) von Donop I. 7.

mir auf eine andere Weise, da ich zu billig hätte arbeiten müssen, nicht möglich gewesen wäre. Ich hätte meine Stellung, die mir dadurch wurde, ausnützen tonnen, um in kurzer Feit ein vermögender Mann zu werden, denn die Aufträge, die kamen, nahmen kein Ende, und Alles wollte von mir gemalt sein. Mein Ziel ging aber damals und jetzt nur dahin, meine Allsbildung zu vervolltommen und nicht als Modeportrciitist zu versimpeln."

Die erste der Arbeiten, welche ihm Director von Werner verschaffte, waren Tischkartenmuster für eine New-Iorker Farbendruckanstalt, dann ein Fächer, welchen die Firma Sauerwald für die Hochzeit der Prinzessin August« Victoria mit dem Prinzen Wilhelm malen lies?*); dann Randverzierungen für eine Adresse der Berliner Kaufmannschaft an den Prinzen Wilhelm; dann die Vollendung einer Eopie nach Rubens (Auferweckung des Lazarus), die ein verstorbener Künstler der vornehmen Kreise unvollendet hinterlassen hatte; dann Entwürfe für Kuchenmesser, Weinkannen; Ranken um ein Bild der Moskauer Feuerwehr, eine Copie der Kronprinzessin nach Angeli, eine Einlage für einen Buffetschrcmk. —

Neben Werner hatte sich der Assistent des Kunstgewerbemuseums vr-. Lichtwark sjeht in Hamburg) seiner thatkräftig angenommen. —

„In 10 Tagen 350 Mark" jubelt er einmal; nur Eines schmerzt ihn: „Mein Kummer ist gegenwärtig, das; mein Schnurrbart nicht wachsen will, es ist eine Misere." —

Zwischen all den kleineren Arbeiten, die den Lebensunterhalt brachten, malt er an dem Portrait des Bildhauers Klein, den er bei seinen Gastfreunden kennen gelernt hatte und dessen Werke „Der besiegte König mit Frau" und die „Löwengruppe" ihn begeisterten. „Studirt habe ich es," — schreibt er — „wie ein alter deutscher Meister, d. h. ich habe mich bestrebt." Ende Juli liefert er für die Ausstellung ab, die am 1. September beginnen soll. Es heißt unter'm 29. Juli: „Meine Sachen sind bereits auf der Ausstellung, es ist die Landschaft von Großhesselohe mit den Buchen und der Pfühe, dann der alte grauhaarige Närenwirth**) und das Portrait von Klein."

Der Erfolg war ein ungewöhnlich großer. Es erschien eine gan^ Literatur über dieses Bild. Für und Wider wurde heftig gekämpft, Bewunderung und Neid umgaben den, welchen gestern noch Niemand gekannt, geschweige beachtet hatte.

Aufträge kamen von allen Seiten. Die Salons öffnen sich ihm. Es geht zu wie in dem vlämischen Künstlerroman von Hendrik Eonscience. Der kräftige Schweizer wird durch alles Das nicht aus der Fassung gebracht. Er bleibt innerlich bescheiden — ein Hauptzug seines Charakters — und meint:

„Ich habe viel Glück gehabt bei der Sache. Zum guten Theil habe ich den Erfolg der geinalten Persönlichkeit zu verdanken, der die meisten

*) von Tonou III. «2.

**) Ter „alte Kerl", ron welchem oben bereits die Rede war.

großen und kleinen Künstler die wärmsten Sympathien entgegenbringen, weil
er von maßgebender Seite sehr heruntergedrückt wurde und mit seiner
naturalistischen Richtung schwer aufkam, zum andern Theil deni Umstand,
daß die.Leute meine schwachen Seiten noch nicht kennen, und mich selbst
auch nicht." — „Ich bin," klagt er, „zu früh aus meinen Studiengang
herausgerissen."
Wenn er hier von seinen schwachen Seiten spricht, so bekundet er eine
nach solchem Triumph sehr seltene Selbsterkenntnis;, denn der Erfolg war
wirklich zu früh gekomme».
Einige Jahre ruhiger Selbstschulung nach der Natur und den großen
Meisten«, das Erwerben einer sicheren Technik hätten ihm manche Qual
der folgenden Jahre erfpart. Ein theilweifer Ersatz dieser Schulvortheile
war die Unbestechlichkeit und Härte seines Urtheils sich selbst gegenüber
und der eiserne Fleiß, welcher das Problem nicht eher losließ, ehe es be-
wältigt war. So malte er nun in den nächsten Jahren eine große Anzahl
männlicher Portraits, Mosse, Löwe, Lauer, Gentz, Nardeleben, L'Arronge,
Roth, bwldschmidt, Harrach u. A.
Von den strengen Selbstkritiken sei hier nur beispielsweise jene gegeben,
in welcher er die Portraits von ^auer und Harrach mit einander vergleicht.
„Bei Lauer habe ich, trotzdem die Farbenstimmung total mißlungen, sogar
beleidigend ist für's Auge, doch ein Gefühl der Freude, weil es nicht mög-
lich ist, ihn ähnlicher zu machen, was für vieles Eselhafte an dem Bild
immer entschädigt; bei Harrach ist nichts Beleidigendes, sogar harmonisch,
aber nichts, wo man frappirt wäre darüber: ick habe den Nagel nicht ganz
auf deu Kopf getroffen."
Im Jahre 1882 sieht er zum ersten Male deu Pariser Salon, wo er
die zwei Portraits Mein und Seelig ausgestellt hatte.
„Der erste Eindruck" — lesen wir — „war verblüffend nnd mußte
ich die Wahrnehmung machen, daß ich viel farbiger malen muß, als ich es
bis äato gethan, wenigstens bei den Bildern, die ich ausstellte dort, aber
puncto Charakteristik glaube ich nicht, daß viel bessere Sachen dort waren."
— „Vor einem Portraitisten beuge ich aber ganz besonders mein Haupt,
das ist der (Genfer Mron ... er strebt auch so etwas Aehnliches an, wie
ich, blos mit viel mehr Erfolg, aber er ist auch einige sieben oder so Jahre
älter als ick, wenn ich so alt bin, kann ich es auch so."
Ende 18l>!3 kommt der ihm von München her befrenndete Stecher Halm
nach Berlin: sie arbeiten gemeinsam an einem weiblichen Act. Die Studie
Stauffers ist uns erhalten"). Es ist der Frauenleib, der mit rückwärts ge-
wendetem Kopf auf einen: persischen Teppich ausgestreckt liegt.
Ter Künstler schreibt hierüber: „Zum ersten Mal in meinem Leben
gelingt es mir, einen Körper wirklich conseauent mit Bewußtsei» zu voll-

*) von Tonop i. 14.

eudeu. Die Hauptsache ist, das; ich etwas herausgebracht habe, was nn'r
im Frühjahr noch ein Ding der Unmöglichkeit schien."
Und etwas später äußert er, daß er diese Arbeit für seine weitaus
beste halte. — Er ließ Herrn Puls lder ein Vild von ihm erwerben wollte»
aus Charlottenburg tommeu, um die Venus anzusehen: „er kam, sah, und
sie siegte".
Wenn er bei den Portraitauftrcigen immer unfrei war in der Wahl
des Gegenstandes, so beschäftigte von 1883 an seinen Geist unablässig ein
großer Vorwurf, mit dessen Ausführung er ein Lebenswerk vorhatte, das
für ihn felbst entscheidend sein sollte, es ist die Salbung der Füße Christi
durch Maria Magdalena.
In jenem oben angeführten Brief vom 1. April 1886 an die Straft-
burger Verwandte, in welchem er gewissermaßen Rechenschaft über sein
^eben uud Arbeiten ablegt, schreibt er: „Ich habe seit zwei fahren alle
Aufträge abgewiesen, um Studien für ein großes Bild zu machen, nacli
dem Tert: „Da nahm Maria ein Pfund Salbe von unuerfälfchter köst-
licher Aarde uud salbete die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine
Füße; das Hans aber ward voll vom (Geruch der Salbe." „Mit der Poll-
endung dieses Vildes glnnbe ich dann meine künstlerische Lehrzeit abgeschlossen
zu haben, nicht die Leruzeit, denn die geht bis an den Tod. Es wird selir
groß, etwa 25 lebensgroße Figuren, die Vorarbeiten sind zum Tb eil
beendet, aber das Nild selbst fange ich im nächsten Winter an."*>
Begonnen wurden die Studien schon 1884, denn in einem Brief, der
in den Anfang 1885 zn setzen ist, heißt es: „Schließlich mein Vild, . . .
ich habe schon viele gezeichnete Studien und bin bald mit der Composition
im Reinen; die Farbenskizze kann ich noch nicht anfangen, weil ich dazu
^vühlings-Abende brauche, nm die Veleuchtu-ng genau zu stuoiren, aber es
geht ganz nach Wnnsch, und ich hoffe, wenn das Jahr zur Neige geht, wird
die Hauptarbeit etwa auch gethcm sein. Wenn nur kein Malheur als
Krankheit oder sonst passirt, so glaube ich Euch uerncheni zu könneu, daß
es ein Vild wird, welches eine feierliche Wirkung auf jedeu unbefangenen
Iuschauer inachen wird . . . Mein Bild wird etwa nach der nenesten Com-
vosition 5 m breit und 2 >/2 m hoch. 17 lebensgroße Figuren, Christns
mit den zwölf Jüngern, Martha, Maria (die wird sehr gut» und zwei
Diener. Professor Gentz nnd Verschiedene haben gesehen, was ick macke,
und sagten, daß sie mir das entschieden nicht zugetraut hätten."
Die vorhandenen Skizzen zeigen die Hauptgrnppe in einer nach links
offenen Halle. Christns sitzt vorn, die Magdalena kniet zu seinen Füßen;
ein kauernder Diener gießt eben Wasser in ein Veckeu, Christus gegenüber
sitzt ein Jünger, der gespannt über den Tisch lierüber und hinunter sckauend

*) Ucber dasselbe Bild eine interessante Bricfstcllc bei O, Vrahm, >lail Stausicr-
Vcrn. ,,. 80.

den Vorgang «erfolgt. Von den siebzehn Studien, die vom 3. December 1884 an gezeichnet wurden, beziehen sich acht auf diesen Schauenden. Einige oon diesen sind von einer Freiheit und Kraft der Charakteristik, daß sie keinen, der in unseren Museen vorhandenen Skizzenbücher der großen Meister Unehre machen würden, man greife, so hoch man wolle.

Von Ostern 1886 lesen wir: „Ich habe mich in den letzten Jahren so ausgereift in Anschauung und Technik, daß, wenn ich jetzt ein Bild malen will, ich weiß, wozu und warum. So wie ich das nöthige Kleingeld diesen Sonnner verdient habe, so fange ich an ... Ich glaube soeben niit den ersten Dispositionen meines Bildes zu Stande zu sein," —

Und trotz all' dieser Vorarbeiten, trotz der Bedeutung, die Stauffer selbst diesem Bilde als einen« weiteren Markstein seiner Entwickelung beilegt, wird es nicht vollendet und verschwindet selbst aus deu Briefen.

Die Gründe hierfür können, foweit sie in äußeren Verhältnissen liegen, nachgewiesen werden. — Um einige Zeit unabhängig von Portraitaufträgeu leben zu können, hatte er 1884 selbst eine Schule für Damen eingerichtet und den Unterricht in der Schule des Künstlerinnen-Vereins übernommen. Das brachte bei seinein Rufe und feinem Lehrtalent allerdings Geld, raubte ihm aber mehr Zeit und Lust zur eigenen Arbeit, als er irgendwie voraus-gesehen hatte. — „Ich bin", schreibt er, Anfangs 1886, „nicht eben in der rosigsten Stimmung, wenn ich denke, welche Zeit und welche unendliche Mühe ich aufgewendet habe, um diese Weiber etwas zu lehren, und sehe ich nun, was dabei herausgekommen, so kann ich wohl sagen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, Damen ernsthaft zu unterrichten; sie haben meistens ein so untergeordnetes Talent oder so schwache Gesundheit und in Folge dessen wenig Schaffenskraft, und ganz besonders fehlt ihnen der ruhige Ueberblick über das ganze Gebiet der Kunst, was allein ein wirkliches Künstlerthm» bewirken kann. Ich sehe, daß ich mich dazu hergebe, Dilettantinnen die Zeit zu vertreiben, anstatt wie ich mir, als ich die Sache anfing, dachte, wirkliche Künstlerinnen zu bilden. (5s giebt überhaupt keine Künstlerinnen in des Wortes ernsten« Sinne und hat nie welche gegeben. Es giebt in der ganzen Kunstgeschichte drei oder vier Ausnahmen, und die bestätigen eigentlich nur die Regel. Ich meine Rachel Runsch, Angelika Kaufmann und Rosa Bonheur, und auch diese drei standen durchaus nicht ans der Höhe ihrer Zeit . . . Wenn ich dieses Wintersemester noch zu Ende unterrichtet babe, so gebe ich das Zeug auf."

Die gemeinsame Arbeit Stauffers und Halms hatte sich bald dahin umgewandelt, daß Halm der Lehrer Stauffers in der Nadirkunst wurde. Er brachte Stauffer rasch über die eisten Schwierigkeiten, namentlich im Aetzen hinweg, welche sonst die meisten Maler von weiteren Versuchen im Radiren abzuschrecken pflegen*).

*) Wilhelm Node, Berliner Malcrmdirer. Graphische Künste XIII. 53.

Als Halm abgereist war, arbeitete Stauffer auf eigene Faust weiter.
Das Nothwendigste des Radirers, die sicherer Hand des Zeichners besaß er
im höchsten Maße. Die Technik der gleichstarken Linien, die Heruorbringung
der farbigen Wirkung durch das Aetzwasser, das bewältigte er in wenigen
Monaten. Er beginnt mit Selbstportraits, wobei es ihm „mehr auf die
Radirung" als auf das „Portrait" ankam. „Das Nadiren von Portrait-;
nach der Natur thut meines Wissens gegenwärtig in bedeutender Weise Keiner
außer ein Bayer in England Hubert Herkomer" (25. Juni 1885). Schon
im November 1885 konnte er den ersten Nadirauftrag annehmen, „es ist der
Kunsthändler Schuster, der sich seiner Frau zu Weihnachten schenken will."
Gleichzeitig zeichnet er Eonrad Ferdinand Meyer für die Radirung. Wenige
Tage später ist er bei Menzel, dessen siebenzigster Geburtstag am 8. December
nahte. „Für diesen Tag will ich sein Portrait radiren, er will mir dazu
sitzen, eine große Ehre." Schon faßt er auch die Idee „einer in Nadirungen
anzufertigenden Gallerie berühmter Persönlichkeiten". Die Radirung seiner
Schwester Sophie, nach dem Portrait, auf welche er in Allem zwei Tage
verwendete, „zeigt schon beim ersten Äetzdruck Vollendung und lebendige
Wirkung". Für die Ausstellung von 1886 hat er dieses und einen Nahmen
mit acht Nadirungen und Stichen bestimmt. — Es ist eine für die kurze
Frist fast unglaublich große Neihe trefflicher Arbeiten, darunter der kleine
liegende Act, eine der keuschesten, liebenswürdigsten Arbeiten, welche der
Stichel hervorgebracht, und der große männliche Act, ein Bild von aus-
gereiftem höchsten Können, das zurückweist auf den Holbeinschen Ehristus in
Basel und auf den Act, der am Ende der Münchener Jahre von Professor
Lösstz gestellt worden war.
Was die Technik betrifft, so sind nur wenige der Arbeiten Nadirungen
im eigentlichen Sinne, d. h. reine Aetzung, in einigen findet sich reine
Stichelarbeit im Fleisch; hänsig sind die Techniken gemischt, und gerade
damit erzielte er die höchsten Wirkungen. Auf Martin Schongauer, Marc
Anton und Dürer ging er bei der Behandlung der Platte zurück.
Was als Nebengedanke bei diesem heißen Schaffen einherlief, sich die
Mittel zu verschaffen, die ihn unabhängig machen sollten, das verwirklichte
sich nicht. — So schreibt er Anfangs 1886 in einer Randbemerkung:
„Miserable Geschäfte mit Menzelportrait, nur die Kosten kommen raus, aber
viel Lob." Und Aehnliches gilt auch von den anderen Arbeiten. —
Neben diesen beiden Gründen mochte wohl auch noch ein dritter wirk-
sam sein, ihn von der Staffelei fern zu halten, auf der die großen Gestalten
der Iohanneischen Erzählung entstehen sollten. Es waren die geselligen An-
sprüche einer Stadt, die so plötzlich reiche Großstadt geworden ist, daß die
böheren Kreise noch nicht Zeit fanden, eine angemessene und auch den Mnsen
freundliche Methode des großstädtischen Lebens zu finden, einer Stadt, in
welcher übcrhetzte Arbeit uud freudeloses Vergnügen sich ablösen uud auch
der Arbeiter des Geistes und der Künstler sich dem ruhelosen Treiben glaubt

einfügen zu müssen, das ihm doch für die fruchtbarsten Stunden des Tages
die ungebrochene Kraft und die friedliche Stimmung raubt. Auch Stauffer
war in diesem Falle, und er läßt sich, wenn auch mit dem Widerstreben
eines grimmigen Humors, nach seinem ersten Erfolge als Berühmtheit in
den Salons Herunireichen. — „(Gestern habe ich die erste Visite in Evlinder
und Frack gemacht," schreibt er am 1. November 1881. „Ihr könnt Euch
gar nicht vorstellen, wie ich ausgesehen habe, es war zun: Todtlachen, überall
bin ich mit dem verdammten Ängstrohr angestoßen. Glücklicherweise habe
ich Niemand zu Hause getroffen, denn ich glaube, ich hätte den Leuten in's
Gesicht gelacht; daß man sich doch zum Affen machen muh, um der Form
zu genügen." — Bald lernt er den Eylinder tragen, ja, er wird zeitweise
ein Elegant. Selbstverständlich schmeichelt es ihm, wenn er in einer großen
feudalen (Gesellschaft bei einem der Herren, die er conterfeite, der Einzige
war im gewohnlichen Frack ohne Orden und nicht „von" „und trotzdem nach
einer Viertelstunde Mittelpunkt des Gespräches der einen Tafelbreite", er, deni
noch nicht acht Winter verflossen waren, seit er als durchgegangener Anstreicher-
lehrling frierend und hungernd auf dem Pflaster von München lag. — Er
verstand es auch, sich zur Geltung zu bringen. ,^n der Gesellschaft bei einem
der Nabobs der Victoriastraße tritt er als Eoncertmaler auf und lieferte in
einer halben Stunde acht fertige Portrait» von Herren aus der Gesellschaft. —
„Ich habe die Sache gut präparirt uud eine Woche total verloren, aber man darf
eine solche Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, nicht vorübergehen lassen."
Oft ist er an einem Tage dreimal eingeladen — „kurz, es ist ein Leben hier
im Winter, daß Einem die Ohren sausen." Ein Maler, der in Mode ist,
muß auch eiu elegantes Atelier haben. So begannen auch diese Sorgen um
.Uästen und Bibelots und Teppiche, was Zeit und Geld kostete. Das Letzte
macht dann wieder die Verhandlungen mit Kunsthändlern niithig, wohl auch
mit Kritikern. So klagt er einmal (188tt): „Die künstlerische Thätigkeit
besteht aus zwei Theileu, erstens etwas Gutes machen, dann sorgen, daß es
populär gemacht und anerkannt werde, das Letztere hole der Kuckuck."
Ter Wirbel dauerte nicht sehr lange und zog ihn nicht zu sehr in die
Tiefe, aber es war hier doch einer der Gründe, daß jenes Bild, das er
als rühmlichen Abschluß seiner Lehrjahre im Geiste trug, über die ersten
Entwürfe nicht hinauskam.

Und wieder trat Neues ein, das ihn — diesmal für immer — von
dem begonnenen Werke trennen sollte: der erste Staatsauftrag und der
Beginn der plastischen Arbeit.

Am ^4. Septeniber 1^8l> schreibt eri „Vorgestern berief mich Professor
Geheimrath Jordan, Tirector der Nationalgallerie, nnd ertheilte mir den
Auftrag, für die Kgl. Nationalgallerie das Portrait von Gustav Freytag zu
malen. Also der erste Staatsauftrag*». Mit Recht findet er in ihm etwas

*) Vgl.: O. Vlchm, Kall Twuffci-Vcr» p. 84.

sehr Ehrenvolles, auch abgesehen davon, daß für ein solches Portriat 40M Mt. bezahlt wird, denn bis dahin waren für die Reihenfolge der bedeutendsten Männer der Wissenschaft, Literatur und Kunst, Staatsmänner und Militärs, welche für die Nationalgallerie beabsichtigt ist, nur Künstler ersten Ranges aufgefordert worden. Da war Moltke und Bismarck von Lenbach, Mommsen und Helmholk von >vnaus, Vlumenthal von Gustav Richter, Manteuffel von Angeli.

Ein Monat später ist er in Siebleben und malt den alten Herrn. „Ist das ein Prachtmensch," ruft er aus. „So was von Herzensgüte und Liebenswürdigkeit ist mir bis dato noch nicht vorgekommen: er ist eine reine Idealfigur" . . . „Ich glaube, das; ich mich nicht blamiren werde. Ich male zwar unter sehr schmierigen Umständen, in einem niedrigen Zimmer, da er aber gut sikt, so werde ich doch was Gutes zu machen im Stande sein."

In der Begeisterung, mit der er an der neuen Arbeit hing, konnte es nicht einmal stören, das; der Senat der Akademie ihn trotz seiner Anmeldung zu einer Concurrenz von Kupfersticharbeiten gar nicht zulies;, weil seine Arbeit, ein Christus, nicht in der herkömmlichen ^iuicnmanier, sondern in einer anderen, von ihm „wieder erfundenen, resp. angewandten Technil" hergestellt war. Am II. November schon kann er berichten: „Meine Arbeit rückt hier ihrem Schlüsse entgegen; der alte >tnabe guckt scharf aus dem Vilde und ist energisch aufgefaßt." Nun ging er mit der Studie, die uns erhalten ist*», nach Berlin und dort auf's Neue an die Arbeit. Der Berkehr mit Siebleben blieb aufrecht, und ihm verdanken wir die Nadirung, die den Dichter in seinen; Garten darstellt**».

Im Juni 1«tt7 konnte er das Bild***» an die Nationalgallerie abliefern. „Jordan gefällt das Bild ausgezeichnet, und ich glaube, die Sache wird einen bedeutenden Erfolg haben. Sowie ich das Geld habe, so reise ich ab nach Paris und Holland und Belgien, ich freue mich wie ein Schneekönig auf die Reise und zappele schon ordentlich."

Aus der gleichen Zeit, in der er mit der höchsten Anspannung seines Könnens an dem Bilde Freytags arbeitete, aus dem December 1886 berichtet er: „Jett habe ich auch Modellirthon und bin für Bildhauerei völlig eingerichtet. Von nun an wird Abends gebildhauert, so viel als möglich, ich will zwar nicht Bildhauer werden, aber ich möchte doch wissen, wie es geht; ich glaube, ich habe ein ganz gutes Talent dazu."

Genau ein Jahr später, 23. Januar 1887, lesen wir, „ich stecke bis über die Ohren in der Plastik und habe für gar nichts Anderes Sinn. Talent dazu habe ich soviel als ein Änderer, es handelt sich nur darum.

*) von Donop II. :;.'>,
**> von Tonov III. KM u. 163.
***, von Donov I. 30.

es recht und schnell zn lernen . . . Am Tage nwdellire ich eine Büste «weiblich» und am Abend nwdellire ich Act. Die nächsten Jahre werde ich vorwiegend nwdelliren und in Marmor hauen, bis ich es kann" . . . „Bevor ich nicht das Modelliren los habe, kann ich kein Vild malen, das kommt später, denn jetzt habe ich keine Ruhe."

Das Schicksal seiner „biblischen Historie" war damit entschieden, der Abschluß, den er selbst für seine Lehrjahre als Maler gewünscht hatte, war nicht gefunden.

In dem gleichen Briefe verkündet er auch den Entschluß, den Berliner Aufenthalt aufzugeben und nach Italien zu gehen: „Ich ziehe federleicht von dannen. Mit mir auf die Reise nehme ich nur meine Kleider, mein Talent und Haares Geld. . . Ich freue mich auf Italien, wie auf das Neujahrskindli seinerzeit, die Umgebung hier ist für den Künstler doch fchließlich etwas trostlos, es ist mir manchmal, als wäre meine Phantasie hier versandet!"

Außer den inneren Beweggründen für den Entschluß, nach Italien zu gehen, die wir aus der bisher geschilderten Entwickelung, insbesondere aus seinem Uebergange zur Plastik begreifen können, scheinen auch äußere Einwirkungen mitgesprochen zu haben.

Auf der verbstreise nach der Schweiz 18«5 hatte er einen Jugendbekannten aus Bern, Welti und dessen Frau, eine geborene Escher, getroffen*). Briefwechsel und Besuche bei den Reisen in die Heimat hatten die Beziehungen aufrecht erhalten. Auf der herrlichen Besitzung Beluoir bei Zürich war dem Künstler ein Atelier eingerichtet worden; hier hatte er Gottfried Keller und Frau Lydia Welti'^j gemalt. Auffällig ist es, wie wenig wir von diesen Verhältnissen in dem Briefwechsel Stauffers mit seiner Familie, in dein sonst Alles bis in's Einzelne besprochen nnd berichtet wird, erfahren. In einem Brief uoni Mai 18tt7 schreibt er: „Welti hat mich für nächsten Winter nach Italien eingeladen, ich gehe wahrscheinlich mit." In den „Notizen" der Mntter heißt es: „Frau Welti spornte ihn förmlich zu dieser Uebersiedelnng an. Es nützte nichts, daß ihn seine Mutter bat, zuerst seinen zahlreichen Bestellungen zu genügen, die bei Stausfers rafcher Arbeit in einem halben Jahre wären ausgeführt worden, so daß er genügend Geld gehabt hätte, um einige Jahre unabhängig in Italien zuzubringen. Als er einmal den Gedanken gefaßt hatte, nach dem Süden zu gehen, riß es ihn unaufhaltsam dorthin."

Stauffer mar, das muß in diesem Zusammenhange gesagt werden, ein guter Sohn, und das Verhältnis; zu seiner Mutter war von einer rührenden Herzlichkeit. Man kann sagen, daß er bei allen seinen Erfolgen immer

*°! O. Vrahm, a. a. O. p»ss. ö7 IV.

**) Impressionistisch im Sinne bei Freilichtmalerei, wie das Kellcrbild, ward auch Frau Lydias Portrait gefaßt in leuchtenden Farben: „ein lebensgroßes Oclbild, hell in hell hingemalt." O. Brahm, a. ci. O, i>»?. 27. Vergl. P23, 98.

zuerst an seine Mutter dachte. Er- bittet (IN. Mai 18«6) seine Mutter,
ihre Gesundheit zu schonen. „Es wird ja voraussichtlich nicht mehr lange
dauern, daß wir auf einen grünen Zweig kommen, und ich möchte, daß Du dann
wenigstens noch die Gesundheit und Frische hättest. Dich darüber zu freuen."
Im Februar 1888 ist Stauffer in Rom, trifft ein Wetter, welches er
feinem ärgsten Feind nicht wünfcht, friert „wie sieben Dutzend Schneider"
und ist empört über die Dhier- und Aaummißhandlung der Italiener. Er
findet ein Atelier in der Villa Strohl-Fcrn vor der Porta del Povulo, da«
er zwar nicht billig fand — es kostete 12<» Francs monatlich — „aber es
liegt in einem großen Park mit Erpressen, Lorbeer und Pinien ... Es
sind auch ein paar antike Statuen im Garten aufgestellt, die sich ausge-
zeichnet machen." Er sucht die Sprache zu lernen und sich einzurichten, legt
selbst Hand an, um aus dein römischen Schmutz zu schweizerischer Sauberkeit
zu gelaugen, macht mit Xlinger Ausflüge in das Gebirge uud an das Meer
und kommt bis kurz vor Ostern dahin, „daran zu denken, daß er eigentlich
hier sei, um zu arbeiten." „Ich habe zu den, Zwecke fchon etwas ge-
zeichnet nach einem jungen Manne, was es werden foll, weiß ich selber
noch nicht." Im Mai ist er schon mitten in der Arbeit, die sich ihm schwer
und zäh entgegenstellt; doch er stellt ihr feine Kraft und feinen Humor
gegenüber: „Was machen wohl die Salatstauden?" fragt er (3. Mai 1888),
„Wenn sie fo langsam wachsen, wie meine Figureu, so werdet ihr die
Häuptli wohl erst über's Jahr abschneiden können . . . Bataillon, die
Plastik ist schwer, das verdammte Zeug ist rund, und wenn man eine Seite
gemacht hat und denkt Aha, dann ist es von der anderen gewiß Essig, und
so geht es immer zu, bis mau es schließlich doch beim Wickel kriegt. Im
Grunde ist es mir recht, daß die Sache schwer ist, denn wenn sie leicht
wäre, so hätte man zu viel Eoncurrenten. Also hü Kari! Ich habe
Courage für sieben, weil ich endlich merke, wo es mit mir hinaus geht.
Mir ist, wie dem Manne, der nach langer Fahrt endlich Land sieht. Ick
kann Euch fagen, daß uoch nie etwas bei mir fo gezündet, wie die antike
Plastik, die ich hier gesehen, vor Allem die griechische. Alles, was ich un-
klar empfunden, was mir dämmerte von Stil und Form u. f. w., ist nur
hier völlig aufgegangen, fodaß ich jetzt eben nur arbeiten muß, um dahin
zu gelangen, wohin ich will, und wohin ich eigentlich will, weiß ich erst,
feit ich hier bin. Es müßte sonderbar zugehen, wenn aus mir nicht ein
flotter Bildhauer würde, einer von den besseren. Ich mache nickt in Plastik
aus Caprice, sondern folgend dem bekannten dunklen Drange."
Wenn Stauffer während der Schwierigkeiten der Arbeit einmal „ein
wenig auf italienisch schimpfte", dann tröstete ihn Domenico, „Menfch für
Alles, Modell, Note, Diener, Factotum, Lehrer für das Italienische": Ll>
8i^norino, ia sonltara non va presto inni, seinpre piano, o «in vuole
naoien^a; oi zono protß^ori molto liubiü, anob «85i tanno piano,
psrolie ultrimunti non v»."

An den Sonntagen geht er mit seine»! Freunde Kllnger in die Berge
oder an's Meer. So schreibt er (Ili. Mai 18«8): „Letzten Sonntag waren
wir in Tivoli, wo Horaz seine Villa hatte, und an den berühmten Wasser-
fällen von Tivoli, wo noch ein alter Sibyllentempel steht ... In Tivoli
ist auch die Villa d'Este mit den wunderbaren Gartenanlagen und den
riesigen Eupressen, an denen die Rosen hinaufranken, fast bis in die Höhe,
und von deren Ballonen aus man über die Campagna hinaus bis an das
Meer sieht; in der Nähe sind auch die Ruinen der Villa des Kaisers
Hadrian. Ter Mann hatte Geschmack, in der Gegend würde ich mir auch
eine Villa bauen, wenn ich überhaupt eine bauen würde. Nächste Pfingsten
machen Klinger und ich einen viertägigen Bummel in die Sabinerberge
von Samstag bis Tienstag, nach Tivoli, Sarascinesco, Subiaco, Vivouaro
mit unseren« Factotum, dem Domenico, steigen dann auf zwei eigens für
uns geboren wordene Maulesel und treiben so auf gut italienische Sitte
durch das wilde Gebirge und genießen, was der liebe Gott da hinmodellirt
und genialt hat . . . Ich bin fidel und gesund und lache manchmal heim-
lich auf den Stockzahnen, daß ich endlich Berlin im Rücken habe."
Die Schrecken des römischen Sommers, die Hitze des Tages, die
Feinde der Nacht, die er mit Insectenvulver bekämpft, nehmen ihm keinen
Tag der Arbeit.
Am 13. Juli schreibt er: „Ich arbeite immer noch an der 1 m hohen
Figur und werde wohl noch 3—4 Monate, wenn nicht länger, daran zu
thun haben. Wenn diese fertig, fange ich die große an. Ich habe Tag
für Tag 9 Stunden Modell, und Sonntags ist Pause. Morgens V^ vor
6 schmeißt mich der Domenico aus dem Bett, kocht Kaffee, um 7 Uhr
fangen wir an zu laboriren, um 12 Uhr hören wir auf, um V^2 lege
ich mich auf V2 Stündchen auf's Ohr, dann mache ich eine Waschung,
um 3 Uhr geht es wieder los, bis man nicht mehr sieht; etwa um
7 Uhr."
Neben dem Modelliren arbeitet er auch zur Probe in Marmor. „Ich
baue direct aus dem Block, um später, wenn ich dann wirklich was machen
will, zu wissen, wie man es etwa angattigen muß."
Am 16. August kann er den Seinigen in Aussicht stellen, ihnen in
ungefähr 14 Tagen eine Photographie „vom Mannli" zu fenden. „Es
war ein hartes Stück, und so schnell macht mir das nicht Jeder nach. Es
war manchmal zum Verzweifeln, aber fchließlich wenn der Mensch etwas
absolut will und das Talent dazu da ist und die nüthige Ausdauer, so
müßte es mit dem Teufel gehen, wenn er es nicht zu Stande brächte . , .
Es wird eine ernste Figur von feinster Stimmung."
An seinem Geburtstag photographirt ein spanischer Freund ihn mit
dem „Adoranten". Diesen Namen hatte die Figur inzwischen erhalten,
„eine jugendliche männliche Gestalt, den rechten Fuß leicht vorgestellt, die

Hände geöffnet etwas nach vorn, den Kopf erhoben*). Das Bild schickt er an die Seinen und nach Aelvoir, von wo ein Glückwunschtelegramm eintrifft. „So hatte ich denn doch — ruft er aus — in meinem 30. Jahre, wie es sich gehört, mein erstes freies Werk geschaffen."
Und wieder einige Wochen später: „Ick selber habe das Gefühl, mein erstes wirkliches und wahrhaftiges Kunstwerk zu schaffen, ein Werk, was bleiben wird, sofern ich recht ermesse, eine Sache, die nur kam, wie der Traum in der Nacht, unwillkürlich und mich zwang, sie zu machen und dran zu arbeiten und sie herauszukriegen aller Unerfahrenheit und Ungeübtheil, sozusagen Unwissenheit in plastischen Dingen zum Trotz. Heute steht sie da, wohlgeordnet, frei, edel, wie ich mir sie dachte, und harrt nur noch der intimen Vollendung. In der Art, wie diese Arbeit entstand, merke ich, daß ich Bildhauer bin und kein Maler, wenigstens lange nicht in dem Grade. Ich nehme mir zwar nichts bestimmt vor, wie immer lasse ich mich in Dingen, welche die Kunst angehen, völlig von dein bekannten dunklen Drange leiten, aber es ist nur fo, als hätte ich ausgemalt. Es ist curios, noch vor 3 Jahren interessirte ich mich wenig, sehr wenig für die Plastik, dann kam es immer mehr und immer mehr, und heute stecke ich drin bis über die Ohren, und es ist nur so natürlich, daß ich bildhauere, wie wenn ich ^lIhre lang schon nichts Anderes gethnn hätte. Wie ich Euch sckon einmal schrieb: es soll nicht allzu lange dauern, so bin ich etwa so ans der Höhe von dem, was jetzt geleistet wird in Plastik. Es kann nicht anders sein. Lackt nicht! Die Sache wird sich so zutragen, wenn ich gesund bleibe und nicht äußere Umstände mich am Weiterstudiren hindern, was nach menschlicher Berechnung ja kaum eintreffen wird."
Die furchtbare Arbeit dieses Sommers, von der er selbst sagt: „Gearbeitet habe ich die Zeit über wie ein Narr, in meinen: Leben noch nicki so" <16. August 1W5>), war auch an diesen: Riesenkörper nickt ohne Spur vorübergegangen. „Ich mache die Beobachtung, daß meine Haare anfangen bedenklich zu grauen, die Schlafen sind sckon ganz nielirt, ich merke daran, wie an manchem Anderen, daß der Mensck nickt jünger wird, sondern älter."
Mitte September finden wir ihn in Derracina, wo er, anstatt der uothwendigen Ruhe in kühler Waldluft der Apenninen zu pflegen, eine Entfettungskur an sich vornimmt. „Macke alle Tage, so gut es bei der Hitze gehen will, einen Aufstieg in die glühenden Berge und schmeiße mick dann in's Meer." Bon Terracina zurückgekehrt, geht er in das Gebirge und freut sich, daß er schon verhältnißmäßig schlank geworden ist. Und unmittelbar nach diesen Erperimenten, über deren Gefährlichkeit ihn jeder tüchtige Arzt hätte belehren können, stürzt er sich auf's Reue in die Arbeit,

*) Siehe Rundschau Heft 10. Juli 1W2, S. tW. Römische Briefe, herausgegeben von Otto Brahm.

die nur durch anstrengende Sonntagsausflüge mit Klinger oder den Mt-
gliedern des Alpenclubs unterbrochen wird.
Er unternimmt nun den Adorcmten in größeren Maßen und beginnt
den „Jüngling mit der Lanze". Abends studirt er Anatomie nach den
Anweisungen Lionardos und zeichnet an einem Portrait des Malers Franz
Aerni, das er groß sehen will und „das besser weiden soll, als alle vor-
hergehenden Arbeiten" (20. Deeember 1888). Ostern 1889 macht er einen
kurzen Ausflug nach Florenz*).
Am 18. Inli 1889 schreibt er von seiner Arbeit: „Ich hoffe, ver-
zeiht mir meine Anmaßung, aber ich glaube nicht, mich zu irren, der ßio-
villotto oolla lancin, soll den Vergleich aushalten mit dem, was gegen-
wärtig an nackten Figuren etwa gemacht wird." Immer wiederholt er in
seinen Briefen, daß er unter keinen Umständen von seiner Arbeit weggehen
tonne, „der Giovanni, das Modell wird unterdes; zum Manne" slli. August
1889); „davon lassen kann ich unmöglich, bis die Figur geformt werden
kann, so komme ich also diesen Sommer nicht in die Schweiz. Es würde
mir auch widerstreben, ohne eine große Arbeit geliefert zu haben, zu Euch
zu kommen resp. zu Weltis" (18. Juli 1889).
Dennoch ließ ersich anders bestimmen,und damit beginntdieKatastrophe**!.
Diese ergreifenden Vorgänge, welche mit dein, was wir beabsichtigten,
den, Nilde einer künstlerischen Entwicklung, nur äußerlich zusammenhängen,
werden wir nach den Notizen der Mutter wiedergeben.
Zuvor erscheint es geboten, der geistigen Arbeit, die neben der künstle-
rischen immer einherlief, und auch der poetischen Versuche zu gedenken.
Der Schulsack, mit dem Stnuffer nach der Akademie auszog, kann
nickt schlecht bestellt gewesen sein. Seinen Gedanken wußte er schon un-
gewöhnlich frühe einen angemessenen Ausdruck zu geben. In seinem Stil
bemerken wir mit der Uebersiedelung nach Berlin eine Veränderung zu eigen-
artigem geschlossenem Ausdruck, welcher der Leichtigkeit und Eleganz nicht
entbehrt. Eine Reihe von Briefen der späteren Zeit sind Muster von an-
schaulicher und schöner Schreibweise. Er las viel, vielerlei, und meist
Gutes; die Bibel und in ihr vorzugsweise die Psalmen, Homer, Goethe,
Schiller, Herder, Shakespeare, die Sakuntala in der Uebersehung von Lobe-
danz, Grimms Michel Angelo, Brehms Thierleben, Lionardos Tractat von
der Malerei, die 8eb,«äula clivßi-znruin artnim des Theophilus in der
Bearbeitung von Lessing, daneben den Grafen von Monte-Ehristo in fran-
zösischer Sprache und seine Lieblinge Gottfried Keller und Eonrad Ferdinand
Meyer. —
Es wäre wuudersam, wenn Jemand, der so gut Brief zu schreiben
wußte, nicht auch darauf gekommen wäre, Erfahrungen und Gedanken über

*) Rundschau, Heft 1(1, Juli 18!»2, pux, 111. Briefe, hciausgeg. >,'. O. Brahm.
**) Vgl. O. Billhm, Karl Stauffcr-Bern, pn<(, 258.

eine Kunst niederzuschreiben. Sa finden wir denn in der That in seiner» Nachlaß eine Handschrift: „Die Malerradirung". Eine genaue Beschreibung der Kunst, auf zubereiteten Kupferplatteu zu zeichnen, dieselben zu ätzen und zu drucken. Zum Selbstunterricht für die Maler aufgeschrieben und mit den nothwendigen Bildern versehen von Karl Stauffer-Bern. 1886. Das Buch sollte bestehen ans einem Vorwort, I. Theil Nadirung, II. Theil Druck, Schlußwort.

Leider sind nur das Borwort, eine allgemeine Einleitung und folgende Eapitel vorhanden: das Material, Zubereitung der Platte, das Zeichnen auf die grundirte und geschwärzte Platte, die Pause. In der Einleitung folgt er im Wesentlichen der vorzüglichen Arbeit von Maxime Lalanne, II-aitö 6e I» Fravurs K t'ßau forte, in den übrigen Theilen hält er sich, wenn auch unter steter Beziehung auf Lalanne selbstständiger, seht an die Stelle der Causerie Lalannes, der eine Unterhaltung mit einem Schüler ftngirt, eine systematisch beschreibende Methode und will den französischen Autor ergänzen, da bei diesem, als einen» Landschafter, die Beziehung auf das Figürliche gänzlich fehlt, was wiederum für Stausfer gerade die Hauptsache war.

Ein anderes Heft ist überschrieben „Notizen für Themata". Es enthält die Gedanken, die den Künstler bei seinen Gängen durch Rom bewegt hatten, und die er zu gelegentlich späterer Ausführung mit einigen Schlagwort«» festhielt. So z. N. ,,8. Karin 8opr» Ainerva. Christus von Michel Angelo. Das directe Gegentheil von griechischer Kunst, Disproportion, gesuchte, curiose Stellung, unmotiuirte Forcirung des ganzen Muskelapparates, besonders Arn« und Torso. Bater des Barock gerade in dieser Statue. Parallele mit dem Sebastian von Mino". — Auf einem folgenden Blatt setzt er sich mit einer sehr verbreiteten Irrlehre auseinander: „Man redet so viel von der Objectivitcit der Antike, vom Zurücktreten der Persönlichkeit in den Werken, ganz vergessend, daß auch in der bildenden Kunst es schließlich bei jedem Werk der menschliche Geist ist, den wir bewundern, nicht den menschlichen Geist im Allgemeinen, sondern speciell den des Individuums, der das Werk hervorgebracht hat. Diese Theorie von der Objectiuität haben solche Leute formulirt, für welche eine Sammlung von Bildwerken ungefähr das war, was für mich eine Heerde Schafe. . . Der Hirt aber kennt jedes feiner Schafe ... So ging es auch mit der Antike; es brauchte Jahrhunderte, bis sich das Urtheil so schärfte, um in der Gesammtheit, die wir Antike nennen, die Entwicklung an den Einzelwerten zu erkennen. ^- Ein gutes Kunstwerk ist Natur, das den Weg nur einmal durch ein menschliches Gehirn genommen hat, nicht durch mehrere; sobald dieser Tag eintritt, ist die Decadence da. Das Suchen nach dem besten Ausdruck für die persönliche Empfindung charakterisirt die anfsteigende Kunstepoche, das Aufgeben dieser Bestrebung aus dem oder jenem Grunde (z. B. weil man glaubt, das Ideal sei jetzt gefunden, oder weil Einer da

ivar, der die Anderen so überragte, daß er die Schwachen zwingt, ihn nach-
zuahmen, Manieristen zu werden) charakterisirt den Verfall." —
Als Beispiel wird Michel Angela und Venvenuto Eellini angeführt. —
Die Abneigung gegen die Anwendung der Photographie durch die
Künstler leiht ihm zürnende Worte: „Was heute noch inmitten der Con-
fusion, welche die photogravhische Pest unter Künstlern und Publicum an-
gerichtet hat, für etwas gilt, wird wie Kunstmolle auseinandergehen, und
man wird nach einem wahren Sentiment, und wenn auch mit allen Schwächen
menschlicher Mangelhaftigkeit, Ungelenkigkeit des Ausdruckes förmlich lechzen."
An anderer Stelle hat er niedergeschrieben: „Als ich einmal sagte:
Minger, ich begreife nicht, daß Sie so viele Sachen, die zum AVE der Kunst
gehören, so schlecht machen, so vernachlässigen, da erwiderte er: Sie haben
hauptsächlich das Nildhauer-ANL, es giebt aber in der bildenden Kunst,
beziehungsweise Malerei sehr verschiedene Punkte, von wo aus einer zu buch-
stabiren anfängt, und Jeder denkt dann, daß sein ABL das Hauptsächliche
sei und sieht sich Bilder und Kunstwerke nur insofern an, ob sie in sein
AVE, in seine Empsindungsscala hineinpassen."
Von den kurzen Sinnsprüchen, die hie und da verstreut stehen, seien
Folgende angeführt. „In die Schränke der Wahrheit kommen die Motten
wenn sie nicht von Zeit zu Zeit gelüftet werden." ^ „Ich arbeite wieder
wie in der Tretmühle, denn der Enthusiasmus allein thut's nicht". — Er
hat in diesen, Merkworte für den Künstler dem Spruche Schillers eine
individuelle Gestalt gegeben: „Das Genie — das ist der gleist."
In den Notizen zu „Laotoon, von den Grenzen der Malerei
und Poesie" setzt er sich niit den Ansichten Lessings, Winkelmanns und
Goethes auseinander. — Leider sind diese Notizen nur ein erster Entwurf
geblieben; Stauffer ringt mit dem Ausdrucke, wiederholt sich, wird grob,
wie man es werden darf, wenn man für sich selbst schreibt, giebt aber eine
Summe goldener Wahrheiten, wie sie nur Jemand geben kann, der echter
Künstler und scharfer Dialektiker zugleich ist. Es ist ein fast unglaublicher
Fortschritt von der naiven Wiedergabe seiner Eindrücke aus den akademi-
schen Jahren, bis zu dieser Geistesschärfe und Klarheit, die sich dem Aesthetiker
Lessing gewachsen zeigt. Und dieses Wachsthum hat sich in wenig mehr als
zehn Jahren vollzogen.
In kräftiger Weise wendet sich Stauffer gegen die Hauptfehler der
Aesthetik des vorigen Jahrhunderts, nach welcher aus abstmcten Voraus-
sehungen Regeln für die bildende Kunst abgeleitet werden, die doch ldie
Regeln nämlich» nur durch Anschauung gewonnen weiden können. Zur
Stelle Laotoon II: „Wer wird dich malen wollen, da dich Niemand sehen
will," sagt ein alter Epigrammist über einen höchst ungestalteten Menschen,"
bemerkt Stauffer: „Messing übersieht die Poesie der farbigen Darstellung, man
sieht, daß er kein Maler war, was hätte er mit Velasouez und Nembrandt
angefangen. Was hätte er mit dem Aesop in der Villa Albani angefangen,

dieser eminenten Eharakterdarstellung. — Erschöpfende, überzeugende Dar-
stellung eines Charakters, eines Bildnisses ist auch einer der Gipfel des
Kunstgebirges."
Zur Stelle: „Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit
leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht
geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson,
ihren Pyreicus sollten gehabt haben," bemerkt Stauffer: „Ganz falscher
Standpunkt; hält Nravour und pietätvolles Studium der Natur nicht aus-
einander" .... „Man kann alle Sachen, auch den Kehrichthaufen auf
der Straße, vermittelst des Helldunkels in stimmungsvolle Vilder verwandeln,
es kommt immer nur auf das ,Wie^ an; wo der eine einen Kehricht-
haufen sieht, erblickt der andere wunderbare Farbencontraste."
Zu der Stelle Lessings: „Den unwürdigen Kunstgriff, die Äehnlichkeit
durch Uebertreibung der häßlicheren Theile des Urbildes zu erreichen," und
über „das angebliche Gesetz der Thebaner, welches die Nachahmung in's
Schönere befahl, die Nachahmung in's Häßlichere verbot," giebt Stauffer
die Randnote: „Mit solch verfluchten Theorien haben wir die kunstgelebrte
Sculptur der eisten Hälfte unseres Jahrhunderts gekriegt. Wo bleibt
Masaccio, wo van Eck, Holbein, Dürer, oder sind das keine Künstler in
des Wortes gewaltiger Bedeutung. Mit diesem banalen Dusel von der
,^dealisirung der Griechen kommt man einfach zur Oberflächlichkeit und
Manier, aber niemals zur Naturanschauung, zum Eindringen in die Ge-
heimnisse der organischen Form." . . . „Indem Du Dich vertiefst in die
Wunder der Natur, in dem Maße, in dem Dir die Natur die Bedingungen
der malerischen und plastischen Erscheinung erschließt, wirst Du von ihr
lernen, daß nur das Organische lebensfähig sei" .... Winkelmann sagt:
„Edle Einfalt, stille Größe" — ich sage: organische, d. h. lebensfähige
Bildung in erster Linie. Michelangelo wich von dieser ersten aller Be-
dingungen willkürlich ab, bildete eine Natur für sich ... er bedeutet das
gerade Gegentheil griechischen Schaffens. So gut wie der Grieche sich als
Mensch allseitig ausbildete, so bildete er auch seine Kunstwerke . . . „dae^
Werk, das die größte innere Wahrheit, d. h. Eristenzmöglichkeit, Lebens-
fähigkeit hatte, war das schönste" . . .
„Die Fabel von Pygmalion ist keine Fabel in gewöhnlichem Sinne,
die Geschichte wiederholt sich bei jedem wahren, plastischen Werk. Der
Akt der Schöpfung vollzieht sich bei jedem wahren Kunstwerk; Du muht
einen Menschen aus einem Thonkloß machen und ihni Deinen Geist ein-
hauchen, vermagst Du das, und hast Du soviel Geist, daß Du davon ab-
geben kannst, soviel, um einen Thonkloß zu beleben, dann lebt das Wert,
und wenn es auch kein Glied rührt, ja, ich möchte beinahe sagen, je ruhiger
es steht, desto länger wird es leben, aber ein Leben für sich" . . .
„Unwürdigen Kunstgriff" nochmals: „Zwischen der falfchen Auffassung
der Uebertreibung in's Schöne und der in's Häßliche liegt da-5 naive ehr-

liche Studium der Natur, des Portraits, des Charakters mitten inne, und
wenn von einem Portraitideal die Rede ist, so ist dies nur in dem Sinne
zu verstehen, als man das Individuum in seinem Wesen überzeugend zur
Geltung bringt; um das landläufige Idealisiren kann es sich da niemals
handeln . . . Der Künstler wird, anch wenn er sich ohne jede vorgefaßte
Meinung hinsetzt, als die, das was er sieht, so ehrlich und so treu nach-
zumachen als möglich, wegen dieser Ehrlichkeit und Pietät der Natur gegen-
über sich nur zum frommen Dollmetsch dessen machen, was er in dem Vor-
wurf empfindet, aber, — und darauf kommt alles sogenannte Idealisiren
hinaus — er wird nicht ein solcher Flachkopf sein, um dem lieben Gott
in's Handwerk zu pfufchen, d. h. ihn corrigiren wollen . . . Lügen ist nicht
idealisiren. — Im Leben wie in der Kunst sind uns starke Charaktere un-
bequem, und eine ehrliche Meinung tonnen wir selten ertragen; was ist aber
ein gutes Portrait anders als die ehrliche Meinung eines guten Künstlers
über unsere äußere Erscheinung."

Gegeu die Sätze Lessings, der Endzweck der Wissenschaft sei die Wahr-
heit, „der Endzweck der Kunst Vergnügen, und ein Vergnügen ist entbehr-
lich", wendet sich Stauffer mit den Worten: „Einen Endzweck hat die Kunst
überhaupt nicht, sie lebt in uns wie die Religion und Philosophie als eine
Aeußerung unseres metaphysischen Bedürfnisses, es ist eine der drei Fähig-
keiten, die uns überhaupt zu Menschen machen, die Empfindung des Schönen,
die Wissenschaft des Wahren, die Moral des Guten. Insofern die Em-
pfindung einer dieser drei Sachen uns das Bewußtsein unserer Menschlich-
keit vergegenwärtigt, kann man sprechen vom Vergnügen, das sie uns ver-
schaffen, in einer anderen Weise wohl kaum. Kunst ist so alt und so noth-
wendig wie die Wissenschaft, wenn nicht älter, und so alt wie die Religion,
mit der sie in den vergangenen Zeiten Hand in Hand ging. . . Ueber
ihren Endzweck wissen wir so wenig, wie über den Endzweck unserer Existenz."

Zu dem Abschnitt III bemerkt Stauffer: „Die ästhetischen Lehren
Winkelmanns (und mit ihnen die Plastik der ganzen Zeit) haben sehr viel
Aehnlichkeit mit denen des Mittelalters vom Geldmachen. Man dachte, die
Schönheit bestehe in gewissen feststehenden Maßen und Verhältnissen, welche
die Griechen gekannt hätten, und die zu finden man seine ganze Kraft ver-
wenden müsse, also je niehr sich eine Figur gewissen Maßen nähere, die
man für die schönsten hielt, desto mehr gewinne ihr Kunstwerth . . . Die
Formen, die für den Griechen zur plastisch empfundenen Natur wurden (so
möchte ich überhaupt ein plastisches Kunstwerk nennen) werden für uns,
falls wir sie fertig übernehmen wollen, einfach zur Phrase, zur Ungereimtheit.
Es giebt eben nicht ‚absolute^ Maße, um die plastische Schönheit zu messen."

Die gegnerische Anschauung in einer Reihe wichtiger Punkte hindert
Stauffer indessen nicht, der Bedeutung Lessings gerecht zu werden. Am
Schlüsse seiner „Notizen" schreibt er: „Es können nur Leute, die nicht im
Stande sind, die ungeheure That Lessings zu würdigen, bedauern, daß er

nicht (durch günstige Lebensverhältnisse in den Stand gesetzt) noch mehr ge-
than. .hätte er noch mehr thun können? Nein, denn wenn er über
Anderes als seine Kunst, die Poesie, geschrieben hätte, über Musik, Malerei,
Baukunst, Plastik, so hätte er, wie es Laokoon zeigt, nicht als Maler,
Bildhauer, Architekt und Musiker, sondern als gebildeter Laie geschrieben.
Der Laokoon ist hauptsächlich bedeutend von der Seite der Poesie; er
< Lessing) hat in seiner Genialität das Wesen der Plastik erfaßt, völlig erfaßt, und
— das »meßbare Ideal der Schönheit', was seiner Zeit eigen ist, ails den,
Laokoon als eine wirklich überflüssige Zuthat weggedacht — so ist das, wac>
er über Plastik sagt, zwar nicht erschöpfend, aber zutreffend, und jedenfalls
das Beste, was über Plastik bis zu seinen Zeiten lnnd vielleicht auch seit-
her?) gesagt worden."

Was dieses meßbare Schönheitsideal und die Nachahmung der Natur
in's Schönere betrifft, darauf antwortet Stauffer abschließend mit jenem
Bekenntnis;, das ihm der Leitstern seiner künstlerischen Fahrt geblieben ist,
niit jenen Worten Dürers, die er sich bei schmieriger Arbeit auf die Seite
seines Skizzenbuches schreibt und die er in den Briefen oftmals wiederlwlt:
„Gehe nicht von der Natur in Deinen: Gutdünken, daß Du wollest meinen,
das Bessere von Dir selbst zu wissen, denn wahrhaftig steckt die Kunst in
der Natur, und wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

Sein eigenes Bekenntnis; über „Idealisiren" giebt Stauffer in den
Worten: „Weil Dein Werk in der Zeit stillsteht, muht Du anders zu Werk
gehen, als die Natur, deren Erscheinung sich in der Zeit verändert, unc>
weil Du nicht die Wirklichkeit selbst, sondern nur den Schein derselben,
also nur einen Theit ihrer Daseinsäußerung giebst, mußt Du, weil andere
Darstellungsmittel nicht vorhanden. Deine Figuren nicht reden, nicht handeln
können, uni so sorgfältiger suchen, diesem Mangel durch eine möglichst voll-
kommene Darstellung dessen, was durch das Auge auf unser Sentiment
wirkt, nachzuhelfen, resp. ihn vergessen zu machen.

„Dieses möglichst zn Nathe halten alles Dessen, was sich ini Raum
abspielt, weil sich die Kunstwerke in der Zeit nicht verändern, möchte ick
das Idealisiren nennen."

Einmal in einein gegebenen Zusammenhange kommt Stauffer auch in
den Notizen über Laokoon auf die Photographie und dabei auf den Unter-
schied zwischen künstlerischer und photographischer Wahrheit zu sprechen:
„Das Leben des Kunstwerkes ist ein von der Wirklichkeit ganz verschiedene'',
das ist heute in der Zeit des photographischen Momentapparates nicht über-
flüssig zu sagen, wo man am liebsten, nm mehr Leben in die sogenannten
Kunstwerke zu bringen, die Leute dnrch ein Gucklock sehen ließe, nm wie
der Breslauer Photograph*» den Reiter in Bewegung zu geben, anstan

*) Stauffer meint wohl dm Momeiltphowaraphen Anschütz in Lissn und dessen
stioboscovischen Apparat.

den, Wesen des bildendeil Kunstwerkes gemäß aus dem Wechsel der Er-
scheinung das Wesentliche, d. h. das künstlerische Bleibende zu erfassen. Das
Charakteristische der wirklichen Naturerscheinung ist ihr Wechsel in Zeit und
Raum. Das Charakteristische der Erscheinung eines Kunstwerkes ist das
gerade Gegentheil, es ist eine bleibende Erscheinung ohne Veränderung in
Zeit und Raum. Daraus müßte schon eine Reihe von Nutzanwendungen
gezogen werden können für den künstlerischen Beruf. Die ganzen modernen
Bestrebungen, der Wahrheit vermittelst des photographischen Apparates näher
zu kommen, fallen dadurch von selber in sich zusammen, insofern sie nicht
<da der Apparat doch nun einmal erfunden ist, und die Versuchung, unserer
natürlichen menschlichen Unvollkommenheit nnt Maschinenarbeit nachzuhelfen, zu
uahe liegt) dazu dient, so recht deutlich zu beweisen, worauf es in der
Kunst eigentlich ankomme, und daß der photographifche Apparat zur inneren
Wahrheit und organischen Vollkommenheit eines Kunstwerkes nicht beizu-
tragen vermag. Was der photographische Apparat giebt, ist ebenso wenig
die Wahrheit, als jede andere Reproduktion, die einen beliebigen Moment
aus dem ewigen Wechsel der Erscheinung herausgreift, aus dem Zusammen-
hange reißt und für sich firirt. Wenn je etwas zur Hebung der Kunst bei-
getragen hat, so ist es der photographische Apparat, freilich in anderer
Weise, als die Herren Künstler glauben, indem er jeden vernünftigen
Menschen, der sich seiner eine Weile bedient hat, um vermittelst seiner die
Wahrheit (?) seiner Werke zu heben, zur Evidenz beweist, daß die
künstlerische Wahrheit eine von der Wahrheit des Photogramms durchaus
verschiedene ist . . .

„Photogramm ist die natürliche Erscheinung, durch die Linse des Appa-
rates gesehen, wie sie sich auf der lichtempfindlichen Platte fpiegelt, und
Kunst ist die natürliche Erscheinung, wie sie durch das Auge des Künstlers
einzieht in seinen Intelleet, und wie er sie vermöge seines Intellektes dar-
stellt. Um so viel der Mensch als Apparat zu diesem Zwecke (der Em-
pfindung des Bleibenden im Wechsel» geeigneter ist (denn das aus der
Kette der Erscheinungen zufällig Herausgerissene ist ebenso unwahr, wie ein
aus dem Zusammenhange gerissener Satz in seinem Sinn entstellt ist), um
soviel höher steht die Wahrheit des Kunstwerkes über der Wahrheit des
Photogrmnms."

Außer diefen Fragmenten, die sich auf die Kunst beziehen, sind uns
eine Anzahl von Dichtungen erhalten. Es bestand eine Zeit lang die Absicht,
die Gedichte Stauffers herauszugeben. Man ist davon abgekommen, wie
uns scheint mit Recht. Denn die Dichtungen wollen von den Meisten „an
sich" und nicht in Beziehung zu dem Leben des Dichters genossen und
beurtheilt werden. Unter den Gedichten Stauffers aber findet sich Vieles,
was nur durch diese Beziehung Werth gewinnt. Einiges dagegen ist trefflich,
und das Wort wird zum enganschließenden Symbol für die Bewegung
der Seele.

In den Skizzenbüchern finden wir hie und da den unmittelbaren
Ausdruck einer Stimmung in poetischem Gewände. So steht unter der
Bleistiftskizze: Pallas Athene hält auf dem Arm zwei Kobolde, die gegen
den am Arbeitstisch brütenden Künstler einhauen und einstechen:
„Der Gärtner, der dos Gärtlein pflanzt,
Hat wenig nute Stunden."
Wahrend der Studien für „die Salbung" schrieb er auf ein Blatt:
„Winde Deines Lebens Tage
Dir zum Kranz mit schönen Händen."
Jenen Gedichten, die sich auf Kunst und Literatur beziehen, schickt er
das Motto voran:
„Mancher Vers wird Euch pikant '
Klingen in die Ohren,
Daß die Sauce nicht,charmant'
Nach der Art der Thoren,
Ist mir Wurst, ich schreibe nicht
Für die armen Schwachen,
Wer gesunden Magen hat,
Mag drob heiter lachen.
Drum, o Thränendichterthum
Mit dem zarten Busen,
Schlägt ein frischer Wind Dich um,
Freuen sich die Musen."
Eines von den hierher gehörigen Gedichten sei mitgetheilt:
An die Realisten.
„Ihr habt's erreicht, '3 ist gar kein Zweifel,
Die Phantasie, sie ist zum Teufel,
Dafür hat er Euch angespieen
Mit llllerneusten Photografthieen.
War' ich Regent, ich hüls' Euch walscken
Und echte Lebensmittel fälschen:
Hol' Euch die Pest, Ihr faulen Jungen,
Mit glattem Haar und glatten Zungen!
Schäm' Dich, elendes Kimstlerpack
Mit Trockenplatten in dem Sack!"
Den Gebrüdern Grimm widmet in er einem Heft, überschrieben
„Germania"/die Zeilen:
„In den Märchen wohnt die Wahrheit,
In den Märchen wohnt das Glück.
Des lebendigen Wortes Klarheit
Strahlt den Himmel uns zurück."
In den schrecklichen Tagen, da er, als ein gebrochener Mann in die
Heimat zurückgekehrt, die Waffe gegen sich gerichtet hatte und wieder genas,
beschäftigten ihn die Bilder des Todtentanzes. In dem Lucius „Der Tod
von Bern", verseht er sich in die gransen Zeiten, als „das große Sterben"

durch'? Land ging, und der Tod den „Mutz" von Vern auffordert, ihm
das Thor zu öffnen. In Spruchweifen, jenen ähnlich, die wir unter den
alten Bilden« in den Zügen des 14. und 15. Jahrhunderts geschrieben
finden, läftt er den Tod mit dem Papst, dem Kaiser, den, Ritter, dem
Pfaffen, dem Geizhals, dem Studenten, dem Professor, der Mutter, der
Jungfrau Zwiesprach halten. Ten Schills; bildet „Ter Tod und der
Verfasser."

Tod: Ich schlich mich in das Brautgemach mit List,
Als einst Nein Vater dort die Mutter hat getMt:
Ich stand beim Kindbett, als sie Dich entband.
Und die Geschwister; nah' ich dort Euch stand.
Stets bin ich bei Dir, nirgends siehst Tu mich,
Vis Deine Stunde kommt, behüt' ich Dich:
Ick, den die Thorm fürchten und die Dummen,
Ich mache einst auch Deinen Mund verstummen.

Verfasser: Ich lenne Dich, sah Dich oft ferne winken
Und mit den leeren Augenhohlen blinken.
Wenn Du mich rufst, so bin ich stets bereit,
Hinabzusteigen in die Ewigkeit.
Den Kelch der Trübsal Hab' ich ausgeleert.
Daß mich nach keinem weiteren begehrt.

Im Sommer 1889 war Stauffer, wie wir oben berichteten, mit einer
vergrößerten Wiederholung seines Adoranten und dem „Jüngling mit der
Lanze" beschäftigt. Für das, was noch zu erzählen bleibt, lassen wir hier
das Autogramm der Mutter „Einige Notizen über Karl Stauffer" einsehen.
Wer diese knappe, nur hie und da von verhaltenem Schmerz durchzitterte
Darstellung ganz verstehen will, der stelle vor sich die drei Radirungen und
Stiche aus Stauffers Hand: Tas Bild des Künstlers selbst, das der Mutter und
das der Frau, die sein Verhängnis wurde, und erinnere sich jener Wahr-
heit, die Angelus Silesius in den Worten ausprägte:

„Es ist eine Gerechtigkeit auf Erden,
Daß die Gesichter wie die Menschen werden."

„Ein Speerwerfer" . . . war bereits feiner Vollendung nahe, als das
Tramll begann, welches ein fo trauriges Ende nahm. Mitten aus feiner
Arbeit weggerufen durch eine dringende Bitte der Frau Welti, nach Zürich zu
kommen, uni ihren Mann, der durch Unglück in feiner Familie stark gebeugt
sei, auszurichten, folgte er dein Rufe und ging im Herbst 1889 in der be-
ständigen Angst um seine unvollendet zurückgebliebene Arbeit nach Zürich
und half bei der Umänderung des Parkes der Villa Veluoir, in welcher die
Eheleute Welti wohnten. Nach feinen Anordnungen wurde geändert, und als
fchließlich die Umgestaltung fast vollendet war, tauchte das Project auf, nach
Italien überzusiedeln. Frau Welti wollte die Residenz in Rom auffchlagen.
Stauffer rieth davon ab, weil er nicht in feiner Arbeit gestört sein wollte
durch die beständige Gegenwart der Maecene, denen er feine Zeit hätte
opfern müssen, und so gerieth man auf die Idee, Floren; als Aufenthalt zu

wählen. In fieberhafter Hast wurde in Zürich liquidirt, und ein kurzer
Besuch bei den Seinigen ließ bei Stauffer eine ganz ungewohnte Gereiztheit
erblicken, die man seiner angestrengten Arbeit, der Aufregung der letzten
Tage zuschrieb. Noch einmal warnten Mutter und Bruder davor, in einem
Abhängigkeitsverhältnis) zu bleiben, welches nicht nothwendig sei, um die
Arbeit fortzusetzen. Die Warnung wurde in den Wind geschlagen.
Stauffer war von Frau Nelti vollständig fascinirt. Er reiste nach Florenz
im Auftrage des Ehepaares Welti, um dort für dasselbe eine Villa zu miethen
oder zu kaufen. Als er sich dieses Auftrags entledigt hatte, folgte ihm das
Ehepaar dorthin. Hier beginnt nun das Unbegreifliche. Nachdem Stauffer
auf einer Reise nach Nom seine dortigen Freunde besucht und seine im
Werden begriffene Statue besorgt hatte, kehrt er nach Florenz zurück, um
bei der Installation der Eheleute Welti zu helfen. Der Ehemann ging in
die Schweiz zurück, und nun tauchten die abenteuerlichsten Pläne auf, die
nur je gefaßt wurden. Ein Freund von Stauffer, Klinger, aus Nom herbei-
gerufen, um an dem Project theilzunehmen, verreiste wieder, da er an dem
richtigen Perstande von Stauffer und Frau Welti zweifelte. Da überraschte
Alle die Nachricht, Stauffer sei mit Frau Welti nach Rom geflüchtet. Briefe,
die von Geistesgestörtheit deutliches Zeugniß ablegten, langten daheim an
und wurden alle den: Vater Welti's, dem Bundesrat!) vorgezeigt. Es wurde
aber von Seite der Familie Welti ein Feldzug gegen den geisteskranken
Stauffer eröffnet, der ihr nicht zur Ehre gereicht! Stauffer wurde unter
der absolut unbegründeten Anklage auf Unterschlagung, unter Mithilfe der
schweizerischen Gesandschaft in Nom verhaftet, und als sein Bruder nach
Nom kam, um zum Nechten zu sehen, und die Untersuchung aufgehoben
werden sollte, auf Veranlassung des Attaches Nochette in Kerker behalten, bis
der Ehemann Welti Zeit fand, eine Anklage wegen Entführung einer geistes-
kranken Person*» gegen ihn zu formuliren und zwar, nachdem er einige
Tage vorher an die Angehörigen Stauffers von Florenz aus telegraphirt
hatte: „Karl zweifellos geisteskrank." Die neue Klage wurde eingereicht,
und Stauffer mußte im Gefängnis, bleiben, bis endlich die Ueberweisungs-
fmmner beschloß, denselben dein Gerichte in Florenz zu überweisen. In
t'errw st onisnig wurde er nach Florenz geschleppt, wohin sein Bruder ibm
vorangeeilt war, um seine Freilassung zu erwirken."

Wir unterbrechen hier die Erzählung, um Theile des Gedichtes: „Alls
Königs Kosten" anzuführen, das nach dieser Fahrt entstand.

hinein zur Thür
Stieß man uns in ein schauderhaftes Loch,
Transit genannt, das schrecklichste von allen.

*) Tic Anklage lantctc noch viel stärker: vi«!<,?,ic,un ll'uu^ 8t»p»w, Vergewaltigung
einer Irrsinnigen. — Ucbcr die ganzen Vorgänge vcrgl. die erschövfende Tarstellung von
O. Brahm «. n. O. i^?, 2NN ff.

Da geht die Thüre auf, und dreiundzwanzia Strolche,
Ladrom, Diebe, Mürber, Raubgesindel
Auch zum Transport a «>>e^ <I^I ^uv^rn,,.
Ich schloß kein Ana', der Morgen kam heran.
Da drehte sich mein Nachbai gähnend nm
Und fmgte mich: K on<> I^ii pr«8« tu?
^ient,' ^n,',,ro, l) i» t<>. el>« i^>m„?
Vent »nni cli ^>!,?r!l dutwu ß^w,
II,, ,-,MI»N22i>t' UN Z,Ü I» INÜl !,1i»!n,
!^nn venu,' l»c»i <:,,! «,,!<!!. ««!,
8w brutto »tn'M ,!un^us I'm»ml>?//,!>i. ^)
Acht Mann an einer Kette, je zu zweien
De» ganzen Bahnhof lang bis zu den Wagen
Mit achtzehn finstern, wohlucrschlossnen Zellen.
Als man uns ab- und wieder aufgeladen
Auf jenen Wagen, den's Governo zahlt.
Knallte die Peitsche, und am späten Abend
Ging's durch Lorenz nach <'nro«ri „„irntw
Am Dom vorbei, ich sah dm Marmor winken,
Die Veste Fion, und ich fühlte frei
Mich trotz der Kesseln und der schweren Ketten."

„In Florenz angekommen, wurde er erträglicher behandelt und erlangte endlich, nachdem er nun seit dem 14. November im Kerker geschmachtet hatte, Anfangs Januar die Freiheit. Frau Welti war unterdessen in einem Irrenhaus untergebracht worden, wo die Aerzte bald den Ausspruch thaten, sie sei gar nicht krank. Tic Anklage wurde trotzdem nicht zurückgezogen, und erst im Atonal Juni erfolgte auf das endlich angelangte Gutachten der Aerzte hin eine vollständige Freisprechung durch Aufhebung der Anklage von Seiten der competenten Behörde. Herr Nelti hatte die Nachsucht so weit getrieben, daß er, obschon von dem Zustaude Stmiffers genau unterrichtet, einen förmlichen Nückzug der Klage verweigerte. Stauffers Freiheit war nicht von langer Dauer. Vald, d. h. schon einige Tage nach seiner Entlassung, zeigte sich seine Krankheit in einen« Ausbruche vou Naserei, der seine Verbringung in's Irrenhaus nothwendig machte. Ein Transport deo Kranken erschien unmöglich, auch weigerte sich derselbe, dein herbeigeeilten Bruder in die Schweiz zu folgen. Im Monat März endlich fchien ein Transport möglich. Herr Dr. Nobert Vogt von Veru war so gütig,

*) Was hast Tu gelliegt?
Noch nichts. Und D«, was »eben sie (die Richter) Dir?
Zwanzig Jahre Galeere schmissen sie herunter.
Ich habe ein wenig meine Mutter umgebracht.
Sie rückte nicht mit den Soldis heraus, weißt Du,
Die wilde Hexe, drum schlug ich sie todt.

Stlluffer abzuholen, der zwar noch immer hochgradig aufgeregt war, aber
doch auf denl Wege der Genesung sich befand. Heimgekehrt pflegte er der
Muße nicht lange, es zog ihn mit aller Macht wieder dem Süden zu.
Hauptsächlich bekümmerte ihn das Schicksal der Frau Welti, die er im Irren-
hause glaubte. Er reiste nach Roni zurück, wo er von dein Irrenarzt der
betreffenden Anstalt vernahm, die Frau sei 14 Tage vorher ganz fröhlich
mit ihrem Gatten, der sie abholte, weiter gezogen, die Frau, die sich vor
ihm niedergeworfen, als er wieder von Florenz nach Rom an seine Arbeit
zurückwollte, und die ihm gedroht hatte, sich in den Arno zu stürzen, wenn
er sie nicht mitnehme. Er kehrte hierauf nach Florenz zurück, um eine
Arbeit zu unternehmen, aber die Nachricht, da« die Frau, der er Alles zum
Opfer gebracht, ihn fo schmählich im Stiche gelassen, hatte ihn so über-
wältigt, das; er sich unfähig fühlte, etwas zu vollbringen. Tief nieder-
gebeugt, kehrte er deshalb zu seiner Mutter nach Viel zurück. Es wurde
Alll": gethan, um ihn aufzurichten, man glaubte, es fei erreicht, als er sich
bewegen lieh, in Bern einige Portraitaufträge anzunehmen, deren Ausführung
ihn» nicht nach Wunsch gelang. Ein Selbstmordversuch war die Folge
davon. Körperlich halb geheilt, auf feinen Wunsch aus den: Spital ent-
lassen, kehrte er nach Viel zurück, wo er noch längere Zeit in dumpfem
Vrüten zubrachte, bis sich endlich wieder ein regelmäßiger gesunder Schlaf
einstellte. Sein Gönner, Professor Hildebrand, der im September die
Schweiz besuchte, ermuthigte ihn wieder zur Arbeit und zur Wiederauf-
nahme seiner unterbrochenen Sculvtur, was seine Wirkung nicht verfehlte."
Adolf Hildebraud legte ihm nahe, die Werke des Malers Hans von
Maröes (gestorben 5. Juni 1887 in Nom), welche in der Sammlung
Fiedler in München aufbewahrt werden, neu zu schaffen. Hierauf bezieht
sich der Entwurf eine» Nriefes vom 13. September 189N:

„Vcrehrtestcr Herr Hildcvrand! Ihre Idee graphischer Neuschaffung Marocs'scher
Bilder hat mich seit unserer Begegnung beschäftigt. Tas Wesen der Aufgabe, als Sic
mir dieselbe stellten rcsv. anregten, war mir nicht sofort klar, die Sache lam mir ;u
vlötzlich, war zu eigenartig. Die Vorstellung, baß es schwer fem möchte, das richtige
Maß zu finden, um die Pietät gegen den Künstler nicht zu verletzen, ließ mich im ersten
Moment zurückschrecken. Es wird oft das Bessere der Feind des Guten. Indem ich
mir aber die Bilder, welche bei Ihnen auflagen, recht vergegenwärtige und mir die
Wirkung nach der mir zufallenden Arbeit vorstelle, glaube ich wohl im Stande zu sein,
diesen einzigen Künstler dem Publikum näher zu bringen. In ihrem jetzigen Zustande
werden die Arbeiten einem Zeitalter, welches mehr und mehr die sogenannte photographische
Richtigkeit zum Maßstab künstlerischer Leistung erhebt, ungenießbar bleiben, zumal in
der mechanischen einfachen Reproduction, welche die Tonrverthe so 'falsch als möglich
übersetzt. An der Aufgabe, wie ich mir sie denke, bietet der eigentliche Stich wohl nur
einen Theil der Arbeit: vor Allein würde es sich dumm handeln, die Figuren weiter
zu schaffen, bis Form und Idee sich decken. Tics im Sinne des Meisters zu thun, die
Disposition harmonisch so zum Abschluß zu bringen, daß das Traumhafte dieser Bilder,
weit nicht nur nie verletzt, sondern in seiner Wirtuug gesteigert wird, wäre sehr schön,
aber — fehr — fchwer, jedenfalls aber einen Versuch weich. Mit einer modernen
Bravour-Radirnng ist selbstverständlich nichts gethan. Es müßte mir gestattet sein, frei

zu arbeiten und aus dem Gegebenen das herauszuschlagen, was drin steckt, resp. was ich drin ichc. Eine Hälfte des Werkes, die Disposition, hat Marees meisterhaft gelöst, die andere bleibt noch zu'thun."

Im Entwurf hatte der Schreiber noch hinzugefügt: „Ich fühle, daß wenn irgend Einer" — diese Worte aber durchstrichen. Mit vollem Rechte hätte er sie belassen dürfen. Wenn irgend Einer im Stande war, der großen Gesinnung und den» intimen Verhältnis; zur Natur, wie sie sich in den Werken Marües offenbart, einen congenialen Ausdruck zu schaffen, so war es Stauffer.

Es sollte auch dieses nicht sein.

Stauffer kehrt Ende September nach Florenz zurück. Als erste Arbeit war ein Nnbenberg-Denkmal geplant. Bern hatte für dasselbe eine Eon- currenz ausgeschrieben, er wollte sich betheiligen und „es beseelte ihn" — wie die Mitter in ihren Notizen schreibt — „die Hoffnung, sich durch eine gute Leistung wiederum emporzubringen."

Das gemiethete Atelier konnte erst am 1. November bezogen werden. „Da ich auf den. Zinnner nicht gut Modell halten konnte, schreibt er, „so hat mir Hildebrand angeboten, bei ihm draußen" — er meint 8nn I>»n> e«8eo cli ?aol» vor der korta romana — „so lange zu arbeiten". l23. October 1890». Sein Befinden ist ein gutes, seine Arbeitsfreudigteit erwägt schon eine neue Arbeit nach dem Vubenberg, trotz beschränkter äußerer Verhältnisse ist seine Stimmung frisch und zukunftsfrendig. — „Einen Schlaf habe ich wie ein Murmelthier, von Abends 9 Uhr bis Morgens halb sieben, beinahe zu viel, aber man kann dabei wenigstens Tags über gut arbeiten. Vielleicht mache ich draußen bei Hildebrand noch eine andere Figur; er hat mich dazu aufgefordert, man kann ungemein viel von ihm lernen; er ist ein ganz selten genialer Mensch. —- Das Buch von Dr. Node über mich und Klinger und Geyger ist erschienen; ich habe es lner im Schaufenster gesehen, aber natürlich nicht gekauft, es ist zu theuer." „Trotzdem meine Aussichten für den Moment noch keine rosigen sind, denke ich doch, daß es auf die eine oder die andere Art wieder gehen wird." <23. October 1890.)

Im November 1890 schreibt er: „Das Project für den Vubenberg ist fertig und abgesandt. Hildebrand, der mir mit Rath und That an die Hand ging, und Laroche*) gefiel das Project sehr, in jedem Fall wird es sich unter den Eoncurrenzarbeiten halten können. Wenn ich auch nicht auf die Ausführung hoffe, so denke ich doch einen Preis herauszuschlagen, der mir die Kosten etwas tragen hilft. Der Ritter steht in voller Rüstung, die eine Hand am Schwert, in der anderen (rechten) eine Rolle mit be- fehlender Geste, auf einem ganz einfachen Postament. „Ter Mann ist auf- gefaßt in dem Momente, wo er in Murten die berühmten Worte spricht,

*) Architekt, Frcnnd Hildebrands.

daß, wer feige Reden führe, und wäre er es selbst, dem Tod gehöre."
<12. October 1890.) Eine kleine Photographie des Modells ist vorhanden,
und zeigt, in welch trefflicher Weise er die unendlich schwere Aufgabe der
Darstellung eines Gepanzerten gelost hat.

Anfangs December erhielt er von Bern Vriefe mit dem Anerbieten
thatkräftiger, freundschaftlicher Hilfe, aber auch büfe Nachrichten. Am
12. December schreibt er: „Wenn ich doch nur im Stande wäre, diese
Freundschaft nach Kräften zu vergelten, aber bis äato fehe ich noch nicht
wie. Der erste Versuch, den ich machte, mich wieder herauszureißen, ist,
wenn nicht verunglückt, so doch auf der langen Bank. Es ahnte mir doch,
daß etwas schief gehen würde, und daß mich die Nachricht von der Ver-
schiebung des Termins nicht erbaut hat, könnt Ihr Euch denken. Was
mag dem Comitb mich eingefallen sein, acht Tage vor dem Thorschluß.
Die Herren hätten das doch vier Wochen früher thun können. — Es sollte
nicht sein."

Wieder wendet er sich dem „Adoranten" zu. „Ich habe an meiner
kleinen Figur wieder angefangen zu arbeiten und will die Hände etwa?
verändern, auch die Veine und Füße schöner machen. Es ist eine eigene
Sache, eine Arbeit, über die soviel Zeit und Leid hinweggegangen, wieder
aufzunehmen und sich wieder hinein zu vertiefen. Es wird mir fchwer, und,
offen gestanden, scheue ich mich, die Kosten für einen Nronzeguß anzuwenden,
wenn mir nicht sonst ein Verdienst zn Hilfe kommt. Die Figur in der
Größe, wie Ihr sie kennt, kostet 7N0—8<X» Francs. Also einstweilen soll
sie noch in Gnps stehen bleiben, bis sich etwa ein Käufer findet, der sie
wünscht." —

Noch acht Tage vor seinen, Tode (am 17. Januar 1891) schreibt er
aus Norgo San Iacopo 12: „Ich sehe mir fleißig die alten Werte an und
arbeite an dem Adoranten weiter. Ich mache ihn nicht noch einmal in
Thon, ans Furcht, das, was schon gut ist, wieder daran zu verderben, eine
Sache, die sehr leicht geschehen kann. Einstweilen versuche ich in Gyps so
weit zu kommen, daß ich ihn dann in Wachs für Vronze sonnen kann.
Es geht langsam und will mir manchmal scheinen, als würde mir die
Arbeit viel schwerer als früher, doch kann dies eine Täuschung sein."

Nichts ist in diesem ausführlichen Vriefe, wenn nicht etwa die letzte An-
deutung, was auf das Ende hinweist. Die Mutter schreibt von dieser Zeit:
„Dieser Umstand - die Hinausschiebung des Termins für den Wettbewerb
— leistete seinem Trübsinn natürlich großen Vorschnb,' nnd seine Arbeits-
kraft schwand dahin. Die frühere Schlaflosigkeit trat wieder ein; Stauffer
suchte derselben durch (Moralgenuß abzuhelfen, als ihn über dem Ehloral-
genuß, die Gebrauchsanweisung in der Hand, der Tod ereilte. Es war in
der Nacht zum 21. Januar. Auf dem Friedhofe in Florenz liegt er begraben.
Am 31. Geburtstag hatte er aus seinem Goethe „gebetet":

„Schaff das Tagwer! meiner Hände,
Hohes Glück, dasz ich's vollende,
Lah, o laß mich nicht «matten!
Nein, es sind nicht leere Träume,
Jetzt noch Stangen diese Vänmc,
Geben einst noch Frucht und Schatten."

Die Bäume, die er mit fast übermenschlicher Arbeit gepflanzt, ihm sollten sie nicht Frucht und Schatten geben, auch den Seinigen nicht, seiner Mutter vor Allein, an die er immer bei seiner Arbeit dachte. Wir aber, die seine Lebensarbeit übersehen, dürfen deni zustimmen, was er einst über seine Moral schrieb: „Ich suche so zu leben und zu arbeiten, daß ich mir immer sagen kann, ich hätte mich noch so plagen können, in der Spanne Zeit, die mir vergönnt war, märe es mir nicht möglich gewesen, mehr zu lernen; so habe ich mir zwar bis jetzt keine Schätze gesammelt, aber was ich besitze, das fressen keine Motten und kein Rost, und wenn gute Künstler meinen Namen nennen, so sagen sie: der Stausfer wäre ein guter Maler oder würde es wenigstens, und man lacht nicht über meine Arbeiten." — Allerdings seiner Bilder sind wenige, fast ausschließlich Portraits, und eben als er mit dem Bilde Gustav Frentags die Wendung zur stärkeren Beherrschung der Farbe gemacht hatte, wandte er sich der Plastik zu. Für seine beiden plastischen Gestalten findet ein Meister wie Adolf Hildebrand den Ausspruch des höchsten Lobes, „daß sie ganz im Geiste der antiken Kunst gedacht sind, absolut sachlich und vou feinstem Gefühl für das Leben und seine Gesetze in der Form." Was aber die Kunst der Radirung und des Stiches betrifft, so hat er sich einen Platz unter den Ersten erobert, und mit Recht stehen in den Lehrsälen der Münchener Akademie seine Arbeiten neben denen von Marc Anton, Dürer und Nembrandt.

Ieanne d'Arcs seelisches seben.

Neue psychologisch-historische Forschungen,

von

<Lll. Ohomassin.
— München. —

II.

Die Oncnbaiuusscn oer „Stimmen" und ihr Nharaltci.

> ist sonderbar, das; Professor Hecker (Neber Visionen. Berlin, 1848) und andere Autoren, welche die Hallucinationen der Pucelle nach den: (besetze der ercentrischen Erscheinung, nach welchen» jeder starke Reiz eines empfindenden Nervs, er mag auf dessen Ursprung oder auf irgend eine Stelle in seinem Verlaufe gewirkt haben, stct, auch an seinem äußeren Ende kundgiebt, zu erklären «ersuchen und in mancher Hinsicht schälzenswerthe Gedanken geliefert haben, sich mit einem Pmckte weniger befassen, mit den Offenbarungen nämlich, welche die Pucelle nach ihrer Meinung von ihren Heiligen und ihren Stimmen erhalten bat.

lind dennoch ist ein Eingehen auf dieselben für diejenigen, welche das Seelenleben Johannas darlegen wollen, von hoher Wichtigkeit. Wir finden bei Prüfung derselben, das; wir hier auf neue psychologisch interessante fragen und Thatsachen stoßen. Wir sind durch die Art der Mittheilunqen der Heiligen keineswegs genöthigt, von der subjectiuen Erklärung abzulassen. Zeigen uns dieselben ja nur, das; ein patriotisch-religiöses Wesen seine Gedanken — oftmals die besten — in dramatischer Spaltung, wie sie im abnormen Seelenzustande eintritt, einem fremden Ich in den Mund legte.

In dieser Hinsicht mag der große Sokrates mit der Pucelle verglichen werden, sein ^«^<uv den Heiligen letzterer ähnlich genannt werden. Sprechen ja Xenophon und Platon von der „gewohnten Stimme" des ^2^«v, der allerdings nnr abmahnenden Rath ertheilt zu haben scheint, während die

Pucelle verschiedenartig von ihren „Stimmen" inspirirt wurde*). Bei
Sokrates wie bei Johanna scheint die eigene bessere Wesenshälfte — das,
was das „transcendentale Subject" genannt wird — der Inspirator ge-
wesen zu sein.
Aus diesem »nächtigen Innern stammten bei der Pucelle die Kräfte,
welche, bei dem Menschen sonst nur potentiell vorhanden, bei ihr durch die
Prädisposition und durch die Autosuggestion für einen bestimmten Ideen-
kreis actuell wurden. Ich sage „für einen bestimmten Ideenkreis", und die
nachfolgenden Beispiele werden die Nichtigkeit dieser Einschränkung beweisen.
Für die Pucelle und ihre Zeitgenossen waren es selbstverständlich die
Heiligen, welche diese Kräfte, fpeciell die des Fernsehens, besahen, und durch
ihre „Stimmen" das Resultat ihres Gebrauches ihrem Schützling mittheilten,
wie man ja damals überhaupt so gerne geneigt war, gewisse psychische
Kräfte statt im Menschengeiste im Geiste der Ueberirdischen zu suchen. Und
doch hätte, speciell was die Offenbarungen Johannas anbelangt, kurzes
Denken sogar bei damaliger Anschauung zu der Ansicht führen können, daß
es nicht gut begreiflich sei, wie gerade die heilige Katharina und Margaretha
dazu kamen, ihre Kräfte für französische Politik zu gebrauchen, und daß es
deshalb doch vernünftiger sei, die Offenbarungen demselben kriegerischen
Geiste zuzuschreiben, der sie angeblich objectiv erhalten haben wollte.
Es sei nnn ferne von mir, den Vorwurf der Leichtgläubigkeit auf mich
zu ladeu, indem ich Beispiele für die seelischen Kräfte Ieanne d'Arcs citire,
welche nur aus wundersüchtigen Chroniken sich entnehmen lassen.
Im Gegentheile möchte ich den Standpunkt möglichster Skepsis gewahrt
wissen und werde nur auf die Fälle größeren Nachdruck legen, welche selbst
der gewiß vorurtheilsfreie Forscher Quich^rat einer Beachtung werth ge-
funden hat.
Gleich am Beginne der Laufbahn der Kriegerin begegnen wir einen«
sogenannten wunderbaren Falle von Femsehen, der bei näherer Forschung
über seine Beglaubigung unsere Neserve rechtfertigen dürfte.
Es wird nämlich in dem Tagebuche der Belagerung vou Orleans und
in der Ehronik der Jungfrau erzählt, das; die Pucelle den Gouverneur von
Baucuuleurs, Buudricourt, dadurch bestimmt habe, sie ziehen zu lassen, weil
sie die Niederlage von Nouvrav (12. Februar 1429) vorher wußte. Am
Tage derselben soll sie zu Naudricourt gesagt haben, der Konig habe einen
großen Verlust vor Orleans erlitten nnd werde deren noch mehr erleiden,
wenn man sie nicht zu ihm führe (IV. 125, 2W). Selbstverständlich
konnte eine Nachricht über das unglückliche Treffen erst einige Tage später
in Vaucouleurs anlangen. Ter Behauptung der beiden Chroniken steht

*> Siehe die interessante Arbeit Hermann Semmias: „Sokrates und die Jung-
frau von Orleans" im Magazin der Literatur des In- nnd Auslandes (Maiheft 1889):
ferner Baron vi-. <5orl du Preis Mystik der alten lyiiechen, p. 156—5!».

nun die Thatsache entgegen, daß die gut unterrichteten Zeugen von Vau-
couleurs kein Wort von jener Verkündigung wissen, aus der Johanna doch
sicher kein Geheimnis; gemacht haben würde.
Ueberdies kann man noch andere Gründe finden, weshalb der Gou-
verneur das Mädchen entsandte. Einer der beiden Edelleute nämlich, welche
es nach Chinon an den Hof geleiteten, sagt, Naudricourt habe den Inhalt
seiner ersten Unterredung mit Johanna alsbald an den König berichtet und
eine Antwort von Carl darauf erhalten, derzufolge sie mit der Pucelle ab-
reisten. De l'Auerdn will diese Aussage in einer Abschrift der Proceßacten
gefunden haben (Dß I^vsr^x, Xotice 6ß8 iAnnu8«rit8 cke la Liblio
tbßyue 6u Loi"; tom. IV; p»^. 301, 303). Die orthodoxen Autoren,
welche in diesem Falle das Fernsehen als erwiesen hinstellen, haben eben,
wie auch sonst zu Berhimmelungszmecken, auf tieferes Nachforschen verzichtet.
Eine andere Begebenheit wird jedoch mehr berechtigen, eine momentane
Entfaltung außergewöhnlicher psychischer Fähigkeit bei der Pucelle anzu-
nehmen. Dieselbe hat auch Schiller im 10. Auftritte des I. Actes seiner
Tragödie dichterisch verwerthet. Als nämlich Johanna in Chinon die erste
Audienz hatte, soll sie dem König, der ohne Schmuck und Auszeichnung sich
zur Seite gestellt und seinen Höflingen den Befehl ertheilt haben soll, seine
Rolle dem Mädchen gegenüber zu spielen, unter allen Anderen erkannt haben,
obwohl sie nie ihn oder sein Bild gesehen hatte. Johanna berichtet selbst
hierüber im Processe, „das, sie durch die Offenbarung ihrer Stimme den
König beim Eintritt in sein Gemach unter den Andern erkannte." „Huaiicko
iutravit oanreraiu 8ui reßi«, coßiiovit euin intsr alio«, per oonmlium
8uae vo«8 lwc 8idi revelainii," <I, 56). Sie sagt überdies, sie glaube (!)
in einein Briefe, den sie von Fierbois aus an den König richte» ließ, habe
sie ihn« mittheilen lassen, sie werde ihn leicht unter allen Anderen erkennen^».
Sie glaubt dies nur, es ist also nicht gewiß. Möglich aber wäre es immerhin,
daß gerade diese Stelle im Briefe den völlig veranlaßt«, die angeblich Gott-
gesandte auf die Probe zu stellen und sich deshalb in irgend einer Weise
bei der Audienz unkenntlich zn machen. Er that dies, indem er, wie
Sinion Charles, ein hoher Beamter am Rechnungshofe, im Nehabilitations-
processe aussagt <III. 115 8y.) sich in ehrerbietige Entfernung von seinen
Höflingen stellte l>s traxit aä partsiu extra alio«) und nach Ioh. Ehartier
(IV. 52) allen ihn auszeichnenden Schmuck ablegte. Ich hätte übrigens den
Fall nicht angeführt, wenn nicht Johanna selbst im Processe davon gesprochen
hätte. Demi niir fällt es auf, daß Simon Eharles und Moreau stll. 1!12),
die keine Augenzeugen waren, nicht aber Gaucourt, Tunois oder andere
Anwefende das Ereigniß berichten.

*) I. 76. „Und es scheint ihr (!), daß in diesem Briefe die Stelle enthalten war,
sie weide wohl besaaten Konig unter allen Anderen erkennen" — „lit viäetur ei, qnoä
in «i»äein Iitt«li8 eontinsbatni, <^uoä in«» oo^nos^oiot b«n« nrae>f»t,nin leA«m
»nnm int«i olnne» alias."

Ebenso nöthigt die Begebenheit zur Vorsicht, bei der man Gedanken-
übertragung oder Gedankenlesen annehmen könnte. Johanna soll nämlich,
bei der Audienz von dem Konige bei Seite genommen, diesem, wie Thomas
Vasin, der sich auf Dunois beruft*) (V. 133), femer Johannas Eavlan,
Pasquerel und ihr Ehrenritter d'Aulou, die auf Johannas Vehauptung ver-
weisen <IH. 103, 106, 209), berichten, zur Beglaubigung ihrer Mission
diesem Verborgenes, das kein Mensch außer ihm wissen konnte, es sei denn
„durch göttliche Offenbarung", wörtlich gesagt haben, Johanna selbst verweigert
aber, wie ich sogleich besprechen werde, in: Processe jede Auskunft hierüber.
So wäre es schwer, in diese Thatsache näher einzudringen, wenn wir
nicht indirect aus späteren Berichten einige Aufklärung erhielten. Der
König soll nämlich in späteren Jahren seinen: innigsten Freunde, dem Herrn
von Boisy, Wilhelm Gouffier, die „Offenbarung" entdeckt haben. Letzterer
war noch unter Carl VIll. dessen Hammerherr und Erzieher seines Stief-
sohnes und erzählte seinem Freunde, Pierre Sala, wie dieser behauptet,
die geheime Mittheilung. Dieser nun brachte sie in seineni im Jahre 15K»
Franz I. gewidmeten Nnche: llarcliL8808 äe8 Francis Iioi8 ßt VinpLrsur»
<IV. 278 «y.) in die Oeffentlichkeit. Ich lasse seinen Bericht hier folgen:
„Gouffier erzählte mir das Geheimnis; des Königs und der Jungfrau, und
er konnte es wohl wissen, da ihn in seiner Jugend der .Honig so lieb hatte,
daß er Niemand außer ihm in seinem Bette schlafen ließ. In dieser
großen Vertrautheit theilte ihm der König die Worte mit, welche die Jung-
frau zu ihm gesprochen hatte, wie ihr sie sogleich hören werdet. Es ist
wahr, daß es diesem guten König Hcirl VII. zur Zeit seines größten Un-
glückes so erbärmlich ging, daß er nicht mehr wußte, was er anfangen follte,
und nur auf ein Mittel dachte, sein Leben zu retten. Denn er war überall
von seinen Feinden umgeben. Als der König nuu so au das Aeußerste
dachte, trat er eines Morgens in seine Capelle ganz allein, und da richtete
er innerlich ein demüthiges Gebet an den Herrn, ohne ein Wort auszu-
sprechen. Er bat andächtig, wenn er wirklich der wahre Erbe sei, ent-
sprossen aus dem edlen Hause Frankreich, und das Reich von Rechts wegen
ihm gehöre, daß Gott es ihm bewahren uud beschützen möge oder schlimmsten
Falls, d. h. wenn er nicht der wahre Erbe sei, ihm die Gnade verleihen
wolle, dem Tode oder dem Gefängnisse zu entgehen und sich nach Spanien
oder Schottland zu retten, wo von Alters her Waffenbrüder und Bundes-

*) „?«ltul enim (Iixi886 lex (czuoä et 2 oomite Dunen»!, yui 3ibi s»iuili2'
li»»imn3 eiÄt, »uclivizze meiuiuimu«), e»m gibt tarn «eeret» ktczue neonlt» »H
äietonin, iic!«lll aäänxizse, nu»e nullus moitalinm niüeter «e iv»um, ni»i cliviui.
tu» b»dit» lev«I»tic>ns, »oirs potuigset," — „Os wird nämlich berichtet, daß der
König (was wir auch vom Grafen Dunois, der mit ihm sehr ucrtraut war, gehört zu
haben, uns erinnern), gesagt habe, jene habe ihm so Geheimes und Verborgenes wortgetreu
angeführt, dafz es kein Sterblicher außer ihm, wenn er nicht eine göttliche Offenbarung
gehabt, wissen konnte." —

genossen der französischen Könige wohnten, weshalb er dieselben zur letzten Zuflucht ausersehen hatte. Dieses Gebet nun hat die Pucelle dem Könige vollständig wiederholt und ihm versichert (was auch bei Prüfung aus der Aussage Pasquerels im Processe <III. 1l)3) geschlossen werden kann), daß er wirklich der wahre Erbe sei." Einen ähnlichen Bericht bringt der Autor des Werkes „Spiegel tugendhafter Frauen" (III. 271 Quich.). Man kann nun allerdings die Glaubwürdigkeit dieser späteren Quellen bestreiten. Jedoch scheint es mir, wie wenn gerade das Gebühren Johannas gelegentlich der andauernden Fragen der Richter über diesen Punkt die Wahrheit der Erzählungen bestätigen würde. Von der zweiten bis zur zehnten Sitzung suchte sie den 'Nachforschungen durch Antworten, die übrigens einen Beweis für ihre große Verworrenheit, die auch sonst im Processe hervortrat, geben, auszuweichen. Sie erklärte einmal offen, sie werde die Offenbarungen, die sie über den König gehabt, nicht sagen, und in der zehnten Sitzung log sie die Nichter gründlich über das Geheimnis; oder vielmehr über das Zeichen, das sie dein Könige für ihre Sendung gegeben, wie sie es nannte, an. Sie ging auf den Glauben der Inquisitoren ein, daß dasselbe in der Erscheinung eines Engels, der eine Krone brachte, bestanden habe, und erzählte ihnen folgende Geschichte: Der Erzengel Michael kam mit einem Gefolge von Engeln und den beiden Heiligen in das Gasthaus, worin Johanna wohnte und holte sie in das Königsschloh ab. Michael trat zuerst in den Saal, Johanna folgte ihm. „Herr," sprach sie sodann zun« Könige, „seht da Euer Zeichen; nehmt es!" Hierauf begrüßte Michael den König und übergab dem Erzbischofe von Nheims eine Krone von lauterem Golde. Der Erzbischof reichte sie dein Könige. Ihr Werth war unschätzbar, und sie kam von Gott. Sie hatte einen guten Duft und wird ihn behalten, fofern sie wohl bewahrt wird, wie es sich ziemt. Im Schatze des Königs wurde sie niedergelegt, und sie wird tausend Jahre und darüber dauern."*)

Die Pucelle hat also lieber Lügen gebraucht, als den Inhalt der Offenbarung preisgegeben. Das wird aber dadurch erklärlich, daß man annimmt, derselbe habe sich wirklich auf die Zweifel des Königs über seine Abstammung, die bei dem Lebenswandel seiner Mutter in ihm aufstiegen, bezogen. Denn diese konnte sie doch ihrer Anschauung nach um keinen Preis die Feinde wissen lassen, welche, da sie ja doch nicht geglaubt hätten, daß die Offenbarung und Bestätigung der königlichen Abstammung vom Himmel gekommen sei, nur den Zweifel des Königs in alle Welt für ihre Zwecke cmspofaunt Hütten. Es ist also möglich, daß die Berichte wahr sind und ein Fall momentaner Einsicht in eine frühere Handlung oder, da der

*) Tics ist mir ein ganz kurzer Auszug aus den nicht wiederzugebenden langen VerhöillUssllgm, welche man in Hu, I, 139—146, ferner I. 282 «q. (276 8y.), 330 »q, u. s. w. nachsehen möge. Siehe für den Auszug Eysell, pn^. 91.

König wahrscheinlich in dein Momente der Enthüllung an das Gebet dachte, von Gedankenlesen vorliegt. Ensell, der Kirchenrath Hase*) und der Historiker Sickel**) verhalten sich den Berichten gegenüber skeptisch und suchen natürlich zu erklären, indem sie die Behauptung der Gebetsenthüllung als übertrieben hinstellen und meinen, der Ausspruch, Karl sei der wahre Erbe, wäre für Johanna selbstverständlich gewesen, da ja auf dieser Annahme ihre Mission basirte, während der König ihn als Antwort Gottes auf einen inneren Zweifel auffaßte. Ouichsrat hingegen hält sich an Salus Erzählung und tritt für die Annahme der Gedankenerkenntniß trotz seiner sonstigen Skepsis ein. Es ist schwierig, sich ein abschließendes Urtheil über diese Begebenheit zu bilden.

Nesser sind wir über die „Offenbarung der Stimmen" berichtet, welche sich auf Johannas Schlachtschwert bezog. Denn hierüber erzählt uns diese selbst im Processen „Während ich in Tours oder in Ehinon war, sandte ich nach Fierbois, um ein Schwert holen zu lassen, welches sich in der Kirche der hl. Katharina befand, hinter dem Altare. Und alsbald nachher ward es gefunden, ganz mit Nost bedeckt." Auf die Frage, woher sie gewußt habe, daß jenes Schwert dort sei, antwortete sie: „Jenes Schwert lag in der Erde voll Nost, fünf Kreuze waren darauf, und ich wußte, daß es dort sei, durch die Stimmen. Ich hatte nie den Mann gesehen, der besagtes Schwert zu holen ging. Ich schrieb den Priestern jenes Ortes, es möge ihnen gefallen, daß ich das Schwert erhielte. Sie sandten es mir. Es lag nicht tief unter der Erde hinter dem Altäre, wie mir scheint-, doch weiß ich nicht gewiß, ob es vor oder hinter dem Altäre war, glaube indessen damals geschrieben zu haben, daß besagtes Schwert hinter dein Altare sei. Als das Schwert gefunden war, rieben es die Ortsgeistlichen, und ohne viele Mühe fiel sogleich der Rost ab. Der es holte, war ein Naffenhändler aus Tours . . . Sehr lieb war mir das Schwert, weil es in der Kirche der hl. Katharina gefunden war, die ich sehr liebe." (I. 76, 77, 235, 236.) — Ouich6rat sieht sich durch diesen Bericht über die Schwertentdeckung veranlaßt, an die Gabe Johannas zu glauben, Gegenstände, die außerhalb der Tragweite ihrer Sinne lagen, zu entdecken.***) Er irrt jedoch meiner Ansicht nach, wenn er zum festeren Beweise der Fähigkeit der Jungfrau in diesem Falle darauf hinweist, wie Johanna vorher wußte, daß fünf Kreuze auf dem Schwerte waren. Johanna fagt: „Jenes Schwert lag in der Erde voll Rost, fünf Kreuze waren darauf, und ich wußte, daß es dort fei, durch die Stimmen." Sie sagt nicht: Ich wußte, daß ein Schwert, auf dem fünf Kreuze sich befänden, dort fei, durch die Stimmen!

*) Neue Propheten. Erstes Heft. Leipzig 186l, p»F, 16 8q.

**) Icanne d'Nrc. In H. von Sybels historischer Zeitschrift. Heft 4 des 2. Jahrganges 1860, pllg. 330 3.

***) I^ulodsrat, H,peryu». puß. 68 »q.

Nur, wenn sie so erklärt hätte, wäre es Quich^rat gestattet, derart zu folgern. Die wirkliche Stellung der Worte aber, die das Schwert näher bezeichnen^ kann darauf hindeuten, daß sie nur das Vorhandenfein des Schwertes durch die Stimmen wußte. Nun konnte man auf den Gedanken kommen, daß über den« Grabe, dem wahrscheinlich das Schwert entnommen wurde, ein Stein sich befand, in welchen« ein Nitter mit dein Schwerte dargestellt war, und das; diese Abbildung sich der Pucelle, die nach ihrer Aussage länger in der Kirche weilte, eingeprägt und sie auf das Vorhandenfein des Schwertes hingewiesen haben konnte. Die Reminiscenz hätte dann später die Offenbarung durch die Stimmen veranlaßt. Jedoch scheint es nach ihrer Aussage wahrscheinlich zu sein, daß das Schwert hinter dem Altare lag, wo sie allerdings kein Grabmal sehen konnte. Es dürfte wohl bei näherer Prüfung nicht unmöglich erscheinen, der Ansicht Quich^rats mit gewisser Reserve beizutreten.

Es ist leicht erklärlich, daß für Ereignisse, welche sich auf die entscheidenden Tage von Orleans' Erstürmnng bezogen, die Seelenfähigkeiten Jeanne d'Arcs besonders actuell wurden. War ja am Beginne ihrer Laufbahn ihr ganzes Gedankenleben vornehmlich hierauf concentrirt.

Ein gut beglaubigter Act des Fernsehens in dieser Epoche ist folgender- Als Johanna von Tours nach Ehinon zurückgekehrt war, um Abschied vom Konige zu nehmen, behauptete sie in dieser Stadt, die hl. Katharina und Margaretha hätten ihr geoffenbart, sie werde bei der Befreiung von Orleans durch einen Pfeil verwundet, aber durch die Wunde nicht verhindert werden, ihr Werk fortzusetzen. Johanna spricht von der Vorhersagung im vierten Verhöre zu Roueu (I. 7!>, 252); überdies haben mir weitere Zeugnisse für die Thatsache. Ein flamländischer Edler, Rotselaer, schrieb nämlich aus . Lyon, wo er sich als Gesandter aufhielt, an den Hof von Brabant, er habe von dem Haushofmeister Karls von Vourbon gehört, daß ein Mädchen von Lothringen sich beim Könige befände, welches gesagt habe, es werde Orleans retten und selbst in einem Kampfe vor Orleans durch einen Pfeil verwundet werden, aber deshalb nicht sterben. Ter Brief ist vom 22. April, und am 7. Mai wurde Johanna bei der Erstürmung der Brückenschanze durch einen Pfeilschuß verwundet. (III, 425; 8y.) Abgesehen von den» Berichte der Ehronik der Jungfrau und des Eberhard von Vindeckem haben wir für die Thatsache noch weitere Belege in den Aussagen Violes und speciell des Beichtvaters der Pucelle, Pasquerel^). Letzteren bat Johanna am Vorabend des Tages der Verwundung, sich stets in ihrer Nähe zu halten. „Denn," sagte sie, „ich werde morgen viel zu thun haben, mehr, als je zuvor. Es wird morgen Blut aus meinem Leibe fliehen, oberhalb der Brust; vor der Brückenschanze werde ich verwundet werden." (III. 109, I'V. 8.) Als nun vor der Nrückenschanze der Feind schon mehrere Stürme abgeschlagen hatte und der Muth der Ihrigen zu wanken begann, sprang

') III. 109, 127: IV. 231, 494.

sie in den Graben und ergriff eine Leiter, welche sie gegen den Schanzwall
stemmte, um die Ihrigen zu neuen« Vordringen zu begeistern. Da schwirrte
ein Pfeil und traf sie oberhalb der Brust zwischen Hals und Schulter so
scharf, daß er das Fleisch durchschnitt und einen halben Fuß lang hinter
dem Halse hervortrat. Kaum war aber ein Verband an die Wunde gelegt,
so drang Johanna wieder vor nnd erstürmte schließlich die Schanze. Sie
war also in der That durch die Wunde an der Fortsetzung ihres Werkes
nicht gehindert worden.*) In diesem Falle möchte ich Quichßrat unbedingt
Recht geben, der hierin einen vollkommenen Beweis für die Gabe der
Jungfrau sieht. Zukünftiges vorher zu wissen und zu verkünden. Allerdings
ist es anerkennenswert!), Zeugnissen gegenüber eine gewisse Reserve zu
wahren, jedoch darf man diefe nicht zu weit ausdehnen.

Noch mehrere andere Vorhersagungen, ans diese Fragen bezüglich,
können in den Quellen gefunden werden — ich meine nicht, in späteren
Chroniken, sondern in den Processen. So ist es z. V. auffallend, daß
Johanna gesagt hatte, man würde die Vorräthe mit Leichtigkeit in die Stadt
^rl^ans bringen, und kein Feind würde es wagen, es zu verhindern —
eine Behauptung, welche die Feldherren nicht glauben wollten, die sich aber
bald wider alles Erwarten richtig erwies. ^> Am Abend des 30. April erklärte die Pucelle dem sie wegen ihrer Aufforderung zu friedlichem Abzüge
schmähenden Glasdale: „Die Engländer werden wider Willen abziehen
müssen; Du aber wirst das nicht mehr sehen, sondern sterben, ohne zu
bluten, und ebenso werden Viele von Deiner Mannschaft unikommen."***)
Später stürzte die Zugbrücke, die zum Fort des Tourelles führte, beim
Uebergange des flüchtigen Glasdale, durch ein Nrandschiff verkohlt und eine
Bombarde zerrissen, zusammen, und dieser fiel mit den Hauptführern und
einer Anzahl Soldaten in den Fluß, in dem er mit den Anderen in Folge
der Schwere der Rüstungen begraben wurdet) Am Morgen des ver-'
hängnißuollen 7. Mai sagte Johanna, sie werde Abends über die Brücke,
von welcher drei Bogen abgebrochen waren und die durch das für unüberwindlich gehaltene Fort des Tourelles unzugänglich gemacht war, nach Orleans
zurückkehren. Am Abend war wirklich bereits das Fort erstürmt — der
entscheidende Sieg der Franzosen, welcher den Abzug der Engländer zur
Folge hatte — und Johanna kehrte über die Brücke, deren abgebrochene
Bogen man schon während des Tages, um die Rordschanze der Engländer
stürmen zu können, durch eine Holzüberlage ersetzt hatte, in die Stadt
zurück.^) Diese „Vorhersagung" kann allerdings in dem Siegesbewußtsein
Johannas, welche fest an die Eroberung der Brücke glaubte, eine einfache

') I. 79. 252; III. 8. 24, 70. 109, 111, 127. 21? etc.

**) III. 6, ?, 18, 105: IV. 218 etc.

***) III. 68; IV. 155, 225, 463.

5) III. 110. 9; 25. ?l, 80.

1-j-) III. 119, 124 »(,.; IV. 161 c. 2. 1,

Erklärung finden. Auffallend ist noch, daß Johanna am 4. Mai behauptete, binnen fünf Tagen würde die Belagerung aufgehoben und kein englischer Soldat mehr vor Orleans sein, was in der Weise zutraf, daß am tt. Mai, also am vierten Tage, die Engländer abzogen.*)

Das Gedankenleben Johannas im Wachzustande beeinflußte auch ihre Träume, und ich möchte einen Fall constatiren, der beweist, daß die Eon-centrirung ihrer Seelenkräfte Wahrträume veranlassen konnte.

Johanna hatte sich am 4. Mai, müde vom Marsche, im Hause ihres Gastfreundes, des Schatzmeisters von Orleans, Jakob Boucher, zur Ruhe begeben. D'Aulon schlief iu ihrer Mhe. Da erhob sich die Jungfrau plötzlich und weckte ihn, indem sie sprach: „Im Namen Gattes! Mein Nach hat mir gesagt, ich solle mich aufmachen gegen die Engländer; aber ich wein nicht, ob ich gegen ihre Schanze oder gegen Falstolf gehen soll." Pasquerel, der inzwischen mit einigen Priestern eingetreten war, hörte sie rufen: „Wo sind meine Wappner! das Blut unserer Leute fließt zur Erde!" D'Aulou sprang empor und griff nach Jolianuas Waffen. Diese stürmte die Treppe hinunter. Vor dem Hause fand sie ihren Pagen Lonis de Lontes gemüth-lich mit der Frau Vouchers plauderud; denn rings war Alles ruhig. In einer für „Heilige" nicht sehr passenden Art fuhr sie den nichtsahnenden Unschuldigen an und sprach: „Ha! blutiger Knabe! Du sagtest mir nicht, daß das Blut Frankreichs vergossen wurde! Bei Gott! Das ist übel getbau! Weshalb hat man mich nicht früher geweckt. Unsere Leute sind in großer Noth. Geh' und hole mein Pferd." D'Aulon legte ihr sodann mit Hilfe der Frau und Tochter des Hauses die Rüstung an. Da vernahm man plötzlich großes Geschrei auf der Straße, und es wurde behauptet, die Franzosen hätten im Osten der Stadt (Johanna befand sich am Westende» 'eine Niederlage erlitten. Johanna schwang sich auf ihr Pferd und sprengte davon. Am Burgunderthore angelangt, merkte sie, daß der Angriff auf die Sllnct-Lupusbllstille verfrüht gemacht und die Franzosen mit großem Verluste zurückgeschlagen worden waren. Nach hartnäckigen! Kampfe, in welchen: sie großen Mutb und Einsicht bekundete, nahm sie das sebr starke Fort.**)

Es mögen sich noch mehrere andere Beweise von Information der „Heiligenstimmen" über die Ereignisse der Zukunft erbringen lassen. Wenn ich es auch nicht für ein großes Wunder halte, daß sie vorher bestimmten, der Loirefeldzug würde nur wenige Tage dauern, was wirklich zutraf, da ja nach dem Falle von Orleans die Befehlshaber der feindlichen Plätze sehr eingeschüchtert sein mußten und sich mit der „Here" nicht gerne in längere Kämpfe einlassen wollten, wenn ich es ferner erklärlich finde, daß sie den schnellen Zug nach Nheims ohne Widerstand bei der Lage der Verhältnisse

') III, 9. 25. 106. 110, 129.

*') III. 68, 69. 79. 106, 124. 126 gc,. 212; IV. 223 «w.

ahnen konnte», so dürften vielleicht doch folgende Stimmenoffenbarungen
ans die psychische Fähigkeit der Jungfrau hinweisen. Vor der berühmten
Schlacht von Patay <1K.)uni 1429) «erkundete sie auf Geheiß der
Stimmen: „Der edle König wird heute den größten Sieg haben, der
ihm seit lange gewurden ist. Mein Nath hat mir gesagt, daß sie Alle
unser sind (III. 1(», II, W sq.; IV. 15, 45). Man weiß, daß die Eng-
länder an diesem Tage 2 — 3000 Mann verloren und von den Franzosen
viele Gefangene gemacht wurden, unter denen sich auch Talbot befand. Es
war die erste Schlacht, welche die Franzosen seit langen Jahren auf offenen!
Felde über die Eugläuder gewannen.") Vor derselben hatten Viele davon
abgerathen, den Engländern gegenüberzutreten. — Während des Krönungs-
feldzuges nach Rheims zögerte der König mit der Bestürmung von Troyes.
Johanna soll jedoch am Tage vor der Uebergabe von Troyes zum Könige
gesagt haben: „Zweifelt nicht daran, morgen werdet Ihr Herr der Stadt
sein!" (III. 13, 117; IV. 73). Ter König ließ sodann Anstalten zum
Sturme machen und gewann die Stadt ohne Widerstand. — Auf dem
Weiterzuge uach Rheims Mach die Jungfrau, wie man berichtet, zum
Könige: „Seid unbesorgt! Tie Bürger von Rheims werden Euch entgegen-
kommen und sich ergeben, ehe Ihr noch vor ihre Stadt gelangt seid. Gehet
muthig vorwärts und heget keine Furcht. Tenn wollt Ihr männlich vor-
wärts gehen, so werdet Ihr Euer gauzes Reich wiedergewinnen." In der
That sandten die Bürger eine Gesandtschaft an Karl nach Sevtsaulr (iu
der Nähe von Rheims), die dem Könige am 1(i. Juli die Schlüssel ein-
händigte (III. 14, 76; I V. 1l), 77). Mit dem Einzüge in Rheims hatte
Johanna den zweiten Theil ihrer Mission gelöst, und der zweite Theil der
„Offenbarungen ihrer Stimmen" über dieselbe, auf welche ich noch eingehend
zu sprechen komme, hatte sich erfüllt.

In der nun folgenden Periode bis zu ihrem schrecklichen Tode haben
sich allerdings die „Stimmen" weniger bewährt, und sie hätte schon nach
dem unglücklichen Sturme auf Paris starte Zweifel über die Wahrheits-
liebe der hl. Katharina und Margaretha haben können. Einige Male ließen
sie jedoch die Neiden oder ihre eigenen Kräfte noch in die Zukunft blicken.
Als sie bereits gegen den Willen des Königs aus Sully nach dem
Kriegsschauplatz iu der Isle de France geeilt war und das bedrängte Melun
uertheidigte, offenbarte ihr das himmlische Zwillingspaar, statt ihr die Er-
füllung der noch nicht vollbrachten Missionsstücke in Aussicht zu stellen, zu
ihrem Entsetzen, daß sie noch vor dem Johannisfeste (die Vorhersagung
geschah in der Osterwoche) in die Gewalt ihrer Feinde fallen würde. Es
müsse so geschehen, sie solle sich darüber nicht wundern, sondern das Kreuz
auf sich nehmen; Gott werde ihr beistehen. Tag und Stunde der Gefangen-
nahme wollten die Heiligen trotz öfteren Befragens nicht angeben. Diese

») III, 11, 71. ?b, 99. 110. 120 etL.

Perkündigung wurde später fast täglich wiederholt.*) Johanna erklärt dies selbst im Processe. Man weiß, daß das schreckliche Schicksal sie in der That am 23. Mai bei ihrem Ausfalle aus Eompii-gne traf. Daß der Befehlshaber dieser Stadt, Flauy, sie verrathen, und daß sie diesen Verrath uorhergesagt hat, ist, wie Evsell (S. 35N—61) eingehend nachweist, vollkommen unrichtig. Nach den Verhürberichten hat sie während ihrer Gefangenschaft den Entsatz Eompiögnes vor dem Martinifeste, der wirklich an, 24. October (14 Tage vor Martini) durch den Grafen von Vendnme nnd den Marschall von Sainte-S6vere sowie Pothon von Xantrailles geschah (I. 1593y.), sowie einen großen Sieg der Franzosen binnen 7 Jahren nnd ihre Befreiung aus dein Kerker binnen 8 Monaten prophezeit. Was den Sieg der Franzosen anbelangt, so sagte sie im fünften Verhöre (am 1. März) darüber zu den Richten:, als diese ihr eine Abschrift des Briefes, den sie an die Feldberrn vor Orleans hatte schreiben lassen, vorgelesen hatten: „Ich sage Euch, bevor sieben Jahre sind, werden die Engländer ein größeres Pfand lassen als vor Orleans. Alles werden sie in Frankreich verlieren. Sie werden den größten Verlust erleiden, den sie je in Frankreich erlitten haben, nnd das wird durch einen großen Sieg geschehen, den Gott den Franzosen verleihen wird." Die Richter frugen hierauf: „Woher wißt Ibr das?" „Ich weiß es durch die Offenbarungen," erwiderte Johanna, „die mir darüber geworden sind, nnd daß es vor sieben Jahren geschehen wird. Es würde nur sehr leid sein, wenn es sich so lange verzögerte. Ich weiß das durch Offenbarung und weiß es so gewiß, als ich weiß, daß Ihr jetzt vor nur steht." „Wann wird das geschehen?" forschten die Nichter. „Tag und Stunde weiß ich nicht," meinte die Pncelle. „In welchem Jahre wird es sich ereignen?" „Das werdet Ihr noch nicht erfahren, doch wünfchte ich sehr, daß es vor dein Feste des hl. Johannes geschähe." Richter: „Habt Ihr gesagt, es werde vor dem Winterfeste des hl. Martin geschehen?" Johanna: „Ich habe gesagt, man werde vor dem Martinsfeste Vieles erleben, und möglicher Weise sind es die Engländer, welche niedergeschlagen werden." Nichter: „Was habt Ihr zu Eurem Wächter, Jean Gris, von jenem Martinifeste geredet?" Johanna: „Ich habe es Euch gesagt." Nichter: „Durch wen wißt Ihr, daß dies geschehen wird?" Johanna: „Durch die hl. Katharina und Margaret!)«" (I. 84 5<j. 252 8<i.). Am letzten Verhörsmorgen wiederholte Johanna die Verkündigung des Sieges, stellte aber die Zeit dem Herrn anHeim (I. 174 8cz. 178, 258). Auf den 21. Artikel des Promotors aber fagt sie wieder: „Hätten die Engländer meinen Briefen geglaubt, so hätten sie klug gehandelt. Vor Ablauf von sieben Jahren werden sie zur Einsicht über das gelangen, was ich ihnen geschrieben" (I. 239, 241). Man mnß in der That gestehen, daß die Prophezeiung mit Bezug auf die Zeitangabe etwas unklar ist. Denn eine

») I, 185. 16. 2538<I, 126, 147, 207. 261.

Zeitlang scheinen ja die Zeiligen im Zweifel zu sein, ob die Niederwerfung der Engländer vor dem nächsten Martinifeste oder vor Ablauf von 7 Jahren geschehen wird, welche zwei Zeitpunkte doch etwas verschieden sind. Allerdings gaben die Ereignisse der Zukunft den Stimmen in der Weise Recht, daß die Engländer im Jahre 1436 Paris verloren, in welche Stadt Karl VII. im folgenden Jahre einzog. Daß die Engländer später Alles bis auf Elllais, welches bis 1558 iu ihren Händen blieb, einbüßten, spricht gleichfalls für diese „Heiligenoffenbarung". Jedoch muß man noch in Betracht ziehen, daß Johanna stets glaubte, sie würde selbst bei diesem Siege mitkämpfen und Frankreich völlig, wie sie ja schon früher behauptet hatte, befreien, weshalb sie während der Gefangenschaft sich stets weigerte, die Männerkleidung abzulegen, welche ihr zu Männerthaten, die sie ihrer Ansicht nach noch zu verrichten hatte, am geeignetsten erschien iL 133, 394). In dieser Hinsicht haben sie ihre Heiligen mystificirt. Bezüglich der Behauptung der Stimmen über ihre Befreiung erklärte sie Folgendes auf die Frage der Nichter, ob ihr Nath ihr gesagt habe, sie werde aus dein Gefängnisse befreit werden: „Sprecht mir davon in 3 Monaten, und ich will Euch antworten" (I. 8? 8y,). Diese Bemerkung machte sie am 1. März. Binnen 3 Monaten wurde sie, da ihr Tod am 30. Mai erfolgte, allerdings nicht fo, wie sie meinte, erlöst. Man möchte beinahe zu dein Glauben hinneigen, die „Heiligen" hätten die Befreiung des Geistes gemeint. Uebrigens sind die sonstigen Prophezeiungen der „Stimmen" hierüber wenig geeignet gewesen, den Glauben der Pucelle an dieselben in den letzten Momenten und auch schon früher während der Gefangenschaft zu erhöhen. So äußerte sich die hl. Katharina in Beaurevoir, zu jener Zeit, da das arme gefangene Mädchen im Begriffe war, vom Thurme herabzuspringen: „Dn mußt Dich durchaus in Geduld fassen; Du wirst nicht befreit werden, bis Du den König von England gesehen hast" (I. 109, 150). Johanna sagte schon damals ihrer himmlischen Schwester, daß sie auf das zweifelhafte Vergnügen, den König von England zu sehen, verzichte. — Während des Processes nun verkündigten ihr die Stimmen auch noch, sie werde durch einen großen Sieg befreit werden (I. 154 «i. 254, 311). Man kann es ihr nicht verdenken, daß sie am Morgen ihres Todestages, als sie merkte, daß von einem großen Siege keine Nachricht eintraf, und daß es ihr auch kaum mehr beschieden sein konnte, selbst einen solchen zur Eroberung Frankreichs zu erkämpfen, den Glauben an Katharina und Margaretha verlor und den Nichtern bei ihrem zweiten Widerrufe, welchen sie, da ihr die Sacramente gereicht wurden (I. 478—84), wirklich im Kerker vollzogen haben muß, zugab, die „Stimmen" hätten sie getäuscht.

Das zn glauben, mußte der Pucelle, wenn sie einigermaßen über alle ihr gewordenen Offenbarungen nachdachte, noch aus mehreren anderen Gründen naheliegen. Hatte sie ja, als sie verbrannt wurde, nur einen geringen Theil der ihr verheißenen Thaten vollbracht.

Ueber diesen Punkt muß ich noch eingehender sprechen.
Die „Heiligen" sagten Johanna über die Ausdehnung dieser Mission „auf Gottes Befehl" Folgendes. Sie sei „wegen der Verdienste des Königs und des gitten Herzogs uon Orleans" (schon diese Behauptung »nun Historikern, welche den moralischen Charakter Karls kennen, zu Bedenken Anlaß geben) gesandt, um die Belagerung uon Orleans aufzuheben, den König durch Feindesland znr Krönung nach Rheims zu führen, Paris einzunehmen, die Engländer aus ganz Frankreich zu vertreiben, den Herzog Karl von Orleans zu befreien, ferner um — was bisher viel zu wenig beachtet wurde — einen Kreuzzug gegen die Heiden und gegen die „K»erstici od-8tiuM", die Hussiten, zu unternehmen. Selbstverständlich wurden ihr nicht alle Missionsstücke schon in Domremn zugewiesen. Ein moderner Skeptiker könnte eher zu der Annahme verleitet werden, daß sich der Umfang der Sendung im Verhältnisse zu ihrer wachsenden Erkenntnis; erweiterte und gewisse Stücke ihr und ihren „Heiligen" erst allmählich in Folge gewisser Eindrücke und Verhältnisse als würdige Zuthat zu der Aufgabe erschienen. Die Rheimskrönung und Heiligung muhte ihr bei ihrem theokratisch-particularistischem Ideenkreise anfangs natürlich Hauptgedanke sein. Sie war der Ansicht, daß, wenn Karl VII. geheiligt sein würde, des Himmels Segen nicht fehlen könnte, und daß dann, wie sie selbst sagte, die Macht der Gegner stets vermindert und endlich ganz gebrochen werden würde. (Hu. III. 13.) Die conditio »ins ^u» nun der Salbung war aber die Befreiung von Orleans, die deshalb auch das erste Stück der Aufgabe bilden mußte. Sodann konnte es aber sowohl den „Heiligen" als der Pucelle am vernünftigsten erscheinen, niit den „Goddams", wie Letztere die Engländer liebenswürdig nannte, gehörig aufzuräumen, und deshalb prophezeiten die „Stimmen" „auf Gottes Befehl" auch die Einnahme von Paris uud die Vertreibung aller Engländer aus dem „8aiu(:t lio^aulms äs ^rauco". Die Befreiung des Herzogs von Orleans nun, den Johanna „so sehr liebte", obwohl sie ihn nie sah, weil er vom Königshause war und „so viele Verdienste hatte," konnte bei deni Nntheil, den man vielfach an seinem Schicksale nahm, ihr und ihren „Stimmen" bald gleichfalls als wichtige, zukünftige That erscheinen. Die Anweisung zum Kreuzzuge gegen die Ketzer und Heiden scheinen aber die Stimmen erst, nachdem ihr Schützling durch fanatische Beichtväter und Inquisitoren etwas bearbeitet worden war, gegeben zu haben.
Ueber die weitere Ausdehnung ihrer Mission hat Johanna schon in Vaucouleurs, Ehinon und Poitiers Aufschluß gegeben. Sie behauptete daselbst, sie sei zur Eroberung von ganz Frankreich von Gott gesandt. (II. 436; I. 139). In Poitiers muß sie überdies auch schon die Einnahme von Paris und ihren Kreuzzug gegen die „Sarrazins" (sie hatte ja in Poitiers während ihrer Prüfung genug Gelegenheit, mit Theologen zusammenzukommen) auf Geheiß der Stimmen prophezeit haben. Denn ihr

wichtiger Nrief an die Engländer vor Trl6cms vom 22. März 1429, in welchem diese beiden Aufgaben erwähnt werden, ist, nach den» Datum und den Zeugenaussagen zu schließen, daselbst verfaßt worden. Johanna hat diesen Brief mit Ausnahme der Worte: ,.L,einle2 ü Ia ?uc>s11e: je 8ui8 clnek de lil ssuerre; coro8 pour corp8"*> („Gebet zurück der Jungfrau! Ich bin Haupt des Krieges; Körper gegen Körper") als echt anerkannt und er ist deshalb zur Beleuchtung der Mifsionsfrage sehr geeignet. Ich kann ihn wegen seines Umfanges hier leider nicht ganz wiedergeben und muß mich auf die Anführung der Hauptstellen beschränken. (<)u. 1. 240.) Sie lauten: ,,^ch bin Hieher gekommen von Gottes wegen, des Himmels-tönigs, u»n Euch Leib gegen Leib aus ganz Frankreich zu verjagen. Und heget nicht den Wahn, daß Ihr das Königreich Frankreich erhalten werdet von Gott, deni Könige des Himmels, den, Sohne der hl. Maria, sondern erhalten wird es der König Karl, der wahre Erbe; denn Gott, der König des Himmels, will es also, und es ist ihm durch die Jungfrau offenbart, er werde einziehen in Paris in guter Geleitung .... Wollt Ihr der Jungfrau Gerechtigkeit widerfahren lassen, so könnt Ihr noch in Gemein-schaft niit ihr kommen, wo dann die Franzofen die schönste That vollbringen werden, die je vollbracht wurde für die Christenheit." Zu dieser schönsten That für die Ehristenheit unter ihrer Leitung lud sie auch den Herzog von Burgund in einem Briefe, der jetzt noch im Archive von Lille aufbewahrt wird (von Rheims 17. Juli datirt) mit den Worten ein: ,M 8'il Vcm8 pl»i8t K ßuerroier, 8i »lex eontrs Ie8 8arraxin8" („Und wenn es Euch beliebt, Krieg zu führen, geht doch gegen die Sarazenen" — V. 12C>). Daß sie behauptete, sie werde Paris einnehmen und ganz Frankreich erobern, kann auch noch durch andere Argumente bewiesen werden. Zeugnis; hiefür geben ihre Schreiben an die Bewohner von Trones vom 4. Iuui (IV. 287 8cz.), an die Eimuohner von Rhenus vom 5. August (V. 140), sowie die Be-richte des Seneschalls von Nerri, des Perceval de Noulainvilliers, Johannes Gersons, Jakobus Gelus, Heinrichs von Gorkheim, des Verfassers der Sitmlla Francica, (eines Elerikers von Speyer), der deutschen Gesandten, Perceval von Eagnvs, Alain Ehartiers und der Christine von Pisa**). Auch sind die Thatsachen zu bedenken, daß die Pucelle „auf Geheiß ihrer Stimmen"

*) Dieselben finden sich übrigens nuch im Re^ti« vslpniu»! des Parlaments-Präsidenten Mothien Thomassin, welcher über den Viief schreibt: ,,^'en »v I«n 1«8 eopiez äcmt Is, t«n«ui 8'en 8»it" (IV. 215.) „Ich habe die Kopien gelesen, deren Wortlaut folgt," sowie im Journal der Belagerung von Orleans (IV. 13!»), in der Chronik der Pucelle (IV. :M>) und in einer gleichzeitigen Copie, die einein alten latei-nischen Briefe eines Maltheseriitters über die Pucelle an seinen Lomthur bcilag (V. 96 sq.), und es scheint deshalb, das; die Pucelle auch diese Worte dictirt und im Procefse sich gefürchtet hat, dies zuzugestehen.

**) V. 120 »,,, III. 301, 400, 411, 426. 464. V. 130. IV. 20. V. 132. V. 15. 16, 19. Wie oft Johanna behauptete, in Paris einzuziehen, fehe man auch noch aus Qu. V, 107. V. 351. IV. 28? 8^. V. 130. V. 132, 140. I. 246. 144, 82.

eigenmächtig vom Hofe nach dein Kriegsschauplätze in Isle de France und
der Champagne aufbrach, weil sie ihre Mission noch nicht erfüllt glaubte,
sowie daß sie sich, wie bereits bemerkt, in: Processe weigerte, die MannZ-
kleider abzulegen, weil sie der Ansicht war, sie müsse noch Männerthaten
verrichten (I. 894). Was nun die Befreiung des Herzogs uon Orleans
anbelangt, die im Briefe nicht prophezeit wurde, so spricht Johanna über
dieselbe selbst im Processe. Neber den Herzog will sie mehr Offenbarungen
gehabt haben, als über irgend einen anderen Menschen, ihren König aus-
genommen, und wußte, „daß Gott ihn mehr liebe als sie". Die „Stimmen"
sagten ihr, sie würde entweder so viele Gefangene machen, daß sie ihn be-
freien konnte, oder über das Meer ziehen, um ihn mit Gewalt aus Eng-
land zu holen, ferner, sie würde ihn befreien, in weniger als drei Jahren
und längerer Zeit als einem Jahre (1. 133, 134). Eine etwas ungenaue
Zeitbestimmung. — Leider „dauerte" (wie sie sich anszudrücken liebte» die
Pucelle nicht drei Jahre, machte nicht genug Gefangene und konnte anch
nicht nach England ziehen. Ueberdies behauptet noch Atenyon: „Ich hörte
einmal Johanna zum Könige sagen, sie würde ein Jahr dauern und nicht
viel länger (III. 99). Nach der obigen Vorhersagung der „Stimmen" hätte
sie aber fast drei Jahre „dauern" können. Die Heiligen konnten sich, wie
es scheint, an ihre eigenen Prophezeiungen schließlich nicht mehr erinnern.
— Daß sie die Pucelle noch zu dem Glauben verleiteten, sie müsse auch
nach Beendigung der Eroberung Frankreichs und des Herzogs Befreiung
einen Kreuzzug gegen die Hnssiten machen, ist aus dem Briefe ersichtlich,
den sie ihren Beichtvater Pasquerel an dieselben während ihres Aufenthaltes
am Hofe in Sullv schreiben ließ (datirt vom 3. März 1430) und der uon
Herrn von Hormayr im Taschenbuch für vaterländische Geschichte vom
Jahre 1834 herausgegeben wurde (siehe Quich. V. 156). Das Schreiben
war so bekannt, daß der ihr ungünstige Inquisitor, Johannes Nider, der
Verfasser des Formicariums, in demselben (Eap. 8 des 5. Buches, Douai
1602) zornig sich äußerte: ‚A6 tautnm <IßniszuL zirasFuniptiouöm venit
^olilmul!, ut, nonclum lläepta Irancia, Mv. liulwmi«, ubi NlwrLtieoi'nm
inllltiluäo tuue t,iit, iuil>»8 intönwi-ei per littei-nz." („Zu einer solchen
Ueberhebung kam Johanna schließlich, daß sie, obwohl Frankreich noch nicht
erobert war, schon den Böhmen, unter denen damals eine Menge Ketzer
war, Drohungen durch Briefe sandte.") Auch wurde in Folge desfelben
Johanna zu Negensburg in einen: diesbezüglichen Drama als Ketzer ver-
tilgende Heldin gefeiert. Sie und ihre Heiligen wollten durch den Brief
wohl auch die Engländer, sveciell den Eardinal Winchester, ärgern, welcher
ein gegen die Hussiten geworbenes Kreuzheer von 759 Rittern und tausend
Bogenschützen, das sich in London befand, gegen sie, die „Orthodoxe", ab-
sandte.*) Ich bedaure nur, daß ich den Brief — ein Muster mittelalter-

*) Siehe Nloze de Vury, Iccmne d'Arc. Paris 1890, p. 146.

lieber Toleranz und Liebenswürdigkeit gegen Andersgläubige — nicht hier
wiedergeben kann. (Den lateinischen Urtert desselben hat 18M der Histo-
riker Sickel in einem aus der Kanzlei Sigismunds stammenden Formelbuche
aufgefunden und der NidlioititzHus äs I'öcols <t68 eliartsz zur Publikation
gesandt.) Daß die Pucelle ihn auf Geheiß der Stimmen schreiben ließ,
geht aus seinem Inhalte hervor, und wir hätten ja, wenn es dieser nicht
andeuten würde, zum Beweise auch die Behauptung im Processen „Alles,
was ich gethan, habe ich in Folge von Offenbarung gethan" (I. 51, 133).
Die orthodoxen Historiker nun konnten selbstverständlich nicht zugeben,
daß Ieanne d'Arc vom Himmel eine so umfassende Aufgabe zugewiefen
erhielt, daß ihr die „Stimmen" die Bollbringung aller dieser Thaten ver-
heißen hätten. Wären sie doch, wenn sie betrachteten, daß die Pucelle nur zwei
Hauuttheile ihrer Aufgabe erfüllte, zu der Ansicht getrieben worden, welche in
hohem Grade orthodoxer Tradition zuwider ist, daß himmlische Geister in
der That sich einmal das Vergnügen machten, ein armes Mädchen gründlich
zu unMficiren.
Ich habe mir mm bereits erlaubt, die obsectiue Beeinflussung von
Seiten der Ueberirdischen wegzuerklären nnd die „Stimmen" aus dem
Inner» der Pucelle selbst hervorgehen zu lassen. Gerade die Nichterfüllung
der Prophezeiungen über die Mission sind mir ein neuer Beweis für die
Richtigkeit meiner Ansicht, welche auch Betrachtungen über die eigenthüm-
licheu Widersprüche der „Stimmen", welche z. B. während des ganzen
Processes Johanna auch zu allen absurden Reden, wie sie selbst sagte,
inspirirten, zu erweisen geeignet sind. Ich muß nicht die untheologische Folgerung
ziehen, daß Heilige gelogen und sich widersprochen haben, wenn ich annehme,
daß sie selbst aus ihrer eigenen Phantasie Manches entnommen und sich
selbst getäuscht hat. Die „Stimmen" gaben eben nicht immer wirklich guten
Rath und Belehrung, gaben nicht immer die besten Gedanken des Innern
wieder, fondern sie waren auch manchmal die Objectivirung weniger trefflicher
und werthvoller Ideen. Wenn wir Offenbarungen und Stimmen aus
Johanna selbst stammen lassen, so enthüllt sich uns ein eigenartiges Seelen-
bild. Man schaut ein edles, patriotisches Wesen, begeistert zu hoher That,
oft in Entschlüssen seine Kraft überschreitend, nicht frei von Irrungen nnd
Unruhe im Denken, manchmal neben der patriotischen Hingabe auch zum
religiöse« Fanatismus geneigt. Man erkennt ferner ein Wesen von eigen»
thümlichem Seelenleben, das eine Macht der Selbstüberredung, der Objecti-
virung der eigenen Ideen und eigenen Erkenntniß besaß, das schlummernde
psychische Kräfte entfalten konnte, das ein ganzes Volk zu energischer That
überreden konnte, zur Eroberung des eigenen geknechteten Landes.
Nachschrift. Soeben nehme ich Kenntniß von dem Werke, welches
Lord Ronald Gower (Ioan of Are. Bn Lord Ronald Gower. London,

C.)iinnno 1893) vor Kurzen! verÃ¶ffentlicht hat. Wie ich aus Londoner
Zeitschriften ersehe, haben gewisse extrem spiritualistische Kreise einzelne aus
den: Zusammenhang gerissene Stellen desselben benutzt, um in einer ganz
falschen Darstellung des Seelenlebens der Pueelle, unter Anderem auch die
absurde Annahme der objectiven Veranlassung ihrer Visionen wieder vor-
zutragen. Hierdurch wird aber nur ein Veweis des Mangels historischer
Kenntnis; und historischen Forschnngsgeistes geliefert. Ich glaube, daÃŸ allen
denen, welchen in Folge ihres SachverstÃ¤ndnisses die Nothwendigkeit der
ZurÃ¼ckweisung solcher OberflÃ¤chlichkeit vor Augen tritt, die Publication meiner
Forschungen uni so willkommener sein mim.

Der russische Angriff auf die deutsche Gstgrenze.

von

einem höheren Offizier.

— Dresden. —

!!eit einiger Zeit wird von mancher Seite darauf hingewiesen, daß die Ostgrenzen Deutschlands, namentlich diejenigen Schlesiens und Posens, einem russischen Angriff gegenüber völlig offene, ungesicherte seien und weit eher zu Befürchtungen für einen russischen Angriff auf Deutschland, wie die befestigte Rheingrenze für einen französischen auf Süddeutschland Veranlassung böten. So berechtigt die überdies durch die Autorität Moltkes unterstützten Widerlegungen F. v. der Wengens, Albert von Forsts u. A. der Übertreibung der Bedeutung Nelforts als Ausfallsthor gegen Süddeutschland auch waren, so vermögen wir dagegen jenem Hinweise auf die Schutzlosigkeit der deutschen Ostgrenze nicht beizupflichten, und ist der Nachweis, den wir im Folgenden zu führen beabsichtigen, vielleicht nicht ohne Interesse, daß Deutschland überhaupt und im Besonderen Schlesien und Posen unter den heute obwaltenden Verhältnissen eine russische Offensive aller Voraussicht nach nicht zu fürchten hat.

Seit jenem Hinweise fanden inzwischen mit dem Besuch des russischen Thronfolgers in Berlin und der Berufung einer psrsona F?iita des Zaren, des deutschen Generals von Werder, als Botschafter nach Petersburg, Vorgänge statt, welche geeignet schienen, die Beziehungen der deutschen zur russischen Regierung wieder in bessere und ersprießlichere Bahnen zu lenken wie bisher. Wenn mit diesen Vorgängen auch noch nicht die tiefer liegende Verstimmung in den Kreisen des russischen Volkes gegen Deutschland mit einem Male aus der Welt geschafft zu werden vermochte, so schien doch damit ein Anknüpfungspunkt für die Nefeitigung dieser Verstimmung ge-

geben, welcher Beachtung verdiente und zu günstigen Erwartungen berechtigte. Der in letzter Zeit entflammte Zollkrieg mit Rußland ist allerdings nur dazu angethan, das Maß dieser Erwartungen sehr herabzusetzen. Allein Rußland befindet sich zur Zeit in Anbetracht seiner belasteten Finanzen, sowie der noch nicht völlig überwundenen Folgen schwer auf ihm ruhender Mißernten überhaupt in einer den materiellen Bedingungen nach zum Kriegführen sehr ungünstigen Lage. Es mangelt ihm überdies noch die vollständige Durchführung seiner Umbewaffnung mit dem neuen kleinkalibrigen Repetirgewehr, dessen Fabrication dort bis jetzt nur sehr unzureichende Resultate ergeben hat, sowie der Credit zu neuen ergebnißreichen Anleihen, und seine bundesfreundlichen Beziehungen zu Frankreich haben durch die Erschütterung der regierenden Kreise jener Republik, in Folge der Borgänge der Panama-Angelegenheit, Einbuße erlitten. Die heutige Ieitphase stellt sich somit, ungeachtet vereinzelter im Organisations-Plan des russischen Heeres begründeter, immer noch stattfindender Trnvvenverschiebungen an die russische Westgrenze, als eine ausgesprochen friedliche dar; allein die Perspective, welche von Seilen des Grafen Capriui und ihm nachfolgend verschiedener Generale auf die Gefahren unserer militärisch-politischen Gesammtlage überhaupt, sowie aus diejenigen eines Krieges mit zwei Fronten eröffnet wurde, läßt unter Anknüpfung an jene Erörtemngen der Lage der Dinge auf Teutschlands West- und Ostfront eine kurze Tarstellung der für einen russischen Angriff auf die deutsche Ostgrenze maßgebenden Verhältnisse, die wir im Folgenden zu geben beabsichtigen, vielleicht dennoch nicht unaugezeigt erscheinen. Wir beabsichtigen dabei jedoch, — weit entfernt, der immer wieder von Neuem auftretenden Beunruhigung Borschub zu leisten, -^ jener Perspective die durch sie nicht begründeten dnnklen Schatten zu nehmen, welche immer noch, im Hinblick auf die „nissische Gefahr von Osten", auf vielen Gemütbern lagern, und nachzuweisen, wie verhältnißmäßig sicher wir, der Lage der Tinge nach, vor einein russischen Angriff auf Deutschland, und selbst vor dem kurzen Vorstoß eines plötzlichen Ueberfalls der russischen Reiterschaaren sind.

Die nur in ihrer südlichen kleineren Hülste offene Ostgrenze Deutschlands entbehrt in ihrem nördlichen größeren Dheile der natürlichen und starken Hindernisse für den Angriff und die Bewegungen starker feindlicher Heereskörper keineswegs. Dieselben stellen sich, im Norden vom kurischen Haff beginnend, in: Laufe des unteren Riemen, dem Memelflusse, von seinen: Eintritt in's deutsche Gebiet bis zur Mündung, und alsdann in der ca. 30 Meilen langen bruchigen Wald-, See- und Wasserlanfniederungszone der oft- und westpreußischen Seenplatte dar. Diese Hindernihlinie findet in dem ebenfalls bruchigen Niederungsabschnitt des Drewenzflusses und alsdann in der Seenzone von der Weichsel bis Powiedz in der Gegend von Wreschen ihre westliche nnd südliche Fortsetzung, und ferner bilden der untere Lauf der Weichsel von Thorn bis Danzig, die Bruch- und Niederungs-

zonen des Nebe- und Wartheflusses, denen sich diejenige des Obwbruches
bis zur Oder anschließt, und endlich der obere Lauf der Oder beträcht-
liche, erstere im nördlichen Theil sogar starke, rückwärtige Hindernisse, welche
um so schwieriger für größere Heerestheile zu überschreiten sind, als sie an
besonders wichtigen Punkten, wie Marienburg-Tirschau, Graudenz, Thorn,
Tanzig, Posen und Glogau durch die Anlage namhafter, zum Theil sehr
bedeutender Befestigungen in Gestalt verschanzter Lager künstlich verstärkt
sind. Für die Vertheidigung des ca. 12 Meilen breiten offenen Grenz-
abschnitts Ostpreuftens zwischen dem Meinelfluß und dem Mauer-See bildet
die starke, mit dem Hinterlande durch die Ostsee und das frische Haff in
gesicherter Verbindung stehende Lagerfestung Königsberg einen vortrefflichen
Stützpunkt, und auch die wichtigsten Tefileen der oft- und westpreußischen
Seenplatte sind bei Lötzen und Ortelsburg mit Sperrbefestigungen versehen.
Ein großer Theil der ostdeutschen Grenze erweist sich somit als durch
recht beträchtliche natürliche Hindernisse, verstärkt durch zweckmäßige aus-
gedehnte und sehr widerstandsfähige Befestigungsanlagen, bei entsprechenden
Anordnungen der Vertheidigung, als gut geschützt, und nur die südliche
kleinere Hälfte der äußersten ostdeutschen Grenzgebiete der Provinzen Posen
und Schlesien entbehrt der Hindernisse und Befestigungen und muß daher
als eine in der That völlig offene bezeichnet werden.
Allein wie für eine rufsische Offensive gegen Teutschland überhaupt,
gelten anch im Besonderen für eine solche gegen diesen offenen Theil der
Provinzen Posen und Schlesien Verhältnisse, welche, wie wir nachzuweisen
suchen werden, einen nachdrücklichen russischen Angriff gegen denselben, sowohl
bei einein Kriege Teutschlands gegen Nußland allein, wie bei einem solchen des
Dreibundes gegen Nußland und Frankreich, höchst unwahrscheinlich machen.
So vortheilhaft für Rußland in Anbetracht der Vorzüge, welche die
Offensive in Feindesland in den mannigfachsten Richtungen in sich schließt,
auch das angriffsweise Verfahren gegen Teutfchland und womöglich Oesterreich-
Ungarn zugleich sein würde, so verbietet doch die, ungeachtet der Anhäufung
von etwa drei Fünfteln der Streitkräfte des russischen Friedensheeres in den
westlichen Generalgouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa, immer-
hin im Vergleich zu derjenigen verdeutschen und österreichisch-ungarischen Truppen
noch weitläufige Dislocation der russischen Armeecorvs, sowie das weit weniger
günstig wie das deutsche und österreichisch-ungarische entwickelte russische Bahn-
netz, für Rußland das Ergreifen der Offensive in den angenommenen beiden
Kriegsfällen. Zwar sind im Generalgouvernement Wilna das II., III., IV.
undXVI. Armeecorps, die 2., 3. und 4. Caualleric-Tiuision nnd die 5. Schlitzen-
brigade, im Generalgouvernement Warschau das V., VI.,XV. und XVI. Armee-
corps, die 3. Garde-Infanterie-Tivision, die 4. und 44. Reserve-Brigade,
die 5., 6., 13. 14 und 15. Lavallerie-Tivision, die 1. Ton-Kosaken-Tiuision,
eine Gardecavallerie-Nriglldе und die 1. und 2. Schützenbrigade dislocirt. Im
Generalgouvernement Kiew garnisoniren das IX.. X., XI. und XII. Armee-

corps, die 42. Reserve- und die 3. Schützenbrigade. die 9., 19., 11. un»>
12. Cavallerie-Division und die 2. combinirte Kosaken-Division; ini General-
gouvernement Odessa das VII. und VIII. Armeecorps, die 4. Schützen-
brigade und die 7. und 8. Cavallerie-Division.
Diese in Summa 14 Armeecorps, 3 Reserve-, und 5 Schützenbrigaoen
und 16 Cavallerie-Dimsionen befinden sich jedoch auf einen« Flächenraum
uertheilt, welcher größer als ganz Oesterreich-Ungarn und die beträchtlichere
Hälfte Ostdeutschlands zusammengenommen ist. Die Generalgouvernements
Wilna, Warschau, Kiew und Odessa umfassen in ihrer Gesammtheit ein Ge-
biet von 931,651 Hü Km., d. h. etwa 6832 Hü Km. mehr als ganz Oesterreick-
Ungarn (außer Bosnien) mit 625,557 lükiu., ,md die Provinzen Ost-
und Westpreußen, Posen, Schlesien, Königreich Sachsen, Brandenburg,
Pommern, Schleswig-Holstein, Hannover und Sachsen mit in Summa
299,262 üi Km. zusammengenommen. Auf jenem Räume der ge-
nannten russischen Generalgouvernements befinden sich russischerseits, wie
erwähnt, nur 14 Armeecorps, 3 Reserve- und 5 Schützen-Brigaden und
16 Ccwallerie-Divisionen dislocirt, auf dem erwähnten kleineren Gebiete
Oesterreich-Ungarns und Deutschlands haben dagegen 14 österreichische und
11 deutsche Armeecorps nebst zur raschen Formirung einer ähnlichen Anzahl
von Cavallerie-Divisionen ausreichenden Cavallerie-Regimentern, mithin in
Summa 25 Armeecorps dieser beiden Dreibundsmächte ihre Standquartiere.
Während von diesen Armeecorps sämmtliche österreichisch-ungarischen Corps
mit Ausnahme des bosnischen (XV. Corps), welches zur Aufrechterhaltuug
der Ruhe und Ordnung in dem neu erworbenen bosnischen Gebiet als un-
abkömmlich gelten muß, bei einem Dreibundskriege gegen Rußland und
Frankreich gegen Rußland verfügbar sind, muß allerdings eine Anzahl der
deutschen in der Osthälfte des Reiches dislocirten 11 Armeecorps und zwar
nach annähernder Schätzung etwa 6—7 für den Krieg auf der Westfront
gegen Frankreich, im Verein mit den 9 in der Westhälfte Deutschlands
dislocirten Corps erforderlich erachtet weiden. Es würden fomit 15—16
deutsche Armeecorps und, wie mit Sicherheit zu erwarten steht, durch 3—4
italienische Corps unterstützt, gegen Frankreich verfügbar sein. Gegen Ruß-
land aber würden immerhin noch 4—5 deutsche Armeecorps und deren
Reserve-Formationen, mithin in Summa 18 bis 19 Armeecorps des Drei-
bundes und deren Reservetruppen den 14 russischen Armeecorps und deren
Reserveformationen in jenem Kriegsfalle gegenüber zu treten vermögen.
Wir können nicht annehmen, daß der Reichskanzler in seiner Rede in
der Commission, welche auf die Führung eines Krieges mit zwei Fronten Bezug
nahm, mit der Andeutung, daß wir in jenem Kriege heute, ohne die Durch-
führung der Militär-Vorlage, am Rhein zur Defensive genöthigt fein würden,
den factischen Umriß unseres Kriegsplanes gegeben und sein letztes Wort in
dieser Hinsicht gesprochen hat. Wir glauben vielmehr voraussetzen zu dürfen,
daß diese Defensive an, Rhein, wenn sie sich auch nicht gerade einen Anlauf

gegen die Sperrfort- und Lagerfestungskette des ostfranzösischen Grenzgebiets als erstes Ziel setzt, dennoch einen sehr activen offensiven Charakter tragen wird, und daß die deutsche Heeresleitung um so mehr in der Lage sein wird, ihr diesen Charakter zu geben, als von den 19 Armeecorps des französischen Heeres, wie namhafte französische Militärs annehmen, 3 im südöstlichen Frankreich zur Vertheidigung des stark befestigten französisch-italienischen Alpengebiets verwandt und als ausreichend erachtet werden würden, während, gering gerechnet, etwa 1 Division der Linienarmee nebst deren Territorial-truppen, soweit diese bereits vorhanden, zur Festhaltung des Besitzstandes in Algier und Tunis als erforderlich gelten müssen. Somit würde diefranzüsiscke Feldarmee am Maas-, Mosel- und Bogesen-Abschnitt mit 151/2 Armeecorps und deren Neserueformationen 15 —16 deutschen Armeecorps und deren Reserueformationen gegenüber stehen, während das Eintreffen von 3 bis 4 italienischen Armeecorps mit den westösterreichischen Bahnen auf dem ober-rheinischen Kriegsschauplatz das, was den deutschen Corps an Reserveforma-tionen gegenüber der französischen fehlt, numerisch vollständig ausgleichen würde.

Für die Führung des Krieges auf der Ostfront würden somit, wie er-wähnt, etwa 19 deutsche und österreichische Armeecorps und deren Reserve-formationen, von mindestens einer Reseruedivision pro Armeecorps, zur Verfügung bleiben, und wenn sich unter denselben bei unserer obigen An-nahme der Benvendung der Streitkräfte gegen Frankreich, nur 4—5 deutsche Corps befänden, so würden dieselben doch im Berein mit ihren Reserve-diuisionen :c. eine Streitmacht von über 240009 Mann bilden, die im Verein mit der gesammten österreichisch-ungarischen Armee <ercl. des XV. Corps) vollkommen in der Lage ist, die Offensive gegen die mit Ausnahme der west-lichsten 5 Armeecorps sehr weitläufig dislocirten russischen 14 Armeecorps und ihre Reserve und Schützen-Brigaden, Cavallerie-Diuisionen und ihre sonstigen Reserveformationen zu ergreifen und wichtige erste Entscheidungen herbeizu-führen, bevor die übrigen im Inneren des weiten Reiches dislocirten russi-schen Streitkräfte auf dem Schauplatz derselben in den westlichen Gebieten eingetroffen zu sein vermögen. Allein nicht nur die numerische und die deutscherseits zweifellos vorhandene qualitative Ucberlegenheit der auf der Ostfront verfügbaren Streitkräfte Teutschlands und des Dreibundes gestattet demselben das angriffsweise Verfahren, sondern auch das weit entwickeltere Eisenbahnnetz Teutschlands und Oesterreich-Ungarns. Die beiden wichtigsten Factoren für die Möglichkeit, den Krieg von vornherein in Feindes Land zu tragen: verhältnißmästig dichtere Dislocation überlegener Streitkräfte und zahlreichere, die Mobilmachung begünstigende« und zur Grenze führende Schienenwege, sind daher für die Heere des Treibunds gegeben, und das russisch-polnische Festungsfünfeck, welches dem Angriff derselben, besonders Deutschlands, einen ersten Halt zu gebieten vermag, liegt mit seiner West-front bei Warschau von der Grenze Posens und Schlesiens 28—35 Meilen

entfernt. Russischerseits sind es acht größere, von Osten nach Westen durchgehende und zusammenhängende Bahnlinien zum Theil von gewaltigster Ausdehnung, welche aus dem Inneren des Reiches und der westlichen Gouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa an die Westgrenze des Landes oder doch in einige Nähe derselben führen. Es sind dies die beiden einzigen zweigeleisigen Vollbahnen Petersburg—Dünaburg—Wilna—Grodno—Bjalystok —Warschau—Muslowitz mit eingeleisiger Abzweigung nach Alerandrowo, und die Linie: Kowrow—Moskau—Smolensk.—Minsk—Brest-Litewsti—Warschau mit eingeleisiger Fortsetzung nach Mtama an der westpreußischen Grenze, oder in westlicher Richtung über Iwangorod und Kielce nach Myslowitz. Femer die erst zum geringen Theil zweigeleisige, jedoch in ihrer ganzen Ausdehnung als zmeigeleisige Vollbahn projectirte und im Bau befindliche Linie: Moskau—Orel—Kursk—Kiew—Verditschew—Kasatin mit doppelgeleisiger Fortsetzung in nördlicher Richtung nach Rowno—Kowel—Brest-Litewski —Bjalvstock (von Kowel bis Njalustock im Bau) —Ossowetz (eingeleisig) und in südlicher Richtung nach Schmerinka, Virsula, Bender und Odessa. Eine 4. eingeleisige Hauutbahnlinie ist diejenige: Saratow—Koslow bzw. Wladikawtas — Koslow —Grjasi—Orel—Smolensk—Dünaburg—Radziwitischkv an der Wilna-Libauer Bahn; eine 5. derartige Linie diejenige: Sysran—Pensa—Rjaschsk—Tula—Kaluga—Brjansk (im Bau, jedoch über Orel zu erreichen) —Gomel — Pinsk—Brest-Litewsk, und 6. die Linie: Nostow—Charkow—H^oroschba—Gomel—Vobrinsk—Minsk—Wilna—Kowno—E,)t>t-tuhnen; ?, die Linie Petersburg-Taps—Riga—Kowno, und 8. die Linie: Taganrog — Ietaterinoslaw—Virsula, bezw. Pensa—Eharkom (im Bau» Krementschug-Vin'ula.

Von diesen 8 russischen Bahnlinien münden 3 unweit der Grenze Oesterreich-Ungarns und 5 an der deutschen Grenze. Auf deutscher Seite führeu dagegen etwa IN von Westen nach Osten durchgehende größere Balmlinien, darunter 4 zweigleisige Vollbahnen, und österreichisch-ungarischerseits: 6 durchgehende größere Bahnlinien, (darunter eine zweigeleisige), über die Karpathen und das Mährische Gesenke zur resv. in die Nähe der russischen Grenze, zu denen binnen Kurzem die neue Karpathenbahn Marmarüs-Szigeth als siebente hinzukommen wird. Für den Transport der zu der Offensive gegen Rußland bestimmten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte an die russische Grenze stehen somit in Summa 16 Bahnlinien, darunter 5 zweigeleisige Vollbahnen, zur Verfügung, mithin die doppelte Anzahl der russischen.

Allein noch ein anderer Factor spricht für die raschere Mobilmachung und Versammlung der deutschen und der österreichischen Streitkräfte an der russischen Grenze und den baldigen Beginn der Offensive derselben mit, eö ist das im Vergleich zum russischen wesentlich besser entwickelte Secundärbahnnetz Teutschlands und Oesterreich-Ungarns. Wenngleich fast sämmtliche Truppen der westlichen Hälfte des russischen Reiches in den genannten

4 Generalgouvernements an den Eisenbahnen garniscmiren, und diese Truppen, wie besonders die Eauallerie-Divisionen, sich bereits im Frieden fast vollkommen auf Kriegsfuß befinden, wenn ferner eine sehr beträchtliche Anzahl ihrer Neserve-formationen, sowie der Festungsbesatzungstruppen gleichfalls bereits im Frieden präsent sind, so nimmt dennoch, wie der Reichskanzler in einer der Eomissions-sitzungen bemerkte, die Mobilmachung der russischen Armee 7 Tage mehr Zeit in Anspruch, wie diejenige Teutschlands und, wie wir hinzufügen, etwa auch die Oesterreich-Ungarns. Tiefe 7 Tage genügen jedoch vollständig für die Heere beider Staaten, die Offensive vor Nußland und, wie wir nachwiesen, mit numerischer und qualitativer Ueberlegenheit und daher mit guter Aus-sicht auf Erfolg zu ergreifen. Die deutsche Grenze bei Wreschen liegt etwa 28 Meilen von Warschau entfernt, so daß eine deutsche Armee von Posen her in circa ? Tagen wenige Meilen vor dieser Lagerfestung eingetroffen sein kann. Von den Grenzen der Provinzen West- und Ostpreußen her, welche von Warschau und dem Nug- und Narew-Abschnitt nur 4 bis 14 Meilen entfernt sind, vermag dies in 1 bezw. 5 Tagen an der durch ihn bezeichneten Linie der Fall zu sein, und starke österreichisch-ungarische Heerestheile vermögen innerhalb einer Woche nach ihrer Mobilmachung in die Gegend von Iwnngorod und Vrest-Litewski zu gelangen und das russische Festungsdreieck Tubno-Nowno-Lutzk und die Gegend von Nerditschew zu er-reichen, bevor ihnen an Zahl gleiche, geschweige denn stärkere russische Streit' kräfte gegenüber zu treten im Stande sind.

In Anbetracht dieser Ueberlegenheit des Bahnnctzes und in gewissem Sinne auch der Anordnung der Tislocation der Streitkräfte Teutschlands und Oesterreich-Ungarns, — eine Ueberlegenheit, welche hinsichtlich des Bahn-netzes nur im Laufe vieler Tecennien, vielleicht eines Jahrhunderts, russischer-seits den entsprechenden Ausgleich zu finden vermag, — hat sich Rußland veranlaßt gesehen, im letzten Jahrzehnt die Weichsellinie nnter Erweiterung und beträchtlicher Umgestaltung und Verstärkung ihrer bereits vorhandenen festen Plätze Nowo-Giorgiewst, Warschau und Iwangorod ungemein stark zu befestige« und in neuester Zeit diesen Befestigungen provisorische Zwischen-anlagen, sowie die Neubefestigung der wichtigsten Uebergangsvuntte des Nug- und Narew-Abschnitts bei Segrze, Pultusk, Noshan, Ostrolenka, Lomza, der bereits vorhandenen von Ossowetz, und am Lauf des Niemen die Neuanlage der Befestigungen von Grodno und Likischki sowie die Erweiterung Mwnos zu einem stark befestigten Lager hinzugefügt. Im Süden und Osten wird die befestigte Eentralstellung des russischen Polens, das polnische Festungsfünfeck, durch die Lagerfestungen Brest-Litcwski und Vjalystok vervollständigt, so daß hier von Rußland ein Befestigungssvstem geschassen ward, welches dem ver-einigten deutsch-österreichischen Angriffe einen Halt in seinen» Vorschreiten gebietet. Allein dieser Halt vermag an den kleinen Sperrbefestigungen des Narewabschnittes von nur gauz unbeträchtlicher Tauer zu sein, da der An-greifer ein Belagerungsgeschühmaterial mit sich führt, welches diese kleinen

Befestigungen rasch zusammenzuschießen und unschädlich zu machen im Stande
ist. Immerhin ist die Durchführung seiner Aufgabe den jenen Abschnitt
zweifellos vereidigenden Streitkräften der russischen Feldarmee gegenüber
keine leichte, und die rückwärts gelegenen großen Festungen werden für die
elftere nicht unbeträchtlichen Aufenthalt verursachen. Allein es ist mit gutem
Grunde anzunehmen, daß die numerische und qualitative Neberlegenheit der
deutsch-österreichischen Streitkräfte über die russischen es ihnen ermöglichen
wird, den russischen Heeresabtheilungen im freien Felde mit Erfolg entgegen
zu treten und nachhaltige günstige erste Entscheidungen herbeizuführen und
einen beträchtlichen Theil dieser Heeresabtheilungen in die Festungen zurück-
zuwerfen, bevor die Truppen aus dem Inneren Nußlands auf dem west-
lichen Kriegsschauplatz einzutreffen vermögen. Geschlagenen, nach Festungen
zurückgedrängten Truppen wohnt jedoch, wie die neueste Kriegsgeschichte be-
sonders gezeigt hat, kein bedeutender Werth mehr für die operative Ver-
wendung im freien Felde inne.
Selbst wenn man ini Hinblick auf diesen schwierigeren Theil der
Offensiv-Aufgabe, welche den deutschen Streitkräften in Anbetracht der starken
von Riga über Dünaburg, Mnsk und Kowno nach Warschau reichenden
russischen Truppendislocation von 5^2 Armeecorps, den: III., IV., V.
(von 3 Divisionen) VI. und XV. und der Reserven, welche Truppen sich
überdies auf die genannten starten Befestigungen zu stützen vermögen, zufällt,
annimmt, daß für die deutsche Offensive gegen Rußland mehr wie 4 bis
5 Armeecorps und deren Reserueformationen zur Verwendung gelangen müssen,
würde, wenn Italien entsprechend in den Kampf auf der Westfront eingreift,
das Stärkeverhältniß auf dieser Front immer noch ein ausreichendes zur
Aufnahme einer offensiven Vertheidigung der Rheinlinie für Deutschland sein,
jedoch diese Vertheidigung, wie erwähnt, nicht darin zu bestehen brauchen, sich
an der Erzwingung der Ueberwältigung der französischen Sperrfort- und
Lagerfestungskette den Kopf einzurennen, sondern den Gegner zunächst sich
kommen zu lassen und ihn bei seinen» Vormarsch über die Sperrfortlinie
hinaus anzugreifen. Man könnte sich alsdann die deutsche Offensive gegen
Rußland, unter Verwendung stärkerer Kräfte, wie oben angenommen, auf
diesen in seiner Gesammtheit stärkeren und überdies der Hauptstadt des
deutschen Reiches näheren Gegner wie Frankreich, etwa in folgender An-
ordnung denken: Eine Armee, bestehend aus dem ostpreußischeu (I.), west-
preußischen (XVII.) und dem pommerschen (II.) Armeccorps und deren
Neserveformationen, geht, unter angemessener Detachirung gegen Kowno, zum
Angriff gegen die Narewlinie vor, eine zweite Armee, bestehend aus dem V.,
III. und Gardecorps :c., dringt über Wreschen und Iaroczyn gegen Warschau
vor, und eine dritte Armee, bestehend aus dem VI. und XII. (sächsischen)
Armeccorps :c., schlägt von Wieruszau und Ostrowo ans dieselbe Richtung
unter Detachirung zur Aufnahme der Verbindung mit dem österreichisch-
ungarischen Heere ein. Gleichzeitig setzen sich die Streitkräfte Österreich-

Ungarns in zwei Hauptgruppen, die eine gegen die Südfront des polnischen Festungsfünfecks, die andere gegen Kiew, beide unter Beobachtung — unter Umständen nach Einschließung und Belagerung — der Festungen des Festungsdreiecks Rowno-Dubno-Lutzk, in Bewegung. Die Theilung der Streitkräfte beim Vordringen wird sowohl deutscherseits, wie österreichischerseits durch die ursprüngliche Truppendislocation, die verfügbaren Eisenbahnlinien und durch die geographischen Verhältnisse, im Besonderen den Narew- und Weichselabschnitt und deren Befestigungen, bezw. österreichischerseits durch das Vorspringen des Sumpfgebiets des Pripet in den westrussischen Kriegsschauplatz bedingt. Sie ist auch auf russischer Seite vorhanden.

Alle weiteren Eombinationen für die Maßregeln der Angreifer müssen sich nach dem Verhalten der (Hegner richten, und würde der Versuch einer Beleuchtung derselben der reinsten Eonjectur angehören. Wir begnügen uns damit, mit vorstehenden Erörterungen die Möglichkeit, daß ein russischer Angriff iin großen Styl der Offensive Deutschlands und Österreichs zuvorkommen könnte, widerlegt und den Nachweis geführt zu haben, daß Deutschlcmd und der Dreibund unbedingt in der Lage sind, im Falle eines Krieges das angriffsweise Verfahren gegen Nußland zu wählen. Selbst der viel erwähnte und gefürcktete überraschende Angriff der entlang der Ost- und Südgrenze Ost- und Westpreußens, dislocirten russischen Eavallerie-Divisionen muß gegenüber der Niederungs-, Wald- und Seedesileenzone jenes Grenzgebietes und der Möglichkeit ihrer rechtzeitigen Verteidigung durch Linientruppen, Reserve und Landsturm als völlig aussichtslos für eine namhafte Störung der deutschen Mobilmachung bezeichnet werden.

Während die deutsche Ostgrenze auf der Strecke zwischen dem Mauer-See und der Festung Posen, wie dargelegt, durch natürliche .Hindernisse, sowie die Verstärkung derselben durch Befestigungen und durch die Configuration des Bahnnehes und der Truppendislocation vollkommen gegen einen russischen Angriffsversuch geschützt ist, liegen die Verhältnisse auf den von Wrefchen ab bis Myslowitz offenen Grenzgebieten der Provinzen Posen und Schlesien allerdings anders, jedoch keineswegs, wie wir nachweisen werden, wesentlich ungünstig. Wenn auch die unbedeutenden Grenzwasserläufe der Prosna, Liezwartha, Nrinitza und Przemsa keine für einen russischen Vormarsch erheblich in Betracht kommenden Hindernisse bilden und das starke Operationshinderniß der Oder und mittleren Warthe erst 8—15 Meilen rückwärts der Grenze liegt, so ist jedoch das russische Nahnneh in Polen gerade der Grenze von Schlesien und Posen gegenüber so mangelhaft entwickelt, daß nur 2 — darunter >1 zweigeleisige — Eisenbahnlinien, diejenigen über Warschau und über Vrest-Litewski nach Myslowitz, an dieses offene deutsche Grenzgebiet, und zwar nach der äußersten Südecke desselben bei Myslowitz heranführen, während an der Ostgrenze Pofens und Schlesiens li deutsche Bahnlinien, darunter 8 zweigeleisigc münden. Allenfalls könnte noch die Bahnstrecke von Brest-Litewsti resp. Gomel über Iwangorod nach Lodz,

und die Vahnstrecke Warschau-Kutno für den Bahntransport russischer Streit-
kräfte nach diesem Theil der Westgrenze in Betracht gezogen werden; allein
die auf diesen Strecken transportirten Truppen würden von Lodz, bezw.
Kutno aus einen Fußmarsch von 14—15 Meilen oder 5—6 Tagen bis
zur deutschen Grenze zurückzulegen haben, und der Transport auf beiden
Linien denjenigen auf der Linie Warschau-Myslowitz und der Strecke Bjalu-
stot-Myslowitz unterbrechen. Ruhland hat mit voller Absicht den Anschluß
an das preußische Bahnnetz Posens und Schlesiens bis jetzt auf die Punkte
Älerandrowo und Myslowitz und 3 Bahnlinien beschränkt, von denen die
eine nicht einmal eine durchgehende ist, mit dem ausgesprochenen Zweck, die
Benutzung der russischen Bahnen in Polen einer deutschen Offensive auf ein
Minimum zu beschränken. Der von den Industriellen Schlesiens und Polens
lebhaft gewünschte Anschluß über Wilhelmsbrück an das deutsche Nahnnetz
hat bis jetzt leider nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung, ja, Ruß-
land ging sogar soweit, eine uni einige Zoll größere Geleisbreite zur Er-
schwerung der Benutzung seiner Bahnen durch deutsches Material anzunehmen.
Zwar dürfte die letztere Anordnung ihren Zweck nicht erreichen, da be-
kanntlich deutscherseits entsprechende Vorsorge für Verstellbarteit der Räder
auf genügend langen Achsen getroffen ist, nnd ferner zugleich die deutschen
Eisenbahntruppen die Fähigkeit besitzen, selbst längere unbrauchbar gemachte
Strecken sehr rasch wiederherzustellen, allein es befindet sich thatsüchlich
zwischen der mittleren Weichsel und der deutschen Ostgrenze eine verhältniß-
mäßig sehr spärlich von Schienenwegen durchschnittene Zone, welche, wenn
sie auch einerseits die Schnelligkeit des deutschen Vormarsches auf die ge-
wöhnliche des Fußmarsches der Armeen hinweist, so doch andererseits Ruß-
land, im Verein mit den übrigen bereits erwähnten Verhältnissen, die
Offensive gegen die offenen Provinzen Posen und Schlesien sehr erschwert,
und eine solche in gleicher Stärke der Streitkräfte, wie die deutfchcn, aus-
schließt.

Auch ist die russische Trnppendislocation in unmittelbarer Nähe der
offenen Grenzen Posens nnd Schlesiens keine so dichte, wie am Rarew-
und Riemen-Abschnitt. Es sind an der Warthe von Konin bis Ezenstochmi
nur die folgenden russischen Truppen dislocirt: In erster Linie das
13. Dragoner-Regiment in Konin, das 15. Dragoner-Regiment in Kalisch,
das 5. Dragoner-Regiment in Weljnn, das 42. Dragoner-Regiment und
das 7. und 8. Bataillon der 2. Schützenbrigade in Ezenstochmi. In zweiter
Linie das 4. Bataillon der 1. Schützenbrigade in Kutno; das 39. Infanterie-
Regiment in Lentschitza, das 37. Infanterie-Regiment, die 8. Feldartillerie-
Brigade und die 9. Batterie in Lodz, die 10. Batterie in Sdunskaja Wolja,
das 38. Infanterie-Regiment in Petrikau, das 5. Schützenbataillon in Neu-
Radomsk, das tt. Schützenbataillon in Tomaschow, das 29. Infanterie-Regi-
ment und das 17». Reserve-Infanterie-Regiment in Stiernewice, das 172.
und 172. Reserve-Regiment und die 8. Feldartillerie-Brigade in Lowitsch, die

Übrigen, dein offenen Theil der deutschen Grenze gegenüber dislocirten Truppen
in Warschau, Iwangorod und Umgegend. Die Gesammtstärte der in der Mhe
jener Grenze dislocirten russischen Truppen beträgt daher 4 Cavallerie-
Regimenter, 4 Infanterie- und 3 Reserve-Infanterie-Regimenter und
5 Schützenbataillone, 2 Feldartillerie-Brigaden und 2 Vatterien, sonnt
24 Schwadronen, 27 Bataillone und 14 Vatterien. Diesen russischen
Truppen steheu jedoch deutscherseits im südlichen Posen und Schlesien ebenso
nahe an der Grenze gegenüber: 40 Escadrons, 38 Bataillone nnd 38 Bat-
terien. Die deutsche Truppendislocation ist somit hier fast doppelt so dicht
wie die russische und derselben an Zahl überlegen. Hinsichtlich der in den
großen Lagerfestungen Rowo-Giorgiewsk, Warschau und Iwangorod massirten
russischen Truppen ist zu bemerken, daß die Entfernung dieser Garnisonen
von der deutschen Grenze derjenigen der starken Garnisonen von Berlin,
Dresden und Frankfurt a./O. beinahe gleichkommt und überdies die letzteren,
wie bereits angedeutet, nnuerhältnißmcißig bessere Bahnverbindungen zur
Grenze besitzen.

Auf Grund dieser Lage der iu Betracht kommenden Verhältnisse kann
somit auch von einen» russischen mit Rachdruck geführten Angriff gegen die
Provinzen Pofen und Schlesien und selbst von einem Ueberfall derselben
nicht die Rede sein, da überdies zahlreiche Reserve- und Landsturm-Forma-
tionen in diesen besonders schlesischerseits dicht bevölkerten Provinzen zur
Abwehr eines derartigen Anfalls zur Verfügung stehen. Gegenüber der
schwierig passirbaren Wasserlauf- und Seen-Desileen-Zone der oft- und west-
preußischen Grenzen, an denen entlang 12 russische Cavallerie-Regimenter,
5 Batterien, 1 Schützenbrigade und eine, Anzahl Infanterie-Regimenter
dislocirt sind, ist diefer Angriff durch die dortigen Terrain-Verhältnisse auf
deutschem Gebiet sehr erschwert nnd vermag durch die in der Rahe der-
selben garnisonirenden Truppen des preußischen 1., II. und XVII. Armee-
corps, sowie deren Reserve- und Landsturm-Formationen mit Leichtigkeit
zurückgewiesen werden, so daß von einer Ueberfluthung auch jener Provinzen
durch die rnfsische Lcroallerie keine Rede sein kann.

Die Anlage des ausgedehnten russischen Grenzbefeftignngsgürtels, der
von Kowno und Grodno am Riemen den Nobr, Rarem und Bugabschnitt
entlang zur mittleren Weichsel nach Warschau und Iwangorod reicht und
iu den Lagerfestungen Bjalnstot und Nrest-Litewski seine rückwärtige Ver-
stärkung findet, weist ferner deutlich weit weniger auf eine russische
Offensive wie darauf hin, daß Rußland in seinen westlichen Ge-
bieten im Kriegsfälle eine deutsche Offensive erwartet nnd fich
ihr gegenüber schützen will, sie weist darauf hin, daß die russische
Heeresleitung mit der neuerdings erfolgten Verstärkung jenes
Befestigungsgürtels bestrebt ist, die Mobilmachung und den Auf-
marsch ihrer westlichen Streitkräfte zu sichern, da die Ent-
wickelung des rnssischen, für dieselben in erster Linie in Betracht

kommenden Eisenbahnnetzes hinter derjenigen des deutschen und österreichisch-ungarischen außerordentlich zurücksteht. Die letztere Thatsache erhielt in jüngster Zeit durch einen Vortrag des bisherigen Directors des russischen Militär-Eisenbahnwesens, Oberst Wendrich, über die Vo« bereitungen der Eisenbahnverwaltungen für den Krieg in einer Versamm- lung von Generalstabsoffizieren in Petersburg ihre officielle Bestätigung. Nach den Ausführungen Oberst Wendrichs ist das Eisenbahnnetz Preußens vierzehn Mal und dasjenige Oesterreich-Ungarns acht Mal dichter als das russische Schienenneh. Aehnlich sind die Zahlen des rollenden Materials und des Personals beschaffen. „Die Verhältnisse für die Beförderung der Militärzüge in Rußland, bemerkte Oberst Wendrich, sind ungünstiger wie in allen anderen Staaten." Rußland müsse daher den „Ausbau und eine bessere Organisation seines Eisenbahnwesens anstreben".

Wenn man endlich im Hinblick auf die völlig offenen Ostgrenzen Schlesiens und der Südhälfte Posens, sowie auf die ungeheure Größe des russischen Reiches darauf hingewiesen hat, daß ein russischer Angriff auf Deutschland in der Hlluvtrichtung auf Berlin ebenso rasch über Breslau wie über Posen zum Ziele führen und daß eine Offensive über Breslau die Festung Posen umgehe und daher nur der Beobachtung derselben bedürfe, fo ist dem gegen- über zu bemerken, daß es bei den heutigen Mitteln der provisorischen und der Feldbefestigungskunst (mobile Panzerthürme :c.) nicht fchwer sein kann, im gebotenen Moment der Hauptstadt Schlesiens den fortificatorischen Schuh zu verleihen, der dieselbe rasch zu einem starken Stützpunkt am Laufe der oberen Oder umzugestalten vermag.

Möge es unserer vorstehend gegebenen Darlegung vergönnt sein, die völlige Grundlosigkeit der vielfach noch gehegten Befürchtungen vor einen, russischen Angriff auf Ostdeutschland und dessen offene Grenzgebietstheile nachzuweisen, ein Nachweis, der im Uebrigen die große Bedeutung der starken, russischen Militärmacht für Deutschland nicht wesentlich zu alteriren vermag, so daß wir in der jüngst erfolgten Anbahnung besserer Beziehungen zwischen der deutschen und russischen Regierung das willkommene Symptom einer sich friedlicher gestaltenden politischen Lage begrüßen.

Aus „sirica"
von
Unnie Vivanti.
Deutsche ll e b e r t r ag u n g
von
Valerie Matches.
— Zchweidnitz. —

Mein Gesang.

Ein Vorspiel von Klavier oder Guitarre. —
Mein Auge still sich schließet,
Dann strömt mir von den kippen die bizarre
vertraute liedesweise.
Vezaubernd stießet
Die schmachtende Kadenz, und kühn ergießet
5ich wechselvoll der Rhythmus, wie das leise
Und sanfte Ritornell, da? unerwartet
Ein leidenschaftlicher Accord beendet.
Ich sing' von Frühlingslust und mildem Sonnenschein,
von grünem wiesenplan und holden» Veilchenduft,
vom weiten Aetherblau, vom lichten Himmelsdom,
vom Nest der Nachtigall und jungem lerchenschwarm.
Ich sing' die stolze tust, den frohen Iubelklang,
Den mir mein lenz und meine Schönheit geben,
Die lieb', den Zauber und das wonnebeben
Des blüh'nden Daseins und der Jugendzeit,

Ich singe, und es sprudeln klar
Hervor der Töne Wellen,
Die frisch und frei, voll Heiterkeit
von meinen tippen quellen.
Ich singe, und die Zeele folgt
Veraufcht den Melodieen,
Und Zittern, schrei und schluchzen wird
Zu fußen Harmonieen,
Die fremd, gewaltig, wunderfam
Hin durch die lüfte schweben.
Daß land und Meer und Himmelszelt
Im Echo Antwort geben.
wie wogen des vergessen« sie
Die finstre Welt dnrchrauschen,
Die Engel und der Herrgott selbst
Dem Illang voll Wonne lauschen.
Ich sing' von Frühlingslust und mildem Sonnenschein
von grünem wiesenplan lind holdem veilchendnft,
vom weiten Aetherblau, vom lichten Himmelsdom,
vom Nest der Nachtigall und jungem leichenschwarm.
Ich sing' die stolze tust, den frohen Iubelklang,
Den mir mein lenz und meine schönheit geben.
Die lieb', den Zauber und das Wonnebeben
Des blüh'nden Daseins und der Ingendzeit.
Nun schweig' ich bleichen Angesichts. Ein Flüstern
Erregten Veifalls geht von Mund zu Munde,
Und nach dem Namen meines lehiers fragen
Vie Mütter art'ger Dämchen in der Runde.
Ich geb' zur Antwort: wenig kann euch frommen
von meinem lehrer die genaue Kunde.
Er ist ein Gott. — I» schreckensvollem Hasten
sein virigiren in die Flucht euch triebe,
Er schlägt den Cact ohn' Maß und ohne Rasten,
Meister Eupido ist's, der Gott der liebe!
Er schlägt und schlägt mit ungestümer schnelle
Und reißt mein stiirmischklopfend Herz in stücken,
Formt Reime dann daraus und Ritornell«
Und Melodien, die das Vhr entzücken.
Um euren Töchtern Unterricht zu geben,
wird es an guten lehren euch nicht fehlen,
Doch meine schule zahlt man mit dem leben,
Ihr mögt lamperti und teoni wählen.

O komm, mein 3ieb!

V komm, mein lieb! die 5onn' ist aufgegangen,
Es winkt der blüh'nde Pfad, vom Thau befeuchtet;
sieh, welcher Glanz am Himmel! welche Vläue
In unfern Augen widerstrahlt und leuchtet!
G komm, ein neu Geschick uns zu gestalten,
Du deinem Genius und ich dir zu eigen,
In deinen Armen wirst du fest mich halten.
Und lächelnd werde ich zu dir mich neigen.
Und wenn uns hungert, wollen wilde Früchte
wir suchen in dem tiefen Waldesgrunde,
wir wollen unlerm Lternenhimmel schlafen,
Und ruhen soll dein Mund auf meinem Munde,
Des Mittags rasten wir im kühlen schatten
Geheimnißvoller, blüh'nder Riesenbäume,
Du träumst, das Haupt auf meinen llnie'n, der Zukunft,
Und ich der liebe wonnevolle Träume.
Mit meiner Hand in deinen locken spielend,
werd' alter Helden Mär ich dir erzählen,
Und werd' in deinem Aug' erwachen sehen
Die Ruhmbegier, die deine Uraft mag stählen.
Dein blaues Aug', fönst lässig halb verschleiert,
werd' ich von lichten F!ammen blitzen sehen,
von übermächtigen Gluthen angefeuert,
wird stolz und kampfbereit der Geist erstehen.
<v komm, mein lieb! die 3«nn' ist aufgeganaen,
Und durch den Aether gold'ne Wölkchen schweben,
Mit unserm siegesfrohen liebesjubel
laß uns die Welt aus ihren Angeln heben!
Mit unsres lachen? hellen Zauberklängen
Und unsrer Jugend ungestümem wagen
laß uns des Paradieses Pforten sprengen
Und seine tust herab zur «Lrde tragen!

Begegnung.

Vegegnet bin ich ihm und ward nicht ro!h, —
Nein bleich, so sterbensbleich ward meine Wange,
Ich grüßt' ihn lächelnd, und beim frohen Klange
Verstimme schrie mein Herz: V, war' ich todt!
G, so ihn wiedersehen, keck und kalt
An mir vorübergehn mit flücht'gem Grüßen,
Und eine heitre 5tirn ihm zeigen müssen,
Ihm zeigen, daß er nichts mir, gar nichts galt!

Da fühlt' ich meine seele voller Gran'n
vuichfluthet von der woge bittrer schmerzen;
Doch stolz und ruhig, mit dem Tod im Herzen,
vermocht' ich lächelnd ihm in's Aug' zu schan'n.
Ls war einmal.
Es war einmal ein kühner Rittersmann,
Der Tag und Nacht den schonen
Die Ruhe stahl und ihre Gunst gewann.
Ls schmachtete nach ihm der Jungfrau',» schaar:
viel stolze Herzoginnen,
Prinzessinnen im blonden lockenhaar.
Da traf er eines Tag's ein unbekannt,
Gebräunt Zigeunermädchen,
vess' lachend trotz'ger Vlick den seinen bannt.
„willst du mich lieben?" fragt er; — kalt und fest
Giebt sie ein Nein zur Antwort.
Und «inen Ruß auf ihren Mund er preßt,
sie schaudert. Doch sie schüttelt stolz das Haupt:
„Nein, ich will dich nicht lieben."
Noch einen Kuß dem rothen Mund er raubt.
Da blitzt von tiefer, heißer Gluth ein strahl
In ihrem dunklen Auge.
Im Gürtel blitzt ihr eines Dolches stahl.
sie liebte ihn. — sie liebte ihn! — Dann band
An sie für ew'ge Zeiten
Im Tod ihn ihre starke, kleine Hand.

philosophische Terminologie.

von

tzans SchmidKunz.

— ^öcting bei 3tarnberg. —

!N> Thema, für das diese Zeilen eine Aufmerksamkeit erbitten, besteht darin, die ^uustausdrücke der Philosophie und — wie bald gezeigt wird — auch anderer Fächer einer eigenen wissenschaftlichen Betrachtung zu uuterwerfen. Dies ergiebt ein Sondergebiet der Philosophie, und zwar zunächst wohl der Methodenlehre, dann auch der Philosophie überhaupt und endlich der Geschichte der Philosophie oder genauer, da dieser Name einer Geschichte der rein wissenschaftlichen Philosophie vorbehalten werden sollte, sowohl dieser als der „historischen" Philosophie.

Man sieht leicht, wie geringe Vorarbeiten hier vorliegen. Außer Verstreutem ^ z. B. der Leibuiz'schen Abhandlung .,v« stilo ridilozopliicn ^i^alii", die fast mehr negativ ist, und Beiträgen auf anderem Gebiet, auf anatomischen, von Hnrtl, auf kliuifchem von Roth und Zimmerer — haben endlich die Arbeiten von Nndolf Eucken einen bedeutenden Anfang gemacht: nach der rein geschichtlichen Veite die „Geschichte der philosophischen Terminologie" (Leipzig 1879), nach der geschichtlichen und zugleich begrifflichen Seite die jetzt in ganz neuer Auflage erschienenen „Grundbegriffe der Gegenwart" lebend« 1898), nach der rein sprachlichen Seite Kleineres.

Ten Erfolg einer Fortsetzung des so aussichtsreich Begonnenen haben jene Vorarbeiten leider noch nicht gefunden. So foll denn unser Gegenstand die Frage sein: welche Aufgaben erwachsen durch das gestellte Problem einer wissenschaftlichen Behandlung des philosophischen tsiminu» tecdnious?

Für den Laien ist die Frage bald beantwortet. Er sagt: Die Terminologie ist eine künstliche Scheidewand, so da der Stubengelehrte zwischen

siäi und der übrigen Welt aufrichtet. Kann sie nicht, wie es eigentlich
sein sollte, baldigst fallen, dann verlange ich von dem Terminologen, daß
er mir den Bliä hindurch ermögliche, daß er wieder gut mache, was Fach-
Hochmuth verbrochen, daß er mir die philosophische Gaunersprache in eine
schlichte Volksrede zurückübersetze.

Erhöbe wer einen solchen Anspruch gegenüber der Mathematik, so würde
man ihm am besten rasch den Gefallen thun und etwa statt vom Binomial-
Eoefficenten vom Zwieglied-Mitbewirkenden sprechen. Dann hat er, was
er wollte, und kann gehen. Doch wenn auch vor den meisten Wissenschaften
ein solcher Anspruch bescheiden und klug verstummen mag, dürfte es der
Philosophie gegenüber anders sein. Manche halten sie ja gar nicht für eine
Wissenschaft, sondern vielleicht für eine Knnst; und noch Zahlreichere für eine
beliebige Ansichtssache. Demnach sollte sie im Gegensatz zu Mathematik ic.
Jedermann zugänglich sein — eine Wald- und Wiesen-Philosophie. Nun
weiß man aber, daß selbst Wald- und Wiesenberufe ohne ihre eigenthüm-
liche Terminologie, ihre Kunstsprache, nicht auskommen; z. B. der Beruf
des Jägers. Noch mehr: wo immer eine besondere Terminologie waltet,
dort ist sie nicht eine willkürlich errichtete Wand, sondern in der Hauptsache
ebenso ein Ergebniß „natürlicher" Entwickelungen, ein Naturproduct im
weitesten Wortsinn, wie etwa die Arbeitsweisen, die Methoden des jeweiligen
Berufs.

So ist denn auch die philosophische Kunstsprache nicht das Resultat
einer Verschwörung von Dunkelmännern gegen die Oeffentlichkeit und gegen
natürliches Gefühl, sondern eine Wirkung all jener logischen, geschichtlichen
und sonstigen Mächte, denen der jedesmalige Stand der Philosophie ent-
stammt ist. Darin liegt auch schon, daß unsere Terminologie nicht für
sich allein — etwa durch das Nachschlagen von Definitionen — sondern
erst mit Hilfe der Sachen selbst verstanden werden kann. Diese Abhängig-
keit, deren genauere Beweise sich allerdings erst aus einer Durchackerung
des gesummten Gebietes ergeben würden, geht aber so weit, daß man über-
haupt kaum eine Terminologie rein als solche zu pflegen vermag: sie wird
unter den Händen ihres Bearbeiters zugleich eine Bedeutungslehre, ja eine
systematische (wenngleich parteilos systematische) und geschichtliche Darstellung
der philosophischen und allgemein wissenschaftlichen Begriffe wie Probleme
überhaupt. Damit hätten wir bereits einen der wichtigsten Leitgedanken unsrer
Beantwortung der obigen Frage gekennzeichnet.

Es mag dies um so mehr zutreffen, als die philosophische Terminologie
bekanntlich die verworrenste ist, und dies gerade in Folge einer großen Ver-
worrenheit in den Sachen. Während andere Terminologien, z. B. die ana-
tomische, an Synonymen (verschiedenen Ausdrücken für ein und dieselbe
Sache) leiden, krankt die unsere an Aeqmvocationen (ein und denselben
Ausdrücken für 'verschiedene Sachen) und zwar solchen der verschiedensten Art.
Hier entsteht die schwerwiegende Frage: wie sollen wir uns dazu verhalten?

Man sieht bald ein, daß eine Aequivocation als solche (und Aristoteles gestattet sie sich fortwährend) noch nichts gar so Schlimmes ist; am wenigsten dann, wenn sie rein terminologisch bleibt, d. h. wenn zwei oder mehr streng abgegrenzte, hinreichend bekannte und bewußt festgehaltene Bedeutungen mit Einem Namen bezeichnet werden. Derartiger Grundlagen für Bezeichnungen hat man in den übrigen Wissenschaften weit mehr als in der Philosophie; und darum ist dort eine Aequivocation, ja überhaupt jedes terminologische Problem im Allgemeinen leichter und isolirter, d. h. mehr ein bloß sprachliches, als hier. Die Frage der medicinischen Terminologie, ob für Tagblindheit und Nachtblindheit die Ausdrücke Nyktalopie und Hemeralopie richtig vertheilt sind, ist eine ziemlich einfache; die Frage der philosophischen Terminologie, wie sich „Empfindung", „Vorstellung", „Gefühl" auf die dadurch benannten Erscheinungen vertheilen, ist wenigstens heutzutage ganz von der — öfters gar nicht recht gefaßten — Frage abhängig, wie sich diese Phänomene selbst gegen einander abgrenzen. Solches ist eine Hauptursache des vielbeklagten terminologischen Wirrsals in der Philosophie und damit auch des Bedürfnisses — das anderswo weniger besteht — es zum Ackerfeld für eigene wissenschaftliche Thätigkeit zu machen.

Eine andere Hauptursache jenes Chaos liegt in den,, was ich die „historischen Aequivocationen" nennen möchte. Viele tsiiuiui besitzen mehrere nebeneinander wechselnde Bedeutungen; bei vielen aber, ja bei den meisten wechseln die Bedeutungen auch nacheinander, indem sie nicht minder als z. B. Staaten ihren Umfang, oder als Bauwerke ihren Inhalt, oder als Titel ihre Anwendung u. s. f. vergrößern, vermindern, vertauschen. Der Sinn, den ein Philosoph einem sonst gleichbleibenden Ausdruck unterlegt, ist oft schon bei feinem Nachfolger nicht mehr der nämliche; und fummiren sich solche Aenderungen, so mag in der Endgestalt der Ausgang vielleicht gar nicht mehr zu erkennen sein. Als Hauptbeispiel zählt man hier gern die lange Bedeutungsreihe des Wortes Idee auf (Lücken, „Geschichte" S. 199f.).

So haben oft die durch Kunstausdrücke bezeichneten Begriffe ihre Entwicklung, als wären sie lebende Wesen; und verschiedene Punkte in dieser Bildungslinie, für die alle doch die Formel, d. i. der sprachliche Ausdruck, gleichbleibt, das ist's, was wir historische Aequivocationen nennen wollen und ebenfalls der Schuld am terminologischen Uebel bezichtigen müssen.

Diese Erwägungen vermitteln leicht die Beantwortung einer weiteren Hauptfrage: wie tief hat die Wissenschaft in jenen Wirrwar verbessernd einzugreifen? Es scheint: nicht sehr weit; und was sie thun kann, das ist viel eher Sachliches als Sprachliches, das ist vor Allem ein Aufräumen mit jenen unsicheren Bezeichnungsgrundlagen in der Philosophie und ihr Ersatz durch festere, wie sie den übrigen Wissenschaften eigen sind. Die nächste Vorbedingung dazu dürfte — wie fast überall — eine genaue Beschreibung des Thatbestandes sein, die ja wohl in allen Gebieten bereits eine der ein«

schneidendsten Kritiken ist. Hier wird sie uns zu zwei Unterscheidungen leiten. Erstens zu der uns bereits geläufigen zwischen der sachlichen und der sprachlichen Seite des Kunstausdrucks und mithin zu der uns bevorstehenden doppelten Verbesserungsarbeit: die sachliche Arbeit wird mindestens dura, genauere Aufstellung der Fragepunkte gefördert, und sie erleichtert so die eigentlichen terminologischen Aufgaben; die sprachliche Arbeit ist dann in der Hauptsache vorgezeichnet und enger umgrenzt. Zweitens wird uns jene descriptive beschreibende Kritik zu der Unterscheidung der Philosophie als einer Nissenschaft und als einer Welterschauung, Letzteres zumal in der „historischen Philosophie", führen, danach gehören die Früchte des Philo - sophirens theils unter die Kategorie des Wahren und Falschen sowie des »«ehr minder Evidenten lauf Einsicht Gegründeten» und Euidenzlosen, theilo außerhalb des Wahren und Evidenten sowohl als auch ihrer conträreu Gegensätze (des Falsche» und Euidenzlosen); hier fallen sie dann nicht unter bleibende, allgemein giltige, sondern unter geschichtliche, geographische, völkerkundliche und ähnliche Kategorien.

Dies ergiebt für richtendes Eingreifen einen tiefen Unterschied: dort, bei Wahrheit und Falschheit, wird es in hohem Grad erfordert sein und nur Weniges, Nebensächliches dem individuellen Geschmack übrig lassen; hier, außerhalb des Weichbildes von wahr und falsch, wird es nur in geringerem Maß zu thun finden und desto niehr vor dem sich selbst regelnden Gefühl der Netheiligten zurücktreten. Dort alfo aus der Erkenntnis; des Thatsächlichen eine weitgehende Kritik, hier mehr ein Verbleiben dieser Erkenntnis beim richterlosen Begreifen.

Nach all dem wird also die philosophische Terminologie weit mehr ein theoretisches (erkennendes) als ein normatives (Vorschriften gebendes» Fach sein und zwar um so eher, je enger sie just nur Terminologie sein will. Was sie uns zu lehren hat, ist zunächst die Fülle der vorhandenen tc>rmiin teclmiei mit ihren Bedeutungen, die terminologische Fauna oder Flora; sie tritt nach dieser Teile als eine Naturgeschichte, einschließlich Entwicklungsgeschichte, der philophischen Kunstausdrücke auf. Ihre äußere Gestalt wird liier am zweckmäßigste» die eines alphabetischen Wörterbuches sein. Ein solches ist schon für weitere Kreise als volksthümliches gemeinfaßlichcs Nachschlagewerk dringend erwünscht; für engere Kreise als eine vorläufige Uebersicht über den vorhandenen Stoff, die zugleich einen erschöpfenden stephanischen Thesaurus »großes Lerikon wie das griechische von Stevhanus) vorbereiten soll, nnd als eine erste Grnnolllge für die übrigen Aufgaben der Terminologie.

Dieses Wörterbuch müßte seinen Inhalt aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart, aus dem Bleibenden und aus dem Vergänglichen nehmen, gleichzeitig historisch und systematisch sein. Es müßte mit der Summe seiner Wörter zugleich auch die Summe ihrer Bedeutungen und dadurch in werlhcnder Auswahl die gesammten Objecte der Philosophie sammt den Bemühungen dieser um sie, mithin alle philosophischen Gegenstände, Begriffe, Urtbcile,

Probleme, Lösungsversuche und Lehrsätze umfassen, soweit sie heute vorliegen — einschließlich der durch den Fortschritt der Philosophie zwar überwundenen, doch durch ihr geschichtliches Gewicht noch bedeutsamen. Belegstellen ans den jeweils maßgebenden Autoren werden ebenso wie in größeren philologischen Lericis den Beweis für das Mitgetheilte und die Möglichkeit weiteren Nachforschens gewähren. Daß die recht zahlreichen Abkürzungen und Symbole nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich.

Im Systematischen (dem bleibenden Inhalt der Wissenschaft) mag ein solches Werk als Ersatz für ein eigentliches Handbuch oder Handwörterbuch unserer Nissenschaft dienen: 1) weil die Kunstworte zwar sprachlich, aber auch fachlich gedeutet sein wollen, und diese letztere Deutung bei der Eigenart des Philosophischen kaum je mit ein paar hinweisenden Worten, mit einer „Adresse" abgethan sein kann; 2) weil gerade mit einem derartigen Werk das Publicum nicht nur ein Verbal-Lerikon, sondern zur Befriedigung eines lang angesammelten Bedürfnisses zugleich auch ein Real-Lerikon in die Hand bekommen möchte; man will „doch endlich einmal erfahren, was denn eigentlich Dednction und Iuduction sind." Endlich mögen sich 3) aus Unterrichtserwägungen gewichtige Gründe für eine Vereinigung der mannigfachen Seiten des philosophischen Lehrstoffes unter Einem terminologischen Dach anführen lassen.

Im Historischeu wird, ehe au einen Thesaurus zu denken ist, allerdings eine Beschränkung auf die großen Clafsiker der Philosophie einschließlich geschichtlich bedeutsamer Autoreu die Hauptfarbe des Buches gebeu müssen. Aber dennoch wird man über das einfache Nebeneinander von etwa einem Dutzend berühmter Namen hinausgreifen und sich bemühen, die umfangreichen Stromgebiete jener Ueberlieferung andeutend nachzuzeichnen, die von antiken, erst noch gar nicht technischen Wörtem durch alle erdenklichen fackwissenschaftlichen Schicksale hindurch bis zu uns heraufführt.

Wir werden uns dabei wohl auf die uns naheliegenden Sprachen und Gedankenschöpfungen beschränken, also vom Indischen, Chinesischen u. f. w. trotz vielverheißender Ausbeute vorläufig absehen, mit Ausnahme vielleicht einiger indischer Proben aus den genug zugänglichen Arbeiten Deussens.

Allein innerhalb dieser Beschränkung wird trotzdem noch längere Zeit eine klaffende Lücke bleiben, deren Ausfüllung hier wenigstens angebahnt werden könnte. Unsere wissenschaftlichen, zumal philosophischen Fremdwörter haben wir in erster Reihe aus dein Griechischen überkommen; dieser Ueberlieferungsstrom ging, von unmittelbaren Zuflüssen abgesehn, über's Lateinische. Doch nur ein Theil von ihm fluthete geradeaus vom Hellenischen in's Römische i eine Abzweigung floh aus griechischen Texten in syrische Uebersetzungen, von da weiter in arabische nnd mündete von dort aus schließlich wieder in den lateinischen Hauptstrom. Diese Abzweigung ist noch sehr wenig, ihre Hauptmasse, die arabische Philosophie, nur erst bruchstückweise durchforscht (Vorarbeiten von Dieterici.)

Wir brauchen Forscher, die zugleich in der Philosophie und in der semitischen Philologie geschult die Wanderung der einzelnen wi-miin und Bedeutungen durch jene abgelegenen Gegenden verfolgen. Bis dahin werde auf diese fruchtbringenden Arbeitsthemen immer wieder hingewiesen, jede hier zu suchende Lücke im Besonderen umschrieben. —

Haben mir so unser Wörterbuch fertig, dann wäre kaum etwas unwissenschaftlicher als zu glauben, eine philosophische Terminologie sei damit erschöpft. Sie wäre es, wenn die rsrmilli insgesammt ein bloßes Collectivum (Menge) und nicht auch ein Fenu8 (Gattung) wären, und zwar ein natürliches ßeuus mit sehr vielen Gemeinsamkeiten und reicher Gliederung in Arten. Ergiebt die erster« Betrachtung eine Terminologie im Sinn des -logie als -lese wie in Anthologie, Phraseologie, so die letztere eine Terminologie im Sinn des -logie als -lehre wie in Biologie, Psychologie. Neben der Naturgeschichte des terminuZ die Naturlehre; neben einem Wörterbuch eine Grammatik. Und so nahe auch jenes dem Handwerksmäßigen kommen mag, so weit entfernt sich diese davon. Es wäre einfach ein methodischer Grundfehler, Terminologie nur zu fassen als eine Behandlung der unzähligen einzelnen Synthesen (Zusammensetzungen aus Elementen), wie sie eben in den so und so viel Kunstausdrücken vorliegen. Die Wissenschaft muß von diesen zusammengesetzten Gebilden aus analytisch (zergliedernd) bis zu ihren Elementen vordringen, diese eben als gemeinsame Bestandtheile jener darstellen und durch solchen Unterricht uns jedesmal mit Einem Schlag über alle verwickelten Einzelerscheinungen Auskunft geben, sofern sie Vertreter gerade des einen oder anderen Elementartyvus sind. Sie ermöglicht also durch ihre analytische Methode jedem Wißbegierigen, jene Synthesen, die ihm augenblicks vorliegen, selbst nachzubauen. Im Näheren ist dies folgendermaßen gemeint.

Ein solches ElemeM ist entweder ein Vestandtheil, ein Stück, wie ein Baum aus Wurzel, Stamm und Krone besteht. Oder es ist eine Eigenschaft, ein Merkmal, wie ein Baum grüne Farbe, bestimmte Größe u. s. w. hat. Oder es ist ein rein begriffliches Element, die übergeordnete Klasse, wie in „Baum" der Begriff „Pflanze" oder der Begriff „Eigenttmm Jemandes" steckt.

In Anwendung auf unser Gebiet betrachten wir zuerst diese rein begrifflichen Elemente. Eine zu ihnen vordringende Analyse läßt den tsrminus begreifen als untergeordnet der obersten Klasse „Zeichen", innerhalb dieser wieder dein näheren Fsnus „Name", welcher Name weiters ein technischer und ein nichttechnischer, als technischer ein wissenschaftlicher und ein nichtwissenschaftlicher sein kann u. s. f. Allein neben dieser Artenreihe haben wir noch reichliche Nebenarten: die der synonymen und äquivoken Ausdrücke u. dergl. m. Nun scheint unser Gegenstand nur das philosophische Kunstwort zu sein; man merkt jedoch bald, daß eine analytische Theorie des philosophischen Fachausdrucks nur eine besondere Anwendung einer solchen

des wissenschaftlichen Fachausdrucks überhaupt ist, und daß blos eine Hand voll Unterscheidungen just den philosophischen trifft. Wer anders aber als die Philosophie ist berufen, eine allgemeine Theorie des wissenschaftlichen Kunstwortes zu geben? So erweitert sich unsere Aufgabe, die im ersten Hauptstück auf eine Naturgeschichte der philosophischen und einiger Hilfs- tsrmilli beschränkt war, zu einer Naturlehre des wissenschaftlichen t«iiumu8, vielleicht sogar des Wi-minu8 teob.iiicu.8 überhaupt; und dies gilt für jede der drei Richtungen unserer Analyse, der nach den Stücken, den Eigen- schaften, den Klassen.

Zweitens. Bei den einzelnen Merkmalen (Eigenschaften) haben wir es zunächst mit der großen, uns scholl bisher beschäftigenden Unterscheidung des Namens und des Benannten, des Bezeichnenden und des Bezeichneten, der sprachlichen und der sachlichen Eigenthümlichkeiten zu thun. Jenes die mehr philologische Aufgabe, wobei auch alle Redetheile, selbst Besonder- heiten wie etwa der Gebrauch der philosophisch oft bedeutsamen Mehrzahl durchzunehmen sind; dieses die mehr philosophische Aufgabe; dazu das Ver- hältnis; beider, das Sprachphilosophische im weitesten Sinn. Dies Alles führt schließlich zu ausgedehnten geschichtlichen Fragestellungen, vielleicht einmal selbst zu Gesetzen des Bedeutungswandels ähnlich denen des Laut- wandels. Eins davon dürfte schon heute bekannt sein: es ist jenes, so da besagt, daß die Bedeutungsreihe vorwiegend im Realen (Wirklichen) einer- seits, im Concreten (Anschaulichen) andererseits beginnt, wobei besonders Technisches in verschiedenem Sinn hervortritt; und daß sie dann von dort aus hinüberwandelt zum Idealen (Gedachten) einerseits, zum Abstracten (Unanschaulichen) andererseits, wobei wieder besonders Theoretisches in ver- schiedenem Sinn hervortritt.

Drittens die Stücke (Bestandtheile», daraus der t«riuinu.8 besteht, insofern er nur Wort ist. Fast alle unsere Wörter, namentlich aber die technischen, sind nicht blos Stämme, sondern bestehen sowohl aus diesen, als noch aus mannigfachen Bildungsstücken. Selbstverständlich sind dies nicht einmalige, sie kehren vielmehr als Typen wieder; von ihnen handelt, in- wiefern sie zur Sprache überhaupt gehören, die Grammatik, inwiefern sie gerade zu Kunstausdrücken führen oder benützt werden, ein Abschnitt aus der Theorie des termiuus. Dies sind also die Zusammensetzungen im weitesten Sinn, insbesonders die Ableitungen. Hier eröffnet sich nach meinen bisherigen Erfahrungen einer der anziehendsten und wohl der um- fangreichste Abschnitt der theoretischen Terminologie. Ein flüchtiger Einblick in die terminologischen Wirrsale läßt fürchien, daß man daraus nichts Festes, d. h. keine für größere Gruppen gleichen Elemente aufstellen könne, ein tieferer Einblick läßt diese Schwierigkeiten noch unvergleichlich anwachsen. Trotzdem zeigt er zugleich wieder eine tröstliche Hoffnung auf Erfolg; doch ver- räth sich dabei eine merkwürdige Verschiedenheit. Unsere Betrachtung sondert sich hier einerseits für die Anfangsglieder der Zusammensetzungen, also zumal

die Vorsilben, andererseits für die Endglieder, also zumal die Ableitungssilben. Nun stehen die ersteren in weitaus günstigerem Lichte da als die letzteren; sie sind von einer auffallend regelmäßige« Bedeutung. Allerdings dürfen wir uns darum auf alle Regeln über die Anfangsglieder, wenn sie auch sehr brauchbare Wegweiser sind, nicht unbedingt verlassen. Es treten noch genug Aequiuocationen dazwischen; diese sind einerseits regelmäßige, andererseits unregelmäßige, eigensinnig in die Qnere laufende.

Die annähernde Sicherheit, die uns bei den Anfangsgliedern umgab, verringert sich bei den Endgliedern um Vieles — seien sie nun eigene Wörter wie z. N. das -pathie, seien sie bloße Nildungssilben wie das so ganz verworrene -ismus. — Oder man versuche, die typischen Endglieder für Namen von Wissenschaften und Einzeldiscivlinen zusammenzustellen und zu ordnen, zumal in eine aufsteigende Reihe zu bringen; dann haben wir als wichtigste Glieder: -gravhie, -gnosie, it, -logie, -sophie. Man wird bei der Durchführung diefer Reihe durch viele selbst gebräuchliche Beispiele über den Mangel an Folgerichtigkeit erstaunen, aber doch wieder an diesem Einen Fall einsehen, daß keineswegs alle wissenschaftlichen Hoffnungen aufzugeben sind, weder die für das Erkennen, die theoretischen, noch die für das richtende Eingreifen, die normativen.

An die bisher dargestellten Gebiete der Naturlehre und Gesetzgebung des philosophischen iiunstausdrucks sind noch zwei besondere Provinzen anzuschließen, eine auf der sachlichen, eine auf der fprachlicheu Seite. Dort ist es die Theorie und Kunst der Deutung philosophischer Aussagen und die der Auffassung ihrer Gedanken, im Weiteren die der Deuwng philosophischer Texte und der Auffassung ihrer Gedantenzusammeuhänge, zumal der Systeme. Also die theoretisch-praktische Discivlin der philosophischen Hermeneutik (Lehre von der Auslegung); ihre Anwendung ist dann die philosophische Eregese oder Interpretation, eine Thätigkeit, weit schwerer und meist weit unvollkommener durchgeführt, als der Anschein möchte glauben lassen. Unsere Zeit verräth schon durch ihren Mangel an philosophischen Eommentaren — ohne deren analytische Sorgfalt die reproducirenden (wiedergebenden) Synthesen in der Luft schweben —, wie weit sie darin hinter älteren Zeiten zurücksteht. Der Masse nach ist es mit philosophischen Übersetzungen besser, der Güte nach schlechter bestellt. Dieses Gebiet philosophischer Leistungen ist eben wesentlich von einer richtigen Eregese abhängig, und diese wieder vou einer Sachkenntnis;, die in unseren: Fach nicht leichter genommen werden darf als in anderen. Und es steht zu erwarten, daß ein tieferer Netrieb der philosophischen Terminologie die Interpretation classischer Werke unserer Wissenschaft nicht minder fördern werde, als es umgekehrt fein dürfte.

Nach der anderen, der sprachlichen Seite wollen wir nicht nur erforschen, welche Bewandtniß es mit den technischen Ausdrücken eines Philosophen hat, sondern auch, welche es mit den nicht-technischen und ihrer Verbindung, also mit der gesammten Sprache eines den Unsrigen hat. Daraus entspringt

eine Naturgeschichte der philosophischen Diction — dieses Wort als umfassender Name für die Sprache im engeren Sinn und für den Stil genommen.
Eine besondere Gegend darin sind die Bilder und Gleichnisse in der Philosophie (worüber Eucken 1880 gearbeitet hat). Der Ort der Anknüpfung jener neuen Naturgeschichte wäre innerhalb der Theorie des Terminus die eigentliche terminologische Grammatik.
Soweit ein Grundriß der Aufgaben, die uus eine philosophische Terminologie im vollen Sinn des Wortes stellt.
Nun aber, was ist jetzt zu thun, erstens um solche Arbeiten zu ermöglichen oder zu erleichtern, zweitens um eine etwaige künftige Thesaurirung des ganzen auftreibbaren Stoffes vorzubereiteu?
Die Hauptsache all dieser Bemühungen wird immer eine sachliche sein: die Begriffe so abzugrenzen, daß die technische Bezeichnung nicht mehr Mühe macht, als anderswo. Wo Begriffe schon vorliegen und nicht erst geschaffen werden brauchen, wie also in klassischen Schriften, handelt sich'5 um eine Frage des reinen Erkennens: hier werden Commentare und Speciallerika nüthig sein. Für Erstere hat vor Allen« Vaihinger ein Vluster geboten; sein Kant-Commentar läßt erst so recht erkennen, wie unentbehrlich solche mikroskopische Arbeit gegenüber dein Absprechen über die Gesummtgestult einer Philosophie nach dem Schema von Idealismus u. dergl. ist Letztere, die Speciallerika, fehlen noch ganz. Einen kleinen Anlauf dazu nimmt ein Büchlein, das als jüngste einschlägige Neuheit genannt werden kann: ich meine die Uebersetzuug von Humes „Vu^uirv" durch L. Nathansohn („Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand", Leipzig, Friesen-Hahn, 1893>, worin das Schwergewicht auf terminologische Strenge gelegt ist, deren Rechtfertigung durch einen Anhang mit ausführlichein Wörterverzeichnis; geleistet wird.
Die ergiebigste Quelle zur Cultiuiruug unseres Bodens aber könnte wohl auf folgende Weise erschlossen werden. Unser Totalgebiet ist zugleich ein allgemein wissenschaftliches. Zu ihm gehören auch die über Erwarten zahlreichen Bestrebungen zur Terminologie der naturgeschichtlichen und medicinischen Wissenschaften, die verstreut in Fachzeitschriften auftauchen. Die Anatomen haben fogar, durch einen besonderen Ausschuß, eine mehrjährige Arbeit zur Feststellung ihrer Nomenclatur begonnen; Vorschläge zu einer Nomenklatur für die Typen der Inschriftsteinc, ja selbst für die mathematischen Größen und Operationen fanden sich auf deni diesjährigen Philologentag ein u. f. w. Es wäre fchade, wenn die reichliche Summe dieser vielgestaltigen Posten ungefaßt bliebe. Nun pflegt man auch für viel speciellere Gebiete Sammelrinneu des Verstreuten zu schaffen, die zugleich Quellen neuer Flüsse werden; so wurde gerade in einer Sectio» jenes Tages ein Archiv für arabische Lexikographie befürwortet. Warum sollte,

was bereits viele der kleinsten Wissenszweige besitzen, nicht auch einer sc»
weit greifenden gemeinsamen Angelegenheit aller Gelehrten zu Theil werden,
also eine Special-Zeitschrift? Ich behaupte die Dringlichkeit eines Inter-
nationalen Archivs für wissenschaftliche Terminologie, wenn es
auch zunächst nur in kleinem Anfang und Umfang als „Anzeiger" unter
dem Schutz einer bereits bestehenden philosophischen Fachzeitschrift in Form
einer Beilage zu ihr erschiene.

Besitzen mir Derartiges einmal, so wird sich erst zeigen, wie viele
Interessen an der Sache latent waren, und wie ungemein viel Stoff auf
Erledigung wartet. Dann ist der Fortgang gesichert, die Meinungen
werden leicht mlsgetauscht, und der Rückschlag auf die sachliche Fortbildung
der Philosophie und auf die Aufklärung der Laienwelt wird nicht aus-
bleiben; zwei Dinge, die wahrlich nicht gleichgültig sind.

sady Macbeth.

von

Carola Vlacker.

— Freibuig i. Nr. —

ir sind gewohnt, den Charakter eines Menschen nach seinen Thaten zu beurtheilen. Und doch besitzen diese oft nur den Werth von Wirkungen, deren Ursachen tief im Innern liegen; sie sind die materiellen, von Zufälligkeiten beeinflußten Aeußerungen, deren Grund das Bleibende, Geistige ist. So kommt es, daß Innerliches und Aeußerliches gar oft in einem unrichtigen Größenverhältniß zu einander stehen: daß die Handlungen nicht die getreue Wiedergabe sind von deni Gut und Böse eines Charakters. Anstatt von ihnen rückwärts zu schließen, wäre es deshalb oft richtiger, um einen Menschen zu verstehen, von seinem inneren Wesen ausgehend, seine Thaten zu beurtheilen; „in8<,saä ot' M<ißinF ttie iuäivi<!ii»1 b^ b.i8 aotions . . . t« M<tAy of »ctionF b^ » reisr^n,«:? tc» tb,s inäi^ckuai," wie Mrs. Iameson sagt.

Wer dies auf Lady Macbeth anwendet, wird in ihr nicht nur die «önigsmürderin finden, fondern auch eine Frau von großen Eigenschaften und reicher Begabung, fähig, unter andern Bedingungen Hohes und Gutes zu wirken.

Wenn ihr Charakter aber auch nicht nach den äußeren Ereignissen beurtheilt werden darf, so sind doch diese von ihm beeinflußt, wenn nicht bedingt. Macbeth, der Mann des Gemüthes und der Phantasie, der, auf Größe angelegt, das Höchste verlangte: die Krone, die er den Empörern entrissen hatte, um sie dem rechtmäßigen König auf's Haupt zu fetzen, erlag zwar der Versuchung, sie an sich zu reißen, selbst mit Gewalt. Doch wäre er in dem Seelenkampf zur sofortigen That nicht gelangt, noch hätte er aus eigener Kraft sich nach derselben zu halten vermocht. Sie aber, die

Frau des unerbittlichen Willens, der übermenschlichen Energie und Stärke, beherrscht eine jede Situation.

Schöpfungen, wie Lady Macbeth, reichen gleich denen Michelangelos in eine titanische Welt hinein; ihre Eigenschaften sind einfach, bestimmt, von erschreckender Größe. Wir finden keinen Platz für sie in diesem gewöhnlichen Erdendasein, aber dennoch fühlen wir unser eigenes Leben in dein ihrigen erzittern.

I)r. Johnson betrachtet sie als eine Art Teufel, über welchen nicht mel zu fügen ist: „^civ Uaodotli iz mßlßl v äswztsä," und selbst Mrs. Imnesons Bezeichnung: „n. tsri-iblo iinpLi-Zonatian of svil pil^iouz" möchte ich bestreiten. Sie hat nur eine einzige Leidenschaft, ein einziges Ideal: die Größe ihres Mannes, in der sie allein auch die ihre sieht. Um dieser willen faßt sie mit kaltem Realismus ihren Zweck in's Auge, und indem sie alle Willensrichtungen in eine einzige zusammenfaßt, geht sie mit fester Zielbewußtheit darauf zu. Hätte sie ihn auf edlem Wege erreichen können, sie hätte es gethan. Erreichen aber will sie ihn; und so müssen natürliche Neigung und das moralische Gefühl dem Zwecke weichen. Ten« wohl weiß sie, was das Böse ist, uud es hat keinen Neiz für sie: Krankheit nennt sie die böse Neigung <tb,y illne^s tliat ntt6ii68 tde äeech. Aber das Schicksal hat es ihr vor die Füße gelegt, der Weg führt über das Vüse, und der Wille siegt über die Abneigung.

Nachdem der erste anstoßgebende Gedanke zur Ermordung Duncans uon Macbeth felbst ausgegangen ist, sträubt sich seine Natur dagegen. Ohne hinreichend moralische Kraft, ihn entschlossen abzuweisen, hofft er auf deu Zufall zur Erreichung feines Wünschens. Seine Gattin jedoch sieht das Mittel dazu nur in der eigenen TIM. Wille, Entschluß, Muth und Energie folgen sich bei ihr so rasch, daß sie nur ein mächtiges Ganzes bilden, Mt Recht bezeichnet Moriz Earriere sie als „aus dein Metall der Heroen geprägt". — Die Schatten auf ihrem Bilde sind dunkel, doch gleich jenen der großen Maler sind sie auch durchsichtig und lassen die lichten Züge darunter erkennen.

Das Verbrechen wird ihr in der That nicht leicht. Heftig ergriffen uon dem Zusammentreffen uon Macbeths uerhängnißvollem Brief mit dem angekündigten Besuche des Königs in ihrem Schloß, ruft sie dem Boten zu:

„Du sprichst
Wie toll!"*)

und ihr schaudert vor der fast zwingenden Gelegenheit zur Erreichung ihrer Absicht:

„Der Rabe selbst ist heisei.
Der DuucanZ Einzug krächzt, den unheilvollen
In meine Mauern."

*) Die Ciwtc entnehme iäi der Übersetzung uon Shakespeares Macbeth von >Y. Mehmer, München 1875.

Doch schnell ist ihr Entschluß gefaßt, und mit fester Ruhe theilt sie denselben
kurz darauf dein Gatten mit. Die Art und Weise der Erreichung ist fest-
gestellt:
„Nimmer ich' die So»»'
Tics Morgen!"
nntwortet sie mit fürchterlicher Bestimmtheit auf die Mittheilung uon der
inorgigen Wiederabreise des Königs. Ein Wanken in dem gefaßten Vorsätze
erschiene ihr als verächtliche Schwäche, als eine Unmöglichkeit, und sie braucht
das grauenerregendste Beispiel, um die Unwiderruflichkeit eines solchen Vor-
satzes zu bezeichnen: Sie hätte sich das Kind uon der Brust gerissen, um
es zu tödten:
„Hält' ich's geschworen, wie Du jenes schwurst."
Mit dem Entschluß verbindet sie den Muth und setzt denselben Macbeths
Furcht und Gewissenszweifel entgegen:
„Schraub' Deine» Muth Du »ur hinauf zm» Haltpunkt,
Und es mißlingt uns nicht."
Mit grauser Logik wirft sie ihm vor, er habe wohl den Muth zum Wuusch,
aber ermangle den zur That:
„War dann die Hoffnung, die seither Tu trugst,
Betrunken? Hat sie einen Schlaf gemacht
Und schaut erwacht jetzt grün und bleich ans das.
Was doch so gern sie that?!
. . Fürchtest Tu,
In Thai »nd Kraft zu sein, was im Begehren?"
Wohl wisseud, daß uicht uur das Wollen, sondern auch das Voll-
bringen uon ihr ausgehen müsse, setzt sie an die Stelle uon ihres Gatten
Zögern die eigene Energie:
„Tarum leg' das Wert
<;» meine Hand, das große dieser Nacht,"
und macht mit einem bestimmten:
„Tos Ucbrigc laff' meine Sorge sein,"
seinen! möglichen Versuche eines Aufschiebens ein Ende. Treu ihrem Ver-
sprechen, setzt sie dann Alles für das grause Vorhaben in's Werk, sieht
jeden möglichen ^all vorher und verläßt ihren Mann nicht bis zum ent-
scheidenden Augenblick mit Ansuornung und mit Nath. Beinahe versteht
man Macbeths Bewunderung, mit der er, des Verbrechens über ihrer Größe
vergessend, ausruft:
„Gebier mir Unabcu nur, denn Männliches
Soll solch ein unverzagter Stoff nur bilden!"
Mau fühlt mit ihm sich gleichsam getragen uon dem Vertrauen in die
Stärke dieser wunderbaren Frau; einer Stärke, die in edler Sache uns
halten würde, wie ein umgebendes Weltengesetz. — Durch das ganze Stück
verläßt uns nicht das Bewußtsein dieser großen Eigenschaften, wenn sie
sich auch am hervorragendsten bei seinem Anfang zeigen, wo aus ihnen die

Ereignisse sich entwickeln. — Nur einmal erfaßt Lady Macbeth ein Gefühl
des Schauderns, da sie im Vorhof wartet, während Macbeth den Mord
vollführt:
»horch! still! -
Die Eule schrie: ein böses Gute Nacht
Ruft dieser Wächter aus! —"
Doch ist es unterdrückt, eh' sie sich selbst seiner bemußt ist; Macbeth
wankt verstört, mit blutbedeckten Händen, aus dem Gemache Duncans;
sie erkennt die Gefahr, erkennt mit ihr auch, was zu thun, und thut's mit
unfaßbarer Geistesgegenwart. Macbeth muß zu sich selbst gebracht werden,
indem sie seinem entsetzten Gemüth die eigene praktische Ruhe entgegenstellt,
welche sogar solche Dinge nüchtern zu betrachten vermag. Sich nur an die
Wirklichkeit des Augenblickes haltend, bestimmt sie schnell das Nöthige zur
Verhütung einer Entdeckung. Der blutige Dolch muß an die Seite der
Begleiter des Königs gelegt werden, als Beweis ihrer Schuld. Die Blut-
spuren müssen von Händen und Kleidern entfernt werden, den Freunden
und den Söhnen Duncans muß jeder Verdacht auf Macbeth abgeschnitten
werden. Ohne Zaudern übernimmt Lady Macbeth Alles selbst; ja, sogar
die Dödtung Duncans hatte sie die Absicht selber zu vollführen.
Den Tod des Königs hielt sie für geboten; daß ihm aber gemeine«
Morden folgen würde, hatte sie nicht gedacht, und sie verliert ihre Selbst-
beherrschung, als sie die Erschlagung des Gefolges erfährt. — Auch die
Ermordung Banquos hat sie nicht gewollt, und bezeichnend dafür ist
Macbeths Verheimlichung seiner bösen Absicht:
„Die Schuld des Wissens bleib Dir fem, mein Täubchen,
Bis Du Gcscheh'nes lobst,"
sagt er, als sie seine Andeutung darauf nicht versteht. Ebenso wenig ver-
steht sie sein Ansinnen auf das Leben des Earl of Fife und dessen Familie
und fchreibt es der Ueberreizung langer Schlaflosigkeit zu:
„Dir fehlt das Labsal alles Lebens: Schlaf."
Wie ergreifend ist dann ihr Schmerz über das Verbrechen, wenn sie im
Schlafe wandelnd, seufzt:
„Der Thlln von Fife hatte eine Frau; wo ist sie nun?" —
Nachdem sie den Muth hatte, den fürchterlichen Strom dieser Ereignisse frei
zu lassen, hat sie den nicht minder großen, ihn zurückdämmen zu wollen;
während Macbeth, von ihm fortgerissen, Mord dem Morde folgen läßt.
„Was böse wir beginne»,
Oz kann durch Böses nur an Kraft gewinnen."
Wo es ihr jedoch nicht gelingt, da hat sie auch wieder den Muth, den
Folgen ihrer Thaten in's Gesicht zu sehen und den Kmnpf mit ihnen auf-
zunehmen, ohne zu erschlaffen, bis zur eigenen Vernichtung.
Groß wie die Grundzüge ihres Charakters sind auch Lady Macbeths
Fähigkeiten und Intelligenz. Sie sieht die Dinge in „olsar »nä cksüuite
outline", erfaßt sie in, Moment in ihrer vollen Bedeutung und beurtheilt

sie nach cht« ganzen Tragweite. Erkennen und Entschluß folgen sich so
rasch und logisch, daß man sagen kann, sie gehen zusammen; und ebenso
rasch, in scharfer Klarheit, steht das Wie des Handelns vor ihrem praktischen
Sinn. Nie verwischen die Emotionen bei ihr die Denkschärfe. Schon aus
einzelnen ihrer Fragen geht dies hervor, durch welche sie den unentschiedenen
Gatten über die Lage in's Klare bringt.
„Du gingst, weshalb?"
fragt sie ihn, als er vor dem Morde sich von der Tafel entfernt, an der
noch der König weilt. Sie weiß, daß es die Gewissensfurcht ist, welche
ihn aus der Gegenwart Duncans treibt, und daß seine Erwiderung:
»Vermißte er mich denn?"
nur ein Ausweichen ist, um Zeit zu gewinnen; denn ihn durchschauend, stellt
sie rasch die Gegenfrage:
„Das weißt Du nicht?"
So geht sie geraden Weges auf die Sache zu, indem sie nach der
Krönung, bei Anlaß des Festes, Macbeth fragt, ob er Macduff dazu befohlen
habe; anstatt wie er sich in Vermuthungen zu ergehen, ob und warum sich
dieser zu kommen weigere.
Macbeth:
„Und wie gefällt es Dir,
Daß Macduff uns'iei allgemeinen Ladung
Nicht Folge leistet?«
Lady Macbeth:
„Habt Ihr hingesendet?"
Macbeth:
„Ich hörte es nur so" :c.
Beim Gastmahle selbst aber zeigt sie als Gattin, Gastgeberin, Königin
diese Fähigkeiten auf ihrem Höhepunkt. Sie sieht nicht die Erscheinung, die
Macbeth seiner Fassung beraubt, und sie muß ihn für wahnsinnig halten.
Hatte sie aber in ihrem innersten Bewußtsein eine Ahnung, daß es Banquos
Geist sei, der an des neuen Königs Platze sitzt, und dadurch auch von
seiner Ermordung, so mußte dies ihr Entsetzen nur vermehren. Doch ohne
Zeit zu verlieren durch Besinnen oder Fragen, wendet sie sich an die durch
Macbeths Benehmen aufgeregten Gäste und erklärt ihnen, was sie selber
kaum begreift:
„Mein Heu ist öfter so.
Und war's von Jugend auf, ich bitt' Euch, bleibt."
„Der Anfall geht vorüber! eh' mcm'3 denkt,
Erholt er sich."
Und:
„Bist Du ein Mann?"
wendet sie sich darauf schnell an ihn, um niit dem stärksten Wort ihn zu
sich zu bringen. Hierauf fucht sie durch geschickt gefundene Deutung eine

jede seiner wilden Reden unschädlich, sowie durch verdoppelte Höflichkeit seinen Mangel daran gut zu machen; und als er endlich doch sich zu verrohen droht, entläßt sie die Gäste im rechten Augenblick.

Nicht weniger als ihre Geistesgegenwart erstaunt uns Lady Macbeths Verstellungsgabe. Entspränge sie der Falschheit allein, so wäre sie eine niedrige Geschicklichkeit und auch wenig wirksam. Da aber in dem strengen Beherrschen der Empfindungen durch den Verstand ihr Grund zu suchen in, können wir sogar ihr, als einer Kraft, unsere Bewunderung nicht versagen. Nur bei deni Empfang des vertrauenden alten Königs unter ihrem Tach erscheint die Verstellungsgabe der Lady Macbeth im grellen Lichte ibrer Häßlichkeit; — da ist sie wahrhaft teuflisch.

Ihre Beredtsamkeit ist so bedeutend als ihr Verstand. Gerade auf ihr Ziel gerichtet, von unbarmherziger Logik oder der geschicktesten Sophistik, — ein Wechsel von glatten Worten und derben Angriffen, von Sarkasmus und Gemüthstönen, vornehmer Würde nnd hingebender Liebe, sie wende sich an den König, an ihre Umgebung oder ihren Mann, — nie verfehlt sie ihre Wirkung. Lady Macbeth felbst erkennt ihre Macht:

„Tai; in Lein Ohr ich gieße meinen Geist,
Und mit der Stärke meines Worts wegfege,
Was Dich zurückhält . . ."

Eine stark ausgeprägte Fähigkeit verdankt ihre Bedeutung gewöhnlich einer ihr zn Grunde liegenden Eigenschaft. Bloße Beredtsamkeit wäre deshalb auch eine unfruchtbare Gabe, entspränge sie nicht einer scharfen Beobachtung, feinem Verständnih der Charaktere und Stimmungen und einem klaren Urtheil über Leute und Situationen. Eo scheint, als ob Lad« Macbeth Alles sähe, oder als wisse sie es durch Intuition. Daher ihr Einflnß über Menschen. Mit Leichtigkeit gewinnt sie Duncan, mit sicherem Blick versteht sie die wechselnden Empfindungen ihrer Gäste und weiß diese zu behandeln, als hielte sie die Gemüther in ihrer Hand. Wie sie in das des Gatten eingedrungen ist, als ob sie in ihm lebe, zeigt sie gleich beim Beginn der Stückes. In ihrer Beschreibung von Macbeths Charakter mit seinen Widersprüchen, seinen Schwächen und seinen Grüßen erhalten wir den Schlüssel zu seinem Wesen und seinen« Thun; nnd der Einblick in seine Seele erfüllt uns nicht nur mit Sympathie für ihn selbst, sondern ebenso sehr mit Bewunderung für den weiblichen Scharfblick, der ihn so zu erkennen weiß.

„Tu bist nun Glamis'. Cciwdor auch und sollst
Noch Grösz'ies sein. Doch füiclt' ich Dein Gcmnth:
Es hat zu viel der Milch der Menschlichkeit,
Zu geh'n den nächsten Weg. Tu möchtest groß sein:
Auch Ehrgeiz hast Tu; aber nicht die Bosheit,
Die ihn bedienen soll. Willst Hohes Du,
2o willst Du's heilig auch. Willst nicht falsch spielen,
Doch ohne Necht gewinnen; möchtest haben.

Erlauchter Than, was wenn Du's Host, laut ruft:
,So mußt Du thun'; und das, was mehr Tu bangst,
Zu thun, als ungcthan es willst."
So deutlich als sein Aeußeres liegt auch sein Inneres vor ihrnn klaren Verständnis;:
.Dein Gesicht, mein Than, ist wie ein Buch,
Das durch die Aufschrift reizt."
Mit heftiger Eindringlichkeit zeigt sie ihm seine Zaghaftigkeit, sein schwächliches Zaudern!
. . . Willst Du, was Dir gilt als Licht des Lebms,
Und leben als ein Wicht in eig'ner Geltung,
Da das .Ich mochte" Du bedienen läßt,
Von einem „Ich getrau mich nicht," wic's Kätzchen
Im Tpriichwort?"
Sie wirft ihm die Feigheit uor, mit welcher er ihr, der Frau, das mitzutheilen wagte, wozu ihm jetzt der Muth der Ausführung fehlt.
„Dann war's ein Thier,
Das Dich den Plan mir mitzutheilen trieb?
Als Du zu thun es wagtest, warst Du Mann . . "
Und indem sie beständig den Muth, die Männlichkeit betont, zeigt sie ihre Kenntnis; der stärksten von Macbeths Eigenschaften, sowie seiner empfindsamsten Seite. Sie weiß recht wohl, daß es der edle Theil seines Wesens ist, der sich gegen das Vorhaben sträubt; sie weiß aber auch, daß sie ihn dafür nur gewinnen kann, indem sie ihm solches Sträuben in seinem schlimmsten Lichte, den» der Feigheit zeigt. Ebenso kennt sie Macbeths feines Gefühl für die Pflichten der Gastfreundschaft und wendet sich an dieses, um ihn seineu Gästen und sich selbst zurückzugeben.
„Mein Herr und mein Gemahl, vergeht den Wirth nicht;
Die Tafel ist bezahlt, bei der der Geber
Nicht oft bezeugt, wie gerne er sie giebt."
Und später:
„Mein weither Lord,
Es missen eure edlen Freunde euch!"
. . . „Die Geselligkeit
Ist unterbrochen, und die Lust verscheucht!"
Sie durchschaut seinen Hang zur Innenschau, die seit dein Mord zur Selbstoerdammung, zur düstern Lebensscheu geworden ist, und sucht durch wohlberechneten Zuspruch ihn der Gefahr seiner Gedanken zu entreißen:
„Die gleich mit Jenen hätten sterbe» sollen,
An die sie denken."
Es ist in Lady Macbeth aber auch ein Element, welches nicht anders zu bezeichnen ist als dämonisch. Der Ausspruch der Heren gilt ihr nicht so sehr als Prophezeiung dessen, was ihr das Schicksal einmal bringen soll, denn als plötzliche Bestätigung einer Idee, die immer in ihr gelebt hatte

und in diesen« Augenblick zur Leidenschaft entflammt, der Leidenschaft des Herrscherthums. Der mächtige Glanz der Krone hat sie berauscht, sie ist davon wie verzaubert. Es ist das Ekstatische der Leidenschaft, wo in einen Brennpunkt das ganze Wesen zusammenschießt. Ueberwältigt von dem einen Gedanken vergißt sie die Gegenwart und sieht in Macbeth schon den König:

„Großer Glamis,
Geehrter Cawdor! Größer noch als Beides
Dem Gruß gemäß, der diesen beiden folgt"

begrüßt sie ihn, als er den« verhängnißvollen Briefe bald selber folgt. ?ic Zukunft gehört ihr:

„Dein Vricf entrückte mich dem dunllen Heute,
Ich fühl' im Jetzt die Zukunft;«

und sie scheint sie schon zu genießen in ihrer vollen Herrlichkeit:

. . . „unfern lünft'gen Nächten, tünft'gm Tagen . . .
. . königliche Macht und Freuben" . . .

Kein Zweifel am Gelingen steigt fortan in ihr auf, keine Rücksichten bestehen mehr für sie, keine Schwierigkeiten erkennt sie an, denn eine große Leidenschaft setzt Alles an das Eine, reißt Alles in ihre Bahn.

In Lady Macbeth ist aber Alles mächtig, und so besitzt sie neben der Größe des Dämonischen auch die Größe der Weiblichkeit. Denn in ihrer Dovvelnatur besteht vereint das Element des Schrecklichen mit dem des rein Menschlichen, wodurch sie uns so fern und doch auch wieder so nahe stehl.

Als zum ersten Mal der Gedanke des Mordes vor sie tritt, empört sich ihr ganzes Wesen. Denn sie ist nicht grausam von Natur, und e? bedarf ihrer ganzen Willenskraft, sich dazu zu stimmen, ihres Geschleckte? und dessen natürlicher Seelenconstitution zu vergessen, sie zu unterdrücken.

„Entweibt mich hier —"

ruft sie die bösen Geister an.

„Verstopft der Reu' den Zutritt und den Weg,
Daß leine Regung der Natur erschütt're
Den grimmen Vorsatz, oder bittend trenne
Die That und ihn."

Sie ruft die Nacht zu Hilfe, den Rauch der Hölle, damit das Messer selbst nicht sehe die Unthat, die's vollführt. Ja, sogar der Wein muß ihr dienen zur Entweiblichung.

„Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht.
Und was sie lähmte, gab mir Feuer."

Wenn sie nach vollbrachtem Morde in Ohnmacht fällt, so ist es weder Furcht, denn diese ist ihr unbekannt, noch ist es Heuchelei; sondern es in die Natur des Weibes, die jetzt, nachdem sie Alles vollführt, zusammenbrich: und sich rächt an der Gewalt, die sie erlitten hat. Auch au, Schluß, wenn Alles aus ist. Alles verloren, und sie sich keine Zurückhaltung mehr auf-

erlegt, sind es nicht milde Ausbrüche, in denen ihr Verzweiflungsjammer sich äußert, noch selbst ein leidenschaftliches Anklagen des Schicksals, sondern es ist das Seufzen eines gebrochenen Herzens, in dem das Weiche der weiblichen Natur sich noch bekundet.

Lady Macbeth kennt das tiefste der Gefühle, sie kennt die Liebe. Mit der Absicht, den König selbst zu tödten, ging sie in sein Gemach. Aber der schlafende Duncan erinnert sie an den Vater, und ihr übermenschliches Wagen weicht schaudernd dem Gefühle liebender Ehrfurcht. — Auch die Mutterliebe hatte einmal mit ihrer Nonne ihr Herz erfüllt, und in bestimmter Absicht hat uns dcr Dichter dies gleich beim Beginn des Stückes gezeigt, um sie auch dadurch zu charakterisiren.

„Ich Hab gesäugt und weiß, wie süß es ist,
Das Kind zu lieben, das an mir sich nährt."

Ani stärksten aber lebt in ihr, als das durchdringende Element ihres Wesens, die Liebe zu ihrem Gatten. Eine Frau wie Lady Macbeth, und unter dem Einfluß solcher Ereignisse wird kaum durch vieles Reden derselben Ausdruck verleihen. Doch bezeugt sie sie in vollem Maße durch bedeutsame Worte hier oder da, durch der Stimme Ton, den wir zu hören glauben, durch Handlungen, durch Nedachtsein und zarte Sorge. Und wenn sie diese Liebe auch als mächtigen Hebel benutzt, um Macbeth zum Verbrechen zu bewegen,

„Jetzt weiß ich auch.
Was Deine Liebe weith ist!"

so ist sie doch der warme Schein, ans dem das Auge ruhend weilt und in dem tiefen Dunkel der Ereignisse die Hoffnung erblickt. — Ja, ich möchte Lady Macbeths Liebe fogar eine selbstlose nennen. Denn sogar wo sie dieselbe zur Erreichung ihres sündhaften Zweckes gebraucht, sieht sie das eigene Interesse doch nur in dem des Gatten. Ihr Ehrgeiz, die dämonische Leidenschaft, findet ihren Höhepunkt, ja ihren Ausgangspunkt doch nur in ihm.

„Was Dich zurückhält von dem goldenen Reif,
Mit dem das Glück und höhere Gewalt
Dich offenbar gelront!"

D aß auch ihre Stirn der goldene Reif umschließen würde, berührt sie nicht ein einziges Mal. Ebenso wenig gedenkt sie des eigenen Seelenleidens/ wenn es sich darum handelt, das ihres Mannes zu erleichtern. Und gewiß war es nicht minder groß; denn auch bei ihr war das Entsetzen auf die That gefolgt.

„Man darf dergleichen Thaten nicht beschaun
Auf solche Art; sonst macht's uns toll."

Ihre Hoffnung auf ein segensreiches Wirken ist getäuscht durch Macbeth selbst, der nur durch Mord und Unterdrückung zu regieren vermag; der Genuß von Macht und Stellung ist vernichtet durch den schnell erfolgten Unfrieden und die Auflehnung im Lande; die Angst der Entdeckung, die Macbeth fast zum Wahnsinn treibt, verfolgt auch sie; und statt dem freien Entfalten ihrer großen Fähigkeiten, lebt sie ein düsteres, vom Bösen eingeengtes Dasein.

„Nichts ist gewonnen. Alles ist verspielt,
Ist unser Wunsch ohn' uns're Ruh' erzielt.
Weit sich'rer ist's das alte Haus zu schonen,
Muß man im neuen nur mit Sorgen wohnen."*)

Aber kein Wort der Klage äußert sie gegen den Gatten, sowie sie nie vergißt, daß sie seine ganze, seine einzige Stütze ist.. Und indem sie so nur in ihm lebt, ist sie sich kann, bewußt, wie wenig er für sie, wie sie für ihn Alles thut. Die angeführten, tief traurigen Worte waren ihr entschlüpft, da sie allein war; doch kaum tritt Macbeth ein, so verschließt sie das eigene Weh, um mit dem Tone der Ermuthigung und mit liebevollen« Verftändniß sich nur in ihm zu fühlen i

„Wie nun, Mylord, warum denn so allein.
Mit dustern Phantasien zur Gesellschaft . ."

und

„Kommt, Mnlord,
Sei» ruhig, und glättet Eure düstern Blicke;
Seid froh und heiter bei dem heut'gen Feste!"

Mit welch' ausdauernder Geduld beruhigt, tröstet, ermahnt sie ihn, so daß mit vollein Rechte er sie seinen „süßen Mahner" nennt. Wohl mag sie's oft in harter Sprache thun, wenn sie im Augenblick der Gefahr nur so sein Benehmen beeinflussen kann; doch kaum ist diese wieder vorüber und sie mit ihni allein, da fällt kein Vorwurf von ihren Lippen, und mit weiblicher Weichheit wirkt sie beruhigend auf feine überreizten Gefühle.

„Dir fehlt das Labsal alles Lebens: Schlaf."

Man glaubt die innige Stimme des Mitleids zu hören. Auch in der schon angeführten Schilderung von Macbeths leitenden Charaktereigenschaften sehe ich einen Beleg für ihre Liebe. Denn nur dieser war solches Verstehen möglich, nur sie konnte so erfassen, was in ihm rein und edel ist. Doch unter dein Einflüsse gemeinsamer Schuld mußte zuletzt der Beiden Liebe sterben, ^ hört man zuweilen fagen. Ich aber glaube, daß dies gegen den Geist der Dichtung wäre. Shakespeare zeichnet die Charaktere seiner Helden in großen Linien; ein solch' kleinlicher Schatten hätte ihnen die Klarheit geraubt. Und als klein müßte er bezeichnet werden, denn in keiner Weise beeinflußte er die Ereignisse. Mir aber scheint er gar nicht vorhanden. Lady Macbeth bleibt bis zuletzt der sich gestellten Aufgabe treu. Es ist sogar gerade das Bewußtsein derselben, welches allein sie so lange aufrecht hielt. Kaum ist Macbeth in's Feld gezogen und bedarf ihrer nicht mehr, — aber auch erst dann, — so verläßt sie ihre Kraft. Ueberwcllrigt von den Schrecken der begangenen That, giebt sie im Schlaf ihren Seelenqualen Ausdruck:

*) Die Uebersetzung der beiden letzten Zellen drückt den Gedanken nicht aus:
'l'i» 8,i,fer to d« Id»t vtlioli v« äogtro?
Iliau d)- äsgtructio!» «lvoll in äoudtlul jo?.

„Seit Seine Majestät in's Feld gezogen, habe ich sie gesehen, wie sie vom Bett ausstand, :c., —"
erzählt die Kammerfrau. Doch ist mit ihrer Selbstbeherrschung der Gedanke an den Gatten keineswegs von ihr gewichen. Wenn sie in der Unruhe des zerrissenen Gemüthes in wachem Schlaf von ihrem Bette aufsteht, so ist es um an ihn zu schreiben:
„Ich Hab' sie gesehen wie sie . . Papier herausnahm, zurechtlegte, beschrieb, las, siegelte ..."
Indem der Dichter in der kurzen Schilderung der Kammerfrau dies betont, lag es gewiß in seiner Absicht zu zeigen, daß die Seelenverbindung zwischen den Gatten noch bestehe, wie schon der erste Brief von Macbeth an seine Frau das innige Verhältnis; zwischen ihnen bezeichnete. Ein Wort des Vorwurfs gegen Macbeth hören wir auch jetzt nicht, da sie das Entsetzliche der Mordnacht und was ihr folgte in der gepeinigten Erinnerung nochmals durchlebt. Und er hat doch ebenso sehr ihr Schicksal gestaltet, als wie sie das seine! Auch er erscheint jetzt ohne Halt gegen die Schrecken des Gewissens, unter der Herrschaft von Stimmungen, die über die ganze Tonleiter der Seele sich erstrecken, hin- und hergeworfen von Verzweiflung und Verzweiflungsmuth. — Mit ihrer Trennung bricht der Beiden Existenz zusammen.
Der Ausruf Macbeths, mit dem er die Todesnachricht der Königin empfangt, wird nicht selten als Beweis der erkalteten Liebe betrachtet:
. . . „Sic hatte später sterben sollen:
Da hätt' für so ein Wort sich Zeit gefunden,"
Es ist dies jedoch nur der Ausdruck der tiefsten Melancholie, der völligen Verödung, des Abgestumpftseins gegen Alles, was ihm noch begegnen könnte. Er ist so gebrochen, daß er nichts mehr fürchten, nichts mehr empfinden kann:
„Ich habe fast, was fürchten heißt, vergessen . . .
... Ich bin schreckenssatt:
Entsetzliches, bei meinen Nlutgedanlcn
So ganz zu Haus, erregt kein Zucken mehr."
Er giebt hier selbst die Erklärung: Das Gemüth des Mörders ist so voll von Todesschrecken, daß der Tod der Gattin sogar ihn nicht mehr zu bewegen vermag. Aber in so kurzer Zeit die Liebe zu verlieren, die der leitende Einfluß, die bewegende und haltende Kraft seines Wesens gebildet hatte — das wäre gegen die menschliche Natur gewesen, und deshalb auch gewiß gegen die Absicht Shakespeares. — Die Schuld, wenn sie von einen, Menschenherzen Besitz ergriffen, bringt ihm düstere Oede; das ist der ethische Gedanke, dem er hier Ausdruck geben wollte. Hätten Macbeth und seine Frau nach der Sühne weiter leben können, so wäre ihre Liebe unvermindert wieder an ihre alte Stelle getreten. Mit dem Auferstehen des „idealen

Menschen" in ihnen mußte auch die Liebe wieder leben, denn sie bildete dessen stärkstes Element.

Es fällt schwer, in dem Denken der Lady Macbeth eine Spur des Transcendentalen zu entdecken. Zu klar, um gleich ihrem Gatten sich von übernatürlichen Zeichen beeinflussen zu lassen, hat sie nur Verachtung für die ahnungsvollen Vorbedeutungen der Mordnacht, für die Erscheinung des blutigen Dolches, — während die Erscheinung von Banquos Geist ihr unsichtbar bleibt:

„Das ist genau, was Deine Furcht Dir malt:
Ein Luftbild, wie der Dolch, bei, wie Du glaubst,
Zu Duncan Dich geführt."

Ihre Anrufung der böfen Geister, die ihr zur Grausamkeit verhelfen sollen, ist auch nicht als gläubige Invocation einer höheren geistigen Macht aufzufassen, sondern als das Bestreben, die Gefühle dem Vorhaben dienstfertig zu machen, als ein Befehl des thatbereiten Willens an die widerstrebende Innerlichkeit. — Wenn Lady Macbeth der Prophezeiung der Hexen Bedeutung beilegt, so ist das wieder nicht im Glauben an ihre höhere Kraft, sondern höchstens an ihr größeres Wissen. Immerhin ist hier „der Wunsch Vater des Glaubens." Das Schicksal hat die Krönung bestimmt, welche die Heren nur bestätigen. An das Schicksal glaubt sie und an die eigene That. Dieses bestimmt, sie vollführt seine Decrete. Es ist der Fatalismus einer energischen Natur. Und mit diesem erfaßt sie auch die Folgen ihrer Handlungen und nimmt sie an als ein unwiderruflich Bestimmtes.

Macbeth: If ne »limilä l»il?
Lady Macbeth: ^c l-nl!*)

An anderer Stelle:

„Was zurückzunehmen
Man nicht vermag, soll man zurück nicht rufen.
Oeschch'ncs ist gescheh'n!"

und später noch einmal:

„Was geschehen ist, wirb nicht mehr ungeschehen."

So wenig als Fatalismus Ergebung, ist Entsetzen Reue. Auch nachdem die starken Saiten dieses Charakters gerissen sind, und Lady Macbeths That in ihrer ganzen Schrecklichkeit sie verfolgt, ist es doch mehr das Schuldbewußtsein, die Nemesis der Erinnerung, die sie erfüllt, als die wahre Reue, welche nach der Verzweiflungsnacht einen Hoffnungsstrahl am dämmernden Himmel sieht:

„Die Hölle ist finster!"

*) Die deutsche Wiedergabe ermangelt hier der furchtbaren, kurzen Bestimmtheit in der Antwort der Lady. Wörtlich übersetzt hieße es: Sollte es uns mißlingen? — Mißlingt's uns! —

sagt sie mit schauderndem Erbeben: Die Hölle ist die festgesetzte Strafe für
ein Vergehen wie das ihre. Und mit fatalistischer Logik acceptirt sie die
unvermeidlichen vom Schicksal bestimmten Folgen ihrer Thai.
Dieses Wort der Hölle ist das einzige, welches auf einen Glauben deutet
an eine außerirdische Existenz-, gleich deni an die bösen Geister — wenn man
die schon genannte Anrufung derselben als Glauben gelten lassen wollte, ^
wendet er sich an die dunklen Mächte, an die Gewalten des Vösen! Und
nur sie deuten matt auf ein herüberreichendes Transscendentales in ihre geistige
Existenz. Der einzige wirkliche Leitstern dieser mächtigen Frau war ihr
Wille; rücksichtslos über Alles hinweg folgte sie seinem unheimlichen Leuchten.
Am Ende ihrer Vahn erlosch er und ließ sie im Dunkel. So blieb bis
zum Ende auch das Dämonische in ihr sich treu.
Der letzte Gedanke, der durch Lady Macbeths gequältes Gemüth zieht,
ist an den ermordeten Banquo. Es ist, als ob sein Geist vom Jenseits ihr
bedeutete, daß sie sich bereit halten solle, ihm zu folgen.
.Zu Nett, zu Nett!"
ist ihr letztes Angstgeflüster; und es wird zum Ausdruck des Sehnens nach
Nuhe, — der Grabesruhe. »
Nach deni düstersten Tagesende, wenn die Sonne hinter schweren Wolken
untersank, bleibt doch ein sanftes Licht zurück; an einem fernen Himmelsfleck
mag es sich vielleicht zeigen, als rührte es nicht vom Sonnenuntergänge
her, und dennoch erfüllt es uns mit der Ahnung einer Morgenröthe.
Shakespeare wollte nicht unser Gemüth für Lady Macbeth nnt Interesse,
Bewunderung, Mtleid bewegen, um uns dann ihren hoffnungslosen Unter-
gang zu zeigen. Ein Lichtstrahl fällt durch den Spalt im dunklen Gewölbe
und läßt den Himmel darüber erkennen, und ich sehe ihn in der Andeutung
des guten Doctors:
„Ich habe solche gekannt, die im Schlafe wandelten, und fromm in ihrem Nett
aestorben sind."
Ja, auch solche, welche die Verzweiflung erfaßt hatte, finden im Sterben
sich selber wieder und im Tode Gott.
Durch diese Trostesworte wollte uns „der Dichter der sittlichen Welt-
ordnung" auf den tief im Stücke felbst begründeten Trost hinweisen: Lady
Macbeth hat schwer gefehlt, sie hat aber auch ebenso schwer gelitten; sie hat
ihre Schuld mit dem Leben gebüßt, denn ihr Schmerz brachte ihr den Tod.
So hat sich zuletzt doch das Edle ihrer Natur am Niedrigen gerächt und
über es gesiegt.
Sie hat gesühnt, und Sühne ist Hoffnung. So will es die poetische
Gerechtigkeit, denn sie ist ein Abbild der göttlichen.
?^

Unheilbar.

von

A Tangwill.

— tonion. —

.Mein« Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nah« bei bei
Hülle, Ich bin geachtet gleich denen, dl« zur bulle fahren! ich bin wie
ein Mann, bei leine bilf« Hot. Ich lieg« unter ben Tobten, »erlalsen
wie die Erschlagenen, bie im Grobe liegen. Du Host mich in bi« Grube
hlmmtergelegt, in die Finsterniß unb in b!« Tiefe, Dein Grimm brockt
mich unb Du bringest mich mit ollen Deinen Fluchen. Meine Gestalt ist
jämmerlich vor Neno; Herr, Ich rufe Dich an täglich, ich breite meine
Hand« au» zu Dir. Warum versioszest Du, Herr, mein« Seele und »er»
birgst Dein Antlitz vor mir? Dein Grimm gehet über mich. Dein
Schrecken brücket mich!' ,
»Du machst, das! mein« Freunde und Nächsten und mein« Ver»
wandten sich fern« von mir thun, um solche« lllende» willen!'
Psalm I^XXVM.

sn dem kleinen Hospital herrschte eine unruhige Stimmung. Es
war der Tag, an welchem die Kranken ihre Freunde und Per-
wandten empfangen durften, und man erwartete sie jetzt in
wenigen Minuten. Die Unheilbaren sollten bald die letzten Neuigkeiten aus
dem Ghetto hören. — Selbst für diese unglücklichen, gebrochenen Wesen
besaß das Leben noch viel Anziehendes. Treu dem jüdischen Charakter bis
zum Ende, hungerten sie nach Neuigkeiten und Klatschereien aus ihren
früheren Kreisen. — Es war eine unansehnliche, kleine Anstalt; zwei Eck-
häuser, die mit einander verbunden waren, in einem elenden, ärmlichen
Viertel des östlichen London, die hauptsächlich durch wöchentliche Beitrage
von einigen Pence von den Armen selbst erhalten wurde. Fallsüchtige,
Gelähmte, Rückenmarkkranke und andere hoffnungslos Leidende fanden hier
freundliche und theilnahmuolle Aufnahme. Den armen Kranken fehlte
hier nichts weiter, als eben die Gesundheit. Sie hatten sogar eine kleine
Synagoge, so daß auch ihren religiösen Bedürfnissen Genüge geschah.
Für die Frauen war eine besondere Abtheilung eingerichtet, als ob diese
oftmals grotesken Ueberreste sich noch gegenseitig durch geschlechtlichen Unter-

schied stören könnten. Aber die Rabbiner kannten die menschlichen Schwächen.
— Die lustige, kleine, fallsüchtige Lea mit dem Wasserkopf hatte ihren
Stuhl in die Männerabtheilung hinuntertragen lassen und kokettirte mit dem
blinden, tauben Mann, der die Blindenbibel auswendig kannte und ernst-
haft und ruhig, wie der heilige Antonius, weiterlas. — Der schwachköpsige
Moses hatte sich in das Damenzimmer hineingemacht und machte, ohne
sich um die hübschen, christlichen Schwestern mit ihren kleidsamen, weihen
Mützen und Schürzen zu bekümmern, einem entsetzlichen, Schrecken einflößen-
den Krüppel mit einer Habichtsnase, die hauptsächlich dazu gemacht schien,
eine große, runde Hornbrille zu tragen, die Cour. Wie die meisten der
Patienten, war auch diese aufgestanden und hatte eine dem festlichen Tage
entsprechende Toilette gemacht.
„Lea sagt, sie würde sich glücklich schätzen, wenn sie so wie Du gehen
könnte," sagte Moses in schmeichlerischem Tone. „Sie sagt immer, Milly
kann so wunderschön gehen; sie kann die ganze Länge des Gartens hin und
zurück gehen."
Auf Millys bleichem, abgemagertem Gesicht spiegelte sich ein mitleid-
erregendes Lächeln dankbarer Anerkennung.
„Rebekta, Du weinst schon wieder," sagte eine schwarzäugige Zwergin,
als sie die vermelkte Hand ihrer Freundin in die ihrige nahm, „Du
bist wieder ganz traurig, Rebekta; Dein Buch ist ganz naß von Deinen
Thränen."
„Nein! Ich bin gar nicht traurig," erwiderte die blasse Russin mit
den großen, melancholischen Augen, „Du muht nicht glauben, daß ich weine,
weil ich nicht glücklich bin. Wenn ich traurige Geschichten lese, traurig und
hoffnungslos, wie mein eigenes Leben, dann fühle ich mich glücklich."
Die Zwergin lächelte mit ungläubiger Miene: „O, ich glaubte. Du
weintest, weil Du an Deine Liebesgeschichten dachtest."
„Ich," sagte RebeNa, „ich habe mein Bein zu früh verloren, um Liebes-
gedanken gehabt zu haben. Nein, ich denke nur an den 88. Psalm, und dann
muß ich weinen: ,Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend, Herr! Ich rufe
Dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu Dir! Freunde und Nächste
und meine Verwandten halten sich ferne von mir, um solches Elendes
willen'/ Ja, ich war noch ein Kind, als ich nach Königsberg gehen mußte
zu einem Doctor, der mir das Bein abgenommen hat."
Rebekkas Antlitz glühte vor innerer Erregung.
„Seid ruhig," flüsterte die Zwergin und blickte warnend nach einem
Bette hin, auf welchem eine blasse, hagere Frau sich ruhelos mit geschlossenen
Augen hin- und herwarf.
„Die versteht kein Englisch," sagte die Russin stolz.
„Glaube das nur nicht. Sieh nur, wie schnell die Schwestern unser
Jüdisch gelernt haben."

Nebekka schüttelte den Kopf: „Sarah ist eine Polin," sagte sie, „und die Polen können viele Jahre hier leben und lernen doch nichts."
„Ich bin krank, krank, krank!" schrie eine alte, zusammengeschrumpfte, polnische Großmutter in Deutsch, als ob sie Rebektas Meinung bestätigen wollte. Sie hockte wie ein Affe auf ihrem Bett und zankte den ganzen Tag mit den Schwestern wegen der geöffneten Fenster: sie haßte frische Luft über Alles. — Gleich nach ihrem Klagen drang entsetzliches Geschrei aus einem anstoßenden Zimmer, gleichsam um den Besucher zu überzeugen, daß er sich nicht in einem „Barnum'schen Museum" befände, sondern daß alle diese Monstrositäten lebend und echt waren. Die hübsche, junge Schwester Margarethe, noch nicht an diese Scenen des Elends gewöhnt, war von Mitleid ergriffen, als vor ihr das aschfarbige, schweißtriefende Gesicht der schlagflüfsigen Kranken auftauchte, welche zitternd in dem großen Lehnstuhl saß. Ihre unförmig geschwollenen Hände ruhten auf Luftkissen, ihr ganzer Körper war von unsäglichen Schmerzen gemartert; sie schien ohne alle Verbindung mit der Außenwelt; und doch war sie krankhaft argwöhnisch, daß ein langsam tödtendes Gift in ihre Speife gemischt würde, und fluchte mit unheimlicher Energie Allen, die ihr nahe kamen.
Sarah hatte unterdessen ruhig und schweigend gelegen, ihr weißes, leidenschaftloses Antlitz verrieth nicht das verzehrende Feuer, das in ihrem Innern wogte. Sie hatte ein ernstes Gesicht, das Spuren früherer Schönheit trug. Sie schien allein und verlassen unter den Kranken, allein und verlassen wie ihr ganzes Leben war. Ihre Jugend hatte sie in dein Warschauer Ghetto zugebracht, wo sie sich vor neunzehn Jahren, als sie kaum ihr sechszehntes Jahr erreicht, uerheirathet hatte. Ihr einziger Sohn, ein junger Mann, auf den die englische Umgebung keinen wohlthuenden Einfluß gehabt, mar schon vor einigen Jahren nach Südafrika gegangen, um dort mit den Kaffern zu handeln. Ihr Mann hatte sie jetzt seit vierzehn Tagen nicht besucht.
Als die Besucher der Kranken endlich eingelassen wurden, verschwand Sarahs Gleichgiltigkeit; sie hatte sich auf die Seite ihres Körpers, welcher nicht gelähmt war, gestützt und saß, so gut sie es konnte, aufrecht. — Aber nach und nach verlor sich alles Interesse aus ihren großen, grauen Augen.
Es war ein Gesumme von Stimmen in dem Saal: das wassertopfigc Mädchen war der Mittelpunkt einer lustigen, ausgelassenen Gruppe; die alte polnische Großmutter fluchte ihren Enkeln, weil sie nicht kamen, und schalt ihnen, wenn sie da waren. — Jeder hatte seinen Besuch, den er küssen, oder mit den: er sich auszanken konnte. — Einige ihrer Bekannten näherten sich Sarahs Schmerzenslager, aber sie war zu stolz, um diese nach ihrem Manne zu fragen: die bedeutungsvollen Blicke, die in der Richtung ihres Bettes gesandt wurden, trafen sie wie glühende Pfeile. — Sie bat eine der Schwestern, einen Schirm um ihr Bett zu stellen, der sie vor den neugierigen Blicken der Besuchenden schützen sollte: ihr Mann, wenn er kam, würde sie schon zu finden wissen. —

„Wehe mir! wehe mir!" jammerte die alte polnische Großmutter,
„welche Sünden habe ich begangen, daß ich den Fluch solcher Enkelkinder
tragen muß. — Ihr kommt blos her, um zu sehen, ob die alte Groß-
mutter schon todt ist. — Ach! Ich bin so krank, so krank, so krank!"
Die Dämmerung brach herein; die weißen, verlassenen Betten sahen
geisterhaft aus in dem dunkelnden Zwielicht. — Jetzt war der letzte Besucher
fortgegangen. Sarahs Mann war nicht gekommen. —
„Er ist vielleicht nicht wohl," sagte Schwester Margarethe in ihrem
besten Jüdisch, „oder er ist von seiner Arbeit zu sehr in Anspruch ge-
nommen, Frau Krehnow. Es giebt jetzt genug zu thun, die Geschäfte gehen
sehr gut." Sie und Sarah waren die Einzigen in der Anstalt, die von
der Kretznow'fchen Skandalgeschichte nichts wußten; ihre Jugend und ihr
sanfter, jungfräulicher Eharakter hatten die junge Schwester dagegen geschützt.
„Er hätte schreiben können," erwiderte Sarah voller Bitterkeit, „aber
er ist meiner überdrüssig. — Ich liege hier jetzt über ein ;Mr, der Fluch
Hiobs lastet auf mir."
„Soll ich ihn« . . . schreiben?" fragte Schwester Margarethe zögernd.
„Nein! Er sollte hören, daß ich an seinem .herzen anklopfe."
„Aber" — fuhr Schwester Margarethe leiser fort.
„Laß mich in Frieden," schrie die Kranke wie ein verwundetes Thier.
Die Oberin berührte sanft den Arm der jungen Schwester und zog
sie mit sich fort. „Ich werde ihn: schreiben," flüsterte sie. —
Die Nacht kam, aber kein Schlaf für Sarah. Sie warf sich unruhig
hin und her auf ihrem einfamen Schmerzenslager. — Ihr Mann konnte
sie sicherlich nicht vergessen haben; sie würde nicht so bis zu ihrem Tode
liegen, bis zum Tode, der noch so weit entfernt war. >)hr starkes, reli-
giöses Gefühl verbot ihr, den Tod herbeizuwünschen; sie war in die Anstalt
gegangen, um ihreni Manne den Anblick ihrer Leiden zu ersparen; sollte sie
nun für immer von ihm geschieden sein? Sollte sie sich nie mehr an dem
Anblick seiner Kraft erfreuen können?
Am nächsten Tage kam er. Ein großer, starker Mann mit dunkler
Gesichtsfarbe, kohlschwarzem Haar und Bart und dicken, sinnlichen Lippen.
Er stand da mit gesenktem Haupt, als ob er sich vor ihren ernsten,
fragenden Augen verbergen wollte. Schwester Margarethe eilte herbei, um
Sarah zu sagen, daß ihr Mann gekommen sei. Das Gesicht der Kranken
strahlte vor freudiger Ueberraschung.
„Stellen Sie den Schirm auf! Schnell!" sagte sie zur Schwester,
und vor den neugierigen Augen ihrer Umgebung geschützt, drückte sie den
Kopf ihres Mannes an ihren verwelkten Busen und küßte ihn auf die
Stirn. —
„Man sagte mir. Du wärest am Sterben," flüsterte er ihr zu. Ein
milder Glanz strahlte aus ihren großen Augen:

„Du hast Recht, Herzel, mein Geliebter, ich sterbe auch vor Sehnsucht nach Dir."
„Aber — die Oberin schrieb mir so drängend." Er fühlte, wie ihr Busen sich krampfhaft hob und senkte. Sie stieß ihn mit beiden Händen zurück. —
„Oh, Närrin! Gottes Närrin, die ich bin — ich hätte es wissen können, daß heute nicht Nesuchtag ist! Sie haben Mtleid mit mir, sie sehen meinen Kummer, alle Welt spricht darüber." Er fuhr zusammen.
„Sprechen sie zu Dir über mich?" stammelte er.
„Ich habe sie nicht um ihr Mtleid gebeten, aber sie konnten sehen, wie ich litt; man kann nicht immer seine innersten Gefühle verbergen."
„Sie haben kein Recht, über mich zu schwatzen," fuhr er in trotzigem Tone fort.
„Sie haben wohl ein Recht," erwiderte sie grimmig, „wenn Du mich nur einmal besucht hättest; sage mir, warum bist Du nicht ein einziges Mal gekommen?"
„Ich, ich . . . bin auf dem Lande gereist mit billigen Schmucksachen, das Schneidern geht so schlecht augenblicklich."
„Sieh' mir in die Augen. Schwöre mir beim Gesehe Moses. Nein, es ist eine Lüge — möge Gott Dir vergeben — sage, warum bist Du nicht gekommen?"
„Ich habe es Dir schon gesagt."
„Das kannst Du der Ungläubigen vorreden, sage mir, warum bin Du nicht gekommen? Ist es denn zu viel verlangt, wenn ich Dich bitte, mir eine oder zwei Stunden in der Woche zu widmen! Wenn ich nur ausgehen könnte, wie manche von den Kranken, dann würde ich zu Dir kommen; aber Tu bist meiner ganz und gar überdrüssig."
„Nein! Nein! Sarah!" sagte er mit leiser Stimme.
„Warum denn —"
Scham und Verwirrung bedeckte sein Gesicht; er wendete sich von ihr ab. — „Ich wollte nicht kommen," sagte er endlich verzweifelt.
„Warum nicht?" Dunkelrothe Flecke wechselteu mit der Blässe ihrer Wangen; ihre Brust wollte zerspringen.
„Kannst Du denn nicht verstehen?"
„Was? Was kann ich nicht verstehen? Ich sage grün, und Du sagst blau."
„Ich antworte nur auf Deine Fragen."
„Nein, Du antwortest gar nichts."
„Keine Antwort ist auch eine Antwort," knurrte er wie ein bissiger Hund, der in die Enge getrieben ist; „Du verstehst mich fehr wohl; Du hast selbst gesagt, daß es öffentliches Gerede sei."
„Nah! Aah!" schrie sie mit von Verzweiflung erstickter Stimme.
Ihr weiblicher Instinct hatte ihr endlich die Wahrheit gesagt und ließ sie Alles errathen. Sie hatte seit langer Zeit das finstere Schattenbild zurück-

geschlagen, aber jetzt trat es wieder vor sie hin mit entsetzlicher Deutlichkeit. Sie ließ den Kopf auf die Kissen sinken, ihre Augen schlössen sich-, unschlüssig und verlegen beugte er sich über sie.
„Ach! So trank, so trank, so krank!" stöhnte die alte Großmutter.
„Du sagst, sie bedauern Dich, wenn sie von uns sprechen," sagte er endlich mit trotzigem Ausdruck; „und haben sie kein Mitleid mit mir?"
Ihr Stillschweigen machte ihn starr.
„Aber Du! Du, Sarah! Du hast doch Mitleid mit mir? Du verstehst mich!"
Nach einer kleinen Weile öffnete sie die Augen: „Was? Du bist noch immer hier?"
„Ja," sagte er, „Du siehst, ich bin Deiner nicht überdrüssig, Sarah, mein Leben! Ich wollte nur . . ."
„Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß," sagte sie mit Bitterkeit. „Geh' zu Haus! Geh' zu ihr!"
„Ich will nicht zu Haus gehen!"
„Dann gehe in's Verderben, wie die Rotte Korah!"
Er ging langsam und schwerfällig hinaus. In der folgenden Nacht wurde die einsame Hülle, in der sie lebte, noch einsamer und grausamer gemacht, dadurch, daß einen Augenblick die Pforten des Paradieses vor ihr eröffnet wurden. Das Paradies von Adam und Eva und von der verbotenen Frucht. Tagelang verharrte sie in diesem kalten Stillschweigen: die sympathischen Ausdrücke ihrer Leidensgenossen ließ sie unbeachtet. Was vermögen Worte, was können Mitleid und Sympathie, uni die Flammen der Eifersucht, die sie verzehrten, zu kühlen? Am nächsten Besuchstage fand er sich wieder im Corridor ein, halb voll Reue, halb voll Trotz. Gegen Abend ging er nach Hause, um Trost bei seiner neuen Gefährtin zu finden, dann stellte er seine Vesuche ganz ein.
Wenn man Tag und Nacht auf den, Rücken liegt und nicht schlafen kann, hat man viel Zeit zum Nachdenken. Dieselbe Lage stellt sich in allen möglichen Formen vor unserem Geiste dar, wenn man von der dämmernden Morgenstunde bis zum Zwielicht des Abends an nichts Anderes denken kann. — Was sollte aus ihrem Manne werden? — Er würde verdammt sein im zukünftigen Leben, gerade fo, wie sie es jetzt schon war; aus der Gemeinschaft der Gläubigen würde er ausgestoßen sein. — Dieser entsetzliche Gedanke quälte sie Tag und Nacht. — Endlich entschloß sie sich und bat die Oberin, einen Brief an ihren Mann zu schreiben und ihn zu bitten, sie zu besuchen. — Er ließ nicht lange auf sich warten. — Verschämt und verlegen stand er vor ihren: Bette; ihr hartes, strenges Gesicht wurde weicher, als sie ihn vor sich sah; ihr Busen hob und senkte sich vor Aufregung: unterdrückte Seufzer erstickten sie beinahe. —
„Du hast mich rufen lassen," begann er endlich mit leiser Stimme.

„Vielleicht glaubst Du wieder, daß ich im Sterben liege," antwortete
sie bitter.
„Das ist nicht so, Sarah; ich würde auch gekommen sein, wenn Du
nicht geschrieben hättest, aber Du hattest mir verboten, mein Angesicht vor
Dir zu zeigen."
„Ich habe es zwanzig Jahre lang gesehen, jetzt kommt eine Andere
an die Neihe."
Er schwieg still.
„Ja, es ist wahr, ich liege auf meinem Todtenbette."
Er blickte sie erschüttert an.
„Ist es nicht wahr? — In diesem Vette werde ich sterben; aber Gott
allein weiß, wie lange ich hier noch liegen werde."
Ihre unheimliche Nuhe erschreckte ihn.
„Und bis der Allmächtige — gesegnet sei sein Name -^ mich zu sick
nimmt, wirst Du als Sünder leben."
„Das ist nicht meine Schuld; der Allmächtige hat mich schwer ge-
schlagen. Ich bin noch ein junger Mann."
„Es ist Deine Schuld," rief sie mit flammenden Augen. „Tu Lästerer,
Dil! Das Leben ist Dir süß; aber wer weiß, vielleicht stirbst Du vor mir!"
Sein Gesicht wurde todtenblaß.
„Ick bin noch ein junger Mann," wiederholte er trotzig.
„Hast Du vergessen, was Rabbi Elisser sagt: .Bereue Deine Sünden,
ehe Du stirbst^ das heißt: Bereue heute, denn wer weiß, was kommen wird."
„Was soll ich denn thun?"
„Verlasse sie!"
„Nein! Nein!" unterbrach er sie, „das ist unmöglich. — Ich kann ce
nicht, ich fühle mich so einsam."
„Verlasse sie!" fuhr sie unerbittlich fort. ^ „Verlasse Dein Weib!"
„Was sagst Du? — Mein Weib? - Aber sie ist nickt mein Weib.
-^ Du bist mein Weib!"
„Das weiß ich: verlasse mich! Verschaffe mir Gett." (Ehescheidung.»
Sein Athem stockte; sein Herz schlug, als wollte es zerspringen.
„Verschaffe Dir Gett?" flüsterte er mit bewegter Stimme.
„Ja! Warum hast Du Dich nicht von mir scheiden lassen, als ich
unser Heim verlieh, um hierher zu gehen?"
Er wandte sich von ihr ab.
„Ich habe wohl daran gedacht, aber. . . ."
„Nun, aber?" — Es schien ihn«, als ob ein verächtliches, kaltes
Lächeln um ihre Lippen spielte. — „Nun? Aber?"
„Mir war bange."
„Vange," lachte sie mit Bitterkeit. - „Vange? Vor mir, einer armen,
schwachen, bettlägerigen Frau?"
„Mir war bange, daß es Dich unglücklich machen würde."

Unheilbar. HO».
Das bittere Lächeln wurde weicher, aber nach einem Augenblick schreck-
licher als zuvor: „Und deshalb hast Du mich glücklich gemacht?"
„Sarah! Bestrafe mich nicht mehr, als ich verdiene. — Ich glaubte
nicht, daß die Leute so grausam sein würden. Dir Alles zu erzählen."
„Deine eigenen Lippen haben es mir gestanden."
„Nein! Nein! Ich schwöre es bei meiner Seele," rief er voll Ver-
zweiflung.
„Deine Augen haben Dich verrathen."
„Das habe ich befürchtet," sagte er. ^ „Da sie zuerst zu mir kam,
wagte ich nicht. Dich zu sehen. — Das war die Ursache, daß ich wegge-
blieben bin, obgleich es stets mein innigster Wunsch war. Dich zu sehen,
Sarah, mein Leben! — Ich war bange. Dir in die Augen zu sehen. —
Ich wußte. Du würdest mein Geheinmiß in den meinen lesen; deshalb
war mir bange. Glaube mir, Sarah!"
„Bange! Bange!" wiederholte sie mit Bitterkeit. „Bange, ich würde
sie Dir auskratzen! Nein! Es sind gute, liebe Augen; haben sie nicht in
mein Herz geblickt? Zwanzig Jahre lang sind sie das Licht meines Lebens
gewesen. Deine Äugen und die meinen! Haben sie nicht unsere Kinder
sterben sehen?"
Krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme vollständig. „Und
sie," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „hat fie Dich nicht aufge-
fordert, Gett zu verschaffen?
„Nein, sie war gewillt, ohne Gett mit mir zu leben. — Sarah, ich
bitte Dich, sieh' mich nicht so an; es ist der Wille Gottes. Es war um
Deinetwillen, Sarah, daß sie nicht mein rechtmäßiges Weib geworden ist,
sie wollte Dir diesen Schmerz ersparen."
„Jawohl! Ihr habt Neide sehr zartfühlende Herzen. — Sie ist eine
Mutter in Israel, und Du bist der wahre Sohn unseres Baters Abraham."
„Glaubst Du denn nicht, was ich Dir sage?"
„Ich brauche Dir nicht zu glauben und kann trotzdem eine Jüdin
bleiben." — Die bittere Ironie wurde jetzt wilde Leidenschaft. ^- „Ach
was?" schrie sie heftig, „wir dreschen leeres Stroh. Glaubst Du, daß ich
das Gefetz nicht kenne? Ich, die Enkelin von Rabbi Schoumi — das An-
denken des Gerechten sei gesegnet — glaubst Du, daß ich nicht weiß, daß
Du keine Scheidung von mir erlangen könntest? Von mir, die Dir recht-
mähige Kinder geboren hat; von mir, die Dir nie ein Leid zugefügt hat.
Ich spreche nicht von den ,VstK'I)in', denn in diesem gottlosen Lande be-
folgt man nicht die Gesetze, und von den englischen Mtb-Vin' würdest Tu
es unmöglich finden, den Gett zu erlangen, obgleich Du mich nicht in
diesem Lande geheirathet hast, noch nach den Gesetzen dieses Landes. Ich
spreche von unseren eigenen Nabbonin. Du weißt sehr wohl, daß nicht
einmal der Maggid Dir Gett geben würde, blos deshalb, weil ich bettlägerig
bin. Und das ist es, was Du befürchtest."

„Aber wenn Du wolltest," sagte er hastig, ohne den höhnischen Ausdruck ihres Gesichtes zu bemerken.
Seine Bereitwilligkeit, das Opfer von ihr anzunehmen, wirkte wie Salz auf ihre Wunden.
„Du verdienst, in der tiefsten Hülle zu brennen," schrie sie voll wilder Leidenschaft.
„Der Allmächtige ist barmherziger als Du," antwortete er, „er hat es verordnet, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, und doch meiden mich die Leute, sie verleumden mich — und sie — sie wird vielleicht eines Tages gezwungen sein, mich wieder der Einsamkeit zu überlassen."
Seine Stimme zitterte vor tiefer, innerer Erregung: „Du, Du Haft Freunde hier, die Wärterinnen, die Besucher — ich habe nichts. Es ist wahr. Du hast mir Kinder geboren, aber sie sind dahingewelkt, wie unter einem Fluch. Mein einziger Sohn ist über das Meer gegangen; er hat keine Liebe weder für Dich noch für mich."
Die Erinnerung an ihren gemeinsamen.Kummer hatte sie weicher gestimmt.
„Geh'," flüsterte sie, „geh'! Und schicke mir den Gett. Gehe zum Maggid, er kannte meinen Großvater, er wird wissen, wie die Sache gemacht werden muß. Sage ihn«, daß es mein Wunsch ist."
„Gott wird Dich belohnen, wie kann ich Dir genug danken!"
„Was kann ich sonst für Dich thun, mein Herzet; ich, die ich gezwungen bin, das Brot des Fremdlings zu essen. Das Sprichwort sagt wahr genug: Wenn man einen Bettler anbettelt, dann muß der liebe Gott lachen."
„Ich will Dir den Gett sobald als möglich schicken."
„Du hast Recht, ich bin Dir ein Dorn im Auge, ziehe ihn sobald wie inöglich heraus."
„Du wirst Dich doch nicht weigern, den Gett anzunehmen, wenn er Dir zugestellt wirb?" fragte er mit banger Stimme.
„Ist es nicht die Pflicht des Weibes, sich dem Manne unterzuordnen?" erwiderte sie mit bitterer Ironie. — „Nein, fürchte nichts. Du mint keine Schwierigkeiten haben, mir den Gett aushändigen zu lassen; ich werde ihn nicht dem Boten in's Gesicht werfen . . . und wirst Du sie wirklich heirathen?"
„Ganz gewiß! Ich werde den Leuten nicht ferner Gelegenheit geben zum Klatschen, und sie muß bei mir bleiben. Das ist mein einziger Wunsch."
„Und auch der meinige. Du mußt Deine strafbare Liebe sühnen und Deine Seele retten."
Er zögerte noch immer, zu gehen: „Und Deine Mitgift," sagte er endlich, „wirst Du keine Ansprüche darauf machen?"
„Beruhige Dich; ich weiß kaum, wo mein Cesubah (Trauschein) ist; wozu brauche ich Geld, Du hast ganz Recht, ich habe Alles, was mir nöthig ist. — Ich brauche nicht einmal eine Grabstätte zu kaufen, ich liege schon seit Jahren in einer Freistelle — die Bitterkeit ist vorübe»."

Er zitterte vor Bewegung. „Du bist sehr, sehr gut zu mir," sagte
er — „lebe wohl!" — Er beugte sich über sie; sie zog die Bettdecke mit
fiebernder Hast über ihr Gesicht:
„Nein — küsse mich nicht."
„Lebe wohl denn," stammelte er, „möge der Herr Dir's lohnen."
Er schlich langsam fort . . .
„Herzel!" sie hatte ihr Gesicht mit einem verzweifelten Schrei entblößt.
Er näherte sich ihr schwerfälligen Schrittes, fürchtend, daß sie ihren Entschluß geändert haben könnte. —
„Schicke es mir nicht, bringe es selbst, ich möchte es nur aus Deiner
Hand nehmen."
„Ich werde es Dir bringen," sagte er mit gebrochener Stimme.
Die Tage wurden länger und länger, der Sommer kam und überfluthete
den armseligen Krankensaal mit goldenen Sonnenstrahlen. — An dem Abend,
an welchem Herzel den Gett brachte, hätte Sarah jedes Wort auf dem
Pergament lesen können, wenn ihre Augen nicht von Thränen getrübt gewesen wären. — Sie streckte ihre Hand nach ihrem Manne aus und suchte
das Document; er legte es in ihre brennend heißen Finger; ihre Hand schloß
sich krampfhaft, dann öffnete sie sich wieder, und das Papier fiel auf den
Fußboden. — Sarah war nicht mehr fein Weib.
Herzel war froh, fein glühendes Gesicht verbergen zu können, indem
er sich bückte, um das Document aufzuheben. Es dauerte lange, ehe er
es gefunden hatte. — Als er sie wieder anblickte, hatte sie sich im Bette
aufgerichtet. — Große, heiße Thränen rollten über ihre verwelkten Wangen,
aber sie nahm das Document ruhig in Empfang und verbarg es an ihrem
Busen.
„Laß es hier liegen," fagte sie mit steiniger Kälte, „hier, wo Dein
Haupt so oft geruht hat. — Gesegnet sei der gereckte Richter!"
„Du bist doch nicht böse mit «nr, Sarah?"
„Warum sollte ich böse sein? — Sie hatten Recht, ich bin nichts
weiter als eine todte Frau. Aber Niemand soll den Kaddisch für mich sagen.
Niemand für die Ruhe meiner Seele beten. — Ich bin nicht böse, Herzel.
— Dein Weib sollte die Sabbathlichter anzünden und das Stückchen Teig
in das Feuer werfen. Aber Dein Heim war einsam und verlassen. Du
hattest Niemand, der diese Pflichten für Dich hätte erfüllen können. Ich
habe hier Alles, was ich brauche. — Und Du wirst auch glücklich sein!"
„Du bist ein gutes Weib gewesen, Sarah," sagte er mit liefer Bewegung.
„Bringe nicht die Vergangenheit zurück, von jetzt an sind wir Fremde!"
sagte sie mit der früheren Bitterkeit.
„Aber ich darf Dich doch von Zeit zu Zeit besuchen?" Jetzt, wo der
Augenblick des Abschieds gekommen war, rührte sich sein Gewissen.
„Willst Du die alten Wunden wieder aufreißen?"

„Lebe wohl denn!"
Zögernd hielt er seine Hand hin, die sie schnell ergriff und leiden-
schaftlich an ihren Busen drücke.
„Ja! Ja! Herzel! Verlasse mich nicht so. Komm und besuche mick
uon Zeit zu Zeit, wie ein Freund, wie ein alter Bekannter, den ich in
früheren Jahren gekannt habe. — Die Anderen vergessen mich; hier werde
ich liegen, vielleicht sogar der Todesengel wird mich vergessen." — Sie
drückte seine Hand krampfhaft in der ihrigen, fo daß sie ihn schmerzte.
„Ja, Sarah, ich werde kommen, ich werde oft kommen," sagte er
schluchzend.
Sie ließ seine Hand los. „Aber nicht, bevor Du verheirathet bist."
„Wie Du willst."
„Du mußt selbstverständlich eine stille Hochzeit haben; in der englischen
Synagoge wird man Dich nicht trauen."
„Der Maggid wird mich trauen."
„Du wirst mir dock, den Eesubah zeigen, wenn Du das nächste Mal
kommst?"
„Ja, ganz gewiß, wenn ick ihn von ihr bekommen kann."
Eine Woche ging vorüber, dann kam er mit dem Trauschein. Sie
bewahrte äußerlich ihre Ruhe vollkommen und las das Document auf-
merksam durch.
„Gott sei Dank!" sagte sie endlich, als sie es ihm zurückgab. — Sie
unterhielten sich noch lange uon gleichgiltigen Sachen, von den Nachbarn,
von Geschäften. — Als er sich anschickte, zu gehen, sagte sie- „Du komm«
doch wieder?"
„Ja! Ganz gewiß werde ich wiederkommen."
„Du bist so gut. Deine Zeit mit mir zu verbringen, aber Deine
Frau? Wird sie nicht eifersüchtig sein?"
Er starrte sie verwundert an. „Eifersüchtig auf Dich?" fagtc er.
Sie nahm diese Bemerkung in verächtlichem Sinne auf, ihre weißen
Lippen zuckten krampfhaft, aber sie fagte nur: „Weiß sie, daß Du hierher
gegangen bist?"
Er zuckte die Achseln: „Was weiß ich, ich habe ihr nichts gesagt."
„Dann sage es ihr."
„Wie Du willst."
Eine lange Pause folgte, dann fagte die Kranke: „Willst Du nicbi
Deine Frau mit herbringen? Dann wird sie sicher sein, daß Dn mick
nicht mehr liebst."
Es durchzuckte ihn, als wenn er einen Messerstich erhalten hätte. —
Nach einer kurzen Pause sagte er: „Ist dies Dein Ernst?"
„Ich bin nicht aufgelegt zum Spaßen. — Bringe sie nur mit, sie
wird sich doch nicht weigern, eine arme Kranke zu besuchen. Es ist ein

Mitzwah (eine gute That), die Kranken zu besuchen. Es wird dem Unrecht,
das sie gethan, zu Gute kommen."
„Sie soll kommen!"
Und sie kam. —
Einen Augenblick blickte Sarah sie mit brennender Neugierde an, dann
schloß sie ihre Augen, als ob sie von der Jugend und Frische der jungen
Frau geblendet wäre. Herzels Frau näherte sich ihr schüchtern und un-
beholfen, aber sie mar wirklich hübsch: ein kräftiges, blühendes Lcmdmädchen
aus einem russischen Torfe, ihre rosigen Wangen glühten von Gesundheit
und vor Verlegenheit. Sarahs Herz war wie von tausend Dolchen durch-
bohrt, endlich fand sie Athen» zum Sprechen:
„Gott segne Dich! Gott segne Dich! . . . Frau Kretznow." Sie
nahm die Hand der jungen Frau und drückte sie heftig: „Du bist sehr gut,
ein armes, krankes Geschöpf zu besuchen."
„Mein Mann wünschte es so," sagte die jnnge Frau.
„Du thatest Recht, ihm zu gehorchen. Du mußt gut zu ihm sein, mein
Kind; während dreier Jahre, die ich hilflos war, hat er mich gepflegt. —
Er hat viel gelitten. ^ Du mußt gut zu ihm fein."
Mit tiefer, innerer Erregung zog sie den Kopf der jungen Frau an
ihren Busen und küßte sie; dann mit einem plötzlichen Angstschrei: „Geh' fort,
heut!" —
Sie zog die Decke über ihr Gesicht und schluchzte heftig; sie hörte, wie
das Paar sich langsam und zögernd entfernte:
„O Gott!" jammerte sie, „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!
Jetzt laß mich sterben; um der heiligen Patriarchen willen, nimm mich jetzt
zu Dir!"
Ihr leidenschaftliches Jammern, das durch die Betttücher halb ge-
dämpft klang, wurde vollständig übertönt von dem herzzerreißenden Geschrei,
das au« dem anstoßenden Gemach von der gelähmten Frau kam, die in
fortmährender Furcht vor Gift ihr elendes Leben verbrachte. — Ein
Schauder ergriff die junge Schwester Margarethe, sie hob ihre schönen,
thränenfeuchten Augen geu Himmel. —
„O Ehristus, Du Sohn Gottes," flüsterte sie, „laß mich für sie sterben!"

Illustrirte Bibliographie.

U»K cinco Vildners Terlenlebc». Plastik, Malerei und Poesie. Von Gustav
Ebeilein. Verlag von W. Schultz-Engel hard, Berlin.

Ein Prachtwerk uud zugleich ciu Kunstwerk — zwei Begriffe, die sich durchaus
nicht decken — ciu Wert, das abgesehen von seiner hohen künstlerischen Bedeutung —
i» gewisser Beziehung als Unicum in unserer das Specialisteuthum begünstigenden Zeil
dasteht! offenbart es doch eine Vielseitigkeit seines Schöpfers, die bei einem modernen
Künstler ganz ungewöhnlich ist. G. Ebeilein, einer uuscrcr angesehensten Bildhauer,
zeigt sich in diesem prächtigen Werte nicht nur als Plastitcr, sondern auch als Maler,
Dichter — ja auch als Tondichter, obwohl der Titel des Werkes die „Musik" bescheiden
verschweigt. Die Plastik ist natürlich in diesen, Falle buchstäblich nur „bildlich" zu
nehmen. Es kann sich nur um plastische Wirkungen handeln, die mit den Hilfsmitteln
des Malers und Zeichners erzeugt wurde», lind wie hat es der Künstler verstanden,
diese Statuen, vornehmlich die weiblichen Gestalten, in entzückender Formgebung, in
reizvollster Haltung, mit Tusche oder Sepia lebendig, rund herauszuarbeiten, Frauenschöne.
die er auch als Dichter begeistert preist, verherrlicht der Bildhauer Eberlcin mit Vorliebe
und zwar in antikisirendew Stile. Wir finden hier mehrere der von ihm ausgeführten
Monumentalwelke bildlich wiedergegeben. Lediglich als Maler resp. Zeichner zeigt sich
Eberlein in flotteu, nmrahmendcu Blumenstiickcn und Krcidezeichnuugm: reizenden Kindci-
unb Filluengcstaltcn. —

Die Reftrodnction dieser grossen Kunstblätter durch Photogravüre von Riffarth K Co.
ist vorzüglich: man glaubt die Originale mit ihren» vollen individuellen Reiz vor sich ;i>
haben. Dagegen müssen die durch Phototnpic wicdergcgebcncn kleineren Zeichnungen
uaturgemaft matt uud ausdruckslos erscheinen.

Als Dichter wird G. Ebeilein nicht gerade auf den Ruhm eines „Neutöneis" An-
spruch macheu. Es ist leiuc besonders frappante Originalität in seinen poetischen Be-
kenntnissen: immerhin erklingt hier manch echter lnrischer Ton, der aus der Brust ein«
wahren Dichters zu kommen scheint. Wir heben als besonders stimmungsvoll hervor die
Gedichte Beschwörung (S. 9) mit der Aufangsftrophe:

„Holdes Bildnin so theucr.
Das mir entwich,
Lüfte noch einmal den Schleier
Leise für mich . . ."

ferner: „Verzeihen" (S. 10): „Am Hange" (S. 22).

Er singt wie andere Poeten Frühlingslieder, giebt
seiner Liebe zun» deutschen Vaterlande nnd zu seiner
engeren Heimat innigen Ausdruck und preist vor Allem
seine Kunst, Frauenschönheit und Liebe. Stürmisch auf-
wallende Leidenschaft oder jauchzender Ucbcrmnth sind
ihm gleich ferne. Er freut sich des Lebens uud des
künstlerischen Schaffens, ohne Trunkenheit, und schalk-
hafte Laune wandelt ihn nur gelegentlich an. (Vgl.
„Pantöffelchen" S. 15, „Venus und Amor" S. 29.)
Der Grundton der Eberlein'schen Dichtung ist wür-
diger Ernst, und am meisten ergreift uns seine Muse,
»nenn dieser Ernst in stille Resignation und milde Wch-
muth übergeht. Zuweilen hat er gar melancholisch-müde
Stimmungen wie in „Mein Wunsch", mit dem Schluß:

So ohne Beten, Sang und ohne Klang
Und ohne Lob uno Preis und ohne Segen,
Uud ohne Titel, Ansehn, ohne Rang
Ein Mensch nur, mocht' ich mich zur Ruhe legen.

Turch ergreifenden Ernst
und melodischen Zauber
bewegen uns das stim-
mungsvolle „Im Abend-
roth", „Am Sarkophage"
nnd „In ernster Nacht".
Als Probe seiner lyrischen Begabung sei das kurze
Gedicht „Träumereien" citirt:

So kommt ihr wieder, bitt're Träumereien,
Gedankenvoll,
Wollt, das; ich mich vergangnen Glücks im Maien
Erinnern soll.
Ich glaubte euch schon längst versunken,
Und nuu entfacht,
Streut ihr «och einmal eure Himmelsfnntcn
In meine Nacht.

Sieht man von einigen rhythmischen Freiheiten und
Neimfchlern ab, (vgl. S. 3
Seite 20 „Veilchen", wo
Vorbild mit (Gewand) hüllt
reimt), so ist die Form
mit Geschick gencmdhabt,
nnd einige der besseren lyrischen Erzeussnisse haben sogar
einen melodischen Fluß, der zur musikalischen Inter-
pretation herausfordert. Der letzte Thcil des Werkes
„Melodien" bietet denn auch ssompositionen Eberlein'schcr
Gedichte von Hcrm. Erler, Man, Wim», Otto Kanwcll
und von dem Bildhauer-Dichter selbst, der dreien seiner
Gedichte: „Ein kleines Lied", „Gedanken", „Im Dämmer-
licht" gefällige, sangbare Weisen gegeben hat. —
Die diesen Zeilen beigefüssten Illnstrationsproben
vermögen, in etwa vierfacher Verkleinern«»« der Ori-
ginale, leider nur eine sehr unvollkommene Vorstellung
um« der Schönheit und dem künstlerischen Wcrthe der
großen dnrch Photogrcwürc (von Meiscnbach, Riffarth K
Eo.) uud Lichtdruck (von Albert Frisch) vorzüglich repro-
ducirten Kunstblätter zu gebeu. Auch Druck und Ein-
dand des Werkes sind sauber und geschmackvoll aus-
geführt. Das Wert macht seinen» vielseitigen Schöpfer
— dessen edel gesonnten Kopf uns eine Zeichnung in

Friede" Str. 3 Zl. 5; und
«

Relief-Manier vorführt — wie dem Verleger und den technischen Mitarbeitern alle
Ehre. Es wirb wenige Werte geben, die ein gleich prachtvolles und künstlerisch werth-
volles Festgeschenk bilden, wie Eberleins „Aus eines Bildners Seelenleben". —
von den „Jüngsten".
Für die Schriftsteller, deren Werke in neuester Zeit besondere Beachtung gefunden
haben, und die zum größten Theil den beneidcnswcrthen Borzug der Jugend besitzen,
ist eine Collectivbezeichnung, deren Berechtigung sie selbst anerkennten, und die für diese
jugendlichen Heißsporne unserer Literatur in der Thal charakteristisch wäre, noch nicht ge-
funden worden. Es erscheint auch zweifelhaft, ob der Versuch, sie zu einem Gesammtbe-
griffe, einer sogenannten Schule mit einem einheitlichen Namen, zusammenzupferchen, ge«
lingen wird. Denn die einzelnen Individualitäten und die einzelnen Werke sind himmel-
weit von einander verschieden. Allerdings treten in ihren Schriften auch starke gemeinsame
Züge auf: vor Allem die entschlossene, rücksichtslose, heftige und in der Form keineswegs
wählerische Opposition gegen die Autoren, die in den letzten Jahrzehnten vor Wem dai
Interesse des deutschen Publicums gefesselt und dessen Sympathie gewonnen haben; der
unverkennbare Einfluß, den die Führer der neuliterarischen Richtung in Frankreich, Ruß-
land und Skandinavien, namentlich Zola, Tolstoi und Ibsen, auf ihre geistigen Schöpfungen
ausgeübt haben; Allein aber voran die Einwirkung der Nietzsche'schen Lehren von der
Umwcrthung aller von uns bisber als ideal betrachteten Werthe auf das geistige Schaffen,
das wohlgefällige Verweilen dieser vermeintlichen Wahrheitssucher bei alledem, was ge-
meiniglich als unschön, häßlich oder gar ekelhaft betrachtet wird, und vollkommene Unge-
bundenheit und Rücksichtslosigkeit in der sprachlichen Darstellung.
Der Name „Grnndcutschland", den Professor Dr. Friedrich Kirchner für
die Führer und Anhänger unserer jüngsten deutschen Dichtung gewählt hat*), der für
die weniast bedeutenden, extravagantesten dieser Neuerer allenfalls gelten mag, erscheint unö
gerade für die beachtenswerthesten und tüchtigsten doch recht wenig geeignet. Ucberhanpt
scheint uns Kirchner den Fehler begangen zu haben, seine Kreise viel zu weit gezogen zu
hauen. Schriftsteller wie Wildenbrnch, Ludwig Fulda und Richard Voß werden über
die ihnen angewiesene Nachbarschaft sicherlich sehr erstaunt sein, nicht minder Hennann
Sudermann, Gerhart Hauptmann und andere, deren eminente schriftstellerische Qualitäten
ohne Zweifel den Anspruch darauf begründen, von einem anderen Gesichtspunkte aus ge-
würdigt und mit einem anderen Maße gemessen zu werden, als die ungeberdigen Bilder-
stürmer, die Kirchner hier in Reih und Glied mit den Genannten nufnmrschiren läßt.
In ihrem literarhistorischen und kritisch-volemischen Theile darf die Schrift Kirchners
zu berechtigten Bedenken und Ausstellungen Anlaß geben. Man wird sein Urtheil nicht
immer unterschreiben »vollen. Man wird oft geltend machen müssen, daß er das schrift-
stellerische Können der Einzelnen nicht genügend berücksichtigt und in der kritischen Be-
handlung eine Parität walten läßt, die ger,idc dnrch das Bestreben, gerecht zu sein, zur
glühten Ungerechtigkeit führt.
Um so verdienstlicher ist aber die Schrift in ihrem sachlichen und analytischen Theile
Friedrich Kirchner hat dem Haupttitel seiner Schrift, „Gründeutschlaud," den Nebentitel:
„Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung" beigegeben. Der Leser, der dem
kundigen Führer auf diesem Streifzuge folgt, lernt nahezu alle Schriften unserer Modernsten
hier in bequemster Weise kennen; und bei sehr Vielen wird der Leser dem Verfasser Dant
wissen, daß ihm Kirchner durch seine Analvsc das Vergnügen der näheren Bekanntschaft
erspart hat. Auch auf dies Buch hätte sich das Motto setzen lassen: „I,«ßiiuu3 nliyu»
ns leßllutur."
Kirchner hat sich die Mühe gegeben, die meisten dramatischen, epischen und lyrischen
Dichtungen der „Gründeutschen", wie er sie nennt, aufmerksam zu lesen und zn analnsiren.
Seinen Zweck, diese neueste Richtung energisch zu betänipien, hätte er vcrmuthlich in
noch höherem Maße erreicht, wenn er sich aus die objcctivc Wiedergabe des Bemerlens-
werthen womöglich beschränkt hätte. Die Kritik hatte sich das verstandnißuolle Publicum
wohl schon allein dazu gemacht. Die Hauuttcndenz dieser Jüngsten, wie sie auch in der

*) Wien nnd Leipzig, Verlag von Kirchner K Schmidt, 18U3.

Nibliogiaphie, — HO)
vorliegenden Schrift scharf hervorgehoben wirb, beruht wohl in der Bekämpfung .der hohlen, phrasenhaften Aftertunst der abgewirthschafteten alten Schule". „Schrankenlose unbedingte Ausbildung ihrer künstlerischen Individualität" ist die Lebensparole dieser Neuerer. An Selbstbewußtsein fehlt es ihnen nicht. Ein Sammelwerk, zu dem die meisten Dichter dieser Richtung beigesteuert haben, enthalt gewissermaßen das Manifest, das mit den Worten schließt: „Auf den Dichtern des Kreises, den dieses Buch vereint, beruht die Literatur, die Poesie der Zukunft, und wir meinen, eine bedeutsame Literatur, eine große Poesie."

Wie sich dieses Programm in Thaten umsetzt, mögen folgende Beispiele zeigen:

Gestern dacht' ich eines Kusses,
Wie ihn deine Mutter gab,
In Crinn'rung des Genusses
Leckt' ich mir die Lippen ab.

Oder:

Wenn mir dereinst von dieser Seuche
Genesung wird im kühlen Grab,
Dann sei, daß Jung uud Alt entfleucht,
Mein Denkmal eine Vogelscheuche:
Mein Hut am meinem Bettelstab.

Oder die Ballade vom alten Eremiten im heiligen Hain zu Singapur, von dem es heißt:

Er kaut tagaus, er kaut tagein
Und nährt sich kärglich nur und knapp,
Denn ach! er ist ein großes Schwein,
Und nie fault ihm sein Luder ab.

Oder, um ein paar Beispiele aus der Prosa anzuführen: der Held eines Romans stürmt auf die Geliebte „mit taumelnder, fletschender, heulender Bnmst". Und die Heldin ist „ja auch nur eine Dirne, ein lüderliches Gemisch ans Koch und Honig wie die Anderen, wie Alles, was Weib heißt".

Friedrich Kirchner hat sich, wie noch einmal hervorgehoben weiden mag, ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er sich mit den zahllosen Schriften, die auf dem Gebiete dieser jüngsten Dichtung erschienen sind, vertraut gemacht, den Inhalt in klarer und faßlicher Weise wiedergegeben nnd mit zahlreichen charakteristischen Stichproben begleitet hat. Wer das Kirchner'schc Buch liest, lernt von sehr vielen dieser Schriftsteller gerade genug kennen, um zu wissen, daß er nicht mehr von ihnen kennen zu lernen braucht. Der Vorwurf, den die Kritik gegen den fleißigen und gewissenhaften Autor erheben dürfte, wäre eben der, daß er Schriftsteller in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat, die offenbar gar nicht hineingehören, daß er nahezu alle über denselben Kamm geschoren und da, wo er eine An von Gleichheit des Wollens erkannt, die völlige Verschiedenheit der Begabung unberücksichtigt gelassen hat. Schriftsteller wie Karl Bleib treu, M. G. Conrad, Max Kietzer, Wilhelm Bölscke und andere verdienen, so wenig man sich im Uebrigcn mit ihnen einverstanden erklären mag, denn doch bei objectiver Würdigung eine andere Behandlung als die Dutzende, die ihnen hier an die Seite gestellt worden sind. Auf einen Irrthum wäre der Verfasser noch aufmerksam zu machen: auf Seite 88 wird der Roman „Sapuho" von Alvhonse Daudet Emile Zola zugeschrieben.

Von einem dieser von Friedlich Kirchner eingehend besprochenen „Jüngsten", von Heinz Tovote. liegen uns zwei Bande zur Besprechung vor, der Roman „Mutter" und eine Sammlung kleiner Skizzen unter dem Titel: „Ich. Nervöse Novellen." (Berlin, F. Fontane K Co.) In beiden Bnckern zeigt sich ein unverkennbar großes Talent. Der Roman „Mutter" behandelt ein höchst unerquickliches Thema. Ein junger Mensch vergöttert seine noch immer bildschöne Mutter. Ter Vater, oder vielmehr der Mann der Mutter, dessen Namen er tragt, ist ein armer Siecher. Der junge Mann verliebt sich rasend in ein seltsames Mädchen aus der Fremde, das in die Charlottenburger Harmlosigkeit hineinschneit. Zun» Glück entdeckt er noch rechtzeitig, daß dieses Mädchen seine Halbschwester ist. Das Mädchen ist das uneheliche Kind eines Malers, eines Hausfreundes in der Familie, und er selbst ist der natürliche Sohn desselben Malers. Er überrascht den Künstler, als dieser die noch immer schöne Mutter, die

früher des Malers Geliebte gewesen ist, umarmt. In einer fürchterlich veinigenden
Tcene zwmgt mm der Sohn die Mutter zum Gestänbniß ihres Ehebruchs. Die Mutter
stirbt. Vor deni Helden „breitete sich die Zukunft aus, wie die Schneedecke da draußen,
die immer dichter und dichter wurde".
Ter Roman enthält sehr viel Vortreffliches. Die Naturschilberungm sind meistens
durch ihre Einfachheit und Schönheit hervorragend. Aber gerade weil Tovote für das
Stimmungsvolle der Umgebung ein feines Verständniß hat nnb das Charakteristische
gnt zu schildern wein, gefällt er sich vielleicht zu sehr in diesen Stimmungsbildern. Turch
die zu starte Anhünfung bringt er das Gesummte um die Wirkung, die das Einzelne
hervorruft. Die Handlung schreitet zunächst sehr langsam vorwärts, dann kommt plötzlich
eine starke Bewegung hinein, und da ist Tovotc am besten. Die Komposition ist etwas
flüchtig gemacht, Episoden werden viel zu wichtig eingeführt. Man erwartet von ihnen
alles Mögliche, und sie verschwinden spurlos. Man merkt schließlich, daß mau sich ver-
geblich für sie intcressirt hat. In der Sprache herrscht eine starke Ungleichheit. Das
Vestreben der wahrheitsgetreuen Nachbildung des Dialogs, wie er in der vollsten Fwang-
losigkeit wohl geführt wirb, veranlaßt den Verfasser, das verbummelte Rothwclsch der
Kaffeehäuser und Studentenbuden ohne Weiteres in seine Dichtungen zu übernehmen.
Er will Natürlichkeit auch da, wo sie nichts Anderes ist als Verwilderung und Vcr-
bummelung der Sprache. Wir finden Redensarten, die der Tag hervorgebracht hat, und
die mit dem Tage wieder vergehen werben, ohne daß die Sprache den Verlust irgendwie
verspüren wird. So, wie es hier steht, schwatzen ja wirklich die jungen Leute, wenn sie
beisammen an den Marmortischchen der Wiener Kaffeehäuser sitzen. Ob es seine Be-
rechtigung hat, diese Augenblicksbilder zu fixiren, mag hier «»erörtert bleiben. „Ist das
Nrauu seine Schwester?" fragt Einer. Gewiß sagt man das, aber es geht doch cvcn so
schnell, wenn man es in die gar nicht gesuchte corrcctere Fassung umprägt: „Ist das
Brauns Schwester?" Ich erinnere mich, auch einmal gehört zu haben: „Das itt der
Frau ihrem Kind seine Birne." Neben dieser plattesten Natürlichkeit finden wir avcr
onch oft eine sehr gehobene Sprache. Tovote fühlt von Zeit zu Zeit das Bedürfnis,,
die höheren Register zn ziehen. In den Scenen zwischen dem Helden und seiner Mutter
klingt Manches sogar recht gesucht, gespreizt und ganz und gar nicht echt. Zu Anfang
des Romans steht ein rührendes Gedicht: „Das Mutterhcrz," von dem der junge Mann,
der es citirt, sagt, er habe es in irgend einem französischen Schmöker gefunden. Es
wäre wohl richtiger gewesen, wenn Tovote die Quelle angegeben hatte. Es ist das
Schlußgcdicht in dem Roman .,I.il <!Ki- von Richepiu: ..V «vuit »n' toi« un pauv' F»z°'.
Daß Touote die modernen Franzosen sehr genau kennt und von ihnen sich mancherlei
angeeignet hat, spricht sich in den „Nervösen Novellen" mit dem etwas prätentiösen Titel
„Ich" sehr deutlich aus. Manches muthct uns ganz an wie Skizzen von Maupassant,
Droz, Gnp oder kleine Federzeichnungen aus der ..Vi>> piü-i^'nw-. Bei eiuigen habe ich
sogar die Empfindung gehabt, daß es Nachbildungen nach französischen Originalen seien,
die ich irgendwo schon gelesen habe. Stofflich haben diese Kleinigkeiten wenig zn be-
deuten. Es sind Vorgänge alltäglichster Art geschildert, wie sie jedem Menschen begegnen.
Nur selten wirb der Anlauf dazu genommen, verschiedene Fäden noucllenartig zu ver-
schlingen. Mitunter verzichtet der Verfasser überhaupt auf Alles, was au irgend eine
Begebenheit erinnert. Es ist nur Stimmung, nur Schilderung. Aber diese Schilderung
ist gewöhnlich sehr fein einpfuubcn, anschaulich uud richtig, die Stimmung echt. Bei
manchen Geschichten hat man indessen trotz des reizvollen Vortrages das Gefühl, daß sie
eben so gut, vielleicht sogar besser unerzählt geblieben wären. Eine der gewölmlichen
Heldinnen der nächtlichen Garde, die ihr Hauptquartier im Eaf« National aufschlagen,
die gerade so ist wie alle «»deren — sie soll natürlich „anders" sein, aber jede einzelne
darf in gewisser Beziehung den Anspruch darauf erheben, „anders" zn sein — eine solche
Heldin scheint mir nicht geeignet zn sein, Interesse hervorzurufen, blos weil sie das ist,
was sie ist. Sie thut und sagt gar nichls, was irgend etwas bedeutete. Manches iü
sehr fein in diese«: Erzählungen, z. B. die Geschichte des rücktchreudeu Bräutigams, der
seine Brant, die ihm die sehnsuchtsvollsten Briefe schreibt, in thrcincnieicher Einsamkeit
zu finden hofft, und die er nun belauscht, wie sie in fröhlichster Stimmung sich gerade
dazu anschickt, eine Landpartie mit lnstigen jungen Leuten mitzumachen, ist ganz allerliebst
erzählt.
Die Schriften Tovotes haben großen Erfolg gehabt. Der Erfolg ist begreiflich.
Heinz Touote besitzt ein ganz entschiedenes Talent.

Zu den Lustigsten und Fröhlichsten der jungen Garde gehört ohne Zweifel Otto
Erich Hartleuen. Tic leichtgeschürzte Muse Hartlebens bewegt sich mit Vorliebe in
den Studentenkneipen der Karl-, Marien-, Philipp- und Luisenstraße und verwandten
Localcn. Seine Helden sind zumeist iunge Leute in hohen Semestern, die vor dcni
nahen Gespenste des Examens zittern, seine Heldinnen lustige Frauenzimmer, die es mit
der Orthographie und der Moral nicht allzu gcnan nehmen, und die nicht tragischer ge-
nommen sein wollen, als sie in Wahrheit sind. Am angenehmsten berührt bei Hartleben
der gänzliche Mangel an falscher Sentimentalität. Er beobachtet sehr scharf und schildert
mit ungezwungener Friscl>e nnd wahrem Humor. Ob er über eine richtige Erfindungs-
gabe verfügt, läßt sich nach seinen bisherigen Schriften, die fast ohne Ausnahme den
Eindruck machen, der Wirklichkeit mehr oder minder frei nachgeschrieben zn sein, schwer
beurtheilen. Jedenfalls versteht er es, reizend zn erzählen, und auch in seinen kleinen
Ungezogenheiten bewahrt er immer eine versöhnende Grazie.
Hartleben ist ror Allem ein lustiger Schriftsteller. Aus den bekannten Schriftstellern
der „abgewirthschasteten alten Schule" macht er sich vielleicht eben so wenig, nie die
Anderen der jüngsten Dichtung, aber er äußert seinen Unmuth nie dnrch Grobheiten und
nimmt kein Blatt vor den Mnnd, wenn ihn die Lust anwandelt, über einen der Heroen
der Jüngsten ein paar schnodderige Bemerkungen zn machen. Hartleben hat die witzigste
Satire über Ibsen geschrieben, das Familiendrama „Der Frosch".
Seine neueste llcine Schrift: „Tic Geschichte vom abgerissenen Knopf"
zeigt wieder alle Vorzüge dieses smnputhischen Talentes. Tie leichtlebige Heldin mit
ihrem amüsanten Geschwätz und ihren Aufschneidereien nnd im Gegensatz zu ihr der
pbilistcrhafte sunge Jurist, der diese Perlon, die gar nicht ernst genommen sein »rill, ernst
nimmt nnd sumptomatisch nach einem abgerissenen Knopf, den sie auf leinen Fall annäht,
in logischer Folgerung auf den Leichtsinn ihres Charakters schließt, sind in ergötzlichster
Weise und mit feinster Beobachtung kleiner Züge geschildert. Tie lustige Geschichte, der
noch eine andere nicht minder lustige folgt, ist bald gelesen, denn nur durch besondere
erfinderische, freigebige Gutmüthigkeit des Truckers ist es möglich gewesen, aus diesen
paar Feuilletons einen Band herzustellen.
Tas heitere kleine Werk ist in gewollter Vernachlässigung der Sprache im richtigen
Bummeldeutsch der akademischen Jugend geschrieben. Für „so ein" oder „so eine" schreibt
Hartleben „son" oder „sone", also „son französischer Name", oder: „noch 'on nwstischer
Vorgang". Zur Beglaubigung einer Behauptung wird die Intericction: „Nee wirklich!"
eingeworfen. „Na, nu sei zufrieden!" beruhigt der Erzähler den momlisirenden Helden.
Sehr reizend nnd wirkungsvoll ist dieser Jargon rerwerthet, als die Heldin, der der
junge Jurist einen höchst momlisirenden Vortrag gehalten hat, dem Erzähler gegenüber
den Eindruck dieses Sermons mit folgenden! Satze ausdrückt: „Weißt Tn, mein Lieber,
ich mächte einen Verwandten Teiner Familie nicht gern beleidigen, aber das mnß ich
Tir doch sagen: Tein Vetter ist in meinen Augen ein Stiesel."
Hartleben steht literarisch hötier als Paul de Kock, aber wohl nicht so hock wie
Henri Murgcr. Mit Beiden weist er viele verwandtschaftliche Züge anf. Tic „Geschichte
vom abgerissenen Knopf" ist eine wirkliche Humoreske.
In dem Sammelbnche „Moderner Musenalmanach ans das Jahr 1893",
herausgegeben von Otto Julius Bicrbaum, haben sich eine große Anzahl von Ver-
tretern der modernen deutschen schriftstellerischen Richtung, unter ihnen auch die begabtesten,
wie Bleibtreu, Conrad, hartleben, Holz, Detlev Liliencron, Rudolf Lothar, Georg Ompteda,
Schlaf, Tovote, und Andere, die wohl nicht zur strictesten Observanz gehöre», wie
Hciberg, Wolzogcn, Ernst Ziel n, s. w., mit Malern von verwandter Kunstauffassung,
Fritz von Uhde an der Spitze, Franz Stuck, Hans Thoma, zusammengethan. Als einer
der interessantesten Beiträge zu diesem iu mannigfacher Beziehung sehr interessanten
Werke wäre wohl das Licbesdrama „Jugend" von Max Halbe zn bezeichne», das
seit dieser Veröffentlichung mit ungewöhnlichem Erfolge im Berliner Residenz-Theater
zur Aufführung gekommen ist. Wenn man diese eigenartige Tichtung licst, so wird mau
sich aufrichtig darüber wundern uud freuen, daß das Theaterpublicuni die Echtheit und
naive Freudigkeit dieses unzweifelhaften Talentes so feinfühlig herausgewittcrt hat.
Denn als Theaterstück betrachtet ist Halbes „Jugend" nichts weniger als wirksam. Es
ist eigentlich gar kein Stück, wenigstens kein Theaterstück: aber freilich ist es ein Stück
Leben, mit gutcu Augen gesehen, mit warmem Herzen empfunden und mit Ehrlichkeit
und Geschick wiedergegeben; von künstlerischer Gestaltung zu einem dramatischen Werke

indessen kann füglich nickt die 3tcde sein. Dem Leser erscheint es fast unbegreiflich, wie dies Stück auf der Bühne eine so tiefe und andauernde Wirkung hat ausüben tonnen, wie es thatsächlich der Fall gewesen ist. Ter Genuß beim Lesen dieser ansprechenden und innigen Dichtung w,rd durch gewisse typographische Schnurren des Verfassers manckmal gestört. Er unterstreicht überflüssigerweise alles Mögliche, und dementsprechend tritt dem Auge des Lesers allerhand Unmotiuirtes in der anspruchsvollen Form des gesperrten Satzes entgegen. Sehr oft sind sogar nur einzelne Silben gesperrt gesetzt. So begegnen wir hier im Druck Absonderlichkeiten wie „Gewissen", „Weltlust", „dahinlebt", „Gebauten". Wozu das? Kein Mensch bedarf dieser Anweisungen. Um die radebrechenden Ungarn, die „Gewissen" sagen und „Gedanken", ober „dahinlebt", braucht sich doch ein deutscher Dichter nicht zu kümmern. ?. 1>.

Bibliographische Notizen.

Tas Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von I>r. Thcobald Zieglei, Professor der Philosophie an der Universität Strasburg. Stuttgart, G. I. Göschen.

Der Verfasser setzt es sich zur Aufgabe, die psychologisckc Bedeutung der bisher so sehr veniachlässigten Phänomen-Gruppe der Gefühle barzuthmi. Nach seiner Meinung tritt jede Empfindung uon genügender Stärke mit einen« gewissen Gefühlston auf, dura, welchen sie sich die Aufmerksamkeit erzwingt. Verblaßt der Gefühlston durch Wiederholung, so wird eine Vorstellung zur theoretischen und objectiven, der scheinbar kein Gcfühlswcrth mehr innewohnt. In ähnlicker Weise wird die Bewegung, welche ursprünglich stets an ein Gefühl anknüpft, durch Abstumpfung des Gcfühlsinomentes zur unbewußt vollzogenen Reflexbewegung. An Hand einer qualitativen (wohl ein wenig äußerlichen) Einthcilung der Gefühle in körperlich-sinnliche, ästhclische,intellectiiclle, sittliche und religiöse, unternimmt es sodann der Verfasser, die verschiedenen Gefühle im gesamnitcn menschlichen Thun und Leiden üllckzuweisen und philosophisch zu verwerthen. Daran reihen sich Betrachtungen über die Gefühlsäußerungen (Bewegungen und Triebe) nnd über die Beziehungen zwischen Gefühl und Wille». — Aus gelegentlichen Bemerkungen entnehmen wir das philosophische Glaubensbekenntnis; des Verfassers: Psnckologie ohne Seele (im Sinne F, A. Langes), psückologischer Eudcimonismus, Determinismus und Pantheismus, Das ganze Buch ist im frischen, gcmeinuerständlickcn Ton geschrieben und bringt manches Anregende neben guten Zusammenfassungen älterer Vorarbeiten (;. B. Hörwicz' Analysen). Leider war der Autor stellenweise mit seinen „nnd" und „oder" allzu unvorsichtig, so daß eine worttlaubenbe, mißgünstige Kritik leichtes Spiel hätte.

2. 8.

Ter Uor».rftscc.<5anal. Von E. Be»

sekc. Kiel und Leipzig, Lipsius und
Tischer.
Wir hatten erst vor Kurzem Gelegen-
heit, ein Buch über die Schnelldampfer au-5
demselbenVerlagc einer günstigen Besprechung
zu unterziehen, durch das vorliegende Wert
bcknndet die Verlagsbuchhandlung ihre be-
sondere Befähigung für das Marinefach.
Das Thema ist ja interessant genug,
handelt doch das Buch von dem größten
scetcchnischen Bauwerk unserer Zeit, welches
noch dazu gerade für uns eine so hohe
nationale Bedeutung hat. — Wir wollen,
um zu zeigen, wie reichhaltig der Inhalt
der vorliegenden Darstellung ist, eine kurze
Aufzählung des Gebotenen geben. Das
Wert beginnt mit einem Ucberblick über
die lange Vorgeschichte des jetzigen Kanals;
alle seine Vorläufer, die nur piojectirten
wie die ganz oder theilwcise ausgeführten,
von deni ältesten, in den Jahren 1391 bis
98 ausgeführten Stcchnitz-Lanal an, werden
besprochen.
Nachdem sodann dasRcickscanalproject,
die durch denselben bewirkte Abkürzung des
Seeweges zwischen Nord- nnd Ostsee und
die dadurch wieber in Aussicht stehenoe Ver-
schiebung des Schisfahrtsuerkehrs genau be-
sprochen ist, handelt eine größere Äeihe
interessanter Capitel von den Bcm- und
Betriebskosten, der Grundsteinlegung durch
Kaiser Wilhelm I., der Bauleitung, der
Arbeiterfürsorge, der Bauausführung und
der für dieselben nothwendigen maschinellen
Einrichtungen.
In einem weitere» Abschnitte folgt
dann eine ausführliche Beschreibung der

fertige!! Schiffahrtsstraße, Lageplan, Profile und Schiffahrtseinrichwngen denelben und im Anschluß daran eine nautische Erörterung der Ansegelungsgebiete des Kanals und Mittheilungen über Betriebseinrichtungen und Abgaben. Den Schluß bildet eine eingebende Würdigung der wirthschaftlichen und militärischen Bedeutung des Eanals. Das Verständnis; sämmtlicher Abschnitte wird in ausgedehntestem Maße durch Karten, Pläne und Skizze» erleichtert, welche theils im Texte veitheilt, theils auf 3 großen Karten am Schlüsse beigefügt sind,

Tic Raupe» dcr Wronichmetterlmnc Europas. Von Professor Dr. E. H o f - mann. Stuttgart, (5. Hoffmann (A. Bleil) 1893.

Das von uns ausführlich besprochene und wahrend seines Erscheinens wiederholt erwähnte ausgezeichnete Werk liegt nunmehr vollständig vor. Wir tonnen das günstige Urtheil, welches wir wiederholt über dasselbe ausgesprochen haben, in Bezug auf das ganze Wert nur wiederholen. Die naturwissenschaftliche Literatur ist durch dasselbe um ein Wert ersten Ranges bereichert worden. ^Vs>.

Tic VildmNl Wic!a»»s. Von I)r. Paul Weizsäcker. Stuttgart, W. Kohl- Hammer.

Tiefes kritische Verzeichnis; der sämmtlichen erhaltenen Bildnisse Wiclauds, von denen 16 in Nachbildung der Brochüre beigefügt sind, hat sowohl für den Liternturfreund als für den Kunsthistoriker nicht unerhebliches Interesse. ?.

Entartung. Von Max Nordau. I Bd. Berlin, Carl Tuncker.

Nur eine Art von Ankündigung des Nordau'schen Wertes kann an dieser Stelle zu schreiben unsere Absicht sein. Das Buch ist zu bedeutend, um ihm mit kurz zusammenfassender Neurtheilung genug zu thun; vielleicht geht es überhaupt kaum an, die ganze Summe seines Inhaltes unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen. Gar zu viel des Für und Wider ruft es wach; gar zu häufig empfinden wir fast erschrocken eine maßlose Ucbertreibung, um dann bald darauf uon der frappirenben Richtigkeit der Behauptungen durchdrungen zu sein. In einem offenen Briefe an Cesare Lombroso, dem auch das Buch gewidmet, und dessen Lehren von dem Begriff der Entartung die Urheberschaft des Werkes zuzuschreiben ist, spricht Max Nordau von der „subjectiv schwatzenden Kritik, die wüthet, daß man ihr nachweist,

wie seicht und unzuständig sie ist," und wenn sein Buch wirtlich nur subjcctive Beurtheilung fände, dann hätte er mit seiner unterschiedslosen Geringschätzung Recht! Allerdings bestände dann noch immer die Thatsache, daß Nordau den Ballen im eigenen Auge nicht ficht, denn durch und durch subjectiu ist gerade sein Buch, das er selbst „einen Versuch wirklich wissenschaftlicher Kritik" nennt, trotz der Unzahl von Eitaten, auf die er sich stützt, trotz einer geradezu bewundernswerthen Polrchistorie, die es verräth, gehalten. Aber es sind wirklich zu ernsthaste Dinge, die er behandelt, als daß ihnen uur mit einer subjectwcn Meinung entgegentreten oder zugestimmt werden dürfte: Beweisführung muß der Beweisführung gegenübertreten. Freilich, gegen Sätze, welche sich ähnlich in großer Anzahl in dem ssapitel „Mnsticismus" vorfinden, wie z. B. — (wir citiren aus dem Abschnitt .Der Richard-Wagner-Dienst") — „Die Liebenden benehmen sich in seinen Stücken, wie toll gewordene Kater, die sich über eine Baldrian-Wurzel in Verzückung und Krämpfen wälzen," oder: „Er der Künstler der Zukunft! Er ist ein meckernder Widerhall der fernsten Vergangenheit. Wagner ist der letzte Pilzling auf dem Dünger der Romantik. —" oder — „Erst als hoher Fünfziger fing er an die Trunkenheit des Weltruhmes zu kennen, und im letzten Jahrzehnte seines Lebens war er nntcr die Halbgötter versetzt. Das macht: die Welt war mittlerweile für ihn — und für das Narrenhaus — reif geworden. Er hatte das Glück gehabt, so lange zu dauern, bis die allgemeine Entartung und Hysterie genügend vorgeschritten war, um für seine Theorien und seine Kunst einen reichen Nährboden abzugeben." Gegen solche Sätze darf man sich von uorherein wenden, weil sie gar zu deutlich deu Stempel tendenziöser Ucbertreibung tragen und höchstens als Drastica wirken können. Das ganze Buch aber empfehlen wir angelegentlich dem gebildeten Publicum, derartige Publicationen dürfen nicht unbeachtet bleiben. Es fprüht darin von Geist; es ist bei aller Einseitig« des Standpunktes ausgezeichnet durch Gedantenweith und eine Fülle belehrender, beheizigenswerther Bemerkungen, und auch wenn es, was sehr oft der Fall ist, zum Widerspruche reizt, gewährt es doch immer die Genugthuung der Beschäftigung mit

allerintercssantesten Fragen. — Wir sehen
mit Spannung der Lectürc des II. Bandes
entgegen. V. ^V.

Tas «tMcnbuch meines Lebens. Von
Dagobert von Gerhardt (Gerhard
umi Anwntor). Breslau, Schlesischc
Buchdrucker ei,Ann st- undVerla gs-
Anstalt U. S. Tchottlacnder.

Ter uns vorliegende erste Band des
Skizzenbuchcs, eine Selbstbiographie des
geschätzten Verfassers, enthält neben einem
Einblick in den Werdegang desselben viele
Anknüpfungen an die Zeitgeschichte und
Erinnerungen an hochgestellte und bedeutende
Persönlichkeiten, mit welchen das Leben ihn
in Beziehungen gebracht.

Wenn wir auch nicht in allen Fragen,
die in deni Buche gestreift werden, mit dem
Verfasser einer Meinung sind, so bekenneil
wir doch gern, doh wir dasselbe mit großem
Interesse gelesen haben und auf die Fort-
setzung gespannt sind. ml.

Wettend — reizend. Roman pou Hans
Hermann, Breslau, Schlesische
Buchdruckerei, Kunst- und Ver-
lags-Anstalt, vormals S. Schott»
laeuder.

Eine Reihe wechselvoller Bilder aus
dem Sport-, Jagd- und Landleben wird
durch die in ihnen vorgehende Entwickelung
von Erlebnisjeu zu einer anziehenden Er-
zählung vereinigt. Kleine Nnwahrschein-
lichtciten der Handlung verzeiht der wohl-
wollende Leser gern mit Rücksicht auf die
Frische und Lebendigkeit der Darstellung.
0.

<5in Prolet«» in lind. Von Oskar
Justinus. Humoristischer Roman ans
dem Berliner Leben. Breslau, Schlesi-
sche Buchbruckerei, Kunst- und
Verlags-Anstalt U. S. Schott-
lacnder.

Oskar Iustinns, als Dramatiker und
Feuillctonist allgemein beliebt, bis ihm vor
wenigen Wochen der Ted unerwartet und
allzu früh die Feder aus der Hand ge-
nommen, hat in seinem nachgelassenen Werke
bewiesen, das; er auch auf dem Gebiete des
Romans etwas zn leisten vermag. Das
Schicksal eines Proletaricrtmdes, von dem
reichen Consul Erdmanu an Kindesstntt
erzogen, aiebt ihm Gelegenheit, das haupt-
städtische Leben in Vorder- und Hinterhaus
zu schildern: aber wie er das Leben über-
haupt mit lächelndem Humor betrachtete,
so sieht er an der Verkommenheit des
Hinterhauses mehr die komische Seite:
Darstellungen des brntalen Elends sind

nicht seine Sache, und doch mus; man seinen
Tnpcu die Lebenswahrheit zuerkennen. Eine
Fülle ergötzlicher Ouivroauos wirken höchst
belustigend, deshalb sei das Buch allen
Freunden heitere rLectürc empfohlen, welches
wir selbst mit dem wehmüthigen Bedauern
aus der Hand legen, daß eine so lebens-
frohe Natur, wie diejenige des verewigten
Verfassers vor der Zeit seiner literarischen
Wirksamkeit entrissen wurde. ml.

Tic Heckenrose. Roman ron Alfred
Friedman!!. Berlin, Roseubaum K
Hart.

Wir sind ein Freund der dichterischen
Fähigkeiten Alfred Friedmanns! In all'
seinen Schöpfungen erkennen wir die ihn!
eigene bedeutende poetische Kraft und er-
freuen uns an der Wärme feines Empfindens
und seines temperamentvollen dichterischen
Naturells. Wenn uun trotz all' dieser
Vorzüge die Bücher Alfrcö Friedmanns
nicht gleichwerthig find, so liegt da« wohl
zumeist daran, daß sein Eonwositions-
Talent nicht Schritt hält mit dem Fluge
seiner Phantasie; was er erschaut, zeugi
stets von echt dichterischer Weitsicht, wie er
es zusammenfügt, lcikt häufig manche Ein-
wände zu. — „Tic Heckenrose" fängt
wunderhübsch an. In der Staffage liegt
stimmungsvolle Plastik und in dm Menschen,
bei aller poetischen Verklärung und Ver-
tiefung, zuerst gesunde Realistik. Es sind
lebendige Tcencn, mit denen die Dichtung
anhebt, die sich zusammenfügen zu einem
Stück voller Wirklichkeit. Das wird aber
in dein Verlaufe der Handlung ganz anders:
da trägt sich Weniges nur noch folgerichtig,
fondcrn sprunghaft zu, und an Stelle
eines organischen Zusammenhanges der
Menschen uud der Verhältnisse, tritt ein
Episodenhaftes, das auf Kosten der Wahr-
scheinlichkeit mir der Wirkung wegen ge-
staltet scheint. Aber recht viel einzelnes
Schönes finden wir in dem Buche überall:
interessante pwchologische Vorgänge; poetische
Schilderungen; vollströmendc Empfindung
und gedankentiefo Auseinandersetzungen,
so da« auch dieses neueste Friedmanu'schc
Buch viele Freunde verdient. .V. >V.

Karl Schnlzc. —)m nenen banse. -^
»ainarina von llinua. Von Georg
Bendlcr. Berlin, R. Wilhelm!.

Drei Novellen, die uach Inhalt und
Form sich über das gewöhnliche Durch-
schnittsmaß erheben; namentlich find auch

die Gespräche überall fein >»>d im Einklang mit dem Charakter der redenden Personen ausgeführt. Der Schauvlatz der beiden ersten ist Verlin, und aus Gegensätzen innerhalb der modernen großstädtischen Gesellschaft erwachsen die dargestellten Conflictc, die in der ersten Novelle zu tragischem, in der Weiten zu versöhnendem Ausgange geführt sind. Die letzte Erzählung besteht au« Tagebuchblättern einer geistvollen Dame, die — auf der Reise in Italien erkrankt — von einem Arzte und einem Priester besucht und von Jedem in seiner Weise umworben wird, am Ende aber einem leidenschaftlich stürmenden Künstler den Vorzug vor Vcidcn gicbt. 0.

Vin WadcU. Künstler-Novelle von Hans v. Basedow. Leipzig. G. A.MüllerK Comp.

Das ist eine recht wundersame Geschichte! Oft will uns scheinen, als ob sie uns nur erzählt würde, um die Gelegenheit zur Polemik zu biete», ob Idealismus, ob Naturalismus berechtigter sei in der Kunst, und überhaupt zu allerlei die Aesthetik der Malerei angehenden Gesprächen. Dann aber fluchet geradezu ein epischer Vollstrom durch die Handlung, so gewaltig und leidenschaftlich, das; er liier und dort die Grenzen des Erlaubten hinwegreißt und zu Situationen führt, .die craß und cnnisch sind. Mau wird das Viichlein mit recht getbeiltcn Empfindungen aus der Hand legen: daß sein Autor aber wirtliches Talent besitzt, wird Niemandem zweifelhaft bleiben.

Gciammelte Zchriftcn von Marie von Cbner-Es chenbach. <> Nbe. Verlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 18W.

Marie von Ebner-Eschenbach ist nicht nur unter allen dichtenden Frauen der Gegenwart in Deutschland die bedeutendste, sie nimmt auch unter den erzählenden Schriftstellern überhaupt eine ganz hervorragende Stellung ein. Gerechte Aner» lennung ist ihr erst verhältnißmäßig sehr spät zu Theil geworden. Lange Jahre hat sie sich vergeblich bemüht, auf dramatischem Gebiete sich Geltung zu verschaffen, bis sie, von der Gleichgiltigkeit des Publicum?, das ihrem edlen Streben nicht die geringste Aufmunterung schenkte, entmnthigt, ihre ganze Kraft der Erzählung und der Novelle zuwandte. Sic hat diesen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Denn mit wachsendem Erfolge bot sie von Jahr zu Jahr dem deutschen Volte immer reifere Früchte ihrer Muse. Aehillick ihrer großen Vorgängerin Annette von Droste besitzt Marie von

Ebner - Eschenbach Fähigkeiten, die sich
sonst sehr selten bei Fraue» finden: vor
Allem die Kunst, Menschen darzustellen,
die Fleisch und Vlut haben, dazu eine
Schärfe der Beobachtung und Kenntnis; des
menschlichen Herzens, die zur Bewunderung
hinreißen. Welcher Gedantenreichthum sonst
der Dichterin noch zu Gebote steht, be-
weisen vor Allem ihre Aphorismen, mit
denen die vorliegende Gesammtausgabe er-
öffnet wird. Wenn wir die sechs Bände
vor uns Revue passiren lassen, staunen wir
nicht nur über die Fülle des Vortrefflichen,
das uns darin geboten wird, wir be-
wundern auch die Selbstkritik der Dichterin,
die eine große Anzahl von Dichtungen
in die vorliegende Sammlung nicht auf-
nahm, deren sie sich unseres Erachtcns nicht
zu schämen brauchte. Auch bedauern wir,
daß von den dramatischen Dichtungen leine
einzige Aufnahme gefunden hat, von denen
einige kleinere dasMittclmaß modernerPro-
duction ganz erheblich überragen. Hoffent-
lich sind diese Dichtungen noch sväteren
Bänden vorbehalten, deren wir bei der
geistigen Frische der Dichterin noch eine
stattliche Reihe erwarten dürfen. X. .7.

HerzcnSlämftfc. Von Ernst Zahn.
Zürich, Th. Schröter.

Mit breiter Anschaulichkeit schildert der
Verfasser die handelnden Personen seiner
Erzählung, Bewohner eines Bergdorfes in
den Schweizer Alpen, am Fuße eines der
schwer zugänglichsten Alpenpässe gelegen.
Wie der beständige Kampf mit den Natur-
gewalten, die in ihr häusliches und Er-
werbsleben immerwährend eingreifen, die
Menschen stählt und widerstandsfähig
macht, so wird auch ihr Charakter dadurch
hart und unbeugsam bis zur Ungerechtig-
keit. An der schroffen Starrheit eines
solchen Charakters geht ein Menschenleben
zu Grunde, eine liebliche Mädchengestalt,
die das Geschick ans städtischen Verhält-
nissen in dieses einsame Bergdorf verschlage!!.
Der tragische Ausgang ihres Lebens wirkt
erschütternd auf den Leser, und nicht zum
Vortheil des Gesammteindrncks ist ein ver-
söhnender Schluß hinzugefügt, der in den
Rahmen des Ganzen nickt reckt passen will
und wohl eine Conccsüon an diejenigen
Leser bedeutet, die ein Nuck nickt gern auö
der band legen, ohne daß am Schlüsse
eine Hochzeit gefeiert wird.

Dem Verfasser müssen wir die schlickte
und markige Kunst der Darstellung nach-

rühmen, Koch besitzt seine Diction eine gewisse Schwerfälligkeit und geht oft zu sehr in die Breite; jedenfalls ist das Buch eine gesunde Lectüre. die auch der heranwachsenden Jugend empfohlen werden kann.

)u»Nier Vlntter. Eine Wiener Vorstadtgeschichte von Ada Christen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Ada Christens Vorstadtgeschichte kann inan ein Gedicht in Prosa nennen. Der Schriftstellerin poetisches Feingefühl, ihre vollendete Kunst, Stimmungen zu schaffen und zn schildern, das Beides uns ihre Gedichte so werth gemacht — in dieser Vorstadtgeschichte ist's in reicher Fülle zu finden! Der einarmige Mann, der das berückend schöne Weib, dessen Lebenswerk nur die Bewunderung ihrer eigenen Schönheit ist, so innig liebt, daß es ihm unmöglich scheint, ohne die „Lene" weiter zu leben: die „Jungfer Mutter," die des Weibes ärgste Schmach, als Gefallene zu gelten, trotz aller Unschuld geduldig auf sich nimmt, eben jenem Manne zu Liebe: die „Strohschneider-Marie," die nur eine Dirne ist und doch sich im Herzen Liebe und Mitleid rein und thatträftig bewahrt — das Alles sind durch und durch poetische Gestalten, und das in realistisch-psychologisch reitiefter Schilderung den Nahmen der Handlung bildende Kleinlcbcn ist gleichfalls poetisch erschaut und poetisch gestaltet. So ist Ada Christens neueste Geschichte ein neuer Beweis ihres poetischen Könnens und gewährt zugleich eine ergreifende und fesselnde Lcctüre. Aber die Poesie ist eben Herzens-, nickt Vcrstandessacke i der „Jungfer Mutter" größte Vorzüge sind glcickzc>tig ihre Fehler: was in dieser Vorstadtgeschichte sich zuträgt, ist in tiefster Empfindung, mit reifem Verständnis; für das polnphone Schwingen der Menschenseele uus erzählt, doch vor welchem Thore Wiens liegt wohl die Vorstadt, wo solche Menschen wirklich leben? Leute aus dem Volke, von denen der Mann die verkörperte Liebe, eine Frau, in herber Keuschheit der verkörperte Schönheitssinn, ein Mädchen, das — ein Engel ist, und eine Dirne, die viel edler denkt und fühlt, als es in den reuommiitcsten Mädckenpensiouaten gelehrt wird, wo sind sie zu finden? Wohl uns, wenn diese Ada Christen'schen Gestalten wirtliche Volts-Tnpen wären: das sind sie leider nicht, aber Zeugcu für ihrer Schöpferin poetisches Talent sind sie alle.

Acnes Glockenspiel. Gedickte von Heinrich Seidel. Leipzig, Liebestind.

Dieses schön ausgestattete Bündchen

bildet den elften Theil der gesammelten
Schriften des liebenswürdigen Poeten Hein-
rich Seidel, Wie in der ersten Sammlung
seiner Gedichte (Band V), so ist auch in
dieser zweiten Ernst und Scherz verbunden-,
sie bietet einfache und herzgewinnende Er-
zählungen, Gelegenheitsgedichte (wie das
bei der Eröffnungsfeier gesungene „Lied
von der Stadtbahn"; den Gruß zu Klaus
Groths 70. Geburtstag u. A.), Lieder für
Alt und Jung, endlich noch Epigramme,
die auch naturalistische Verirrungen der
modernsten Feit mit gesundem Humor
treffen. Mögen sich reckt viele Leser an
dem Büchlein erfreuen! 0.

«Plittcr und «pänc. Aphorismen und
Sorkasmen. Von T. Hack. Leipzig.
Adalbert Fischers Verlag.

Neben manchen unbedeutmden oder
schon dagewesenen Einfällen enthält dieses
niedliche Büchlein viel treffende Gedanke»,
sinnige Wcisheitssprüche, prickelnde Para-
doxen, witzige Bosheiten und Epigramme
verschiedener Art, thcils in gebundener, theils
in ungebundener Rede. Der Verfasser ielbft
bezeichnet seine prosaischen und poetischen
Ein- nnd Ausfälle als: „Aphorismen und
Sarlasmen", „Gnomen", „Frauen-Mei-
nungen und Männcr-Urtheilc", „Stacke!^
Verse" und Grauschriften". Als Proben
seien aus dem anregenden nnd unterhalten-
den Büchlein folgende Beispiele angeführt:

Das Wortspiel ist oft der Geist der-
jenigen, die keinen haben.

Das Weib duldet, wcu» sie leidet, der
Mann leidet, wenn er duldet.

Das neueste Uebel, an dem wir kranken,
heißt Hugiene.

Liebe.

Man sprach zur Liebe: „Schreibe!"
Sic schrieb den eignen Namen.
Man sprach zur Liebe: „Lies nun!"
Sie las den eignen Namen.
Man sprach zur Liebe: „Neckne!"
Sie sann nnd sprach dann lächelnd:
„Das Hab' ich nicht gelernt."

Einem Kritiker.

Ihmselber macht's keinMenschentind ja recht.
Und umgekehrt ist es nicht minder Brauch,
In seiner Kritik macht er Alles schlecht,
In seinem Schauspiel auch. 0. V,

LingeMNßene Lllclwr. Neünrenunss naeli Hu,<v»l!l der Iled»ctlon vorbeiilllten.
^I»o »pr^Lli Onlitumu». Vnn einei» I/n-
me»8e!ie», l»i»e Lüdnizs und H»wLi"in,,n
de« V«lll>»^eiü, Men. », Aeriln,
Xuuci», i), de, Her?., DIn Luen Mr die Müssend.
Hutori«. gelier«, von ü, ^VUizer. 5. HuÜllsse,
?r»eI,t-Hu8ss. mit 184 lün^tr. von ?err»ssnti,
Mrdi n. 8»rtur!o. Ijll«e!, H, Neerlu^.
2»iU>, ?,, ^iberiu« Cmei,»«. IVuuerzpiel in
luul XusüUze». üveit« veiÄnd, Hu«. I^Ipxlß,
(,'. Kei88I!0s,
2»u«mt«I<I'«, 15, v,, drümntiscuer X«e!d»8«.
Nei^usss. von 5'erdi»»nd von 8l>I>r, 8tuttßni't,
^. N, (.'uttu^eiie Lueidi. X^elilolsser.
NsiÄot, N., ^letereolvtnen. NelÄinmelte Xnveiien.
I. Nmd. Vien, (.^. fromme.
2ein«l, ü., tie«el>!rl,te ,!e» I^reu«5!^<!Neu 8tn»tes.
Ileleli i!lu8trin mit Inseln, Leihen und
lextkildern, Lielerunz:!, IIKnelien, Verlag-
Hn8tl!lt lllr Xun.<t un>! Vi88,n,»e!,l>tt vornm!«
t'r. Vluc!lm»,m,
2«inli»iÄ, II., VerKüult un,I verloren. I?om»n,
Dre8den, L, I'ierson,
2«^»«Ii1»», V,, LlUtben^tnlu,^ v»n> Lel'en^veze,
(>e,8»MM. (!ed!e!»te. Illllle, D. 8trieN,
2iI>ll«ttl«Il cler>t«:li«i (3e«!l»I<!llt«. IIer»u83,
v, II. v, 2vledineeK-8I!denl>or8t. 1^. Hbtn.:
Xozer, R^ Xöni^ ^ri«lrlel, der !Irn88e. I, Ld.,
»Ueu Ä»-4I. 3tutt8<>rt. ^. <!. c,>tt!>^el,e
Lucun. K»e>>s<>lMr,
W<»»»!»IUI, (!„ Hin Kote ÜU ilüilund, I?M0 lle-
«eniebte »u» der Kenl>w«wee?.e!t, Nerlin,
Uel>r, ?netel.
2l»n<1«», N^ Aen8el>en »ndVerlle: 1^88av,«, Äit
ein?!» llrnnixnlilld in I.lebwrucli, lrunlilurt
»in Allln, Llter, Hu«t«lt,
2l»»l>, lX Hu« allerlei ?oimrte,i, Verdeut«el,te
»nlmi»<:!i« u, eigene LvrlK, 8tuttB,rt, ,1, <3,
Outti^ene Nucl!l>. X»cdlolsser.
Vis^n»'» 1ili«il«bei», Xleine Hii.«ss»Iie Mr Volk
und 8e!n,le, 2veite, von üielüird 8el„nldtlel„
neuw'urbeltete HnlluM, ,'!. <8<,>iUu^8-) IÄn<I.
^eii>?,i>:, LN,!iu^, Institut.
2«m«N, rr, «,. Hw KI^i,i« IM,.», !?!,l>t I>ü»»
von (,'n. ll»nn«il«r!5, 4, .Vnü, I'iÄni^lult H, N,,
O»I>u»,n», 1,,, Da« !,entiL« 8!xilien. l.'obei'», v.
H. Ilnli^mnn,,, L<>i!i„, ?, Nnttiz:,
<Äliclu«!l, N., <^» im, 2«ü!l 8nnt>tt,e In',« v^!,t,«cnl'
Ubertr, n, (.^IlluteN v,,n ^, .»IlNiinss, L^riin,
r. uuttiF.
c!«tt«l'«:Ii«>7 A»5!«N'^Imnimo!i. Vierter ^l!,!,iss.
Nerouzß. vun Mt» iiniun, Alt !> Xunütiiei-
!»Mn, 8t„ttss»rt, ^, <?, ^ntw^eiie Nneiil,,
vi« Üllll8i«»e D«ut»°lll»,lu!». LetiÄeiitnnss
von einem UeeiiienwiiUer, vi'eüäeu. II. zilnden.
übl»«»N«<:Ii«nb»«Il, il. v., ll!iiube,!8!<i8 ? Dr-
«linInnL. Lerlin, Cedl, I'lletei,
— Ixntti, Hie vurmllelielin, üi?^i!>I»nßi, Dritte

HM. Lerlin, Nebr. ?»etel.
Von einem Vetemnen der Hvßienc. l^eip?^ss,
x. r. rl-lu.
Nn,feUi»«!t, N,, 'lronlen nnH ?nnken, Hpno-
ri«men, Nen!i»prUen« und Duissrlunme. Lr»un-
Lenveiß, H. ^,!mli»e!!.
Nibnvli, L^ Lieder »U8 dem !let««r I^ude,
r»n«>3, VnIKziieder, verdent«e!,t. Uet«, !'»«!
Nven.
üiclln»nn, C>, >» 8«mnae!>. üin 8el>vei»'r?rel-
ne!t»I!ed. Vitten!«^, It. IIerrn«e.
?kl»in^, l>„ In 8tnrme«Iirll»3en. k!In Xlinztier-,
I.!e>«',>!- >„>d striile-IluuiÄn vnin Mrd»»tzee-
XHnlli. Leriin. l>ennd ^ 5ee!>e!.
Ui»«!!»!. ?^ N»»!ieinltti«uen. ziit einem ?ro!»«
von leiix Oürmunn. Leii'üiss, Liter. Xnztllit.
?I?5»i». C»r1«»'», ü,, Mmmtiieiie Ilumane.
LiÄe HMIiellunL, Lielernnss 1, 8tuttss»rt,
I'raneiili^ene Verlaß«!,.
?i»p»i!, 1^ «ekllnnte Ue8ieliter. Lovelle«.
Ueriin, (ledr. ?»et«I.
I°»1<i», 1^ 8ini>8edie!>te, 2ve!te venn. HnNoze.
8tuttMrt, ^. (!. Qit<H'«ei,e Uuciin. H»eulo!Fer,
N»«6sit«, X, II,., lriedrieli der llro»«« und
6eneiÄl L!ui»<>». X»el! der Kizlier «„^edrxelct«»
IIl>n,i!<eI,rift elne^ 2eitzenn«8en. liremen.
Q Ld. Alliier.
<3n»<!s> ü., „Die Le!,end>>« rule ieu!" vre»!en,
D, ?ier»»,>,
<3ollü, R^ Da« Linnmiein», de,< Le!>enü, Iloinll».
vr«8den, L. I'ierzuu.
Niiluiu, NrUder, D,ider n.IIlln»zillre>,en, Uiu8tr.
v, ?. c,r«t ^nlinnn. Lleser,,!,^ 13—16.8tuttß»rt,
Deut8e>!e Veriü^-Hn^tlllt.
Qut«cli, U„ Nie diire>!»Krlll!8eI,e Verll>88un>; im
8i,Ie5eI>,ii,!e der rrnvinüilll^teuer-vireetiunen
!» ?re»88en. llllneuen, II,. He!ierm»n„.
Ulln^u, «,, Keue Nedic!,te. Vien, H, Uartieden.
^»u«!u»«i, .^,, v»cwr I^'ereneüV un,I «ndei«
Xuveilen. N<>riin, Uiblinssr. Nureau.
H«W«1, X. v.. N,>ite!i! I!r^lit>Inn!?e!,. Leriin, (!enr.
Allele!.
Nc>«km»nn, 1!,. Von I'','Ui,>inss ü» rriildlnss,
Liider und 8K!«xen. 2. .Vuü. Lerlin, slebr.
?l>etei.
— Ln,id,<tnrn>. Lr«iI,I>„,ss. ?. .Xuü, I3erli», Nedr.
?»etel.
— v»8 U,v!N!!ll8in,n ?,n 8t»ii>enin!r?. Xoveüen.
^'. .Vuli. Ulrlin, c!<i,r. 1>uetei,
Hörn, 0^ Iluncidnei, d<'8 1»8d-3>»,rt, Äit 2N ^d-
bildnüßen. 2neit,' veri,e>«8erte Xnüllsse. Vien,
.X, Iwnl>'w>>,,
Nuullnsl, I-'l., ^3« Iil88t 8iel> üur ?llesse einer
^'diezenen, eeiit vniliztiiUiniielien Lildnnz; in
den.Vi-beitcrKrewen!!i»„? Neiüiroiinl), 8»!üer.
^I5l>«iic>u. ZI,«Ierne 8!i-eiter. Ilomnu, Dresden
^««tiov, l'., 8,>«!nM!,erl>>. Lin VeeKru5 «» den
LundtÄMvniilen. üerli», Ii>,.«eul>»nm <<c Hart.
5«u»«!N, VV.. ^u! der renerütiitle, «umiln. 3 Lde.
Leipliz. C. Kei!,8ner.
^nluüiiiii, ^., ver >Iie8e!>e<?ss>«»?. Dine Neirlltii!!-

8e8e!>ie!,te, Ijll«,,d, L. 8env<lde,
^u^«n<Uu«t. üenm,»«. vDui U»uM«88e!lu^8«
d«8 L»ver. Vn!!i8«e!!Ul!e!irer'Verein8, sseleitet
von 8e!>. VUII. ^lll,lss. It!. MruderU.
X»lu»ie», !>',, 8oemll8ti8elie und etliwcne Drlie-
liunff Im ,!l>!ire 2U0U. Lerlin, Lidiw^r. Lnre»u,
X«v»«iUn^, Urlüln A., I^xeentrl^cl,. ürliinlimss.
^enli, U. Oztenodle,
— Uedlelite nnd Hplinri8men. Lre8ll>u, üd. ^re-
vendt.
X1»t«ll>»«<!>iei», II,, zioderne Xom»den. ?l!eut«r-
Nom»n. Hutoii^irte deut8e>>e Hu«M>>e v,u>
L. Iiell8t!>dt. Xeuvied, H. 8enupn.
Xi»u«, Ü^Hu8ie8e, 8eK»upieI in vier Hul^Uzen.
Dresden, ü, Pierson.
X«lu»«. H. <Q>ru8 8tern«, Die nordizede »er-
Kunlt der ?r<>M'8lisse dexensst dnren den
Xruß von ?rl>el!»te!l», eine drittt>H!bt«i?end-
M!>l>8e vrliund«. I>'»emr»z ^. d, "lroMnurzen
Xordenrnp»«, Alt ü»li!s Hbdiidunssi'n, NiuMu,
Q riemmiuss.

Xv»lll»eilc«r, II„ Nie «ei,I!>Uei«li«e I.iter»t»r und
ibr pr»liti^el,er >Ve,tb, Nreüd<'„, ?, 11»>m»!^,
I.ll<^c>«r1t«. ^., Ner Opernlüiirer. lextimeb
der lextbiieller, Ilerlin, Veri«^ - .VnÄltlt
I!rm,i»,
iHutVibrli^'» iünütrirtei ,<e!n, ei/.er!?ei,ei' Hb-
re!««li»!ender, I8ÜI, H<'>'n. 18!«,
I^«lült»l0ll, K, O„ Nie deut«eben Niei,t<>r der Ken-
«eil und CeMnnurt, V. Lüiid. I,lelerunss 3.
I«>I>?.iz, Keü»e!rin^,<c!ie üofbuebb,
H««lli«uii«, ?r„ 8elmtt«ubilder, H»5 ,!, Kr<»ti-
«eiien liberzeilt vnn 1^. I', Lertni^, Helllu, 8.
<Ä0»b»o!>.
KlsIülUlKlt, H„ Hein?, Kirebner, Vu» den
Lrieleu einer fintier »» iiire >Iutt«r, Herliu,
Uebr, ?»ete>,
H«?> I>,, Nie üeiliner Gemeinde 8e>!ule und sie
8«!l»ldem„!irl>Ue, ü,'rli„, Niblln^r, Lnrenu.
Hs^ei» H«.l«I > I>«xilion deü »»gemeinen
^Visüenz. In einen, Nitnd. runlt«, ^iu^liel, uin-
sse»rbeltete Hut!. I^iuüii: und Vien, LibiinssiA-
nidzeiieü ^Niditut,, I8Ü3,
HitMsilun^en <l«r sH>Hl«liiu»»<^«»«1I»<üiili't,
I. ^»Iir,:. Oewber u, Knvember 1893. I>!>>xi8,
K. Vnißtiiinder,
II. L»,!>>, Nett X, !>. I^'i,«i«, n. Voilitilinder,
HMIsi, II, l„ Liütrii^e «uin ver^Mndni?« der
!r»8i«cw» K,»!,<t, 1,V!,Il<'Nblltt>>l, I. 2«°l55ler,
ülluMsl, N„ <!e,<el,!el,te der zil>l,!rei im neun-
«ebnten ^nbriuinderl, Lieferung 7. I^lliuelien.
<i, Hirtin Knn^tverlnss,
H«unr«it«r, 8,, Nie I'rlme>,!»>»>^u!,i: nl» ür-
ssebtd».« dez s'l!!tnrl„rt,5elirNt« nel,«t einer
pbvzinlnfl.-uiediein, Kritik der «eibliebe,«
Interinritiit, Nerlin, U!!>!ii>?r, ünrelm,
?»u>i>zil, X,. LminuiMdd „derd»« xnicilnMze
Ve!«,-zilinx-8.v,<ten>. 2iirieli, N, I>eem»nn,
?«lt«l11, K, v., Verlorene» l>ien — Heiliger Uwi,
ü«m«ln in 3 Liinden, Kulu, H, Hin,,
?«tc>n<z, N„ I'eber VniKxvoidlnIirtlieinrieiitunFen
in fren»!eu 8w«ten, in^bezondere In Wne-
»,l,r!<, Nerili,, Iliidiozr, üureilu,
?lu»u» «,ln H«si« a»» I,«!»»». Hntbnlnssie
für üeiüt und Her?, »NK den Werken der
Oü^xiKer »Her Xeiten, Ileranüze^eben vnn
<', OnnteUe unci ,>>'l.'!i!!?.t vun l^r. ij,>ä>>u«tü(!t.
KeueI"u!^e, Xviiüt,' .vnü. I^ipülz, ^. Ijl»>,Ieiier,
?llilipi>, ?,, Veit »n<I I^!>I>„, I>reü,I,>n, ü, I'ierüon,
Nsloil», c>»tcl«ut»«Ii«. NIlitt<>!' xnr lornernnß
<W,'IlUINllnitlit, .i«iuü, II, >'l, I?u, AI, Xn,>iz,'5-
>«iss, ftrau» »^ ^Vetnr.
N«l<:l!, ü,, Id«en» vr«!»en, 18 VurieüUNLün.
Uwzäen, ü. I'ierzn».
N«I»v, ?,, ,I«!«u» (!i,ri»U>» und Zenellietu« um!
ttpinl>?H, ein Lvio.Wzi'nic!,, üerün, LiuIInssr,
üureiiu.
Rsu»n, >',, <!>>^^!,i!'!it,! ,!ez V,!iK<!« I»n«>!, I^ntüüiie
nntorl^, ,Vu^ü«!>e. I','!>er?, v«n ü, 8«!,»<:i»!lv,

«<«, I, «,',!!„, 8, 0,onb»et,,
Rom^nvelt, Nie, >V„o!,en!!e!ilift Nir <I!e er-
2ii!,K>,uI>; I.!!t<>rl!tur ü!!>'l Viiiio'l, I, ,!»nrßi,
«,>lt I, 2. 5, 5wl»Mit, I. s», s'»»H'»o!ie
ü>«.'i,ii, K«e!,su!«<'r,
N,o»««'««i', I', I<„ I'ewr ^luvr, ,!e, VirUi »n cler
^I>i,r, l!!,u> üe^eineiUe »,,!, cieutsclien Helden-
?.,'U, Vie», .'. Ilmile!,,,,,
Ac>»entll»I. I!,, >V,>it>> >!> < summier«, .^u» >Il>m
iiedr. I itext ?.„m >^ten !I»! in Äentsebe
Ileime Lebr2eut. 2«elte .v»N. >'«« VorK,
lue IntvrnMoiHl Kevz <_'«mn»uv,
— N»« I.i»I ,1er I^!e>!er. ^u» <!em uedr, I'rteit
In neue ,Ieut«en« Uelm« sse!>r»clit. Xev-VorK,
1I,e Intern»tln»l>! Ke»8 OinMu.v.
Ilu6c>rt!', 12,, I^>ü«et Lure Kinder ssedeiue«! Lw
V„rt !>» .Vu!t^>r, U»d<Ier!»uu! d, Nieleleid,
Leiiristen-KiederiüM der Hn^mlt Letuei.
8«^»c!lc, .v. >',, (imt v„ Die en^iizoiien vram»-
tiker vor. n«ix>u und ,mel, sbulce^n«!»«. 8lutt-
ß»rl, ^, <?. Q,tw'^e!,e Lneiin, XüelilolMr.
LolmiiÄt, 1^1,. Il2»ci>!!«>. dl« C!i»!emuii>IeKen,
L!n Kuiturbüd »u,< dein!«!m!i»e!!-!!Hvi-w<:n!>i!
^Vllidsse!,irsse, lüt eine»! V,»^«!-! vou Dl.
!I, Olierlnever, üeriin, Verl^iz de« Vereluz
, der N>ic!ierlreu»de.
Zollüiivluül, H, ü., I'eiier I>.<eu und Lildun?,
Vierte, 5<Hr!l ei->?eit. .^uil. !lü„lleH und
»«cliüte» luuüend,, Nr««, I^eu6euuer und
I^ubenüKv.
8IÄ<i^, KniuinerNiden. vi-ezden, 12, Ilerzan.
!3t»««, <7,, üeiißinn und AtUIcKKeit. Lerll»
Libilolir, Uure»u,
8t«!nit««i'. N,, llürenen de» neui,»'ll»t«l> ^»M7-
8t«l», !!, II. >^ NImmen der Nllle. c!ed»nken
über Nutt, l,'»lur »ud I^«!>e,i. XUrleQ, V'er-
lüg von ^8tern'8 Ilter, Luilellu der seQ^ei«^,
8t»ln. N„ ,^,u» dem inaderne» Iiu35l»nd. '2, ?«u«ei!d,
Leriln, 8, ^rnnullcn.
— ?räuinerel«» und (.«diente, I?er!!n, 8.Cix»>bl!c!i.
8tUn»°1i«, sle,Iie1>te. »Itineiien. Nr. 12, Hit»!!-! H: O.
Ls1m«,n!>, K„ Dntei den I>d,m>!l«u, Iluin»»,
^! liieile in eineiu Hände. I^ip^iß, <?. Ntd«^ner,
Lc>l«»»,lii, Q, I3l»r„u, Idi Ildi. I3rn^w und »U5-
!ie!ü««me 8n!dlltenM,«e!,, Nrexden, 13. pier-nn,
>V«i^»i«i, >V^N!Äiul>twe!>e<!edie!!te, sÄvanllro!,.
-^ Onttlried. — ViibiÄnd,! Xe,,e ^u«z»de,
AUneben, <!. l'rltnx^ene Unsd^eidmwlinn^.
— 12.>>«>v8, lieue .^u,«ss, 2XI!ine!,en, <i, lrlln^'«ei>«
llxlbueidinndinu^,
— IlllMiieder, 2, .'U,N. IdUuelieu, II. rnini^clie
Iinsi,uei>!>l>nd!,!n^.
^V«nI<F«i, iL. ^<ie!,t ^ei,ti^ - sondern nur 8pr»<:!!-
lieii?,uriielc?e!>!ie!,e,»! Kinder, <!e>-<>. K. LllUldi.
^ioksi-t, L,, llerr v,>„ «lliier, Ib„u»n, '2. Lde.
I^eiu?,ig, (', liei^ner.
Vsil<!d«i<?, N,, ?i>dt!!el,e Diebe. I>rr«de„.
^VUa«ndn«üi, ü, v„ N,>» ,v»ndeii,de I,ic!,t. >'«-
veiie, tün^eüiorir« süssem. I?,»n«»ibiI,Iiotneii.
1U, .lüiirF. Ivnd 3,> 8lut»^I>rt, ^. I2!M>Iborn.
2elt»o1«1tt, Nlr N?i>ii<,ti»n»i«. 5»!u-L!li>^ I.

8ep»<:,nber 1833, Ijeriin. N. Lile^er,
2»i!«!:Iii!tt tllr NvpüuU»!»«» II, .1«,!ivMi>?.
«etnber 1«13. Ilelt I. Lerlin. II. Ur!e<;er.
2«it»e!u7!kt, ü«eimo,mtlic!>e. Wr liiexIoBe und
Kirebe, Nezr, vnn It. MeKel. 1^. ^»ui-Miix,
8entei»ber, 'Oktober 1893, (^levewnd. I^nei
H l«Ht«II.
2ÜIUIII«!, lr„ 8l»m und X!»nß, Kleine wieder
vun >ieut«e!,en Nie!>ter„ ml! neuen Vi!^«.
/uin 8iuße,> und 8,»e!e„, !Ii! 2eie!u,n„^,'n
dei,l»eber Künstler, 2, .Vull, >,i,>ed!w>>nrz.
I.'l!. ?r. V!e«e?.
2«1»l, N„ llnetor ?!>>!<Äl, 1l»i„»n, ? 8»!>«I«.
Ltuttzüli, Nenlsene Verlü^-HnülÄlt.
Redigirl unirr veron!w»r!!ichleit de» tz«ai>»ge!,lr».
bch!lsi!ck>e »uch»ruck»«i, llnny» und veilagl'Anstnl! ». 3. Sch«l!l»»ndei, Vi«l»».
Unbeiechti«,!« Nachdruck «uz dem Inhal» diel« Zeitschrift untersag». Uel>els»«z»ng«ech! «ideholltii.

^> !I>!!!!!!!!!!!<>>>!!!!!!!!!!!!!!<!»>!> I
>>>>><>!>!>!!>>>>!>!>>>>>>>!>!>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>><!>!>> > >>>>>>.

Litterarischer

VchNljib'Dzchel.

von

Nord und Süd.

1893.

Breslau.

Schlcsisch? Vuchdruckerr!, «ll„st> und »llagS'Anstü»

H

'<!!!,!!! !!,!!!!!!!!!!!!!!!!!!!<!!!!!!!!!!!!!!!!!<!!<>!!

^
^
2oeben erschien im Verlag des VÜllioyrapIilschen Instltulß:
Das DrutsOc Kcich
zur 2rit BiöMrlrcks.
politische Geschichte Deutschlands von 1.8?^ —I,8c)0.
von Dr. Dans VllMI.
^
In l^albleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (5 Fl. 2<? Kr.).
verein
freunile
liefe« seinen Mitgliedern jHl,elich
8 deutsche Vriginnlweele (leine !!edei>
gemeinuersIHndl.missenschi,!!!. til!e>
Äall, flli mee!eljöi,elich Ml, 3,75^
Ausland jzi,r!ich Ml, i8 — süe ne.
hctlele. Ml. 2! für gebundene Vüchee ^
durch die «efch^f!ss!e!!c
Schall H Orund,>
»erlin XV, «ursürstenstr. !?8.
,_
,!
lVIllllll
V»N.< !,I«<«l, liieii «t«,
llselieUnivesZ«!
LlbülltnellHuoii«.
5e«I« «^, »»re >«» n», »»«. f»ei«!,
«l«. leb»!,<, ll»zi!i » 5<il!»n«». «»»»»eilUe»,
^W> f»!i» 8i»««!, l,«>pli», KO^,«»,,r, ,
!,n Ve,!,>u>,> v,„! ^1. ^. l3l»r^»n!t i,, !!<>r!i„
Deutsche Wer!»«» An»«!« In StuNgxr».
Atespeareß dramatiUe Werte.
Uebtlielzl »on schltlll'Litl!!, heraulzegeben «on W. Vechtlhinsll.
I Von» von 941 Teilt» Lei.°8°. H>> beziehen «»s ^l Mnsl!
durch jede Buchhandlung. Preis cleg. zebnnden
V«i1»» von <3«bi1l<lei Nolnle»««« in LsiUn.
^ ^.^^ M. ^^_» ». ^I.^»I^A,1>.^^ !!>e<>m I.^b«e«»„« «>» >!,!,!„ ni«!> s?eice.!ie,>!»,»!
,„„! <l,M>:», »,>»!e !n ,!,>« »!,ei« ^„e„,„>. ///^/,</-/,«c/< //«//»/>,//,>,v/<e .^7»ck/>N. »««>>,»«
^U»»U«.
I!ene!,ol»>l von l'eos, ». 8«>»'«»Ä«^ i„ ,!<>,,n >,n^ l'r,,s, ^. »)»^I«^ in
I!^rü

Verlag der Vchlesischen Nnchdrnckerei, Kunst- »ud Verlags-Anstalt
v. V. Gchottlaender in Vreelau.
.üeulffkeiten lles Inlirez l<M.
Dallestrem, Gnfemia, Grast«
(Frau von Adlersfeld), haideröSlci«.
Roman. Vritte Auflage.
<Lin Vand. Geheftet °^ü q—; gebunden
Dieser Roman ist wohl da« belle Werl bei be>
liebten «triahlerin, deren schönes Talent sich noch
nirgend« reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in
Bauer, Martin, Die Schwestern.
Roman.
Zwei Vände, Geheftet „«. w,—; ge>
bunden »«. <2,—
die Handlung des Romans »an Ansang bis 2nde
DoN-Gl», Ida, SwtlN. Novellen.
Geheftet ^l. ^,—; gebunden ^ 5,—
eine logir und einen psrcholoaischen 5charfbli<l, wie
überhaupt wenigen Schri.!stellern der Gegenwart
eigen ist.
DotzM, Hedwig, Wie Frauen wer-
den. — Werde, die Du bist. Novellen.
Geheftet ^ 5,—, gebunden <K> »,—
Elfter, G., Wajana. Roman aus der
Züdfee.
i, Vand. Geheftet ^ ^,—; fein ge-
bunden ^l, 5,—
, -
Elster, O.. Der 2«l!N »er Sterne
Roman. Lin Vand. Geheftet ^l, 4,—!
gebunden ^l. ?,—
Werl höhere Ziele, als bloße Vefriediouna des Unter» ^.
Ernst, G., Auf heiligem »«de«. Ro-
man. 2 Vände.
Geheftet^. 8,—; fein gebunden ^l. 1,0,— l!?
Der Roman ist das wert eines hohen, freien
«Feistes, der die menschliche Natur, sowohl in den,
leinen Ideen lunstlerische Gestaltung zu geben »»iß. l "
^
Finck, O. T.. Nomantische Liebe und
persönliche Schönheit. «Lntmickelung,
ursächliche Znsammenhänge, geschichtlich« -
und nationale Eigenheiten. Deutsch von
Zldo Brachvogel, 2. (billige) Auf. !
läge. Zwei Vände.
Geheftet ^.1,0, — ; fein gebunden »<i ,2,— ^
kinstimniig hat die Reit!? die wissenschaftliche Ve' ^ i
schaftliche Probleme mit soviel Geist/und Grazie, ini!
oirlgelesenen Montegazza nichr als ebenbürtig ist.
LranKenstetn» Oermine. Da««.
Nische Mächte. Roman mit Venutzung
einer englischen Idee.
2 Vände. Geheftet ^ 8,— ; fein ge-
bunden ^ <o,—
stellern, die das Interesse der leser nicht durch lang
ausgesponnene psychologische Analysen — wie es dem.
puls" Geltung und fo ist ihr Streben vor Allen, daraus
In beziehen durch alle Buchhandlungen des In» und Auslandes.
!!!Il,!!!,!,I!!!!I!I,!!I!!lIlI!!!I!I!!I!I!!I!IlII!!I!!I!II!!!!!I!!I!!!!II!!!I!!!!»I!!I!!!!lI!lI!!!!!!I>I,,!

lll!!>!!!!!!!lllll!!!ll!!ll!!!!!!lll!!!!!!!!!!!!!!!!!ll!!ll!!!!!!!!ll!ll!!!ll!!!!!!!!!!!ll!!ll!lll!!lllll!!lll!!!!l

Verlag der Echlesischen Nnchdrnckerei, Kunst, und NerlagH.Nnstalt
v. 2. Hchottlaender in Nreslan.
«eulgliellen lle.^ Mre5 lllN.

Gerhardt, Dagobert von. (Ger.
hard von Amyntor), Das slizzenbnch
meines Lebens.
Elfter Vand. Geheftet »«.,,—; ge<
bunden ^ü 5,—

Kaiser Friedlich, Wrangelu. U, mit in dieselben
Venufz und lebhafter Antheilnahme,

Glaser. Marie von, Zittergras.
skizzen und Novelletten, 2. Austage.
Ein Vand. Geheftet ^l, ^,—; fein ge-
bunden ^ 5,—

Aussage in kurzer Zeit »ergriffen war, vie Kritik
verfaflerin uerfügt, ihre Fähigkeit, mit wenigen
Strichen eine lharakteriffik zu entwerfen, eine 2itu»>
tion anzudeuten. Die sieinen Geschichten sind zumeist

Instinn«, Oskar, «in Proletarier.
lind, Humoristischer Roman auz dem
Verliner leben.
2 Vände. Geheftet «K ?,50; fein ge-
bunden ^l. 9,50

tindan, Va«l, Vater Adrian und
andere Geschichten.
Inhalt- Vater Adrian, — Wal der
Schusterfriedel auf dem Sterbebette berichtet, —
Ein Land, Geheftet ^l, <,^; fein ge>
bunden »<l. 5,—

festhält, ihn zum Nachdenken iber wichtige Fragen des
Menschenleben» anregt,

Puschkin. A., DubroWSly. Novelle.
Ein Vand. Geheftet ^ 2.—; fein
gebunden ^ 2.—

sehn«? au» der Feder seiner Lnkelin, der Frau Naiholie
oon Vessel, darf bei dem großen Interesse, daz man
bringt, d« Iheilnahme der litterarisch gebildeten
Areise sicher sein,

Pnschmann, Theodor, 3u vftern
in Zpanien. Reiseschilderungen,'
Ein Vand. Geheftet ^l, 5,— ; gebunden
^c <<,-

schill! Persönliche Erlebnisse und historische Rem! >
niscenzen einzufirchten.

Zacher Wasoch, Leopold vo«,
Terla. vie Maus. — Maria im Lchnee.
Novellen.
Ein Vand. Geheftet «K <<,—; fein ge>
bunden °K 5,—

der Form einer künstlerisch abgerundeten Erzählung

In Vtziehen durch alle Znchhandlungen des In« und Auslandes.

!ll!.M.l,M!...l,M<ll!l.lllM!l..<.!lll.ll.!.M

ll!ll»!l»l!»lll!l!l»l!llll!ll!»!l»I!!lIlll»»!l!!l!l!!l!!!!l!l!!!!!!>l»!I!»!!ll<»II!!!!!!!»»!!!W
Verlag der Vchlesischcn Vuchdruckerei, Kunst« «ul» VcrlagH.U»stalt
v. B. Echottlaender in Nreslau.
Neuigkeiten lles Mres lW^j.
Kamar«w, Gvegor, A,» Ab„ru»d.
Roman.
2 Vände. Geheftet ^ !j,—; gebunden
^ U-
rungen russischer Zustünde kennen lernen. Die Sprache
Kchsnthan, Franz von. 3er «e.
neral. Novelle,
Geheftet «K 2,— ; fein gebunden ^ 3,—
lum vornehmlich alz cm Anhänger der heiteren Muse
Verständnis und dichterisch gestaltende Vegabnng be-
sitzt, hat er in dem Schauspiel „Da» goldene Vuch",
überzeugender jedoch in dieser Erzählung bewiesen,
Viola, W., Zweierlei Liebe. Roman,
Ein Land. Geheftet««. ^—; gebunden
Der Uoman ist packend geschrieben und die
Ihema ganz Ln ä« «iöclo ist, darf auf einen großen
ZlrKnnde» zur uen«re» dent-
schen Otteratnegeschichte.
Herausgegeben von langen Wolff.
I. Vriefe v«u Heinrich Heine «n
Heinrich Laube.
Geheftet .«. ^z«; gebunden ^l. 2,W
— ll. Platter «ms dem Wcrtl,cr-»rcis
Geheftet ^ t,>><>: gebunden »<l, 2, zu.
veröffentlich! Lugen U?olff eine Anzahl »übe
uns re RenntniK de» „Ivetzlarer Areises", »heik
Art selbstständigen Genusses auch in cnlturhistorischir
Hinsicht,
zitier und Kilier vgm deutschen Meer.
Gesammelt und herausgegeben
M«öolf GcKart.
Zweite Aufllage. vollständig neu bearbeitet. Cin Vand.
Geheftet ^l. 5,— ; fein gebunden F, »>,—
das herrliche lüecl ihn »n,spo„„e„! sie sei aüen seine» Verehrern und allen Freunden der
Dichtrun!! war,» empfohlen.
ZU beziehen durch llllt Buchhandlungen des In« und Auslnndes.
!!>!»!>!!l!!l!!!ll!ll!!ll»lll!l!Ill!l!l!!l!!!l!l!lll!!l!!!!ll!!l!!!!!ll!lll!!!!!ll!llll!!!!!!!!>!!!»>!>l
6
lü

2!M
"""""..!!>»!!!i!i!..,......!!!!.i,!!i > I,! l!.! l! l! !l!!i !!.lll5 Iü!!„ !!!!!!!!!!!!! D
5, 2i«I«le1H'e V«r1llg in 3«lL?nbe.
— D
ßeniezzt »Hei, anderen Lelbzluutellicbtz'zietlioäe n ge^eniider äen
V<,r«»8 s«r Linl»«nn»it, I,«ioQtf«l8t«nüIiou1i«it uns ^UF«u,«88«nll«it
s«8 lr«ms8pl»<!Q!ieb«n 1'sit«», s«r 8^8t«iu»ti»ou»n vl»Ioxi8i«rni>A ä«8
3«8»mt«n 8»l»enm»t«ri»l8, ä«r ^li>88t«u Nr-
Isiontornn^ inHnei^nunss s«8 nötigten ^r»m>
m»ti8eu«n!l»t«ri»I» unä äe» si« I<si-u1u»t »tet»
»nr«^«nä«n, milbsll»««,,, <!ott«n ?oi-t8onritt8
in ä»i 8pr«ollllini^K«it. L«i nur ärsi V«bnn^8'
8tunä«n in ä«r Voou« virä «8 iun«ri>»lb
vsni^sr Uon»t« ^«s«m mit I>«i«>utiß^«it ß^«.
Iin^«u, «in« froins« 8nr»«n« »ollliltlion unä
Nlluäliou 2n den«ll»en«n.
von H,utuiit»ten tlul »ll«ü <3ebi»ton, linneu
z>rol«880lcn, 1'uüoloßou, .luii^wu, I^elnein,
X»>if1e»t,eu etc, «t«. sl,o.
'^I,,!,,,!?????'^
jIMK«MI!IIIIIÜIIIIIIl»ll»!l»>I!I!!!»»»>I»»!I
I»!!!l»l!l!l!!»!!! !!l!ll!!!!!«»!l!!l!!!l!»!! !»!!!ll»!l»ll!!!!!»»!!!!!lll!l

!V555«

Verlag der Tchlesifchen Nnchdrnckerei, Kunst» und Nerlags.Unftalt
v. V. Tchottlaender in Nreslan.

,

^lllthllllkliit.

Artost'» Käsender Unland.
Illuftriit von Gustav Doli, Mit 8,
Vollbildern auf Uupferdruckpllpiei und
525 lextillustrationen. Metrisch über»
setzt von Hermann llurz, durchgesehen
und herausgegeben von Paul Heyse,
Gebunden in 2 Ganz-Maroquinleder»
bänden ^t. (25,—
Gebunden in 2 Vänden in leinwand
mit lederrncken ^ l2o, -
Gebunden in Ganz - Maroquinleder-
Vand ^ >l2,—
Gebunden in l Rand in leinwand mit
lederrücken ^ lc>5,—

Derich^ über die allgemeine deutsche
Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene
und des Rettungswesens unter dem Pro-
tectorate Ihrer Majestät der Kaiserin
und Königin, Verlin (832—85. Mit
Unterstützung des Königlich preußischen
Ministeriums der geistlichen, Unterrichts»
und Medicinal-Angelegenheiten. Herau«'
gegeben von vi. Paul Vorn er in
Verlin. Mit Titelbild, Portrait, 5itua>
tionsplan und ca. H«x> Teziillustrationen.
5 Vde. Fein gebnnden ^ 52,50

Wnnch. A., DerKonigstochterVraut»
fahrt. Ein Gedicht in (2 Romanzen
Im Versmaß des Vriginals und mit
Genehmigung des Verfassers übersetzt
von E. Jonas. Mit Illustrationen von
lorenz Frölich. In Vriginal-Einband

Gmpteda, Ludwig Freiherr v.,
Vilder aus dem Leben in England.
Mit einer llupfer>Radirung.
Elegant broschirt ^ü ?,50; fein gebunden

Da» malerische Kchweden,
Eine Schilderung in Wort und Bild.
Mit <60 Illustrationen. Aus dem
schwedischen übersetzt von V. Hoppe.
Elegant broschirt °K l2,—; fein gebunden
.«. l5,—

ZeUo, G., Potsdam und Tans-Zouci.
Forschungen und Vnellen zur Geschichte
von Vnrg, ötadt und park. Mit (5 zum
Theil chromolithogr. Tafeln.
Geheftet °<l, lo,—; gebunden ^ <2,—

3>I'lljIlille ZilldeOMn.
und Iieujll!jl5'WOl.

ZaUeftrem, G. ».. Techs Neid»
nachts» und Neujalnsbiicher. Aus dem
Englischen übersetzt.
1) Höhen der Seligkeit, THLler der
Gnade, le«. »<l, —,^n
2) In Lonne und schatten. <6». °<t, —,2z

2) Der lieblingsschwan und andere
Reime. l6«. ^ —^c>
4) verborgene Vlüthen. (K». ^ —.50
5) Cang und Algen. l««. °<l, —,20
6) Junge Herzen und grüne Auen,
viele reizenden, künstlerisch au«efl«tle!en
Vnchelchen <je nach Wunsch mi! Mechnachl»
oder Neujab,«»nnsch »ersehend eignen sich vor.
zuglich al« weihnach!». und Neujahrzgelchenl,
Znttlar, MtnKa V.» Rielchc» und
Tiuchen mit dem Gockelhalin. Mit
l8 Vildern in Vuntfarbendrnck. 4«.
Elegant cartonirt .lt, 2,—
Snttlar. MinKa V., «unte Vlstttr
für Kinder. Mit 2N Vildern in Vnnt
farbendruck. 4». Elegant cartonirt
^ 2,-
Enlenbnrg. Olga zn «nd Lonise
Prensser, .«tinder'Vlumen. Ge>
dichtet und mit l? Vildern in Vnnt
farbendruck illuftrirt. Elegant cartonirt
^. 2,—
Glaser. Adolf. Märchen. mit Illu
strationen von Paul Wendlina. 4".
Elegant cartonirt ^> 2,—
Linda«, Anna, Nene Märchen. «°
Mit l,q vielfarbigen Illustrationen von
E. w. Allers.
Inhal! i Der verloren« s'andschub —
Geschichte ein« allen Regenschirm». — Ein
Ritterdienst,
Elegant cartonirt .«. 2,—
Jedes Märchen ist auch einzeln in hoci'
elegantem farbigem Umschlag zum preise »^"
^ I — z» beziehen.
In beziehen durch alle snchhandlunzeu des In» und Auslandes.

»M<»«^«UW«U»««UU«MHMMWUUU«UUMUMUUz^^»MM»W^DUXU«XMW!<«W
Verlag der Vchlesischen Nnchdrnckerei, Kunst« und Verl«gs»Nnstalt
v. B. Tchotttaender in Nreslan.
l^sshiOs. MoßWijisll clc.
Adlersfell». Gnsemln n., Das
goldene Vuch. Ein chronologisches ver-
zeichniß der regierenden Häupter, herrschen»
der, erloschener und mediatisirter Fürsten'
Häuser Europas, sowie der deutschen
Standesherren. Nach den zuverlässigsten
Vuellen zusammengestellt. Mit einer
Einleitung von Professor Dr. A. llleín»
schmidt in Heidelberg. Elegant drosch.
«,«. ^,50; fein geb »«. 5,50
Biedermann. K., 1815-184«.
Fünfundzwanzlg Jahre deutscher Ge-
schichte, vom wiener Eongreß bis zum
Thronwechsel in Preußen. 2 Vände.
Hochelegant broschirt »«. ?,—; fein geb.
- 1840—187«. Dreifzig Jahre deut»
scher Geschichte, vom Thronwechsel in
Preußen bis zur Auflichtung des Deut»
schens Raiserihums, Mit einem Ruck»
blick auf die Zeit von ;8<5 —»8HN
2. Auflage 2 Vände. Elegant drosch,
^ü to—; fein geb. .«, t2,—
- Mci« Leben und ein Stück geit»
ncschichte 18lH—18ss. Eine Ergänzung
zu des Verfassers „Dreißig Jahre deut>
scher Geschichte". Mit dem Portrait des
Verfassers. 2 Vände. Elegant broschirt
^ !«,—; fein geb. °<t, !2,—
- Fünfzig Jahre i,n Dienste des natio»
»alcn Gedaxlens. i Land.
Elegant drosch. ^ 2,— ; fein gebunden
Garette» A., Erinnerungen aus den
Tuilerien. Aus dem Französischen über,
tragen von Eufemia von Adlersfeld,
geb. Gräfin Vallestrem. 2 Vände,
Hochelegant broschirt «K 8,— ; fein geb.
D«h«, Felir. Vloltle als Erzieher.
Allerlei Vctrachtungen. < Vand.
Elegant broschirt »<l, ^,—; fein gebunden
°K 5,—
Kim««, Ed., Kaiser Friedrich I>l.
Nach dem französischen «Original in die
deutsche Sprache übertragen v. Eufemia
Gräfin Vallestrem sFrau v, Adlers,
feld). Autorisirte Ausgabe.
Hochelegant broschirt ^ 2,—; fein geb.
ßtllilßls, DUM
Bin!lltlll-Sll5zllKll.
An,engvnder. K.» »leiner Mar«.
Novellen, Skizzen und Gedicht«. Minia-
tur Ausgabe. Fein gebunden ^l. H,—
^«denstedt, Fried., 'Ilcucs Lebe«.
Gedichte und Sprüche. Zweite Auflage.
Ein Vand in hochelegantem Vriginal-
Einband ^ ^,2U
G«pp<6e, Lran^ol«, vllvier. Novelle

in Versen, übersetzt von wolff Graf
Vaudissin, mit Einleitung von Paul
lindau »der wolff Vaudisstn. Miniatur»
Ausgabe. Fein gebunden «T, 2,—
GottschaU. Andolf v., vunte
Vlüthen. Gedichte, Hochelegant drosch.
<«, 2,—; fein gebunden »«. 2,—
— Vierlin's Wanderungen. Eine Dich-
tung, 2, Auflage, Elegant broschirt
«K 2,- ; in Vriginal-Einband ^l, 2,50
Jensen, Wilhelm, Vor Sonnen-
wende. Mimatui'Ansgabe. In Vriginal-
Einband ^ 2,20
Laßwitz, Knrd, Vilder aus der 3u>
tunft. Zwei Erzählungen aus dem
2^. und 2y, Jahrhundert, Zweite Aufi,
Miniatur-Ausgabe. 2 Vände.
Fein gebunden ^t. 6,5»
Wusset, Alfred de, Dichtungen.
Deutsch von Martin Hahn. Mit vor»
wort von Paul lindau.
Eleg. drosch. «K H,—; fein geb. <A 5,50
Pvlll«. Elise, Aus der Fremde.
Neue Dichtergrüße aus vieler Herren
länder gesammelt. Zweiter (Stereotyp).
Abdruck. Mit < Titelbild und Facsimile
der Verfasserin in lichtdruck. In Vriginal-
Einband »<l, e,—
— Stimmungsbilder'. Novellen u. Skizzen,
Miniatur»Ausgabe. Fein geb. <-«, ^.50
— Miniaturen und Novellen. Miniatur-
Ausgabe. Fein gebunden mit Goldschnitt
^ 4,50
In beziehen durch nur Suchhundlungen des In« und Auslandes.
A«UW^««UUW«M«W«^UW!<MKMW!<W«UWKU

.Stuttgart, Verlin, Leipzig.
Die
Sklaven-
Karawane.
Von
«all »»»»,
Ein« interessante
und snanxende Vr^öhlung
für die reifere Jugend.
Mi! IN Tondruclbildern,
Elegant gebund«» M. 7,—
OmPjehlcnowcric Hcsigcschcnlc in «c»icgc»cr
^. Unöftattunn. !>
Hu« dem Heden
In den westlichen Indianer-
gebieten.
Von
Urman».
Dritte Auflage. — Mit
1 farbioen Dtelbild »nd
1«! Tondruclbildein.
Eltgant gebunden M?,—.
In»
Vene zlnioersM.
vie interessantesten Vrtni-
düngen und Entdeckungen
»uf allen Gebieten,
Ein Jahrbuch für hau« u,
Familie, besonder» für die
reifere Jugend.
Van» X»V.
Mit zahlreichen londruck-
bildern und Illustrationen.
Eltgant gtbnnd. M. e,?5.
Noch zu haben:
Nand II-XIII ^ M, 6.75,
?B?^ H^! f>',MN
«all «an:
Vcr Mau-rutc
Methusalem.
Ver Sohn des
Wareniägers.
Interessante
für die reifere Jugend.
Ml je 1 farbigen Titelbild ^
. und 16 Vollbildern.
Elegant «cd. 5 M. 7.
Alpenglühen, «^«s<>
Natuiansichten und Wanderbilder von A. V«M Kchweiger
In prachtband gebunden !N. 2«.—
^ cSeimanill. ^
Vwei Jahrtausende denlschen leben«
lnlturgeschichtlich »«schildert »°»
H«!,«nn«« «cher».
Z>«»ch»»«»»nb».
Elegant gebunden M, 7N.—
P«l!,»«n»»»b».
Elegant gebunden W, 20 —
GellaF und Kom
Vine Hulturgeschichte

de« Klassischen Altertum«.
Von
Z«l»b von Mallc.
In «ichsteul Prachtband M. 7N
Dle Vliviera.
Wanderiiele und Winierosnle der
llgnrischen Hoste
«on NiM bi» 2peii».
Von
Professor W»I»ema» <t«»e»
Maler H. «tftcl.
Elegant gebunden N, üö.-
U'llllitltc BMMM.
Die «ntwickelun« der Tonkunst »»» rrnhetien Ämanaen
»uf die Gegenwart «on Vmil Naumann, meilanü ltil,
Proiessor und Hoimussldirelloi. 2 Bände in Vi»5 OctN
Nrei» drosch. M. 18.—, eleg. in Ganzllinwand geb. M, 51
«. M. Ut<ler»
Weltgeschichte.
Uen bearbeitet n»d bi,
»uf die Gegenwart f»rtgeführt uon
Pro,. US»». MüU«.
Dritte Auflage. Mit über 1MN II-
Imitationen. Zu beziehen in ß« Lie-
ferungen 5 4N Pf.,
12 broschierte» Bänden ü M. 2.20,
oder ll gehundlne» Bänden st M. 6.—
Pierers
KonuersotionsleriKon.
Eilbente üluflagt, beraulgegehen
von Iosep!» «ürschnti.
Mit »lnwersal-SprachenleeiKon nach
Professor Joseph «i>rsch»er»»istem.
Zu beziehen in 23« Lief, n 35 Pr„
24 i?»lbbänden » M. 3.25, oder
12 gebundeneu Bänden l> M. 8.5N.
Vom U«r>p«l -^
-^ z«« Ae,«at«r.
Populäre Vorträge
»on
»>-. «. V »«dm.
Mit Iliustratwnen »ou «>. Flick,
V. MüUel. Fr. Hpecht n. 5. '
Eleg. geb. M. 1«.-. bros«. M. !!>.-
^üilic MemO
V
Illunricrte »lulgabe. Herll»»«e,cdtN N°n !»»«>!,!,»
Wildermuib. Illustriert »on Frltz Berg«».
Zu beziehen in 75 Lief. 5 4N Pf., od. IN «leg. gebun». San»»
', M. 4.-. Erschienen lind Band I.-VI.
Der gute Kamera».! MtNM.
Illustr. «naben-Iahrbuch.
Ad. Vll. Eleg. geb. M. »,—
Früher «schienen: «and I
geh. M. 8.—, Vd. II-Vi
geb. ,1 M. ».-.
Das Kränzchen.
Illustr. Mödcheu-Iahrbuch.
«d. v. Eleg. geb. M. ».—
Früher erschienen:
Nd i—IV geb. s> Vl, ",—

^!^.^M^^^^
ls'um ilcc Mlillluenwest.
Ein Jahrbuch
für diefenige Älter»Klasse
der weiblichen Jugend, die
über die eigentliche Rinder-
lektü« hinan« ist.
»und III. Elegant gebund.
M. 6,75.
Früher erschienen:
Ad, I und II 5 M. «.75.
3«l
Ingendgarten.
Eine Festgabe
für Onaben und Mädchen.
Gegründet von
Ottilie Wildtlm««,.
Band XVIII.
Mit 8 farbigen und 20 Ton-
druclbildern, sowie zahle,
Textillustratione«.
Elegant gebunden M. «,7V.
Noch zu haben:
Bd. IX—x vn !t M. 6,75
^!^.^^^.«MD^
von
Ih. «chott.
Mit 6 Fllrheudrncllill
und 1 ltartt.
Elegant gcbund, ?l
Jahrhundert
^^^^^ ^!u hnben in den meisten sl!ch!MdlUM!i.

Imn MW MGzMW
.Stuttgart, Verlin, Leipzig.
5
<,5mpfc!,lt»»wtl«c sseftgcichcnlc i» gcdltgtnci
^!.^<^^Wi^!^^«Ä.^
von
220 8«it. ^l». NK 11I^ioKtärueKsn, 59 Volldiläern u. 200 lextilluztrationsn.
^iirst von ViZmaroK
In?sl»e!>tk»ni! l>«Kun<!«n c>6«r in ül»i>>>« ül, ;U. —
0. W. HI.I.I!I!,8.
Li»« ÜUllWit8lßi8ß <l«l eli <lie 8ell« eil.
H
^^^3^^'<>V"^iv?ft
T^^^
M hoben in den meisten öllchhlllAllligrn.
TTTTT
ii

Verlag der .Schles. NuchdrucNerei, Ilunst« und Vcüalls'Anfillll
v S. Schuttlaender in Breslau.
Werke von 4?aul Lindau.
2,50
2.50
4-
Hängendes Moos. Roman. (3. Tausend.)
Elegant broschier ^l, «.—; fein gebunden ^l. ?.—,
Der Mörder der Frau Marie Ziethen. Ziethen oder
Wilhelm? Nachwort von Dr. Max Neuda. Mit
einem öituationsvlan der «Llberfelder Oertlichkeiten
und einem Grundriß des Ziethen'schen Hauses.
Elegant broschirt °«. 2,20; fein gebunden ^ 2.50.
Herr und Frau Vewer. Novelle. 9. Aufl. Mit einem
Briefe von <Lmil Augier an den Verfasser.
Elegant broschirt ^l. 2.50; fein gebunden X
Mayo. Erzählung. 5. Auflage.
Elegant broschirt °K 4.20; fein gebunden °«.
Im Fieber. Erzählung. 3. Auflage.
Elegant broschirt «<l. 4.—; fein gebunden .«,
Toggenburg und andere Geschichten.
Elegant broschirt ««, 2.—; fein gebunden ^l.
Wunderliche teute. Aleine Erzählungen.
Elegant broschirt >K, ^,20; fein gebunden »«. 2,20
Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen.
Elegant broschirt ^l H.20; fein gebunden ««. 2,20
schau» und Lustspiele.
Elegant broschirt ^ü ^.20; fein gebunden ^l. «.—
Interessante Fälle. Triminalprocesse aus neuester Zeit
Elegant broschirt «< ^.20; fein gebunden »K. 2.50
Ueberfiüssige Briefe an eine Freundin. Gesammelte
Feuilletons. 3. Auflage.
Elegant broschirt ^l, 4.— ; fein gebunden ^i 2.—.
Harmlose Vriefe eines deutschen Kleinstädters. Zweite
vermehrte Auflage. 2 Vände.
Elegant broschirt ^t. «,—; fein gebunden ^ 8.—
Dramaturgische Vlätter. Neue Folge. l.8?5 —l.8?8
2 Vände.
Elegant broschirt ^l. l«.^; fein gebunden ^l. ^2.—
Nüchterne Vriefe aus Vayreuth. ^0. Auflage.
Elegant broschirt <A —.?2: fein gebunden ^i l,.?2
Vayreuther Vriefe vom reinen Choren. „parsifal"
von Richard Wagner. 5. Austage.
Elegant broschirt °«. l.—; fein gebunden ^ü 2.—
Aus dem litterarischen Frankreich. 2. Auflage.
Elegant broschirt ^l, 2,—; fein gebunden ^ «.—
Zu beziehen durch alle Vuchhandlnngen des In» und Auslandes.
GKGWM'
!2